TU
ADESTO

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Neunter Jahrgang

Oktober 1911 - März 1912

Band 1

Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis des I. Bandes IX. Jahrgang*.

I. Romane, Novellen und Gedichte

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

---

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo' und ‚Rundschau'.

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik

VII. Verschiedenes

Seite

VIII. Neues vom Büchermarkt

IX. Unsere Kunstbeilagen

X. Offene Briefe

XI. Kunstbeilagen

XII. Besprochene Bücher und Theateraufführungen

HIEREMIAS

Michelangelo / Der Prophet Jeremias

Hochland, hohen Geistes Land – Sinn dem Höchsten zugewandt

Hochland

[illegible]unter Jahrgang [illegible] 1911

[illegible]kus, der Tor / Roman von [illegible]

[illegible]n einer tannenschwarzen Höhenrunde ist ein [illegible] Hügel. Der hat eine heligebleichte Gra[illegible]haube. Und er trägt ein [illegible]antes Kleid, denn alle Feldfleckchen, die auf seinem sanften [illegible] Gehänge aneinandergestückelt sind, zeigen jetzt ihre Sommer-[illegible] [illegible]e der Morgenseite des Hügels liegt eine kleine Wiese. Die ist [illegible] Teil des sonst [illegible] Talgrundes. Hinten grenzt sie a[illegible] [illegible]steinige Ufer eines breiten Baches. Zwischen ihr und einem [illegible]chsfelde steht auf einer Stufe des Hügels der Baldringerhof. [illegible] [illegible]ne Bau hat wirklich keine ungeflickte Stelle. Aber die Elendig-keit [illegible]nde ist schneeweiß übertüncht. Und seine [illegible] ein [illegible] Pflanzenwuchs. Am [illegible] auf einem [illegible] ein junger Mensch zu dem [illegible]fe geritten. Das [illegible] des Reiters war schön gestaltet, [illegible] und nach dem neuesten [illegible] angezogen.

[illegible]n Schimmel halfterte er an einen Spreizbaum der alten Baufchaft. [illegible] ging er zu dem offenen Scheunentore. In der Scheune saß der [illegible]aldringer rittlings auf einer Schnitzbank. Der große, [illegible] [illegible] glättete einen beinahe schon vollendeten Holz[illegible].

„Ich heiße Egid von Liebruch,“ stellte sich der Junge dem Alten vor. „Und ich möchte meinen neuen Gutnachbarn, den Herrn Markus Baldrin-[illegible] kennen lernen.“ Der Alte [illegible] auf und sagte: „Ich bin der Hans [illegible]ldringer, dem Markus sein Vetter. Der Markus ist nicht daheim. Er [illegible] im Greanzalei drüben, dort tut er dem Schlürchten auf die Kinder

Hochland, hoher Geistes Land – Sinn dem höchsten zugewandt.

Hochland

Neunter Jahrgang Oktober 1911

Markus, der Tor / Roman von Josef Gangl

In einer tannenschwarzen Höhenrunde ist ein waldfreier Hügel. Der hat eine hellgebleichte Granithaube. Und er trägt ein buntes Kleid, denn alle Feldfleckchen, die auf seinem sanften Gehänge aneinandergestückelt sind, zeigen jetzt ihre Sommerfarben. Vor der Morgenseite des Hügels liegt eine kleine Wiese. Die ist der urbare Teil des sonst wildbewaldeten Talgrundes. Hinten grenzt sie an das grobsteinige Ufer eines breiten Baches. Zwischen ihr und einem blühenden Flachsfelde steht auf einer Stufe des Hügels der Baldringerhof. Dieser hölzerne Bau hat wirklich keine ungeflickte Stelle. Aber die Elendigkeit seiner Wände ist schneeweiß übertüncht. Und seine Strohdächer verbirgt ein blütenreicher Pflanzenwuchs. Am heutigen Vormittage kam auf einem Eisenschimmel ein junger Mensch zu dem Baldringerhofe geritten. Das Äußere des Reiters war schön gestaltet, fein gepflegt und nach dem neuesten Brauche angezogen.

Den Schimmel halfterte er an einen Spreizbaum der alten Bauschaft. Dann ging er zu dem offenen Scheunentore. In der Scheune saß der alte Baldringer rittlings auf einer Schnitzbank. Der große, derbknochige Mann glättete einen beinahe schon vollendeten Holzschuh.

‚Ich heiße Egid von Liebrich,' stellte sich der Junge dem Alten vor. ‚Und ich möchte meinen neuen Gutsnachbarn, den Herrn Markus Baldringer kennen lernen.' Der Alte stand auf und sagte: ‚Ich bin der Hans Baldringer, dem Markus sein Vetter. Der Markus ist nicht daheim. Er ist im Greanzalei drüben, dort tut er dem Schlürchten auf die Kinder

acht geben. Wenn du ihn aber einen Herren und deinen Gutsnachbarn heißt, so tust du ihm einen ungerechten Schimpf an. Der Markus ist zu gut und zu christlich, als daß er jemals ein Herr oder gar ein Gutsherr werden könnt'.'

Dieses Duzen und Zurechtweisen beleidigte den Egid nicht merklich. Er antwortete lächelnd und in einem ruhigen Tone: ‚Der Markus Baldringer ist trotz Ihrer Behauptung mein Nachbar und ein Gutsherr. Sein nun gottseliger Großvater, der Herr Ignaz Schwemeiß, vermachte ihm am elften Februar des laufenden Jahres rechtsgültig das Schwemeißergut. Diese Besitzung grenzt in einer fast zwei Kilometer langen Strecke an meine Fluren.'

‚Du lügst halt fleißig', sagte der Baldringer. ‚Den alten Schwemeiß heißt du einen Gottseligen. Und der ist doch bis zu seinem Tod ein gottloser Kerl gewesen. Das Schwemeißergut hat ihm nicht von rechtswegen angehört, deshalb hat er es dem Markus nicht rechtsgültig vermachen können.'

Der Egid lächelte wie zuvor. ‚Markus Baldringer hat sich aber doch auf einer Verlassenschaftsurkunde, an deren Gültigkeit nicht zu zweifeln ist, unbedingt erberklärt', sprach er.

‚Das ist wahr,' sagte der Alte. ‚Wenn er das nicht getan hätte, so wär' ja der Staat dem Schwemeiß sein Erb' geworden. Der Markus will aber diese Hinterlassenschaft so gerecht als möglich denen zurückerstatten, die sein Großvater beraubt und übervorteilt hat.'

Jetzt machte Egid ein ernstes Gesicht und sagte: ‚Ich habe meinen alten Nachbarn gekannt, und ich glaube, daß er nichts unrechtmäßig Erworbenes besaß.'

‚Du wirst wohl so manches glauben, was du nicht beweisen kannst', meinte der Baldringer. ‚Ich hab' den Schwemeiß schon als einen schlechten Kerl verachtet, wie du noch ungeboren warst. Er ist einmal unten auf dem Flachland ein Kleinbauer gewesen. Ein Häusl, fünf Joch Grund und zweitausend Gulden hat er gehabt. Er hat reicher werden wollen, deshalb ist er ein Betrüger geworden. Seinen ersten großen Schurkenstreich hat er an einem notigen Bauern, dem Fahrnsinn, verübt. Als Christ hätt' er dem was schenken, aber beileib nichts nehmen sollen. Der Fahrnsinn hat sich auf seiner Gratschen* kümmerlich hingefrettet. Nur einmal ist ihm ein Glück zugedacht gewesen. Da ist nämlich ein reicher Mann in die Gegend gekommen, der hat heimlich einen Baugrund gesucht. Eine große Papiermühl' wollt' er bauen. Und da hat er einen Grund gebraucht, bei dem auch eine Wasserkraft zu haben war. Dann war ihm des armen

* Gratschen = kleine, schlechte Bauernwirtschaft.

Fahrnsinns Feld der geeignete Platz, denn das ist neben einer gefällsstarken Flußstell' gelegen. Jn einem Wirtshaus hat er's zuerst verraten, daß er dem Fahrnsinn den Grund zusamt der Hütte abkaufen möcht'. Er hätt' dem armen Bauern so viel gegeben, daß der aus dem Elend in das Glück gekommen wär'. Aber da war zum Unheil just der Schwemeiß in dem Wirtshaus. Der hat dort ganz still dem Reden zugehört. Dann ist er zu dem Fahrnsinn gegangen, der von dem Papiermüller noch keine Ahnung gehabt hat. Der Fahrnsinn war damals gerade nicht weniger im Gefrett als wie sonst. Und deshalb war er froh, daß ihm der Schwemeiß das Anwesen um eintausendachthundert Gulden abgekauft hat. Jn einer kurzen Zeit darauf hätt' er sich freilich aus Reu und Leid umbringen mögen, denn da hat der Papiermüller dem Schwemeiß viertausend Gulden für das Feld und für die Hütte gegeben. Was sagst du zu diesem ersten Stücklein?'

Der Baldringer sah den Egid erwartungsvoll an. Der junge Mensch zuckte leichthin die Achseln und meinte, dieses Gebahren des Herrn Schwemeiß sei kein Schurkenstreich zu nennen. Gegen ein solches Kaufen und Verkaufen könne ja vom gesetzmäßigen Standpunkte aus nichts eingewendet werden.

Eine solche Rede erzürnte den Hans Baldringer. Er maß den Städtischen mit verachtungsvollen Blicken und sagte: ‚Weil du dich über ein solches Geschäft nicht empören kannst, so mag ich nimmer mit dir reden.' Dann ging er über die Tenne in den Hof hinein. Egid hätte von dem Alten gerne mehr erfahren; deshalb ärgerte ihn diese Beendigung des Gespräches. Er war auf die Baldringer schon lange neugierig. Sie waren ihm so geschildert worden, daß sie in seiner Meinung gerade jenen Sonderlingsarten zugehörten, welche er am liebsten verspottete. Aber er kam heute weniger seiner Neugier und Spottlust als ernster Ursachen halber hieher. Auf dem Schwemeißergute mehrte sich nämlich seit dem Ableben des Alten eine Verwahrlosung, welche teilweise schon der Musterwirtschaft Egids gefährlich wurde. Deshalb wollte Egid dem Markus Mahnungen und Ratschläge erteilen.

Er besah nun eine Taschenlandkarte, um zu erfahren, wo das Greanzalei liegt. Aber auf dieser Karte waren gute, altbayrische Ortsbenennungen verhochdeutscht. Das Greanzalei* hieß auf ihr Grenzallee, und diese wenig treffende Umbenennung verwirrte den Egid. Da hörte er von dem Hofraume her eine starke Frauenstimme, die dort in einem guten Deutsch zu dem Baldringer sprach: ‚Jch habe euer Gespräch gehört. Jetzt will ich mit Herrn Liebrich reden.'

* Greanzalei. Greanz'n = Gerinnse, Bachrinne. Alei = kleine Rodung, Waldwiese.

Darauf antwortete der Baldringer so laut, daß ihn der Egid leicht verstand: ‚Rede wie's dich gelüstet, meine liebe Nanni. Man soll die Weiber reden lassen und soll dabei wissen, was man zu tun hat.‘

Das Weib entgegnete: ‚Du weißt nicht, was du zu tun hast. Deshalb bist du ein Narr.‘

Gleich darauf sah der Egid sie vor sich. Sie war groß und sehr fett. Ihr Gesicht war trotz vieler Falten ebenmäßig, und auf ihm blieb auch dann der Ausdruck eines großen Selbstbewußtseins vorherrschend, wenn sie so wie jetzt freundlich lächelte. Wie eine Waldbäuerin sah sie nicht aus, denn sie trug falsche Haare und ein feinzeugenes lichtes Gewand.

Egid lüftete vor ihr den Hut, und sie sagte: ‚Ich bin die Frau des Baldringers. Wenn Sie jetzt nach der weiten Reise in meiner schlechten Behausung ein wenig Rast halten würden, so wäre mir das ein Vergnügen.‘

Egid fragte: ‚Glauben Sie denn, daß mich Herr Baldringer Ihre Gastfreundschaft genießen ließe?‘

Jetzt sahen es die beiden, daß der Baldringer von einem Seitentürlein des Hauses gegen den Wald hinschritt. Die Frau meinte schmunzelnd: ‚Er geht. Damit will er Sie zum Eintreten bewegen. Mehr dürfen wir von ihm nicht verlangen.‘

Nun gingen die beiden in das Haus. Das war innen schöner als außen. Seinen viereckigen Hof nahm freilich größtenteils ein Düngerhaufen ein. Aber der war ordentlich geschichtet, und er roch nicht übel, weil er zumeist aus kurzgehacktem Fichtenreisig bestand. Zur Sommerszeit wurde nämlich in den Ställen des Baldringerhofes kein Stroh gestreut.

Zwischen der Düngerstelle und den Hofwänden lag ein sorgfältig gefügtes Granitplattenpflaster. Und diese Steinplatten waren reiner gescheuert als in manchem Hause die Küchenschüsseln. Der Baldringerhof hatte drei niedrige, kleinfensterige Stuben, die sich links von dem Flure aneinander reihten.

Die erste Stube war bäuerisch eingerichtet. Aber ihre drei größten Schränke erfüllte ein wertvoller Bücherschatz. In ihrer linken Vorderecke stand auf einem zwei Ellen hohen Kalksteinsockel eine marmorne Abbildung des Praxitelischen Hermes.

In der rechten Vorderecke hing ein großes hölzernes Kreuz. Bilder oder sonstigen Zierat gab es an den vier lichtblau gefärbten Wänden nicht. Die Baldringerin veranlaßte den Egid dazu, an einem Tisch Platz zu nehmen. Dann ging sie in die Küche, kam aber gleich wieder zu dem Gaste zurück. Während sie den Tisch auf eine Art deckte, die nur in den Häusern der Reichen üblich ist, sprach sie sehr viel. Zur Einleitung sagte sie: ‚Seit fünf Jahren war kein gebildeter Mensch bei uns. Sie werden

mir es daher nicht verübeln, wenn ich nun einen ungewöhnlichen Vertrauenseifer zeige.' Dann gab sie ihm mancherlei von ihrer Herkunft und von ihrem Lebenslaufe zu wissen. Dabei log sie gar viel, obgleich sie davon überzeugt war, daß sie fast lauter Wahres erzähle. Sie hielt eben alle Menschen, von denen sie sprach, für ganz anders, als sie waren. Und sie irrte sich deshalb so viel, weil sie sich selbst am allerwenigsten kannte. So oft es ihr möglich war, zeigte sie auch bei dem Reden ihre neuzeitliche Bildung. Deshalb verlängerte sie die Erzählung mittelst eines undeutschen Wortwustes auf eine unvernünftige Weise. Es war ihr nun hauptsächlich darum zu tun, daß sie der Egid für eine Frau halte, die in ein großstädtisches Leben gepaßt hätte. Er bekam ihrer Redensarten wegen wahrhaftig eine höhere Achtung vor ihr. Ging er doch meistens mit Menschen um, die sich auch so neugebräuchlich wie die Baldringerin ausdrückten.

Das Wesen des Baldringers schien ihm zwar einer größeren, aber durchaus nicht so ernsthaften Betrachtung wert als wie dasjenige der Frau Nanni. Er glaubte, daß ihr ein feinerer Ehemann gebührte. Aber da hatte er unrecht, denn der Baldringer war für die Nanni immer zu gut gewesen.

Die zwei Alten waren nun schon seit fünfundzwanzig Jahren verheiratet. Sie hatten einander in einer großen Stadt gefunden. Der Baldringer war aber nicht auf der Weibersuche dorthin gekommen, sondern einer berühmten Hochschule wegen. Er war sehr lernbegierig gewesen, und er stillte diese Gier einigermaßen. Eine Brotstelle, die ihm damals angetragen worden war, überließ er einem ärmeren, der sie besser brauchen konnte; denn er war bei seinem Lernen zu der Meinung gekommen, daß derjenige am leichtesten gerecht sein kann, der sich sein Brot selber erbauert, und der dazu sonst keinen Helfer braucht als den lieben Herrgott. Und er wollte ein Gerechter werden. So ging er denn heim in seine Bergrunde und wurde ein Bauer.

Die Weiber würde er in der Stadt nicht viel angesehen haben, wenn die sich ihm nicht vorbedächtlich bemerkbar gemacht hätten. Die Nanni hatte sich eher in ihn verliebt, als sie ihm aufgefallen war. Sie gebrauchte ihre Augen viel munterer als wie der ernste Baldringer, der bei seinem Denken meistens geradewegs vor sich hinsah. Mit Mühe und Kunst brachte sie es so weit, daß auch er sich in sie verliebte. Aber trotz ihrer Verliebtheit kam es zwischen den beiden zu keiner rechten gegenseitigen Achtung.

Als es die Nanni vernahm, daß er ein Bauer werden wolle, hielt sie ihn nicht mehr für recht gescheit. Sie aber wurde in seiner Meinung eine eitle Törin, als er sah, wie sie an dem großstädtischen Wesen hing. Und so heirateten sie einander nur der Sinnenlust wegen.

Noch ehe sie ihm dann in den Baldringerhof folgte, gab es manchen argen Streit zwischen ihnen, und das ging hernach so weiter. Langsam leuchtete es ihnen aber doch ein, daß sie einander die Gesinnungen nicht verkehren konnten. Schließlich lebte ein jedes der beiden seiner eigenen Überzeugung gemäß, und sie stritten dann hauptsächlich nur noch, um sich gegenseitig zu ärgern und weil zwischen ihnen ein übereinstimmungsvolles Reden schwer möglich war.

Ihrer Ehe war ein Mädchen, die Benna, entsprossen. Die war jetzt zwanzig Jahre alt. Eine Zeitlang hatten die Zweie gemeint, die Benna werde sich für eines von ihnen entscheiden müssen; aber sie entschied sich für sie beide. Und sie verfügte sehr bald derart über sich selbst, daß die Eltern um sie nicht viel streiten konnten.

Nun lebte aber auch noch Markus, ein Brudersssohn des Hans Baldringer, bei dem Ehepaar. Er hatte in seinem elften Jahre beide Eltern verloren. Sein Vater, der Joseph Baldringer, war ein guter Mensch und ein tüchtiger Arzt gewesen. Dumme und schlechte Leute hielten ihn für leichtsinnig, weil er so gut war, daß er seiner vielen bettelarmen Kundschaft keine Zahlung abnehmen konnte, und weil er infolgedessen selber arm blieb. In der Stadt, in welcher er lebte, ließen ihn die Reichen deswegen fast nichts verdienen, weil er sich so viel mit den Armen abgab. Da er wirklich vornehm war, wurde er nicht zu den Feineren seines Standes gezählt. Seine Frau hatte ihm bei seinen guten Werken wacker geholfen. Sie war das einzige Kind des Schwemeiß. Als sie den Arzt geheiratet hatte, war das ihrem Vater recht gewesen, aber dann gefiel dem Alten das christliche Tun der beiden nicht. Er wollte, daß sie so wie er geizen sollten. Weil sie ihm nicht gehorchten, sagte er sich von ihnen los und bezahlte seiner Tochter auch die Mitgift nicht völlig aus, die er ihr versprochen hatte.

Als die Zweie tot waren, wollte Schwemeiß seinen Enkel haben. Aber der Arzt hatte gewünscht, daß sein Bruder Hans die weitere Erziehung des Jungen übernehmen solle. Diesem Werke widmete sich Hans Baldringer dann auch sehr eifrig, und es wurde ihm leicht genug, denn er und der Markus liebten einander. Die Nanni hatte der Baldringer nicht befragt, ob er den Markus annehmen solle. Aber der schöne Junge gefiel ihr gar bald. Sie hätte denn auch gerne an seiner Erziehung mitgewirkt, aber der Baldringer ließ sich keine Mühe verdrießen, ihr diese Lust zu vertreiben. Das gelang ihm jedoch nicht ganz. Als der Markus sah, wie es zwischen den beiden Eheleuten stand, ließ er sich von der Muhme nicht viel beeinflussen.

Jetzt war sie schon längst davon überzeugt, daß ihn der Baldringer zu einem Narren gemacht hatte, und sie empfand deshalb ehrliches Mitleid mit dem Markus. Darum redete sie ihm in der letzten Zeit so oft als

möglich zu, daß er das Schwemeißergut übernehme; aber sie redete zu einem Tauben. Das klagte sie nun am Schlusse ihrer Erzählung dem Egid so eindringlich, daß sich dieser in seinem Empfinden mit ihr zugleich gegen die zwei Baldringer ereifern mußte.

Während sie noch klagte, ging die Türe auf und Benna kam herein. Sie brachte ein großes Anrichtbrett, auf dem kalter Rehbraten, Obst und Wein waren.

Der Mutter sah die Tochter fast nicht ähnlich. Sie war so blühschön und kräftig, wie das nur Menschen sein können, die ihre Kost nicht vom Zwischenhändler haben und die auch in einer Luft wachsen, in der nur recht wenige andere atmen. An ihrem prächtigen Leibe hatte Benna ein blaugefärbtes Leinengewand, das nimmer einfacher sein konnte als es war.

Egid von Liebrich wurde es gleich sehr heiß, als er die Benna erblickte, was sich an seinem Gesichte verriet. Er wurde rot. Trotzdem kehrte er die Augen lange nicht von ihr ab. Ihr Anblick war ihm ein gar zu lustvoller Genuß.

Benna bemerkte es, obgleich sie ihn zunächst nur flüchtig ansah, und Frau Nanni bemerkte es nicht minder. Die Tochter wurde von seinen Blicken auf eine ganz neue Art erregt und verwirrt. So war sie bisher noch nicht betrachtet worden. Sie kannte nur bäuerische Männer, und denen verbot schon allein die Scham ein solches Schauen.

Die Mutter, der es schmeichelte, daß er ihre Tochter so besah, stellte die beiden einander vor. Benna reichte ihm die Hand und dachte, daß er ihr die mehr oder minder stark schütteln oder drücken würde. Er küßte sie wollüstig und mit einem Schein von Ehrfurcht auf die Finger. Sein Benehmen stürmte förmlich überwältigend auf ihre Sinne ein. Sie hätte ihm gerne gesagt: ‚Das war der erste Handkuß, den ich bekam. Und der ist nicht höflich gewesen.‘ Aber sie wußte, daß daraufhin die Mutter zuviel geredet hätte. Deshalb schwieg sie, lächelte aber ganz unwillkürlich ein bißchen wehmütig.

Die Zweie sahen dieses Lächeln, aber sie verstanden es nicht.

Egid begann zu essen. Er hatte Hunger und blickte trotzdem begehrlicher auf die Benna als auf den Braten.

Benna nahm nun das Anrichtbrett und ging in die Küche. Als sie draußen war, seufzte Egid und sagte: ‚Genehmigen Sie mir ein ehrliches Geständnis!‘

Frau Nanni nickte.

‚Mir ist der Gedanke entsetzlich, daß so ein Menschenkind in dieser Einsamkeit verblühen soll, ohne gesehen worden zu sein und ohne eigentlich gelebt zu haben.‘

Frau Nanni jammerte: ‚Und ich darf kaum mehr darauf hoffen, daß ich sie aus dieser Wildnis fort und in das richtige Leben bringen könnte.‘

‚Sehnt sie sich von hier fort?‘ fragte Egid.

‚Nein, leider nicht,‘ antwortete Frau Nanni. ‚Sie fühlt sich hier unglückseligerweise glücklich. Schreiben Sie das nicht der Unbildung des Mädchens zu. Ich habe Benna so erzogen, daß sie gewiß nicht in diese Wildnis paßt, aber sie nahm auch einige Meinungen ihres Vaters an und von denen wird sie hier festgehalten. Wenn sie die Stadt kennen lernen möchte, so könnte er ihr das nicht verwehren, aber sie bildet sich ein, daß sie die Welt so weit aus den Büchern kennt, als das für ein Weib nötig ist. Daß hier in diesem Bergloche nicht einmal der ihr vom Schicksale zugedachte Mann sie finden könnte, das darf ich ihr nicht sagen, denn sie will ja jetzt überhaupt keinen, und sie ist entrüstet, wenn man von derlei spricht. Später wird sie vielleicht einer unserer halbwilden Waldbewohner kriegen. Dann wird sie es freilich einsehen, daß sie mir hätte gehorchen sollen. Wenn der Markus das Schwemeißergut übernähme, so ginge sie als seine Haushälterin mit ihm, und da würde sie auch zu Menschen kommen, denn das Schwemeißergut liegt ja knapp vor einer großen Stadt. Aber der Narr wird ja die schöne Erbschaft verschenken.‘

‚Ich werde mich um sein Vertrauen bemühen‘, sagte Egid in einem eifrigen Tone. ‚Vielleicht kann ich ihn dann dazu überreden, daß er das Gut behält.‘

Frau Nanni wollte ihm diesen Vorsatz herzlich gutheißen, da erschien jedoch die Benna wieder in der Türe. Drei Schritte weit vor der Schwelle blieb sie stehen und fragte freundlich zu Herrn von Liebrich gewandt: ‚Darf ich Ihrem Rosse Hafer und Wasser geben lassen?‘

Er antwortete: ‚Ihr braves Sorgen entzückt mich, aber ich hab' mein Roß vorhin im Walde gefüttert und getränkt.‘

Benna machte eine kleine Verbeugung und wollte wieder hinausgehen, aber die Mutter bat: ‚Sei so gefällig, Benna, und hole so schnell es sein kann den Markus.‘

‚Recht gerne‘, sagte Benna und eilte hinaus.

Egid stand rasch auf und sagte: ‚Ich kann es nicht dulden, daß Ihr Fräulein Tochter meinetwegen diesen Weg macht.‘

Frau Nanni meinte aber, der Weg schade der Benna nicht. Sie laufe so leicht wie ein Reh. ‚Und vielleicht bringt sie den Markus zu ihrem eigenen Heile zu Ihnen‘, fügte sie mit Nachdruck hinzu.

Egid fügte sich jedoch den Worten der Frau nicht, nahm vielmehr hastig seine Kappe und lief in den Hofraum und rief mehrmals Bennas Namen, denn er meinte, daß sie noch irgendwo im Hause sei.

Als sie sich aber auf sein Rufen nicht meldete, ging er zum Scheunen-

tore hinaus. Da sah er, daß sie schon auf einem Raine des Hügels dahinlief. Er stürmte ihr nach. Sobald sie ihn hinter sich nachkommen hörte, blieb sie stehen. ‚Sie dürfen sich für mich nicht zu einem Boten erniedrigen', sagte er. ‚Als meine Führerin möchte ich Sie aber dankbar annehmen. Ich allein fände wohl den Herrn Markus nicht leicht.'

Benna antwortete: ‚Sie könnten in der Schlürchthütte nicht mit ihm reden. Er pflegt dort drei Scharlachkranke, und er möchte niemand einer Ansteckungsgefahr aussetzen. In unser Haus kommt er dann so wohlgereinigt, daß er hier des Scharlachs wegen nicht zu fürchten sein wird. Wenn ich ihn wie jetzt zu rufen habe, so tue ich das fünfzig Schritte weit von der Schlürchthütte.'

Benna meinte ihm das vernunftshalber sagen zu müssen. Lästig war ihr seine Nähe durchaus nicht. Der Egid gefiel ihr trotz seiner zudringlichen Höflichkeit nicht übel.

Er sagte nun: ‚Ich gehe mit Ihnen bis zu jener Stelle, von welcher Sie den Markus rufen.' Dabei bot er ihr seinen Arm.

Da lächelte sie ein bißchen spöttisch und sagte: ‚Sie wollen mir eine Ehre nach der andern erweisen. Die letztere kann ich aber doch nicht annehmen. Es ist Ihnen wohl unbekannt, daß in der hiesigen Gegend so ein Arm-in-Arm-Gehen nicht zu den ehrsamen Gebräuchen gezählt wird. In dieser Landschaft hängen sich nicht einmal zwei Leute, die zu ihrer Trauung gehen, so aneinander; nur Alte und Bresthafte lassen sich hier derart führen. Hier gilt noch manches andere von dem, was draußen in der Welt zu den sogenannten feinen Sitten gehört, gar nicht für fein. Sie werden es mir als einer Hiesigen nicht verübeln, daß mir so ein Aneinanderhängen auch nicht gefällt.'

Egid, dem es leid tat, daß er um das Vergnügen dieser Zutraulichkeit gekommen war, sagte: ‚Ihr Geschmack wird sich ändern, und es hat keinen rechten Zweck, wenn Sie sich länger nach den Gebräuchen richten, die auf diesem Gebirge üblich sind. Sie werden ja keinen hiesigen Bauern heiraten.'

Benna schupfte die Achseln und schwieg. Hernach sagte sie: ‚Ich weiß es, daß mich Ihnen meine Mutter anders geschildert hat, als ich bin. Sie hat Ihnen gesagt, daß ich infolge meiner Erziehung in die Stadt gehöre und daß ich zu einem neuweltlich denkenden Manne passen würde, und jetzt sehe ich, daß Sie ihr glauben. Sie sollten es aber schon wissen, daß die Gute in einem Irrtum ist. Ich will es ihr deshalb nicht erklären, wie ich erzogen bin, weil ihr das zu viel weh täte. Ihnen kann ich es sagen, daß ich sehr gut zu den hiesigen Bauern passe, und daß ich mit Stadtleuten schier über alles streiten müßte.'

‚Kennen Sie Stadtleute?' fragte Egid in einem etwas spöttischen Tone.

Benna antwortete: ‚Nein. Aber was ich davon weiß, das hält mich ihnen fern.‘

‚Ich bin ein Städter‘, sagte Egid. ‚Was mißfällt Ihnen an mir? Antworten Sie aufrichtig! Sie zählen sich ja gewiß zu den Aufrichtigen.‘

Sie antwortete ihm zuerst auf die letzten Worte seiner Rede: ‚Nein. So hoch denk' ich nicht von mir. Aber ich will jetzt aufrichtig sein, weil Sie es verlangen. Als ich Sie zum ersten Male sah, mißfiel mir zunächst Ihr Anzug. Betrachten Sie mein Gewand; an diesem ist kein unnützes Säumchen oder Bändchen. Meine Vernunft verbietet es mir, so etwas Unnützes zu tragen. Sie sind ein Mann, und ich würde gerne in Demut daran glauben, daß Sie vernünftiger sind als wie ich. Aber da ist nun Ihr Anzug auf eine gar lächerlich umständliche Weise zugeschnitten, und es sind sogar Ziernähte und Bügelfalten daran. Ein ernsthafter Mann entwürdigt sich, wenn er solches Putzwerk an sich trägt.‘

Egid entgegnete: ‚Vor der heutigen Allgemeinheit entwürdigt man sich beinahe am meisten, wenn man auf solches Putzwerk verzichtet.‘

‚Das weiß ich wohl‘, sagte Benna grimmig. ‚Und wer dieser närrischen Allgemeinheit gehorcht, der gehört zu ihr und ist ein Narr. Es tut mir leid, daß ich Ihnen das sagen muß.‘

Egid lachte. ‚Weil Ihnen das leid tut, so glaube ich nun, daß Ihnen doch etwas an mir gefällt‘, sagte er. Dann fragte er in einem Tone der fröhlichen Zuversicht: ‚Nicht wahr, aber sonst gefalle ich Ihnen?‘ Dabei wollte er ihr in die Augen sehen. Aber Benna schritt nun rasch vor ihm her.

Sie kamen soeben auf ihrem Gange an das Ende des Raines und in das bewaldete Tal. Hier unten führte zwischen großen Steinen und dichtem Templholze* ein Steig dahin, auf dem nicht zwei nebeneinander gehen konnten. Egid ließ ihr den Vortritt. Reden konnte er nicht, denn er mußte zu fleißig auf den holperigen Weg achten. Als er aber auf ein weniger rauhes Bodenfleckchen gelangt war, rief er: ‚Weshalb wollen Sie mir die schöne Wahrheit nicht eingestehen?‘

Benna antwortete, ohne sich nach ihm umzuwenden: ‚Sie fragen mich jetzt so, als ob ich eine der Damen wäre, an deren Schmeichel Sie, wie ich merke, gewöhnt sind. Ich könnte Ihnen aber vorderhand nicht mit der mindesten Schicklichkeit etwas Schmeichelhaftes sagen.‘

Dann ging sie so schnell über den schroffigen Waldgrund hin, daß ihrem Begleiter das Nachfolgen schwer genug wurde.

Sie kamen nun bald zu einem abgeholzten Teile einer steinigen Bergunse. Zwischen dem Gesteine wand sich ein schmales Wiesenband hin. An dem unteren Wiesenende stand das kleine, hölzerne Schlürchthäusl.

---

* Templholz = der bei hohen Bäumen stehende junge Aufwuchs.

Benna blieb am Waldrande stehen. Dann nahm sie einen Stein und klopfte damit an einen dicken Föhrenstamm, daß es einen starken Hall gab.

Egid folgte ihr nicht bis zu der Lichtung, denn er dachte: Wenn mich der Markus hier sieht, so möchte er sich vielleicht den Gang zum Baldringerhofe ersparen und hier mit mir reden. Und dann könnte es geschehen, daß auf dem Rückwege zu dem Baldringerhofe die Benna nicht mehr bei mir wäre. Es lag ihm jetzt an nichts so viel, als an dieser Begleitung.

Zu dem Mädchen sprach er: ‚Der Herr Markus soll mich erst in Ihrem Hause sehen.‘

Benna erriet aber die Gedanken Egids und sagte: ‚Ich werde dem Markus Ihr Hiersein nicht verheimlichen. So einer Falschheit wäre ich nicht fähig. Es tut mir leid, daß Sie sich schon jetzt an ihm versündigen wollen.‘

Egid fühlte sich ein wenig beschämt und trat an die Seite Bennas. Nun ging die Türe des Schlürchthäusls auf, und der Markus Baldringer wurde den beiden in dem Türrahmen sichtbar. Dabei neigte er sich nach vorwärts, denn er war länger als die Türe. Seine Gestalt hatte trotz ihrer Größe das schönste Ebenmaß und trug jetzt keine anderen Hüllen als ein weißes Leinenhemd und kurze Bockslederhosen. Markus war beinahe dreißig Jahre alt, aber wiewohl schon ein richtiger Mannessinn aus seinem Gesichte sprach, blühte er doch noch so wie ein Achtzehnjähriger. Er hielt den Egid zunächst für irgend einen wegen der Erbschaft kommenden Staatsdiener.

Nun rief die Benna: ‚Hier ist ein Herr, der mit dir reden will!‘

Darauf rief der Markus dem Egid zu: ‚Schreien Sie halt das, was Sie mir sagen möchten!‘

Egid schrie zurück: ‚Ich möchte mich traulicher mit Ihnen verständigen, als das schreiend möglich ist. Kommen Sie in den Baldringerhof! Ich erwarte Sie dort!‘

Markus antwortete: ‚Ich kann nicht so weit von hier fort. Warten Sie hier am Walde! Ich komme bald frisch gebadet und frisch angezogen zu Ihnen.‘ Darauf trat er schnell in die Hütte zurück.

‚Ich gehe!‘ wandte sich Benna zu Egid. ‚In der Gegenwart eines Weibes können zwei Männer einander nicht richtig vertraut werden.‘

Mit diesen Worten lief sie davon. Egid wäre ihr lieber nachgerannt, als daß er auf den Markus wartete. Ohne sich noch einmal umzukehren, eilte sie auf dem steinigen Waldpfade heimwärts. Während Egid, ungehalten über sich selber, weil er sie nicht dringlicher zurückgehalten hatte, noch nach jenen Baumstämmen sah, hinter welchen sie entschwunden war, erschien Markus wieder im Türrahmen und rief: ‚Ich kann nun doch nicht

zu Ihnen. Die Kinder geben mir keinen Urlaub. Wenn Sie aber zu uns wollen, so legen Sie das Übergewand an, das hinter dem Häusl auf der Wäschstang' hängt!'

Ohne eine Antwort abzuwarten, zog Markus sich in das Innere der Hütte wieder zurück. Dem Egid behagte es zwar nicht recht, daß er so vor die Wahl gestellt war, aber er versäumte nun doch eines Entscheidens wegen keine Zeit, sondern ging gleich zu der Wäschestange hin. Dort hingen ein blaugefärbter Zwillichkittel, zwei große hirschlederne Handschuhe und zwei mächtige Flößerstiefel. Egid besah diese Sachen, und als sie ihm rein erschienen, zog er sie an. Er brauchte sich nicht zu plagen, um mit seinen Schuhen in die Stiefel zu kommen. Dann schleppte er freilich die Beine so schwer wie der ungeschlachtste Bauer, und er hoffte dabei, daß ihm der Markus dieses gefügige und mühselige Entgegenkommen nicht zu gering schätzen werde. In dem dunklen, kühlen Flur klopfte er so sanft an die Stubentüre wie einer, der beileibe niemanden schrecken möchte und gerne zum Warten gewillt ist. Markus öffnete. Egid wollte recht leise eintreten, aber da bemerkte er es, daß die Stube einen weichen Lehmboden hatte und daß hier deshalb ein fester Tritt noch weniger zu hören gewesen wäre als auf dem dicksten Fußbodenbelage eines Herrschaftszimmers.

Durch drei Fensterchen empfing jetzt der kleine Raum viel Sonnenlicht, welches hier an den rauchfangschwarzen Holzwänden und an der armseligen Einrichtung nichts zu verschönern fand.

Rechts von der Türe stand ein kleinfältig mit Lehm verpickter Kachelofen, und neben diesem war ein aus vier Zaunpfählen und etlichen unbehobelten Läden zusammengezimmertes Bett. Unter einer weiß überzogenen Tuchent lag hier ein blondköpfiger junger Mensch. Der war vom Fieber rosenrot. Die goldig bewimperten Augenlider hatte er fast ganz geschlossen, und er vermochte sie nicht zu öffnen, weil sie entzündet und angeschwollen waren.

‚Markus!' rief er nun, ehe die zwei jungen Männer einander anreden konnten. ‚Bleib' da!'

Markus ging rasch an das Bett und sagte: ‚Ich will ja gar nicht fortgehen.' Egid trat neben den Markus hin. Er sah zuerst ehrlich besorgt auf den Kranken und dann dem Markus fragend in das Gesicht. Markus verriet es auf keine Weise, daß auch er um den Jungen voller Sorgen war, und sagte in einem fast lustigen Tone: ‚Etliche kalte Wickeln muß er halt noch kriegen, oftet* ist er gesund. So einen großen Kampl** wie unseren Gallei wird doch so eine Kinderkrankheit nicht lang fuchsen können.'

* oftet = nachher. — ** Kampl = Kämpe.

Dann ging er mit dem Egid zu der nächsten Liegestelle, die zwischen dem Bette und der Fensterwand zu ebener Erde aus Stroh, Leintüchern und Kotzen hergerichtet war. Auf den Kotzen saßen halb angekleidet zwei blasse, magere Kinder, ein fünfjähriger Bub und ein dreijähriges Mädchen. Um die beiden herum lag allerlei Spielzeug, das ihnen der Markus angefertigt hatte. Jetzt sahen sie mit ihren großen, blauen Augen den Egid furchtsam und den Markus vertrauensvoll an.

‚Der Andresl und das Tinerl', stellte Markus die beiden vor. ‚Es hat ein kleines gefehlt, so wären uns die zwei fortgegangen. Jetzt bleiben sie wieder.'

‚Aber der Peperl ist zu der Mutter gangen', erzählte der Andresl.

Es lag dabei der Ausdruck eines hoffnungslosen Jammers in dem weichen Kindergesichte.

Den Egid erschreckte und entsetzte es wahrhaftig, daß diese Kleinen keine Mutter mehr hatten. Er sah nach der anderen Seitenwand, an welcher in einer aufgeklappten Siedl* mit dick verbundenem Kopfe leise wimmernd ein neunjähriger Bub lag.

‚Das ist der Hansi, dem ist vom Scharlach ein Kopfleiden zurückgeblieben', sagte Markus.

Dann bot er dem Egid neben dem Tische, der in der linken Fensterecke stand, einen Stuhl an.

‚Gehört der Große dort auch zu den Geschwistern?' fragte Egid, indem er nach dem fiebernden Gallei zeigte.

‚Nein, das ist dem Schlürcht sein Bruder', antwortete Markus. ‚Ein fester Holzknecht ist er schon und hilft dem armen Witwer brav werken. Wie im Vorjahr die Schlürchtin gestorben ist, waren fünf Kinder da. Das Jüngst' hat sie sich gleich geholt, den Peperl hat vor drei Wochen der Scharlach hingerafft.'

‚Wie hat denn diese garstige Krankheit in diese gesunde Gegend gefunden?' fragte Egid.

‚Das weiß man nicht', antwortete Markus. Er wußte es wohl, daß der Hansi den Scharlach aus der Dorfschule nach Hause gebracht hatte, aber er wollte das nicht laut werden lassen.

Hansi hatte den beiden zugehört. Jetzt kehrte er sich auf seinem Lager der Wand zu und weinte. Markus ging zu ihm. ‚Was ist's denn?' fragte Egid.

‚Es kommt ihm zeitweis' um den Peperl so ein heißes Weh', sagte der Markus.

Der Gallei rief nun: ‚Er quält sich auch derart mit der dummen Einbildung, daß er uns krank gemacht hat, als ob er den Scharlach ganz aus

* Siedl = ein als Bett und als Sitzbank benützbares Einrichtungsstück.

seiner eigenen Niedertracht und nicht aus der Schul' her hätt', und als ob es auch nicht Gottes Willen gewesen wär', daß der Peperl gestorben ist. Und dem kleinen Dickschädel ist nichts auszureden.'

Bei dem Sprechen hatte sich der Gallei stark ereifert und war nun arg erschöpft.

Der Markus hatte unterdessen sanft und leise zu dem Hansi gesprochen und ihm dabei den Kopf gestreichelt. Jetzt sagte er: ‚Grein' nicht, Gallei! Er ist ja eh schon wieder ganz gescheit.' Dann setzte sich Markus dem Egid gegenüber und sah ihn so an, als ob er sagen wollte: ‚Jetzt kannst du dich zu erkennen geben.'

Egid lächelte ein bißchen und sagte: ‚Ich hoffe, daß Sie nun schon ein wenig neugierig auf mich sind.'

Während diesen Worten bat er auch mit der Sprache seiner Mienen förmlich um Vertrauen, und er glaubte selbst daran, daß sein Bestreben, sich den Markus geneigt zu machen, den besten Gründen entsprang. Markus antwortete ihm wahrheitsgemäß: ‚Ich hab' Sie vorhin aus der Weite für einen Steuereinsammler oder für so etwas ähnliches gehalten. Es war nämlich schon mancher derartige Gestrenger wegen dieser Erbschaft, die ich noch nicht gesehen hab', bei mir. Seit ich Sie aber näher seh', glaub' ich wirklich, daß ich Ihnen zuerst unrecht getan hab', und werd' wirklich allweil neugieriger auf Sie.'

Egid sagte: ‚Das freut mich so sehr, daß ich mich wirklich vor Ihnen gar nicht vorstellen will. Ich bin deswegen zu Ihnen gekommen, weil Sie nicht zu mir gekommen sind. Sie schulden mir als Ihrem Gutsnachbarn Egid Liebrich seit etlichen Monaten einen Besuch, und ich wartete seither täglich auf Sie. Das Schwemeißerhaus ist dem meinen das nächste, es ist mir seit meiner Kindheit lieb, und ich möchte einen mir lieben Menschen dort haben. Ich war sehr neugierig auf Sie; wenn ich aber geahnt hätte, wie Sie mir gleich gefallen würden, dann hätte ich Sie nicht so lange in diesem Walde gelassen.'

‚Sie werden mich dengerst hier lassen müssen', sagte Markus. ‚Es tut mir aber leid, daß Ihr Haus nicht in unserem Wald ist. Eine Zeitlang werd' ich allerdings in Ihrer Nachbarschaft leben. Ich will das Schwemeißergut und diejenigen, denen es gehört, kennen lernen, weil ich es ja ehrlich verteilen will. Ich hätt' die Teilung schon vollbringen sollen, denn es sind einige, die das nötig brauchen, was auf sie entfällt. Aber da hat mich der Schlürcht zu den Kindern gerufen.'

‚Weshalb denn gerade Sie?' fragte Egid ein bißchen spöttisch lächelnd.

‚Nun, weil halt grad niemand in der Näh' ist, der zum Krankenpflegen geeigneter wär als ich', entgegnete Markus.

‚Könnte denn der Schlürcht nicht selbst seine Kinder pflegen?' fragte Egid.

‚Nein,' antwortete Markus, ‚dazu wär' der wirklich zu ungeschickt. Er muß täglich in die Holzarbeit gehen, sonst käm' eine Not in das Häusel, die vielleicht noch grausamer als die Krankheit wär'.'

‚Hat denn der Schlürcht keine weiblichen Verwandten, die sich da annehmen könnten?' forschte Egid weiter.

‚Nein', entgegnete Markus. ‚Zwei verheiratete Schwestern hat er wohl, aber die können aus ihrem eigenen häuslichen Elend nicht fort. Wenn jetzt die Dorfweiber nicht grad den Flachs zu jäten und die Erdäpfel zu harken hätten, könnt' er ja vielleicht eine finden, die ihm aus Mitleid hierher ging, aber jetzt glaubt doch eine jede, das Flachsjäten sei wichtiger als alle christliche Barmherzigkeit.' Dann fügte Markus leise flüsternd hinzu: ‚Es stünd' freilich manche gleich hier ein, wenn er sie dafür heiraten möcht'. Er ist einer, den die Weiber trotz seiner zerrissenen Hose gerne sehen. Aber unter allen, die ihn möchten, ist keine, die auch seine Kinder wahrhaftig gerne haben könnt' und die ehrlich der Meinung wär, daß er den Kleinen die meiste Lieb' schuldig ist. Nur seinetwegen täten sich die der Kinder annehmen, und das wär' nicht das rechte. Er sieht das auch ein, und deshalb heiratet er der Kinder wegen nicht. So pfleg' ich auch deshalb die Kranken, damit ihm das Ausharren nicht gar zu schwer wird. Wenn wieder alle gesund sind, dann treibt ihn seine Hauswirtschaft nicht zum Heiraten. Der Hansi betraut dann die zwei Kleinen wirklich besser, als das manche Stiefmutter tät'.'

Egid hielt es für unklug und für lächerlich, daß sich hier Markus so aufopferte, aber er gab ihm mit keinem Worte unrecht und dachte: ‚Jetzt könnt' es dich zu viel erschrecken, wenn ich dir meine Ansichten offenbaren würde; aber bis du auf dem Schwemeißergut sitzst, dann will ich dich in die Schule nehmen. Und ich will es schon machen, daß dir dein Gut lieb wird.'

Egid hatte nun schon drei Gründe, aus welchen er den Markus als Gutsherrn sehen wollte. Sein erster und stärkster Wunsch war es, daß die Benna auf dem Schwemeißergute wohnen möchte. Hernach lag ihm auch sehr viel daran, daß er durch die Verteilung der Schwemeißergründe nicht etliche Kleinbauern zu Nachbarn bekam, und dann wollte er den Markus wirklich auch deshalb in seiner Nähe haben, weil ihm dieser gefiel. Zu den Worten des Markus nickte er nur, als ob er sie für selbstverständlich hielte. ‚Wann hoffen Sie von hier fort zu können?' fragte er dann.

‚Etliche Wochen werd' ich schon noch hier bleiben müssen', meinte Markus.

‚So lange mag ich nicht auf Sie warten', sagte Egid. ‚Ich habe in

meinen Diensten eine sehr brave alte Frau, die würde solange, als es nötig ist, die armen Kinder pflegen. Ja, so machen wir's; morgen abend kann Frau Brädling schon hier eintreffen.'

Die drei Kinder und der Gallei hatten nun den Egid gehört und gerieten in große Aufregung. Gallei und Hansi fuhren allzugleich von ihren Betten empor.

‚Ich laß' mir von keinem Weib nachwarten!' rief Gallei. ‚Nicht mit einem Handgriff laß ich mir von so einem Weib helfen!'

‚Ich auch nicht!' rief Hansi ganz verzweifelt und verzagt. ‚Wenn du nicht dableibst, Markus, so —'

Er fiel laut weinend in seine Polster zurück.

Jetzt begriff auch der Andresl, was da vorging, und schrie aus Angst um den Markus, so viel er konnte. Der jämmerliche Lärm erschreckte Tinerl, daß sie ihn mit ihrer ganzen Stimmkraft vermehrte.

‚Da sehen Sie es selbst, daß ich Ihr gütiges Angebot ablehnen muß', sagte Markus, indem er aufstand und zunächst zu den zwei Jüngsten hinging, um sie zu beruhigen.

Egid war nun über die vier Kranken nahezu entrüstet und sagte in einem belehrenden Tone: ‚Wenn man auf gute Menschen angewiesen ist, als wie ihr, da muß man sich schön fügen und bescheiden und darf nicht eigensinnig sein.' Dann fügte er hinzu: ‚Sie haben Ihre Pfleglinge zu sehr verwöhnt, Herr Baldringer.'

‚Nicht doch', sagte Markus, der unterdessen Tinerl auf seinen Arm genommen hatte. ‚Die armen Hascherln steifen sich ja eh auf nichts. Daß sie mich so gern haben, das ist schon recht und freut mich auch. Sie sollen sich deswegen keine rechte Lieb' und Gefühligkeit abgewöhnen müssen, weil sie so arm sind.'

Aus diesen Worten hörte Egid eine Bitterkeit, die ihn daran denken ließ, daß ihn der junge Baldringer ähnlich wie der alte abfertigen könnte. Er wollte nun etwas Begütigendes sagen, aber da schrie ihn der Gallei an: ‚Geh' fort! Du willst eh nichts Gutes da! Ich kenn' dir's an, daß dich der Teufel hergeschickt hat! Den Markus willst du versuchen! Geh'!'

‚Geh'!' schrien auch der Hansi und der kleine Andresl allzugleich.

Der Gallei bot nun in seinem Fieber und in seinem Zorne einen beängstigenden Anblick. Egid erschrak und geriet in Verlegenheit, so daß er nicht gleich etwas zu sagen oder zu tun wußte.

Markus setzte Tinerl nieder und eilte zu dem Gallei. Der Fiebernde kniete auf dem Bette. Die Tuchent hatte er bei seinem Auffahren zu Boden geworfen, und der nasse Wickel war von ihm abgefallen.

Karl Joh. Becker-Gundahl/Die Schwestern

‚Jetzt hast du dich aber dumm vergessen, Gallei!‘ rief Markus. ‚Wenn wir uns nicht tummeln, kriegst du gewiß gleich einen Schüttelfrost!‘

Er wollte den Gallei in die Tuchent wickeln und auf den Tisch setzen, um nachher das Unterbett in Ordnung bringen zu können. Aber der junge Mensch fügte sich nun nicht und schrie: ‚Eh' er nicht fort ist, geb' ich keine Ruh'!‘

‚Ich auch nicht!‘ schrie der Hansi.

Markus sah den Egid lächelnd an und sagte: ‚Die Zweie sind wirklich nur jetzt in ihrer Krankheit so grob.‘

‚Ich will Ihnen das glauben, und damit sich Ihre Pfleglinge nicht zu sehr selbst schaden, so will ich denen weichen‘, antwortete Egid und reichte dem Markus die Hand. Markus merkte es wohl, daß sich Egid von ihm gekränkt fühlte. ‚Sie sollten es mir nicht verübeln, daß ich gegen diese Armen nicht ungerecht sein kann‘, sagte er.

Egid entgegnete: ‚Sie sind nun gegen die Kinder und auch gegen mich ungerecht. In der Strenge, welche Sie nun diesen Kindern gegenüber haben müßten, wäre die mir gebührende Liebenswürdigkeit gelegen. Aber ich verzeihe Ihnen. Wenn Sie nur so bald als möglich in Ihrer neuen, schöneren Heimat eintreffen, in welcher Sie gewiß dringender zu tun haben als hier.‘

Er ging nun schnell hinaus, weil er sah, daß den Gallei wirklich schon der Schüttelfrost anfiel.

Nachdem er sich der erborgten Kleidungsstücke entledigt und an einem Brunnentroge, der vor der Scheune stand, gewaschen hatte, ging er wieder zu dem Baldringerhofe. Er glaubte, daß er dort die Benna wiedersehen werde; als er aber zu dem offenen Tore kam, erblickte er den Hans Baldringer, der gerade über den Hofraum zu der Flurtüre schritt.

Egid tat einen leisen und doch schweren Fluch. Dann setzte er sich auf sein Pferd und ritt heim.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Briefwechsel des Kardinals Diepenbrock mit König Friedrich Wilhelm IV.*

Von Heinrich Finke

König Ludwig von Bayern hat Melchior von Diepenbrock neben Geissel als den bedeutendsten deutschen Kirchenfürsten seiner Zeit bezeichnet; sicherlich war Diepenbrock die eigenartigste Erscheinung des an Charakterköpfen reichen deutschen Episkopats um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Eigenartig vor allem sind seine Jugendgeschicke, die uns wie ein Stück unverfälschter Romantik anmuten: Als Sproß

* Man vgl. hiezu die Werke Diepenbrocks, besonders seine Hirtenbriefe (1853), die Biographie von Förster und Reinkens, sowie meine Schrift: Zur Erinnerung an Kardinal Melchior von Diepenbrock (1898). Außerdem allerlei Material in den neuen Werken von Pfülf über Kardinal von Geissel und Bischof M. E. von Ketteler. Zusammenfassungen in dem Buche von Schnabel, der Zusammenschluß des politischen Katholizismus in Deutschland im Jahre 1848 (1910).

Es sei mir gestattet, auf die Quellen für die Jugendgeschichte Diepenbrocks noch einmal kurz einzugehen. Förster und Reinkens schöpfen aus den Erzählungen einer dem Kardinal befreundeten Dame. Auf eine in gewissem Sinne authentische Quelle hat kurz ein alter Bekannter Diepenbrocks, der Arzt Sterneberg, in der ‚Alten und Neuen Welt' 1879, und habe ich ausführlich hingewiesen in der genannten Schrift. Es sind noch vorhanden 9 Schattenbilder, die die Hauptetappen der Jugendgeschichte des Kardinals roh, aber mit einer ausgezeichneten Gabe für Charakteristik humoristisch darstellen. Sicherer Tradition zufolge sind sie von Clemens Brentano entworfen. Dazu existiert ein gleichzeitiges, die Bilder schildernbes Gedicht. Der Bänkelsängerton — ich zitiere eine Strophe, die noch nicht zu den schlechtesten gehört:

Als Kind im vierten Jahre,
Die Pfeife in der Hand,
Hielt'st du schon am Altare
Die Predigt ganz charmant.

oder:

Tönt die Kriegstrompete
Durchs ganze Preußenland,
Nach Frankreich an der tête
Ziehst du als Lieutenant.

ließ mich an der Verfasserschaft Brentanos zweifeln. Doch möchte ich diese Zweifel nicht aufrechthalten. Den Verhältnissen entspricht viel besser, daß beides, Bild und Gedicht, von Brentano stammt. Das ganze muß, da ein ‚Chorus' dabei vorkommt, vor größerer Gesellschaft aufgeführt sein. Wann? Es existiert ein zehntes Bild von gleicher Größe, aber anderer Technik, das einen auf der Totenbahre liegenden Domherrn — Diepenbrock — vorstellt mit einer dem Holländischen nachgeahmten Inschrift:

Die in zijn Leven
Van ik weet niet wat
En weet niet woe geschreven.

Trennen wir die ersten Bilder von diesem letzten, so könnte die Aufführung Ende der zwanziger Jahre stattgefunden haben; nach neueren Informationen und Untersuchungen über den Aufenthalt Brentanos in der Heimat Diepenbrocks ist es aber

einer kinderreichen Patrizierfamilie des münsterländischen Städtchens Bocholt 1798 geboren, verbringt er seine erste Jugend in der Einsamkeit der Heide, Sanddünen und Eichenwälder, ist mit neun Jahren schon aus zwei Erziehungsanstalten, in Velen und im Schloß Wilkinghege bei Münster, aus der einen wegen seiner wilden Tollkühnheit heimgeschickt, aus der andern entlaufen, sitzt mit zwölf Jahren im französischen Lyzeum zu Bonn im Karzer, während seine Studiengenossen dem großen Imperator zujubeln, und wird auch dort wegen Indisziplin entlassen. Seine Schwärmerei für Napoleon ist damit endgültig vorbei, nicht aber seine Sehnsucht nach großen kriegerischen Taten. Schon soll der Vierzehnjährige in der Christnacht 1812 an der Überrumpelung Wesels durch seinen Verwandten, den General von Borstell, teilnehmen, da vereitelt eine plötzliche Rheinanschwellung den Überfall. Ein paar Jahre darauf darf er als Leutnant des Borkener Landwehrbataillons den Zug nach Landau mitmachen; eine Reihe Anekdoten kursierten früher in seiner Heimat über seine ungestüme Tapferkeit, wie er aus einem unter lebhaftem Feuer genommenen Turm die Glocken und mitten aus dem Feind einen verwundeten Soldaten herausholt, aber auch über allerlei jugendliche Exzesse, Duelle und Unbotmäßigkeiten, wobei er es nur der persönlichen Beliebtheit bei seinen Chefs zu verdanken hatte, daß er nicht zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt wurde, sondern freiwillig seinen Abschied nehmen konnte.

Verbittert, vereinsamt, anscheinend religiös gleichgültig, verlebt der Jüngling auf dem Familiengute Holtwick unruhige Tage; allen Ernstes denkt er an eine Übersiedelung nach Amerika. Da erscheint Sailer: er findet den vor ihm Fliehenden an einsamer Stelle, und ein kurzes Gespräch entscheidet über Diepenbrocks künftiges Leben. Die innige, warmherzige Religiosität, welche Denken und Handeln seiner Eltern beseelt, bricht nun auch bei ihm durch, um von jetzt an sein ganzes Wesen zu bestimmen und zu verklären. Er wird Priester.

* * *

Priester und Dichter: als solcher weilt er seit 1823 an der Seite des gemütstiefen Sailer in Regensburg; seine Heimat Westfalen hat er seitdem nur vorübergehend wiedergesehen. Innigste Seelengemeinschaft verbindet ihn ein Jahrzehnt mit dem ehrwürdigen bischöflichen Greise, der für ihn der geistige Vater ist, dem er Sohnesdienste leistet. Er verfaßt für ihn die Hirtenbriefe, hie und da die bischöflichen Ansprachen, beschäftigt sich eifrigst mit der Seelsorge, übt in Verbindung mit seiner Schwester Apollonia, einer Erneuerin christlicher Caritas im 19. Jahrhundert, unendlich viel Gutes im Stillen, und in trüben Stunden, die namentlich ein früh ausgebildetes Unterleibsleiden

---

wahrscheinlicher, daß die ganze Bilderreihe Anfang der dreißiger Jahre, kurz nach der Ernennung Diepenbrocks zum Domkapitular, in einem Hause in Bocholt vorgeführt wurde. Das letzte Bild mit dem Schlußverse:

As de Domper dompt het Licht,
Komt de Domheer voort Gericht

soll auf die ganze Gesellschaft einen peinlichen Eindruck gemacht haben. Aber solche Überraschungen liebte Brentano bekanntlich.

ihm brachte, suchte er Trost in der Poesie. Unter den Dichtern geistlicher Lieder in Deutschland wird Diepenbrocks Name neben den ihm befreundeten Clemens Brentano und Luise Hensel mit Ehren genannt: Tiefe des Gefühls, packender Bilderreichtum in der Sprache, große Versgewandtheit befähigten ihn zum dichterischen Schaffen. Seiner Neigung für die Mystik folgend, habe ich schon früher ausgeführt, griff er zu den farbenreichen Schöpfungen spanischer Mystiker, übersetzte sie und fügte aus eigenem hinzu. In neuerer Zeit hat kaum ein Dichter den einfachen Legendenton so gut getroffen wie Diepenbrock. Eine größere Anzahl seiner Schöpfungen sind in Erbauungs-, Volks- und Schulbücher übergegangen, mehrere komponiert. Zu den zartesten Blüten der neuern christlichen Poesie gehört das Wiegenlied der ‚Mutter Gottes‘:

Die ihr dort wallet
Unter den Palmen,
Heilige Engel,
Sehet, es schlummert
Lieblich mein Kind:
Haltet die Zweige,
Sänftigt den Wind!

Auch als Priester verlor Diepenbrock, dessen hohe, edle Gestalt mit dem leuchtenden Auge und den feinen, durchgeistigten Zügen sich von der Umgebung alsbald abhob, nichts von seiner charakteristischen Eigenart. Sie trat vor allem in seinen herrlichen Festpredigten hervor, die er, der in wenigen Jahren zu den höchsten kirchlichen Würden emporgestiegen war, im Regensburger Dome hielt, in der Fülle und Tiefe wie in dem wunderbaren Bilderreichtum der Gedanken. Noch nach Jahren sprachen Zuhörer mit innerem Erzittern von seiner Deutung der Zeichen am Abendhimmel des Jahres 1840, von dem freimütigen Wort, mit dem er ‚Könige, Machthaber und Obrigkeiten‘, ‚Völker und Untertanen‘, aber nicht minder die ‚Hirten und Priester christlicher Völker‘ an ihre Pflichten ermahnt hatte. Allem Streite abhold, scheute er doch keinen Augenblick davor zurück, in seiner berühmten Gedächtnisrede auf Bischof Schwäbl einen kirchenpolitischen Vorgang heranzuziehen —: ‚Ich richte hier nicht, ich berichte und berichtige nur, was ich, der Wahrheit getreu, nicht mit Stillschweigen übergehen darf‘ — und sich so manche geistliche Kreise zu entfremden. Männlichen Sinnes, mit westfälischer Zähigkeit hat er die Entfremdung ertragen, stets die Augen gerichtet auf drei leuchtende Vorbilder:

Aus der Ferne blick ich gerne
Nach St. Wolfgangs Sitz so werth,
Wo drei Meister, edle Geister,
Ich gekannt, geliebt, geehrt;
Nach dem Dome, dort am Strome,
Hochgewölbt voll Majestät,
Wo am Pfeiler: ‚Hier liegt Sailer,
Wittmann, Schwäbl!‘ leuchtend steht.

In jenen trüben Tagen hat er einen höchst merkwürdigen Briefwechsel mit dem protestantischen Ireniker Passavant in Frankfurt über die Zukunft

der Kirche, Reform und Entwicklung derselben, unterhalten, bei dessen Lektüre man sich in längstvergangene Zeiten zurückversetzt glaubt. Er findet Passavants ‚Gedanken über die Entwicklung und Belebung der Kirchenverfassung‘ — vor allem ist eine stärkere Dezentralisation gemeint — ‚ebenso schön, licht und klar und in dem Wesen der Sache begründet wie die früheren von der Entwicklung der Lehre. Nur auf solchem Wege kann Heil kommen für die Gesamtheit und eine Erholung und Veredelung der irdischen Zustände, die denn doch wohl eine durch das Christentum zu lösende Aufgabe sein muß‘. Freilich weiß er wohl, daß eine ‚Ultrapartei‘ auf dem entgegengesetzten Wege zum Ziele zu kommen hofft. ‚Allein ein solcher Rückschritt in der Geschichte ist doch wohl eine Unmöglichkeit. Das Mittelalter liegt einmal hinter uns und nur eine fata morgana kann es der lebhaften Phantasie... als eine neue Zukunft vorspiegeln.‘ Ein Unterschied der Charaktere, aber auch der Zeiten spiegelt sich darin wieder, daß Bischof Ketteler, als zwanzig Jahre später der Briefwechsel veröffentlicht wurde, von ‚recht unvorsichtigen und unreifen Urteilen‘ Diepenbrocks sprach, und es ihm ‚unendlich leid tat‘, ‚daß die schwache Seite von Diepenbrock so zutage kam‘.

* * *

Wiederholt war Diepenbrock für vakante Bischofssitze in Aussicht genommen; stets hatte er abgelehnt; auch Breslau mit seinen traurig zerfahrenen kirchlichen Zuständen hatte ihm bereits einmal gewinkt. Im Jahre 1846 mußte er einem strikten päpstlichen Befehle gemäß die Leitung dieser größten deutschen Diözese übernehmen. Und nun entfaltete sich seine herrliche Persönlichkeit trotz schwindender Gesundheit rasch zu wunderbarer Wirkungskraft. ‚Niemals hat auf unserem bischöflichen Stuhle, so alt derselbe ist‘, heißt es bei seinem Tode in einer Korrespondenz der ‚Allgemeinen Zeitung‘, ‚ein genialerer Prälat und ein edlerer Mensch gesessen... Er war der Mann, der die Macht hatte und der derselben sich immer bediente, wo die Not es erforderte, die empörten Wogen eines maßlosen oder irregeleiteten Eifers und politischer Agitation zu bändigen.‘ Und der Dichter Graf Schack bekundet von ihm in seinem Werke ‚Ein halbes Jahrhundert‘: ‚Es lag eine apostolische Würde und Milde in dem Wesen dieses Mannes. Kein Wort flog aus seinem Munde, das nicht eines echten Jüngers Christi würdig gewesen wäre.‘ In den halb Dutzend Jahren seiner Regierung häuften sich die Wirrnisse: dem Rongeanismus folgte die Revolution, die furchtbare Hungersnot in Oberschlesien, die Kriegsgefahr. Diepenbrock hat auf der ganzen Linie gesiegt. Was er in seiner ersten Rede gerufen, wobei er den bischöflichen Hirtenstab beinahe auf den Fliesen des Domes zerschmetterte, er wolle dem Lande ein treuer katholischer Bischof sein, das hat er gehalten. Die seichte Aufklärung verlor in der Diözese bald allen Boden; Ronge mußte seine Triumpfe anderwärts suchen. Der berühmte Hirtenbrief vom 18. November 1848: ‚Es ergeht seit einigen Tagen der Aufruhr durch das Land, der Regierung Sr. Majestät des Königs die gesetzlich auferlegten Steuern zu verweigern‘ — wirkte nach Diepenbrocks eigener Äußerung ‚wunderbar auf Katholische und Evangelische‘, er wurde dem Militär vorgelesen, das preußische Ministerium ließ 30 000 Exemplare in allen Provinzen verbreiten, der Zauber

der Steuerverweigerung war durch ihn gebrochen. Und Diepenbrods sozialem Scharfblick, verbunden mit seinem warmen, tatkräftigen Mitgefühl gelang es, die Hungerpest und ihre Folgen für immer aus seinem Gebiete zu bannen. So trauerte man mit Recht um den früh Dahingeschiedenen ‚von der Ostsee bis an die Ufer des Rheins, an der Seine und Tiber; vom Klerus und von der Armee in Preußen wurden ihm öffentliche Trauerfeierlichkeiten veranstaltet, denn sein Tod war ein gemeinsamer Verlust für das ganze Vaterland'.

Daß wir über Diepenbrock als Bischof eine große Anzahl charakteristischer Züge wissen, die den Mann und Kirchenfürsten auch aus der Schar seiner bischöflichen Amtsbrüder hervorheben — ich erinnere nur an seine freimütige Erklärung bei der Eideswahl: ‚Majestät, d e n Eid schwör ich nicht! Eher gehe ich nach Regensburg zurück!', an seinen Besuch beim alten Feldmarschall Ziethen: ‚Exzellenz, der Leutnant Diepenbrock meldet sich als Fürstbischof von Breslau', an die Einschaltung eines Spruches in westfälischer Mundart in einem Hirtenbrief, oder auch an die hübsche Schilderung, wie der momentan gesunde Kirchenfürst mit einem Nichtchen um die Wette über einen Gebirgsbach setzt und plötzlich mitten im Wasser sitzt, oder schließlich an die psychologisch feine Art, wie er dem für Witz und Humor so empfänglichen König Friedrich Wilhelm IV. durch einen scherzhaften Brief die Begnadigung eines armen Teufels abringt — das verdanken wir vor allem der ungemein fleißigen Korrespondenz, die der Kardinal, darin ein Kind der Romantik, bis in seine letzten Lebenstage mit Verwandten und Freunden geführt hat. Mit ihrer Hilfe konnte der altkatholische Bischof Reinkens seine ergreifende Diepenbrock-Biographie schreiben, die klassisch zu nennen wäre, wenn nicht zu häufig allerlei tendenziöse Nebenbemerkungen das Lesen und die Leser störten. Trotz des Reichtums des bereits Bekannten ist der Briefwechsel Diepenbrocks nur zum Teile veröffentlicht; so fehlen noch seine Verwandtenbriefe, seine Briefe an König Ludwig von Bayern, deren tiefergreifender Inhalt aus den bekannt gewordenen Schreiben Ludwigs wiederklingt; so waren fast noch sämtliche Schreiben des Fürstbischofs und Kardinals an Friedrich Wilhelm IV. unbekannt, während die königlichen Schreiben, zum Teil wenigstens, bereits einen Hauptschmuck der Biographie von Reinkens bilden konnten.

Vor Jahren habe ich im Königlichen Hausarchiv zu Charlottenburg den Briefwechsel des Königs mit dem Bischof einsehen und infolge dankenswerten Entgegenkommens der Archivverwaltung sämtliche dort aufbewahrte Briefe Diepenbrocks und alle Schreiben des Königs, bis auf eines, abschreiben dürfen. Es ergab sich für Friedrich Wilhelm IV. nur eine dürftige Nachlese, dagegen kam eine stattliche Reihe ungedruckter Briefe des Bischofs zum Vorschein, und sie gebe ich in folgendem fast ganz wieder. Gewiß, der politische Ertrag ist nicht so bedeutend, im Politischen bestand überhaupt nicht die Größe Diepenbrocks; um so mehr dürfte bei ihm das rein Menschliche interessieren; seine schöne Seele strahlt aus allem wieder, aus manchem auch echtes poetisches Empfinden. Jedenfalls dürfte die Intimität der Korrespondenz zwischen einem Preußenkönig und einem katholischen Bischof wohl einzigartig sein. Beide in mancher Beziehung so gleichartige Naturen mußten sich anziehen, und die Zeit um die

Mitte des 19. Jahrhunderts mit ihrer Abschwächung der konfessionellen Gegensätze tat das Ihrige, um einen so freundschaftlich gehaltenen Gedankenaustausch zu ermöglichen. Diepenbrock hat in höfischer Form hübsch ihre Korrespondenz einmal so charakterisiert: ‚Was E. M. gewogentlich von meinen Briefen sagen, kann ich am treffendsten französisch beantworten: Votre Majesté me prête du Sien. Einem reichen Geiste gegenüber fällt auch auf einen Armen zuweilen ein Schimmer zurück. Nur in der Sprache des Herzens möchte ich hinter niemand zurückstehen.‘

* * *

Diepenbrock hatte bei der ersten Begegnung auf den König und die Königin einen überaus sympathischen Eindruck gemacht. Leuchtenden Auges hatte der König den Schluß der bischöflichen Anrede vernommen: ‚Mit Freude schwöre ich daher, wie vor 31 Jahren als Offizier den preußischen Fahneneid, so nun als Bischof in das Vaterland zurückkehrend, den Untertaneneid.‘ Schon im Herbst des Jahres 1846 wünschte der König ein ruhiges und längeres Beisammensein im stillen schlesischen Erdmannsdorf. Hier traf der Bischof auch den Danteforscher Kronprinz Johann von Sachsen und Alexander von Humboldt. Die Anfänge der Korrespondenz stammen dann aus dem folgenden Jahre, kurze Beglückwünschungs- und Dankbillets; ein königliches Handschreiben handelt über die von Diepenbrock gewünschte Amnestie für vier Breslauer Studenten, die in rüpelhafter Weise ihn angerempelt und ihm das Spazierengehen in Breslaus Umgebung unmöglich gemacht hatten, — erst mit dem Jahre 1848 wurden die Schreiben häufiger und inhaltsreicher.

Ich beginne mit einem Schriftstück, das mitten in die Politik jener aufgeregten Tage führt. Am 14. Mai 1848 berichtet Diepenbrock dem König:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König! Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königlichen Majestät erstatte ich hiemit die ehrfurchtvollste Anzeige, daß ich an mehreren Orten des Bisthums wider meinen Willen zum Abgeordneten nach Frankfurt gewählt, auf die dringendsten Bitten und Vorstellungen meines Domkapitels und um dem allgemeinen Wunsche und Verlangen meiner Diözesanen zu entsprechen, mich zur Annahme der Wahl gegen meine innerste Neigung und Überzeugung habe entschließen müssen und daher in den nächsten Tagen dahin abreisen werde. Wolle Gott das Opfer, das ich dadurch bringe, mit einigem Erfolge segnen! Vielleicht gelingt es mir Einiges zur Ausgleichung zu schroffer Gegensätze beizutragen. — Wir leben in einer Zeit der Opfer! Niemand hat größere gebracht als E. K. M. Mögen sie erkannt, mögen sie belohnt werden — auch hier auf Erden schon. Im Himmel sind sie in das Buch der Vergeltung eingeschrieben. — Mögen E. M., möge unsere edle Königin noch schöne, köstliche Tage erleben!

Mit unwandelbarer Ergebenheit ersterbe ich im tiefsten Respekte und mit treuer Fürbitte

Ew. Kgl. Majestät
alleruntertthänigster, treugehorsamster
Mr. Diepenbrock, Fürstbischof.

Breslau, d. 14. Mai 1848.

Der König schrieb tags darauf sofort nach Empfang der Nachricht eigenhändig an den Bischof:

Mein theurer Fürst!

Ihre Anzeige vom gestrigen Tage erfüllt mich mit ungemeiner Befriedigung. Es ist ein wohlthuendes Gefühl, einen Herrn wie Sie an einem Ort zu wissen, wo die höchsten Interessen Deutschlands entschieden werden sollen. Darum danke ich Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie der guten Sache ein so schweres Opfer bringen und nach Frankfurt gehen werden. Das lohne Ihnen Gott, und zwar zunächst mit Einfluß und Erfolg, den gewiß Gottes Seegen (!) allein schenken kann!!! Gedenken Sie auch am weinreichen Mainufer, theuerster Fürst, in Theilnahme Ihres

treu- und wohlgeneigten Freundes

Friedrich Wilhelm.

Die Abneigung Diepenbrocks gegen jede politische Mission, besonders aber in der obigen Form war bereits bekannt; dem ‚katholisch konservativen Preßverein' schrieb er 1851, er mischte sich nicht in Politik. An Geissel hatte er am selben Tage auch die Gründe geschrieben. Der eine war durchaus stichhaltig: er konnte als preußischer und zugleich österreichischer Bischof (und hier zugleich als ständischer Fürst) in die schlimmste Verlegenheit geraten. So hat er sich denn auch während des Sommers in Frankfurt sehr zurückgehalten, trotzdem aber durch den Zauber seiner Persönlichkeit einen starken, lang nachwirkenden Einfluß ausgeübt. Auf seine Anregung hin entstand der ‚katholische Verein', dem ungefähr 30 bis 40 Abgeordnete verschiedener Parteirichtungen sich anschlossen, um gemeinsame kirchenpolitische Zwecke zu verfolgen. In der damals so reich blühenden Frankfurter Geselligkeit von Künstlern und Gelehrten, meist katholischen Glaubens oder doch katholikenfreundlich gesinnt, wurde Diepenbrock für jene paar Monate der Mittelpunkt.

Im Herbst war er wieder daheim. Es folgten die Oktober-Sturmestage, die Auflösung der Nationalversammlung, der Beschluß der Steuerverweigerung und an manchen Orten, so auch in Breslau, wo Oberpräsident und Magistrat die Haltung verloren, eine Fanatisierung des Pöbels, die das Schlimmste erwarten ließ. In jenen Tagen erging das oben erwähnte bischöfliche Mahnwort und übte in weitesten Kreisen beruhigende Wirkung aus. So konnte der Bischof dem Könige zu seiner Silberhochzeit am 25. November schon ein tröstendes Wort schreiben:

E. K. M. feiern in den nächsten Tagen das schöne Fest Ihrer silbernen Hochzeit. Gestatten Allerhöchstdieselben huldvollst einem treuen Herzen den ehrerbietigen Ausdruck seines innigsten Segenswunsches zu dieser Feier. Möge, was jetzt silbern glänzet, nach 25 Jahren golden strahlen und die Liebe und die Treue Ihres Volkes, die in der Feuerprobe dieser Tage schon die Schlacken abstößt und den reinen Silberblick wieder zeigt, alsdann seines königlichen Jubelpaares goldenes Herz mit dem Frieden und dem Glücke eines goldenen Zeitalters erfreuen! Das walte Gott!

Der König antwortete drei Tage später mit einem oft zitierten Briefe: ‚Sie haben mir goldene Worte zum silbernen Tage geschrieben . . . Vor wenigen Tagen habe ich andere goldene Worte von Ihnen gelesen, die einen noch tieferen Dank gebieterisch fordern.' Diepenbrocks Erwiderung vom 8. Dezember berührt auch einen der wichtigsten Staatsakte des Königs, die Oktroy-

ierung der preußischen Verfassung vom 5. Dezember, und damit ein interessantes Problem in der Geschichte der Verfassung und Freiheit der katholischen Kirche:

E. K. M. haben die große Gnade gehabt, in dem huldvollsten Schreiben vom 28. November, das ich ohne Thränen oder vielmehr vor lauter Thränen nicht lesen konnte, mir zu danken für Etwas, das nicht mehr war als eine einfache Pflicht-Erfüllung, die treugemeint, wie sie war, von Gott gesegnet worden ist.

Gestatten mir dagegen E. M. heute aus der Fülle meines bewegten Herzens im Namen des Vaterlandes und im Namen meiner Kirche den innigsten, anerkennendsten Dank zu Ihren Füßen auszuschütten für die überschwänglich reiche Gabe vom 5ten December, für die Verfassung! So treu und so großmütig hat wohl noch nie ein Herrscher sein Wort gelöst, weil noch nie einer sein Volk so wahrhaft, so hingebend geliebt hat! Wahre Liebe trägt unter allen Umständen ihren Lohn in sich selber. Das hat die ‚gekreuzigte Liebe' gezeigt und gezeugt. Aber auch des lohnendsten Dankes eines treuen Volkes dürfen E. M. bei diesem weltgeschichtlichen Acte königlicher Großmuth gewiß seyn, sowie des göttlichen Segens, den ich auf Ihr hohes Werk herabzuflehen keinen Tag unterlassen werde, in tiefster Ehrfurcht und wärmster Anhänglichkeit ersterbend . . .

Der begeisterte Dank des bischöflichen Briefschreibers galt in erster Linie wohl der freien Ausgestaltung der Kirchenverfassung, die nach seiner Ansicht aber auch den Vertretern der Kirche neue Pflichten auferlegte: ‚Ich hoffe, daß die Vertreter der Kirche überall von der gewonnenen Freiheit solchen Gebrauch machen, daß die Maßregel sich vor aller Augen rechtfertigt.' Diepenbrock schrieb das Verdienst dem Könige persönlich zu. ‚Inzwischen hat der König uns die freisinnige Verfassung geschenkt' — schrieb er ein paar Tage später — ‚und die Garantie der Eigenthumsrechte der Kirche eigenhändig beigefügt, wie ich weiß; und für diese Gabe habe ich ihm denn auch recht herzlich und anerkennend gedankt.' Noch genauer formuliert er die Behauptung seiner Schwester gegenüber: die Ausschüsse hatten den Kirchenzusatz gestrichen, der König ihn eigenhändig wieder eingefügt. Diepenbrocks Behauptung ist neuerdings bestritten worden; es ist aber schwer zu glauben, daß er bei seinen so positiven Angaben nicht völlig sichere Grundlagen gehabt habe.

Der König kam in seiner Weihnachtsgratulation auf die Verfassung nicht zurück; aus begreiflichen Gründen, denn ihm war der Akt sehr schwer geworden. Nicht ohne Absicht knüpft er an den vorletzten Brief des Bischofs an. Aber sein Schreiben ist von warmer Herzlichkeit. Er möchte ihm zu seinem Priesterjubiläum ‚etwas recht Liebes und Herzliches schreiben. Allein ich weiß nicht so zu schreiben wie Sie' . . . Es ist aber doch ein recht interessanter geschichtlicher Exkurs über die Männer, die vor ihm auf dem Breslauer Stuhl gesessen, den der König im Gegensatze zu Diepenbrocks Persönlichkeit bietet. Dieser antwortete am 27. Dezember:

E. K. M. haben die große Gnade gehabt, Sich meines heutigen 25jährigen Priesterthums zu erinnern und mir Worte der huldvollsten Teilnahme Eigenhändig niederzuschreiben, die mir soeben Herr von Schleinitz * überbracht hat. Wie soll

* Der damalige Oberpräsident von Schlesien.

ich gebührend dafür danken, mein gnädigster König und Herr? Bin ich beim Rückblicke auf die verlebten 25 Jahre ein bankbrüchiger Schuldner gegen Gott, für alle die überschwängliche Gnade und Erbarmung, womit er mich überhäuft hat, so bin ich es insbesondere auch für das beglückende Wohlwollen und Vertrauen, welches er meinem edlen Könige für Seinen armen Diener ins Herz gelegt. Es ist mir ein Schatz, köstlicher ‚als Gold und Edelstein', nicht weil er in dem Herzen meines Königs, sondern weil er in einem so königlichen, so reichen Herzen ruht; und ich stelle ihn als mein kostbarstes Kleinod unter Gottes heilige Huth. Geruhen E. M. für Sich und für die huldreiche Königinn meinen ehrfurchtsvollsten, innigsten Dank für die gnädigen Glückwünsche anzunehmen.

Möge das Jahr 1849 E. Majestäten so glückliche, friedliche Tage bringen, als das schwindende Jahr 1848 stürmische und bittere gebracht hat. Das ist freilich viel, sehr viel gewünscht. Aber der barmherzige Gott ist ja reich über unser Verstehen, und wir wollen Ihn treulich anrufen für unsern geliebten König und für sein ganzes hohes Haus.

Im Frühjahr 1849 fand in Wien nach der Neuordnung des österreichischen Staatswesens die große Bischofsversammlung statt, an der Diepenbrock entscheidenden Anteil nahm. Von ihm stammt der Hirtenbrief der Gesamtheit an die österreichischen Untertanen mit seinen auch jetzt noch beachtenswerten Äußerungen über Nationalität und Freiheit: ‚Nur der innerlich Freie, den Christus freigemacht, versteht auch die äußere Freiheit würdig zu gebrauchen.' Ganz außergewöhnliche Auszeichnungen seitens des Kaisers und des Kaiserhauses begleiteten Anwesenheit und Abreise des Kirchenfürsten. Dem Könige berichtete er am 11. April über die Zusammenkunft:

E. K. M. habe ich die allerehrfurchtsvollste Anzeige zu machen, daß ich in Folge einer an mich ergangenen Einladung des K. K. Staats- und Cultusministers Grafen Stadion, welche ich in Abschrift gehorsamst beizulegen mir erlaube, in vierzehn Tagen nach Wien reisen werde, um an den dort stattfindenden Berathungen über die Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse Oesterreichs Theil zu nehmen. Es schien mir und auch meinem Domkapitel nothwendig, daß ich dieser Einladung Folge leiste sowohl wegen der Wichtigkeit der Sache an sich, als auch, um der österreichischen Regierung und nicht minder den jenseitigen Diözesanen zu beweisen, daß man die dortigen Interessen von hier aus nicht hintansetzt. Auch wird mir dadurch die Gelegenheit Sr. M. dem jungen Kaiser meine Huldigung als österreichischer Bischof und Fürst darzubringen. E. M. werden diese Motive huldvoll zu würdigen geruhen. Sollten Allerhöchstdieselben mir sonst noch irgend welchen gnädigsten Befehl und Auftrag dorthin mitgeben wollen, so wird dessen sorgfältigste Vollziehung mich glücklich machen.

Gott segne E. M. für die weise und edelmüthige Antwort nach Frankfurt! Die Zauberer Aegyptens hofften diesmal glücklicheren Erfolg als vor 3000 Jahren; der Kaiserstab, den sie vor E. M. niederlegten, sollte als Schlange diesmal den Königsstab auffressen (das war zwar nicht Aller, aber doch Vieler eingestandene Absicht); allein vor Gottes Wort besteht kein Zauber; ein Aufblick zu Ihm, und es blieb bei Moses rechter Ordnung; vor dem rechten Stab verkroch sich der schlechte. — Ist es Gottes Wille zu Deutschlands Heil, so werden auf den deutschen Fürstenstühlen auch die Stimmen der alten Churfürsten wieder laut werden; E. M. werden dann ein freudiges Ja und Gott sein Amen dazu sprechen; und Oesterreichs Kaiser wird dann auch E. M. die treue Bruderhand reichen. Fata viam invenient.

In einigen Gegenden Oberschlesiens zeigt sich leider wieder der Typhus. Das arme Volk wird, ein kleines Irland, schwer heimgesucht; es gebricht ihm an Nahrung und Verdienst. E. M. väterlichem Herzen empfehle ich diese neue Noth zu geeigneten Maßnahmen, damit uns die Wiederkehr früherer Drangsal dort erspart werde. —

Die Äußerung Diepenbrocks über die ‚Zauberer Ägyptens‘, welche Friedrich Wilhelm IV. am 3. April 1849 die Kaiserkrone seitens des Frankfurter Parlaments anboten und über ‚die edelmüthige Antwort‘ des Königs, der zu Beginn der berühmten Ansprache seinen ‚Blick auf den König der Könige lenkte‘, darf uns nicht wundernehmen. Sie entsprach der Gesinnung der überwiegenden Mehrheit der Katholiken und der Großdeutschen. Der Kampf für das Verbleiben Österreichs in Deutschland war damals durchaus national, ‚hervorgegangen aus deutschem Stammesgefühl und dem Glauben, daß nur die Bewahrung der territorialen Größe des alten Reiches die ersehnte Wiederherstellung seines alten Glanzes verbürge‘. Diepenbrock sandte dem König die Wiener Schriftstücke und erhielt darauf eine Antwort, die wegen der darin berührten ‚Episkopal-Konferenz‘ besondere Beachtung verdient; leider weiß ich über den Verbleib des Stückes nichts anzugeben. In Berlin ist es mir nicht vorgelegt worden. Der Bischof schreibt am 9. Juli:

E. M. habe ich für das so huld- und so herzvolle Allerhöchste Handschreiben vom 5. dieß innigst und ehrerbietigst zu danken. Es freut mich unendlich, daß E. M. in den Wiener Episkopalansprachen ein würdiges, heilsames und kräftiges Wort, wie es der Zeit Noth thut, erkannt haben. Um mir jedoch kein fremdes Verdienst anzueignen, muß ich gehorsamst bemerken, daß die Ansprache an den Clerus von dem Fürstbischof von Seckau, Dr. v. Rauscher, und nur die an die Gläubigen von mir verfaßt worden ist. Rauscher, ein höchst kenntnisreicher und auch mit dem Vertrauen S. M. des jungen Kaisers persönlich beehrter, würdiger Mann, hat unserer Versammlung überhaupt die wichtigsten Dienste geleistet.

E. M. haben mir in huldreichem Vertrauen die Frage zu stellen geruht: ‚ob eine Episcopal-Conferenz der preussischen Bischöfe gut oder nicht gut wäre?‘ Ich erlaube mir darauf gehorsamst zu antworten: sie kann gut, förderlich, ja nothwendig werden, nach Umständen; aber in diesem Augenblicke scheint sie mir noch nicht an der Zeit. Ueber die allgemeinen Grundsätze, von denen die katholische Kirche in dieser Zeit und jeder Landesregierung gegenüber nicht lassen kann und darf, hat sich die Denkschrift der Würzburger Episcopal-Versammlung (an welcher außer dem durch Nationale Rücksichten entschuldigten Herrn Erzbischofe von Posen alle preußischen Bischöfe Theil genommen), freimüthig und würdig ausgesprochen. Die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche auf Grund der Verfassung vom 5. December betrifft aber spezielle Verhältnisse, die in jeder Diözese anders gestaltet sind und daher auch eine besondere Behandlung erfordern. Sollte diese auf Schwierigkeiten und Divergenzen allgemeiner, principieller Natur zurückführen, so wäre alsdann ein Zusammentritt des preussischen katholischen Episcopates zu gemeinsamer Berathung und Verständigung mit der Staatsregierung angemessen. In diesem Augenblicke aber, wo ohnehin ein Zusammenkommen der Kammer nahe steht, welches die volle Tätigkeit der Regierung in Anspruch nehmen wird (Gott gebe zu gutem Ende!), scheint mir eine bischöfliche Konferenz nicht angezeigt. Fühlen die Bischöfe selbst das Bedürfnis, sich näher zu verständigen, so steht ihrem Zusammenkommen ja nichts im Wege. In Österreich war es anders. Dort waren durch

die Josephinische Gesetzgebung Staat und Kirche seit 70—80 Jahren wie siamesische Zwillinge verwachsen und es bedurfte großer Umsicht und weiser Berathung, sollte dieses zwitterhafte Doppelleben ohne gefährliche Verletzung aus einander gelöst werden. Wir haben in 60 heißen Sitzungen die Grundlinien dazu gezogen, und die Ausführung der Verhandlungen mit dem Staate einem Ausschusse, den wir bestellt, überlassen müssen. Daß die Cäsaropapie ein großes Übel ist, zeigt sich schon in der Schwierigkeit, den gesunden normalen Zustand, auch beim besten Willen beiderseits wiederherzustellen!

E. M. haben in Ihrem hochsinnigen, gerechtigkeitsliebenden Gemüthe dieses krankhafte Gelüste (der Cäsaropapie) gottlob! nie gekannt und stets fern gehalten; wofür der Himmel Sie segne und segnen wird! —

Sollte später ein Moment eintreten, wo eine Episcopalversammlung mir nützlich scheine, so gestatten mir Allerhöchstdieselben, dies und Ähnliches mit respectvollster Offenheit darzulegen.

Aus der Pfülfschen Biographie des Kardinals Geissel ersieht man, wie man in geistlichen Kreisen sich damals für die kirchliche Seite der Verfassungsfrage interessierte. Ein neuer Landtag sollte die endgültige Revision vornehmen. Da war vom kirchlichen Standpunkte vor allem ein einheitliches, festgeschlossenes Vorgehen des gesamten preußischen Episkopates nötig. Geissel bemühte sich besonders darum, hielt ein Provinzialkonzil im März ab und wünschte eine neue Zusammenkunft aller preußischen Bischöfe vor Weihnachten in Köln. Diepenbrock mußte wegen der Kürze der Zeit ablehnen. Zudem hielt er eine persönliche Vorstellung beim Könige für ergebnisreicher. Darauf bezieht sich folgendes Schreiben vom dritten Weihnachtstage:

E. M. die innigsten und ehrerbietigsten Segenswünsche zum nahen Jahreswechsel aus treuem Herzen darbringen zu dürfen, sey mir auch diesmal mit gewöhnter Huld gewährt! Je schwieriger die Zeitläufte sind, für die Gott uns aufbehalten, je dornen- und klippenvoller die Wege auf den höchsten Höhen, um so dringender ist auch unsere Christenpflicht: zu beten für unsern geliebten König, daß Gott Ihn rüste mit Kraft und Weisheit aus der Höhe und Ihn erfülle mit trost- und hülfreicher Gnade. E. M. wollen überzeugt seyn, daß ich und meine Gläubigen diese heilige Pflicht getreulich erfüllen alle Tage, vorzüglich aber jetzt beim Eintritte in ein neues verhängnisvolles Jahr, das wie ein unbekanntes Meer sich vor uns aufthut.

‚Talent de bien faire' war (nach Humboldt) der schöne Wahlspruch eines seefahrenden Fürsten, des Infanten Don Henrique, und er brachte ihn über die Herkulessäulen hinaus nach Madeira und Puerto santo. — Wenn auch nicht der Spruch, so ist doch der Sinn und die Gesinnung auch E. M. eigen, und so möge es dem mit Gottes Hülfe gelingen, das noch immer schwankende Schiff des Vaterlandes in den heiligen Hafen gefriedeter und befriedigender Ruhe sicher vor Anker zu bringen!

In der nunmehr revidierten Seekarte oder Charta magna, die dahin führen soll, habe ich vom kirchlichen Standpunkte aus einige Untiefen und falsche Strömungen erblickt, welche eine glückliche Fahrt gefährden, und habe mir erlaubt, E. K. M. Aufmerksamkeit in der gehorsamst beigelegten ehrfurchtsvollsten Vorstellung darauf zu lenken, die ich gnädigster Berücksichtigung zu würdigen bitte. Gott weiß es, daß ich nicht aus Oppositionsgeist oder hierarchischer Herrschsucht spreche, sondern aus gewissenhafter Überzeugung von den Rechten der Kirche. — Ist es

mir bisher vergönnt gewesen, einiges Gute in meiner schwierigen Stellung zu wirken, so konnte es nur gelingen durch das Vertrauen meines Klerus und der Gläubigen in mich; dies Vertrauen gab meinen Worten Eingang und Nachdruck, auch wenn sie der allgemeinen Lock- und Verführungsstimme des Tages mit Schärfe entgegentraten. Solch Vertrauen beruht aber auf der Überzeugung, daß ich eben so mannhaft für das Recht der Kirche wie für das des Thrones einstehen werde. Und fürwahr, thäte ich es nicht, ich wäre — gewiß auch in den Augen meines Königs — ein schlechter Bischof, ein stummer Hund nach dem Propheten. Ich möchte aber als treuer Wächter und Verwalter des Hauses Gottes erfunden werden. Deshalb werden auch E. M. meine ehrfurchtsvollste Vorstellung huldreich zu würdigen geruhen.

Mit den innigsten Segenswünschen für E. M. für J. M. die Königin und für das ganze höchste Königliche Haus ersterbe ich . . .

Leider fand sich das Promemoria nicht bei den Briefschaften; vielleicht beruht es im Kultusministerium mit den Einzeleingaben der andern Bischöfe, die auf Vorschlag Geissels dem Rate Diepenbrocks gefolgt waren. Das Grundsätzliche hatte der Bischof bereits in seinem Hirtenbriefe vom 6. November ausgesprochen. Wenn durch alte oder neue Gesetze etwas wider Gottes Willen den Katholiken auferlegt werde, in solchem Falle würden sie nicht die Fahne der Empörung schwingen, sondern offen den Machthabern sagen: dies ist uns nicht erlaubt! Er ermahnt aber zugleich, ‚wenn sie je genöthigt seien, den Trägern der Staatsgewalt entgegenzutreten, dabei die christliche Bescheidenheit und Mäßigung nicht außer acht zu lassen und sich zu hüten, diese Gewalt in ihrer heiligen Wurzel anzutasten . . . Wehe denen, die im Namen der Kirche und zu ihrem vermeintlichen Nutzen ein Bündniß schließen mit der Partei des Umsturzes; das Hohngelächter der Hölle ist ihr Lohn‘. König und Ministerium haben das Hirtenschreiben trotz seines scharf ausgeprägten Vorbehaltes mit besonderem Danke entgegengenommen und beim Ordensfeste im folgenden Januar erhielt der Bischof eine der höchsten Auszeichnungen. Die Devise auf dem Ordensstern: Sincere et constanter sei, so beteuerte er in seinem Dankbriefe, ‚auch seinem Herzen tief und unauslöschlich eingeprägt‘.

Gleich darauf kam es aber zum Konflikte mit dem Kultusminister Ladenberg wegen der unbedingten Eidesleistung; offene Briefe und Zeitungskampf vergrößerten den Zwist, an dem auch bald die andern Diözesen beteiligt waren. Nach Reinkens hatte sich Diepenbrock, der übrigens seine Anschauung durchsetzte, an den König gewandt, diesmal aber keine Antwort erhalten. Das persönliche Verhältnis beider war dadurch nicht berührt. Wie der König kurz darauf durch das Attentat eines Irrsinnigen in Breslau verwundet wurde, eilte der Bischof tieferschüttert an seine Seite, und nach der raschen Heilung bringt er ihm seinen Glück- und Segenswunsch dar: ‚Blut und Schmerz von E. M. so treu und hochherzig für des Volkes Wohl geopfert, sie werden schwer wiegen in der Wagschale Gottes!‘ Das dauernde freundschaftliche Verhältnis ergibt sich aus den beiden folgenden Schreiben vom 1. März und 7. April, die für sich selber sprechen. Wichern ist der bekannte Menschenfreund, Gründer des Rauhen Hauses, und wahrscheinlich vom Könige zur Ausführung eines Planes gesandt, wonach der Bischof helfen sollte, in Oberschlesien große Er-

ziehungsanstalten, Handwerker- und Ackerbauschulen unter geistlicher Leitung für die 6000 Waisenkinder zu schaffen und geeignete Geistliche zur Verfügung zu stellen.

E. K. M. huldreichstes Handschreiben vom 13. Februar hat mir Herr Wichern auf seiner Reise nach Oberschlesien überbracht, und ich habe mit dem trefflichen Manne schon damals, und ausführlicher noch bei seiner Rückkehr vor wenigen Tagen, unter Zuziehung mehrerer, mit den oberschlesischen Verhältnissen vertrauter Domherren, sowie auch des verdienstvollen Herrn Oberpräsidenten v. Schleinitz, der sich mit großer Liebe dieser wichtigen Angelegenheit annimmt, dieselbe besprochen, die mir seit 2 Jahren wie ein schwerer Stein auf dem Herzen liegt, welchen nun die rettende Hand meines gnädigsten Königs wegzuheben und in einen Eckstein für das Heil jenes armen Landstriches zu verwandeln huldvoll sich ausstreckt. Ich erfasse sie mit innigstem ehrerbietigstem Danke, diese Königliche Hand, und küsse sie mit Thränen im Namen der Tausende armer Waisenkinder, für die landesväterliche Hilfe und Rettung, die sie ihnen bietet.

Es ist aber auch die höchste Zeit der Hülfe, denn die Mittel unseres Comités gehen zur Neige; nochmals an die öffentliche Wohlthätigkeit, die für die erste Noth so reichlich, gegen 400,000 Thl. gespendet, zu appellieren, ist unmöglich; es wäre ein schmähliches testimonium, nicht paupertatis, sondern incuriae! Ich habe mir deshalb erlaubt, heute eine nachdrückliche amtliche Vorstellung an E. Majestät Gesammt-Ministerium zu richten, damit die erforderlichen Mittel schleunigst gewährt werden, und ich bitte E. K. M. ehrerbietigst darum.

Der von Herrn Wichern entworfene Plan erscheint mir als höchst zweckmäßig, und ich meinerseits will es gern übernehmen, das erforderliche Personal für die Leitung der Sache im christlichen und kirchlichen Geiste aufzufinden, wenn ich gleich den Verlust von 22, und zwar gerade der tüchtigsten oberschlesischen Geistlichen, die der Typhus weggerafft, höchst schmerzlich und hemmend empfinde. Daß die confessionellen Rücksichten mit aller Sorgfalt und Zartheit dabei beachtet werden, ist die erste Bedingung meiner Mitwirkung, wie überhaupt eines günstigen Erfolges, und ich danke E. M. aufrichtigst auch dafür, daß Allerhöchstdieselben dies so klar erkannt und so entschieden auszusprechen geruht haben.

Den weiteren Verlauf dieser wichtigen Angelegenheit werde ich E. M. seiner Zeit ehrfurchtsvollst zu berichten mir erlauben. . . .

E. K. M. fühle ich mich im Gewissen gedrungen, den beikommenden Auszug aus einem ärztlichen Berichte an das hiesige Central-Comité über den trostlosen Zustand und die ungeheuere Sterblichkeit in dem oberschlesischen Typhus-Waisenhause Rauden bei Ratibor allerehrfurchtsvollst vorzulegen. Als ich dasselbe im vorigen Herbste besuchte, fand ich es — dank den großmüthigen Opfern des Herzogs zu Ratibor und der fördernden Theilnahme der edeln herzoglichen Damen — in dem allererfreulichsten Zustande; zwei treffliche Ursulinerinnen leiteten die Anstalt mit mütterlicher Sorgfalt, und ich verließ sie als eine Stätte des Segens und Gedeihens. Aber gerade diese ihre Vorzüge sollten ihr zum Verderben werden. Bei der durch die Zurathehaltung der sich erschöpfenden Comité-Mittel nothwendig gewordenen Auflösung mehrerer anderer Waisen-Anstalten und der dadurch veranlaßten Anhäufung der Kinder in den fortbestehenden, wurden gerade die schwächsten und kränksten nach Rauden geschickt, weil man sie hier am besten aufgehoben glaubte. Der strenge Winter mit seinen Schneeverschüttungen trat ein, und es entwickelten sich aus dem nothwendigen Zusammengedrängtseyn so vieler kränklicher,

auch körperlich unerzogener armen Geschöpfe die schrecklichen Folgen, welche die Beilage vom ärztlichen Standpunkte näher darstellt. Die zwei trefflichen Ursulinerinnen fielen als Opfer ihrem heiligen jungfräulich-mütterlichen Berufe; sie wurden sogleich von anderen, die sich mit größter Hingebung dazu erboten, ersetzt. Allein das Siechthum hat in der inficirten Anstalt nun einmal Wurzel gefaßt und die Oberhand gewonnen; und wir werden noch viele, viele schmerzliche Opfer — unersetzliche zumal in den treuen Vorsteherinnen — zu beklagen haben, wenn nicht schleunig gründliche Abhülfe gewährt wird, durch Ausführung des Wichernschen Planes, von dem ich leider! seither auch gar nichts mehr vernommen habe. Ich erlaube mir daher die ehrerbietigste und dringendste Bitte, daß E. M. die endliche und schleunige Verwirklichung desselben anzubefehlen huldvollst geruhen wollen.

Dann dankt er für die Erhörung seiner Fürbitte ‚für die armen Tarnowitzer Tumultuanten contra Ronge et Cons., deren huldreiche Begnadigung mir in diesen Tagen eröffnet worden ist' und schließt mit dem Wunsche: Gott segne meinen großmüthigen edeln König und Herrn!

Auch in den folgenden Schreiben kommt er noch öfter auf Oberschlesien zurück. Er ruhte nicht, bis er reiche Staatsmittel für seine armen Waisen erlangt und alles vortrefflich organisiert hatte. Am 17. April berichtete er:

E. K. M. habe ich allerehrerbietigst anzuzeigen, daß der Propst zu St. Hedwig, Baron Wilhelm v. Ketteler, von Sr. Päpstlichen Heiligkeit zum Bischofe von Mainz bestimmt, sich nunmehr, nachdem der heil. Vater mir durch Breve vom 16. März aufgetragen, ihn unter der Pflicht des Gehorsams zu der Annahme zu ermahnen, diesem apostolischen Rufe und Berufe unterworfen hat. Ich sehe ihn zwar mit tiefstem Schmerze scheiden, denn er ist, nach des seligen Sailer's Bezeichnung, ein wahrhaft ‚geistlich-Geistlicher', erfüllt von der Würde und der ganzen Hingebung seines Berufes. Er wird unter den Nachfolgern des heil. Bonifazius eine würdige Stelle einnehmen auf jenem ehrwürdigen Sitze, der für die deutsche Kirche und dann auch für das deutsche Reich einst von so hoher Bedeutung war. — Ich wünsche sehr, dem Propst v. Ketteler für Berlin einen tüchtigen Nachfolger zu finden, vielleicht in seinem jüngeren Bruder, der sich als Feldkaplan in Schleswig so rühmlich ausgezeichnet hat. Ich habe mich deshalb erkundigend an den Herrn Bischof von Münster gewendet.'

Er bittet zugleich um ein Zeichen der allerhöchsten Anerkennung für Ketteler, ebenso für Canonicus Dr. Förster, ‚der laut dem päpstlichen Breve an mich, zunächst für Mainz ausersehen war, jedoch auf seine dringendsten, von mir selbst unterstützten Gegenvorstellungen mir belassen worden ist . . . Er verdient sie durch die segensreiche Wirkung seiner meisterhaften Predigten, die besonders in den letzten aufgeregten Jahren von unberechenbar wohltätigem Einflusse gewesen sind. Je weniger beide würdige Männer die Ehre vor der Welt anstreben, desto mehr verdienen sie, von ihrem Könige und Herrn geehrt zu werden.'

Baron Ketteler II. war aber nicht zu haben, so schlägt er denn am 23. Juni Pellbram vor, den spätern Trierer Bischof.

‚Baron Ketteler II., den E. M. auf meinen ehrerbietigsten Antrag zum Nachfolger s. trefflichen Bruders bei St. Hedwig designiert hatten, will diesem Rufe, dem er in seiner großen Bescheidenheit sich nicht gewachsen glaubt, durch den Eintritt in den Capuziner-Orden in Tyrol sich entziehen. Da dies bei ihm ein schon lange gehegter Wunsch, und auch s. Bischof damit einverstanden ist, so habe ich kein Recht dagegen Einsprache zu thun.'

So nennt er Erzpriester Pellbram zu Warmbrunn ‚einen würdigen, begabten,

geschäftskundigen, allgemein geachteten Mann, welchem auch Graf und Gräfin Schaafgotsche aus vieljähriger Berührung das allerbeste Zeugniß geben. Daß diesmal der schlesische Clerus nicht wieder zum viertenmale bei Besetzung dieser Stelle einem Westfalen weiche, ist eine für meine amtliche Stellung höchst wichtige Rücksicht, welche ich E. M. geneigten Würdigung ehrerbietigst zu empfehlen mir erlaube'.

Wie gegen die Übernahme des Epsikopates, so sträubte Diepenbrock sich auch gegen das ihm zugedachte Kardinalat. Flehentlich bat er den Papst, ihm keine neue Würde aufzubürden. Auch den König suchte er von Johannisberg am 15. August für seine Ablehnung zu gewinnen:

‚Aus glaubwürdiger Quelle erfahre ich heute zu meiner Bestürzung, daß das durch die Zeitungen gehende Gerücht, „der hl. Vater Pius IX. habe im Sinne, unter anderen auch mir die Cardinals-Würde zu verleihen" wirklich gegründet und eine desfallsige Eröffnung E. K. M. von Seite des päpstlichen Stuhles bereits gemacht worden sey, um Allerhöchst dero Gesinnung darüber zu vernehmen.

Dies veranlaßt mich E. K. M. allerehrfurchtsvollst zu versichern: daß ich diese hohe Kirchenwürde entschieden nicht wünsche, und daß ich mit der innigsten Dankbarkeit für des heiligen Vaters so außerordentlich wohlwollende Gesinnung gegen mich, den aufrichtigsten Wunsch und die dringende Bitte verbinde, es möge die Verleihung dieser Auszeichnung an mich unterbleiben.

Ich werde zwar diese Bitte dem h. Vater ungesäumt* selbst vortragen; hielt es jedoch auch für meine Pflicht, E. K. M. von dieser meiner unwandelbaren Gesinnung und Absicht gehorsamste Kenntniß zu geben mit dem ehrerbietigsten Wunsche, daß es E. K. M. gefallen möge, mich bei jener Bitte an Se. Päpstliche Heiligkeit huldreichst zu unterstützen. Meine Motive brauche ich, da ich das Glück habe von E. M. gekannt zu seyn, wohl nicht näher anzuführen. Der Spruch: ‚dignité oblige' enthält sie in nuce. Denn da ich jetzt schon meine geringen Kräfte meinen obliegenden schweren Pflichten kaum mehr gewachsen fühle, so kann ich mich zur Übernahme eines noch weitern Pflichtenmaßes mit gutem Gewissen nicht verstehen. Eine Pflicht jedoch ist, die ich mit größter Freudigkeit erfülle: die des Betens für meinen geliebten Königlichen Herrn, und der treuen herzlichen und ehrerbietigen Anhänglichkeit, womit ich ersterbe' . . .

Der König ging auf den Wunsch nicht ein; im Gegenteil suchte er nach Kräften die Kandidatur zu fördern. Diepenbrock mußte sich fügen. Der Papst gestattete ihm die Entgegennahme des roten Hutes in der Breslauer Domkirche durch den Wiener Nuntius am Feste des hl. Karl Borromäus. Es war ein frohes, glänzendes Fest für das katholische Schlesien. Es verlief, ‚wie wenn ewig Friede unter den Konfessionen wäre'. Der gleichgenannte Kavalier war der Überbringer des Baretts, der bei Reinkens vom Kardinal weiter humorvoll charakterisiert wird. Er berichtete darüber dem König acht Tage später:

E. K. M. habe ich vielfachen ehrerbietigsten und wärmsten Dank darzubringen, zuerst für das gnädigste Handschreiben vom 19. October, so huldreichen und beglückenden Wohlwollen und vertrauensvoll; dann für die allergnädigste Bewilligung der Decoration für den dadurch hochbeglückten Cavaliere Leoncilli, der wirklich auf Flügeln der Freude nach Rom zurückgekehrt ist; und dann noch für die gnädige und wohlwollende Aufnahme des trefflichen Monsignore Viale-Prelà, an welchem ich neben vielen andern ausgezeichneten Eigenschaften vorzüglich sein tieferes Verstehen

* Darnach muß in der Datierung bei Reinkens S. 461 ein Fehler stecken.

Karl Joh. Becker-Gundahl/Die Blinde

und gerechtes Würdigen, ja Hochschätzen deutscher Bildung, Sitte und Art zu rühmen habe. Derselbe hat hier allgemein einen sehr guten Eindruck gemacht; und seine bei jeder passenden Gelegenheit angebrachten Ermahnungen zur echtkatholischen Unterthanen-Treue können, aus dem Munde eines römischen Prälaten und Legaten, nur dazu beitragen, meine übereinstimmenden Worte zu bestärken.

Die Feierlichkeit der Barett-Uebergabe ist hier mit großer Theilnahme, mit Würde und in ungestörter Ordnung vor sich gegangen, und die dabei beobachtete Haltung kann der so gemischten Bevölkerung Breslaus nur zur hohen Ehre gereichen. Der Nuntius war in hohem Grade davon überrascht und erfreut.

Friedrich Wilhelm IV. hatte ihm geschrieben: ‚Ich wünsche mir Glück, theuerster Fürst! daß einer meiner treuesten und liebsten Freunde mit der höchsten Kirchenwürde Roms bekleidet und dadurch an Ansehen und Gewicht gewinnen muß. In einer Zeit, wo so viele, von Parteiwahnsinn verderbt, das Demolieren meines Hauses als Königstreue ausschreien, kann ichs nur mit herzstärkender Rührung sehen, wie ein Fürst der Kirche, zu der ich nicht gehöre, an der Spitze alles Edlen, Treuen, Gewissen steht, welches allein aus dem Born des wahren Christenthums fließt.‘

Die moderne Geschichtschreibung spricht so gern von der Schmach von Olmütz und der tiefen Demütigung Preußens. Für sie klingt der Inhalt des folgenden Briefes auffällig. Man darf aber nicht vergessen, daß auch ein großer Politiker und Zeitgenosse, Bismarck, vom preußischen Standpunkte die Vorgänge nicht so düster angesehen hat. Bei Diepenbrock wirkte seine Doppelstellung als preußischer und österreichischer Bischof, seine großdeutsche Auffassung und vor allem seine Furcht vor starker konfessioneller Erbitterung, die er von einem ‚unseligen Bruderkriege‘ befürchtete, zusammen. Bezeichnend ist, daß er an den König am 8. Dezember schreibt, während seine Berliner Reise — um sich bei Hofe als Kardinal vorzustellen — schon für die nächsten Tage feststand.

E. K. M. meinen ehrerbietigsten und freudigsten Glückwunsch auszusprechen zu der durch die Olmützer Conferenz glücklich angebahnten Wahrung des Friedens, kann ich mir, nachdem ich vor allem Gott inbrünstig dafür gedankt, nicht versagen; denn ich bin als Deutscher, als Christ und als Bischof zu nahe dabei betheiligt; als Deutscher, daß nicht mein Vaterland, anstatt geeinigt zu werden, von seinen eigenen Söhnen zerrissen und in Brand gesteckt werde; als Christ, daß nicht das heilige Gesetz der Liebe durch das infernale Gesetz des Bruder- und Stammeshasses, den am Ende confessioneller Hader und Grimm noch mehr vergiftet hätte, verdrängt werde; und als Bischof, daß meine weitausgebreitete Herde bewahrt bleibe vor den schweren Heimsuchungen, vor den Gräueln, Lastern und der Verwilderung, welche ein Krieg nothwendig in seinem Gefolge führt! Aber auch als Preusse bin ich dabei betheiligt, daß die ehrenreichen preußischen Waffen keine Siege erfechten, über welche sich Mazzini und Consorten freuen, die schon jetzt wie die Aasgeier frohlockend krächzen, hoffend daß sie am Ende den Hauptanteil haben an der Curée, wenn der preussische Adler Edelwild erlegt haben würde.

Daß eine ernstliche Niederlage des oesterreichischen Heeres möglicher Weise die Ermordung aller Deutschen in Italien zur Folge haben könnte, hörte ich kürzlich von einem wohlunterrichteten Manne*. Wer in Deutschland, in Preußen, könnte solche

* Wahrscheinlich von seinem Freunde dem Grafen O'Donnell, der längere Zeit als österreichischer Beamter in Italien tätig war.

Siege wünschen? wenn er ein deutsches Herz hat! — Darum flehe ich zu Gott, daß E. M. mit Ihrem edeln Kaiserlichen Neffen inniger und fester als je Hand in Hand gehen, um Deutschland groß und stark zu machen nach innen und außen, damit es die Proben glücklich bestehe, die ihm wohl nicht ausbleiben werden, von den innern Feinden vielleicht noch eher als von äußeren; denn die Höllenbrut rastet nicht! — Gott segne Euere Majestät!

Am 17. Juli des folgenden Jahres empfiehlt er von Johannisberg aus den Überbringer des Briefes:

> Den Prinzen Gustav v. Hohenlohe-Schillingsfürst, cameriere segreto partecipante Sr. Päpstlichen Heiligkeit . . . Der Prinz ist Priester in Rom geworden, und hat das Vertrauen des h. Vaters in so hohem und verdientem Grade gewonnen, daß Se. Heiligkeit ihn motu proprio zu s. nächsten Umgebung auserwählt und zugezogen hat, in welcher er das deutsche Gemüth und Wesen auf eine würdige Weise vertritt, und nun schon manchen nützlichen Dienst geleistet hat.
>
> Vielleicht wird er sich auch erlauben E. M. einen besondern Wunsch des Papstes in bescheidenster Art der Anfrage ehrerbietigst vorzutragen, von dem ich jedoch nicht weiß, ob die Erfüllung möglich ist. Der h. Vater wünscht nämlich, bei der schmählichen Unzuverlässigkeit seiner italiänischen Truppen, ein bewährtes verlässiges Hülfscorps aus katholischen Ausländern zu bilden, für welches man, wenn anders E. M. Regierung dies gestattete, auch Westfälinger und Oberschlesier engagieren möchte, einige hundert Mann, und zwar selbstredend nur solche, die ihrer Militärpflicht im Vaterlande schon genügt hatten.
>
> Da ich mir über die Zulässigkeit einer solchen Maßregel kein Urtheil erlauben konnte, so beschränke ich mich darauf, E. M. einen solchen Wunsch des heil. Vaters nur ehrfurchtsvoll anzudeuten. Prinz Hohenlohe kann erforderlichen Falls nähere Auskunft darüber geben.

Aus dem interessanten Projekt, dessen auch in Pastors Reichensperger-Biographie und den Lebenserinnerungen des Kanonisten v. Schulte gedacht wird, ist nichts geworden. Stimmung war dafür in weiteren katholischen Kreisen vorhanden, die praktische Durchführung nicht möglich.

Gustav Hohenlohe, der später so bekannt gewordene Kardinal, ein Bruder des Reichskanzlers, wird in den Briefen der beiden letzten Jahre wiederholt genannt. Diepenbrock scheint ihn recht liebgewonnen zu haben. Er erhielt damals durch ihn den Abdruck eines schönen Kupferstiches nach einem Marmorrelief Michelangelos, den der Papst auf eigene Kosten hatte anfertigen lassen. Da das Blatt nicht in den Kunsthandel kam, bat Diepenbrock den Papst um einige gute Abdrücke für den König, der ein großer Kunstfreund und Kenner sei. Pius IX. sandte im Dezember zehn Abdrücke avant la lettre, und der Kardinal beeilte sich, sie dem König für Weihnachtsgaben zur Verfügung zu stellen. Er war glücklich, daß er, der immer und immer nur mit Bitten komme, auch einmal mit einer kleinen angenehmen Gabe — freilich einer sehr ‚wohlfeilen' — kommen dürfe. Zugleich schildert er sehr humoristisch, auf den Ton des Königs eingehend, das ‚Stiergefecht', das er zu Anfang September in der Nähe von Johannisberg gehabt hatte. Auf einem Spaziergange mit seinem Neffen und einem bayerischen geistlichen Freunde Strobl wurde er, in heiterem Gespräche begriffen, plötzlich von einem Stier angefallen und zu Boden geworfen. Dann attackierte das wütende Tier seinen Neffen, ‚schleuderte

ihn mit den Hörnern über seinen Rücken weg und ging dann, quasi re bene gesta, weiter'. Wunderbarerweise kamen beide mit leichten Kontusionen davon, zum Erstaunen der bestürzt herbeieilenden Landleute. ‚Es war in der Oktav des Schutzengelfestes,' schließt er. Der König faßte die Sache, da der Kardinal sich glücklicherweise von den unbedeutenden Folgen bald erholt hatte, von der heiteren Seite auf und scherzte: ‚Ei, ei, Herr Kardinal! Sie haben doch nicht etwa ihren Purpur irgendwo durchblicken lassen; das Geschlecht Ihres Gegners verträgt ihn nicht.' ‚Der Kardinal war', erwidert der Angegriffene, ‚mit seinem Purpur ganz aus dem Spiel. Dux femina facti hieß es auch hier, wie so oft in ähnlichen menschlichen Dingen. Der Stier trabte mit offenen Nüstern hinter ein paar Kühen her, von denen ihn der Hüter mit Peitschenhieben abgewehrt hatte. Dadurch gereizt, ließ er seinen Zorn an uns aus, die wir ihm zufällig in den Weg kamen, vom Spaziergange im Walde zurückgekehrt. Wir haben aber kannibalische Rache an der Bestie geübt, acht Tage darauf sie gebraten und verzehrt!'

Daran anknüpfend meint er, auf den Staatsstreich Napoleons vom 2. Dezember anspielend: ‚Die Pariser rothen Bestien scheinen durch den angewandten Aderlaß für den Augenblick gezähmt; ich habe aber noch kein rechtes Vertrauen in die glückliche Hand des „Feldschers". Ein grand saigneur wird er wohl werden müssen, bevor er ein grand seigneur wird.'

Ein paar Tage vorher sandte er dem König seinen Hirtenbrief vom 1. Adventssonntag 1851. Ausgehend von den Kriegsbefürchtungen des verflossenen Jahres und den antichristlichen Strömungen, die sich in der französischen sozialistischen Bewegung zeigten, wies er auf bekannte Tatsachen hin, ‚weil das Gedächtniß der Menschen leider so kurz ist für die Lehren der Geschichte und der Gottesgerichte, daß fast jedes neue Geschlecht dieselben bitteren Erfahrungen wieder durchmachen muß'; er forderte begeistert zur Treue und zum Gebet für die gottgesetzten Gewalten auf und zeichnete dann in lichten Zügen das frische Leben, das Missions- und Vereinstätigkeit in seiner Diözese geschaffen habe. Die Sendung an den König begleitete er mit folgenden Sätzen:

> E. K. M. erlaube ich mir in tiefster Ehrfurcht, mein am ersten Advent-Sonntage zu publicirendes diesjähriges Hirtenwort anliegend zu übersenden. Ich habe es für meine heilige Pflicht erachtet, auf die drohenden Gefahren dieses unseligen Zeitlaufes, auf die immer offener hervortretenden Angriffe der Hölle gegen Gottes heilige Weltordnung, alles Ernstes aufmerksam zu machen und mit Gottes Wort davor zu warnen. Möge der Herr das Wort segnen, und gnädig verleihen, daß die Stunde der Prüfung, wenn sie anbricht, alle Vertreter Seiner göttlichen Ordnung gerüstet und stark finde von innen und außen! Amen, Amen! —
>
> Auch erlaube ich mir ehrerbietigst, eine Rede beizufügen, welche mein Commissarius, Domherr Neukirch, jüngst bei Einführung des hiesigen katholischen Garnisons-Pfarrers gehalten, und die auf Soldaten und Officiere einen tiefen begeisternden Eindruck gemacht hat. Geruhen E. M. bei diesem Anlasse meinen und des katholischen Militairs devotesten Dank für die huldreiche Einführung einer geordneten katholischen Militair-Seelsorge — dreifach wichtig in dieser Zeit der satanischen Verführung! — zu empfangen und die befriedigende Durchführung derselben, die allerdings noch

Manches zu wünschen übrig läßt, Allerhöchst dero Weisheit, Gerechtigkeit und Gnade ehrfurchtsvollst empfohlen seyn zu lassen*.

Als ich kürzlich** Sr. M. dem Kaiser von Oesterreich in Troppau mit den übrigen oesterreichisch-schlesischen Fürsten aufwartete, habe ich mit Freude aus Seinem Munde vernommen, wie Er den Wunsch und die Absicht hege, sobald als möglich E. K. M. Seinen Besuch zu machen und für alle die Güte und Liebe zu danken, wodurch Er E. M. Sich verpflichtet fühle.

Solche Gesinnungen sind ein Trost für jeden Patrioten und Menschenfreund in dieser trüben Zeit! —

Möge es mir noch gnädigst gestattet seyn J. M. der Königin zu dem morgenden Allerhöchsten Namensfeste*** meine ehrfurchtsvollsten treuesten Glück und Segenswünsche hier zu Füßen zu legen.

Den folgenden Brief schrieb der Kardinal am 29. Dezember, vierzehn Tage nach dem ersten schweren Anfalle der Todeskrankheit, den er bei einem Besuche des Nuntius Viale-Prelà erlitt. Unstreitig gehört dieser Wiener Nuntius und spätere Kardinal zu den bedeutendsten Staatsmännern der Kurie im vergangenen Jahrhundert. Ebenso eng wie zu Diepenbrock waren seine Beziehungen zu den anderen Kirchenfürsten. Sein stilles aber erfolgreiches Wirken verdiente eine genauere Darstellung. Die Einmischung der preußischen Regierung in die badischen kirchenpolitischen Verhältnisse ist uns aus des Urhebers Bismarck Mund selbst bekannt:

Von einem ernstlichen Krankheits-Anfalle, einer heftigen Hämorrhagie, mich eben erholend, komme ich zwar noch mit schwacher Hand, aber doch mit starkem treuen Herzen E. K. M. meine innigsten wärmsten Segenswünsche für Allerhöchstdero, für Ihrer Majestät der Königin und für des ganzen Königlichen Hauses Wohl zum Jahreswechsel ehrerbietigst zu Füßen zu legen und für alle Huld und Güte nochmals innigst zu danken, womit mein gnädigster König mich auch in dem abgelaufenen Jahre wieder so reichlich beehrt und beglückt hat. Gott lohne E. M. mit tausendfachem Segen, was Sie Seinem armen Diener an Wohlwollen und Vertrauen huldreich erweisen!

Das Jahr 1851 endet gottlob beruhigender, als es begonnen. Palmerstons rothe Sonne geht im Nordwesten unter, und die Sonne von Austerlitz wird wohl im Westen nicht wieder aufgehn; daß sie jedenfalls nicht über dem Rhein culminire, wird die Eintracht deutscher Fürsten und die Wehrkraft deutscher Heere mit Gottes Gnade zu verhindern wissen. Weisheit und Kraft aber wird es bedürfen, das seit 1848 fieberhaft aufgeregte Blut der alten Jungfer Europa wieder in ruhigern gesunden Pulsschlag zu bringen. — Wie auch die Dinge sich gestalten mögen, um Eines wage ich E. M. ehrerbietigst und vertrauensvoll zu bitten im Namen Gottes: nämlich der katholischen Kirche unter Ihrem Scepter die ihr gebührende rechtliche Freiheit zu gewähren und zu erhalten. Preußen wird dies gewiß niemals zu bereuen haben.

Ich erlaube mir hieran vertrauensvoll eine ehrerbietigste Bemerkung zu knüpfen. Der päpstliche Nuntius Msgr. Viale-Prelà besuchte mich unlängst auf der Rückreise von Carlsruhe und Freiburg, wo er dem alten ehrwürdigen Erzbischofe eine päpstliche Ehrenauszeichnung überbracht und auch wegen der Ernennung eines Coadjutors cum jure succedenti für denselben, Verhandlungen gepflogen hatte. Er bat und

* Diepenbrock hatte die Militärseelsorge für die preußische Armee.
** Am 4. November in Troppau.
*** Elisabeth am 19. November.

ermächtigte mich E. M. ehrerbietigst darauf aufmerksam zu machen, daß im Großherzogthum Baden, dessen Bewohner doch zu 2/3 katholisch seyen, von Seite der Regierung noch immer der alte Cäsaro-Papismus geübt, noch immer das kirchliche Regiment und Leben in den alten bureaukratischen Fesseln, zum Verderben, gefangen gehalten werde trotz der ernstlichen Mahnung von 1848 u. 49. Er, Viale-Prelà, habe darüber ganz offen mit Sr. K. H. dem Großherzoge u. auch mit den Ministern gesprochen, namentlich mit dem Minister des Innern H. v. Marschall, dem man die Hauptthätigkeit hierbei zuschreibe, und im eigenen Interesse der Regierung um Abhülfe gebeten, da die Belebung der Religion im Volke, die Schärfung der Gewissen, ihre sicherste Stütze und Rettung gegen die Gefahren der Zeit bei so ausgesetzter Lage des Ländchens sey, das von dem bösen Geiste, der aus Frankreich und noch mehr aus der Schweiz herüberwehe, fortwährend bedroht bleibe. Die dortigen wohlgesinnten Katholiken seyen aber der Meinung (und dies ist der Punkt, den ich E. M. zunächst andeuten sollte), daß die Regierung und namentlich H. v. Marschall bei ihren, der katholischen Kirche und deren freierer Selbstverwaltung abgeneigten Maßregeln unter preußischem Einflusse ständen, was dann dort eine starke Mißstimmung gegen Preussen erzeuge, die sich auch auf das politische Gebiet übertrage. Es würde daher gewiß den allgemeinen Interessen Preussens in Deutschland zu Statten kommen, wenn der Grund dieser Mißstimmung beseitigt, und der badischen Regierung preussischer Seits empfohlen würde, den Katholiken und ihren kirchlichen Interessen billiger und gerechter sich zu erweisen.

Ich habe dem Herrn Nuntius, der E. M. seinen tiefsten Respect zu Füßen legt, Allerhöchstdenselben diese ehrerbietigste Mitteilung zu machen versprochen, und dies Versprechen hiermit gelöst, und lege nun die Sache vertrauensvoll der Weisheit und Gnade meines Königs anheim.

Der König erkundigte sich immer und immer wieder in herzlichster Weise nach seinem Befinden. Diepenbrock konnte nicht viel Erfreuliches melden. ‚Es will überhaupt nicht mehr recht gehen wie früher; das Alter macht sich fühlbar und die Sorge für eine Herde von anderthalb Millionen — worunter begreiflich auch eine Anzahl Böcke — reibt den armen Schäfer auf.‘ So heißt es in einem trübe gestimmten Schreiben vom 8. Februar 1852. Dann aber gibt er folgende schöne Schilderung:

Es wird E. M. vielleicht interessieren, daß ich auf den Wunsch und die Empfehlung des h. Vaters mehrere fromme Franziskaner aus den westfälischen Klöstern, welchen die dortige strictior observantia noch zu lax war, und die sich persönlich in Rom, nach sorgfältiger Prüfung, die Genehmigung erwirkt haben, zu der strictissima observantia der ursprüngl. Regel des h. Franziskus, wie sie im 16. Jh. der h. Peter v. Alcantara, ein Freund der grossen heiligen Theresia, wieder aufgefrischt, überzugehen, — in meine Diöcese aufzunehmen mich entschlossen und sie in diesen Tagen auf den Annaberg in Oberschlesien gewiesen habe, welchen ihr Orden seit Jahrhunderten bewohnt und gepflegt hat. Sie beobachten die allerstrengste Armuth, nehmen weder für sich noch für ihr Kloster irgend Geld an, selbst kaum Meßstipendien, gehen barfuß und unbeschuhet, führen ein beschauliches Leben, helfen aber auch in der Seelsorge durch Beichthören und Predigen aus. Ihre ganze Erscheinung aber, dieses rührende Bild der höchsten freiwilligen Armuth bei der größten Zufriedenheit und Heiterkeit des Geistes, ist eine sehr beredte heilsame Predigt in dieser materiellen Zeit. Es sind in der That, wie ich sie hier durch längeren Verkehr kennen gelernt, ächte ursprüngliche Jünger des h. Franz. Unter den Laienbrüdern ist ein älterer Maler, der 20 J. in Rom gelebt und sich ihnen dort angeschlossen hat, ein rüh-

rendes Bild seliger Gottinnigkeit. Einer ihrer Novizen aus Westfalen, ein junger schöner kräftiger Mann, hat die schönste Baßstimme, die ich je gehört. Man bot ihm in Münster 1200 Thl. Gehalt, wenn er als Sänger zum Theater gehen wolle; er aber ging freudig zu den armen Brüdern des h. Franz. Die Reise nach Rom und wieder von Rom über hier zurück und jetzt wieder von dort hieher haben sie ohne einen Pfennig Geld und doch ohne alle Noth gemacht. Anfangs auf Dampfschiffen, Eisenbahnen und in Posthäusern Gegenstand des verachtenden Spotts, haben sie diesen überall alsbald durch ihr freundliches Erdulden und durch ihre geistvollen Repliken entwaffnet und dann häufig unter Juden und Heiden eine wetteifernde Bereitwilligkeit zur Befriedigung ihrer kärglichen Lebensbedürfnisse und zur Förderung ihrer Reise geweckt. Man sieht, die heilige Armuth übt auch in unsern Tagen noch denselben Zauber, durch den sie in den Zeiten des h. Franziskus so Großes gewirkt. Es ist erhabene Poesie und doch so bitterer Ernst darin! . . . Mäßigkeitsprediger werden die Brüder für die Oberschlesier seyn, auch bevor sie noch in ihrer Sprache mit ihnen reden können; denn die ärmliche geflickte Kutte des h. Franz redet alle Sprachen, wie mein verstorbener Purpur-College Mezzofanti, den man darum den Cardinal-Pentecoste nannte. Fürst Boguslaw Radziwill hat die Brüder in Berlin durchreisend gesehen und kann E. M. auf Befehl Näheres von ihnen sagen.

Ein paar Wochen darauf kommt er, da der König seiner seraphischen Brüder Alcantariner so gnädig erwähnt hat, noch einmal bei Übersendung des ersten Berichtes des P. Superiors auf sie zurück: ‚Es liest sich wie ein Blatt aus der ersten Ordenschronik des hl. Bonaventura, und man könnte versucht werden, die Jahreszahl um ein halb Dutzend saecula zurückzudatieren. Und doch ist es gewiß erfreulich und tröstlich, daß auch in unserer prosaischen Zeit noch solche wirkliche Lebenspoesie möglich ist, wenn der Zauberstab der Armut um Christi willen die Herzen, selbst die der jüdischen Krämer, berührt und rührt.‘ Den Brüdern sei der Annaberg noch zu groß, stattlich und unruhig, und sie sollen deshalb einen einsamen Ort in der Bergesschlucht zu ihrer ordensgemäßen Niederlassung erhalten, von wo sie auch die Wallfahrtskirche bedienen könnten. ‚Ich richte mich in bezug auf sie gern nach Pauli Wort: „Löschet den Geist nicht aus,“ und ihr Geist ist gewiß ein guter, weil ein Geist der Demuth, der Entsagung, der Liebe; und für die Krebswunde unserer Zeit, das genuß- und hab- und herrschsüchtige Zehrfieber, ist ihre ärmliche Kutte ein gutes Pflaster!‘ Diepenbrock hat den düstern Schatten, der später auf die sonnenhelle Gründung fiel, nicht mehr gesehen. Seine letzten Schreiben sind meist nur Bitten für andere. Einmal betonte er, daß es, um den König schon wieder mit einem Briefe zu behelligen, ‚der Ankunft eines Magiers aus dem Orient (im besten Sinne) bedurft‘ hätte. Es ist der Erzbischof von Tripolis in Syrien, der für die durch die Christenverfolgung in Aleppo 1850 notleidenden Christen sammelt und ihn um eine Empfehlung an den König gebeten hatte. Er konnte es ihm nicht abschlagen, ‚da er so sehr wünschte, das Glück zu haben, seinen Respekt dem hochherzigen Könige von Preussen bezeugen zu dürfen, von dessen edelen Eigenschaften auch seine Heimath des Ruhmes voll ist. Ich sah es ihm an den Augen an, daß dies nicht blos eine orientalische Redeblume sey, sondern Herzensgefühl.‘

Aber bald ging auch das nicht mehr. In seinem letzten Briefe an den

König, den ich gefunden habe, gibt der Kardinal am 26. Mai 1852 ein jammervolles Bild seines körperlichen Zustandes, der ihn zwingt, schon jetzt nach Johannesberg überzusiedeln. So kann er weder die kirchlichen Funktionen während der Pfingsttage versehen noch den König bei seiner demnächstigen Ankunft in Breslau begrüßen. Er schließt den Briefwechsel mit folgenden ergreifenden Sätzen: ‚Es ist mein tägliches Gebet, daß Gott mir entweder die für mein schweres Amt nöthige Gesundheit wiederverleihen oder mich erbarmungsvoll von hinnen nehmen wolle, damit ich einem Bessern und Rüstigern Platz mache; denn auf den Breslauer bischöflichen Stuhl taugt kein Invalide; und ein solcher bin ich leider für jetzt. Mein Gebet geht aber noch weiter: ich flehe, daß Gott die Tage, die Er mir abbrechen, meinem geliebten Könige zulegen wolle, damit Seine milde, gerechte und sorgenvolle Regierung sich verlängere ad multos annos! wie es in der Kirchensprache heißt.‘

Noch hat der Kardinal bittere Leidenswochen und -Monate auf seinem Schmerzenslager in Johannesberg durchmachen müssen. Die Liebe von hoch und niedrig, seines Königs und der Ärmsten seiner Diözesanen, umgab ihn und beglückte ihn für Augenblicke. Im Sommer kam der berühmte Leibarzt Friedrich Wilhelms IV., Schönlein, auf Wunsch des Königs zur Konsultation. Der König bittet, daß er ‚den Gegenfüßler seiner medizinischen Theorien um seinetwillen nicht die Stiegen und Felsen des Johannesberges herunterwerfen lasse‘. Im September sieht ihn der junge Prälat Hohenlohe auf der Rückreise nach Rom noch einmal und berichtet darüber an den König. Seinen temperamentvollen Brief, der mit der starken Verachtung der ärztlichen Kunst und der Ärzte, mit seiner wegwerfenden Beurteilung des den Bischof mit treuer Liebe umgebenden Verwandten- und Freundeskreises nicht gerade für den jungen Herrn einnimmt, hat Kraus aus meiner Sammlung in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung* veröffentlicht. Der Prinz erhofft alles von einer Aufheiterung des armen Kranken, von einer Beseitigung der Absperrung, in der ihn seine wenig belebende Umgebung halte, von einem Eingreifen des Königs und seiner Ärzte. Darin hat er unzweifelhaft unrecht; denn die furchtbare Krankheit war zu weit vorgeschritten, der Kräfteverfall war nicht mehr aufzuhalten. In einem hat er recht: als Diepenbrock in der Nacht zum 20. Januar 1853 verschied, er, ‚der ein Segen für Preußen‘, da war das ‚ein unersetzlicher Verlust‘.

* In einer Besprechung des Buches von Pastor über A. Reichensperger. 1900 Nr. 225.

Eine Bekehrung / Von Wincenty Lutosławski

Am 18. Lebensjahr hatte ich meinen Glauben an die Kirche verloren. Genauer genommen, hatte ich damals noch gar nicht den richtigen Glauben erlangt, da der Religionsunterricht in unseren Schulen sehr mangelhaft ist, wenigstens unter der russischen Regierung. Die meisten Lehrer in diesen Schulen sind entweder ungläubig oder bekennen einen anderen Glauben als ihre Schüler und scheuen sich gar nicht, bei dem Geschichtsunterricht und bei jeder anderen Gelegenheit, auch ohne alle Gelegenheit, die Kirche anzugreifen und vor den katholischen Schülern zu verleumden.

Mein Vater wollte mich dem russischen Einfluß entziehen und hielt daher mich und meine jüngeren Brüder möglichst lange zu Hause auf dem Lande, wo ich durch deutsche Lehrer bis zum Eintritt in die Tertia des deutschen Gymnasiums zu Mitau vorbereitet wurde. Dort waren aber die Katholiken unter den Schülern in einer verschwindenden Minderheit und die Lehrer waren alle Protestanten. Für alle Klassen war nur ein katholischer Religionslehrer, ein Priester, der leider den Religionsunterricht hauptsächlich als Gedächtnisübung auffaßte und auf Fragen der selbständigeren Schüler nicht gern antwortete. Diese Umstände sind jetzt ziemlich allgemein im Russischen Reich und die Gründe dafür sind offenbar. Die Lage der katholischen Geistlichkeit unter der russischen Regierung ist sehr schwer in jeder Beziehung. Jeder Priester wird fortwährend von den polizeilichen Behörden bewacht und verfolgt — als Religionslehrer an einem Gymnasium kann er nur angestellt werden, wenn er sich das Vertrauen dieser Behörden gewonnen hat, was den besten Geistlichen nicht leicht wird. Außerdem werden die Priester in den geschlossenen Seminaren gebildet und gewinnen keine Beziehung zu den anderen Gebildeten, da der Eintritt in das Seminarium nicht einmal die Maturitätsprüfung verlangt, sondern nur die Absolvierung der Quarta eines Gymnasiums. So geschieht es, daß der künftige Priester meistenteils seit dem fünfzehnten Lebensjahr in einer künstlichen Atmosphäre lebt, wo er weder von der Welt noch von der Wissenschaft etwas erfährt. Wenn er nach Absolvierung des Seminars sich weiter theologisch ausbilden will, muß er in die geistliche Akademie nach St. Petersburg gehen, wo er wieder in einer fremden, feindlichen Atmosphäre lebt, die auf den Geist ertötend wirkt.

Unser Religionslehrer im Gymnasium zu Mitau war ein solcher Zögling der St. Petersburger Akademie, stolz auf den erlangten Grad eines Magisters der Theologie und vielleicht auch in der thomistischen Philosophie gut bewandert, aber gänzlich unfähig, die Seelen seiner Schüler zu begreifen. Er suchte nur das zu erfüllen, was er für seine Pflicht hielt, und dies auch nur in einer sehr äußerlichen Weise, ohne pädagogische Begabung noch Begeisterung. Dagegen waren die anderen Lehrer viel besser vorbereitet, und besonders die Geschichtslehrer wußten wohl die Gelegenheit auszunutzen, um den Kampf zwischen Päpsten und Kaisern zuungunsten der Päpste darzustellen und die Reformation als einen wichtigen religiösen Fortschritt zu schildern. Außerdem waren auch kirchenfeindliche Bücher im Umlauf unter den Schülern, besonders die materialistischen Werke von Vogt, Moleschott und Häckel.

Die materialistische Weltansicht ist dem jugendlichen Verstand eines Primaners natürlich zugänglicher als die viel tiefere christliche Philosophie, und man muß zuvor gewarnt sein, um von ihr nicht angezogen zu werden. Es dürfte sich empfehlen, auf den Gymnasien statt Ovid und Vergil den Lukrez zu lesen und ihn genau zu widerlegen. Man darf nicht den Materialismus ignorieren oder geringschätzen. Eine Weltansicht, die in der Geschichte des menschlichen Geistes eine so hervorragende Rolle gespielt hat, bleibt noch immer, wenigstens in der Jugend, den Zeitgenossen eine der möglichen Alternativen, die erwogen werden müssen, bevor man sie aufgibt. Ein junger Mann, der nichts von seinen Lehrern über den Materialismus und dessen Schwächen hört, und der außerhalb der Schule der Wirkung von materialistischen Strömungen ausgesetzt wird, ist in einer ähnlichen Lage wie derjenige, der niemals zu schwimmen gelernt hat und ins Wasser fällt. Das Natürliche ist für den Menschen der Jetztzeit, im Wasser zu sinken, während die Kunst des Schwimmens erst erlernt werden muß.

So ist es auch durchaus natürlich für einen jungen ungebildeten Mann, die materialistische Auslegung der Wirklichkeit zunächst anzunehmen, wie sie von so vielen Gebildeten seit Demokritos angenommen worden ist. Es gehört schon eine gewisse Kunst des Denkens dazu, dem selbstbewußten, arroganten Materialismus zu widerstehen. Und wer den Kampf nicht durchgefochten hat, wer gewissermaßen gegen den Materialismus nicht geimpft wurde, dadurch, daß er die einseitige Berechtigung der materialistischen Gedankengänge, insofern sie auf die physikalische Erklärung der Erscheinungen beschränkt sind, gewahr wurde — der kann auch im reiferen Alter den Versuchungen materialistischer Propaganda unterliegen.

Ich war nun in dieser Hinsicht nicht geimpft. Meine autorisierten Lehrer hatten mich niemals vor dem Materialismus gewarnt, mein Religionslehrer hatte keine Antwort auf viele meiner Fragen, und Häckel gab seine naive Metaphysik für die neueste Errungenschaft der Wissenschaft aus. Ungewarnt und unbewaffnet wußte ich meinen schwachen kindlichen Glauben nicht zu verteidigen. Aber die erbliche Tradition so vieler glaubenseifriger Generationen hielt mich noch an der Kirche, an ihren Festen und ihren Symbolen. Da die Schule von mir hauptsächlich nur intellektuelle Arbeit verlangte, zu der ich die größte Neigung hatte, gab mir mein Gewissen nicht viel Gelegenheit zu einem Bewußtsein von Sünde. Meine Hauptleidenschaften waren die Lösung von mathematischen Aufgaben und die Lektüre von polnischen Nationaldichtern — die Sinne waren nicht erwacht und meine schlimmste Sünde war, daß ich mir gern Kuchen und Süßigkeiten kaufte für Geld, das besser hätte benutzt werden können.

Ein eigentlicher Konflikt entstand erst mit der glühenden ersten Liebe zu einem drei Jahre älteren Mädchen, das bereits mit einem noch viel älteren Ingenieur verlobt war. Ich legte in dieses Gefühl nicht nur alle von ihr unmittelbar empfangenen Eindrücke, sondern auch alle aus der Lektüre gewonnenen Vorstellungen über das mir damals noch unbekannte Gefühl der Liebe. Selbst die wunderbare Anziehungskraft der Algebra und Trigonometrie,

der Geschichte und Literatur schien zu erblassen im Vergleich mit der holden Gestalt der Heldin, die ich über alle dichterischen Erfindungen als die alleinseligmachende Wirklichkeit empfand. Der Gedanke an ihre bevorstehende Ehe war mir unerträglich. Und da beschloß ich einen tragischen Kampf um sie, als siebzehnjähriger Primaner, zu Weihnachten 1880. Der Kampf sollte nicht im Gebiet der Sinne durchgeführt werden, sondern im Einklang mit der polnischen Nationaldichtung, die mich schon damals begeisterte, auf rein geistigem Gebiete, in voller Einsamkeit.

Ich benutzte die Weihnachtsferien, um diesen Kampf in mir selbst auszufechten. Ich verbrachte diese Ferien auf dem Lande und wanderte ganze Tage in einem großen Wald in Gedanken und Gebet. Ich verlangte damals eine persönliche Offenbarung Christi, um die Lösung der mich peinigenden Zweifel zu finden. Der Bräutigam der allerliebsten Marie war ein krasser Materialist und hatte ihr Herz gewonnen. Ich war noch gläubig und hatte mit ihm oft erfolglos diskutiert — er schien mit seinem Materialismus mir in jeder Beziehung überlegen zu sein. Ich wollte nun von Christus selbst erfahren, ob dieser Feind der Kirche recht hatte, und warum Marie, selbst gläubig, ihn gewählt hatte. Mit der Liebesangelegenheit war auf das engste in meinem Geist die religiöse Frage verschlungen, wie das eben so häufig der Fall ist.

Das Weib ist für den heranwachsenden Jüngling zunächst die sichtbare und greifbare Verkörperung des tiefsten aller Geheimnisse des Lebens; von der Gattung seiner Gefühle zu diesem sichtbaren Gegenstand hängt innig seine ganze Beziehung zum unsichtbaren und unergründlichen Quell des Lebens ab. Wenn Gott, und insbesondere der menschgewordene Gott, mich so liebte, wie ich selbst lieben konnte, mußte er, dachte ich, mir entweder meine Marie geben, oder mich von dieser qualvollen eifersüchtigen Liebe befreien. Da ich noch glaubte, wendete ich mich an den Gegenstand meines Glaubens, um den Gegenstand meiner Liebe zu erlangen. Wenn er in dieser schrecklichen Not mir nicht half, dann konnte ich nicht mehr an ihn glauben. Es ist leicht, jetzt nach vielen Jahren das Verkehrte in diesem Gedankengang zu sehen, aber damals hielt ich meine Forderung für durchaus berechtigt — mein Verlangen nach einer deutlichen Beantwortung meiner Zweifel war mir ein unantastbares Recht, und der Sieg meines Wettbewerbers in der Liebe war zugleich auch in meinen Augen der schlagendste Beweis seiner Überlegenheit auf dem Gebiet einer richtigen Erkenntnis der Wirklichkeit.

Meine Fragen blieben unbeantwortet, mein Flehen hatte keinen Erfolg — und in einem feierlichen Entschluß nach einigen Wochen solcher Kämpfe kündigte ich meine Beziehung zu Christus und der Kirche, gab meinen Glauben an die vom Religionslehrer vorgetragene Lehre auf und beschloß, auf eigene Hand die Wahrheit zu suchen. Dem Materialismus erlag ich nicht, da mich bald später der Positivismus mehr anzog, und da ich seit 1884 an der Universität Dorpat unter den Einfluß von Gustav Teichmüller gelangte, der mich dem Studium der griechischen Philosophie entgegenführte und auch ein etwas abstraktes Christentum zu achten lehrte.

Aber zu einem Glauben an die Göttlichkeit Christi und an die Unfehl-

barkeit der Kirche konnte ich nicht wieder kommen. Dieser Glaube wurde mir so fremd, daß ich auch gar kein Bedürfnis fühlte, ihn zu bekämpfen. Ich sagte mir, daß der traditionelle Glaube über Dinge entscheidet, über die ich nichts weiß, und die ich weder zu verneinen noch zu behaupten einen Grund haben konnte. Ich war konsequent in meinem Unglauben und betrat nie eine Kirche, aber ich suchte auch niemanden von dem Glauben abzuwenden.

Da ich mich der Philosophie widmete, fand ich, wie schwer eine Begründung der Moral ohne Offenbarung ist, und ich hielt die vorhandenen Religionen und Glaubensbekenntnisse für erfolgreiche praktische Mittel, die Sittlichkeit unter den Menschen aufrecht zu erhalten. Das von Plato aufgestellte Recht der herrschenden Philosophen, den Pöbel zu seinem Vorteil zu täuschen, ihm populäre Vorstellungen zu geben, die sich der Wahrheit annähern, aber ihr nicht ganz entsprechen — schien mir durchaus wohl begründet zu sein. Und als mich ein jüngerer Bruder, der später Priester werden sollte, fragte, warum ich die Kirche nicht besuche, und ob ich den katholischen Glauben für falsch halte, sagte ich ihm, daß ich zwar diesen Glauben selbst nicht teile, aber keinen Grund kenne, ihn für falsch zu erklären. Nur der Fachphilosoph könne ohne Religion mit vieler Mühe auskommen — für diejenigen aber, welche in ihrem Leben nicht die Muße hätten, sich speziell der Philosophie zu widmen, wäre die Religion das beste Mittel, die Sittlichkeit aufrecht zu erhalten, weil sie den Glauben an Unsterblichkeit und Vorsehung unmittelbar gäbe, während diese Wahrheiten als Ergebnisse philosophischer Gedankenarbeit sehr schwer zu beweisen seien.

So ungefähr lautete mein Zeugnis vor denjenigen, die mir glaubten, und es reichte hin, meinen jüngeren Bruder, den ich vor dem Materialismus durch eingehende Besprechung seiner Trugschlüsse geschützt hatte, in der Tradition des Glaubens zu erhalten, da er als Student der Medizin sich nicht getraute, Philosophie speziell zu studieren.

So vergingen die Jahre, ohne daß irgend etwas meine Stellung zur Kirche und Religion änderte. Ich begann im Jahre 1890 Logik und Psychologie an der Universität zu Kasan zu lehren, und hatte mich allmählich von Teichmüller und dem ihm verwandten Lotze emanzipiert, da ich mehr unter den Einfluß von englischen und französischen Spiritualisten kam. Das langjährige Studium von Plato hatte mich gewöhnt, die Vernunft für hinreichend zur Lösung aller Schwierigkeiten zu halten. Das ideale Bild des Sokrates steigerte meine Anforderungen an den Philosophen. Er mußte ganz Seele sein und den Leib beherrschen, unsterbliche Ideen über den Trug der Erscheinungswelt hochhalten, seiner Unsterblichkeit und der geistigen Wirklichkeiten vollkommen bewußt sein, immer das Rechte tun und nie in die Lage kommen, Reue zu fühlen.

Ich hatte inzwischen geheiratet (1887), war mit der Erziehung meiner fünf jüngeren Brüder und meiner Töchter beschäftigt und mein Leben verging verhältnismäßig ruhig in der Erfüllung von Pflichten, die keine besondere Schwierigkeit boten, in wissenschaftlicher Arbeit, die mir auch bald seit der Veröffentlichung meiner platonischen Forschungen einige Anerkennung brachte, so daß ich in jener Zeit keine Gelegenheit zu Konflikten hatte.

Meine Aufgaben waren klar — ich wußte, was ich zu tun hatte und wie es

auszuführen war, — ich arbeitete gern und das Lehren von gut verstandenen Wahrheiten war mir eine Freude. Ich glaubte alles zu tun, was man von mir verlangen konnte, und hatte kein Bewußtsein von Sünde. Ich fühlte auch kein Bedürfnis, zu beten oder mich irgendwie speziell mit Religion zu befassen, da ich glaubte, die Vorsehung würde auch ohne mein Zutun das Nötige für mich tun, wenn ich nur selbst nach meiner Möglichkeit arbeitete.

Da kam unerwartet, an dem Tage, wo ich mein 35. Lebensjahr begann, ein neuer Einfluß in mein Leben, der zwar sehr kurz wirkte, aber mich auf lange Zeit aus der philosophischen Ruhe, in der ich bis dahin gelebt hatte, herausriß. Es ist jetzt noch nicht Zeit, die Einzelheiten dieser neuen Erfahrung anzugeben, da hier auch andere noch lebende Personen im Spiel sind, denen die öffentliche Behandlung ihrer sehr intimen Erfahrungen unangenehm sein könnte, weil sie nicht so viel Philosophie getrieben haben, um ihr eigenes Leben von oben als eine unbedeutende Einzelheit im Geschehen der Welt zu betrachten und zu lehrreichen Schlüssen zu gebrauchen.

Was mich anbelangt, kann ich nur sagen, daß an jenem Tage (6. Juni 1897) eine Reihe von Erfahrungen begann, die mich zum erstenmal in meinem Leben zu ernsten moralischen Konflikten führten und mir ganz klar zeigten, was ich bisher in meinem philosophischen Hochmut nur als eine Schwäche des gewöhnlichen Menschen vom Hörensagen kannte, daß es nämlich möglich ist, zeitweilig mit allen Kräften der Seele etwas zu begehren, was nicht recht ist, und daß man nicht immer leicht im Handeln das durchführen kann, was man theoretisch als seine Pflicht erkannt hat.

Solche Konflikte, die damals begannen, führten mich zu großem Leid und zu so schwierigen Lagen, daß manchmal meine ganze Philosophie keinen anderen Ausweg als Senecas letzte Tat zu zeigen wußte. Ich hatte also wirklich Gelegenheit, zu erkunden, daß auch in einem Philosophen sich das gemeine Gewissen regen und ihn um seine stoische Ataraxie bringen kann. Ich war aus der friedlichen Welt der Forschung, in der ich bisher lebte, plötzlich in einen Lebenssturm gerissen, der nicht nur meinen Stolz, sondern auch meine bis dahin unerschütterte Gesundheit brach. Da half nicht Logik noch Psychologie, — ich wurde dazu geführt, mich an das höchste Wesen persönlich in meinen Bedrängnissen zu wenden, und lernte zu beten.

Es traf sich, daß ich in jener Zeit (1898) eine wissenschaftliche Korrespondenz mit dem Bischof Baranowski von Sejny begann, der sich für Mathematik und Philosophie interessierte. Ich wohnte einige Jahre in Einsamkeit mit meiner Familie in einem Fischerdorf am Hafen von La Coruña in Spanien und hatte viel Zeit, die langen Briefe meines Bischofs, in dessen Bistum das Erbgut meiner Vorfahren lag, das mir damals zum Teil gehörte, zu erwägen und zu beantworten. In jener Zeit führte ich viele ausführliche Korrespondenzen mit bedeutenden Männern, denen ich auf meinen Reisen begegnet war. Aber alle Anstrengungen des Bischofs, mich zu bekehren, waren erfolglos. Er legte den größten Nachdruck auf die Höllenstrafen, und ich hatte nie im Leben das Gefühl der Furcht erfahren. Unter allen Dogmen war mir das Dogma der ewigen Verdammnis das unverständlichste und widerlichste.

Meine Weltanschauung war durchaus optimistisch, und ich konnte gar nicht einsehen, wie in dieser besten unter allen möglichen Welten ein solcher Fehler, wie die ewig von Gott abgewendeten Seelen, bestehen könnte. Ich schrieb oft dem Bischof, daß, wenn es eine Hölle gebe und ich mir den Himmel verdient hätte, ich gar nicht daran denken könnte, diesen Himmel zu genießen, solange noch eine einzige Seele in der Hölle schmachtete.

Als ich im Jahre 1898 nach Polen zurückkehrte, besuchte mich der Bischof Baranowski auf meinem Gute, obgleich ich ganz aufrichtig meinen Unglauben ihm und seiner ganzen Umgebung kundgab und ihn nur als einen gesellschaftlich hochstehenden Gast, der in der unabhängigen Republik von Polen ein Recht gehabt hätte, im Senat zu sitzen, empfing, ohne ihm irgendwelche religiöse Ehrerbietung zu zollen. Er lud mich auch so herzlich zu sich ein, daß ich die Reise nach Sejny unternahm und drei Tage bei ihm als sein Gast weilte.

Bei diesen Besuchen hatten wir stundenlange Gespräche, und ich lernte manches über die Kirche, wurde ihr aber sicherlich nicht nur nicht irgendwie näher gebracht, sondern ich bestärkte mich geradezu durch diese freundschaftlichen Gespräche mit einem Bischof, dem ich Kompetenz in theologischen Fragen nicht absagen durfte, in der Überzeugung, daß es für einen Philosophen von meinem Schlag in der katholischen Kirche keinen Platz geben kann.

Der Bischof wurde immer ungeduldig, wenn ich ihm von Präexistenz und Reinkarnation sprach, und mir war aller Unsterblichkeitsglaube ohne diese näheren Bestimmungen durchaus leblos und ungenügend, worin ich nicht nur der alten Tradition der Platonischen Akademie folgte, sondern auch mit den bedeutendsten Dichtern und Denkern Polens übereinstimmte.

Der Bischof ließ aber keine solche Deutung des Fegfeuers zu. Er wollte Millionen von Menschen nach einer kurzen, nicht bestandenen Prüfung gleich in die Hölle schicken und drohte mir mit dem gleichen Schicksal, wenn ich mir eine Vergangenheit hier auf Erden zuschrieb und meine Unsterblichkeit mir in konkreten Lebensläufen ausmalte.

Auch hatte er einen sehr weitgehenden Begriff von dem Gehorsam, den Gläubige der Kirche schuldig seien, was mich bei meiner geistigen Unabhängigkeit von der Kirche nur abschrecken mußte.

Unsere Diskussionen zeigten mir immer klarer einen Abgrund zwischen meiner philosophischen Stellung und dem religiösen Dogmatismus des Bischofs. Ich schied von ihm mit aller Achtung für seinen guten Willen mir gegenüber, aber mit einem gewissen Mitleid für seinen willkürlich eingeengten Gesichtskreis. Und ich kann es auch jetzt nach meiner Bekehrung mit der größten Sicherheit aussagen — gewiß haben die Diskussionen mit dem Bischof Baranowski mich nicht zu einer Bekehrung zur Kirche vorbereitet, sondern sie haben in mir neue Vorurteile gegen die Kirche geweckt. Ich hörte sogar auf, ihm zu schreiben, da ich sah, daß er immer wieder zu denselben Schreckensargumenten zurückkam, mit denen er mich vergeblich für die Kirche gewinnen wollte.

Aber der Bischof war ein frommer Geistlicher, und er vertraute nicht zu viel auf seine Briefe und Argumentationen. Er begann, wie er mir später

vor seinem Tode mitteilte, täglich für meine Bekehrung zu beten, da er mich liebgewonnen hatte, und hoffte, daß meine Bekehrung auch anderen nützen könnte.

Dies war im Jahre 1898. Zwei Jahre später machte ich eine andere Bekanntschaft, die meine Aufmerksamkeit auf die Kirche lenkte. Ich besuchte die in ganz Polen sehr bekannte Wirtschaftsschule für Mädchen, die in Kuznice bei Zakopane von der hochverdienten Frau Zamoyska, der Witwe des im polnischen Aufstand von 1830 rühmlichst ausgezeichneten Generals Zamoyski, begründet und noch jetzt geleitet wird. Die Gespräche mit dieser ehrwürdigen Frau und ihrer Tochter zeigten mir eine in ihnen wohnende Kraft, die mir bisher unbekannt war und die ihren tiefen lebenslänglich dauernden Einfluß auf ihre in ganz Polen zerstreuten Schülerinnen erklärt. Ihre Auffassung der Kirche war nicht so streng und eng wie die des Bischofs, der mich abschreckte. Sie hatte in Paris viele Jahre unter dem Einfluß Gratrys gelebt und lieh mir seine Biographie, die ich mit großem Interesse las. Eine andere protestantische Freundin hatte mir schon im Jahre 1899 eine vierbändige Biographie des heiligen Vincenz von Paul geliehen, die mir zum erstenmal in meinem Leben die Gestalt eines katholischen Heiligen klar vor die Augen stellte. In den Sommerferien von 1900 studierte ich Dante, über welchen ich ein Kolleg für das Wintersemester 1900—1901 angekündigt hatte, als die Fakultät der Krakauer Universität mein Kolleg über polnische Nationalphilosophie aus dem Programm gestrichen hatte.

Aber alle diese Eindrücke und Einflüsse reichten gar nicht hin, mich der katholischen Kirche zu nähern. Ich war seit zwanzig Jahren gewohnt, ganz unabhängig zu sein und als radikaler Individualist aufzutreten; so erschien mir die Kirche als eine Gesellschaft, deren Aufgabe darin bestand, durch verschiedene künstliche Einflüsse auf die Einbildungskraft schwächerer Menschen diese zusammenzuhalten, wenn sie nicht selbst fähig wären, die geistigen Güter den sinnlichen Genüssen in jedem Fall vorzuziehen.

Der Philosoph war in meinen Augen darüber erhaben und kannte unmittelbar eine geistige und ewige Welt, die seine Handlungen bestimmte — konnte auch keineswegs ihm geistig unebenbürtige Priester als Vermittler zwischen sich und Gott brauchen. Zu beten hatte ich gelernt — aber mein Gebet richtete sich unmittelbar an Gott, und war mein eigen, brauchte nicht die Form von fremden Gebeten nachzuahmen, nicht einmal des von Christus empfohlenen Gebets.

Mein ungleichmäßiger Gesundheitszustand und die Schwierigkeiten meiner persönlichen Lage, die damals sich fortwährend noch steigerten, richteten meine Gedanken auf Gott und zeigten mir meine eigene Unvollkommenheit mit gesteigerter Klarheit. Es war mir nicht mehr so einfach klar wie früher, worin meine Pflicht bestand, besonders wenn ich gegen die Überzeugung meiner Umgebung zu kämpfen hatte, wie es damals oft der Fall war. Ich war auch nie ganz sicher, ob ich meine Krankheit nicht selbst verschuldet hatte, ob meine Trägheit wirklich für eine unüberwindliche körperliche Schwäche zu halten war, oder vielleicht von einer sündhaften Gleichgültigkeit gegen meine Pflichten

abhing. In allen diesen Zweifeln betete ich fortwährend um Erleuchtung, damit ich meine Pflicht klar einsehe und die Kraft erlange, sie zu erfüllen. Aber ich sah gar nicht ein, wie mir darin die Kirche helfen könnte oder wie ich der Kirche helfen könnte, diejenigen, die sie brauchen, zur Erfüllung der Pflicht anzuspornen.

Ich zweifelte nie daran, daß ich meine Pflicht gern erfüllen würde, wenn ich sie nur klar erkannt hätte und folgte hierin der Sokratischen Ansicht, wonach das Übel bloß eine Folge der Unwissenheit ist. Das war eine recht einseitige Auffassung der eigentlichen Schwierigkeit, die aus einer Unkenntnis des wirklichen Lebens entsprang, von der ich jetzt auch Sokrates nicht freisprechen kann. Er beurteilte andere nach sich selber und konnte sie trotz vieler Fragen nie ganz verstehen. Solche sokratische Menschen sind selten und haben kein Recht, das gesamte Leben aller anderen Menschen von ihrem einseitigen Standpunkt zu beurteilen.

Man muß verstehen, daß die Menschen sehr verschieden sind, und daß intellektuelle Motive nicht bei allen vorherrschen, wie bei einigen. Auch ist es gar nicht so sehr zu wünschen, da unser Handeln sehr beschränkt wäre, wenn es lediglich durch unser Verstehen bestimmt sein sollte. Wir können nicht alles verstehen und wir müssen handeln. Ein Sokrates regt an, aber es ist gar nicht wünschenswert, daß alle ihm ähnlich seien, da wir dann zu viel reden und denken und zu wenig handeln würden.

Nun hatte ich mir nur allzusehr Sokrates zum Muster genommen, meiner natürlichen Anlage gemäß, und dies hinderte mich, Christus und seine Heiligen nicht nur zu verstehen, sondern auch nur zu erraten und noch mehr nachzuahmen. Ich war mir bewußt, vieles zu kennen und zu verstehen, das anderen ganz unbegreiflich war, und stolz auf diese intellektuelle Überlegenheit, glaubte ich alles durch eigenes Denken allmählich im Lauf von vielen Inkarnationen zu ergründen, ohne die Hilfe einer äußeren Offenbarung, für die ich keinen Sinn hatte.

Am 24. Oktober 1900 begann ich mein Kolleg über Dante, indem ich die Fakultät sehr scharf herausforderte und das verbotene Kolleg über polnische Nationalphilosophie in die Vorträge über Dante hineinzuschmuggeln drohte, da ich zur Erklärung von Dante den polnischen Zuhörern gegenüber die polnischen Seher und Dichter heranzuziehen mich für berechtigt erklärte. Die Vorträge begannen viele Hunderte von Zuhörern anzuziehen, die selbst in der Copernicus-Aula, dem größten Hörsaal der Krakauer Universität, keinen Platz finden konnten und bei offenen Türen von der Vorhalle und der Treppe aus meinen Worten lauschten.

Statt der gewöhnlichen drei Viertelstunden begann ich seit dem 7. November 1900 die einzelnen Vorträge bis zu drei Stunden auszudehnen, da ich fürchtete, daß jeder Vortrag der letzte sein könnte. An demselben Tage dieses ersten verlängerten Vortrags erhielt ich von einem Unbekannten zum erstenmal in meinem Leben ein bedeutendes Geldopfer (über 600 M.) zur Förderung meiner pädagogischen und sozialen Tätigkeit, was mich mit Zuversicht erfüllte, daß ich in meinen Bestrebungen auf die nationale Anerkennung rechnen könnte.

Viele Zuhörer besuchten mich zwischen den einmal wöchentlich abgehaltenen Vorträgen und ganze Tage vergingen in sokratischen Gesprächen mit einzelnen oder Gruppen, die mich in meinem Vorhaben bestärkten.

Viele dieser Gespräche führte ich im Empfangszimmer eines in Galizien von Bruder Albert (Chmielowski) gestifteten und geleiteten Laienordens, der zu der großen und mannigfaltigen geistigen Familie des hl. Franziskus von Assisi gehörte. Da war ein philosophisch veranlagter junger Mönch, der Bruder Joseph, der nach leidenschaftlichen Lebensstürmen sich bekehrt hatte und mir besonders oft von der Doktrin über die sogenannte Seele der Kirche sprach, wonach er mich als zur Seele der Kirche gehörig betrachtete und für einen Katholiken hielt, obgleich ich mir dessen nicht bewußt war.

Aber ich fühlte mich zu ihm auch in einem tiefen Gegensatz wie zu dem Bischof, obgleich der Gegensatz anders geartet war. Was mich immer in jenen Zeiten von der Kirche trennte, war die Abhängigkeit der Gläubigen von einer Autorität, an deren Errichtung sie keinen Anteil genommen hatten. Ich konnte den Gedanken an eine solche von außen sich aufdrängende Autorität gar nicht ertragen.

Und in derselben seit zwanzig Jahren gewohnten Stimmung bin ich gewiß an jenem Morgen vom 12. November 1900 aufgestanden, ohne im geringsten zu ahnen, daß ich in wenigen Stunden plötzlich als ein Bekehrter dastehen würde, der die seit zwanzig Jahren verschmähten Sakramente von der Hand eines ungebildeten Priesters empfangen sollte.

Ich kann auch jetzt, nach zehn Jahren weiterer Lebenserfahrung und nachdem ich viele durch mich bewirkte Bekehrungen gesehen habe, nicht zugeben, daß meine Bekehrung durch die bewußte Einwirkung dieser drei oben erwähnten überzeugten Katholiken verursacht sein könnte. Weder der Bischof Baranowski, noch die Frau Zamoyska, noch der Bruder Joseph (der übrigens später den Orden verließ und sich verheiratete) hatten mich der Kirche nähergebracht. Sie hatten mir nur den großen Unterschied zum Bewußtsein gebracht, der zwischen dem Ideal eines sich selbst genügenden, ironischen, dialektisch diskutierenden, sokratischen Philosophen, wie ich sein wollte, und dem Leben eines demütigen, ernsten, von Gefühl durchglühten Christen bestehen muß. Auch die drei geschichtlichen katholischen Gestalten, die ich im Laufe der letzten zwei Jahre vor meiner Bekehrung näher kennen lernte — Dante, Vincenz von Paul und Gratry — hatten meine dem Dogma entgegengesetzten Überzeugungen nicht im geringsten erschüttert. Doch mag man diese Begegnungen im übernatürlichen Sinn als eine Vorbereitung zu meiner Bekehrung ansehen, insofern, als die Lebenden für mich beteten und die großen Toten von mir in mein Bewußtsein aufgenommen, durch meine sie erforschenden Gedanken wohl auch angezogen wurden und auf mich unmittelbar wirkten.

Die Tatsache der Bekehrung aber, in meinem Fall wie in allen zahlreichen von mir beobachteten Fällen, läßt sich auf keine menschlichen Wirkungen zurückführen — sie ist durchaus ursachlos, so weit menschliche Einflüsse allein in Betracht genommen werden.

Obgleich viele Menschen mir später ihre Bekehrung zuschrieben, habe ich

Karl Joh. Becker-Gundahl / Die Strickerin

nie anders geglaubt, als daß Gott allein bekehrt und Menschen nur einige Hindernisse aus dem Weg räumen können, die Wege ebnen für die übernatürliche Kraft, die unbegreiflich ihre Wirkung ausübt. Ohne diese Kraft hilft hier alles bloß menschliche Streben nichts. Ich finde in den Umständen meines Lebens im November 1900 nichts, was gerade in jener Zeit meine Bekehrung verursacht hätte. Es war keine allmählich verursachte Wandlung, sondern ein ganz plötzliches, unerklärliches Wunder.

An jenem Tage dachte ich gar nicht an religiöse Gegenstände. Ich ging morgens in ein Dampfbad, wo ich wie immer von Zuhörern umgeben war und über soziale Fragen diskutierte, während wir schwitzten. Aus dem Bad, wo ich einige Stunden verweilt hatte, ging ich ohne allen Grund und ohne alle Erwägung in die Kapuzinerkirche, wo ein patriotischer Mönch, der im Jahre 1863 als Soldat an dem letzten polnischen Aufstand teilgenommen hatte, mir bekannt war, der Vater Wacław. Ich fragte nach ihm im Kloster und sagte ihm ohne besondere Rührung, daß ich zur Beichte gekommen sei.

Das war soweit nur ein psychologisches Experiment. Ich hatte eben meinen Körper gereinigt und wollte zur Reinigung meiner Seele ein traditionelles Mittel erproben. Die Analogie zwischen dem Dampfbad und der Beichte war die leitende Vorstellung während des Ganges zur Kirche. Wenn ich diese Worte so geschrieben sehe, scheinen sie mir sehr ungenügend, um den wirklichen Vorgang zu bezeichnen, aber es würde ganz unwahr sein, wenn ich nachträglich in jene Augenblicke einen Inhalt hineindeuten wollte, der meinem Gewissen und meinem Bewußtsein damals fremd war.

Was geschehen ist, läßt sich eben nicht anders als ganz unzulänglich beschreiben, und ich habe deswegen auch nie das Bedürfnis gefühlt, es zu beschreiben, und würde auch jetzt lieber über alles andere schreiben als über diese persönliche Erfahrung, wenn ich nicht direkt und mit Nachdruck dazu aufgefordert wäre, gerade diese persönlichen Erfahrungen zuerst darzulegen, bevor ich meinen neuen deutschen Lesern dasjenige vorführe, mit dem ich am liebsten meine Mitarbeiterschaft am ‚Hochland' begonnen hätte — wichtige, allgemeine Wahrheiten, die über aller persönlichen Erfahrung stehen und von der Person des Schriftstellers nicht abhängen. Ich möchte viel lieber über die größten Geister und die Schicksale meiner Nation schreiben als über mich selbst, von dem ich alle Tage weniger halte.

Deswegen möchte ich hier noch die Leser ganz besonders vor falschen Verallgemeinerungen warnen. Eine Tatsache ist nur e i n e Tatsache — nur sehr viele Tatsachen können eine allgemeine Wahrheit bestätigen, aber die Quelle allgemeiner Wahrheiten sind nicht Tatsachen, noch persönliche Erfahrungen. In eine Darstellung von persönlichen Erfahrungen schleichen sich ebenso leicht Fehler ein wie in die Spekulation über allgemeine Wahrheiten — vielleicht noch leichter sogar, da wir allgemeine Wahrheiten an der Erfahrung vieler prüfen können — für unsere persönliche Erfahrung aber als einziger Zeuge stehen.

In diesem Fall bin ich sicher, daß der Priester viel mehr gerührt war als der Pönitent. Ich erzählte ihm möglichst objektiv mein Leben, meine Zweifel und das wenige, was ich damals für meine eigentliche Sünde hielt.

Am Schluß dieser Beichte sagte ich aber, daß ich keinen Glauben habe und mich nicht für einen Katholiken halte, daher gar nicht daran denken könne, die Kommunion zu empfangen. Der Priester entgegnete mir, daß ich mich selbst und meinen Glauben nicht beurteilen könne, und daß er meine Seele besser durchschaue, als ich selber es tun könne. Er erklärte, daß ich mich täusche, wenn ich behaupte, daß ich keinen Glauben habe und daß er es auf seine Verantwortlichkeit nähme, mir die Kommunion zu erteilen, wenn ich es unternehme, als Buße einen ausführlichen Katechismus durchzulesen, den er mir leihen wollte. Da ich einmal in die Kirche gekommen wäre und gebeichtet hätte, sagte er mir ferner, müsse ich annehmen, daß der Priester in Betreff des Weiteren kompetent sei, und brauche mir keine Skrupeln wegen meines Unglaubens zu machen. Er wolle mir die Kommunion geben, und ich solle sie empfangen.

Ich willigte ein, da ich mir dachte, daß ich nichts zu verlieren habe, wenn die Kommunion nicht das ist, wofür sie der Priester hielt, und daß, wenn er recht hätte, ich unendlich viel gewinnen könnte, wenn ich seinen Vorschlag annehme. So kniete ich, ohne viel darüber nachzudenken, vor dem Altar, in Erwartung dessen, was da kommen würde, gerade wie wenn ein Naturforscher mit Aufmerksamkeit ein neues Objekt beobachtet. Psychologische Neugierde war, so viel ich jetzt mich entsinnen kann, die dominierende Stimmung, und ich war noch gar nicht bekehrt. Aber ich war doch in einem Zustand der Erwartung, und betrachtete meine eigene Person von oben herab, als ob es ein anderer wäre. Der Philosoph war sozusagen außerhalb des knienden Menschen und beobachtete diesen mit psychologischem Interesse. Zugleich war in dem Knienden ein nicht ganz deutlich formuliertes Gelöbnis, diesem Christus der Kirche, der angeblich gegenwärtig sein sollte, wenn er es mir offenbarte, mein Leben zu widmen.

Und in dem Moment, wo ich das gesegnete Brot auf der Zunge fühlte, kam plötzlich die Offenbarung, die mich seither nie auf einen Moment verlassen hat. Diese Offenbarung hatte nichts mit den Einzelheiten des Dogmas oder Kultus zu tun. Ich kann nicht sagen, daß ich irgendwelche Überzeugungen in diesem Augenblick erwog oder änderte. Es war nur das Bewußtsein der Gegenwart einer über alles Menschliche hoch erhabenen Macht, die meinen Stolz brach und mir meine Sünden in nie geahnter Klarheit offenbarte, wodurch auch das Bedürfnis dieser mir von der Kirche gebotenen Hilfe mit voller Klarheit und Bestimmtheit sich meinem Bewußtsein aufdrängte. Es war, als ob ich eine gewaltige, unbezwingbare innere Stimme vernommen hätte, die mir mit göttlichem Nachdruck empfahl, zur Kirche zu gehören, der Kirche zu dienen, in diesem Sakrament Erleuchtung zu suchen, und auch andere zur Kirche zu bringen. Und diese Stimme, die lautlos, aber überwältigend deutlich in mir als kategorischer Imperativ sich kundgab, vereinigte den Philosophen mit dem Büßer wieder in eine Person, die sich unbedingt dem Dienste der im Sakrament empfundenen Macht ergab.

Dabei war kein Erwägen noch Nachdenken — keine Reflexion, — sondern nur die mächtig empfundene Wirklichkeit der Vereinigung mit Gott, die unter menschlichen Erfahrungen sich allein mit der Vereinigung zweier Liebenden vergleichen läßt.

Als ich aus diesem Zustand erwachte, hatte ich das Bewußtsein, daß etwas Unbegreifliches, aber sehr Wichtiges geschehen war. Ich war intellektuell derselbe, aber in meinen Gefühlen ganz verändert. Ich hatte einen Maßstab zur Beurteilung meiner Nichtigkeit gewonnen, wodurch das Gewissen der Sünde geweckt wurde. Ich konnte nie wieder mich als Philosophen rechtfertigen und behaupten, daß ich immer das Richtige und Gute getan hatte. Das Bild meines vergangenen Lebens war verändert — ich fühlte, daß ich an allem eigenen Leiden schuldig war, und daß die Strafen, die ich an mir erfahren hatte, mild waren, da ich eigentlich viel Schlimmeres verdient hatte und lange nicht genug bestraft worden war. Ich empfand auch, daß mir in meinem bisherigen Leben vieles geschenkt worden war, das ich nicht verdiente und nicht hinreichend schätzte und ausnutzte.

Als nach diesem Gefühlsturm die Vernunft zum Worte kam, sah ich neue schwere Pflichten vor mir. Ich mußte ja diese Kirche und ihre Lehre kennen lernen und meine Philosophie zur Übereinstimmung mit ihrer Lehre bringen. Die Tatsache der Gegenwart Gottes in der Eucharistie war mir experimentell bewiesen und nicht schwer anzunehmen, da sie in keinem Widerspruch stand mit den von mir ausgearbeiteten Überzeugungen. Ich glaubte ja an Gott und verstand, daß er an gewissen Punkten durch gewisse Dinge besonders auf den Menschen wirken konnte. Aber es handelte sich jetzt darum, zu begreifen, inwiefern Christus Gott sei und was die Personen Gottes bedeuten. Auch mußte die Lehre von der ewigen Verdammnis einen Platz in meiner optimistischen Weltanschauung finden. Und was mir die größte Sorge machte: ich mußte feststellen, ob das mir mit allen größten polnischen Dichtern und Denkern gemeinsame Dogma der Präexistenz und Reinkarnation wirklich, wie der Bischof mir gesagt hatte, eine scheußliche Häresie ist. Und ich mußte auch ergründen, ob mein improvisierter Beichtvater recht hatte, dem Ungläubigen die Kommunion zu erteilen, ob ich nicht als Dieb durch eine verbotene Hinterpforte in dies Paradies der Einheit mit Gott hineingeschlüpft war.

Das waren schwerwiegende Fragen. Ich konnte als Denker die Ergebnisse jahrelanger Forschung nicht momentan wegwerfen. Ich konnte auch nicht jedem Priester trauen, daß er mir die authentische Lehre der Kirche unfehlbar auslegt. Ich beschloß, Theologie zu studieren und einstweilen mich praktisch zu überzeugen, ob ich wirklich zur Kirche gehöre und von jedem Beichtvater trotz meiner Zweifel als Katholik anerkannt werde.

Da begannen also für mich sehr häufige Beichten über das ganze Leben vor vielen ausgezeichneten Theologen, nicht nur in Polen, sondern auch an berühmten Wallfahrtsorten, wie Lourdes, Einsiedeln, Rom, Jerusalem, Santiago, Czestochowa. Mit sich steigernder Reue bekannte ich meine Sünden und eröffnete ich meine Seele vielen geübten Seelsorgern — mit wachsender Rührung hörte ich immer wieder, daß ich wirklich ein Katholik bin und das Recht habe, auch an dem Sakrament des Altars teilzunehmen. Kein einziger dieser Beichtväter verschiedener Völker und Länder — ich beichtete außer Polen in Frankreich, England, Spanien, Italien, der Schweiz, Belgien, Dalmatien, Tunis, Ägypten und Palästina, auch in vielen Orten der Ver-

einigten Staaten von Nordamerika, — und kein Priester schloß mich von der Kirche und ihren Sakramenten aus wegen meiner unüberwindlichen Überzeugung, daß ich schon vielmals auf Erden als Mensch gelebt habe, und daß ich, solange ich nicht heilig werde, noch vielmals durch dies Fegfeuer werde gehen müssen. Durch diese ausgedehnte Praxis von mehr als hundert Generalbeichten im Lauf der vergangenen zehn Jahre habe ich mich oft überzeugt, daß Beichtväter im allgemeinen keine intellektuellen Anforderungen in Betreff des Verständnisses der Dogmen stellen. Sie verlangen nur, daß man den bestehenden Glauben nicht angreife, nicht daß jeder auch alle Dogmen gründlich kenne und verstehe.

Erst allmählich gewöhnte ich mich daran, an der Berechtigung meines unverdienten Glückes, zur Kirche zu gehören, nicht mehr zu zweifeln. Einen Abschluß dieser Zweifel bildete eine sehr ausführliche, durch mehrere Tage fortgesetzte Generalbeichte bei dem Dominikaner Hallo in Jerusalem vor Ostern 1904 — der mir kraft seines Amtes empfahl, alle Zweifel an meiner Rechtgläubigkeit und Berechtigung, die Sakramente zu benutzen, für immer aufzugeben.

Eine spätere noch entscheidendere Generalbeichte bei Kardinal Mercier im Januar 1906 befreite mich auch von dem Bedürfnis, immer wieder auf mein ganzes Leben zurückzublicken und mit Generalbeichten die Zeit von hervorragenden Theologen zu mißbrauchen.

Seitdem bin ich vollständig sicher, daß ich zur Kirche gehöre und lebenslänglich gehören werde, und daß mich nichts von ihr abwenden kann. Viele psychisch hochentwickelte und reichbegabte Menschen, denen ich mich seitdem näherte, um etwas mehr über das Wesen der menschlichen Seele zu lernen, haben seitdem sich bemüht, mich zu überzeugen, daß meine Treue zur Kirche ein Hindernis für die höhere Entwicklung meiner psychischen Anlagen sei — aber es gelang ihnen nicht, auch im geringsten meinen Glauben zu erschüttern, und ich habe mich daran gewöhnt, den Wert und das geistige Wissen der Menschen nach ihrer Stellung zur Kirche zu beurteilen.

Wer der Kirche feindlich ist und über die Kirche falsch urteilt, indem er sie für ein Hindernis der höchsten Entwickelung des Menschen hält, der ist eben selbst nicht weit fortgeschritten auf dem Wege der tiefsten und echtesten Weisheit, selbst wenn er meint, daß er mit Engeln verkehrt, daß er verschiedene Planeten mit geistigem Fernblick erschaut und die Schicksale jeder Menschenseele genau durch sein Hellsehen zu erforschen wähnt.

So ein Mensch wie Hiram E. Butler in Applegate (Kalifornien) kann ein sonst wohlmeinender und ehrlicher Mann sein, aber so lange ihn das Vorurteil gegen die Kirche blendet, verengt er willkürlich seine geistigen Horizonte. Aus demselben Grunde kann ich nicht glauben, daß die Visionen von Thomas Lake Harris eine durchaus lautere Quelle hatten — und wegen ihrer Stellung zur Kirche kann ich auch die sogenannte theosophische Gesellschaft im allgemeinen nicht ernst nehmen, und die Teilnahme Rudolf Steiners an dieser Gesellschaft, obgleich er persönlich der Kirche seine Anerkennung nicht ganz versagt, schwächt mein Vertrauen zu seiner vermeintlichen Erkenntnis von ‚höheren Welten'. Dagegen gewinnen die Visionen und Ein-

sichten von Anna Kingsford viel in meinen Augen durch ihre Bekehrung zur Kirche.

Seitdem ich keine Zweifel mehr an der Echtheit meines katholischen Glaubens hege, haben sich mir auch die verschiedenen dogmatischen Schwierigkeiten allmählich gelöst, und ich kann jetzt mit voller Zuversicht sagen, daß ich alle Dogmen der Kirche annehme und bekenne. Es mag sein, daß ich bei meinem besten Willen manches Dogma mißverstehe, aber ich habe nicht den geringsten Zweifel daran, daß jedes richtig verstandene Dogma, wenn es wirklich ein Dogma der Kirche ist, die Wahrheit aussagt — und jede Ansicht, die damit im Widerspruch steht, muß falsch sein.

Freilich ist es nicht immer so leicht, wie es manchem philologisch ungeübten Dorfpfarrer scheint, genau festzustellen, was zum Dogma gehört, und selbst wenn man das ganz genau weiß, ist es wiederum nicht leicht, logisch zu beweisen, daß eine Ansicht dem bekannten Dogma widerspreche.

Viele urteilen nur zu rasch und oberflächlich in diesen so schwierigen Fragen. Die Kirche hat ja viel häufiger das Dogma negativ als positiv bestimmt, und jede Negation läßt eine große Anzahl positiver Alternativen offen. Die von der Kirche verurteilten Ansichten enthalten immer zahlreiche nähere Bestimmungen. Die Wiederholung einer der verurteilten ähnlichen Ansicht mit Auslassung auch nur einer näheren Bestimmung gehört nicht mehr selbstverständlich unter dieselbe Verurteilung. Wenn z. B. einmal die fabulosa migratio animarum verurteilt wurde, so wird jemand noch zweifeln dürfen, wie die nähere Bestimmung, die mit dem Wort fabulosa gegeben ist, auszulegen wäre. Und je nach der Auslegung dieses vieldeutigen Wortes wird man gewisse Ansichten über Seelenwanderung für Häresien halten oder nicht.

Da ich seit meiner Bekehrung mit vielen Ungläubigen oft über Glaubenswahrheiten zu diskutieren hatte, habe ich manche Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie wunderlich verschiedene Dogmen mißverstanden und mißgedeutet werden können. Deswegen bin ich sehr vorsichtig mit der Beurteilung der Rechtgläubigkeit anderer und beanspruche auch für mich die gleiche Rücksicht. Wenn der Papst eine von mir klar und unzweideutig ausgedrückte Ansicht ex cathedra verurteilt, werde ich leicht mich überzeugen lassen, daß ich geirrt habe. Selbst wenn es ein Bischof tut, werde ich wenigstens mich davon abhalten lassen, diese Ansicht in seinem Bistum zu predigen. Einem Pfarrer will ich gern das Recht gönnen, mich zum Schweigen vor seiner Gemeinde zu verurteilen. Aber ich kann nicht die Unfehlbarkeit des Papstes auf alle Geistlichen oder auf seine nicht ex cathedra gemachten Aussprüche ausdehnen.

Ich fühle mich in der Kirche durchaus frei, zu denken und die Wahrheit nach meinem besten Wissen und Gewissen zu suchen und auszudrücken. Ich war Zeuge so vieler Bekehrungen, daß ich weiß, wie wenig eine Bekehrung zur Kirche den Menschen intellektuell verwandelt. Die Zugehörigkeit zur Kirche ist nicht eine Erkenntnisfunktion — sie hat viel tiefere Quellen als die bloße diskursive Erkenntnis. Unser Erkenntnisbedürfnis erstreckt sich auch auf die

Sphäre der Religion, und daher hat die Kirche ein System von Dogmen, welches diesem Bedürfnis der Gläubigen Befriedigung gewährt. Aber was die Gläubigen zusammenhält, ist nicht eine Reihe von Erkenntnissen, sondern ihre metaphysische Beziehung zu Christus und ihre Teilnahme an den Sakramenten.

Ich habe an mir selbst und an vielen anderen oft beobachtet, daß tägliche Kommunion das sicherste Mittel ist, auch das Verständnis der Dogmen zu fördern. Einige wenden ein, daß es viele gibt, die trotz der täglichen Kommunion sittlich verwerflich und intellektuell beschränkt sind. Aber das ist ja gerade so zu erwarten, da ja die tägliche Kommunion nur dann ihre volle und günstige Wirkung haben kann, wenn man sie auch in der richtigen Weise nimmt, also mit aufrichtiger Reue seiner Sünden und mit dem ernsten Vorsatz, sich wirklich zu bessern — mit dem vollen Bewußtsein der Gegenwart Christi und aller Folgen, welche dies Bewußtsein für eine gläubige und demütige Seele haben muß. Unter denen, welche die tägliche Kommunion empfangen, mag es viele geben, die sich damit den größten Schaden zufügen, da sie das Beste und Heiligste, was die Kirche uns zu geben hat, leichtsinnig und sündhaft behandeln, wodurch sie, statt sich mit Christus zu vereinigen, sich von ihm hoffnungslos entfernen.

So zum Beispiel habe ich unlängst selbst eine für das Mißverständnis der Sakramente sehr charakteristische Tatsache miterlebt. In einem großen Kinderasyl wurde ein Diebstahl begangen und man suchte die Schuldigen unter dem Personal. Niemand wagte eine ältere, sehr fromme Frau, von der allgemein bekannt war, daß sie täglich die Kommunion empfange, auch nur zu beargwohnen. Als sich dennoch herausstellte, daß gerade diese fromme, alte Frau schuldig war, bekannte sie ihre Tat unverfroren, und als die Vorsteherin des Asyls sie befragte, wie es denn ihr möglich geworden sei, trotz ihrer täglichen Kommunion einen Diebstahl zu begehen, antwortete sie stolz: ‚Gerade deswegen, weil mich der Heiland so liebt, durfte ich es mir erlauben!'

Ähnliches kann sogar bei Geistlichen der Fall sein, und entfernt sie noch mehr von Gott als die Laien, da ihre Sünde um so größer ist. Aber alle diejenigen, welche wirklich ehrlich und aufrichtig die Bedingungen erfüllen, welche die Kirche stellt, um uns zu ihren Sakramenten zuzulassen, finden in den Sakramenten nicht nur geistige, sondern auch intellektuelle und sogar physische Kräfte, was für jeden unparteiischen Beobachter experimentell leicht festzustellen ist.

Verschiedene Umstände haben mir manchmal die Gelegenheit erschwert, täglich die Kommunion zu erhalten, und jede solche Periode, wo ich diese sakramentale Hilfe nicht hatte, war für mich auch intellektuell weniger ergiebig.

Theoretisch sollte ein Mensch, besonders einer, dessen Aufgaben intellektuell sind und der daher wenige unmittelbare Beziehungen zu seinen Nächsten hat, sich auch ohne Hilfe der Sakramente selbst im Zustande der Gnade erhalten können — aber praktisch ist diese theoretische Möglichkeit so ungeheuer selten, daß die meisten, wenn sie sich an das leichte Leben mit der täglichen sakramentalen Hilfe Christi gewohnt haben, bald merken, wie schwach und träge und zerstreut sie ohne diese äußere Hilfe werden können.

Wir haben im Sakrament des Altars, wie die heilige Theresia richtig sagte, eine innigere Beziehung zu Christus als die Apostel, die ihn sahen und sprachen, da er damals manche Frage unbeantwortet lassen konnte, während er jetzt dem täglich Bittenden nichts versagt.

Im Glauben an die übernatürliche Wirkung, welche meine Bekehrung verursachte, habe ich seitdem in vielen Fällen das gemeinsame Gebet mehrerer um die Bekehrung eines Freundes mit dem besten Erfolg meinen Schülern empfohlen, und zahlreiche Bekehrungen haben in meiner Gegenwart stattgefunden, selbst da, wo die Mitwirkung des Beichtvaters etwas zu wünschen übrig ließ, wie dies besonders in Amerika manchmal der Fall war. In allen diesen Bekehrungen habe ich dasselbe, wie in meiner persönlichen Erfahrung beobachtet: äußere Umstände und Diskussionen erklären keineswegs die vollzogene Wandlung, und die Bekehrten sind darin einig, sie Gott zuzuschreiben. Wenn sie in dem häufigen Gebrauch der Sakramente beharren, ist die Bekehrung dauernd, wenn sie aber dieselben vernachlässigen, kommt es oft vor, daß der Bekehrte den neu errungenen Glauben verliert.

Einsamkeit

Wenn die früh gewählten Einsamkeiten
Lautlos wie die Nacht geworden sind,
Wenn aus jedem sanften Abendwind
Seufzer in die Seele übergleiten,

Wenn erkennend sich die Sinne weiten,
Fassen, wie der Erde Lust zerrinnt,
Schauen, wo das Weh der Welt beginnt,
in Verzweiflung, die es schaun, zu leiten,

spür ich wohl ein Wünschen, wohl ein Neigen
hin zu menschlicher Vertraulichkeit,
mich zu schlingen in der Andren Reigen,

abzukürzen die beschwerte Zeit, —
aber ach! Die spät Gesuchten schweigen,
und ich trage, die ich wählte: Einsamkeit.

Ilse von Stach.

Abgebrochene Denkarbeit / Von Otto Willmann

Als Darwins Entwicklungslehre im Schwange war, suchte man nach Vorläufern des Gefeierten und verfiel dabei auch auf den antiken Dichterphilosophen Empedokles von Agrigent, eine imposante Gestalt aus dem fünften Jahrhundert v. Chr., einen Vertreter der Denkrichtung der Physiker oder Physiologen, wie man sie nannte, welche eine Welterklärung aus einem materiellen Urgrunde unternahmen. Er führte die vier Elemente — übrigens ein uraltes Lehrstück, schon in morgenländischen Theologemen und Mythen auftretend — in den Gedankenkreis dieser Forscher ein, nahm jedoch auch auf Kräfte Bedacht, welche die Stoffe verbinden und trennen sollten; er nannte sie Liebe und Streit, oder Freundschaft und Feindschaft, ein Begriffspaar, das wohl als Vorläufer der Attraktion und Repulsion gelten kann. Er wollte damit die von seinen Vorgängern hintangesetzte organische Welt einbeziehen, und über diese machte er auch Aufstellungen, denen er es dankt, zur Sockelfigur Darwins erhoben zu werden. Aristoteles erwähnt seine Meinung, die Teile der Lebewesen seien von selbst und getrennt entstanden: Köpfe ohne Hälse, Arme ohne Schultern, Augen ohne Stirne; sie seien von der Liebe zu Verbindungen zusammengeführt worden, die sich teils erhalten, teils aber ein baldiges Ende gefunden hätten wie ‚die Rindersprößlinge mit Menschenhäuptern'. Das wäre ja wirklich die Darwinsche Auslese der lebensfähigen Zufallsbildungen! Freilich spielt bei Empedokles noch die Phantasie eine große Rolle, und es gibt ihm der Mythus die Vorlagen; man hat an die Zentauren und Sphinxe als solche Mischgebilde gedacht, aber die Wände des Belostempels zu Babylon boten noch Verwendbareres: veritable Stiere mit Menschenhäuptern, Pferde mit Hundsköpfen, allerlei Wesen mit Fischschwänzen und Lurche von absonderlichster Zusammensetzung*, die als Sockelfiguren ebenfalls brauchbar wären.

Aristoteles ironisiert diese Phantasmen mit der Frage, warum es nicht als Gegenstück der Rindersprößlinge mit Menschenhäuptern auch Weinstocksprossen mit Ölbaumwipfeln gebe (Physik 2, 8). Aus dem Durcheinanderquirlen solcher disjecta membra, sagt er, lassen sich Naturgebilde nimmermehr erklären, aus dem irrationalen Zufall ist die ratio, λόγος, nicht zu verstehen, welche uns aus den Dingen anspricht, die ohne einen Denkinhalt unserem Geiste nichts zu sagen hätten. Empedokles selbst lasse ja den Zufallsgebilden eine Kraft vorausgehen, die Liebe, also eine waltende Sympathie, welche das Werden über die Irrationalität hinaushebt (Metaph. 12, 6. 14). So habe er gesagt, der Knochen sei λόγῳ, d. i. habe eine ratio, einen Sinn und Zweck. ‚Er hat darin ganz recht, nur müßte er auch dem Fleische und jedem andern Dinge eine ratio als Formationsprinzip zusprechen, die es zum Knochen, zum Fleische und zu was sonst macht, was der Stoff: Feuer, Erde, Wasser und Luft nicht vermag. Hätte ihn ein anderer darauf aufmerksam gemacht, so hätte er notwendig beistimmen müssen; er selbst erklärt sich aber nicht bestimmt' (Met. 1, 10. 3). Auf den empedokleischen Knochen und die

---

* Braun, Naturgeschichte der Sage. 1864. I. S. 242.

ihm zugesprochene immanente Vernunft kommt Aristoteles mehrmals zurück; es muß das im Lyzeum ein Schulbeispiel gewesen sein. Er lobt den Dichterphilosophen, daß er sich ‚durch die Wahrheit leiten ließ', die ihn nur hätte weitertreiben müssen. (Von den Teilen der Lebewesen 1, 1; Met. 1, 3. 21.) Die Physiker überhaupt hätten manchen guten Hieb geführt, nur nicht kunstgerecht; sie hätten richtige Gedanken ausgeworfen, aber keinen oder zu geringen Gebrauch davon gemacht (Met. I, 4. 6). Also: Denkarbeit — aber zu früh abgebrochen!

Aristoteles betätigt allenthalben auf spekulativem Gebiete die Maxime des rüstigen Denkens: Wer a sagt, muß b sagen. Er hat aber zugleich ein feines Ohr für jedes gesagte a. Es ist bei ihm methodisches Prinzip, alle Anläufe zur Erkenntnis, wenn sie abbrechen, weiterzuführen und ihnen so Haltbares abzugewinnen. ‚Es ist billig', sagt er, ‚nicht bloß den Männern Dank zu wissen, deren Lehren man sich aneignet, sondern auch solchen, die unzulängliche Aufstellungen gemacht haben; denn auch diese liefern uns einen Beitrag: sie geben Übung im Denken . . . von den einen haben wir bestimmte Einsichten empfangen, die andern haben wieder deren Auftreten vorbereitet' (Met. 2, 1). Im Sinne dieser historischen Pietät sind seine Einleitungen angelegt; er stellt sozusagen in die Vorhallen seiner Lehrschriften Tafeln der Klio, aber er ergänzt und berichtigt zugleich das darin Eingetragene. Er hat ein eigenes Wort für das Berichtigen des Unvollständigen: ῥυθμίζειν, rhythmisieren, welchen Ausdruck wir mit dem vulgären: ‚einen Vers daraus machen' wiedergeben können.

So hat er alle Hauptrichtungen der älteren Philosophie rhythmisiert, ihre richtigen Denkmotive verstärkt, die abbrechende Reflexion über den toten Punkt hinausgeführt. Vor allem die Denkrichtung, welcher Empedokles angehört: die Spekulation der Physiker. Ihr Problem war der Urgrund, ἀρχή, wörtlich: der Anfang; in ihm suchten sie das Bleibende in dem Umtriebe der vielgestaltigen Dinge, in dem Wechsel und Wandel, den Heraklit mit seinem allbekannten Ausspruche: πάντα ῥεῖ, alles fließt, charakterisierte; zwar ließ Heraklit gelten, daß der Strom des Geschehens einen λόγος, eine ratio, einen Sinn habe, aber er war noch weniger als Empedokles dieser ratio in die Dinge hinein nachgegangen. Jener Urgrund war nun recht eigentlich ein a, zu welchem Aristoteles nicht nur das b: die Vernunft in den Einzeldingen, sondern auch ein z zu suchen gebot: wo ein Anfang ist, da ist ein Ende in dem Sinne eines sinnvollen Abschlusses, eines Endzweckes; dem Punkte, von dem alles ausgeht, muß ein anderer entsprechen, dem alles zustrebt; dann erst umgreift die Vernunft die Welt der Dinge, und zwar gestaltend die göttliche Vernunft, erkennend und nachbildend die menschliche. Dann kann die letztere sozusagen trockenen Fußes den Strom des Geschehens durchschreiten, weil in der von Urgrund und Endzweck eingehegten Welt alles und jedes seine ratio hat.

Zu diesem Naturbegriff ergänzt Aristoteles die Intuition der Physiker. Ihr Denkunternehmen wird ihm aber auch zum Fußpunkte für die Fortführung und Ergänzung eines davon weit abweichenden, ungleich tiefsinnigeren:

des eleatischen. Xenophanes hatte das All-Eins als Prinzip hingestellt: ‚Er blickte auf die ganze Himmelswelt und erklärte: das Eine ist Gott‘ (1, 5). Parmenides sprach diesem nur im Denken zu erfassenden, ungewordenen und unveränderlichen Einen ausschließlich das Sein zu, welches der Sinnenwelt, als der Sphäre des Scheines, abgehe. ‚Von ihnen,‘ heißt es in Aristoteles' Schrift ‚Vom Himmel‘, 3, 1, ‚muß man sagen, daß sie in einem Betracht recht haben, aber so sprechen, als gäbe es keine Natur. Daß es ein Ungewordenes und schlechthin Unbewegtes gibt, hat eine von der Naturkunde verschiedene und ihr vorausgehende Wissenschaft zu zeigen, jene aber übertrugen die Lehren dieser auf die Natur, wobei sie in ihr nur sinnliches Dasein fanden, während sie doch, um sich Erkenntnis und Weisheit zu sichern, höhere Prinzipien brauchten.‘ Jene Wissenschaft ist ‚die erste Philosophie‘, nachmals Metaphysik genannt, die bei Aristoteles in der ‚Theologik‘ gipfelt und auf der methodischen Unterscheidung der vielfachen Bedeutungen des Seins beruht. Hier wird dem z der Eleaten das a der Physiker zur Ergänzung gegeben. Das mystische Schauen, welches das göttliche Sein sucht, darf den Blick nicht von dem endlichen Sein abziehen, weil dieses nicht wertlos ist, da es vielmehr dem Göttlichen als Endzweck zustrebt; der Gottesgedanke muß Raum lassen für den Denkgehalt der Welt, in die wir gestellt sind; in der Einheit des höchsten Prinzips darf die Vielheit der Dinge nicht untergehen. Parmenides hatte in seinem Lehrgedichte seine Gotteslehre, ‚den Pfad der Wahrheit‘, durch eine phantasievolle Weltkonstruktion, ‚den Pfad der Täuschung‘, ergänzt; Aristoteles verwandelt beide Pfade in gesicherte Heerstraßen der Forschung: in die Naturwissenschaft und die rationale Theologie.

Aber auch rüstig forschenden Denkern rief er kühn sein: Schreitet weiter, bleibt nicht auf halbem Wege stehen! zu, so den Pythagoreern, die sich mit der ganzen Schulung, welche die Mathematik gewährt, an den Welträtseln versucht hatten. Sie suchten in Größenbegriffen: Zahlen und Raumgebilden, die formierenden Prinzipien der Dinge, also zwar ins Nicht-sinnliche aufsteigend, aber an dem Quantitativen haften bleibend. Wenn jene Physiker durch ihr materielles Prinzip im Sinnlichen und in einer sensualistischen Auffassung der Erkenntnis befangen geblieben waren, so gerieten die spekulativen Mathematiker in den Intellektualismus; die Dinge wurden ihnen zu Nachbildungen von abstrakten Größenbestimmungen; die Frage, was die Dinge sind, erhielt hier eine Antwort, zu der Erfahrung und Beobachtung nichts beizusteuern hatten. Auch diese Denker treibt Aristoteles über das Gebiet, in dem sie sich verschanzt hatten, hinaus; er zeigt, daß sie, mit dem Quantum begnügt, nicht zum Quale, dem Was, dem gedanklichen Formationsprinzip vorschreiten und so gar nicht zu den Wesen, *οὐσίαι*, vordringen, da sich ihnen bloße Prädikate als Substanzen unterschieben und so ihre mathematischen Gesetze der Träger entbehren. Ausstellungen dieser Art treffen aber auch Plato, dessen Ideen er nur als substantiierte Prädikate gelten läßt.

Durch alle kritischen Darlegungen des Stagiriten geht die Mahnung hindurch: Denkt die Gedanken, die ihr angezettelt habt, zu Ende, arbeitet die

Probleme ganz durch, treibt wie Odysseus den Pfeil durch alle Öhre der aufgepflanzten Äxte hindurch!

Der Aufruf, ganze Arbeit statt halber zu machen, hat immer etwas Spornendes, mag er auch aus der Ferne zu uns ertönen; aber für uns Nachgeborene gilt bei der Betrachtung der Alten das horazische: mutato nomine de te fabula narratur: das damals Gesagte gilt auch für dich, nur der Name ist gewechselt!

Lotze macht einmal die treffende Bemerkung: ‚Die philosophischen Bemühungen des Altertums haben das Anziehende, ausführlich die Bewegungen, Kämpfe und Irrtümer der Gedanken darzustellen, in welche jeder einzelne noch jetzt im Laufe seiner Entwicklung verfällt, und die doch unsere gegenwärtige Bildung nicht mehr mit gleicher Geduld zu verfolgen und zu untersuchen pflegt*.‘ Diese mangelnde Geduld hat denn zur Folge, daß man, ohne es zu ahnen, gelegentlich in Irrtümer zurückfällt, die uns die Philosophiegeschichte als längst abgetane darstellt. In dem Materialismus eines Ernst Häckel hat Wilhelm Wundt nicht mit Unrecht eine Nachgärung der ungeschulten ältesten Denkweise, eine Art philosophischen Atavismus erblickt. ‚Wollte man in der Geschichte der Philosophie nach den nächsten Verwandten des Systems suchen, so würden sie in der Region der jüngeren ionischen Physiker zu finden sein. Es hätte Häckel Fühlen und Streben, Anziehung und Abstoßung ebensogut mit Empedokles Liebe und Haß nennen können. . . . Diese Philosophie gehört ganz und gar dem poetischen Stadium der Metaphysik an. Sie bewegt sich in einer Reihe willkürlicher Einfälle und unbestimmter Analogien, bei denen man sich trotz moderner Anspielungen in die Zeit zurückversetzt fühlt, wo die Kunst des strengen logischen Denkens noch nicht entdeckt war, und die positive Wissenschaft sich noch auf ihrer Kindheitsstufe befand**.‘

Dann stünde dem jugendlichen Phantasieren der Griechen eine Art dementia senilis gegenüber, statt des abgebrochenen Denkens jener hätten wir hier ein so lahmes, daß dabei der Mahnruf: Weiter! gar nicht an der Stelle wäre. Richtig ist, daß die weitertreibenden Einwendungen, von welchen Aristoteles sagt, sie müßten Empedokles' Beistimmung finden, bei Häckel völlig ohne Verständnis bleiben würden. Welche Aufnahme würden sie finden? Sinn der Dinge? Unsinn! Zwecke in der Natur? Zweckloses Suchen! Vernunft? Gehirnsekret! Begriff? Strohseil, um Wahrnehmungen zusammenzuhalten! Formation? macht sich von selbst, wenn man ihr ein paar Millionen Jahre einräumt! Göttliche Intelligenz? Vielleicht der Äther! Denkarbeit? Luxus, unverwendbar bei der Variation von Embryonenbildern! Wahrheit? Für jeden, was er meint!

Hier ist kein a, zu dem ein b zu suchen wäre. Anders bei ernst zu nehmenden Naturphilosophen. Wenn Karl Ernst von Baer der Natur ‚Zweckstrebigkeit‘ zusprach, so drang er zu der ratio der Naturwesen vor, wenn

* Lotze, Logik. 1874. S. 495.

** Systematische Philosophie. 1906. S. 124.

Reinke, Bunge, Rindfleisch u. a. den Vitalismus erneuern, d. h. ein von den Elementarwirkungen unterschiedenes Formations- und Lebensprinzip lehren, so tun sie den Schritt, den Aristoteles von Empedokles verlangt. Bei dem vulgären Betriebe der Naturforschung wird das Denken abgebrochen, wenn es auf Prinzipien stößt; ernste, besonnene Forschung gibt die Einsicht, daß es dann erst recht seine Aufgabe findet. Dazu muß sich freilich die zweite Einsicht gesellen, daß es zur Lösung dieser Aufgabe einer eigenen Schulung bedarf, welche nur die Metaphysik gewähren kann.

Aristoteles' Mahnung an die Physiker ist unveraltet, aber auch die an die Eleaten hat heute noch viel auszurichten. Mit Bekanntwerden der Vedantaphilosophie der Inder ist das Interesse an einem geistigen Monismus, einer intellektualistischen All-Einslehre, erwacht, welche dem Eleatismus nahe verwandt ist. Sie entbehrt nicht eines religiösen Zuges, der sie tieferen Geistern empfiehlt; ein hoher spekulativer Geist liegt in der Einfachheit ihrer Grundanschauung, welche doch Denkarbeit in Gang zu setzen, eine Metaphysik zu entwickeln vermag. Ein Echo dieser Theosophie glaubt man aus der Mystik aller Zeiten herauszuhören: aus der neu-platonischen, der jüdischen, der persisch-arabischen, selbst der christlichen. Den Freunden dieser Denkweise, die übrigens viele Varianten hat, ist Aristoteles meist unsympathisch; er gilt ihnen als Empirist, als Dialektiker, ja als Rationalist. Und doch bedürfen sie in hohem Grade der Korrektive, die er zu bieten hat. Er ist für sie ein Mahner, den man mit dem Cato vergleichen möchte, welcher in Dantes Purgatorio die säumigen Seelen antreibt, ihren Weg zur Läuterung fortzusetzen. Was er den Eleaten einhält, gilt ebenso für die heutigen Monisten. Es ist ein Stehenbleiben des Denkens, wenn es nur das absolute Sein als Sein gelten läßt, eine Art intellektueller Hypnose, bei der ein blendender Glanz die Bewegung stillstellt. Die glaubensfesten Mystiker des Mittelalters unterschieden mit gutem Grunde die Kontemplation, die sich in Gott vertieft, von der Meditation, welche der Erkenntnis der Endlichkeit dient. Die Tatsache allein, daß die großen Mystiker, ein Albert, ein Thomas von Aquin, zugleich Aristoteliker waren, kann lehren, wieviel die Empirie, die rationale Weltbetrachtung und die dialektische Unterscheidung der Bedeutungen von Sein dem der Beschauung gewidmeten Geiste zu lehren hat. Eine Mystik ohne das doppelte Gegengewicht des positiven Glaubens und der dem Endlichen zugewandten Erkenntnisarbeit gerät auf Irrwege. Bei diesem falschen Gottsuchen wird die Gottesidee entleert; jenes Allwesen verträgt keine ethischen Prädikate, denn die positive Religion, die ihm solche gibt, ist hier wie die Natur in die Welt des Scheines versunken; für den Jogin, d. i. den Gottschauenden — lehrt der Vedanta — gibt es kein Dharma, kein Gesetz; er ist jenseits von gut und böse. Aber auch der Gedanke einer Scheinwelt ist nicht ernstlich zu vollziehen; unvermeidlich tritt neben das transzendente Eine ein weltwerdender Gott; das ‚aufgerollte Brahman', und damit kommt der intellektuelle Monismus in die Bahnen des sensualistischen, materialistischen. Man könnte beiden noch einen dritten beigesellen: den neurasthenischen, der zu schwach ist, den Aufschwung des Jogin,

das Beschreiten des parmenideischen Wahrheitspfades zu versuchen, und zu ästhetisch, um sich mit Ätherwirbeln zu begnügen, daher er einen Allgott als ‚Vernunftpostulat' formuliert; ein Fall nicht sowohl des abreißenden als des zusammenknickenden Denkens.

Mit einem schon von Plato gebrauchten Ausdrucke nennt Aristoteles die Eleaten *στασιῶται*, die Stillstehenden oder Stillsteller, was aber im Griechischen zugleich die Bedeutung: die Aufständischen hat. Bei dem Eleaten Zeno wird die Alleinslehre wirklich rebellisch: er stellte die vielbesprochenen Argumente gegen die Denkbarkeit der Kontinuität von Raum, Zeit und Bewegung auf: Achilleus und die Schildkröte usw., eine Dialektik, welche, weil sie mit der Wirklichkeit nichts mehr anzufangen weiß, sie zerfranst; das abgebrochene Denken wird spielend fortgesetzt; Zeno hat so manchen Nachfolger gehabt!

Der große Parmenides trieb Derartiges nicht, aber ein Stillstehender war er auch, und Aristoteles stört ihn auf: Nicht All-Eines, sondern Alpha und Omega; der Eine, ‚in dem kein Wandel und kein Schatten von Anderswerden ist' — wir können unbedenklich des Apostels Ausdruck (Jak. 1, 17) dem alten Denker leihen —, der Eine ist der Urheber und der Endzweck, auf den alles hingeordnet ist, in welcher Hinordnung jedwedes seinen Sinn, sein Wesen, seine Form, seinen Wert, sein Glück hat, um dessentwillen es sich betätigen soll, nicht in einem Scheindasein, sondern im Volldasein, actu, *ἐνεργείᾳ*. Das reine Volldasein, der actus purus, ist aber der Eine, denkend, wollend, selig, persönlich. Die Persönlichkeit Gottes ist für das monistisch-angekränkelte Denken die Stelle, wo es versagt, und es macht vor dem Schlagbaume Anthropomorphismus erschrocken Halt. Ein solcher wäre es allerdings, wenn wir die menschliche Persönlichkeit in ihrer Bedingtheit, mit ihrem irrtumsfähigen Erkennen und ihrem sinnlich-selbstischen Wollen ins Absolute umzeichnen wollten. Aber ihre Bedingtheit ist nicht bloß eine niederziehende, sondern auch eine aufwärtsweisende; beim Erkennen können wir irren, aber wir suchen die Wahrheit, unser Wollen ist selbstisch, aber es kennt auch ein Sollen, eine Hingebung an das Gute. Das Wahre und das Gute sind Güter, auf die wir hingeordnet sind; ihre Stätten aber sind eine Intelligenz und ein Wille, also ein persönliches Wesen, nur nicht wir; diese Güter sind das Bindeglied von Gott und Menschheit. An der idealen Güterwelt haben wir Anteil, und auf diesem beruht zuhöchst der Wert unserer Persönlichkeit; aber jene Güterwelt ist nicht denkbar ohne einen persönlichen Träger. ‚Es wäre doch seltsam', sagt Aristoteles, ‚wenn dem ersten, ewigen und schlechthin unbedingten Wesen nicht zu allererst das Gut der Unbedingtheit und der Seligkeit zukäme; denn unvergänglich und unbedingt ist es doch aus keinem andern Grunde, als weil es gut ist.' (Met. 14, 4. 9.) Dem Worte des Psalmisten: ‚Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören, oder der das Auge geformt hat, sollte der nicht sehen?' (Ps. 93, 9) können wir die anthropomorphe Fassung unschwer abstreifen, wenn wir sagen: Der da Denken und Wollen in uns zur Einheit zusammengeschlossen und uns zu Gefäßen für die uns bestimmten Güter gestaltet hat, sollte der solcher Vorzüge entbehren? Das hohe Gut, das unsere Persönlichkeit bildet, sollten wir Gott, seinem Spender, absprechen?

Die Zaghaftigkeit, die in dieser Zumutung liegt, schlägt sehr bald in Überhebung um: die Person, wenn schon bedingt, steht höher als das unpersönliche Allwesen; der indische Jogin hat vor dem Brahman die Vorfreude, sich einst in ihm aufzulösen, voraus. ‚Der Professor ist eine Person, Gott ist keine', sagt Goethe ironisch. Wird das Denken da abgebrochen, wo es kraftvoll weiterschreiten sollte, so treibt es seltsame Nebenschößlinge!

Das unbefangene religiöse Bewußtsein faßt die Gottheit als persönliche, weil sich in ihm der ganze Mensch Gott zukehrt, mit Kopf und Herz als Glied der natürlichen und der sittlichen Welt. Die Spekulation aber bringt einen intellektualistischen Zug in die Auffassung: bei dem Unternehmen, Gott zu denken, macht sie ihn zum bloß gedanklichen Sein, neben dem das endliche Sein verschwindet, aber mit diesem auch das Sollen, dessen Stätte die Endlichkeit ist, aus dem Gesichtskreise tritt. Im Denken fortschreiten, heißt hier den Intellektualismus überwinden: der Welt der Dinge ihr Recht einräumen und dem sittlichen Bewußtsein seinen Zug zu Gott wiedergeben. Die Betrachtung wird dann zugleich realistisch und theistisch. Diesen doppelten Schritt vollzieht Aristoteles; es ist denkwürdig, aber wird meist zu wenig beachtet, daß er, der Begründer der methodischen Empirie, zugleich der eigentlich theistische Philosoph des Altertums ist und als solcher Begründer der rationalen Theologie. Er zeigt uns die beiden Kontinente zugleich, welche das monistische Halbdenken mit seinem Nebel verdeckt: das bedingte Dasein der Dinge und das unbedingte Gottes. Das Bindeglied beider bildet, was er den Naturphilosophen als Komplement darbietet: die ratio, das Begriffliche in den Dingen. Der hl. Thomas von Aquino drückt das in dem Satze aus: ‚Das begriffliche Erkennen der Sinnendinge führt uns in das dem Begreifen zugängliche Gebiet der göttlichen Dinge ein*.' So viel Dinge es gibt, so viel Wegweiser zu Gott, wenn wir ihre Aufschriften lesen können. Darin spricht sich zugleich am verständlichsten die innere Verwandtschaft von Aristotelismus und Christentum aus.

Die Art, wie Aristoteles seine Hörer im Lykeion über das halbe Denken der Naturphilosophen und das stillstehende der Eleaten hinausführte, ist für uns so lehrreich und aufklärend, als handelte es sich um heutige Fragen; aber seine Einwürfe gegen die mathematische Physik der Pythagoreer werden wir auf den ersten Blick etwas einzuschränken geneigt sein. Der Aufschwung der mathematischen Physik im 16. und 17. Jahrhundert knüpfte an pythagoreische Anschauungen an, ja bei Keplers Entdeckungen spielte sogar ihre Symbolik der Raumformen eine Rolle**. Das von jenen alten Denkern aufgestellte Problem der ‚Mathematizität der Dinge' wird von Galilei, Descartes u. a. wieder aufgenommen und auf ihre Anläufe zu dessen Lösung fällt ein neues Licht. Die Pythagoreer der Renaissancezeit könnten der Schule der Aristoteliker das Wort des Archimedes zurufen: ‚Noli turbare circulos

* Quaest. disp. de verit. Qu. 10 Art. 6: Sensibilia intellecta manuducunt in intellegibilia divinorum.

** Näheres in des Verfassers ‚Geschichte des Idealismus'. III. § 87 und 88.

meos! Das Abbrechen des Denkens ist nicht auf unserer, sondern auf eurer Seite!' Eucken bemerkt darüber unparteiisch abwägend: ‚Was wir den exakten Charakter der neuern Naturwissenschaften zu nennen pflegen, beruht vor allem auf der mathematischen Bestimmtheit der Erkenntnis; hier ist das einzelne so vollständig in das Gesetz aufgenommen, daß es lediglich als Fall desselben gelten darf*.' ‚Für eine solche Richtung ist bezeichnend das Streben, die Mathematik zum Werkzeug aller und jeder Erkenntnis zu erheben und selbst die Logik von ihr abhängen zu lassen**.' Dabei ist aber die Voraussetzung dieselbe, die Aristoteles bei den Pythagoreern beanstandet: daß sich alle Mannigfaltigkeit des Naturgeschehens auf rein quantitative Unterschiede zurückführen lassen. Quanta sind aber nicht Substrate für Vorgänge und darum auch nicht Träger von Gesetzen. Wie die Zahlen und Maße bei den Pythagoreern, so werden auch die substratlosen Gesetze substanziiert: ‚Das Gesetz erscheint als eine unabhängig von den Dingen über der Welt wirkende Macht und als etwas absolut Seiendes, ja es ist nahe daran, personifiziert zu werden. Giordano Bruno möchte auf dem Naturgesetze eine Art Religion gründen, eine ähnliche Vorstellung beherrscht das Denken Spinozas, und auch in der Gegenwart werden die Naturgesetze oft wie eine Gottheit gläubig hochgehalten***.' In gleichem Sinne sagt Lotze: ‚Wie oft hören wir doch jetzt von ewigen, unveränderlichen Naturgesetzen, denen alle veränderlichen Erscheinungen unterworfen sind, Gesetze, deren Erscheinung zwar aufhören würde, wenn es keine Dinge mehr gäbe, denen sie gebieten könnten, die aber auch dann noch fortfahren würden, ewig zu gelten und jeden Augenblick wieder in ihrer wirksamen Macht aufleben würden, wenn irgendwoher ein neuer Anwendungsgegenstand sich ihnen darböte; nicht einmal daran fehlt es, gelegentlich diese Gesetze als thronend über aller seienden Wirklichkeit dargestellt zu sehen, ganz in jenem überhimmlischen Orte, in dem Plato seine Ideen heimisch dachte†.

Von den neueren Denkern hat Lotze das Verdienst, den Gedanken eines Weltmechanismus zu Ende gedacht zu haben, wobei er bei der aristotelischen Teleologie, d. i. der Lehre vom waltenden Zwecke, anlangte. Lotzes unveraltetes Werk: ‚Mikrokosmos' hat zu seinem Thema den Nachweis, ‚wie ausnahmslos universell die Ausdehnung und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung ist, welche der Mechanismus in dem Baue der Welt zu erfüllen hat††.' Die dienende Aufgabe des Mechanismus liegt ja in seinem Begriffe; μηχανή heißt: das Mittel, das Werkzeug, ein Relationsbegriff, der sein Korrelat im Zwecke und Werke hat. Wird der Wert der Zwecke verkannt, so rückt er auf die Gesetze, die jenen dienen, herab; entwertet aber wird ‚der Anwendungsgegenstand' der Gesetze; es ist zuviel gesagt, wenn die Dinge deren Gebote empfangend genannt werden: die Dinge haben ihr Selbst verloren,

---

* Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart. 1878. S. 125.

** Daselbst 127.

*** Daselbst S. 122.

† Logik 1874. S. 507.

†† Mikrokosmus Einleitung gegen Ende.

sie sind zu Anhäufungen von Atomen oder Molekülen oder Elementarkräften geworden. Der Herrschaftsbezirk, den sie bilden sollen, kontrastiert arg mit dem Überschwang im Preise der Gesetze. Aristoteles kann die Welt mit einem Heere vergleichen, in dem die Wesen abgestuften Anteil an dem Heile, τὸ εὖ, des Ganzen haben (Met. 12, 10). Durch Gesetze sind auch die Krieger zusammengeschlossen, aber durch solche, die sie in ihr Selbst aufnehmen, ihrer Eigenart nach betätigen.

Der mathematisch-mechanischen Welterklärung bleibt zur Bezeichnung des Wesens der Dinge nur die Formel übrig; formula ist aber ein Deminutivum und besagt: eine Art Form, keine eigentliche. Die Form reicht eben nicht an den Begriff des Formprinzips heran und erklärt nicht die Formation; einer solchen kann aber das Ding nicht entbehren, sie ist seine ratio, sein Sinn, Zweck, λόγος, und wenngleich jene übergreifenden Gesetze auch rational sind, so überfliegen sie die Dinge. Jedes Ding hat aber seine Art in dem doppelten Sinn, daß es zu einer Art gehört, wodurch es sein ratio erhält, und daß es seine Eigenart besitzt; das Ding erkennen, heißt: in seiner Eigenart sein ratio erfassen, und dieses sensibile intellectum ist die wirklich aufwärtsleitende Einsicht, ohne welche die Naturgesetze zu substratlosen Allgemeinheiten werden.

Das Streben nach mathematischer Exaktheit hat unleugbar zu großen Erfolgen geführt, aber es ist mit der Würdigung der metaphysischen Exaktheit zu verbinden. Von Exaktheit, ἀκρίβεια hat Aristoteles zuerst gesprochen, und der Ausdruck stammt von ihm; die metaphysische beruht nach ihm auf der Unterscheidung der vielfachen Bedeutungen von Sein, und diese muß vollzogen sein vor Eintritt in die mathematische Betrachtungsweise. Wenn Comte meinte, in der Arithmetik die höchste Stufe der Exaktheit erstiegen zu haben, so würde ihn Aristoteles auffordern, das Steigen da noch nicht abzubrechen, sondern noch zur Logik und Metaphysik aufzuklimmen.

Nur die Lehre vom Seienden vermag das Ganze des Gegebenen zu umspannen, von dem das Gebiet der Größen nur ein Sektor ist. Ein solcher ist aber auch die Natur; der Begriff des Dinges im metaphysischen Sinne umfaßt mehr als die Naturwesen. Ein Ding in diesem Sinne ist auch der Staat, ein Gesetzbuch, eine Dichtung, ein Tonwerk, ein Kunst- oder Kulturprodukt jeder Art. Auch bei diesen Dingen kommen zwar Größenverhältnisse, ein Messen und Zählen, ein Konstruieren in Betracht; aber niemand wird behaupten, daß uns die Statistik das Wesen des Staates enthüllt, die Fünfzahl der Akte die Idee des Dramas ist, die Schwingungszahlen der Töne uns den Geist einer Tondichtung erschließen, daß eine Schöpfung der Technik anders als aus ihrem Zwecke, aus der ihr gestellten Aufgabe zu verstehen ist. Hier versagt die Formel und gilt es, zum Formationsprinzip weiterzuschreiten. So behält die Weisung: Weiter! welche an die Pythagoreer gerichtet war, ihre Geltung auch für die mathematische Physik, in der zwar Denkarbeit niedergelegt, aber nur in einer Richtung verwendet, nach der anderen abgebrochen ist.

Die Periode, in der sie auftrat, war eine Zeit des Abbrechens in mehr als einem Betracht. Die Glaubensneuerer brachen mit der Kirche und ihrer Tradition, die neuerungslustigen Humanisten mit der nationalen Literatur, beide

Karl Joh. Becker-Gundahl/In der Dorfkirche

mit der Scholastik. Dieser machte man gerade den Vorwurf, abgebrochen zu haben, was die Alten und die ersten christlichen Generationen geschaffen. Allerdings traten die Probleme der Alten zurück, als die christliche Philosophie das ihr eigene Problem: Wissen und Glauben heraufführte, aber zu dessen Lösung griffen die Kirchenväter auf Plato und die deren Spekulation weiter entwickelnden Scholastiker auch auf Aristoteles zurück, dessen rationale Theologie ihnen einen spekulativen Fußpunkt und einen Rückhalt gegen den Monismus und Intellektualismus darbot. Hier liegt also kein Bruch vor, wie er der Philosophie der Renaissance vorzurücken ist. Descartes hat das Abbrechen der Denkarbeit geradezu zum methodischen Prinzip erhoben, wenn er in seiner zweiten Abhandlung über die Methode sagt: ‚Es erschien mir als das Beste, alle Anschauungen, die ich bis dahin angenommen, mit eins und ein für allemal aus meinem Geiste zu tilgen, um später Besseres und vielleicht auch dieselben, wenn sie die Prüfung der Vernunft bestanden und darin gereift wären, aufzunehmen.‘

Es ist bei dieser Prüfung nicht geblieben, sie hat sich zur ‚Kritik der Vernunft‘ ausgewachsen, und Kant erklärte: ‚Ehe wahre Weltweisheit aufleben soll, ist es nötig, daß die alte sich selbst zerstöre‘, und er gab der Hoffnung Ausdruck, ‚daß die so längst gewünschte große Revolution der Wissenschaften nicht mehr weit entfernt sei*.‘

‚Man kann und muß‘, sagt er in der Einleitung zur ‚Kritik der reinen Vernunft‘, ‚alle bisher gemachten Versuche, eine Metaphysik dogmatisch zustande zu bringen, als ungeschehen ansehen.‘ Wenn Descartes von den Tafeln der Klio nur das Eingeschriebene weggelöscht hatte, so zerschlägt Kant die Tafeln selbst.

Seine Nachfolger aber besannen sich eines Besseren; sie gingen wieder auf eine ‚dogmatische‘, d. h. auf Realprinzipien gebaute Metaphysik aus, nahmen abgerissene Fäden wieder auf und gaben zum Teil der historischen Auffassung ihr Recht, und das erwachte historische Interesse hat uns die grundlegenden Schöpfungen der Alten wieder nahegerückt. Damit wird aber auch der Einsicht Raum geschaffen, daß die antike und die christliche Spekulation kontinuierlich zusammenhängen, und daß es gilt, an sie anzuschließen und im großen wie im einzelnen abgebrochene Denkarbeit weiterzuführen.

---

* Brief an Lambert vom 31. Dezember 1765.

Franz Liszts Lehr- und Wanderjahre
Von Eugen Schmitz

Am 22. Oktober 1911 feiert die musikalische Welt den hundertjährigen Geburtstag Franz Liszts. Im Streit um die neudeutsche Tonkunst, der die drei vorletzten Dezennien des vergangenen Jahrhunderts erfüllte, war Liszts Name neben dem Wagners der meistgenannte und meistgefeierte oder befehdete. Der glänzende Sieg Wagners auf der ganzen Linie kam zum großen Teil auch seinem Freund und Mitstreiter zugute: ‚zum großen Teil' — denn ganz sind die Ansichten über die schöpferische Bedeutung Liszts auch heute noch nicht geklärt. Eines aber steht jedenfalls widerspruchslos fest: das ist die eminente Bedeutung des organisatorischen Wirkens Liszts als Bahnbrecher der modernen Musikkultur. Um den Meister nach dieser Richtung hin voll verstehen zu lernen, dazu bedarf es aber des Studiums nicht nur Liszts des Künstlers, sondern vor allem auch Liszts des Menschen —, Liszts des Menschen, wie ihn uns seine Biographie kennen lehrt. Leider läßt sich in dieser Sache eine gewisse Einseitigkeit der Lisztliteratur nicht verkennen. Denn die meisten Lisztschriftsteller haben ihre Hauptaufgabe in der Analyse des künstlerischen Schaffens des Meisters gesucht und Biographisches meist nur als äußere Umrahmung angedeutet. Das erklärt sich leicht aus der Fülle wichtiger und dankbarer Aufgaben, die die künstlerische Seite der Lisztforschung bietet; Liszt als Begründer des modernen Klavierstils, als Bahnbrecher der modernen Programmusik, als einer der ersten der in Wagnerschen Bahnen wandelnden Lyriker und Kirchenkomponisten: das sind Probleme, deren historische und ästhetische Ergründung immer wieder zu neuer Arbeit aufruft. Bei den engen Beziehungen zwischen Schaffen und Schicksal im Leben eines jeden Künstlers darf aber auch im Falle Liszt fortan die biographische Forschung doch nicht weiter der seitherigen Zurückhaltung huldigen, sofern ein wissenschaftlich klares Gesamtbild der Erscheinung des Meisters gewonnen werden soll. Erfreulicherweise hat die jüngste Zeit einige bedeutsame Beiträge einschlägiger Art gebracht*, und wir glauben unsern Lesern als erste Gabe zum Jubiläumsjahre am besten eine kleine aus diesen neuen biographischen Forschungsergebnissen gewonnene Auslese bieten zu sollen.

Liszts Leben zerfällt in zwei große Abschnitte: die Zeit des künstlerischen Werdens und der Virtuosenjahre und die Zeit seines Wirkens als Vorkämpfer der Neudeutschen Schule. Als Grenze läßt sich etwa das Jahr 1847 bezeichnen, das Jahr des Bekanntwerdens mit der Fürstin Wittgenstein, der Frau, die dem Geschick des Künstlers die große Wendung gab. Wir versuchen hier zunächst ein knappes geschlossenes Bild der ersten Periode zu gewinnen, die natürlich die Grundlage alles folgenden darstellt; vielleicht bietet sich später Gelegenheit, dasselbe zu einer vollständigen Lebensskizze zu ergänzen.

---

* Der bedeutendste davon ist die Lisztbiographie von Julius Kapp (Berlin 1909), das erste größere Werk, das eine wirklich erschöpfende Lebensbeschreibung des Meisters zu bieten unternimmt. Es hat unseren nachfolgenden Ausführungen als Hauptquelle gedient.

Franz Liszt wurde am 22. Oktober 1811 zu Raiding, einem Dorfe im Komitat Ödenburg (Ungarn), geboren. Sein Vater Adam stand als administrativer Beamter im Dienste des Fürsten Esterhazy, des bekannten ungarischen Magnaten, dessen Hofkapelle Joseph Haydn dreißig Jahre lang vorstand. Bei Adam Liszts großer Liebe und Begabung zur Musik bahnte sich bald ein freundschaftlicher Verkehr zwischen ihm und Haydn an, und auch von anderen am Esterhazyschen Hofe verkehrenden Künstlern, wie namentlich dem Pianisten Nepomuk Hummel, empfing der Vater unseres Franz mannigfache Anregung. Minder künstlerisch veranlagt war seine Gattin, eine österreichische Bürgerstochter, Anna Lager; doch wird sie, die Mutter unseres Meisters, als eine Frau von großer Herzensgüte und tiefem Gemüt geschildert. Die musikalische Veranlagung des kleinen Franz zeigte sich schon sehr bald, und als der Vater ihn im Klavierspiel zu unterrichten begann, machte der Knabe so überraschende Fortschritte, daß er mit neun Jahren im Oktober und November 1820 bereits zweimal in Ödenburg und Preßburg mit großem Erfolg sich als Konzertspieler produzieren konnte. Als daraufhin mehrere vornehme Kunstfreunde dem Knaben ein jährliches Stipendium behufs weiterer Ausbildung aussetzten, ward es bei Vater und Sohn beschlossene Sache, daß Franz sich der Künstlertätigkeit als Lebensberuf widmen solle. Um den neuen Erziehungspflichten besser nachkommen zu können, nahm Adam Liszt seine Entlassung aus Esterhazyschen Diensten und zog mit seinem Sohn nach Wien. In Karl Czerny wurde dort ein Lehrer gefunden, der seinen Zögling rasch auf die Höhe einer absolut zuverlässigen, gründlich fundierten Technik führte, während ihn der Hofkapellmeister Antonio Salieri in die Geheimnisse der Kompositionslehre einweihte. In den Salons des musikalischen Wien von damals war der junge Liszt, namentlich dank seines trefflichen prima vista-Spiels, bald eine allbeliebte Persönlichkeit, und mit diesem frühen Verkehr in der vornehmen Welt hat Liszt den Grund zu jener gesellschaftlichen Gewandtheit gelegt, die den Künstler in späteren Jahren so vorteilhaft auszeichnete. Am 1. Dezember 1822 gab Liszt sein erstes öffentliches Konzert in Wien und erweckte beispiellosen Enthusiasmus bei Publikum wie Kritik, ein Erfolg, der bei dem zweiten Konzert am 13. April 1823 sich womöglich noch steigerte. Der damals im Zenith seines Schaffens stehende Beethoven befand sich unter den Zuhörern und küßte den elfjährigen Kunstgenossen gerührt auf die Stirne — ein Moment, dessen erhabene Weihe in Liszts Seele sich unauslöschlich einprägte. Durch seine beiden Konzerte war der kleine Franz rasch in die erste Reihe der musikalischen Berühmtheiten der österreichischen Hauptstadt vorgerückt, allein der Vater war zu gewissenhaft, um das Talent seines Sohnes nunmehr nach dem Rezept sensationsmachender ‚Wunderkinder' auszubeuten; er sah ein, daß, um dauernde Erfolge zu erzielen, zunächst eine weitere Vervollkommnung und Vertiefung des Studiums vonnöten sei, und die erhoffte er von einer Aufnahme Franzens in das weltberühmte Pariser Konservatorium. Am 11. Dezember 1823 trafen Vater und Sohn in der französischen Hauptstadt ein, erlebten aber eine große Enttäuschung; denn nach dem bestehenden Statut konnte Liszt als Ausländer keine Aufnahme in das höchste staatliche Musikinstitut Frankreichs finden. So mußte man

sich nun privatim irgendwie einrichten, und bald war in dem gefeierten Opernkomponisten Ferdinand Paër ein sehr förderlicher Kompositionslehrer für Franz gefunden. Allein auch abgesehen davon wurde für die Entwicklung des jungen Künstlers dieser erste Pariser Aufenthalt von großer Bedeutung. Denn, durch sein Talent abermals rasch in die vornehme Welt eingeführt, eignete er sich in den Pariser Salons nicht nur den letzten feinen Schliff seiner gesellschaftlichen Erziehung an, sondern ergänzte, durch den Verkehr mit einer geistreichen Umgebung angeregt, auch seine allgemeine geistige Bildung. Die Pariser künstlerischen Erfolge, die an Glanz den früheren in Wien nichts nachgaben, fanden im Frühjahr 1824 eine Unterbrechung durch eine Kunstreise nach England, der sich dann in den nächsten Jahren ebensolche durch die französischen Provinzen, wieder nach England und in die französische Schweiz anschlossen, wobei es nie an Lorbeeren noch an glänzenden materiellen Ergebnissen fehlte. Auch als Komponist errang der junge Künstler damals die ersten Erfolge: am 17. Oktober 1825 kam in der Academie royale de musique eine kleine Oper ‚Don Sancho' mit freundlichem Beifall zur Erstaufführung, und das Jahr 1826 zeitigte die erste wirklich ernst zu nehmende kompositorische Schöpfung Liszts; das sind die von ihm selbst in diesem Sinne als opus 1 bezeichneten zwölf Etüden, in deren einer die erste Fassung der sinfonischen Dichtung ‚Mazeppa', also eines der bedeutendsten Werke des späteren Programmusikers Liszt vorliegt. In merkwürdigem Widerspruch mit diesen äußeren Erfolgen vollzog sich damals im Innern des jungen Künstlers ein bedeutsamer Umschwung. Liszt war in die gefährliche Zeit der Pubertät getreten; aus dem heiteren, lebensfrohen Knaben war mit einemmal ein schwärmerisch sinnender Jüngling geworden. Und zwar wandte sich seine Schwärmerei intensiv nach der religiösen Seite hin: die Bibel und asketische Bücher wie Thomas a Kempis' ‚Nachfolge Christi' wurden seine Lieblingslektüre, und schließlich äußerte er den Wunsch, der Welt zu entsagen und Priester zu werden. Hier also bereits, am Wendepunkt seiner Frühentwicklung, sehen wir jene unklare Sehnsucht nach dem Frieden des geistlichen Berufs in Liszts Leben treten, die ihn bis zum Ende seiner Tage festhielt. Liszts Eltern waren fromme Katholiken und hatten auch ihrem Sohne eine ernste religiöse Erziehung angedeihen lassen, aber ihrerseits und überhaupt von außen ist sicher nie etwas geschehen, das in ihm die Idee, Geistlicher zu werden, hätte wachrufen können; diese Neigung stammt vielmehr durchaus aus seinem eigensten Innern. Der vorsichtige Vater freilich war sich keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß es sich hier zunächst um eine nicht ernst zu nehmende momentane Schwärmerstimmung handle. Auf sein Zureden schlug sich Franz die Gedanken wieder aus dem Kopf; ein Badeaufenthalt in Boulogne-sur-Mer sollte die durch vieles Konzertieren angegriffenen Nerven des jungen Künstlers neu kräftigen. Die Kur erwies sich in der Tat als sehr heilsam; da kam ein schwerer Schicksalsschlag: am 28. August 1827 starb Adam Liszt nach nur dreitägiger Krankheit; Franz stand verwaist, vaterlos in der Welt. Der junge Künstler hatte in dem Verstorbenen den treuen Berater und Lenker verloren, der ihm seither so ziemlich alle prak-

tischen Sorgen des Lebens abgenommen hatte. Es war für den in dieser Hinsicht völlig unselbständig Aufgewachsenen nicht leicht, sich nun plötzlich ganz nur auf sich selbst angewiesen zu sehen, und manche unüberlegte Handlung der nächsten Jahre mag hieraus ihre Erklärung finden. Um nicht ganz allein zu sein, ließ er die Mutter zu sich kommen und zog mit ihr nach Paris, wo er alsbald eine ungemein weitverbreitete Lehrtätigkeit entfaltete. Und nun trat auch die zweite Macht, die neben der religiösen Neigung führenden Einfluß auf ihn erlangen sollte, in sein Leben: die Weibesliebe. ‚Auf seinem Totenbette . . . sagte mir mein Vater‘, schreibt Liszt in einem Briefe, ‚daß ich ein gutes Herz und Verstand besäße, aber daß er fürchte, daß die Frauen mein Leben verwirren und mich beherrschen würden. Diese Vermutung war sonderbar, denn ich hatte mit sechzehn Jahren noch keine Ahnung, was ein Weib ist, und bat treuherzig meinen Beichtvater, mir das sechste und neunte Gebot zu erklären, da ich fürchtete, sie vielleicht unbewußt übertreten zu haben.‘ Nun hob sich mit einem Schlage für die Augen des Jünglings auch der Schleier von diesem Geheimnisse. Unter seinen Schülerinnen befand sich ein ideal veranlagtes, anmutiges, siebzehnjähriges Mädchen, eine Komtesse Karoline Saint-Cricq, für die er in heißer, aufs innigste erwiderter Liebe entbrannte; dem beseligenden Verhältnis wurde aber durch den exklusiv aristokratischen Vater des Mädchens ein jähes Ende bereitet. Liszt zog sich tödlich gekränkt zurück, Karoline wurde später in höchst unglücklicher Ehe einem Grafen d'Artigaux verkettet; sechzehn Jahre später sah sie Liszt noch einmal mit tiefer Bewegung wieder. Die wundersame, tiefergreifende Komposition des Herweghschen Gedichtes ‚Ich möchte hingehn‘ verdankt dieser Begegnung ihre Entstehung. Wie fest aber diese erste Neigung in seinem Herzen wurzelte, zeigt sich daraus, daß er der Jugendgeliebten sogar noch in seinem Testamente vom Jahre 1860 gedachte.

Der schwere Schlag, den diese grausame Störung seines ersten Liebesglücks für den jungen Liszt bedeutete, trieb ihn aufs neue vereinsamter Schwärmerei in die Arme, und wieder, diesmal weit bestimmter, trat das Verlangen, Priester zu werden, hervor. Rücksichten auf die Mutter hinderten auch diesmal die Ausführung. ‚Meine Mutter‘, schreibt Liszt in einem Brief, ‚hatte keine andere Stütze als mich, ihr einziges Kind, und mein Beichtvater Bardin, der genügend Musikliebhaber war, trug vielleicht meiner frühzeitigen Berühmtheit zu viel Rechnung, als er mir riet, Gott und der Kirche in meinem Künstlerberuf zu dienen.‘ Die vielen geistigen Aufregungen aber wirkten höchst ungünstig auf des jungen Künstlers Gesundheit; ein beängstigender Verfall seiner Körperkräfte brachte ihn an den Rand des Grabes, und in Paris verbreitete sich wirklich schon das Gerücht, Liszt sei gestorben. Nur langsam gelang es ihm, sich wieder aufzuraffen. Intensive geistige Arbeit führte ihn nach und nach ins Leben zurück. Die Lektüre religiöser Literatur war wieder seine Hauptbeschäftigung, daneben wurde Chateaubriands ‚René‘ sein Lieblingsbuch. ‚René ist der „Werther“ der Kaiserzeit, das Urbild des „Homme fatal“ der Romantiker, des interessanten Jünglings mit der bleichen Stirn, den mächtigen Augen und der geheimnisvollen Vergangenheit, mit dem glühen-

den Herzen und dem lebensmüden Überdruß' — diese Charakteristik, die ein neuerer Literarhistoriker* von dem Roman entwirft, läßt Liszts Neigung dafür verständlich erscheinen: mußte er doch in diesem René gewissermaßen ein Spiegelbild seiner selbst erkennen. Auf dem Umweg über Chateaubriand fand unser Künstler auch den Weg ins Lager der eben damals mächtig ihr Haupt erhebenden französischen Romantik. Zwei einander scheinbar konträre Grundzüge sind für das Wesen dieser literarischen Richtung charakteristisch und beide fanden in Liszts Seele ein lautes Echo. Der eine ist die Neigung zum religiösen Mystizismus, der andere eine ausgesprochen demokratische Tendenz. ‚Auf dem Grunde der Romantik lagerte ein revolutionärer Sauerteig, der sich bald zu heben und zu arbeiten begann. Die Klassiker, das erkannte man, waren die rückständigen Verfechter der Überlieferung. Die Romantiker neigten naturgemäß zur Anarchie, nicht nur in der Literatur, auch in der Politik und in der Gesellschaft. Ein volles Ausleben der Persönlichkeit hat ja Laune, Willkür und Schrankenlosigkeit zur Vorbedingung.' So sehen wir denn tatsächlich in den Dichtungen Lamartines, Vignys, Hugos, der George Sand und wie die literarischen Führer des damaligen Frankreich alle heißen, diese demokratischen Neigungen sich im Lauf der Entwicklung mit steigender Intensität durchsetzen. Daß Liszt für die religiöse Seite der Romantik inklinierte, bedarf keiner weiteren Erörterung; daß er aber auch dem Demokratismus der Romantik sich nahe verwandt fühlte, erklärt sich aus seinen künstlerischen Anschauungen. Wie später Wagner nur als Kämpfer für die Kunst zum Revolutionär wurde, so ging der Liszt der dreißiger Jahre unter ganz ähnlichen Gesichtspunkten ins Lager der romantischen Demokraten über: die hochmütige Verachtung, mit der die oberen Gesellschaftsschichten vielfach noch auf Kunst und Künstler als untergeordnete Objekte ihrer Laune und Unterhaltung herabsahen, rief ihn zur Empörung auf und ließ ihn einen der energischsten Vorkämpfer für die soziale Lage des Musikerstandes werden. Am meisten fühlte sich Liszt natürlich von Erscheinungen angezogen, bei denen dieses demokratische mit dem religiös-mystischen Moment verquickt war, wie etwa in der Lehre der Saint-Simonisten. Ein Jahr vor der Julirevolution war das ein wuchtiges ‚J'accuse' gegen Tyrannei und Gewaltherrschaft schleudernde, leidenschaftsdurchtobte Memoirenwerk des ehemaligen Pairs Ludwigs XIV. erstmalig im Druck veröffentlicht und von der romantischen Jugend mit Jubel begrüßt worden. Was Liszt besonders für diese Lehre begeistern mußte, das war die hier gepredigte Anschauung von der Zusammengehörigkeit von Kunst und Religion und der davon abgeleiteten hohen Stellung, die der Saint-Simonismus dem Künstler zuerkannte. Eine willkommene Klärung dieser Anschauungen fand Liszt weiterhin in den Schriften des katholischen Priesters Robert de Lamennais, des Vorkämpfers des ‚liberalen Katholi-

---

* Nikolaus Welter, Geschichte der französischen Literatur (Sammlung Kösel Nr. 26, 27.) Das Büchlein ist zur Orientierung über die auch musikgeschichtlich bedeutsame einschlägige Epoche vortrefflich zu brauchen.

zismus'. Auch hier waren es außer den religiösen und politischen wieder kunstphilosophische Grundsätze, wie: der Zweck der Kunst sei die Vervollkommnung und Veredelung der Menschen, und ihre stetige Entwicklung sei an keine Schranken gebunden, die unseren Künstler besonders anzogen. Als Lamennais später wegen allzu demokratischer Neigungen von Rom gebannt wurde, entstand ihm in Liszt ein leidenschaftlicher Verteidiger: ein früher Beleg für die kirchlich nicht unanfechtbare Religiosität Liszts! Mehr allgemein künstlerische Anregungen empfing Liszt von Victor Hugo, Lamartine und besonders Alfred de Musset, der ihn 1834 auch bei der Schriftstellerin George Sand einführte. Für Liszts Leben und weitere Charakterentwicklung gewann diese Pariser Zeit grundlegende Bedeutung, allein auch der Künstler Liszt hat hier fruchtbarste Anregung geschöpft. Nicht nur an einzelne Werke wie die Lamartine verpflichteten pianistischen Tonschöpfungen ‚Années de pèlerinage' oder die von Victor Hugo angeregte ‚Bergsinfonie' ist dabei zu denken, sondern der ganze Geist der Lisztschen Kunst hat eine seiner stärksten Wurzeln in der französischen Neuromantik. Dazu vermittelte ihm Paris auch bedeutsame Eindrücke auf musikalischem Gebiete selbst.

Am 9. März 1831 trat Nicolo Paganini, der dämonische italienische Geiger, erstmals in Paris auf und gab durch sein fabelhaftes Können Liszt die Veranlassung zu neuen leidenschaftlich betriebenen technischen Studien. Liszt wollte als Pianist eine gleiche Höhe der Meisterschaft erklimmen, wie sie Paganini als Geiger eigen war, aber nicht wie der Italiener zum Zwecke selbstsüchtigen äußeren Virtuosentums, sondern nur als Mittel zum schrankenlosesten Ausdruck seines künstlerischen Innern. Eine Bereicherung dieses künstlerischen Innern fand Liszt gleichzeitig durch die Bekanntschaft mit der Kunst Berlioz' und Chopins. Berlioz hatte am 9. Dezember 1832 seine die Geschichte der modernen Programmusik inaugurierende ‚Sinfonie fantastique' aufgeführt, und Liszt, der später gerade auf diesem Gebiete Berlioz' unmittelbares Geisteserbe antreten sollte, wurde durch seine ganz neue Bahnen der pianistischen Übertragungskunst weisende Klavierpartitur des Werkes einer seiner erfolgreichsten Förderer. Chopin aber, der im gleichen Jahre wie Paganini nach Paris gekommen war und mit dem Liszt sich bald in intimer Freundschaft zusammenschloß, fügte den fast ausschließlich nach Seite des exzessiv künstlerisch Revolutionären gerichteten Einflüssen Paganinis und Berlioz' ein mäßigendes Moment bei: dem himmelstürmenden Titanentum trat mit Chopins mimosenhafter Kunst die verschwiegene, traumverlorene Anmut der Romantik an die Seite.

Nach langer Pause trat Liszt 1834 wieder als Konzertgeber vor das Pariser Publikum, und zwar mit geradezu beispiellosem Erfolg: durch die eben geschilderten neuen geistigen wie technischen Errungenschaften und Anregungen erschien er jetzt als ein unvergleichliches, alle anderen Pianisten weit überragendes Phänomen, und so oft er in der nächsten Zeit öffentlich auftrat, bedeutete dies für die Musikwelt ein Ereignis ersten Ranges. Mit dem Heranreifen des Künstlers hatte sich natürlich auch seine gesellschaftliche Stellung verändert. ‚Er war', sagt sein Biograph Kapp, ‚nicht mehr das „Wunder-

kind", das man überall verhätschelte, er war jetzt der schlanke aristokratische Jüngling, der mit dem Locken seiner Töne die Herzen aller im Sturm gewann und zu dem manch schönes Frauenauge glühende Blicke sandte. Man verwöhnte ihn noch ebenso wie früher, nur daß aus der kindlichen Spielerei jetzt feuriges Liebesgetändel geworden.' Manche Abenteuer waren das Resultat dieser Verhältnisse, doch handelte es sich stets nur um momentane Leidenschaften, die sich rasch verflüchtigten, bis Liszt im Jahre 1834 in den Bannkreis der Frau trat, die nun auf Jahre hinaus seine Lebensbahnen lenken sollte. Durch Berlioz war Liszt damals nämlich in den Salon der Gräfin d'Agoult eingeführt worden. Einer hochadligen Emigrantenfamilie entstammend und 1805 zu Frankfurt a. M. geboren, hatte diese Dame mit 22 Jahren den beiläufig doppelt so alten Grafen d'Agoult ohne innere Neigung geheiratet und suchte nun durch gesellschaftliche Zerstreuung sich über mangelndes Eheglück zu trösten. So wurde ihr Salon zu einem Dorado der vornehmen Kunst- und Literatenwelt. Eine verführerische Schönheit und mit allen Künsten der Koketterie vertraut, gelang es ihr bald, Liszt, der sich anfänglich kühl und vorsichtig zurückgehalten hatte, zu bestricken. Vergebens kämpfte er gegen die sein Inneres immer mächtiger erfassende Leidenschaft, vergeblich suchte er selbst wie auch die Freunde der Gräfin diese zur Mäßigung zu bestimmen: — es kam zur Katastrophe. Im Frühjahr 1835 verließ die Gräfin ihren Gatten und ihre Kinder, um sich in der Schweiz mit Liszt zu vereinigen. In Bern und dann in Genf nahmen sie den ersten längeren Aufenthalt.

Diese Ereignisse sowie das Verhältnis Liszt-d'Agoult überhaupt haben seitens der Biographen recht verschiedenartige Beurteilung gefunden, wobei Licht und Schatten nicht immer gerecht verteilt erschien. Es darf heute als feststehend angenommen werden, daß das treibende Moment bei der Affäre einzig und allein die Gräfin war, daß sie sich dabei aber nicht von schaler Sensationslust, sondern von wirklich wahr empfundener, momentan fortreißender Leidenschaft leiten ließ. Die mag schließlich auch bei Liszt das letzte ausschlaggebende Wort gesprochen haben, denn im Grunde genommen waren seine und die Natur der Gräfin doch zu verschieden, als daß ruhige auf Überlegung basierte Neigung das Verhältnis hätte begründen können. Die Gräfin war eine geistreiche Frau — bekanntlich hat sie sich als eine Nachahmerin der George Sand unter dem Pseudonym Daniel Stern schriftstellerisch betätigt, — auch begegnete sie sich in Einzelmomenten, wie z. B. der Vorliebe für die Romantik gewisser religiöser Erscheinungen, mit Liszts Neigungen, aber die Gesamtcharaktere waren durchaus verschieden. Darum mußte, als die erste Leidenschaft verflogen war und sich naheliegende Hemmnisse von außen geltend machten, das Verhältnis sich mehr und mehr lockern, bis es zur endgültigen Lösung kam. Nie haben beide daran gedacht, die Ehe einzugehen; alle diesbezüglichen Erzählungen gehören ins Reich der Fabel. ‚Es gibt keine blödsinnigere Erfindung als die meines Heiratsvorschlages zu Mme. d'Agoult, ihrer stolzen Ablehnung und des Gedankens, sie zum Protestantismus bekehren zu wollen. Wer mich auch nur ein klein wenig kennt, wird mir niemals eine ähnliche Handlungsweise zu-

schreiben' — diese bündige Erklärung Liszts selbst erscheint durchaus glaubwürdig, womit die Frage erledigt ist.

In der Pariser Gesellschaft hatte die ‚Entführung' der Gräfin d'Agoult zunächst natürlich peinliches Aufsehen erregt, und das war für Liszt die Veranlassung, vorläufig seinen Aufenthalt in der Schweiz beizubehalten; er lebte, sich hauptsächlich der Lehrtätigkeit widmend, in Genf. Dort erblickte 1835 auch der erste Sproß des Liebesbundes mit der Gräfin, ein Töchterchen, das den Namen Blandine erhielt, das Licht der Welt. Ihm folgten noch zwei weitere Kinder nach: am Weihnachtstage 1837 Cosima, die spätere Gattin Bülows und Wagners, und 1839 ein Sohn Daniel. Nach Paris zu gehen, wurde Liszt (1836) wieder veranlaßt, als dort in Sigismund Thalberg ein pianistischer Rivale auf den Plan trat, der ihm seitens eines Teils der öffentlichen Meinung als ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen an die Seite gestellt worden war. Es entfaltete sich in der Folgezeit ein förmlicher Krieg, der das musikalische Paris in zwei Lager teilte, die Lisztianer mit Berlioz und die Thalbergianer mit Fétis als literarischem Wortführer. Zu einer eigentlichen Entscheidung ist es bei diesem Wettstreit nie gekommen; jedenfalls aber hat der pianistische Ruhm Liszts den seines Rivalen von damals weit überdauert. Thalberg scheint den zeitgenössischen Berichten zufolge als Techniker tatsächlich eine außerordentliche Erscheinung gewesen zu sein; wie weit er aber als Künstler unter Liszt stand, dessen sind heute noch seine in herzlich seichtem Salonton stecken gebliebenenen Kompositionen Zeuge. Im übrigen sahen die nächsten Jahre Liszt viel auf Reisen; im Herbst 1836 war er mit der Gräfin längere Zeit Gast von George Sand auf deren Landgut Nohant, im Juli 1837 bereiste das Paar Italien, der folgende Winter bringt einen reizenden Aufenthalt in Bellagio am Comersee, das der Geburtsort Cosimas wurde und von wo aus gelegentliche Abstecher behufs Konzertierens nach Mailand und Venedig gemacht werden. Künstlerisch waren diese Reisen übrigens auch durch kompositorische Anregung ergiebig: die Sammlung poetisierender Klavierstücke ‚Album d'un voyageur' (später in die ‚Années de pelerinage' aufgenommen) und die sogenannte ‚Dantesonate' (‚Après une lecture de Dante'), der Vorbote der späteren Dantesinfonie, stammen aus dieser Zeit; außerdem hat Liszt damals durch Beginn der Arbeit an den (1865 erschienenen) Klavierpartituren der Beethovenschen Sinfonien auch einen Höhepunkt seines Wirkens auf dem Gebiet pianistischer Transkription erreicht. Im Frühjahr 1838 führte unseren Künstler die Kunde von einer gewaltigen Überschwemmungskatastrophe, durch die sein Vaterland Ungarn heimgesucht war, nach langer Pause wieder in heimatliche Gefilde. Er gab in Wien mit glänzendem Erfolg zehn Konzerte zugunsten seiner geschädigten Landsleute, und von da an datiert das warme patriotische Empfinden Liszts, das er fortan trotz des internationalen Wesens seines Charakters und seiner Kunst stets hochhielt. Die Nachricht von einer Erkrankung der Gräfin rief Liszt von Wien ab; den Sommer verlebten beide in Lugano, um dann im Herbst abermals eine größere Reise durch Italien mit längerem Aufenthalt in Rom (Anfang 1839) zu unternehmen. Hier in Rom war es, wo Liszt in einem Privatkonzert beim russischen Grafen Wielhorski zum ersten

Male das Wagnis unternahm, das Programm ganz allein ohne Unterstützung eines weiteren Mitwirkenden durch seine Klaviervorträge zu bestreiten: es war das der Geburtstag der heute so allgemein gewordenen — Klavierabende, eine Art Veranstaltung, die durch Liszts Beispiel bald Nachahmung fand. Im übrigen wurde dieser römische Aufenthalt für Liszt sehr anregend dadurch, daß er ihm unter sachkundiger Führung die Herrlichkeiten der bildenden Kunst in der ewigen Stadt erschloß und damit Eindrücke vermittelte, die nicht ohne schöpferische Frucht blieben: Tonwerke, wie ‚Il sposalizio' nach Raffael, ‚Il penseroso' nach Michelangelo verdanken ihnen ihre Entstehung. Auch die Mehrzahl der bekannten Klavierfantasien über italienische Opernmelodien, sowie die ersten Lisztschen Lieder stammen aus dieser Zeit. Die herannahende Sommerhitze veranlaßte Liszt und die Gräfin, einen Badeaufenthalt in Lucca zu nehmen. Dort erreichte unseren Künstler die Zeitungsnachricht, daß die Sammlung für das in Bonn projektierte Beethovendenkmal sehr langsame und spärliche Resultate aufzuweisen habe; empört darüber, daß ‚ein so mühsam zusammengetrommeltes filziges Almosen unseres Beethovens Gruft bauen solle', erbot er sich mit echt Lisztscher Hochherzigkeit, dem Denkmalskomitee die ganze noch fehlende Summe aus seinen Konzerteinnahmen zur Verfügung stellen zu wollen, ein Versprechen, das er später auch pflichtgetreu einlöste. Nach einer idyllischen ‚Nachkur' in dem stillen Fischerdörfchen San Rossore, verließ Liszt Mitte November 1839 Italien, um seine erste internationale Konzerttournee anzutreten. Es war aus praktischen Gründen unmöglich, die Gräfin und die Kinder dabei mitzuführen; deshalb kam es zu einer vorläufigen Trennung. Die Gräfin zog mit den Kindern zu Liszts Mutter nach Paris, wo auch Liszt in den Zwischenpausen seiner Tourneen sich einzufinden dachte. Von einer endgültigen Trennung war vorläufig noch gar kein Gedanke; erst die nächsten Jahre sollten eine Entwicklung nach dieser Richtung hin bringen.

Die nun folgenden Konzertreisen Liszts im einzelnen zu verfolgen, würde hier zu weit führen; es muß ein allgemeiner Überblick genügen. Liszt begann Ende 1839 mit einer Reise durch Deutschland, die in Wien ihren Anfang nahm, dann nach der ungarischen Heimat des Künstlers (Pest, Raab, Preßburg, Ödenburg) und von da wieder nordwärts nach Prag, Dresden und Leipzig führte. Überall erregte der Künstler besonders durch seine Beethoveninterpretationen sowie Transkriptionen Schubertscher Lieder einen wahren Taumel der Begeisterung; nur in Leipzig fiel durch die Mäkeleien einer philiströsen Minorität ein kleiner Schatten in Liszts Triumphe. Eine nicht unbedenkliche Erkrankung der Gräfin rief Liszt von da nach Paris; bei dieser Gelegenheit gelang es ihm, Frau d'Agoult wieder mit ihrer Familie auszusöhnen und dadurch in ihrer gesellschaftlichen Stellung zu rehabilitieren. Dieser Pariser Aufenthalt führte Liszt auch erstmals mit dem fruchtlos die Aufführung seines ‚Rienzi' an der großen Oper betreibenden jungen Richard Wagner zusammen, ohne daß vorläufig eine speziellere Annäherung zwischen den beiden Männern zustande gekommen wäre. — London, Brüssel, Hamburg sind als Hauptstationen der nächsten Kunstfahrten zu nennen; den Höhepunkt der Vir-

tuosenerfolge Liszts bedeutet aber sein Berliner Aufenthalt (Ende Dezember 41 bis Anfang März 42), der Triumphe und Huldigungen brachte, wie sie vorher und nachher nie da waren; auch der Hof zeichnete den Künstler in jeder denkbaren Weise aus. Von Interesse ist es, zu erfahren, daß Liszt damals durch den Prinzen Wilhelm in der Freimaurerloge Royal York zum ‚Gesellen' befördert wurde; bereits anläßlich eines Aufenthalts in Frankfurt a. M. (September 1841) war Liszt in den Freimaurerorden eingetreten. Das war ein Nachhall seiner Schwärmerei für den Saint-Simonismus, dessen mystisch verbrämte Lehren von Brüderlichkeit, Menschenliebe usw. viele Berührungspunkte mit der Ideenwelt der Freimaurer hatten. Von Berlin aus führte Liszt seine Reise ostwärts weiter über Königsberg, wo ihm die Universität den Ehrendoktor verlieh, nach Petersburg. Dort gewann er in dem als Tonsetzer von ihm schon längere Zeit geschätzten Pianisten Adolf Henselt einen neuen treuen Freund. Im Sommer 1842 ist Liszt wieder in Paris, und nimmt dann nach einem kürzeren Abstecher nach Lüttich und Brüssel auf der idyllischen Rheininsel Nonnenwerth, die ihm schon im Jahre vorher als Zufluchtsort gedient hatte, mit der Gräfin und den Kindern einen stillen, künstlerischer Sammlung gewidmeten Erholungsaufenthalt. Im Oktober vollzog sich ein für Liszts späteres Leben bedeutsames Ereignis: er wird nämlich vom großherzoglichen Hof zu Weimar, mit dem er bereits auf einer früheren Konzertreise in Berührung gekommen war, zum ‚Hofkapellmeister in außerordentlichen Diensten' ernannt, mit der Verpflichtung, sich alljährlich drei Monate dem Kunstleben des Hofes zu widmen. Damit war Liszt zum ersten Male in feste Beziehungen zu dem Ort getreten, der ihm später dauerndes Asyl werden sollte. Im Jahre 1843 wiederholte Liszt seine Berlin-Petersburger Reise, ohne jedoch in ersterer Stadt die früheren sensationellen Erfolge zu erzielen; das nüchterne Berlin schämte sich seines früheren Enthusiasmus, mit dem es nur allzu kurz einmal seine eigentliche Natur verleugnet hatte und gefiel sich diesmal in reaktionärer Reserve. An den Petersburger Aufenthalt knüpfen sich manche Anekdoten über Liebes-Abenteuer Liszts, bei denen aber Dichtung und Wahrheit nicht immer leicht auseinanderzuhalten sind. Den Sommer 1843 verbrachte Liszt abermals — zum letzten Male — auf Nonnenwerth, im Oktober konzertierte er erstmalig in München, und Mitte Dezember begab er sich nach Weimar, wo er bis zum Februar 1844 sich der Ausübung seines Kapellmeisteramtes widmete und mit acht Konzerten, teils als Dirigent, teils als Solospieler den ersten Grund zur späteren musikalischen Glanzzeit Weimars legte. Nach einigen kürzeren anschließenden Reisen in Deutschland, wobei er u. a. in Dresden erstmals Wagners ‚Rienzi' kennen lernte, kehrte er im April nach Paris zurück, und hier vollzog sich nun das lang vorbereitete große Ereignis der Trennung von der Gräfin d'Agoult. Den äußeren Anlaß zum Bruch gab ein angebliches Liebesabenteuer Liszts mit der aus Bayerns Geschichte bekannten spanischen Tänzerin Lola Montez, in Wahrheit aber lag der Grund viel tiefer, nämlich in der immer krasser zutage tretenden Charakterverschiedenheit der beiden, die ein weiteres Zusammenleben zur Qual, ja zur Unmöglichkeit machen mußte. Auch sonst hatte Liszt allen Grund, der Sache ein Ende zu machen,

schon im Interesse der Kinder, die er der seit ihrer gesellschaftlichen Rehabilitierung auch praktisch sehr ‚freien' moralischen Grundsätzen huldigenden Mutter keinesfalls länger anvertrauen durfte. Liszt übergab darum die beiden Mädchen einem vornehmen Erziehungsinstitut; der Sohn blieb vorläufig noch bei seiner Großmutter. Auch erstrebte der Vater für alle drei Kinder bei der Kaiserin von Österreich die ‚legitimation compléte'; auf die Weise glaubte er, wie er in einem Brief sagt, die ‚folies de jeunesse aussi honorablement reparées, qu'il m'est donné de la faire'. Weit weniger taktvoll benahm sich die Gräfin, die nicht nur den Konflikt mit Liszt in dem phrasenhaften Roman ‚Nélida' dem Urteil der Öffentlichkeit unterbreitete, sondern auch in niedriger Weise gegen Liszts Künstlererfolge intriguiert haben soll. Liszt sah die Gräfin später mehrmals flüchtig wieder, hielt auch darauf, daß die Kinder ihre Mutter von Zeit zu Zeit besuchten und ihr die gebührende Pietät zollten. ‚Das Gedächtnis, welches ich der Gräfin d'Agoult bewahre, ist ein Geheimnis des Schmerzes, das ich Gott anvertraue mit der Bitte, der Seele der Mutter meiner drei geliebten Kinder Friede und Licht zu verleihen' — diese Worte, die Liszt dreißig Jahre später bei Erhalt der Nachricht vom Tode der Gräfin schrieb, deuten versteckt die Tragik an, die zuletzt über dem Verhältnis waltete.

Die Jahre 1844 bis 1847 führten Liszt noch einmal auf einer Reihe Triumphzügen im Fluge durch Europa von Portugal bis Konstantinopel. Den Höhepunkt dieser Jahre bedeutete das Musikfest im Juli 1845 anläßlich der Enthüllung des Beethovendenkmals in Bonn. Wie sehr sich übrigens Liszt inmitten dieses ständigen Treibens und Hastens nach häuslichem Frieden sehnte, zeigt seine Ende 1845 fallende vergebliche Werbung um die Hand der Gräfin Valentine Cessiat, einer Nichte Lamartines. Daß ferner Liszt damals bereits, also vor seiner Bekanntschaft mit der Fürstin Wittgenstein, des Virtuosenlebens überdrüssig sich eine andere, selbstschöpferische Künstlerzukunft ersehnte, geht aus einem Brief vom 6. Oktober 1846 an den Großherzog von Weimar hervor, wo es u. a. heißt: ‚Mit 35 Jahren kommt für mich der Moment, den Puppenzustand meines Virtuosentums zu zerbrechen und meinen Gedanken freien Lauf zu lassen, natürlich mit dem Vorbehalt, weniger herumzuflattern.' Den Schlußstein von Liszts Virtuosentätigkeit bildeten vier Konzerte in Elisabethgrad bei Odessa (September 1847). Die innere Umwandlung, die ihn dem Virtuosenleben entfrembet hatte, fand nun Unterstützung durch ein äußeres Ereignis. Gelegentlich eines Wohltätigkeitskonzertes zu Kiew (Februar 1847) hatte Liszt die junge geistvolle Fürstin Karoline von Sayn-Wittgenstein kennen gelernt. Die künstlerisch hochbegabte Frau gab seinem Entschluß die definitive Wendung: Anfang 1848 zog Liszt mit der ihm folgenden Freundin auf der ‚Altenburg' im stillen Weimar ein, wo sich nun alsbald jenes bewegte künstlerische Treiben entfalten sollte, das die Stadt Schillers und Goethes aufs neue zu einer deutschen Kunstmetropole erhob.

Der ‚Christusmythe' zweiter Teil

Von F. X. Kiefl

Es ist nicht zu verwundern, wenn Arthur Drews aus dem Verlaufe der Bewegung, welche sein Buch über die ‚Christusmythe' hervorgerufen hat, den Schluß zieht, daß es keine kleine Ursache gewesen sein könne, welche so gewaltige Wirkungen hervorgebracht hat. Die Behauptung, sein Buch sei nicht ernst zu nehmen, quittiert er mit der Aufstellung, die Theologie sei durch dasselbe aus ihrer bisherigen Bahn hinausgedrängt worden und könne in der hergebrachten Weise nicht mehr weiterarbeiten.

Der ‚zweite Teil' der Christusmythe mit dem Untertitel ‚Die Zeugnisse für die Geschichtlichkeit Jesu' gestaltet sich zu einer Abrechnung mit der ‚theologischen Methode' seiner Gegner, und man müßte ungerecht sein, wollte man nicht zugeben, daß er, so mangelhaft die positive Begründung seiner These auch jetzt wieder ist, doch mit einer reichen Ernte an Einzelerfolgen aus dem Kampfe mit der liberalen Theologie zurückkehrt.

Wenn W. Bousset, einer der Führer der jungen, religionsgeschichtlichen Schule in der protestantischen Theologie, ausruft, das, was wir vom pragmatischen Zusammenhang des Lebens Jesu wissen, sei so wenig, daß es auf einem Blättchen Papier Raum fände, das Evangelium sei ein unlösbares Gewebe von Gemeindetradition und eventuell echten Worten des Meisters; es sei unangänglich, von der Überlieferung über Jesus Sein oder Nichtsein der christlichen Religion abhängig zu machen, und man müsse sich selbst nach neuen besseren Grundlagen für das religiöse Leben umsehen: wer wollte da leugnen, daß diese Zugeständnisse nichts anderes bedeuten als den Triumph von Drews? Das Blättchen Papier, welches noch vom geschichtlichen Christus bleibt, ist doch den Kampf nicht wert, wenn der große Glaube der Christenheit eben doch vom Mythus gespeist ist. Wellhausens bekanntes Wort: ‚Wir können nicht zum geschichtlichen Jesus zurück, selbst wenn wir wollten,' ist doch die entscheidende Position, von welcher die neue Metaphysik von Drews ausgeht, mag nun das von der kritischen Schule übrig gelassene Blättchen Papier noch vollends der Wind verwehen oder nicht.

Drews nimmt es sehr übel, daß die ihn bekämpfende liberale Theologie vor allem mit der historischen Methode operiert hat. Er gibt den Vorwurf des Dilettantismus zurück und meint mit Hermann Schneider, das Gehirn dessen, der zum Theologen geboren ist, sei vollkommen unfähig, moderne, historische, voraussetzungslose Arbeit zu leisten. Er hofft das Ende des Unheils davon, daß einmal die eigentlichen Historiker sich dem bisher von ihnen vollständig vernachlässigten Problem der Entstehung des Christentums, dem wichtigsten Kapitel der Weltgeschichte, zuwenden werden. Die theologische Kritik an seinem Buche klagt er einer geradezu erschreckend niedrigen Stufe der wissenschaftlichen Beweisführung und des ethischen Niveaus an. Schließlich findet Drews es beschämend für die protestantische Theologie, daß ein römischer Theologe es habe sein müssen, der den Zusammenhang der Frage mit den

Voraussetzungen der philosophischen Weltanschauung herausgearbeitet und so das Problem auf ein höheres Niveau gehoben habe*.

Charakteristisch ist die Schwenkung, welche Drews in seinem neuen Buche gegenüber der protestantischen Orthodoxie vollzieht. Im ersten Band war Drews mit einer gewissen Emphase für die Kontinuität der christlichen Entwicklung eingetreten und hatte die Behauptung aufgestellt, 1900 Jahre könnten nicht in die Irre gegangen sein. Im Gegensatz zu seinem Lehrer E. v. Hartmann hatte Drews dabei die wesentliche Identität seiner Metaphysik mit dem christlichen Gottsohnbegriff behauptet, und an Neigungen zu dieser unnatürlichen Waffenbrüderschaft hatte es in der Orthodoxie ebenfalls nicht gefehlt. Nunmehr erklärt Drews auch der Orthodoxie den Krieg: ‚Das Christentum als Religion und Kirche steht und fällt in all seinen verschiedenen Formen und Schattierungen mit dem Glauben an einen historischen Jesus.' Das bezeichnet einen bedeutenden Fortschritt an Klarheit und wird hoffentlich das Ende der Versuche sein, den Kern der modernen Philosophie für identisch mit dem Christentum auszugeben. Damit sollte aber auch das Kuriosum aus der Weltgeschichte verschwinden, daß es christliche Pastoren gibt, welche die Existenz Jesu leugnen und dennoch die christliche Taufe spenden, wie es nicht in Bremen allein vorgekommen ist.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man Drews in seinen einzelnen Beweisgängen folgen. Noch ehrlicher als früher gibt er jetzt zu, daß seine Hypothese nichts Neues biete, sondern bis in die Einzelheiten in dem Werke von Dupuis ‚L'origine de tous les cultes' (1788) bereits grundgelegt sei. Aber das Merkwürdigste ist, daß Drews aus dem heftigen Kampfe des letzten Jahres mehr denn je die Überzeugung gewonnen hat, daß ‚die Theologen eigentlich keine Gründe für ihre Annahme eines geschichtlichen Jesus haben', und daß Christus nur ein anderer Name für die Sonne ist, die durch ihre alljährliche Geburt, ihr Leiden, ihren Tod und ihre Auferstehung auch den Heiden die Gewißheit einer Wiedergeburt und eines ewigen Lebens nach dem Tode vermittelte. Dieses Siegesbewußtsein trotz der im einzelnen erlittenen Niederlagen erklärt sich nicht lediglich aus einem überspannten Begriff von historischer Methode, wie er sich darin äußert, daß Drews z. B. allen Ernstes verlangt, man könne den Beweis für die Existenz Jesu nicht als geführt betrachten, so lange nicht die geschichtliche Existenz Adams mit wissenschaftlichen Mitteln festgestellt sei, oder daß er in der Stellung zu der Echtheit der großen Paulinen noch mehr als in dem ersten Band seines Werkes in eine haltlose Mittelstellung zwischen der Tübinger und holländisch-schweizerischen Schule sich hineinredet und sich mit der Alternative begnügt: ‚Entweder sind die Paulusbriefe echt, dann ist Jesus keine historische Persönlichkeit, oder er ist eine historische Persönlichkeit, dann sind die Briefe unecht.' Die wirkliche Stärke von Drews und damit sein Siegesbewußtsein beruht vielmehr auf einem

* Dieser Theologe ist, was das Manuskript dieses Aufsatzes verschweigt, kein anderer als Prof. Kiefl selber, was für diejenigen Leser angemerkt sei, die das Buch von Drews nicht selber in die Hand bekommen werden. Die Redaktion.

doppelten Grunde: erstens bedient er sich tatsächlich einer von seinen Gegnern nicht bloß anerkannten, sondern sogar erfundenen Methode, nur daß er das Recht dieser Gegner, bei einem bestimmten Punkte mit der Anwendung derselben Halt zu machen, als Willkür kennzeichnet. Zweitens ist Drews zweifellos darin im Recht, daß er sich beklagt, die gegnerische Diskussion sei auf das eigentliche Problem gar nicht eingegangen, wie die Äußerungen der zwölf Leipziger Theologen auf eine Rundfrage der ‚Leipziger Neuesten Nachrichten' vom 1. Januar 1911 in der Tat klassisch erkennen lassen.

Das Prinzip, einen biblischen Bericht deshalb als Mythus zu behandeln, weil sein Objekt, die erzählte Tatsache, mit dem modernen Naturbegriff streitet, ist nicht bloß von Laienforschern, wie Zimmern, formell anerkannt und von Wilh. Wundt zu einer feststehenden völker-psychologischen Theorie ausgebaut worden, sondern die religionsgeschichtliche Schule, welche die jüngere protestantische Theologenschaft in sich vereinigt, geht in der Anwendung dieses Prinzips mit der gleichen Entschlossenheit vor wie nur irgend ein Laienforscher. Betrachtet man die Art, wie etwa ein Gunkel, Heilmüller u. a. die schöpferische Wirksamkeit des Mythenprinzips im Neuen Testamente annehmen, wie sie Taufe, Abendmahl, Geistbegriff, kurz die nach der neutestamentlichen Darstellung auf das innigste mit der Geschichte Jesu verschmolzenen Handlungen und Auffassungen aus jeder persönlichen Beziehung zu Jesus herauslösen und auf Rechnung der mystisch-mythologisch empfindenden Völkerseele setzen; nimmt man dazu, wie in bezug auf das Wunderbare im Leben Jesu trotz des von Harnack gerühmten Hinausschreitens der beiden letzten Generationen über Strauß doch das Mythenprinzip des letzteren von der ganzen modernen Theologie akzeptiert ist, so kann es uns nicht wundernehmen, wenn Drews ausruft: Nachdem ihr zugebt, daß die Überlieferung so radikal vom Mythus getragen ist, müßt ihr mit der Möglichkeit rechnen, daß die Dichtung des Mythus auch die Fundamente dieser Überlieferung geschaffen hat.

Sodann ist Drews zweifellos im Recht, wenn er jenen Theologen vorwirft, daß sie bis zum Kern der von ihm angeregten Frage nicht vorgedrungen sind. Wird das Wunderbare aus dem Leben Jesu gestrichen um des modernen Naturbegriffes willen; ist somit die Philosophie als oberster Kanon für die Kritik der evangelischen Geschichte zugelassen, warum soll dann nicht der Philosoph mit Recht fordern, daß die ganze moderne Denkweise, nicht bloß ein Teil derselben, auf diese Geschichte angewendet wird, und der Kern dieser Denkweise liegt eben darin, daß weltgeschichtliche Wirkungen und somit auch das Christentum überhaupt nicht von Persönlichkeiten, sondern von Ideen und ihren Trägern, den Massen, ausgehen.

Auf diesen Punkt verankert sich denn auch in dem zweiten Teile der Christusmythe die ganze Beweisführung von Drews. Die großen Persönlichkeiten, so führt er aus, sind keineswegs immer die ersten Anreger einer neuen, geistigen Bewegung. Vielmehr pflegt sich diese schon lange vorher in zahllosen Individuen vorbereitet zu haben, bis die innere Not ihren Gipfel erreicht und nun einzelne zielbewußte und energische Persönlichkeiten die

Leitung der Bewegung in die Hand nehmen, dabei aber keineswegs immer die Größten ihrer Zeit zu sein brauchen. Wenn die Saat reif ist, fällt das Korn, ohne daß es übermenschlicher Hilfe bedürfte. Ist die Zeit gekommen, so vermag oft schon ein geringer Anstoß die angesammelten Kräfte auszulösen, wie ein kleiner Stein den Sturz einer Lawine. So sei auch der Urheber des Christentums nicht das geschichtliche Individuum Jesus, sondern der leidende, für die Sünden der Menschheit sich opfernde Gottesknecht des Jesaja im Zusammenhange mit den mythischen Vorstellungen vom leidenden, sterbenden und auferstehenden Gottheiland der vorderasiatischen Religionen. Also eine Idee war es, um die sich wie um einen festen Kern aller Inhalt der neuen Religion herumkristallisiert hat. Drews denkt sogar an die Möglichkeit, daß Jesus und Jesaja ein und dieselbe Persönlichkeit waren. Was das Geheimnis der Christusgestalt ausmacht, was dieser Gestalt die Herzen der Gläubigen gewonnen und zu schwärmerischer Verehrung dieser tiefsten göttlichen Offenbarung angefeuert hat, ist die Idee vom leidenden, ringenden, unterliegenden und doch siegreich aus aller Erniedrigung wieder auferstehenden Sohne Gottes, symbolisch veranschaulicht in den Taten und Erlebnissen einer geschichtlichen Persönlichkeit.

Das ist nun ganz im Sinne Hegels gesprochen. Interessant ist aber, daß Drews für seine philosophische Anschauung überhaupt die ganze bisherige Auffassung des Christentums auch seitens seiner eigenen großen Vertreter ins Feld führen will. Er beruft sich namentlich auf Walther Köhler für seine Meinung, daß bis vor drei Menschenaltern die Persönlichkeit in der Geschichtsauffassung des Christentums keineswegs im Vordergrunde gestanden, sondern höchstens als Illustrationsexempel in der Darstellung der Entfaltung der göttlichen Idee gedient habe, ohne irgendwelche selbständige Bedeutung als führender und gestaltender Faktor der Geschichte zu besitzen. Wenn freilich Drews dabei vor allem an Augustin und Luther denkt, welche den Weltprozeß rein unter dem Gesichtspunkte eines göttlichen Geschehens aufgefaßt und das einzelne Individuum höchstens nur gelegentlich zur Veranschaulichung der idealen Geschichte herangezogen hätten, so ist das durchaus irrig. Die Frage ist durchaus nicht diese, ob jene Theologen die menschlichen Individualitäten als untergeordnet gegenüber den göttlichen Entwicklungsfaktoren im Weltprozeß erachteten, sondern ob sie die äußere Geschichte für gleichgültig erachteten gegenüber der Idee. Daß nun für Augustin und für Luther die geschichtliche Persönlichkeit Christi und ihre konkreten geschichtlichen Erlebnisse die Hauptsache waren, daß es keinem der beiden eingefallen ist, einen Übergang von der Person Christi zu einer Idee in modernem Sinne auch nur zu versuchen und etwa den geschichtlichen Prozeß des Leidens und Sterbens Christi als einen allgemeinen und geistigen zu fassen, daran kann doch niemand rütteln. Daß etwa Luther in modernem Sinne die geschichtlichen Fakta des Lebens Jesu wie Lessing oder Kant als gleichgültig hätte fallen lassen wollen, davon kann im Ernst doch keine Rede sein. Glücklicher ist Drews' Berufung auf die Mystiker: Wenn Eckehart von Christus spricht, sagt Drews mit einem gewissen Recht, so denkt er dabei keineswegs an das historische Individuum, sondern bloß an

Karl Joh. Becker-Gundahl / Deckengemälde in der Kirche zu Feucht

die Idee des Christus, dessen in den Evangelien aufgezeichnete Taten und Aussprüche er symbolisch deutet und ins Übergeschichtliche seiner spekulativen Mystik wendet. Seine ersten Vorgänger könnte Drews suchen bei der mittelalterlichen Sekte der Bogomilen, welche schon derartig das geschichtliche Faktum gegenüber der Idee in den Hintergrund drängten, daß sie lehrten, aus jedem Gläubigen, der einen anderen belehrt, werde Christus geboren, und er stehe der ersten Gottesgebärerin in nichts nach, ein Gedanke, dem die Begharden die noch schärfere Pointe gaben, das wahre Sterben und Auferstehen Christi sei die Wiedergeburt jedes einzelnen Menschen. Besonders war es die schlesische Mystik, in welcher häufig schon Gedanken anklingen, die heute Drews propagiert: Kaspar Schwenckfeld schon warf Luther wegen seines Festhaltens an den geschichtlichen Heilstatsachen vor, daß er einen bloß historischen Glauben habe, welcher Christum draußen lasse und nicht wesentlich ins Herz bringe. Noch deutlicher werden dieselben Gedanken bei Angelus Silesius, in dessen ‚Cherubinischem Wandersmann' die charakteristischen Verse stehen:

‚Das Kreuz von Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
wo es nicht auch in dir wird aufgericht', erlösen;
die geistliche Geburt, die sich in mir eräugt,
ist eins mit der, durch die den Sohn der Vater zeugt;
Mensch, schickst du dich dazu, so zeugt Gott seinen Sohn
all Augenblick in dir, gleichwie in seinem Thron.'

In dieser Auffassung ist nicht bloß der christologische Grundgedanke von Kants ‚Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft' enthalten, sondern noch mehr: die pantheistische Motivierung dieser ganzen Anschauung, wie sie Drews aus Hegel und Hartmann übernimmt. Dafür mögen folgende Verse des ‚Cherubinischen Wandersmann' als Beweis dienen:

‚Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben;
werd' ich zunicht, er muß vor Not den Geist aufgeben.
Daß Gott so selig ist und lebet ohn' Verlangen,
hat er sowohl von mir als ich von ihm empfangen.
Gott ist so viel an mir als mir an ihm gelegen;
sein Wesen helf ich ihm wie er das meine hegen.
Gott ist wahrhaftig nichts, und so er etwas ist,
so ist er's nur in mir, wie er mich ihm erkiest.
Ich bin Gotts ander Er, in mir findt er allein,
was ihm in Ewigkeit wird gleich und ähnlich sein.'

Wir stehen hier mitten im Hegelschen Gottesbegriff: Gott ist das Golgatha, die Schädelstätte des absoluten Geistes, welcher jede Sekunde über Millionen Leichen dahinschreitet, um sofort wieder in Millionen selbstbewußter Wesen frisch aufzuflammen.

Gott ist nicht ein Jenseits unseres Bewußtseins, nicht ein Geist außer unserem Selbstbewußtsein, sondern er existiert nur im Denken, und sein Wesen ist das Denken.

Der Menschengeist hat als bewußtloser Naturgeist die Welt geschaffen,

die Verhältnisse der Gestirne geordnet, die Erde und Metalle geformt, den organischen Bau der Pflanzen und Tiere grundgelegt; die Weltentwicklung ist das im Spiegel aller entstehenden und wieder vergehenden endlosen Geister ewig sich selbst anschauende Absolute. In der so gefaßten Weltentwicklung ist die Christologie ein wesentliches Moment. Das Absolute kann nur dadurch zum Selbstbewußtsein, zur höchsten Selbstoffenbarung kommen, daß es die absolute Selbstbewegung an einem Individuum sich vorstellt, auf ein Individuum hinausprojiziert; in der Geschichte Christi wird die Natur Gottes oder des Geistes ausgelegt. Die wirkliche Geschichte, an welcher die im Laufe der religiösen Entwicklung allmählich herangereifte Idee Veranlassung nahm, ins Bewußtsein zu treten, hat natürlich für das moderne Denken keinerlei Bedeutung mehr.

Von diesem Standpunkte Hegels unterscheidet sich der von Drews noch dadurch, daß Hegel diesen Vorgang nur im geschichtlichen Christentum einmal vollzogen erachtet, während Drews unter dem Einflusse der religionsgeschichtlichen Forschung denselben als in allen mythologischen Christologien sich wiederholend hinstellen möchte.

Dies ist tatsächlich der Weg, den die Drewssche Auffassung des Christentums geschichtlich gegangen ist, und es könnte die Tatsache wundernehmen, daß die Kritik bisher wenig auf diesen Sachverhalt reflektiert hat.

Der liberalen protestantischen Theologie wirft Drews vor, sie schätze an Kant nur seine Gegnerschaft gegen die Metaphysik, die es ihr selbst ermöglicht, sich aller positiven Aussagen über transzendente Dinge zu enthalten. Sie sei selbst ein Kind jener Zeit, die sich nach dem Zusammenbruche der spekulativen Philosophie die Naturwissenschaft zur Führerin erwählte. Ja Drews meint, es sei diese seit Erasmus in der Theologie zur Herrschaft gekommene Vorliebe für die Persönlichkeit auf Kosten der Idee eine Realisierung des Feuerbachschen Satzes, daß der Mensch die Idee erschaffe, nicht die Idee den Menschen. Hier ist das Urteil von Drews direkt ungerecht. Es scheint ihm ganz unbekannt geblieben zu sein, daß die moderne protestantische Theologie vom Neukantianismus unter Führung von Eucken und Tröltsch kräftig sich losringt und einer neuen Begründung der Metaphysik zwar teilweise in Anknüpfung an Kant, aber in ausgesprochenem Gegensatz zu der bisherigen neukantianischen Richtung zustrebt und daß andererseits Feuerbach gerade den Hegelschen Gedanken, wenn auch nur nach einer Richtung hin, zu Ende gedacht hat.

In einem Punkte aber hat Drews mit seiner Kritik ins Schwarze getroffen: nimmt man vom liberalen Jesusbilde alles das hinweg, was alle Theologen zusammengenommen von ihm wegnehmen, dann bleibt nichts als eine kleine Armseligkeit und ein großes Fragezeichen. Gewiß läßt Harnacks ‚Wesen des Christentums' in den bekannten vier Lehrstücken noch unendlich viel Positives vom Evangelium stehen. Allein man stelle daneben die Methode der ‚Grundsäulen' von Schmiedel, derzufolge als echt nur gelten könnte, was der Größe Jesu abträglich wäre; man nehme überhaupt dazu die wesentlich radikalere Anschauung der jüngeren religionsgeschichtlich tätigen

Schule der protestantischen Theologie, und man wird Drews darin recht geben müssen: es bleibt nur ein Schattenbild, dem die Praxis des Geistlichen erst wieder Leben einhauchen soll, um sich von ihm überwältigt zu fühlen. Die Basis aller Religion ist die Verehrung des Göttlichen. Soweit nun wirklich die neuere Theologie auf eine spezifische Offenbarung des Göttlichen in Jesus verzichtet, soweit sie mit den Grundsätzen Carlylescher Heroenverehrung eine religiöse Bedeutung des Menschen Jesus retten will, bewegt sie sich auf irreligiöser Basis und treibt Menschenvergötterung. Treffend sagt Heinrich Steinhausen: ‚Was für Früchte ihres Fleißes füllen die Hände dieser Kritik, und welch Jesusbild bietet sie als das geschichtliche? Treulichst geantwortet: ein solches, das von dem des Christus der bekennenden Christenheit weiter geschieden ist als das zitternde Sonnenauge von der Sonne am Himmel, und unmöglich ist's, diese vom Nebel der Sage und Dichtung umwobene, von den religiösen Strebungen und literarischen Strömungen seiner Zeit umgebildete, in ihre nationalen Schranken eingeschlossene, mit sich selbst nicht einstimmige Jesusgestalt der modernen Kritik der Gemeinde für den mit Preis und Ehre gekrönten, vollkommenen Erlöser mit Sühnung und Befreiung von Sünde und Irrtum auszugeben. Hiervon geht auch, ob dunkel gefühlt oder mit Gründen erkannt, die tiefe Überzeugung durch Stadt und Land.‘

Es hieße die ganze Arbeit von Drews mißverstehen, wollte man nicht zugeben, daß sein innerstes Motiv tatsächlich ein religiöses ist, daß er in dem Heroenkulte, zu welchem wenigstens für einen Teil der protestantischen Theologen das Christentum herabgesunken ist, sein religiöses Gefühl nicht befriedigt finden kann und deshalb von der Notwendigkeit einer neuen Religion überzeugt ist. Denn die Seele, welche den Namen Religion ruft, sehnt sich nach dem Göttlichen und wird sich mit einem noch so einzigartigen Menschlichen nie zufrieden geben können. Was unserer Zeit vor allem unter dem Einflusse der Naturwissenschaften abhanden gekommen und wodurch die Religiosität in erster Linie gefährdet wird, ist nach Drews die Leugnung einer objektiven Weltzwecklichkeit. Drews will die Menschheit wieder an Ideen glauben lernen. Allein der Weg, den er dazu einschlägt, ist radikal verfehlt. Mit Hegel will er in den Persönlichkeiten überhaupt nur ‚Geschäftsführer‘ von Zwecken sehen, d. h. von Stufen in dem Fortschreiten des allgemeinen Geistes. Der Satz, daß letzten Endes nicht Persönlichkeiten, sondern Ideen die Welt bestimmen, gilt ihm ohne weiteres als die allein religiöse Denkweise, und so muß auch das Christentum aus einer Idee entstanden sein, aus der Erlöseridee, aus welcher die Religion des Attis, Adonis, Osiris, Dionysos, Tammuz und die deutsche, philosophische Spekulation entstanden ist. Diese Idee, nicht die zu klotzigster Superstition erstarrte Kirchenlehre, soll jene demütige und opferfreudige Hingabe an das Allgemeine im späteren Mittelalter erzeugt haben, deren schönste Blüten in der Krankenpflege und Armenfürsorge sich zeigten. Alles Beste, was der germanische Geist gedacht, empfunden, wofür er gekämpft und gelitten hat, die tiefsten Ahnungen seiner eigenen angestammten Religion, welche nicht zur Entfaltung

gelangt, sondern durch die Missionsarbeit der Kirche zerstört worden, haben nach Drews in der monistischen Religion unserer Klassiker, sowie Hegels, ihre Herausgeburt ans Licht gefunden, und da sollten wir ein für allemal verpflichtet sein, unseren religiösen Besitz aus dem Orient zu holen!

Ganz falsch formuliert Drews den Gegensatz zwischen christlicher und moderner Auffassung. In ihm soll sich der Kampf zweier Weltanschauungen spiegeln, die von Anbeginn des menschlichen Denkens die Geister in zwei Lager gespalten hätten: Idealismus und Materialismus. Ersterer sei der Glaube an die Idee als das letzte Prinzip des Weltgeschehens; das Christentum kommt für Drews auf seiten des Materialismus zu stehen und teilt diese Ehre mit Leibniz. Plumper Materialismus soll es sein, den religiösen Glauben von einer geschichtlichen Verwirklichung abhängig sein zu lassen, während doch nur der ideale Christus, die Wirksamkeit des göttlichen Geistes in uns, der alleinige Quellpunkt alles religiösen Lebens sein könne. Die ‚nominalistische' Auffassung des Christentums soll zur Zersetzung der Religion, zur Auflösung des Glaubens an eine ideale Lenkung des Weltgeschehens, eine Vorsehung führen, und in diesem Glauben wurzle doch jede Religion. Wenn deshalb die Gegenwart nicht dazu kommen kann, zu Plato, Plotin und Hegel zurückzukehren, den Glauben an die Idee wiederzuerwecken und alle Persönlichkeiten, also auch die größten, als bloße, wechselnde Erscheinungen und Verkörperungen der Idee zu fassen, so sei das Schicksal der Religion besiegelt.

Weit schärfer als im ersten Teil des Werkes spricht Drews jetzt sich selbst das Urteil und gerät in Widerspruch mit den Grundvoraussetzungen des eigenen Denkens. Immer wieder betont er, daß mit dem Glauben an die Idee auch der Glaube an die Vorsehung hinfällig wird, und mit dem Vorsehungsglauben jeder Religion das Fundament weggezogen werde. Wir sehen Leibniz zu den Materialisten gestoßen und hören einen modernen Philosophen sprechen von den Wahrheitsmomenten, mit welchen das Christentum die antike Erlöseridee bereichert hat, von dem ‚Vertrauen auf die göttliche Bestimmung der Welt und damit auf ihre Vernünftigkeit und Güte trotz all ihrer Unvernunft im einzelnen (!) und trotz aller scheinbar (!) zufälligen Hemmungen, die der Weltprozeß hier und da (!) erleidet'! Wir hören einen modernen Philosophen begeistert von der Religion sprechen, welche dem Menschen den Glauben an die Vernünftigkeit des Daseins zurückgibt und ihn dadurch in den Stand setzt, sich selbst — ohne Mittler — zu erlösen. Das Ich wird durch das Selbst, die Erscheinung durch den göttlichen Wesensgrund erlöst! Und der dies alles zu uns spricht, ist ein Schüler — Eduard von Hartmanns.

Zwar hören wir im zweiten Teil der ‚Christusmythe' diesen Namen fast nicht mehr, sondern immer nur Plato und Hegel. Aber Drews hat uns doch auf den konkreten Monismus als die einzig mögliche Zukunftsreligion festgelegt. Mit Hartmann nannte Drews bisher den Pessimismus Schopenhauers den Todesstoß des christlichen Theismus — und jetzt verweist uns Drews auf den Widersacher Schopenhauers, auf jenen, welchen Schopenhauer mit dem

Füllhorn seines Zornes überschüttete als den ‚Charlatan' und ‚kopfverdrehenden Unsinnschmierer', auf Hegel, den Philosophen des Optimismus, den Herold unserer daseinsfreudigen Klassikerreligion, welche in unserer modernen Literatur gar keine Stelle mehr hat, in der vielmehr überall der Weltschmerz Schopenhauers in den tiefsten Unterschwingungen nachzittert. Bis jetzt hat uns Drews mit Hartmann das Wort ‚Vorsehung' als grausamen Hohn auf den Schmerz und das Elend des Daseins hingestellt, und jetzt ist die Vorsehung der glänzende Stern der Zukunftsreligion, mit dem jede Religion steht und fällt. Bisher hat uns nach Drews ‚die einfachste philosophische Besinnung' gelehrt, daß ein Entwicklungsprozeß, wie es derjenige der Welt ist, gar nicht anders, als mit einem negativen Endziel behaftet, vorgestellt werden kann, und daß die Vernichtung des unvernünftigen Daseins als höchste Zukunftstat der Vernunft und der äußersten Bewußtseinsentwicklung erstrebt werden muß. Und jetzt nach dem zweiten Teil der Christusmythe sollen wir plötzlich wieder glauben an die Vernünftigkeit des Daseins, an eine göttliche Bestimmung und Güte der Welt, und weit über Leibniz und Hegel hinaus erglänzt die Harmonie des Universums, trotz einzelner Schattenrißlein, trotz ‚scheinbar zufälliger Hemmungen', die der Weltprozeß ‚hie und da' erleidet. Bis jetzt stellte Drews es uns als höchstes sittliches Ideal hin, daß wir Gott erlösen sollen von seiner Unseligkeit, und jetzt soll unser Ich wieder doch durch Gott erlöst werden, wenn auch nur durch den göttlichen Lebensgrund des eigenen Selbst.

Drews hat ohne Zweifel einen richtigen Gedanken geltend gemacht, als er gegenüber der liberalen Theologie betonte, der zum Menschen, und sei es auch zum Genie, herabgesunkene Christus sei kein Objekt der Religion mehr. Erst in neuerer Zeit und unter dem Drucke dieses Einwandes hat die liberale Theologie namentlich in Tröltsch beachtenswerte Versuche gemacht, in Jesus das Hereinbrechen von transzendenten Tiefen der Gottheit in die Weltentwicklung zu erweisen und so das Göttliche in der christlichen Religion zu retten. Allein indem Tröltsch andererseits doch wieder alles, mithin auch die Person Jesu, dem Gesetze der historischen Korrelativität unterstellt, läßt er den Einwand unberührt, warum gerade an einem bestimmten Punkte die Gottesoffenbarung zentrale und absolut normgebende Bedeutung haben solle. Der letzte Grund für die moderne Auffassung ist dieser: Luther hatte jede Vermittlung des göttlichen Heilswerkes durch die Kirche verworfen und wollte kein Mittelglied zwischen Gott und Seele eingeschoben wissen. Der Gläubige sollte inwendig von Gott allein belehrt sein. Luther glaubte noch an die Gottheit Christi. Fiel dieser Glaube weg, dann war die notwendige Konsequenz, daß Christus jede religiöse Bedeutung verlor. Trägt der Mensch unmittelbar den göttlichen Lebensgrund in sich, wozu bedarf es dann einer Flucht in die äußere Geschichte, an einen weltfernen Punkt, um dort Gott zu erreichen? Der alte Sirenengesang des Pantheismus ist es, mit welchem Drews das Christentum aus dem Reiche der Religion verdrängen will. Der Zauber des Gedankens, daß es nur ein Leben ist, das durch die Natur hindurchgeht und im Menschen mündet, das Leben, welches in

Baum und Wald, in Meer und Felsgestein webt, das in den gewaltigen Kräften des Naturlebens arbeitet und schafft, und das, in den Menschenleib eingeschlossen, die Gedanken des Geistes erzeugt, der Zauber dieser Idee hat von jeher auch religiöse Gemüter angezogen. Der Gedanke von unserem tiefsinnigen Zusammenhang mit dem Leben der Natur, das uns rings umspült wie das Meer eine einsame Insel, hatte etwas religiös Erhebendes namentlich für die Auffassung unserer Klassiker. Ich denke an die schöne Stelle im ‚Titan' des Jean Paul:

‚Hohe Natur! Wenn wir dich sehen und lieben, so lieben wir die Menschen wärmer, und wenn wir sie betrauern oder vergessen müssen, so bleibst du bei uns und ruhest vor dem nassen Auge wie ein grünendes, abendrotes Gebirge. Ach, vor der Seele, vor welcher der Morgentau der Ideale sich zum grauen, kalten Landregen entfärbt hat, und vor dem Herzen, dem auf den unterirdischen Gängen dieses Lebens die Menschen nur noch wie gekrümmte, dürre Mumien auf Stäben in Katakomben begegnen, und vor dem Auge, das verarmt und verlassen ist, und das kein Mensch mehr erfreuen will, vor allen diesen bleibst du, erquickende Natur mit deinen Blumen und Gebirgen und Katarakten treu und tröstend stehen, und der blutende Göttersohn wirft stumm und kalt den Tropfen der Pein aus den Augen, damit sie hell und weit auf deinen Vulkanen und auf deinen Frühlingen und auf deinen Sonnen liegen.'

In dieser Auffassung schrieb Karoline Schlegel, ein Strom der reinsten Heiligkeit könne sich über sie ergießen, wenn die Sonne scheine oder wenn der Wind an das Fenster stürme. Diese Stimmung der Klassiker konnte andauern, solange noch ein Hegel den Kern der Welt als Vernunft, oder Schelling Natur und Geschichte als die kostbare Werkstätte des Tag und Nacht schaffenden, ewigen Künstlers feierte. Ist aber im Sinne des modernen Pessimismus die Welt das Werk des stockblinden Willens, und ist es die höchste Aufgabe der Vernunft, die Torheit der Schöpfung durch Weltvernichtung wieder gut zu machen, dann fällt die religiöse Seite der Naturbetrachtung hinweg. Denn könnte man auch im Sinne Hartmanns noch Mitleid mit diesem Gotte haben, Liebe und Vertrauen könnte man nicht zu ihm haben; erheben könnte sich der Mensch in seiner Not nicht zu diesem Gott, der sich selbst nicht helfen kann, von dem das Wort Jesu gelten würde: ‚Soll ein Blinder den Blinden führen, dann fallen sie beide in die Grube.' Der Einwand von Drews, daß man mit einem persönlichen Gott nicht so innig sich vereinigen könnte als mit einem unpersönlichen, ist wohl soviel als die Behauptung, der freie Geist könne ein Wesen seinesgleichen weniger lieben als ein Stück der toten Natur. Wer dagegen zu Jesus Christus dem Gottessohn betend seine Hände erhebt, treibt keinen armseligen Menschenkult im Sinne von Drews und erhebt nicht das Geschöpf auf den Thron des Schöpfers, sondern er vertraut auf den, der auch in seiner armen Knechtsgestalt mit seinem innersten Wesensgrunde im Himmel wurzelt (Joh. 3, 13), und der in der Tiefe seines Leidens im hohepriesterlichen Gebete von seinem Vater die Herrlichkeit zurückerbittet, die er bei ihm hatte vor Grundlegung der Welt (Joh. 17, 5).

Nicht eine Verbesserung seiner Position ist es, wenn Drews erst im Verlaufe des zweiten Bandes sich zur astralmythischen Theorie bekehrt, welcher bekanntlich Niemojewski ein mit großer Reklame auftretendes Buch gewidmet hat. Im Gemarterten des Psalms 22 sieht Drews das Sternbild des Orion, der mit ausgestreckten Armen (in Kreuzesform) am Weltbaum der Milchstraße hängt, umgeben von den Tieren, die im Kreise den Orion umringen. So soll sich der Vers erklären: ‚Wie Wasser bin ich hingegossen (Milchstraße, Eridanus) und alle meine Gebeine sind auseinander.‘ So soll das Ineinanderspielen von Irdischem und Himmlischem, wie es der antiken Gottmenschheitsidee entsprach, seine Wiederspiegelung am Himmel selbst finden, indem sowohl die gefesselte und geschwächte Sonne als auch der Orion dem Menschensohne gleicht, der um Hilfe gegen die ihn bedrohenden Gefahren der Winterszeit ruft. Denkt man sich dem ‚gekreuzigten‘ Orion des 22. Psalmes die anderen beiden wichtigsten Himmelskreuze substituiert, das Frühlingskreuz mit dem Widder (Lamm) und das Herbstkreuz mit dem darunter befindlichen Becher (Schädel), der Jungfrau, dem Haar der Berenike (Magdalena), so habe man alle Momente der ‚via dolorosa‘ am orientalischen Sternenhimmel beisammen. Damit ist, meint Drews, ein fester Punkt gewonnen, von welchem aus sich die ursprünglich astrale Beschaffenheit der übrigen Geschichte Jesu von selbst ergibt, und der augenfällige Beweis erscheint geliefert, daß der Kern der Jesusgestalt ein rein astraler ist.

Dieser Beweis, den Drews in einem ‚Nachtrag‘ liefert, ist doch etwas rasch gelungen, und die Sache wird dadurch nicht solider, daß der Leser gebeten wird, diese Theorie am Sternenhimmel nachzuprüfen. Schade (oder auch wieder gut), daß dieser Gedanke Drews erst nach Vollendung seiner ‚Christusmythe‘ gekommen ist. Denn dadurch wird eigentlich der philosophische Unterbau, den Drews für seine Theorie geliefert hat, überflüssig, und gerade die Hervorkehrung dieser spekulativen Grundfragen ist das Verdienst von Drews. Hier muß auch der Kampf ausgefochten werden, und wenn Drews nicht ohne Grund sich beklagt, daß die Theologen auf die entscheidenden philosophischen Fragen mit ihrer Kritik bisher noch kaum gestoßen sind, so hat die Theologie wohl ein noch größeres Recht, den Vorwurf zurückzugeben, wenn nicht bloß Drews auf dem ureigensten Gebiete der Theologie wie ein Souverän schaltet, sondern auch sonst unsere Philosophen (wie August Messer) im Kleide dieser Souveränität sich gefallen, sobald sie über ein theologisches Buch geraten. Soviel kann man zugeben: Das Werk von Drews ist, wenn auch auf ganz falschem Fundament gebaut, die Frucht ernster Arbeit und hat schon jetzt das Verdienst, ernste Arbeit angeregt und in einer glaubensarmen Zeit das Interesse der Menschheit dem höchsten aller Probleme in früher nicht geahnter Weise zugewendet zu haben. Wenn aber Drews mit William Benjamin Smith, dem bekannten amerikanischen Erfinder des ‚vorchristlichen Jesus‘ meint, die Mythentheorie liefere den neutestamentlichen Schriften Ton und mache sie zu Marmor: Neuer Lebenslauf beginne mit hellem Sinne und neue Lieder tönen darauf — so ist diese Hoffnung eitel.

Das neutestamentliche Jesusbild ist — von der religiösen Seite ganz

abgesehen — schon literarisch ästhetisch dadurch himmelhoch über die antike Literatur erhaben, daß es über dem trüben Nebelmeer der Mythologie zum ersten Male den unvergleichlichen Sonnenglanz einer göttlichen, jugendfrischen Persönlichkeit entfaltet. Es könnte also durch das trübe Licht der Mythologie nichts gewinnen. Noch weniger kann der vielgerühmte ‚mythologische Christus' dem modernen Menschen bieten. Als Gerhart Hauptmann in seinem ‚Emanuel Quint' zum ersten Male diesen mythologischen Christus mit allen Mitteln moderner Kunst ausgestattet vorführte, da erklärte ein so moderner Kritiker wie Heilborn:

‚Das ist nicht der Heiland, der in Heines Nordseebildern in wallend weißem Gewande über die Meere schreitet mit dem flammenden Sonnenherzen, sondern ein kaltes, frostiges Nebelgespenst. Das ist nicht Christus, sondern — Rübezahl.'

Wann wird doch die Stunde kommen?

Tun der Tage frommt mir nicht,
noch die Wacht in trüben Nächten;
wie ein Bergmann ohne Licht
irr ich um in dunklen Schächten.

Will ich mir ein Licht anzünden,
stickt es gleich ein feuchter Hauch,
oder Wetter in den Gründen
schlagen Flammen, qualmen Rauch.

Wann wird doch die Stunde kommen,
wo wir ohne alle Trübe
hingegeben, hingenommen
rein ausruhn im Schoß der Liebe?

Christoph Flaskamp.

Karl Johann Becker-Gundahl / Von Karl Muth

Wer heute in die Lage kommt, sich über diesen Künstler unterrichten zu wollen, wird von unseren kunstgeschichtlichen Handbüchern, auch solchen, die sich die Behandlung der bildenden Kunst im 19. Jahrhundert zur besonderen Aufgabe gemacht haben, gänzlich im Stich gelassen. Und doch steht Prof. Becker-Gundahl bereits in seinem 56. Lebensjahre und hat er eine große und bedeutsame künstlerische Laufbahn hinter sich. Gurlitt kennt in seiner ‚Geschichte der Kunst im 19. Jahrhundert' nicht einmal den Namen, und in Kuhns ‚Allgemeiner Kunstgeschichte' ist es ebenso wie bei Muther nur dieser, dem wir begegnen. Wie ist dies zu verstehen, da wir doch in einer Zeit leben, wo die künstlerischen Ruhmestittel so leicht von Mund zu Mund gehen und wo oft schon ein leichter Lenzregen der Zeitungskritik genügt, auf der Künstlerlaufbahn des Gefeierten die vollsaftigsten Ruhmesblüten aufsprossen zu machen? Es ließen sich leicht ein halbes Dutzend Erklärungsgründe anführen, nicht eingerechnet diejenigen, welche in der Persönlichkeit des Künstlers, in seiner bescheidenen Zurückhaltung und in seiner unerbittlichen Selbstkritik gelegen sind. Vielleicht erklärt am meisten der Umstand, daß Becker-Gundahl in dem Vierteljahrhundert, das sein Schaffen umgrenzt, jenen Mangel an Einseitigkeit bekundet hat, demzufolge er sich keinerlei künstlerische Spezialität schaffen konnte, was heutzutage der sicherste Weg ist, sich dem Bewußtsein der Zeitgenossen auch bei nicht überragender Befähigung einzuprägen. Becker-Gundahl ist weder der Maler einer bestimmten gesellschaftlichen Klasse, noch eines ausgewählten und dauernd festgehaltenen Stoffkreises geworden, er hat sich weder eine auffällige, wo nicht gar herausfordernde Kunstmanier noch irgend eine dem Zeitgefühl angepaßte Stimmungsnuance geschaffen, er ist weder ein ‚moderner' noch ein nationaler oder christlicher Maler in einem ausschließlichen Sinne geworden, sondern was er auch immer in Angriff nahm und zu bewältigen suchte, es war das Künstlerische in erster Linie, das ihn reizte. Er würde nie zugeben, daß es sich mit dem einen Stoffe leichter verbinde als mit einem anderen, obwohl er weit davon entfernt ist, die inhaltlichen Werte einer Kunstschöpfung gering zu achten und sich etwa zu der Anschauung zu bekennen, die in jenem bekannten Schlagwort vom Spargelbund und einer Madonna als gleichwertigen Gegenständen für wahre Kunstübung sich so drastischen Ausdruck gegeben hat.

Wenn die Modesucht unserer Gegenwart einen solchen Maler, der letzten Endes immer nur auf künstlerische Qualitäten ausging und sich dem Zeitgeschmack gegenüber spröde verhielt, nicht auf den Schild hob, so ist das verhältnismäßig leicht zu nehmen. Nicht ebenso jedoch, wo es sich um die zwar wenigen, aber um so bedeutsameren Dienste handelt, die dieser Künstler der christlichen Kunst zu leisten Gelegenheit fand. Der Stand unseres christlichen Kunstschaffens ist heute nicht derart, daß wir nicht allen Grund hätten, auch das kleinste Zeichen von echter, neuer und eigenartiger Kunstregung liebevoll zu beachten und zu überdenken. Nun sind aber schon bald vier Jahre verflossen, daß die neue St. Annakirche zu München zwei große Wandfresken von unserm Künstler aufweist, und noch ist sein Name kaum erheblich über

die Grenzen seines nächsten Wirkungskreises hinausgedrungen. Da ist es wohl an der Zeit, sich einmal auch hier mit ihm zu befassen und zwar vornehmlich im Hinblick auf seine jüngste Entwicklung, die insofern ein ganz besonderes Interesse bietet, als sie zu den Anfängen seines Kunstschaffens in einem scheinbar vollkommenen Gegensatz steht.

* * *

Karl Johann Becker-Gundahl ist erst spät und auf Umwegen zur Kunst gekommen. Er wurde am 4. April 1856 zu Ballweiler in der Rheinpfalz als Sohn eines Volksschullehrers geboren. Da er seine Eltern, die ihn gerne im geistlichen Stand gesehen hätten, enttäuschen mußte, blieb ihm nichts übrig, als das Schreinerhandwerk zu ergreifen. Die Liebe zur Kunstfertigkeit war schon in dem Knaben vorhanden. Es ist bezeichnend für dessen frühreifen künstlerischen Instinkt, daß er, der sich monatelang nach dem Anblick der Schraudolphschen Fresken im Speierer Dom gesehnt hatte, unbefriedigt von der Reise heimkehrte. Als schließlich die Liebe zur Kunst die zum Elternhaus und zur Heimat überwältigte, floh er nach München. Die Arbeit mit Hobel und Schnitzmesser muß auch hier seine Existenz bestreiten. Sein Wille ist indes stärker als die Verhältnisse, und so gelingt es ihm mit Hilfe seiner Ersparnisse, im Jahre 1876 Kunstakademiker zu werden. Strähhuber, Wilh. von Diez und Löfftz sind seine ersten Lehrer. Die Sorge um den Lebensunterhalt treibt ihn schon bald nach Kiel, wo er für Professor Esmarch anatomische Präparate zeichnet und sich mit Unterricht plagt. 1882 ist er wieder in München. Er genießt den ersten Kompositionsunterricht bei Gabriel Max und versucht sofort seine Kraft in einem großen Bild: ‚Christenversammlung in den Katakomben‘, das er aber nicht vollenden kann, weil ihm abermals die Not auf den Fersen ist und er München den Rücken kehren muß. Als er nach einiger Zeit dahin zurückkommt, findet er, wie uns Frz. Wolter in einem Artikel über eine Ausstellung von Werken des Künstlers erzählt (‚Die christliche Kunst‘ vom 1. Mai 1906), das Bild nicht mehr. ‚Seine ehemaligen Mitschüler haben inzwischen die umfangreiche Leinwand zerschnitten, verteilt und die Teile für eigene Studien verwendet.‘

Dieses Schicksal wird nun für längere Zeit typisch im Ringen des Künstlers um einen Erfolg. Nach einer kurzen Fron im Dienste eines Kunsthändlers zieht er sich in ländliche Verhältnisse nach Simbach und Osternberg zurück, wo ihm das helfende Interesse eines Kunstfreundes möglich macht, sieben Jahre lang, vor Not geschützt, in einer Reihe tüchtiger Bilder den Grund zu seiner späteren Entwicklung zu legen.

Es ist die Zeit des anbrechenden Realismus in der deutschen Malerei. Menzel, dessen ‚Eisenwalzwerk‘ 1876 noch als ganz vereinzelte Erscheinung dasteht, wird zunächst kaum verstanden. In München herrscht die Pilotyschule, daneben die Schar jener glänzenden Anempfinder und Geschmacksmaler, die wie Diez, Claus Meyer, Fr. A. Kaulbach, Löfftz, Lenbach u. n. a. bald bei den Holländern, bald bei den Italienern in die Schule gingen, es aber niemals gewagt hatten, sich auf ihr tiefstes persönliches Wesen zu besinnen

und die Welt mit eigenen Augen zu betrachten. Da kommt in Leibl der Mann, für den diese ganze Staffage- und Effektmalerei überhaupt nie in der Welt gewesen zu sein scheint. Sein Bild ‚In der Kirche' auf der Münchener Internationalen Ausstellung 1883 wird zum Ereignis, und es ist kein Zweifel, daß auch der damals siebenundzwanzigjährige Becker-Gundahl starke Anregungen empfangen hat. Sogar sein äußeres Leben gewinnt eine gewisse ungewollte Ähnlichkeit mit dem einsiedlerischen Bauernmaler von Aibling. Er ißt und trinkt wie ein Bauer, kleidet sich wie ein Bauer, teilt Leiden und Freuden der Armut — und malt, was er so erlebt. Diesem Erleben aber konnte nur ein ganz starker und echter Realismus Genüge tun. Zur vollendeten Sachlichkeit eines Leibl kann er sich zwar noch nicht erheben. Er steht, wie gleich sein erstes Bild ‚Der Austräglerin Ende' (1885) deutlich zeigt, noch im Banne jener Richtung, die wie Knaus, Vautier, Defregger das Bauernleben unter dem Gesichtspunkte des Novellistischen und Anekdotischen betrachtet. Doch weicht er darin von ihr ab, daß er das, was man bald mit dem Schlagwort Arme-Leute-Malerei als eine neue stoffliche Richtung in der europäischen Kunst bezeichnet, ohne jede Ostentation, lediglich aus einer gewissen Verwandtschaft des Fühlens heraus, vorwegnimmt. Die Szene, — eine alte Austräglerin liegt in elender Stube tot in ihrem Bett, und nur ihr Hund, der einzige Zeuge in Not und Tod, sitzt auf dem erkalteten Leichnam und heult gegen die Fensterluke, durch die ein Frühstrahl die Situation erhellt — diese Szene ist herb und schreckhaft; aber Prätensionen eines gesellschaftlichen Tendenzbildes erhebt sie nicht. Bei weitem einfacher und sachlicher sind die mit der Jahreszahl 1888 versehenen ‚Beiden Schwestern', obwohl auch hier noch die Neigung zum Erzählenden — die Händesprache, das Stilleben auf dem Tisch, die Katze — der Freude am Malerischen die Wage hält. Aber so deutlich sowohl hier wie auf dem aus dem gleichen Jahre stammenden Gemälde ‚Bei der Wahrsagerin' noch die Absicht ist, ein Bild zu geben, so wird man doch nicht verkennen, wie gewissenhaft sich der Maler das Studium nach der Wirklichkeit, nach der Natur hat angelegen sein lassen. Es ist eine für jene Tage fast grimmige Wahrheitsliebe, die aus diesen und ähnlichen Bildern spricht, so daß man wie befreit aufatmet, wenn uns das nächste Jahr ein so wehmütig schönes Bild wie die ‚Blinde' bringt. Auch hier zwar Leid, aber so seelenvoll verklärtes durch den Ausdruck des gleichsam in einem Strom innerer Harmonie gelösten Gefühls, daß das Bild in der Sprache echter Poesie zu uns redet. Daß auch hier liebevolles Naturstudium zugrunde liegt, besagt die gut beobachtete für Blinde so charakteristische Kopfhaltung, sowie der die innere Bewegung zart widerspiegelnde Ausdruck in den Zügen dieser unglücklich-glücklichen Künstlerin.

Die außergewöhnlich große Zahl von Studien, die der Künstler für seine Bilder zu malen sich immer wieder angetrieben fühlte, hatten den Sinn für das Gegenständliche, der von jeher vorhanden war, derart in ihm entwickelt und gekräftigt, daß das novellistische Interesse allmählich in den Hintergrund zu treten begann. Macht sich dies schon einigermaßen in Bildern bemerkbar, die wie ‚Der Schreiner' und ‚Elternglück' darauf ausgehen, vielmehr

einen Zustand, denn eine Handlung wiederzugeben, und die daher den Charakter der inneren Form stark betonen, so bedeutet das Gemälde ‚In der Kirche‘ den ersten großen Versuch, diese neue Einsicht in eine künstlerische Tat von nichtsdestoweniger volkstümlicher Wirkung umzusetzen. Aber die vollendende Ausführung des Gemäldes scheiterte — nicht etwa an dem Können des Malers, wohl aber an der äußeren Ungunst seiner Lebenslage. Die Vorstudien nahmen mehr Zeit und Kraft in Anspruch, als Mittel zur Verfügung standen, diesen Aufwand sorglos zu bestreiten. Dazu kam der Mangel eines genügend großen Raumes, der eine überschauende Beherrschung der Ökonomie der Bildgestaltung ermöglicht hätte. Indem der Künstler immer nur eine kleine Fläche der Leinwand mit einem Blick umfassen konnte, rang er vergeblich mit seiner Aufgabe, bis er erschöpft davor niedersank. So hat tatsächlich der Mangel von einigen lumpigen hundert Mark bewirkt, daß das groß Begonnene und noch größer Gewollte nicht über die Bedeutung eines Marksteins für die Entwicklung des Künstlers hinauskam. Aber nächst dem künstlerischen Fortschritt ist mit diesem Werke auch ein inhaltlicher vollzogen oder wenigstens eingeleitet. In leidenschaftlicherer Form wird noch einmal der Versuch gewagt, den künstlerischen Ausdruck des religiös begeisterten Menschen in einem Gemälde ‚Die Wallfahrer‘ zu meistern; aber was das frühere Bild um die Vollendung brachte, ließ das neue nicht einmal aus den Anfängen herauswachsen.

Hier nun beginnt eine Periode in dem Leben unseres Malers, die seine ureigenste Befähigung, das Schaffen mit der Farbe, fast lahmzulegen drohte. Er mußte, um sich seinen Unterhalt zu sichern, zum Zeichenstift greifen, und er konnte es noch als ein Glück ansehen, als ihm Oberländer den Weg zu den ‚Münchener Fliegenden Blättern‘ bahnte. Für diese begann er von nun ab eine große und vielseitige Tätigkeit zu entfalten. Er schuf Blätter, die ihn in die Reihe unserer ersten Illustratoren und Schwarzweißkünstler stellen.

Aber die Liebe zur Farbe ließ ihn immer wieder nach Gelegenheit, als Maler zu wirken, Ausschau halten. Da traf es sich, daß gerade in einem Zeitpunkt, wo sich Pläne auf Pläne in ihm drängten, die neue romanische Maximilianskirche in München aus dem Boden zu wachsen begann. Becker-Gundahl brachte dem entstehenden Bauwerk ein heimliches, aber zunächst gänzlich absichtsloses Interesse entgegen. Es boten sich so manche fruchtbare Vergleichspunkte dar mit einem anderen romanischen Kirchenbau Münchens, worin vor nur wenigen Jahren Gabriel von Seidl mit genialem Können eine entzückende Repristination romanischer Bauweise gegeben hatte. Wie verschieden faßte Freiherr von Schmidt seine Aufgabe an dieser Maximilianskirche auf! Hier waren die romanischen Formen nicht mit historischem, sondern mit modernem Blick gesehen. Ohne alle Anlehnung an Vergangenes wurde dem Zweckgedanken einer neuzeitlichen Kirche nachgebaut, und just dies war es, was, bezeichnend genug, unsern Künstler fesselte. Kaum war das Innere einigermaßen zu überblicken, als sich bei ihm auch schon die Phantasielust des Malers regte, hier schmückend zu walten. Er faßte sich ein Herz und erklärte dem Architekten seine Bereitschaft, ohne alle Verbindlichkeit für diesen, einen Ver-

such der dekorativen Ausgestaltung zu machen, wenn ihm die Risse der Kirche zu diesem Zweck anvertraut würden. Aber was hat ein Namenloser in solchem Fall zu erhoffen! Nur in der Dorfkirche zu Fremdingen hatte er ja bis jetzt sein Talent zu dekorativer Ausschmückung versuchen können — und davon war nichts zur Kenntnis weiterer Kreise gedrungen. Erst als ein gemeinsamer Bekannter, der als Künstler das Vertrauen des Architekten genoß, für unsern Maler eintrat, bekam er die Risse. Der Umstand, daß von den Wänden und Gewölben der Kirche heute erhebliche Mosaikarbeiten herniederleuchten, die nach Entwürfen Becker-Gundahls gemacht wurden, beweist, wie gut er sich in die Intentionen des Architekten einzuleben verstanden hatte. Mit einemmal war er dahin gelangt, wohin die Entwicklung seiner letzten Jahre ihn unbewußt gedrängt hatte: zur christlichen Kunst.

Wenn wir von hier aus jetzt einen Blick rückwärts werfen und zugleich uns gegenwärtig halten, wie der Künstler künftig, scheinbar seine ganze Vergangenheit verleugnend, nichts leidenschaftlicher erstrebt, als zu einem alles Zufällige überwindenden, bloß die innere Form zum Ausdruck bringenden monumentalen Stil zu gelangen, so drängt sich uns eine überraschende Einsicht auf. Von einem strengen, durch keinerlei Tendenzen verfälschten und abgelenkten Realismus ist das Kunstschaffen Becker-Gundahls ausgegangen. In allem, was er als Werdender schuf, hatte er nur das eine Bestreben, die Natur, so wie er sie sah, treu und ehrlich wiederzugeben. Er suchte zunächst nichts als ihre Formensprache gründlich verstehen zu lernen und hütete sich sehr, damit im Sinne irgend einer Schule oder Stilrichtung Mißbrauch zu treiben. Er handelte unbewußt nach dem berühmten Worte Dürers, daß die ganze Kunst in der Natur liege und man sie nur herausreißen müsse. Dieses Herausreißen wird von nun an schon bald für Becker-Gundahl das Ziel seines Kunststrebens, und wir beobachten bei ihm die gleiche Entwicklung im kleinen, die sich in der modernen Kunst überhaupt vollzieht: Aus der ehrlichen und prätensionslosen Beschäftigung mit der Natur erwächst ein Stilverlangen, für das Inhalt und Form in eins verschmelzen. Es ist vielleicht der einzige Weg zu einem in sich echten Stilausdruck, jedenfalls der kürzere und bei weitem sicherere als der von irgendeiner ‚Richtung', Theorie oder Schule her. ‚Wenn man die Natur ohne den Einfluß der Meister studiert, muß man einen viel größeren Stil erlangen' (Delacroix).

Bei der neuen Aufgabe galt es zunächst, der großen technischen Schwierigkeiten Herr zu werden, die das Schaffen für Mosaikmalerei dem Anfänger in dieser Kunst bereitet. Studien in Ravenna, bei welcher Gelegenheit Becker-Gundahl zum erstenmal auch Mantegnas ansichtig wurde — eine der stärksten Anregungen, die er erfahren hat —, gewannen auf die formale Gestaltung keinen Einfluß. Er bekundet in den Entwürfen eine überraschende Selbständigkeit nicht bloß in der Auffassung, sondern auch in der stark gefühlsbetonten Linienführung, ja sogar in der dekorativen Gliederung der Raumflächen, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, daß der Raum an sich für ein verhältnismäßig so figurenreiches Mosaik zu klein ist und das einzelne daher nicht zu ganzer Wirkung zu gelangen vermag. Was der Künstler bei dieser ersten

Arbeit jedoch gelernt hat, das beweist die in der Kirche aufgestellte Modellskizze für die Apsis des Hauptschiffes, die bereits ganz aus dem Charakter des Mosaiks heraus empfunden ist. Sollte sie je zur Ausführung kommen, was man nur dringend wünschen kann, so würde damit zweifellos ein Werk geschaffen sein, das aus neuerer Zeit nicht viele seinesgleichen hat.

Inzwischen war die malerische Ausschmückung auch der bereits erwähnten neuen St. Annakirche in Gang gekommen. Die Apsis des Hauptschiffes prangte bereits im Schmuck ihrer großgedachten und sehr wirkungsvollen Malereien, als Rudolph Seitz, dem auch die weitere malerische Vollendung der Kirche oblag, sich der körperlichen Mühen, die mit der Herstellung von zwei großen Fresken im Querschiff verbunden waren, nicht mehr gewachsen fühlte. Indem er Becker-Gundahl dafür ausersah und vorschlug, hat er sich nicht bloß um die Entfaltung dieses Talentes, sondern auch um die christliche Kunst selber ein schönes Verdienst erworben. Die Fresken Becker-Gundahls gehören zu dem Bedeutendsten, was die letzten Menschenalter an kirchlicher Monumentalmalerei hervorgebracht haben. Und doch hat er auch hier, indem er an die Arbeit heranging, das Technische derselben erst während der Ausführung erlernen müssen. Das ist ja überhaupt das Schicksal so manchen neuzeitlichen Kunstschöpfers, daß er das einzige Mal, da er sich wirklich vor eine große lockende Aufgabe gestellt sieht, nun zugleich mit dieser auch alle die technischen Erfahrungen erst sammeln muß, die er bereits hätte haben sollen, als er an das Werk herantrat! Um so größere Bewunderung verdient das von unserm Maler Vollbrachte auch nach der Seite der Technik hin.

Was das Gegenständliche der beiden Malereien anlangt, so war es nicht gerade leicht, ihm den Vorzug einer gewissen Originalität in der Auffassung zu sichern. Das gilt besonders von dem zuerst in Angriff genommenen ‚Letzten Abendmahl', während bei der ‚Hochzeit zu Kana' die Schwierigkeit geringer war. Und doch ist auch das erste Werk aus einer inneren Anschauung des Vorgangs erwachsen, welcher eine gewisse Neuheit nicht abzusprechen ist. In einem sehr schlicht gehaltenen, den baulichen Charakter der Frührenaissance tragenden Saal von geringer Tiefe, steht, den Abendmahlstisch im Rücken, Christus im faltenreichen Mantel und hält den Abendmahlskelch mit der Hostie in den Händen. Die ganze Gestalt ist von tiefster Ruhe, von einer geradezu mystisch erhabenen Versunkenheit. Und wie sie räumlich sowohl als auch durch die vertikale Betonung im Mittelpunkt des Bildes steht, so ist nicht minder durch die Farbe alles Gewicht auf sie gelegt. Mit tiefem Rotbraun hebt sich der Mantel leuchtend von einem erdgrünen Hintergrund ab. So ist die Farbe hier geradezu ein Kompositionsprinzip geworden. Ihre Stärke klingt von der Mitte aus nach den beiden Seiten hin ab, um lediglich in den Köpfen der sonst ganz in Weiß erscheinenden Apostelgestalten noch eine gewisse Akzentuierung zu finden. Aber während die durch die Farbe stark hervortretende Christusgestalt in ihrer hohepriesterlichen Haltung vollkommenste Ruhe ist, lebt und kämpft in den koloristisch so diskret behandelten Aposteln die stärkste seelische Bewegung, von der schweigenden, sich demütig neigenden Inbrunst der knienden Johannesgestalt an durch die ganze Stufen-

leiter religiöser Empfindung hindurch bis zum tränenvollen Erschauern ekstatischer Wonnen. Hier sind tatsächlich wieder einmal mit großer Kühnheit religiöse Gefühlswerte in den Dienst einer Kunst gestellt, die nicht angekränkelt sein will von der süßlichen Konvention der meisten Heiligenbilder. Alles ist stark, herb, männlich.

In Farbe wie Linie bewegter, weniger streng, in seinen Hintergrundszenen sogar zum Lieblichen neigend, ist das Hochzeitsbild. Der Blick des Beschauers wird zwar auch hier in erster Linie von den Hauptgestalten, Jesus und seiner Mutter, festgehalten. Aber er schweift gerne auch nach der Seite und Tiefe hin, wo das hochzeitliche Treiben in einigen idyllischen Szenen von echtester Poesie, in Form wie Farbe sehr diskret, geschildert ist. Während Christus die Reihe der Krüge abschreitend, sein erstes Wunder vollbringt, kniet Maria, als würdige Matrone aufgefaßt, in tiefer Andacht seitlich im Rücken des Sohnes, die Hände wie zur Bitte erhoben. Zwei mächtige Apostelgestalten schauen dem Vorgang aus dem Mittelgrund zu, indes ein Ausdruck des Staunens mit der Schwerfälligkeit ihrer Züge kämpft. Ein Jüngling, der von rechts mit einem Krug gegen den segnenden Christus heranschreitet, bringt durch die fein erfaßte Bewegung einen wohltuenden rhythmischen Ausgleich zu den angedeuteten Tänzergruppen im Hintergrund. In der Farbe ist diese ganze Malerei von erlesenstem Geschmack. Sie durchbricht nicht die Wände mit koloristisch stark betonten Raumwirkungen, sondern ordnet sich harmonisch in das Architekturbild ein.

In einer Zeit, die für echte Monumentalmalerei Sinn und Verständnis besaß, hätte man auf diese beiden Fresken hin keinen Augenblick gezögert, dem Künstler damit zu danken, daß man ihn vor neue Aufgaben ähnlicher Art gestellt hätte. Bei den Anschauungen jedoch, die heute vielfach in bezug auf christliche Kunst herrschen, wird man sich schon damit zufrieden geben müssen, daß die Fresken wenigstens dahin kommen konnten, wo sie sind, und von wo sie nun mit der stillen Gewalt, die aller echten Kunst eigen ist, die Beschauer langsam aber sicher für das künstlerische Wollen einer neuen Generation vorbereiten.

Nur eine kleinere ähnliche Aufgabe ist ihm darnach noch durch Staatsauftrag zuteil geworden. In der Kirche zu Feucht bei Nürnberg hat er eine Apsismalerei und ein Deckenbild geschaffen, worin sein Streben nach monumentaler Einfachheit noch stärker zum Ausdruck kommt als bei den Fresken in St. Anna. Die ‚Krönung Marias‘ an der Decke zeigt bei aller Schlichtheit und Größe der Form eine so zarte Bewegtheit des Ausdrucks, daß sich der Vorgang dem Beschauer auf das lebhafteste einprägt. Leider muß die Wiedergabe des Bildes hier auf die Farbe verzichten, die den dekorativen Charakter desselben außerordentlich kräftig und wirkungsvoll betont.

Von den Staffeleibildern Becker-Gundahls, welche ihre Stoffe der christlichen Heilsgeschichte entnehmen, findet der Leser hier eine ‚Kreuzigung‘ wiedergegeben, die im Vergleich zu der neuesten, nur im Entwurf bestehenden Fassung des gleichen Themas in interessanter Weise zeigt, wie er zu einer immer einfacheren und eben durch die Einfachheit größeren Gestaltung zu

gelangen trachtet. Schlicht und groß zu werden, ist das Ziel seines Strebens nach stilistischer Klärung. Während die erste Kreuzigung immer noch ein Bild dessen geben will, was einmal war, wenn auch weit entfernt von historischem Realismus, geht der letzte Entwurf — ich weiß nicht, durch wie viele andere von dem ersten Beginnen getrennt — auf nichts anderes aus, als den Vorgang selbst, gänzlich zeitlos, nur nach seinen seelischen Erlebniswerten dem Beschauer nahe zu bringen. Ähnlich wie auf dem Abendmahlsfresko ist auch hier der Christus gleichsam eine Welt für sich. Selber unbewegt, ist er der Mittelpunkt des leidenschaftlichsten Fühlens. Aber auch in diesem Fühlen ist eine gewisse heroische Simplizität und Größe.

Ein französischer Künstler hat den paradoxen Ausspruch getan: ‚L'art consiste dans le faire et le refaire.' In solchem Machen und Wiedermachen liegt auch für Becker-Gundahl ein gut Teil seines künstlerischen Ringens beschlossen. Er denkt wie Genelli: ‚Wäre ich ein reicher Mensch, ich würde die meisten meiner Arbeiten wieder an mich kaufen, um sie entweder zu verbessern oder zu vernichten.'

Diese künstlerische Unermüdlichkeit und Selbstkritik ist vielleicht nicht diejenige Eigenschaft, die einen Künstler am meisten zum Lehren anderer prädisponiert. Aber bei befähigten Schülern kann sie gewiß mehr gutmachen als verderben — und schließlich kommt es in der Kunst nur auf Befähigte an. So wird man also an die Berufung Becker-Gundahls als Professor an die Münchener Akademie für bildende Kunst, die unlängst erfolgt ist, die besten Hoffnungen auch in dieser Beziehung knüpfen dürfen. Für das Gedeihen unserer christlichen und kirchlichen Kunst ist heutzutage nichts wichtiger als Persönlichkeiten von individueller Kraft und Kühnheit. Nur wer selber Innerlichkeit und Leben hat, kann sie auch bei andern wecken.

Karl Joh. Becker-Gundahl / Kreuzigung, ältere Fassung

Elektrisierung der Eisenbahnen

Von Georg Siemens

Wir haben uns schon seit längerer Zeit an den Gedanken gewöhnt, daß in unserer neuzeitlichen Technik eigentlich nichts von Bestand ist außer dem Wechsel, daß eine Neuerung die andere vorwärts drängt und daß namentlich in den letzten Jahren bei zahlreichen wichtigen Kulturfaktoren alle Augenblicke ein grundstürzender Wandel in ihren technischen Unterlagen einzutreten pflegte. Dieser Gedanke ist uns allmählich so selbstverständlich geworden, daß wir uns wundern, wenn einmal irgend eine technische Kulturerscheinung ein gewisses Beharrungsvermögen zeigt; wir werden dann beinahe ungeduldig. So ist uns in letzter Zeit auch mit Verwunderung zum Bewußtsein gekommen, daß unser Eisenbahnwesen in technischer Beziehung eigentlich noch nach genau denselben Grundsätzen arbeitet wie vor fünfundsiebzig Jahren, als die ersten Lokomotiven den deutschen Spießbürger aus seiner idyllischen Biedermeierruhe aufschreckten. Gewiß haben wir seitdem Fortschritte gemacht: aus einzelnen Linien ist ein riesiges, zusammenhängendes Netz geworden, das bis in die vergessensten Winkel des Reiches seine Maschen ausgebreitet hat; wir fahren zehnmal bequemer und mindestens doppelt so schnell wie dazumal, und alle Größen, Zahlen und Leistungen des Eisenbahnbetriebes haben sich gegen die damaligen bescheidenen Anfänge ins Unermessene potenziert. Aber das sind schließlich alles nur Steigerungen, Unterschiede in der Größenordnung; in grundsätzlicher Beziehung ist die Technik des Eisenbahnbetriebes — von den selbstverständlich vorhandenen Vervollkommnungen abgesehen — eigentlich noch dieselbe wie zu Zeiten Stephensons. Wenn der Vater der Dampflokomotive sich heute einmal wieder eine moderne Schnellzugmaschine ansehen könnte, würde er zwar anerkennen müssen, daß wir seitdem manches dazu gelernt haben, aber er würde doch befriedigt feststellen, daß wir über die seinerzeit von ihm gegebenen prinzipiellen Grundlagen noch nicht hinausgekommen sind. Das ist eigentlich merkwürdig: denn dürfen wir z. B. annehmen, daß die Welt in weiteren siebzig Jahren noch mit solchen Automobilen, wie wir sie fahren, sich herumärgern wird? Oder daß man dann noch Zeppelinluftschiffe der heutigen Bauart benutzen muß?

Aber seit ein paar Jahren pocht an die Tore des beinahe konservativ gewordenen Eisenbahnwesens immer deutlicher und derber eine Hand an, die in letzter Zeit in alle möglichen Wirtschaftsgebiete eingegriffen und ihren Betrieb in Kürze vollständig revolutioniert hat. Auch die Eisenbahn fühlt, daß sie sich einer grundsätzlichen Erörterung mit der Elektrotechnik über ganz neue Betriebs- und Konstruktionsprinzipien nicht länger entziehen kann.

Man hat gelegentlich, als die ersten ernsten Anregungen bezüglich der Elektrisierung der Vollbahnen gegeben wurden, etwas wegwerfend von Modeströmungen gesprochen, die sich wohl wieder verlaufen würden. Aber diese Auffassung ist durch das zunehmende Gewicht der Gründe, welche den elektrischen Betrieb der Vollbahnen als erstrebenswert erscheinen lassen, mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt worden. Und diese Gründe mehren sich von Tag zu Tag.

Einer der nächstliegenden und dem Laien am ersten einleuchtenden ist die Beseitigung der Rauchplage. Die Luft unserer Großstädte ist ohnehin schlecht genug, und ein großer Bahnhof inmitten der Stadt mit einigen Dutzend qualmender Lokomotiven ist eine Beigabe, die durch Einführung des elektrischen Betriebes wesentlich erträglicher werden würde. Unter diesen Rauchgasen leidet ja schließlich alles: die menschliche Lunge, die Vegetation, die Farben des Stadtbildes, das Maßwerk des gotischen Domes. Auch wenn die Bahn die Stadt verläßt, sich durch ein freundliches Flußtal schlängelt oder ins Gebirge klimmt, kann der Qualm sehr lästig werden, sobald die Strecke etwas stärker befahren wird. Daß man im Rheintal z. B. die den Fluß auf beiden Seiten begleitenden Eisenbahnen nicht noch mehr verwünscht, liegt nur daran, daß die Schleppdampfer auf dem Strom es womöglich noch schlimmer treiben. Nicht nur der Anwohner und der Naturfreund, das Lokomotivpersonal, namentlich bei längeren Tunnelstrecken, die den Aufenthalt auf der Maschine zur Qual machen, der Reisende im Speisewagen, der Forstmann, dem der Funkenauswurf der Lokomotive den Wald in Brand setzt, sie alle haben ein dringendes Interesse daran, den Wirkungsbereich der Dampflokomotive mehr eingeschränkt zu sehen.

Schließlich könnte man aber hierüber noch hinwegkommen mit dem Trost, daß es bisher noch immer so gegangen hat. Die betriebstechnischen Fragen jedoch, welche die Erörterung über die Elektrisierung der Vollbahnen aufgedeckt hat, lassen sich nicht so leicht beiseite schieben.

Zunächst hatten bereits die bekannten Versuche, welche die Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen auf der Strecke Zossen—Marienfelde in den Jahren 1904 und 1905 anstellte, den Beweis erbracht, daß man mit elektrischen Motorwagen und Lokomotiven ohne weiteres Geschwindigkeiten von 200 Kilometer in der Stunde erreichen kann, eine Schnelligkeit, die der Dampflokomotive voraussichtlich immer versagt bleiben wird. Nun ist zwar soviel klar, daß derartige Geschwindigkeiten, auch auf großen, durchgehenden Hauptlinien, vorläufig für den praktischen Eisenbahnbetrieb nicht ernstlich in Betracht kommen können, da die Strecken dafür nicht angelegt worden sind: Linienführung und Oberbau schließen das aus. Aber eine wesentliche Erhöhung der Durchschnittsgeschwindigkeit aller Züge ist wohl wünschenswert und durchführbar und beim elektrischen Betrieb jedenfalls leichter und bequemer zu erreichen. Auch die Zugkräfte der Lokomotiven und damit die Länge des angehängten Zuges können bei Zugrundelegung elektrischer Triebkraft wesentlich gesteigert werden. Es ist, mit einem Wort gesagt, viel einfacher, eine elektrische Lokomotive von großer, das jetzige Maß übersteigender Leistung zu bauen wie eine entsprechende Dampfmaschine. Schon die Personalfrage macht bei der letzteren bald Schwierigkeiten: neben dem Lokomotivführer reicht bereits bei den jetzigen Leistungen die Arbeitsfähigkeit eines Heizers kaum noch aus, um den Kesselrost zu beschicken; später müßten unbedingt zwei Heizer, im ganzen also drei Mann, auf der Maschine sein, während auch die schwerste elektrische Lokomotive von einem Mann gesteuert werden kann. Welche ungeheure Ersparnis an Personal bei einem großen Eisenbahnbetriebe das be-

deutet, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Soviel ist jedenfalls klar, daß eine und dieselbe Eisenbahnlinie durch ihre ‚Elektrisierung' nicht nur absolut genommen leistungsfähiger wird — mehr transportieren kann —, sondern auch das rollende Material und das Personal besser ausnutzt. In einem ausländischen europäischen Staat, wo eine wichtige Linie an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angekommen war, so daß man vor der Frage stand, ob man ein zweites Gleispaar verlegen sollte, hat man das Problem einfach durch Einführung des elektrischen Betriebes gelöst, obgleich die geologischen und klimatischen Verhältnisse der Bahn an sich hiefür die denkbar ungünstigsten waren.

Man erkennt hieraus schon, daß auch bei dem Eisenbahnproblem das Prinzip eine ausschlaggebende Rolle spielt, welches sich wie ein roter Faden durch unser ganzes modernes Wirtschaftsleben hindurchzieht: Erhöhung der Wirtschaftlichkeit durch Erhöhung der Intensität des Betriebes und durch Konzentration der Erzeugung. Gerade das letztere hat bei der elektrischen Bahn noch seine besondere Bedeutung.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß für große Leistungen, wie sie die Elektrisierung der Vollbahnen verlangt, nur noch das Oberleitungsprinzip in Frage kommt, bei welchem also die elektrische Energie in einem zentralen Kraftwerk erzeugt und den einzelnen Lokomotiven auf der Strecke durch einen blanken über dem Gleis liegenden Fahrdraht zugeführt wird. Was sonst auf jeder Dampflokomotive besonders vorgeht: das Verbrennen der Kohle unter dem Kessel und die Umsetzung der entstandenen Dampfwärme in mechanische Arbeit, das vollzieht sich hier an einer Stelle in großem Maßstabe, wodurch natürlich der Prozeß bedeutend wirtschaftlicher ausfällt. Selbst wenn man berücksichtigt, daß durch die Umsetzung der mechanischen Arbeit der Dampfmaschine in elektrische Energie und durch deren Fortleitung bis zur Lokomotive wieder Verluste entstehen, wird die Gesamtbilanz dieses Prozesses im allgemeinen immer noch günstiger aussehen als die des ‚Kleinbetriebes' auf der einzelnen Dampflokomotive.

Dabei hatten wir zunächst vorausgesetzt, daß zur Erzeugung der elektrischen Arbeit im Kraftwerk wieder die Verbrennungswärme der Kohle benutzt wird. Am Gewinnungsorte der Kohle ist das natürlich das Gegebene, auch dort, wo sie infolge günstiger Transportverhältnisse so billig ist, daß die anderen natürlichen Hilfsmittel des Landes nicht mit ihr konkurrieren können. Kohlenarme Gegenden dagegen, welche den schwarzen Diamanten verhältnismäßig teuer bezahlen müssen, werden sich zu überlegen haben, ob sie die für ihre Eisenbahnen benötigte elektrische Arbeit nicht anderweitig billiger herstellen können. Der zunächst in die Augen fallende Ersatz ist da die ‚weiße Kohle', die natürlichen Wasserkräfte des Landes. Selbst wenn diese etwas außerhalb des hauptsächlichsten Verwendungsgebietes der elektrischen Energie liegen sollten, wird man sie doch mit Erfolg für den Eisenbahnbetrieb heranziehen: ihre Übertragung selbst auf größere Entfernungen bietet für die heutige Hochspannungstechnik keine Schwierigkeiten mehr, und bei den gewaltigen Arbeitsmengen, welche in den Wasserkräften der meisten Gebirgsländer aufgespeichert liegen, hat ihre Nutzbarmachung für den Eisenbahnbetrieb eine ganz immense

volkswirtschaftliche Bedeutung. Des weiteren kommen für den gedachten Zweck unter Umständen auch die großen Torflager in Betracht, wie sie z. B. in der niederdeutschen Tiefebene gewaltige Quantitäten von werdender Kohle enthalten. Gelingt es, diesen noch etwas primitiven Brennstoff wirtschaftlich zur Energieerzeugung zu verwerten — und nach den bisherigen Versuchsergebnissen scheint daran kein Zweifel mehr — so können neue, bis jetzt brachliegende Werte der Volkswirtschaft nutzbar gemacht werden. Schließlich sei noch daran erinnert, daß auch die Großindustrie in gewissen Nebenprodukten, z. B. den Abgasen der Hochöfen, neuerdings auch im Steinkohlenteer, Energievorräte besitzt, die nicht immer so vollständig und so gleichmäßig ausgenutzt werden können, wie dies im allgemeinen nationalökonomischen Interesse wünschenswert ist. Auch deren Heranziehung zur Energieerzeugung für den Bahnbetrieb ist daher denkbar.

Mehr und mehr gewöhnen wir uns daran, die Grundsätze der Privatwirtschaft auch auf die allgemeine Volkswirtschaft zu übertragen, in unserem Land und in seinen natürlichen Hilfsmitteln ein Kapital zu sehen, mit dem wir haushalten, und zwar möglichst wirtschaftlich haushalten müssen. In diesem Zusammenhang gewinnt das Problem, die Vollbahnen elektrisch zu betreiben, eine ganz besondere Bedeutung; seine Lösung wird uns der vorher gekennzeichneten Aufgabe ein gutes Stück näherbringen.

Wenn man die Gründe, die nach den vorstehenden Betrachtungen die Einführung des elektrischen Betriebes auf den Vollbahnen als wünschenswert erscheinen lassen, sich einmal im Zusammenhang vergegenwärtigt, wird man es vielleicht sonderbar finden, daß diese Umwälzung so lange hat auf sich warten lassen und auch jetzt erst langsam, fast zögernd hier und da einzusetzen beginnt. Doch die Gründe dafür sind bald gefunden: sie liegen auf rein technischem, auf wirtschaftlichem und auf dem allgemein politischen Gebiet.

Rein technisch genommen war das Problem durchaus nicht etwa so rasch gelöst, wie man aus der verhältnismäßig hohen Stufe, auf der die Technik des elektrischen Straßenbahnbetriebes schon seit längerer Zeit stand, vielleicht hätte schließen können. Die Analogie mit der ehemaligen Pferde- oder Dampfstraßenbahn, die in eine elektrisch betriebene Anlage verwandelt wurde, ist zwar naheliegend, ergibt aber bezüglich der Vollbahn doch ein ganz schiefes Bild. So einfach wie bei einer Straßenbahn geht das bei einem großen Bahnnetz nicht: es treten da vielfach ganz neue Gesichtspunkte in die Erscheinung.

Zunächst ist zu berücksichtigen, daß, wie schon vorher einmal erwähnt, die elektrische Energie den Fahrzeugen durch einen Oberleitungsdraht zugeführt werden muß. Bei dieser Übertragungsart geht, wie das ja auch ganz natürlich ist, ein Teil der Energie verloren, nämlich derjenige, der aufgewandt werden muß, um den immer vorhandenen Widerstand der Leitung zu überwinden. Je größer dieser Widerstand, d. h. je länger die Oberleitung wird, um so größer ist auch unter sonst gleichen Verhältnissen der Übertragungsverlust. Vermindern kann man ihn nur durch zwei Maßnahmen: Man kann den Querschnitt der Leitung vergrößern, man kann auch die Spannung des die Leitung durchfließenden Stroms erhöhen. Da man anfänglich glaubte, bei der für Straßen-

bahnen als normal angesehenen Spannung (500 Volt) verbleiben zu müssen, versuchte man es zunächst mit einer Vergrößerung des Leiterquerschnittes. Bei der über Gleismitte hängenden Oberleitung kam man da schon aus mechanischen Gründen bald an die Grenze des Ausführbaren, ganz abgesehen davon, daß als Leitungsmaterial Kupfer verwandt wurde, dessen hoher Preis seine sparsame Verwendung angezeigt erscheinen ließ. Man verfiel infolgedessen darauf, neben dem Gleis eine auf Isolatoren erhöht verlegte Eisenbahnschiene (die ‚dritte Schiene') zur Stromzuführung zu benützen, die natürlich durch ihren großen Querschnitt im Vergleich zu einem Oberleitungsdraht eine erheblich größere Leitfähigkeit besitzt, selbst wenn man die spezifisch geringere Leitfähigkeit des Eisens im Vergleich zum Kupfer in Rechnung stellt. Dies System mit der dritten Schiene hat an sich durchaus befriedigt und ist vor allem bei denjenigen Bahnen mit Vorliebe angewandt worden, die als Übergangsstufe von der Straßenbahn zur Vollbahn zu betrachten sind, nämlich die innerhalb der großen Städte verkehrenden Hoch- bezw. Untergrundbahnen. Sein Hauptnachteil war wohl darin zu suchen, daß die erhöht liegende stromführende Schiene den Verkehr senkrecht zu den Gleissträngen außerordentlich erschwerte und gefährdete, und daß namentlich alle Weichen und Kreuzungen recht komplizierte Anordnungen der Stromführung verlangten. Es war daher mehr für Bahnanlagen mit reinem Personenverkehr und einfachen Gleisanlagen geeignet: Rangierbahnhöfe mit ‚dritter Schiene' auszurüsten, wäre wohl ein verfehltes Unterfangen gewesen. Immerhin hat es für Spannungen bis 800 Volt, wie sie für Stadt- und Vorortbahnen vielfach angewandt worden sind, eine recht ausgedehnte Anwendung erfahren.

Die zunehmende Länge der elektrisch zu betreibenden Strecken und die Schwierigkeit, den Querschnitt der Stromzuführung noch weiter zu vergrößern, verlangten schließlich gebieterisch, zu dem anderen Aushilfsmittel zu greifen: der weiteren Steigerung der Spannung. Jedoch trat hier, sobald man einmal die 1000 Volt-Grenze überschritten hatte, eine neue Schwierigkeit auf: die Motoren ließen sich bei dem bisher verwandten Gleichstrom kaum für höhere Spannungen wie 1000 Volt betriebssicher herstellen. Wollte man die Oberleitungsspannung weiter steigern, so blieb nichts anderes übrig, als statt des bisher verwandten Gleichstromes einen pulsierenden Strom (Wechselstrom) zu verwenden, der sich im Fahrzeug selbst durch verhältnismäßig einfache Maßnahmen auf eine für die Motoren ungefährliche Spannungshöhe transformieren läßt. Dieser Wechselstrom tritt nun wieder in zwei verschiedenen Formen auf; einmal als Drehstrom, wobei außer den zur Rückleitung benutzten Fahrschienen zwei Oberleitungsdrähte als Stromzuführung gebraucht werden, und als einphasiger Wechselstrom, bei welchem außer der Schienenrückleitung nur ein Oberleitungsdraht erforderlich ist. Das Drehstromsystem, welches für stationäre Anlagen schon lange bekannt und nach allen Richtungen hin erprobt war, ergab einen einfacheren und robusteren Motor, der allerdings für den Bahnbetrieb gewisse prinzipielle Nachteile aufwies. In Ermangelung eines Besseren wurde es aber in den ersten Jahren der Entwicklung doch vielfach zur Ausführung gebracht, so auf verschiedenen der oberitalienischen und schweizerischen elektrischen

Vollbahnen; auch die schon erwähnte Schnellbahn-Versuchsstrecke Zossen-Marienfelde wurde nach diesem Prinzip betrieben. Es läßt sich jedoch leicht begreifen, daß die beiden, über dem Gleis hängenden Fahrleitungsdrähte, die sorgfältig voneinander getrennt gehalten werden mußten, die Oberleitungsanlage, namentlich auf Bahnhöfen, recht teuer und umständlich gestalteten, so daß man mit Freuden zugriff, als ein Bahnmotor für einphasigen Wechselstrom betriebsicher durchgebildet war. Bei dieser letzteren Stromart hatte man wie beim Gleichstrom nur noch einen Fahrdraht über dem Gleis, konnte die Spannung beliebig steigern (bis jetzt schon ausgeführt bis 20 000 Volt) und den beweglichen Teilen des Motors doch einen Strom von verhältnismäßig niedriger Spannung, die also entsprechend ungefährlich war, zuführen. Die technische Durchbildung des Einphasen-Wechselstromsystems hat eigentlich erst für das viel erörterte Problem des elektrischen Vollbahnbetriebes die vorderhand endgültige Lösung gebracht. Seine Vorteile allen anderen Betriebsarten gegenüber sind so offenbar, daß die verschiedenen in Betracht kommenden Staaten, die teilweise besondere Kommissionen zum Studium dieser Frage eingesetzt hatten, sich durchweg für seine Annahme entschieden haben. Vielfach ist man dabei gleich soweit gegangen, auch die Spannung und die Periodenzahl des Wechselstromes in der Fahrleitung zu normalisieren: so werden für Deutschland wahrscheinlich 10000 Volt und 15 Perioden in der Sekunde als Normalwerte für die neuen Vollbahnen festgesetzt werden. Auf jeden Fall kann die wichtigste theoretische Streitfrage, welche die Entwicklung des elektrischen Bahnbetriebes noch bis vor wenigen Jahren hintangehalten hat, nunmehr wohl als geregelt angesehen werden. Die elektrische Vollbahn ist prinzipiell kein Problem mehr.

Problematisch ist dagegen vielfach noch, namentlich bei uns in Deutschland, die wirtschaftliche oder, richtiger ausgedrückt, die finanzpolitische Seite der Frage. Es ist zwar zweifellos, daß in den meisten Fällen aus den schon vorher erörterten Gründen der Eisenbahnbetrieb als solcher sich ökonomischer gestalten wird, gestalten muß, vor allem überall dort, wo die natürlichen, sonst brach liegenden Energievorräte des Landes ausgenützt werden können. Anderseits verlangt die Umwandlung einer Bahnstrecke oder eines ganzen Netzes in elektrischen Betrieb die Aufwendung ganz erheblicher neuer Kapitalien, die verzinst werden müssen. Das wäre an sich noch nicht so schlimm, wenn das alte Anlagekapital früher regelmäßig amortisiert worden wäre. Leider ist das vielfach, so z. B. besonders in Preußen, nicht der Fall gewesen; hier haben vielmehr Regierung und Parlament in gleicher Weise den Fehler begangen, daß sie in den Eisenbahnen ein unverlierbares Kapital sahen, bei dem von einer Wertminderung so wenig die Rede sein konnte wie bei einem Grundstück. Dementsprechend war die Eisenbahn immer der Trost und die Hoffnung des Finanzministers, da sie gewöhnlich mit ihren Überschüssen den ganzen Staatshaushalt balanzieren mußte, obschon es dringend erwünscht gewesen wäre, einen Teil ihres Reingewinns zur Tilgung der Eisenbahnschulden zu verwenden. Man war sich eben viel zu wenig klar darüber geworden, daß nur ein Teil des Eisenbahnbesitzes gewissermaßen unverwüstliche Werte darstellte, daß dagegen ein anderer Teil das Produkt einer bestimmten technischen

Entwicklungsstufe bildete, das verhältnismäßig rasch durch weitere Fortschritte der Verkehrstechnik überwunden werden konnte. Die Erkenntnis, daß bei unserem Eisenbahnbesitz genau so gut Abschreibungen vorgenommen werden müssen wie bei einem industriellen Unternehmen, schon um sich den Anforderungen des technischen Fortschritts auch dann gewachsen zu zeigen, wenn er ausgedehnte Neuanlagen verlangt, diese Erkenntnis ist unseren Finanzpolitikern reichlich spät gekommen, und die enge Verbindung der Eisenbahnfinanzen mit denen des allgemeinen Staatshaushalts macht es auch sehr schwer, in der Frage der Eisenbahnfinanzpolitik grundstürzende Änderungen vorzunehmen. Die Gefahr liegt zu nahe, daß die Erörterung derartiger Fragen dann gleich auf das allgemein politische Gebiet hinübergespielt wird, wodurch sie voraussichtlich an Sachlichkeit nicht gewinnt. Auf jeden Fall liegt in dieser finanzpolitischen Seite der Angelegenheit eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit für die an sich dringend erwünschte weitere Entwicklung des elektrischen Betriebes auf den Vollbahnen.

Schließlich hat sich auch, als seitens der beteiligten Kreise einige größere Projekte immer ernsthafter erörtert wurden, von militärischer Seite ein lebhafter Widerspruch gegen die geplante Elektrisierung gerade der wichtigsten Eisenbahnlinien erhoben, und bei dem großen Einfluß, den das Militär in Preußen-Deutschland auf alle bedeutungsvollen staatlichen Entschließungen ausübt, ist es nicht weiter verwunderlich, daß dieser Protest vorläufig sehr wirksam gewesen ist. Man macht seitens der beteiligten Kriegsministerien darauf aufmerksam, daß die Eisenbahnen bereits im Mobilmachungsfalle eine ausschlaggebende Rolle zu spielen berufen sind, und daß dann das Versagen einer wichtigen Linie unter Umständen eine militärische Katastrophe zur Folge haben kann. Man braucht daher gar nicht einmal an den Fall zu denken, daß der Feind bereits im Lande steht und durch Zerstörung der Oberleitungsanlagen die Operationen des heimatlichen Heeres behindert; es genügt, so sagt man, ein Spion zu Friedenszeiten in einem Kraftwerk, der beim Ausbruch der Feindseligkeiten durch irgend einen absichtlichen Fehlgriff mit Leichtigkeit das Kraftwerk stillegen und damit den ganzen Mobilisierungsplan über den Haufen werfen kann. Demgegenüber ist aber andererseits mit Recht eingewandt worden, daß die Zerstörung einer Eisenbahnlinie auch beim alten Dampfbetrieb für eine feindliche Patrouille keine allzu schwere Aufgabe darstellt, und daß wir im übrigen ähnlich empfindliche Punkte wie ein Bahnkraftwerk in unserer heutigen Kriegstechnik mit ihren komplizierten Maschinen schon mehrfach besitzen. Man denke z. B. nur an die Ausrüstung unserer Flotte, vom Linienschiff bis zum Unterseeboot, die vor verräterischer Zerstörung schließlich auch nicht absolut sicher sind. Wollte man hier, nur aus Furcht vor ihrer größeren Empfindlichkeit, auf alle Vorteile verzichten, welche die Verwendung der letzten technischen Errungenschaften mit sich bringt, so würde man schließlich das Gegenteil von dem erreichen, was man beabsichtigt, und ebenso würde der Verzicht auf den wirtschaftlichen Nutzen, den das Land aus der Elektrisierung seiner Bahnen ziehen kann, in letzter Linie auch wieder die Kriegstüchtigkeit des Staates vermindern. Man darf sich daher wohl

der Hoffnung hingeben, daß auch der von militärischer Seite vorläufig noch ausgeübte Widerstand schließlich verschwinden wird, besonders wenn sich die hierfür maßgebenden Kreise etwas mehr an die neue Betriebsart gewöhnt haben; vorläufig ist ihnen die ganze Sache anscheinend noch etwas neu und deswegen unheimlich.

Ein kurzer Blick über die verschiedenen Länder, die sich bis jetzt mit der Frage der elektrischen Vollbahn ernsthaft befaßt haben, läßt erkennen, daß man auch in der praktischen Durchführung des Problems sich nicht mehr im ersten Anfangsstadium befindet. Es ist insbesondere eigentlich selbstverständlich, daß in den Vereinigten Staaten, wo stets ein sehr schnelles, energisches und von staatlicher Bevormundung freies Umsetzen neuer technischer Erkenntnisse in die Praxis erfolgte, die Elektrisierung zahlreicher wichtiger Verkehrslinien geplant ist oder bereits durchgeführt wird. Angefangen hat diese Entwicklung wie anderswo auch bei den nur dem Personenverkehr dienenden Schnellbahnen innerhalb der großen Städte, die als Hoch- oder Untergrundbahnen betrieben wurden, von dort dehnte sie sich dann zunächst auf den benachbarten Vorortverkehr aus. Der zunehmende Wert von Grund und Boden veranlaßte weiterhin die Bahnen, auch die Einführung der Fernlinien in die Stadt als Untergrundbahn auszugestalten, was denn natürlich für diese Fernbahnen, wenigstens um die Züge aus dem Weichbilde der Stadt zu bringen, die Benutzung elektrischer Lokomotiven bedingte. Allmählich schob sich dann die Grenze zwischen Dampf- und elektrischem Betriebe immer weiter hinaus, bis sie schließlich mit der von der nächsten Großstadt ihr entgegenkommenden zusammenfloß. Diese Art der Entwicklung kann man namentlich bei den drei großen in Newyork zusammentreffenden Bahngesellschaften beobachten: der New York, New Haven and Hartford-, der New York Zentral-River- und der Pensylvania-Bahn. Die östlichen, sogenannten Neu-England-Staaten mit ihrer fabelhaft dichten Bevölkerung und ihrem ungemein engen Eisenbahnnetz sind naturgemäß auch am ehesten hierfür prädestiniert gewesen, trotzdem macht sich aber dieselbe Entwicklungstendenz auch in anderen Staaten mit dichter Besiedelung bemerklich.

Als außerordentlich fruchtbar, und zwar in verkehrspolitischer sowohl wie in technischer Beziehung, hat sich ferner das Prinzip der sogenannten Städteverbindungs- oder Überlandbahnen erwiesen. Sie sind entstanden aus den immer weiter ins platte Land vordringenden Ausläufern der städtischen Straßenbahnen, die schließlich mit denen der Nachbarstadt sich vereinigten. Während sie innerhalb des städtischen Weichbildes als regelrechte Straßenbahnen jedermann direkt von der Straße aus zugänglich sind, betreten sie, sobald sie die Stadtgrenze passiert haben, ihren eigenen Bahnkörper, auf dem sie nun entsprechend erhöhte Fahrdrahtspannung erhalten und ähnliche Geschwindigkeiten wie die eigentlichen Fernbahnen entwickeln. Sie vereinigen die Vorteile der Straßenbahn — einfaches und bequemes Besteigen und Verlassen des Zuges — mit denen der Vollbahn — hohe Geschwindigkeit auf freier Strecke — und sind ein charakteristisches Beispiel dafür, daß der elektrische Betrieb der Bahnen auch schon neue Formen des Verkehrs möglich gemacht hat.

Schließlich werden aber auch noch ganz neue, eigens für einen elektrischen Schnellbahnverkehr angelegte Fernbahnlinien in den Vereinigten Staaten projektiert, so z. B. eine Strecke St. Louis—Kansas City und andere, und bei der bekanntlich erheblich größeren Entschlußfähigkeit des amerikanischen Geschäftsgeistes gegenüber einer soliden und gründlichen deutschen Behörde ist wohl zu erwarten, daß derartige Pläne nicht allzulange im Stadium des Projektes verbleiben werden.

Die Entwicklung des amerikanischen Bahnwesens ist, soweit der elektrische Betrieb in Frage kommt, durch die Eigentümlichkeit gekennzeichnet, daß jede Bahngesellschaft auf eigene Faust darauf losbaut, ganz unbekümmert darum, was die Nachbarn machen. So findet man Bahnen mit Gleichstrom und dritter Schiene und solche mit hochgespanntem Wechselstrom friedlich nebeneinander, und es ist ein wahres Glück, daß für die Lieferung der elektrischen Ausrüstung nur verhältnismäßig wenig Elektrizitätsfirmen in Frage kommen, die ihrerseits ganz von selbst ein gewisses System in das Wirrsal hineinbringen, sonst würde das Durcheinander in technischer Beziehung noch viel größer sein. Immerhin scheint es jetzt, als wenn auch hier für alle größeren Linien nur noch Einphasenwechselstrom Verwendung finden wird. — Es sollen übrigens — genaue Werte sind darüber sehr schwer zu erhalten — bereits über 7000 km Gleislänge in den Vereinigten Staaten für elektrischen Betrieb eingerichtet sein.

Eigentlich sollte man erwarten, daß England, das klassische Geburtsland des Eisenbahnwesens, auch bei dieser neuen Epoche wieder führend auftreten würde. Dem ist aber nicht so: die englischen Bahngesellschaften haben sich in dieser Frage bis jetzt recht zurückhaltend benommen, und der englische Konservativismus, der sich auf technischem Gebiete vielfach geltend macht und den das Land durchreisenden deutschen Ingenieur des öfteren verwundert den Kopf schütteln läßt, scheint sich auch hier in ausgeprägtestem Maße zu betätigen. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß England über so gut wie gar keine größeren Wasserkräfte verfügt, die ja gewöhnlich den ersten Anreiz dazu bieten, der Elektrisierungsfrage näherzutreten.

Der letztere Grund hat auch in Frankreich die Südbahnlinie dazu bestimmt, die Einrichtung des elektrischen Betriebes auf einzelnen ihrer Linien ins Auge zu fassen, und zwar sollen zunächst die in der Nähe der Pyrenäen liegenden Strecken umgebaut und von den Wasserkräften des Gebirges gespeist werden. Ebenso geht die Mittelmeerbahn mit dem Gedanken um, einzelne Linien versuchsweise zu elektrisieren. Den Anfang sollen die Strecken an der Riviera machen, wo die Rauchplage besonders störend wirkt. Auch hier soll die elektrische Energie aus den Wasserkräften Savoyens gewonnen werden.

Die umfangreichsten und gründlichsten Vorbereitungen zur Elektrisierung ihrer Bahnen haben, abgesehen von Skandinavien, wo beide Staaten bereits mehrere Linien für den elektrischen Betrieb in Aussicht genommen haben, und von Oberitalien, wo schon eine ganze Anzahl kleinerer Gebirgsstrecken, hauptsächlich nach dem Drehstromsystem erbaut, sich in Betrieb befindet, die

Schweiz und die österreichischen Alpenländer geleistet. Die beiden letztgenannten Staatsverwaltungen, die ja durch die Schwierigkeit der Kohlenbeschaffung, die vielen Tunnels und die überall zu Tal stürzende weiße Kohle geradezu darauf gestoßen wurden, haben zunächst großzügig angelegte umfassende Berechnungen darüber angestellt, welche Energiemengen bei der vollständigen Elektrisierung ihrer Bahnnetze benötigt werden und wie sie am zweckmäßigsten zu beschaffen sind. Man hat daraus vor allem gelernt, daß die nutzbaren Wasserkräfte der Alpen bei richtiger Organisation und Energieverteilung vollständig ausreichend sind, um für die nächste Zukunft alle Ansprüche an elektrische Energie für den Bahnbetrieb befriedigen zu können. Unabhängig von diesen theoretischen Erwägungen ist jetzt aber schon eine ganze Anzahl kleinerer und mittlerer Strecken elektrisiert worden. Es hat das angefangen mit Zahnradbahnen und ähnlichen Bergbahnen von ausgesprochen sommertouristischem Charakter, hat sich dann fortgepflanzt von den kürzeren Nebenlinien auf einzelne besondere Punkte der Hauptstrecken, z. B. die großen Scheiteltunnels, und es wird voraussichtlich nicht mehr lange dauern, bis auch bei den großen Stammstrecken die Frage ernstlich erörtert werden wird. Als erste wird hierfür wohl die neue Lötschbergbahn in Betracht kommen.

Die Systemfrage dürfte jetzt, wenigstens für alle Hauptbahnen, auch in den Alpenländern zugunsten des einphasigen Wechselstroms entschieden worden sein, nachdem die ersten Ausführungen, besonders bei den Bergbahnen, wo komplizierte Gleisanlagen nicht in Frage standen, vielfach nach dem Drehstromsystem gebaut worden sind. Die schweren Lokomotiven z. B., welche die Zugförderung durch den Simplontunnel besorgen, sind auch noch mit Drehstrommotoren ausgerüstet.

Was schließlich unser eigenes Vaterland angeht, so darf vielleicht zunächst betont werden, daß es fast ausschließlich die deutschen elektrotechnischen Großfirmen gewesen sind, die in Europa die technische und propagandistische Vorarbeit für die Elektrisierung der Vollbahnen geleistet haben. In England und Frankreich, in Skandinavien und in Italien, in der Schweiz und in Österreich sind die deutschen Elektrizitätsfirmen werbend aufgetreten und haben an ersten Ausführungen die Lösbarkeit des Problems praktisch vorgeführt. Dabei ist ihnen das gelegentlich im Auslande leichter geworden wie in Deutschland selbst. Der Grund liegt auf der Hand: wir haben in allen deutschen Bundesstaaten das Prinzip des reinen Staatseisenbahnbetriebs durchgeführt; Privatbahngesellschaften von Bedeutung gibt es bei uns eigentlich überhaupt nicht mehr. Infolgedessen greift, wie früher ausgeführt, die Erörterung über eine solche Neuerung gleich auf alle möglichen anderen Gebiete, z. B. das finanzpolitische, über, und setzt Faktoren in Bewegung, mit denen eine einzelne, kleinere Bahngesellschaft nicht zu rechnen braucht. Zudem ist die Frage der Elektrisierung für ein so riesiges Netz, wie es z. B. die preußischen Staatsbahnen vorstellen, schon rein technisch genommen von derart einschneidender prinzipieller Bedeutung, daß es dem verantwortlichen Ministerium nicht verdacht werden kann, wenn es eine sehr eingehende Prüfung der technischen Grundlagen vornimmt und sich auf den Standpunkt stellt: erst muß die technische

Entwicklung zu einem erkennbaren, festen Abschluß gekommen sein, ehe wir anfangen; zu Experimenten geben wir uns nicht her. In ähnlicher Weise haben andere deutsche Staaten: Bayern und Baden, zunächst eine abwartende Haltung eingenommen; allerdings waren die beiden genannten süddeutschen Staaten mehr noch als Preußen an der Lösung der Frage interessiert, da ihnen in den Wasserkräften des Mittel- und Hochgebirges beträchtliche natürliche Energiemengen für den Bahnbetrieb zur Verfügung standen. Man begann daher in Süddeutschland damit, zunächst einmal ein umfangreiches, wasserwirtschaftliches Programm aufzustellen und dem Staate ein Vorzugsrecht an der Nutznießung der Wasserkräfte einzuräumen. Inzwischen hatten verschiedene Stadt-, Vorort- und Städteverbindungsbahnen, so die Berliner Hoch- und Untergrundbahn (Gleichstrom, dritte Schiene), die Vorortbahn Berlin-Großlichterfelde (nach demselben System), die Rheinuferbahn Köln-Bonn (Gleichstrom mit Oberleitung, 1000 Volt) und vor allem die Wechselstrombahnen Spindlersfeld und Murnau-Oberammergau reichhaltiges Erfahrungsmaterial zur Beurteilung der Frage geliefert, so daß sich die preußische Staatsbahnverwaltung endlich dazu entschloß, einen Versuch in größerem Stile mit der Hamburger Stadt- und Vorortbahn Blankenese-Ohlsdorf zu machen, die durch ihren dichten Verkehr in erster Linie hierzu berufen erschien. Das günstige Ergebnis dieses Versuchsbetriebes hatte dann nicht nur zur Folge, daß man die technische Überlegenheit des Wechselstromsystems vor allen anderen Möglichkeiten endgültig anerkannte, sondern veranlaßte mittelbar auch die übrigen deutschen Staatsbahnverwaltungen, der Frage nun ernstlich näherzutreten. Baden entschloß sich, die Wiesentalbahn — von Basel nach Schopfheim — als erste seiner Linien zu elektrisieren, ebenso faßte die bayerische Staatsverwaltung mehrere Strecken hierfür ins Auge. Als erstes Stück einer längeren Bahnlinie wurde in Preußen die Strecke von Dessau nach Bitterfeld ausgebaut: seit Anfang dieses Jahres verkehrt hier die elektrische Schnellzuglokomotive. Damit sind wir jetzt auch in Deutschland in das Stadium eingetreten, wo sich das ursprünglich rein technische Problem in ein vorwiegend volkswirtschaftliches und finanzpolitisches zu verwandeln beginnt. Aus dem Konstruktionsbureau und der Werkstätte wandert die Frage jetzt in die Ministerien und Parlamente, und es ist nur zu wünschen, daß sie hier ebenso gründlich angefaßt und erfolgreich gelöst wird wie dort.

Kleine Bausteine

Zur Ethik des Familienlebens / Skizzen für Besprechungen mit jungen Leuten / Von Fr. W. Foerster

Familienleben und Persönlichkeit.

Es gibt nicht wenige Menschen, die in ihren persönlichen Neigungen und Bedürfnissen sehr stark durch die Autorität der Familie und durch die verschiedenartigen Ansprüche des Familienlebens eingeschränkt worden sind — in ihnen bildet sich leicht die Vorstellung aus, Familie und Wachstum persönlichen Lebens seien zwei Dinge, die immer unvereinbarer werden, je mehr der junge Mensch dem Alter der Unmündigkeit entwächst. Solche Menschen vergessen ganz, daß das Familienleben in uns gewisse persönliche Kräfte und Fähigkeiten entwickelt, die uns für das wirkliche Leben mindestens so nötig sind wie alle Kenntnisse und Fertigkeiten: es weckt und übt die drei Grundkräfte des sozialen Lebens: Unterordnung, Kameradschaft und Fürsorge. Es setzt den Menschen in das richtige Verhältnis zu denen, die die Vergangenheit repräsentieren; es lehrt ihn, mit der Verschiedenartigkeit der Gleichalterigen fertig werden, es entwickelt das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber den jüngern. Und die erzieherische Kraft der Familie als soziale Bildungsmacht beruht darin, daß in diesem Lebenskreise das soziale Leben organisch aus dem natürlichen Leben herauswächst und die sittliche Einordnung durch physische Zusammengehörigkeit erleichtert. Das Familienleben ist der einzige Ort, wo die große Kluft zwischen Egoismus und Liebe bis zu einem hohen Grade ausgefüllt wird, wo Natur und Kultur, Pflicht und Neigung ganz nahe zusammenkommen, wo sozusagen die Natur über sich selbst hinauswächst und fast zur Kultur wird — und dieses intime Zusammenwirken von Natur und Kultur ist von unvergleichlicher Bedeutung für alle Veredlung des menschlichen Trieblebens. In der Familie ist dem Menschen die entscheidende Gelegenheit gegeben, sich aus der elementaren Naivität und Beschränktheit des Ichwesens zu retten, die uns sonst das ganze Leben hindurch gebunden hält und auch unser Denken zur Einseitigkeit verurteilt.

Zu dieser bildenden Kraft der Familie trägt vor allem auch die enge Gemeinschaft ganz verschiedener Generationen, Altersstufen, Charakter- und Geistesarten bei. Es gibt viele junge Leute, denen plötzlich klar wird, welche philiströse Gesellschaft doch ihre eigene Familie ist, wie wenig sie zu diesem oder jenem Angehörigen passen, wie schlecht sie verstanden werden und wie viel besser es für ihre persönliche Entwicklung wäre, wenn sie mit Leuten zusammenleben könnten, mit denen sie innerlich harmonieren und mit denen sie durch verwandtes Temperament und verwandte Interessen verbunden sind. Alle diese Unzufriedenen sehen nicht, daß das Familienleben gerade dadurch ein so unentbehrliches Mittel zur Erweiterung des persönlichen Lebens ist, daß es uns zwingt, mit Menschen zusammenzuleben, die wir uns *nicht*

selber ausgesucht haben, die ganz anders sind und ganz andere Interessen verfolgen als wir. Menschen, die nur mit denen verkehren mögen, die ihnen ähnlich sind, verfallen unrettbar in das, was der Engländer ‚sectarian spirit‘ — Sektengeist — nennt und was nicht selten zu förmlicher Narrheit führt, eben weil es den Menschen jeder Ausgleichung seiner Einseitigkeit beraubt. Wir würden wahrlich mehr starke und vielseitig entwickelte Persönlichkeiten haben, wenn junge Leute nicht so oft so völlig verblendet dagegen wären, daß das wahrhaft Bildende nicht in allerhand vagen Interessen und schöngeistigen Nichtigkeiten liegt, die keine Selbstüberwindung vom Menschen verlangen, sondern eben gerade in der Kunst, mit schwierigen Beziehungen und lästigen Verantwortlichkeiten in vornehmer Weise fertig zu werden, statt einfach davonzulaufen oder sich und andern mit häßlichen Szenen die Seele zu verderben. Zu diesen elementarsten Aufgaben aber gehört eben die Fertigkeit, mit anders gearteten Temperamenten und andersgearteten Geistern Frieden zu halten. Wer das in der Familie nicht lernt, wie soll er im Leben bestehen? Welch tragikomisches Bild ist doch eine Tochter, die in die soziale Arbeit geht, weil sie mit ihrer Familie nicht leben kann! Welche soziale Kraft soll von Menschen ausgehen, deren Fähigkeit zur Gemeinschaft so wenig die Probe bestanden hat!

Es ist auch eine von Grund aus weichliche Auffassung, daß man von den Menschen, mit denen man zusammenlebt, durchaus ‚verstanden‘ sein müsse. Verstanden zu werden ist ein Luxus, der nur wenigen zuteil wird, und gerade das Beste und Tiefste wird im Leben am meisten mißverstanden. *Wir sind nicht dazu da, um verstanden zu werden, sondern um zu verstehen.* Und es ist besser, daß wir alle unsere Seelenkräfte darauf konzentrieren, andere richtig zu beurteilen, als uns darüber zu grämen und zu empören, daß wir selber unverstanden durchs Leben gehen. Wir verstehen uns ja auch oft selber nicht — wie sollten uns dann andere verstehen?

Eine Tochter sollte darum auch nie fragen: was habe ich für eine Mutter?, sondern: was bin ich für eine Tochter? Bin ich eine *ganze* Tochter, lebe ich alles aus, was Großes an Demut und Großmut, an allgegenwärtiger Liebe, an selbstloser Pietät, an ahnungsvollem Takte in der Idee einer Tochter liegt, oder bin ich nur das Bruchstück oder die Karikatur einer Tochter? Mit solcher Fragestellung beginnt die wahre Selbständigkeit einer Tochter. Und ebenso sollte der Sohn nicht jammern, dem plötzlich klar wird, daß das Ideal des Vaters in seinem Elternhause nicht erfüllt ist, sondern er sollte wissen, daß es gerade solche Verhältnisse sind, in denen das Ideal des Sohnes um so höher aufleuchten muß: er muß sich in stiller Stunde erfüllen mit einer wahren Vision des ritterlichen Sohnes — des Sohnes, der die Blößen des Vaters deckt, der den Vater so ehrt, daß dieser unbewußt zu der Ehre emporwächst, hinter der er bisher zurückgeblieben ist. Wie auch der Vater sei — der Sohn muß seinen Beruf als Sohn erfüllen, oder er wird keinen Beruf erfüllen können, wird immer erst nach allen Seiten spionieren, ob denn auch die andern das Ihrige tun und darum nie dazu kommen, aus tiefster Freiheit heraus das Seinige zu tun.

Familienegoismus.

Das Familienleben trägt nicht nur große bildende Kräfte, sondern auch große Gefahren für den inneren Fortschritt des Menschen in sich. Und nur wer diese Gefahren klar vor Augen hat, kann durch das Familienleben innerlich wachsen. Die Familie *kann* eine Erziehung zu aller höheren Verantwortlichkeit sein — für Menschen aber, die sich keine höheren Ziele gesteckt haben, bedeutet sie häufig nur eine neue Nahrung für den alles zusammenraffenden Egoismus und für das naive Sichaufblähen und Sichbespiegeln in der eigenen Nachkommenschaft. Wir sprechen mit Recht von der veredelnden Wirkung der Mutterschaft, — für viele Frauen ohne höhere Lebensansicht aber führt die Mutterschaft nur zu einem geradezu gottlosen Kultus des eigenen Fleisches und Blutes und zur völligen Blindheit gegenüber fremden Rechten und Vorzügen.

Die Familienegoisten sehen nicht, wie sehr sie selber und die ihrigen durch solche Kurzsichtigkeit geschlagen werden. Die Selbstvergötterung, die dem maßlosen Kultus der Eigenen zugrunde liegt, teilt sich unbewußt den Kindern mit, vergiftet ihr ganzes Seelenleben durch Selbstgefälligkeit und tötet die Demut, ohne die es kein tieferes Gewissensleben und keine echte soziale Kultur geben kann. Und wenn jene Familienegoisten glauben, die Familie werde um so inniger zusammenwachsen, je weniger Herz man nach außen verschenkt, so bleibt ihnen eben verborgen, daß der Zusammenhalt der Familie selbst einer größeren und selbstloseren Liebe bedarf, als es diejenige ist, die sich nur auf das eigene Fleisch und Blut, auf die nächsten ‚Angehörigen' richtet. Die Engherzigkeit nach außen, damit nur ja den lieben Eigenen nichts entgehe, diese Engherzigkeit verkrüppelt schließlich das Herz auch gegen die Eigenen, erzeugt eine kurzsichtige, selbstsüchtige und tyrannische Art von Liebe, die nicht imstande ist, wirkliche Opferwilligkeit, Dankbarkeit und Treue der einzelnen Familienglieder füreinander hervorzurufen. Wo die Kinder in solchem egoistischen Sinne gepflegt und geliebt werden, da fehlt ihnen immer die wahre Taufe des geistigen Lebens: sie werden im Fleische auferzogen und nicht im Geiste, und darum wird auch das Fleisch und Blut in ihnen regieren und nicht das höhere Leben des Geistes. Wo hingegen die Familie selber aufrichtig teilnimmt an fremdem Leid und fremder Freude, wo man Behagen, Geld und Zeit opfert, um auch Menschen, die uns nicht durch das Blut angehören, Hilfe und Teilnahme zu gewähren, da gilt wahrlich der alte Segenswunsch: Gott wird es lohnen; die höhere Liebe, zu der man sich aufgeschwungen hat, die Befreiung von der bloßen Sucht nach dem Eigenen fällt als Segen auf das Familienleben selbst zurück und vertieft und veredelt alle natürlichen Bande.

Erbliche Belastung.

Die alte unbarmherzige Macht der erblichen Belastung ist uns durch die neuere Wissenschaft bedrückender als je zum Bewußtsein gebracht worden. Mit Schrecken starrt der Mensch auf alle die Gebrechen und Krankheiten seiner Vorfahren und fragt sich: Wo und wann wird der unentrinnbare Fluch

auch in mir offenbar werden? So tritt zur Macht der Vererbung noch die Furcht vor der Vererbung hinzu, und diese Furcht lähmt alle Kräfte des persönlichen Widerstandes und macht gerade dadurch die Vererbung zu einem unwiderstehlichen Schicksal. Nichts aber gehört so sehr zu einer wahrhaft persönlichen Lebensführung als die innere Befreiung des Menschen von der Tyrannei der Vererbung.

Wie aber ist eine solche Befreiung möglich? Was vermögen wir denn gegen die Naturgesetze?

Die wunderbare Macht der Erneuerung ist ebenso tief in den Tatsachen und Gesetzen der Natur und der menschlichen Seele begründet wie die Vererbung. Ja die Vererbung selbst mit ihrer unabsehbaren Mannigfaltigkeit von Neigungen und Kräften, unser enger Zusammenhang mit der endlosen Kette unserer Vorfahren, spendet uns nicht bloß verderbliche Anlagen und krankhafte Keime, sondern auch geheimnisvolle Stärkungen und Gegenmittel gegen alles, was uns verderben will. Und welche Wunderkräfte der Erneuerung im Geiste verborgen liegen, das können wir immer wieder erkennen, wenn wir beobachten, wie selbst Menschen, die durch den Fluch der Vererbung rettungslos jeder Art von verkehrter Leidenschaft verfallen schienen, plötzlich zu neuer Kraft und neuem Leben erweckt werden.

Statt uns durch den tiefen Zusammenhang unseres Lebens mit den vorangehenden Generationen erschrecken und lähmen zu lassen, könnten wir gerade die klare Einsicht in die Macht der Vorfahren über uns dazu verwerten, dieser Macht gegenüber selbständig zu werden und ihr durch richtige Selbsterziehung und Selbstbewahrung entgegenzuwirken. Warum sollte z. B. ein reifer Mensch bei aller Pietät vor seinen Eltern und Voreltern sich nicht fragen, welche besonderen Gefahren ihm aus der Erbschaft der vorangehenden Generationen drohen? Wer in der Geschichte seiner Familie z. B. auf krankhafte Neigungen und Anlagen trifft, könnte er sich nicht dadurch schützen, daß er durch seinen Umgang, durch seine Berufswahl, durch seine ganze Lebensweise und Hygiene jenen Gefahren ein Gegengewicht gibt und in sich selber gerade diejenigen Eigenschaften und Betätigungen zur Übung bringt, die von jenen Anlagen ablenken und ihnen entgegengesetzt sind?

Der Fluch der Generationen liegt nicht bloß auf dem Gebiete pathologischer Entartung. Die Familien werden oft auf eine weit unerklärlichere Weise zugrunde gerichtet, nämlich durch die Folgen tiefgewurzelter und nach außen hin oft völlig verkleideter oder versteckter Charakterzüge, wie Sinnlichkeit, Leichtsinn, Ehrsucht, Unwahrhaftigkeit. Wie verschieden äußert sich z. B. der Leichtsinn in der Familiengeschichte: Bei dem einen Ahnen tritt er nur als fröhlicher Optimismus zutage, weil er durch andere Charaktereigenschaften zurückgehalten und ausgeglichen wird. In der Reihe der Nachkommen aber entfaltet sich jene Disposition oft plötzlich zur Unwahrhaftigkeit, Unehrlichkeit, Verschwendungssucht, ja zum Verbrechen und wirft die Familie in den Abgrund.

Nicht selten spricht man auch in solchen Fällen dann gleich vom ‚Pathologischen' und führt alles darauf zurück. Wir alle aber haben irgendwo etwas Pathologisches in uns verborgen sitzen, das gleichsam eingekapselt durch die

Generationen weiter geht; ob es sich entfaltet, das hängt häufig nur davon ab, ob ein Charakterzug dazu kommt, der dem Wachstum jener Anlage günstig ist. Es gibt viele moralische Entartungen, die mit starken pathologischen Erscheinungen verbunden auftreten, — bei genauerer Beobachtung aber sieht man deutlich, daß das Krankhafte erst durch die moralische Verkehrtheit aufgepeitscht worden ist. Lügenhaftigkeit, Selbstsucht, Sinnlichkeit, Hochmut wirken häufig in dieser Weise. Durch Selbsterkenntnis, Familienerkenntnis, Ahnenstudium können wir lernen, rechtzeitig solchem Verhängnis vorzubauen, indem wir die verderblichen Ahnengeister in uns selber feststellen, an kleinen und großen Zügen, und dann den Kampf gegen sie aufnehmen, indem wir uns mit größter Wachsamkeit nach der entgegengesetzten Seite zu vervollkommnen suchen.

Ein großes Hindernis solcher Reinigung und Befreiung ist der ungesunde und beschränkte Familienkultus, in dem viele Menschen befangen sind. Man hält die eigene Rasse für eine ganz besondere Auslese geistiger und sittlicher Vortrefflichkeiten, und man mag sich selbst in der stillsten Nachtstunde nicht eingestehen, daß auch in der eigenen Familie dunkle Gewalten an der Arbeit sind, die das Leben zerstören und die Geschlechter von der Höhe ins Dunkel hinabschleudern.

Solche dumpfe und selbstgefällige Anhänglichkeit an die eigene Familie ist immer das sicherste Zeichen nahenden Untergangs. Denn dadurch werden eben jene großen Kräfte der Befreiung und Reinigung lahmgelegt, die nur aus gesunder Selbsterkenntnis und ‚Ahnenerkenntnis' hervorgehen.

Gewiß liegt auch im Ahnenkultus ein tiefberechtigter Kern. Aber der naive und verschwommene Familiendünkel des neueren Menschen hat mit dem gesunden Elemente des alten Ahnenkultus nichts zu tun. Denn dieser bestand gerade darin, daß man sich in große und vorbildliche Charaktere der eigenen Familienvergangenheit versenkte, ihre Aussprüche aufbewahrte, ihre Lebensgewohnheiten heilig hielt und sich gerade dadurch vor den verhängnisvollen Zügen der Familienerbschaft sicherstellte. Zu solcher Art von Ahnenverehrung fehlt heute dem Menschen Zeit, Ruhe und Pietät, Und so wird der Familienstolz zur Familiennarrheit, und der individuelle Mensch, der doch die Selbständigkeit auch gegenüber der eigenen Familie als sein höchstes Gut betrachtet, wird mehr als je allen Erbschaften des eigenen Blutes untertan.

Was hier von den Erbschaften der Familie gesagt ist, das gilt auch von den Erbschaften der Nation. In jeder Nation liegen neben großen und wertvollen Eigenheiten gewisse in Naturanlage und Geschichte tief begründete Fehler und Schwächen. Diese Gefahren der Anlage sind aber nur dort ein unentrinnbares Verhängnis für den einzelnen, wo ein verschwommener nationaler Dünkel die nationale Selbsterkenntnis verhindert und die reinliche Scheidung der wahrhaft großen Traditionen von den verhängnisvollen Fehlern, Lastern und Einseitigkeiten unmöglich macht. Wo aber die Beschränktheiten und Charakterfehler des nationalen Temperamentes zum Gegenstand eindringender Selbstprüfung erhoben werden, und wo man sich nicht nur an der

Karl Joh. Becker-Gundahl/Kartonskizze zu einer Kreuzigung

Größe der eigenen Nation berauscht, sondern sich auch die ruhmreichen Züge anderer Rassen und Völker lebendig vergegenwärtigt, da geht das größte Werk der nationalen Befreiung vor sich: die stetige Befreiung der Nation von ihrer eigenen Verderbnis!

Agnus Dei.

Höchste Standhaftigkeit ist es, fremde Schuld schweigend zu ertragen und von fremder Schuld unbefleckt zu bleiben, — unendlich viel höher aber noch ist es, fremde Schuld schweigend durch eigenes Leid zu sühnen und fremde Sünden durch eigenes Tun wieder gutzumachen. Über solchem Beginnen leuchtet das Geheimnis des Agnus Dei. . . .

Wo in einem Hause Menschen sind, die sehr laut einhergehen, da müssen andere sein, die ganz leise schreiten. Und wo in einem Hause Menschen sind, die unrein leben und reden, da müssen andere sein, die sich schneeweiß bewahren. Wo der Fluch des Leichtsinns in einer Familie waltet, da muß wenigstens ein Mensch sein, der blutrot wird vor Scham über die Seinen, und der eine Leuchte wird in der Welt des Gewissens. Und wo aus einem Hause die Raubsucht und die Selbstsucht in die Welt gegangen ist, da muß auch eine Seele wach werden, die das alles durch ein Vorbild unerschöpflicher Liebesgröße zu sühnen sucht. Wie viele von unseren Sünden müssen von anderen Menschen wieder gutgemacht werden, für wieviel Schuld, die wir begingen, müssen andere büßen, — und da wollten wir nicht begreifen, daß auch wir die Sühne für fremde Schuld auf uns zu nehmen haben?

Unerträgliche, verworrene und freudlose Familienverhältnisse werden nur erträglich, wenn man sie in solchem Lichte betrachtet, statt dumpf und ratlos alles auszukosten, was eigene Angehörige über die Ihrigen und über andere gebracht haben.

Jeder Fehltritt, jeder Übermut, jedes Laster in der eigenen Familiengeschichte soll dem denkenden Menschen ein Weckruf werden, daß er sich selbst um so entschiedener nach der entgegengesetzten Richtung erziehe, damit durch sein Beispiel mehr Menschen gestärkt und gerettet werden, als durch die Schuld der Seinigen verwirrt und geschädigt wurden.

Goethes Iphigenie ist ein Bild solcher Sühne. Edlen Frauen ist es in jedem Hause gegeben, durch die heroische Tatkraft des schweigenden Duldens und der schweigenden Vollendung den Fluch barbarischer Erbschaften von den Ihrigen zu nehmen und befleckte Wohnungen wieder reinzuwaschen.

Kritik

Neue Romane / Von Max Behr

Die Abneigung gegen die Großstädterei in der Literatur hatte dem Heimatroman zu einer bevorzugten Stellung innerhalb der neuesten Prosadichtung verholfen, aber wie es Emporkömmlingen, die ihr Aufsteigen nicht eigener Kraft verdanken, zu gehen pflegt, konnte er sich nicht allzu lange auf seinem wichtigen Posten behaupten. Soweit nicht neue Tendenzen in der Romankunst an ihn anknüpfend seine Physiognomie verwischen, indem sie aus ihr den naturalistischen Familienzug tilgen, verfällt er mehr und mehr der Unterhaltungsschriftstellerei, die ja stets bereit ist, in die abgelegten Formen einer bahnbrechenden literarischen Richtung wie in ein bequemes, ausgetragenes Gewand zu schlüpfen.

Auch die Belletristik katholischer Herkunft hat sich des Heimatromans bemächtigt: am Rhein und in Westfalen pflegen ihn die katholischen Verleger neben dem Salon- und Gesellschaftsroman Brackelscher und Herbertscher Färbung mit im ganzen glücklicher Hand. Gibt er doch der Handlung von selbst eine gewisse Frische und Realität mit, die immerhin Leben in die Schablone rein äußerlicher Spannung bringt, selbst wenn diese Realität, wie zumeist, nur Rohstoff ohne Kunstwert, Beobachtung ohne poetische Beseelung bleibt. Andererseits lassen sich dem religiösen Leben des Landvolkes auch in seiner ausgesprochen konfessionellen Ausprägung mit nur einigem Geschick und Takt leicht poetische Züge abgewinnen, die den katholischen Leser anheimeln und auch die strengste ästhetische Kritik befriedigen, solange der natürliche Zusammenhang mit der geschilderten Umwelt festgehalten wird. Westfalen, dessen Tradition in der Heimatkunst schon mit Immermanns ‚Münchhausen' (1838/1839) beginnt — dieser satirische Zeitroman enthält bekanntlich den ‚Oberhof' —, hat zu dieser nicht unsympathischen Erzählungsliteratur wohl die meisten Stücke beigesteuert. Über den typischen Durchschnitt dieser Bücher ragt ein neuer Roman aus dem Münsterlande ‚Die Schulten vom Brink'* von Emil Frank um etliche Längen hinaus. In Frank steckt die Kraft zu einem satten und zwingenden Realismus, er hat den Instinkt für das Organische, aus der Tiefe der Geschehnisse Gewachsene, das den Romandichter vom Romanschreiber scheidet, und nur seine Ungewandtheit verbietet dem Kritiker, sein Buch schlechthin als Kunstwerk zu bezeichnen. Doch ist dieser Mangel kaum ein in der dichterischen Konstitution des Verfassers begründeter, wenigstens weist manche Einzelheit der Motivierung und Handlungsführung auch auf einen höchst geschickten Techniker. Vielleicht sind die ‚Schulten vom Brink' das Werk eines Anfängers: die besonders im Anfang zwischen befangener, trockener Abgerissenheit, blumiger Konvention und einer noch viel übleren gewaltsamen Originalität hin- und herschwankende Sprache, die der zweifelsohne echten Stimmungen, die sie ausdrücken soll, noch nicht Herr wird; die ungenügende Verschlingung von Haupt- und Nebenhandlungen, die schließlich zu übereilten, durchaus äußerlich den Faden abschneidenden Abschlüssen zwingt; die Schwerfälligkeit in der Formung seiner ob ihrer sachlichen Wahrhaftigkeit nicht genug zu lobenden künstlerischen Absichten, der er durch förmliche Kommentare zu den einzelnen Charakteren und Herzenswandlungen abzuhelfen sucht, — kurz: der mangelnde Fluß und die geringe Einheitlichkeit der Erzählung wären einem Unfertigen zu verzeihen, der durch eine ganze Reihe

* J. P. Bachem, Köln. Brosch. M. 3.60, geb. M. 4,80.

echter Züge weit über der Dutzendschreiberei steht. Der verbreitetsten Motive des Dorfromans, der bäuerlichen Mesalliance, der Verschuldung, auch des Gegensatzes zwischen Eingesessenen und Zugezogenen, bedient er sich mit einer um die Tradition ganz unbekümmerten wohltuenden Nüchternheit. Aus lebendigster, ungezwungenster Beobachtung des Landlebens nimmt er äußerst wirkungsvolle Einzelheiten: die nie ausbleibenden Reibungen zwischen Schwiegermutter und eingeheirateter Schwiegertochter, die gehässige Wegsperrung durch den Schulten vom Brink, die Übertragung nachbarlicher Feindschaft auch auf die Tiere des Nachbars und andere mehr. Im weiteren Verlaufe der Erzählung wird auch die Sprache ungenierter, gelegentlich überrascht ein trefflich geformter Satz, ein plastisches Bild, ab und zu blitzt der drastische niedersächsische Humor der Alltäglichkeit auf. Vor allem aber bestärkt die Art, wie sich Frank die Entwicklung der Haupthandlung dachte, die Hoffnungen des kritischen Lesers: Der Schulte Dierck Tweehus, ein nicht eben starker Charakter, von den eigenartigen Reizen einer armen Kötterstochter fremder Herkunft eine Zeitlang im Bann gehalten, aber durch die elterlichen Wünsche, die eigene Vernunft und den eigenen Stolz zu einer reichen Heirat gedrängt, knüpft durch eine feige Lüge gegen seine Braut Jandine einen ganzen Knoten von Konflikten, die ihn immer tiefer in Mißtrauen und Haltlosigkeit hinabziehen, ihn zum Säufer machen und fast zugrunde richten. An diesem und an einigen anderen Punkten, z. B. auch in der Schilderung Jandinens als eines etwas schwächlichen und zarter als ihre Umgebung empfindenden Mädchens, in den Andeutungen zur Charakteristik von Clemens Tweehus, steigert Frank den äußeren Realismus des Heimatromans zum realistischen Charakterroman und zu jener Menschheitspoesie, wie sie in Jeremias Gotthelfs besten Bauerngeschichten lebendig ist.

Emil Franks Stärke ist die schlichte Realität, die darum der Seele nicht entbehren muß. Wo er sich zum Pathos oder zur Sentimentalität verleiten läßt, wirkt er höchst unerfreulich, ja peinlich. Insofern ist er eigentlich ein Nachzügler, denn die literarische Strömung hat den Realismus vom Typus des Polenzschen ‚Büttnerbauern' schon längst wieder hinter sich gelassen. Aber wer weiß, vielleicht wird sie doch wieder in die Nähe jenes Punktes zurückebben müssen, an dem Frank jetzt steht. Allzu rasch hat das Verlangen nach ‚Ewigkeitsgehalt' und die Sehnsucht nach dem großen ‚Stil' auch in der Romandichtung üppige Triebe hervorgelockt, die ohne Kernholz sind. Dem großen Inhalt müßte die große Form entsprechen, und diese aus eigenem zu schaffen, dazu fehlt es der modernen Literatur noch viel zu sehr an der Ursprünglichkeit der in ihr von innen heraus wirkenden Kräfte. Der Pastorenroman mit Frenssen an der Spitze bediente sich biblischer Stilformen, für die sich aber wiederum sein Inhalt als zu klein erwies, ob er auch seine Bauern mit beflissenster Absicht zu Menschheitsrepräsentanten aufrundete. Von dieser Richtung schwerlich unbeeinflußt, nur noch mutiger und konsequenter, strebt Max Geißler dem Stilroman zu. Nachdem er in den ‚Inseln im Winde' den Halligen einen Kulturroman gewidmet hatte, wollte er seine am Nordseestrande spielenden ‚Glocken von Robbensiel'* nicht als einen sogen. Heimatroman, sondern als einen Menschheitsroman schreiben. Ein kühnes Unterfangen, das alle Achtung verdient. Aber von der lyrisch gehobenen Paraphrase einer ziemlich dünnen und nicht immer bedeutenden Handlung, die sein Werk in der Tat darstellt, bis zu dem modernen Prosaepos, dem großen Schicksalsbuch, das ihm vorschwebte, ist doch noch ein weiter Weg. Vorläufig ist nur ein Kompromiß zwischen lyrischer Stimmung und epischem Stoff zustande gekommen und die erstrebte Größe liegt mehr in Worten als in der dichterischen Tat. Die Realitäten hängen entweder in der Luft — und die Sugge-

* Leipzig, L. Staackmann. Brosch. M. 3,50, geb. M. 4.50.

stionskraft des Dichters kann nicht immer verhindern, daß man sich fragt: Wie? woher? warum? — oder sie nehmen sich der pathetischen Rhythmik der Sprache gegenüber kleinlich aus. So ist die Hochzeit zwischen dem großmannssüchtigen Bauernsohn Eide und der feinen Elke eine nur notdürftig begründete Gewaltsamkeit, der Tod der ersten Braut des Pastors aber, der ihm die Vereinigung mit Elke möglich macht, eine schlecht verhüllte Banalität. Auch der Stil ist oft erzwungen: um den getragenen, verhaltene Ergriffenheit markierenden Ton immer festhalten und überall durchführen zu können, ist der Dichter auf Füllsel angewiesen, auf Klänge ohne Anschauung, Bilder ohne Seele, auf rein dekorative, gleichfalls an die Eigenart der Bibelsprache erinnernde Metaphern. So bleibt das Buch als Ganzes im Lyrismus stecken. Es kommt zu keiner richtigen Charaktergestaltung — die geht in der Stilisierung verloren —, es kommt nicht einmal immer zu satter Stimmung — gleich das Leitmotiv der unheilverkündenden Glocken im Meeresgrunde wird, so oft es auch anklingt, nirgends recht lebendig, — und wer Geißler nur aus diesem Werke kennen lernt, wird ihn für nicht viel mehr halten als einen liebenswürdigen, sympathischen Schwärmer, dem seine Begeisterung für alles Gesunde, Starke und Schöne in Natur und Menschenleben manches volle poetische Korn zuträgt. Denn das hohe Ziel, das er sich steckt, werden vielleicht nur wenige zu würdigen wissen. Und die schöne Erzieherweisheit, die hinter den Figuren des alten Seemanns und seines an seiner Zügellosigkeit zugrunde gegangenen Sohnes sich verbirgt, hat der alltäglichen Wahrheit doch noch nicht so tief ins Herz geleuchtet, daß sie wahrhaft große Wirkung tun könnte.

Das ‚Heidejahr‘, (ebenda), das Geißler den ‚Glocken von Robbensiel‘ folgen ließ, bewegt sich auf realerem Boden. Der Kulturpädagoge, der ja auch hinter Eide Dreyers Ringen mit dem Meere steht und der im ‚Moordorf‘ schon einmal ähnliche Themata behandelt hat, kommt hier wieder zu Wort, und zwar nicht ohne gelegentliche kleine Schulmeistereien und allzu direkte Belehrungen. Gegenüber seinem Vorgänger macht dieser in Tagebuchform geschriebene Roman einen noch zwiespältigeren Eindruck: es hätte eine Bindung zur Einheit durch den Kontrast hergestellt werden müssen, indem der nur leicht angedeutete Gegensatz zwischen dem alten körperlich verfallenden Tagebuchschreiber und dem rings um ihn neu aufblühenden Leben schärfer herausgearbeitet wurde. Auch die leeren, großen Worte, die bloß dazu da sind, den angeschlagenen Ton lyrischer Reflexion rein äußerlich zum Ausklang zu bringen, machen sich im ‚Heidejahr‘ noch unangenehmer bemerkbar: Plattheiten werden sentimental aufgebauscht, Selbstverständlichkeiten mit pathetischer Geste verkündet. Bilder und Vergleiche jagen und überstürzen sich, bis das Ohr auch für die gelungensten abgestumpft ist. Diese poetische Redseligkeit steigert sich zur reinsten Suada, wenn Fien Magretjen, die so etwas wie das gute, lichte, tätige Prinzip darstellt, ihre Strafreden an die tückische Geffke Bolten und die faule schmutzige Trina Renken hält. Geißler hat sich redlich bemüht, auch die derbste niedersächsische Urwüchsigkeit in dieser Bäuerin zu Wort kommen zu lassen und gewiß kann man seine herzliche Freude an dieser kouragierten, helläugigen, tatlustigen Frau haben, aber das Gefühl, einer eigens konstruierten Persönlichkeit zu lauschen, wird man doch nie recht los. Viel unbefangener schaut man den drolligen Szenen zwischen Harm Lück und seiner jungen Frau Karleen zu: hier ist schlichter Humor und schlichte Poesie. Ebenso frisch und anmutig ist das allmähliche Aufblühen des verwahrlosten kleinen Buben eines liederlichen Schusters geschildert. Und solcher Züge einer wohltuenden Natürlichkeit finden sich im ‚Heidejahr‘ eine ziemliche Reihe: weil sie dem liebenswürdigen Optimismus des Dichters am angemessensten sind, gelingen sie ihm am besten, machen sie sein schätzbarstes dichterisches Gut aus. Von hier aus muß er ausgehen, wenn er uns den poetischen Roman geben will, und das ‚Heidejahr‘ ist trotz aller Mängel ein Schritt zurück zu jener weisen Beschränkung, die den Meister verrät.

Belletristik des Auslands* / Von Franz Herwig

Ohne Zweifel hat der Gebildete ein Recht darauf, mit ausländischer zeitgenössischer Literatur bekannt gemacht zu werden. Und da nur die wenigsten in der Lage sind, drei, vier fremde Sprachen so zu beherrschen, daß sie in denselben denken könnten, muß der Literaturfreund zu Übersetzungen greifen. Daran ist ja nun bei uns kein Mangel. Aber es fragt sich, ob dieser Überfluß nicht etwas Ungesundes bedeute. Wenn ein Reisender ein fremdes Land besucht und mit seinem gesunden Menschenverstand feststellt, daß Eisenbahn, Hotels, soziale Einrichtungen, Bildung nicht auf der Höhe des heimatlich Gewohnten stehen, so wird er sein Vaterland um so mehr lieben. Bei einer Exkursion in eine fremde Literatur genügt aber der gesunde Menschenverstand nicht (oder versagt er da?). Die von einer selbstsicheren Schar ausgeübte Suggestion der achtziger Jahre, deren Erfolg die Vorliebe und Überschätzung der literarischen Arbeit des Auslands war, wirkt noch immer nach mit kaum verminderter Heftigkeit. Dazu kommt, daß ein geistiger Einfluß nachhaltiger und unbewußter zu sein pflegt wie jeder andere. Beide Ursachen wirken zusammen, daß der nicht durchaus taktfeste Leser verwirrt wird und ein fremdes Literaturwerk in seinem Innern sorglicher hegt als die besten seines Landes. Daher muß die Forderung aufgestellt werden, im allgemeinen nur solche Arbeiten vorgesetzt zu bekommen, die in irgendeiner Weise das, was bei uns geleistet wird, überragen. Aber daß diese Forderung erfüllt werde — dazu ist wenig Aussicht. Soviel der deutschen Verleger auch geschäftlich zugrunde gehen, die doppelte Anzahl beginnt von neuem zu verlegen. Und da — erstaunlich zu sagen — die Heerschar unserer literarisch zu nehmenden Schriftsteller unfähig ist, den Bedarf der Verleger (nicht des Publikums) zu decken, greifen diese zu fremden Autoren. Und sind sicher, daß auch für sie ein wenig Profit abfällt, um so eher, als alle Zeitschriften und Zeitungen, mit ganz wenig Ausnahmen, in ihrer Beurteilung von Büchern nur danach fragen, ob sie ein literarisches Aussehen haben. Wenn dies zutrifft, erscheinen sie ihnen berechtigt und werden gelobt; Zusammenhänge und Wirkungen kümmern sie nicht.

Denn wenn dies der Fall wäre, so müßten nahezu alle Übersetzungen (und deutsche Werke kaum weniger) abgelehnt und kritisch vernichtet werden. Die rein fachliche Beschränkung ist ein Unheil nicht nur in der Wissenschaft. Greifen wir einmal drei Übersetzungen heraus. Die Talentfrage kann uns hier nicht kümmern. Zu fragen sei nur, ob die Übersetzung dieser Bücher notwendig oder auch nur berechtigt war. Ssergej Bensky schildert in ‚Babajew' das Leben eines jungen russischen Offiziers. Es sei zugestanden, daß man aus diesem Buche einen Eindruck von einem Teil des russischen Lebens der Gegenwart erhält. Kraft ist da, aber sie explodiert in Brutalität, Himmelssehnsucht ist da, aber sie kann nicht fliegen, Gutheit ist da, aber sie jammert rührselig im Staube. Babajew ist ein Typus: er geht zugrunde, weil er nicht mitmachen kann. Dieser Typus ist von Dostojewsky, Turgenieff, Tolstoi bereits geschildert worden, sogar besser. Es ist nichts neu an dem Buch, nicht einmal die Szenerie. Weshalb soll man da die Geschichte einer Schwäche, weniger gut gestaltet, noch einmal lesen? Ja, wenn Bensky die guten Kräfte Rußlands, die doch zweifellos vorhanden sind, zeigen würde, wenn er tapfer, hoffnungsreich wäre! Statt dessen werden wir in einem Aussätzigenhospital von einem Bett zum andern geschleppt, und der Arzt schildert uns mit breiter Behaglichkeit die einzelnen Fälle. Man soll gemartert werden und weiß nicht weshalb, man soll in Kloaken hinabsteigen und oben ist die freie Gottesluft. Wer das Buch durch seine 450 Seiten sorgfältig liest, wird, wenn er nicht sehr kräftig ist, wochenlang vergiftet sein. Und das zu einer Zeit, da in unserer deutschen Literatur schon Morgenluft zu wehen beginnt und des Lebens beste Güter auch in der Dichtkunst zur Wirkung zu

* Ssergej Bensky, Babajew (Litterarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.). Stefan Zeromski, Die Geschichte einer Sünde (ebenda). G. K. Chesterton, Der Mann, der Donnersta war. (Hyperion-Verlag, Hans von Weber, München).

erwachen beginnen. Also wozu ein solches Buch? Nicht einmal sachlich genommen ist das Buch bedeutend. Die impressionistische Unruhe der Schilderung läßt alles verschwimmen, die Gestalten zerfließen, und zum Schluß artet die Darstellung sogar in orgiastische Phantastik aus. Noch schlimmer steht es mit des Polen Stefan Zeromski Roman ‚Die Geschichte einer Sünde'. Denn Zeromski will, daß wir für seine Heldin, die aus einer glühenden Katholikin sich in eine Dirne und Helferin von Mördern wandelt, Mitfühlen haben, und wünscht, daß wir, wenn wir sie verstehen, ihr auch verzeihen werden. Aber er erreicht die gewollte Wirkung nicht, so leidenschaftlich er auf über 700 Seiten auch seine Apologie durchführt. Es ist unmöglich, in der Entwicklung des Geschickes dieser Frau eine Notwendigkeit zu erblicken. Nicht einmal Mitleid bringen wir für sie auf. Vielleicht hätte eine ruhige innerliche Erzählung des gleichen Sujets tiefer gewirkt. Aber das wilde, schäumende Gerede läßt uns kühl und kühler werden; je wütender Zeromski seinen Redestrom donnern läßt, desto böser wird der Abstand zwischen dem Gegenstand und seiner Darstellung. Als solle uns ein Heldenleben gezeigt werden, gebärdet sich Zeromski, und die Frau, deren Persönlichkeit uns bezwingen soll, sinkt willenlos von Stufe zu Stufe; nein, nicht einmal willenlos, denn sie fühlt sich in ihrem Schmutz recht wohl, sie liebt ihn geradezu. Was sollen wir also mit solchen Menschen und solchen Büchern machen? Sie vermitteln keine neuen Erkenntnisse, wecken bestenfalls Gefühle des Abscheus in uns, nicht einmal eine mögliche, vom Gegenständlichen abgelöste literarische Freude lassen sie zu, sie können nichts anderes als alle unsere Begriffe verwirren, alle Maßstäbe zerbrechen, und wenn eine Wirkung da ist, so ist sie unheilvoll. Nein, gegen solche Bücher muß man protestieren. Sie sind häßlich und verderblich wie Ungeziefer, das man zertritt.

Anders geartet ist G. K. Chestertons ‚Nachtmahr', ‚Der Mann, der Donnerstag war'. Es ist wenigstens amüsant, geistreich, farbig. Der gewöhnliche Leser wird glauben, eine Detektivgeschichte zu lesen. Solche, die gescheiter sein wollen, werden glauben, Chesterton habe Conan Doyles Detektivgeschichten verulken wollen. Aber es ist eine Gotteslehre in einen ernsthaften Scherz gekleidet. Die Apologie der Orthodoxie, durch die Chesterton in Deutschland bekannter geworden ist, wird nach diesem neuen Buch auch den einfältigen Herzen als das erscheinen, was sie ist: eine literarische Farce, kein Dokument der Überzeugung. In der ‚Nachtmahr' werden sechs Männer von einem unsichtbaren ‚Mann im zappendustern Raum' als Detektive verpflichtet, die dem Anarchismus auf den Fersen sitzen sollen. Diese sechs, von denen keiner weiß, daß der andere ebenfalls ein Detektiv ist, lassen sich in Anarchistenklubs aufnehmen und werden unter dem Namen von Wochentagen sogar in den ausführenden Rat gewählt. Der Präsident dieses Rates ist aber kein anderer als der ‚Mann im zappendustern Raum'. Vorerst, ehe sie dies wissen, jagt er sie in amüsante Verfolgungen, in deren Verlauf alle sechs ihre Eigenschaft als Detektive erkennen. Aber als sie nun den großen Anarchistenpräsidenten verfolgen, entschlüpft er ihnen immer und immer wieder. Sie können ihn nicht fassen. Denn er ist der Teufel, der eigentlich Gott ist. Beide sind eins. Dieser Eine erscheint als ein großer Spaßmacher, der die Menschen als Agierende einer Posse betrachtet. Darüber sich aufzuregen, erübrigt sich wohl. Chesterton ist es ja selbst damit nicht Ernst. Sein grotesker Humor hat etwas Aristophanisches: er schreckt vor nichts zurück. Nur daß dieser Humor bitter ist, sehr bitter und deshalb auch nicht erlösend wirkt. Lediglich die Einzelheiten geben ein gewisses ästhetisches Wohlgefallen. Wie mit den Dingen, so spielt G. K. Chesterton mit der Sprache Fangball: erstaunlich gewandt; sie ist barock und blitzend, vulgär und doktrinär; sie schimmert in allen Farben. Aber wer nicht als Fachmann oder Snob geboren ist, verliert nichts, wenn er den Band nicht liest. Denn irgend eine Wirkung bleibt nicht zurück.

Hochland-Echo

Vom Ursprung des kapitalistischen Geistes

Seitdem der Geschichtschreiber des modernen Kapitalismus, Werner Sombart, es unternommen hat, mit psychologischem Scharfblicke auf Grund sehr exakter Beobachtungen und Feststellungen die innersten Triebkräfte des modernen Kapitalismus, dieses ‚Knalleffekts der menschlichen Kultur', bloßzulegen und von einem ganz spezifischen ‚kapitalistischen Geiste' zu sprechen, sehen wir interessante Untersuchungen im Gange, um die ersten Anfänge dieses Geistes aufzuhellen, seiner Herkunft und allmählichen Ausbildung nachzuspüren. Sombart hatte dargetan, wie der Kapitalismus, der an sich eine durchaus rationalistische Methode des wirtschaftlichen Verhaltens darstellt, dennoch infolge seines inneren, den Gelderwerb als Beruf auffassenden Geistes so unnatürliche Anforderungen an die menschliche Natur stellt, daß sich notwendig die Frage aufdrängte, welche besonderen seelischen Mächte hier wohl im Spiel sein möchten, um jenes so irrationale, naturwidrige Tun der Menschen begreiflich zu machen. An Stelle des natürlichen Triebes zu Ruhe und Genuß und der Beschränkung auf den Erwerb der Gebrauchsgüter selbst im weitesten Sinne, setzt der Kapitalismus die Jagd nach dem Erwerb als Selbstzweck, die in ihrer Rast- und Grenzenlosigkeit den Menschen kaum noch zur Besinnung kommen läßt, die alle feinere Genußfähigkeit in ihm ertötet, die ihn zum Sklaven der Arbeit um ihrer selbst willen herabdrückt, das ganze Leben in kahle ‚Rechenhaftigkeit' verwandelt, und es einem gänzlich abstrakten, mechanischen, direkt lebensfeindlich wirkenden Prinzip unterstellt.

Ein solcher Geist — so sagte man sich — kann nicht einzig und allein das Produkt der äußeren wirtschaftlichen Entwicklung sein, wie sie sich in den industriellen Erfindungen, der kolonialen Expansion, dem Handelsgewinn aus neuentdeckten Ländern äußert, es muß bei seiner Entstehung vielmehr eine höhere Geistesmacht wirksam geworden sein. Auf den Zwang bloß äußerer Verhältnisse würde die menschliche Natur, sobald sie das Sinnwidrige der ihr Triebleben vergewaltigenden Arbeitsmethode erkannt hätte, ablehnend reagiert haben. Es müssen also irgendwie Faktoren im Spiel sein, die jenen geradezu lebensfeindlichen Arbeitsgeist sinnvoll sanktionieren, die mindestens dazu beitragen, das Unnatürliche dieses Tuns in einem höheren Sinn als vernünftig erscheinen zu lassen.

Als einen solchen Faktor hat der Heidelberger Nationalökonom Max Weber den Puritanismus erkannt, wie er aus der Reform Kalvins hervorgegangen ist*. Er prägt die Formel von der ‚innerweltlichen Askese', die, ein Ausfluß der kalvinistischen Berufsethik, durchaus geeignet sei, den ‚kapita-

* Vgl. ‚Die protestantische Ethik und der „Geist" des Kapitalismus' im Archiv für Sozialwissenschaft, Bd. 20 und 21.

listischen Lebensstil' vorzubereiten. Indem der Kalvinismus, besonders in der späteren durch Beza bewirkten Ausbildung, seinen Bekennern in der möglichst eifrigen Erfüllung ihrer Berufspflichten ein Mittel an die Hand gebe, ihrer Berufung zur ewigen Seligkeit gewiß zu werden, habe er jene rationalistische, d. h. methodisch gepflegte und kontrollierte Lebensführung geschaffen, die auch der kapitalistischen Wirtschaftsgesinnung zugrunde liege.

'Die rationale Askese des Kalvinismus und des Puritanismus als seiner vollkommensten Erscheinungsform wendet sich gegen den unbefangenen Genuß des Daseins und der Daseinsfreuden, wie Sport, Geselligkeit, Tanzbelustigungen, Kneipenbesuch, kurz gegen allen triebhaften Lebensgenuß, der von der Berufsarbeit und von der Frömmigkeit abzieht; sie nimmt allen nicht direkt religiös zu wertenden Kulturgütern gegenüber eine mißtrauische Stellung ein, so gegenüber der schönen Literatur, aller Sinnenkunst, Musik, Theater. Sie bekämpft alles, was nicht Gottes Ruhme, sondern der menschlichen Eitelkeit dient. Daher schreibt sie Einfachheit der Kleidung, nüchterne, von ästhetischen Rücksichten entblößte äußere Lebenshaltung vor, Vermeidung aller überflüssigen Ausgaben und Kösten, da ja der Mensch nur Verwalter der Güter ist, die ihm Gott verliehen hat, und da er dafür Rechenschaft abzulegen hat. Hier fand der für die Entwicklung des Kapitalismus so bedeutsame Gedanke seine Heimstätte, daß der Mensch seinem Besitze verpflichtet ist, daß er ihm als dienender Verwalter, als Erwerbsmaschine untergeordnet ist. Indem sie also den unbefangenen Genuß des Besitzes verwirft, schränkt sie die Konsumtion ein; zugleich entlastet sie den Erwerbstrieb von allem Drucke traditionalistischer Ethik: hatte schon Kalvin das Zinsnehmen für erlaubt erklärt, so galt seinem ethischen Systeme der Erwerb, wie jeder Beruf überhaupt, nicht nur als gestattet, sondern sogar als direkt durch Gott geboten, wenngleich alle Unredlichkeit und rein triebhafte Habgier, aller Mammonismus bekämpft wurde*.'

Webers Auffassung hat viele Anhänger gefunden, und selbst ein Kritiker wie Felix Rachfahl, dessen Auseinandersetzung mit Weber wir die obige zusammenfassende Schilderung entnommen haben, muß schließlich doch zugeben, 'daß die reformierte Berufsauffassung als ein mächtiger Hebel der Entwicklung zu dienen vermochte'.

Somit wäre also der heutige Kapitalismus als eine Frucht des Kalvinismus zu verstehen? Zu einer solchen Schlußfolgerung berechtigen die Ausführungen Webers nicht ohne weiteres. Denn wenn der 'kapitalistische Geist' der Gegenwart auch aus der reformierten Berufsethik hervorgegangen ist, so doch nur wieder infolge eines Verweltlichungsprozesses. Der religiöse Geist, wie er die gläubigen Anhänger Kalvins beseelte, und der einige Zeit hindurch die Grundlage des Erwerbslebens war, mußte schwinden, ehe die Wendung zum Erwerbe um des Erwerbes willen eintreten konnte. Es ist interessant, wie der protestantische Theologe Troeltsch diesen Gedanken Webers ergänzt und umschreibt, nicht ohne zugleich die tragische Stellung des Protestantismus zu dieser schließlichen Wendung zuzugeben:

'Vor allem aber ist scharf im Auge zu behalten, daß damit nur Geist und Voraussetzungen des Kapitalismus geschaffen sind, daß dieser selbst aber mit seiner schließlichen Wendung zum Erwerb um des Erwerbes willen, mit seinem harten und bru-

* Internationale Wochenschrift. 3. Jahrgang Nr. 39 vom 25. September 1909, Berlin.

talen Konkurrenzkampf, seinem agonalen Siegesbedürfnis und seiner weltlich triumphierenden Freude an des Kaufmanns Herrschgewalt von dem ursprünglichen Boden sich völlig losgelöst hat und zu einer dem echten Kalvinismus und Protestantismus geradezu entgegengesetzten Macht geworden ist. Seitdem er nicht mehr für die Askese zu Gottes Ehre, sondern für den Machtgewinn zur Ehre des Menschen arbeitet, hat er mit dem Protestantismus nichts mehr gemein als den stark individualistischen Geist ohne das Gegengewicht des altkalvinistischen, sozialen und religiösen Geistes. Es ist eben das Los der innerweltlichen protestantischen Askese, daß sie Arbeit und Leben in der Welt anerkennt, ihnen aber doch einen innerlich wesentlichen ethischen Wert nicht zuerkennt und dann die Geister nicht mehr los werden kann, die aus der so zugleich anerkannten und zugleich ignorierten Welt heraus ihr über den Kopf wachsen*.'

Werner Sombart, der durch seine scharfsinnige Analyse des kapitalistischen Geistes Weber den Anstoß gegeben hatte, den Zusammenhang zwischen religiöser Anschauung und Wirtschaftsgebarung in einem konkreten Fall zu untersuchen, wurde nun selber durch diese Untersuchung zu einem kürzlich erschienenen Werke ‚Die Juden und das Wirtschaftsleben' (Duncker & Humblot, Leipzig 1911) angeregt. Es stellt die Frage nach dem Ursprung des kapitalistischen Geistes auf eine ganz neue Basis und wird voraussichtlich zum Ausgangspunkt noch sehr vieler und lebhafter Auseinandersetzungen werden.

Schon bei einer Neubearbeitung seines Werkes über den ‚Modernen Kapitalismus', so sagt Sombart einleitend, habe sich ihm die Überzeugung aufgedrängt, ‚daß auch am Aufbau der modernen Volkswirtschaft der Anteil der Juden weit größer sei, als man bisher geahnt hatte.' Aber erst die Webersche These habe ihm die Notwendigkeit gezeigt, ‚dem Einfluß der Religion auf das Wirtschaftsleben mehr nachzuspüren', und dabei habe er die Beobachtung gemacht, daß alle diejenigen Besonderheiten, die beim puritanischen Bekenntnis für die Entwicklung des kapitalistischen Geistes bedeutsam schienen, bloße Entlehnungen aus dem Ideenkreise der jüdischen Religion seien.

Der Gedanke, daß die Juden die ausgesprochensten Vertreter des kapitalistischen Geistes in der Gegenwart sind, wird kaum neu wirken. Von pikanterem Interesse ist es schon, daß ausgerechnet ein Nationalökonom wie Sombart es ist, der eine solche These zum Gegenstand eingehender Untersuchungen macht. Gänzlich neu jedoch mutet der Versuch an, den Beweis für den Ursprung des modernen Kapitalismus zu führen, nicht bloß, wie bisher, aus gewissen rassenpsychologischen Eigentümlichkeiten der Juden, sondern aus der jüdischen Religion selber, durch deren Lehren die jüdische Eigenart gefördert und zu dem Grade entwickelt worden sei, daß die Juden die große wirtschaftsgeschichtliche Rolle hätten übernehmen können, die wir sie bis in die Gegenwart hinein spielen sehen. Sombart nennt die Frage, welcher Anteil den Juden am Aufbau der modernen Volkswirtschaft zukomme, ‚eine der delikatesten Fragen der Völkergeschichte'. Diese Bezeichnung dürfte jedoch mit wohl noch größerem Rechte am Platze sein, wo es sich um die Beziehung zwischen jüdischer Religion im objektiven Sinne und dem jüdischen Wirt-

* Historische Zeitschrift. 97. Bd. (1906) S. 45.

schaftsgeist handelt. Mögen daher die Fachmänner diese Angelegenheit klären; uns bewegt, indem wir der gelehrten Diskussion dieser Fragen hier ein Echo geben, zunächst weniger das Problem an sich als vielmehr die Tatsache seines Auftretens und die Art und Weise, wie man es in Angriff nimmt. Und da muß man denn auch gleich eines hervorheben: Während die Behandlung der Frage, wie sie in dem Titel des Sombartschen Werkes zum Ausdruck kommt, viele Jahre bei uns immer nur mit stark ausgeprägten antisemitischen Tendenzen auch in der äußeren Form einherging, sehen wir sie hier in das Stadium des wissenschaftlichen Interesses eingetreten. Sombart lehnt jede Wertung ab und verwahrt sich auch dagegen, ein Thesenbuch etwa in dem Sinne geschrieben zu haben, als darin eine bestimmte Geschichtsauffassung als richtig dargetan oder eine ‚rassenmäßige' Begründung des Wirtschaftslebens gegeben werden solle. Das wird natürlich nicht hindern, daß andere ihre Konsequenzen aus seinen Feststellungen ziehen und daß die bestehende Abneigung gegen jüdische Kultureinflüsse in weitestem Sinne hier neue Nahrung findet.

Es ist vor allem e i n e Beobachtung, welche Sombart dazu anregte, dem Judeneinfluß auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens vermehrte Aufmerksamkeit zuzuwenden: die örtliche ‚Umschichtung des jüdischen Volkes', mit anderen Worten die Wanderungen der Juden seit dem Ende des 15. Jahrhunderts und das damit parallel gehende Steigen und Sinken der verschiedenen Völker:

‚Kaum daß man diesen Gedanken gefaßt hat, breitet sich mit einem Male ein wunderbares Licht über die Vorgänge jener Zeit aus, die uns bisher im Dunkel zu liegen schienen. Und wir erstaunen, daß man bisher nicht wenigstens die äußere Parallelität zwischen den örtlichen Bewegungen des jüdischen Volkes und den ökonomischen Schicksalen der verschiedenen Völker und Städte wahrgenommen hat. Wie die Sonne geht Israel über Europa: wo es hinkommt, sprießt neues Leben empor, von wo es wegzieht, da modert alles, was bisher geblüht hatte.'

Wie der letzte Satz zu verstehen ist, werden wir sehen, sobald wir die Charakteristik des modernen Kapitalismus nach Sombarts Auffassung kennen gelernt haben. Zunächst unternimmt es der Verfasser, diese Erscheinung in das Licht der Geschichte zu stellen. Die Judenauswanderungen beginnen in Spanien und Portugal. Als sie vollendet sind, ist auch das Schicksal der spanisch-portugiesischen Volkswirtschaft besiegelt. Ähnlich geht es mit den deutschen Handelsstädten Köln, Augsburg, Straßburg, Erfurt, Nürnberg, Ulm, Regensburg. Bei vielen italienischen Städten die gleiche Erscheinung. Umgekehrt blühen diejenigen Länder und Städte wirtschaftlich auf, die den Juden Einlaß gewähren: Frankreich (Marseille, Bordeaux, Rouen), Holland, England, Frankfurt, Hamburg. Damit hier nicht der Trugschluß des post hoc ergo propter hoc platzgreife, läßt sich der Verfasser auf weitere Untersuchungen ein, in denen wir ihm hier nicht folgen können. Uns genügt, angedeutet zu haben, auf welchen Wegen er zu seiner starken Betonung des jüdischen Einflusses auf den Aufbau des modernen kapitalistischen Wirtschaftssystems gelangt. Bedeutsame Gebiete, auf denen das jüdische Element zum Träger der Entwicklung wird, sind zunächst der internationale Warenhandel

und die moderne Kolonialwirtschaft — als Vorfrüchte des modernen Kapitalismus.

‚Recht eigentlich aber das Feld jüdischer Wirksamkeit in Koloniallanden, zumal in den Jahrhunderten der frühkapitalistischen Wirtschaftsverfassung, ist der von dem Europäertum ganz neu gestaltete Westen der Erde. Amerika in allen seinen Teilen ist das Judenland: das ist das Ergebnis, zu dem ein Studium der Quellen unweigerlich führen muß. Und durch den überragenden Einfluß, den Amerika von dem Tage seiner Entdeckung an auf das europäische Wirtschaftsleben und die gesamte europäische Kultur gewonnen hat, ist natürlich die starke Beteiligung der Juden an dem Aufbau der amerikanischen Welt von ganz besonderer Bedeutung für den Ablauf unserer Geschichte geworden.‘

Wem diese Behauptung überraschend scheint, der wird nicht übersehen dürfen, was Sombart bereits in einem früheren Abschnitt über die Tatsache ausführte, ‚daß aus sehr verschiedenen Gründen die Zahl der Juden, von der wir erfahren, geringer ist als die, die wirklich da waren oder da sind.‘

Aber nicht bloß wichtige Teile ihrer äußeren Struktur hat die moderne Volkswirtschaft durch den Anteil der Juden ‚miterfahren‘, sondern gerade das innere Getriebe, so betont Sombart mit Nachdruck, das, was man die Grundsätze der Wirtschaftsführung, ‚den Geist des Wirtschaftslebens, noch treffender die Wirtschaftsgesinnung nennen kann‘, hat einen tiefgehenden jüdischen Einfluß erfahren. Wie aber waren diese Grundsätze vor dieser Beeinflussung — also etwa noch im siebzehnten Jahrhundert, ja noch bis tief in die Mitte des achtzehnten hinein — beschaffen?

‚Das schrankenlose, unbegrenzte Streben nach Gewinn galt noch während dieser ganzen Zeit bei den meisten Wirtschaftssubjekten als unstatthaft, als „unchristlich", wie denn der Geist der alten thomistischen Wirtschaftsphilosophie noch immer wenigstens offiziell die Gemüter beherrschte. „So Du . . . eine Ware allein hast, kannst Du wol einen ehrlichen Profit suchen; doch also, daß es christlich sey und Dein Gewissen keinen Verlust erleide oder Du an Deiner Seele Schaden nehmest." Hier wie in allen Wechselfällen des Wirtschaftslebens blieb das religiöse oder sittliche Gebot doch immer das oberste: von einer Herauslösung der ökonomischen Welt aus dem religiös-sittlichen Gesamtverbande war noch keine Rede. Jede einzelne Handlung ressortierte noch unmittelbar von der obersten ethischen Instanz: dem göttlichen Willen. Und dieser war — soweit mittelalterlicher Geist herrschend geblieben war — wie allgemein bekannt, der mammonistischen Auffassung der Dinge im strengsten Sinne abhold, also, daß alles christliche Erwerbsleben alten Stils schon aus diesem Grunde immer ethisch temperiert blieb.‘

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts kommt in Holland die Geschäftsanzeige auf. England und Frankreich folgen erst später nach. Sie erregt großes Aufsehen, weil man das Anpreisen der Ware als eine unsolide Geschäftsgebarung ansieht. Das Unterbieten im Preise gilt als direkt unschicklich, ja schmutzig. Der Zweck aller wirtschaftlichen Tätigkeit war eben immer noch auf die Beschaffung der Gebrauchsgüter ausgerichtet. Der rein kapitalistische Grundsatz, wonach der Tauschwert der Waren für den Unternehmer entscheidend ist, während sich das Interesse gegenüber der Gebrauchsgütereigenschaft indifferent verhält, konnte sich nur unter schweren Kämpfen durchsetzen. Aber er setzte sich durch infolge der zähen Natur des jüdischen Geistes:

'Deutlich hebt sich vor unseren Augen der Jude zunächst einmal ab als der, sagen wir, reinere Geschäftsmann, als der in Geschäften Nur-Geschäftsmann, als derjenige, der im Geiste echt kapitalistischer Wirtschaft allen naturalen Zwecken gegenüber den Primat des Erwerbszwecks anerkennt.'

Diese neue Wirtschaftsgesinnung, die 'eine vollendete Indifferenz des Geschäftsleiters gegenüber dem Sachinhalte seiner Tätigkeit', ja sogar 'gegenüber den Mitteln, die man zur Erreichung des geschäftlichen Endzwecks anwenden muß', in sich schließe, lasse sich in ein einziges, inhaltsschweres Wort zusammenfassen:

'Es ist der „moderne" Geist, wie er heute die Wirtschaftssubjekte durchgehends beherrscht. Wenn wir das „Sündenregister" überblicken, das man während des 17. und 18. Jahrhunderts den Juden vorhielt, so nehmen wir sehr bald wahr, daß (abgesehen von den grundsätzlich nicht in Betracht kommenden verbrecherischen Manipulationen) es nichts enthält, was der moderne Geschäftsmann nicht für das selbverständlich Richtige erachtete, was nicht das tägliche Brot in jeder modernen Geschäftsführung bildete. Was der Jude durch all die Jahrhunderte gegenüber den herrschenden Anschauungen vertritt, ist die grundsätzlich individualistische Auffassung von der Wirtschaft: daß die Wirkungssphäre des einzelnen Wirtschaftssubjektes nach oben und nach unten hin durch keine objektive Satzung irgendwie begrenzt sei, weder was die Größe des Absatzes, noch was die Gliederung von Berufen betrifft; daß jedes Wirtschaftssubjekt jederzeit sich eine Stellung neu erobern und jederzeit sie gegen Angriffe verteidigen müsse; daß es aber auch das Recht habe, sich auf Kosten anderer einen so breiten Spielraum zu erkämpfen, als es in seiner Macht steht; daß die Kampfesmittel wesentlich in der geistigen Sphäre liegen, List, Schlauheit, Verschlagenheit seien; daß andere Rücksichten als die auf das Strafgesetzbuch im wirtschaftlichen Konkurrenzkampfe nicht zu nehmen seien; daß alle wirtschaftlichen Vorgänge nach eigenem Gutdünken so zweckmäßig wie möglich von dem einzelnen gestaltet werden müssen. Was sich hiermit siegreich durchgesetzt hat, sind, wie man sieht, nichts anderes als die Ideen des „Freihandels", der „freien Konkurrenz", ist der ökonomische Rationalismus, ist der reine kapitalistische Geist, ist eben die moderne Wirtschaftsgesinnung, bei deren Ausbildung die Juden also eine große, wenn nicht die entscheidende Rolle gespielt haben. Denn sie sind es gewesen, die von außen her in einen anders gearteten Ideenkreis hinein diese Anschauungen trugen.'

Dieser ökonomische Rationalismus ist nun nach Sombart nichts anderes als ein Ausfluß der Rationalisierung der Lebensanschauung, wie sie durch die jüdische Religion bewirkt wird.

'Die Erwerbsidee sowohl wie der ökonomische Rationalismus bedeuten ja im Grunde gar nichts anderes als die Anwendung der Lebensregeln, die den Juden ihre Religion im allgemeinen gab, auf das Wirtschaftsleben. Damit der Kapitalismus sich entfalten konnte, mußten dem naturalen, dem triebhaften Menschen erst alle Knochen im Leibe gebrochen werden, mußte erst ein spezifisch rational gestalteter Seelenmechanismus an die Stelle des urwüchsigen originalen Lebens gesetzt werden, mußte erst gleichsam eine Umkehrung aller Lebensbewertung und Lebensbedeutung eintreten. Der homo capitalisticus ist das künstliche und kunstvolle Gebilde, das aus dieser Umkehrung schließlich hervorgegangen ist. Natürlich, daß dieser Umbildungsprozeß zum großen Teil durch den Kapitalismus selbst erfolgt ist. Aber er wurde gefördert und vielleicht auch ursprünglich angeregt durch den Vorgang der

Neugeburt, den jeder Jude im Laufe seines Lebens unter dem Einfluß seiner Religion erlebte. Der homo capitalisticus und der homo judaeus gehören insofern derselben Spezies an, als sie beide homines rationalistici artificiales sind.'

Es ist derselbe Gedanke, dem wir bei Weber in seiner Beurteilung der kalvinischen Berufsethik begegneten. Was Weber erst durch den Kalvinismus mitverursacht sieht, führt Sombart bereits auf jüdische Gedankenbildungen zurück, indem er geradezu sagt: Judäismus ist Puritanismus. Und so operiert Sombart auch mit dem Begriff der ‚innerweltlichen Askese' genau wie Weber. Auch bei den Juden zielt die religiöse Erziehung dahin, ‚das Kreatürliche im Menschen zu unterdrücken, sein Triebleben zu bändigen, die naturale Motivation durch Zweckbedachtheit zu ersetzen'. Aber diese Zweckbedachtheit ist eine irdische. Sie entspricht durchaus ‚der weltbejahenden Hochwertung der irdischen Glücksgüter', die sogar im Alten Testamente unverkennbar ist. Eine Lebensbetrachtung, die verstandesmäßig nur auf die Erreichung irdischer Zwecke ausgerichtet ist, weil sich die echte Frömmigkeit auch im ‚Wohlergehen auf Erden' bewährt, nimmt notwendig einen abstrakten Charakter an. Es äußert sich in ihr die dem jüdischen Wesen eigentümliche intellektuelle Einseitigkeit. Das aber ist es gerade, was auch den kapitalistischen Geist kennzeichnet:

‚Fanden wir im jüdischen Volke als die alles beherrschende Eigenschaft eine überragende Geistigkeit des Wesens, so sahen wir, daß dieses auch die Eigenart des kapitalistischen Wirtschaftssystems ist, die dieses von anderen unterscheidet: in ihm ist die organisierende, leitende Tätigkeit ein für allemal von der ausführenden, die Kopfarbeit von der Handarbeit losgelöst und gleichzeitig der Primat der geistig-leitenden Arbeit anerkannt: „Daß sich das größte Werk vollende, genügt ein Geist für tausend Hände".

Je reiner kapitalistisches Wesen sich durchsetzt, desto reiner kommt auch die Abstraktheit alles kapitalistischen Wesens zum Ausdruck, das nun auch deshalb sich als ein genaues Gegenstück zum jüdischen Geiste darstellt, dessen Abstraktheit wir ja deutlich wahrgenommen haben. Abstrakt aber ist der Kapitalismus seinem innersten Wesen nach, weil in ihm alle Qualitäten durch die Beziehung auf den rein quantitativen Tauschwert ausgelöscht sind; weil in ihm an Stelle der vielen buntfarbigen, technischen Betätigungen die eine kaufmännische getreten ist, und die vielen buntfarbigen Branchenbeziehungen durch das eine reine Geschäftsverhältnis ersetzt worden sind. Man weiß, wie er dann alle Kulturerscheinungen ihrer Konkretheit zu entkleiden trachtet, wie er die Buntheit der Sitten und Gebräuche, die Farbigkeit alles Volkstums aus der Welt schafft und an ihre Stelle die einzige nivellierte Art des kosmopolitischen Stadtwesens setzt: hier in dieser Tendenz zur Vereinheitlichung aller früheren Mannigfaltigkeit zeigt sich auch die innere Verwandtschaft des Kapitalismus mit dem Liberalismus, den wir ja schon von gleicher Sippschaft wie das Judentum erkannt hatten: Kapitalismus, Liberalismus, Judaismus sind eng miteinander verschwistert.

Fügen wir noch das Wichtigste hinzu, daß jener Prozeß der Entkonkretisierung der Welt dem Kapitalismus vor allem gelingt durch die Ausrichtung aller Erscheinungen auf das abstrakte Geld, so sind wir tatsächlich in das Zentrum aller kapitalistischen Wirtschaft und — alles jüdischen Wesens eingedrungen. Im Gelde kommt beider innerste Eigenart zum vollendeten Ausdruck.'

Nicht uninteressant ist schließlich noch Sombarts Feststellung, daß ‚die

allerneueste Ära des Kapitalismus tatsächlich eine Verringerung des jüdischen Einflusses aufweist'. Genaue Untersuchungen hätten hier zwar noch stattzufinden. Aber soviel sei auch jetzt schon sicher, daß z. B. in den Direktorialposten oder in den Aufsichtsratstellen der großen Banken die jüdischen Namen seltener werden. Die Ursachen dieser Zurückdrängung lägen zu einem Teil darin, daß sich die Nichtjuden den Anforderungen des kapitalistischen Wirtschaftssystems mehr angepaßt, mit anderen Worten ‚gelernt' hätten; den Juden selber hingegen schwinde infolge der Veränderungen in ihrem äußeren Schicksal (Besserung ihrer bürgerlichen Stellung, Abnahme des religiösen Sinnes) die ihnen früher eigene Befähigung zum Kapitalismus; zum andern Teil aber seien auch die Veränderungen der sachlichen Bedingungen, unter denen gewirtschaftet werde, eine Ursache: Die kapitalistischen Unternehmungen (z. B. unsere Großbanken) bildeten sich mehr und mehr in bureaukratische Verwaltungen um, die nicht mehr in gleichem Maße wie früher spezifische Händlereigenschaften heischten. Der Bureaukratismus trete an die Stelle des Kommerzialismus.

Um die Gefahren und Schäden des kapitalistischen Wirtschaftsgeistes zu überwinden und zu heilen, ist die richtige Erkenntnis seines Ursprungs durchaus nicht gleichgültig. Wir glaubten der Frage hier aber um so eher ein Echo geben zu sollen, als ihr durch ihre Verknüpfung mit der Frage nach dem religiösen Bekenntnis noch eine ganz besondere Bedeutung zukommt. Es ist kein Zweifel, daß hier Gedankenbildungen im Gang sind, die es verdienen, auch von unserer Seite ins Auge gefaßt und kontrolliert zu werden. Dem tieferen Verständnis und der Schätzung der christlich-sozialen Ideen kann daraus nur Gewinn erwachsen. M.

Rundschau

Naturwissenschaft

Die rosenfingrige Eos ist eines jener stehenden homerischen Bilder, die jedem durch die humanistische Schule gelaufenen Kulturmenschen geläufig sind, ohne daß er sich im einzelnen viel dabei zu denken brauchte. Die Himmelsfarben am Morgen zu beobachten, stimmt nicht mit der Zeiteinteilung des Großstädters; höchstens hat er gelegentlich einmal in der Sommerfrische die langgestreckten weinroten bis feuerroten Streifen am Frühhimmel gesehen, die ihm als Regenboten schlecht gefielen. Gerade die Tatsache aber, daß wenigstens in unserem Klima das Morgenrot, wie man es sich gewöhnlich vorstellt, als ungünstiges Wetterzeichen gilt, sollte uns vor der Mißdeutung des homerischen Ausdrucks warnen, der unter einem ganz anderen, durch seine beständige Heiterkeit sprichwörtlichen Himmelsstriche gemünzt worden ist. Ob die Deutung, welche Professor Anding, der Direktor der Gothaer Sternwarte, auf der Wanderversammlung der Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik am 28. Juli 1911 zu Jena gegeben hat, vollständig neu ist, wissen wir nicht; jedenfalls hat sie den Zuhörern ausnehmend gut gefallen, und da es sich hier um einen jener Fälle zu handeln scheint, wo das Auge des physikalisch ungeschulten Griechen eine charakteristische Naturerscheinung sicher auffaßte und ihr einen unübertrefflich kurzen Namen gab, darf man wohl das Prinzip der Erklärung kurz wiederholen.

In der Tatsache, daß wir alle farbigen Eindrücke, die das uns umwogende Luftmeer uns bietet, auf dieselbe Sphäre projizieren wie die Sterne des Himmels, ist mathematisch die weitere enthalten, daß parallele Linien im Luftmeer von uns in konvergente Linien verwandelt werden. Wir begegnen ihr überall: wo wir streifig angeordnete Wolkenherden sehen, die nach zwei entgegengesetzten Punkten, etwa im Westnordwesten und in Ostsüdosten des Gesichtskreises, enger werden und zusammenlaufen, da liegt für die Geometrie ein Bündel streng geordneter gleichlaufender Wolkenscharen von gleichbleibender Dicke vor. Am Nachthimmel sehen wir gelegentlich die Korona des Nordlichtes, aus der Strahlen nach den verschiedensten Richtungen aufschießen. Ihr scheinbarer Ausgangspunkt liegt im Nordnordwesten tief unter dem Horizont, und der Punkt, dem sie zustreben und wo sie sich manchmal zu einem bunten Fleck vereinigen, hoch über dem Horizont im Südsüdosten. Die gemeinsame Richtung ist die der magnetischen Inklinationsnadel. Indem wir noch an die Radiation der Sternschnuppen erinnern, z. B. der Perseiden, gehen wir zu dem bekanntesten, auch in der Malerei vielfach benutzten Falle über: die Sonne zieht Wasser. Das will sagen, daß in einer dunstreichen Atmosphäre einzelne große dicke Wolken schweben, wovon eine dem Beschauer gerade die Sonne verdeckt. Wer sich klar macht, daß der Abstand der Sonne unvergleichlich viel größer ist als das ganze von uns überschaute Wolkengebiet, gelangt auch bald zu der Vorstellung, daß sie die dunstige Luft ebenso durchstrahlt, d. h. zu einem selbstleuchtenden Körper macht wie etwa den Weihrauch in einer Kirche. Auch hier handelt es sich ja um zahlreiche kleine, von einander durch unvergleichlich größere Zwischenräume getrennte Teilchen, die einander im allgemeinen nicht beschatten und doch so zahlreich sind, daß überallhin ein schwaches, reflektiertes Licht gelangt. In einer Kirche wird der leuchtende Rauch durch die Mauern und das schattenwerfende Maßwerk der Fenster in zahlreiche Streifen zerlegt, und ist es ein einigermaßen großer Bau, dann bemerkt auch der Ungeübte die scheinbare Konvergenz dieser Streifen, an deren vollkommenem Parallelismus er den-

noch nicht zweifeln wird. Bei der wasserziehenden Sonne spielen die Wolken dieselbe Rolle wie im Dome die Mauern und das Maßwerk. Der Konvergenzpunkt der Streifen ist natürlich in beiden Fällen der Sonnenort.

Nun denken wir uns die Bedingungen in zweifacher Art geändert. Die Sonne steht unter dem Horizont, jedoch in so geringer Tiefe, daß sie noch einen großen Teil des über unserem Gesichtskreise liegenden Luftmeeres durchstrahlt. Aber dieses soll jetzt viel reiner sein als bei drohendem Regen. Es enthält dann trotzdem noch ziemlich viel eingestreute feste und flüssige Teilchen und leuchtet für uns als das Dämmerungssegment. Dieses ist zunächst weiß, nimmt aber bei einer Sonnentiefe von einigen Graden für kurze Zeit eine eigentümliche Rotfärbung an, die den beobachtenden Meteorologen als Purpurlicht bekannt ist. Nun genügt das Vorhandensein kleiner Wolken oder Bergspitzen unter dem Horizont in nicht zu großem Abstande zur Verwandlung des gleichmäßig purpurnen Lichtes in ein Bündel von roten Strahlen, die nach einem unter dem Horizont liegenden Punkte, nämlich dem Sonnenorte, zusammenlaufen und dabei immer enger werden. Drei, vier oder fünf Strahlen sind häufig zu sehen; es kommen auch sechs bis acht vor. Diese Erscheinung ist die rosenfingerige Eos. Mit Nachdruck betont Anding, daß das Wort Eos hier durchaus an keine Personifikation denken lasse; es ist Eos einfach die am Morgenhimmel auftretende Erscheinung der rosaroten Finger von riesenmäßiger Größe.

In der Diskussion betonten zahlreiche Zuhörer, natürlich zunächst die mit den Phänomenen der Dämmerung als wissenschaftliche Beobachter vertrauten, daß die Erscheinung, welche Anding besonders auf der Münchener Hochebene häufig beobachtet hat, auch in Norddeutschland für den, welcher seine Augen mitbringe, nichts Seltenes sei. Wo die Polarisation des Tageslichtes regelmäßig beobachtet wird, hat man sogar ein besonderes Zeichen (P*) für das strahlig gegliederte Purpurlicht.

Nun verstatte man uns einige Ausblicke, die wir gleich damals in der Diskussion an die Sache geknüpft haben. Daß wir deutschen Beobachter die Rosenfinger am Himmel öfter des Abends sehen als des Morgens, liegt wohl an unserer Zeiteinteilung; vielleicht aber auch noch an meteorologischen Verhältnissen, die von der Tageszeit abhängen; hie und da möglicherweise an der Stelle des Beobachtungsortes zwischen gebirgigem und ebenem Gelände. Möglicherweise haben bei Homer, besser gesagt bei dem Griechen, welcher den Ausdruck zuerst brauchte, die Ursachen zufällig im entgegengesetzten Sinne gewirkt. Das sind rein sachliche Betrachtungen, die sich sofort aufdrängen. Der eine oder andere von unseren Lesern hat sich aber wohl auch die weitere Bedeutung solcher Studien nicht verhehlt. Immer, wenn man die sphärische Betrachtung in die räumlich-plastische umgesetzt hat, geht es durch die Seele wie ein Gefühl der Eroberung, des Fortschreitens im Weltraume. Und darin beruht die ungeheuere didaktische Bedeutung einer solchen Gedankenfolge, die sich, wenn man mit Rücksicht auf die Höhe und Lage der Berge, das Krümmungsmaß des Erdballs, die Durchsichtigkeit und Durchstrahlbarkeit der Luft zu rechnen anfängt, als ungemein fruchtreich erweist. Sollte aber nicht auch die Tatsache, daß ein Naturforscher vor seinen Fachgenossen ein homerisches Bild in seinem physikalischen Werte enthüllt und dabei lebhaftesten Anteil findet, als die Eos einer Zeit aufzufassen sein, in der sich Humanisten und Naturkundige nicht mehr so töricht bekämpfen, wie heutzutage besonders auf dem Gebiete der Schule? Die Klassiker bieten so manche Stelle, die ein verständiger Altphilologe mit einem Mathematiker, der nicht nur Mathematiker ist, vor der Durchnahme im Unterricht besprechen könnte. Man denke an die Auf- und Untergänge der Gestirne bei Homer und Horaz! Der harmonischen Erziehung der Jugend würde die Durch-

sprechung einer solchen Stelle von beiden Gesichtspunkten aus mehr nützen als das Berechtigungsgezänk. Prof. Dr. J. Platzmann.

Lombrosos spiritistisches Vermächtnis. Unter den Autoritätsbeweisen, durch welche werbeeifrige Spiritisten die Skepsis des gesunden Menschenverstands zu entkräften suchen, spielt seit Jahrzehnten kein Argument eine so große Rolle, als der Hinweis auf die Bekehrung hervorragender Naturforscher zum Spiritismus. Wenn diese vermeintlich so ‚ungläubigen', jedem Zugeständnis übernatürlicher Erklärungsgründe so abgeneigten Gelehrten gegenüber den seltsamen Vorkommnissen in spiritistischen Sitzungen die Waffen strecken, dann — so heißt es — müsse doch jedermann sich als überzeugt erklären.

Nun läßt sich tatsächlich nicht in Abrede stellen, daß namentlich seit dem Auftreten eines neapolitanischen Mediums, der Frau Eusapia Paladino, die 1891 ihren Siegeszug durch die spiritistischen Salons begonnen hat, eine überraschend große Zahl von Naturwissenschaftlern, insbesondere ihres Heimatlandes, sich zum Spiritismus bezw. Okkultismus bekehrt haben. Aber die zahlreichen Fälle, in denen diese merkwürdige Person bereits bei Betrugsmanövern ertappt wurde (in Cambridge, Genua, Paris u. a.), legen bereits den dringenden Verdacht nahe, daß auch jene Gelehrten den oft außergewöhnlich geschickten Taschenspielertricks zum Opfer gefallen sind; und die weiteren Fälle, wo diese seelisch selbst abnorme Frau auch die anderen Sitzungsteilnehmer durch suggestive Manöver zu augenscheinlichsten Selbsttäuschungen hingerissen hat, legen den weiteren Einwand nahe, daß auch jene Gelehrten einer gewissen ‚psychischen Ansteckung' zum Opfer gefallen sind. Es ist ja auch gar kein Grund vorhanden, warum gerade Naturforscher ein besonderes Sachverständnis für Taschenspielerkunststücke besitzen sollten, und warum gerade sie durchweg der raffinierten Suggestionen sich sollten erwehren können, denen andre Menschen so leicht zum Opfer fallen.

Freilich ist es im einzelnen nicht so leicht als im allgemeinen, die Mittel und Wege des näheren aufzuweisen, mittels deren jene Täuschungen und Selbsttäuschungen zustande gekommen sind, und man muß daher für jedes ‚menschliche Dokument' dankbar sein, in welchem solche bekehrten Spiritisten gerade aus Gelehrtenkreisen ihre Erfahrungen und Schlußfolgerungen rückhaltlos schildern.

Unter den italienischen Naturforschern, die durch Frau Paladino zum Spiritismus bekehrt wurden, ist — wenigstens in weiteren Kreisen — keiner so bekannt, als der Turiner Anthropologe und Irrenarzt **Cesare Lombroso.** Gerade er nun hat noch kurz vor seinem Ende 1909 erfolgten Tode über seine ‚Hypnotischen und spiritistischen Forschungen' in einem Werke berichterstattet, das nun auch in deutscher Übersetzung vorliegt* und bei all seinem erstaunlich unmethodischen Charakter doch gerade für die psychologische Enträtselung des Falles gute Handhaben bietet.

Lombroso war durch die Frau Paladino soweit in die spiritistische Geistesverfassung eingeführt worden, daß ihm nicht nur jeder Zweifel an den üblichen physikalischen Erscheinungen, wie Tischrücken, Tischschweben (‚Levitation') und dergl. schwand, sondern daß er schließlich sogar seine verstorbene Mutter wahrzunehmen und mit ihr zu sprechen glaubte. Allerdings fiel es Lombroso noch auf, daß der vermeintliche Geist ihn ‚Cesar, fio mio' anredete, und nicht wie er es aus der Kindheit gewohnt war, in der venetianischen Mundart ‚mio fiol'. Aber selbst dieser Fehler vermochte ihn an der Identität der verschleierten Erscheinung nicht mehr irre zu machen.

Wie Lombroso in einen solchen, jeden vernünftigen Zweifel ausschließenden Geisteszustand geriet, darüber gibt er sich bemerkenswerterweise noch bis zu einem gewissen Grade Rechenschaft. Er schreibt (S. 109):

* Stuttgart 1910, Verlag Julius Hoffmann. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.—. Verwandten Charakters ist das im gleichen Verlag erschienene Werk eines französischen Staatsanwalts Dr. med. J. **Maxwell**, ‚Neuland der Seele', welches immerhin skeptischer gehalten ist und auch viele Betrugsfälle mitteilt. Aber auch dieser Autor ist gerade der Frau Paladino zum Opfer gefallen.

,Ich hielt den Gedanken ganz fest, meine Mutter wiedersehen zu können. Der Tisch stimmte energisch meinem gar nicht in Worten ausgedrückten Gedanken zu, und kurz darauf erscheint mir das Bild meiner Mutter.' Während dieses ganzen Vorfalls befand sich die Paladino in ‚Trance', d. h. in einer Art hypnotischen Halbschlafs, der schon an sich bei den außergewöhnlichen Verhaltungsmaßregeln solcher Sitzungen leicht auch die anderen Anwesenden ansteckt. Nachdem sich nun Lombroso durch stärkste Gedankenkonzentration das Wiedersehen seiner Mutter förmlich autosuggeriert hatte, war es für das Medium, welches durch die unwillkürlichen Schiebungen des Tisches über seinen seelischen Zustand auf dem Laufenden gehalten wurde, ein leichtes, die entsprechenden, unterstützenden Täuschungen herbeizuführen. Den Wunsch, seine Mutter zu sehen, hatte ihm die Paladino bereits eine halbe Stunde vorher (vergl. S. 89) selbst suggeriert, nachdem Lombroso von dem Medium, weil er es in angetrunkenem Zustande vorfand, nur ganz leichte Experimente gefordert und so ihren Ehrgeiz angespornt hatte. Da begehrte sie in ihrer vulgären Redeweise auf: ‚Ich kann viel mehr. Ich bin imstande, dir deine Mama zu zeigen. Komm' mir mal mit so etwas!' Kein Wunder, daß Lombroso schon bei der nahenden und dann bei der tatsächlichen Erfüllung eines solchen Wunsches ‚fast außer sich vor Aufregung' geriet und gänzlich unfähig wurde, die Betrügereien eines betrunkenen Frauenzimmers zu durchschauen.

Das war 1902 in Genua; auch 1906 und 1907 in Mailand und Turin produzierte die Paladino für Lombroso die gleiche Erscheinung; nur weniger deutlich, da sie hier hinter dem Vorhang des ‚spiritistischen Kabinetts' verblieb und nur unter dieser Verhüllung den Sohn liebkoste und anredete. —

Nachdem Lombroso einmal diese Erscheinungen als tatsächlich anerkannte, mußte er sie auch theoretisch zu begreifen suchen. Und die Art, wie er es versuchte, ist nicht minder charakteristisch für diesen ‚wissenschaftlichen' Okkultismus. Der altspiritistischen Anschauung von reinen Geisteswesen, die von den Medien nur ihre Materie entleihen, vermochte er sich bei seiner materialistischen Denkweise nicht anzuschließen. Auch die unklaren, psychologischen Theorien von einem nach außen wirksamen ‚Unterbewußtsein' sagten ihm nicht zu*. So ersann er sich Grundzüge einer ‚Geisterbiologie', die darauf hinausläuft, daß auch nach dem Tode des Menschen noch eine überaus verfeinerte ‚Fluidmaterie' erhalten bleibt, deren Energien unter dem Einfluß der Medien auch auf unser Wahrnehmungsvermögen wirksam werden können. So bekommt es Lombroso fertig, in den spiritistischen Erscheinungen, welche von ihren Gläubigen gewöhnlich als einzig sicherer Gegenbeweis gegen Gottes- und Geistesleugnung angesehen werden, geradezu eine neue Bestätigung zu finden für ‚die große Idee des Monismus, diese herrliche Frucht moderner Kultur'.

So geht es mit der theoretischen Ausbeute des Spiritismus genau wie mit den Auskünften, welche die ‚Geister' in den spiritistischen Sitzungen über das Jenseits geben: Ein jeder hört von ihnen was er will, und nur, was er oder andere Mitwirkende schon vorher wußten oder glaubten. Auch Lombrosos spiritistisches Vermächtnis bietet, nach seinem rein sachlichen Ertrag gewertet, nichts Neues. Wenn man es dagegen als persönliches und Kulturdokument bemißt, lernt man über manche ‚herrliche Frucht moderner Kultur' bescheidener denken.

Dr. Max Ettlinger.

Literatur

Anton Schönbach † Der Wunsch,

welcher dem ‚stets froh begrüßten und willig gehörten Mitarbeiter' erst vor drei Jahren an dieser Stelle ausgesprochen wurde, es möge ihm die Frische und Kraft seiner sechzig

---

* An dieser von Myers zuerst ausgebauten Theorie, welche auch Maxwell a. a. O. vertritt, übte eine sehr treffende Kritik Georg Weingärtner, ‚Das Unterbewußtsein' (Mainz 1911, Verlag von Kirchheim. Geh. M. 2.50, geb. M. 3,20), besonders auch den Mißbrauch des Begriffs im religionspsychologischen Modernismus beleuchtend.

Jahre noch lange erhalten bleiben, hat sich leider nicht erfüllt. Schon seit längerer Zeit durch Kränklichkeit arbeitsgehemmt und doch stets noch so arbeitsfreudig, hat Anton Schönbach nun für immer allem weiter noch Geplanten entsagen müssen, auch für uns zu tiefbeklagtem Verluste.

Zwei Leitgedanken waren es vor allem, die Schönbachs weitreichende wissenschaftliche und allgemeinliterarische Wirksamkeit bestimmt haben. Seine Forschungsarbeit, deren namhafteste Leistungen bereits früher hier gewürdigt worden sind, galt in erster Linie der reicheren Erschließung des mittelalterlichen Geisteslebens in seiner ganzen Fülle und Mannigfaltigkeit. Sein Ziel war, ‚unser Wissen vom deutschen Mittelalter nicht bloß durch Kombinationen und Theorie, sondern durch Sachen und Substanzen zu wecken'. Gerade auch in ‚Hochland'-Beiträgen, wie denen über das ‚Schrifttum deutscher Ketzer des Mittelalters' (November 1904) und über die ‚Naturforschung des Mittelalters' (Juli 1908) begann Schönbach die Ergebnisse seiner Gelehrtenarbeit, wie sie namentlich in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie niedergelegt sind, für einen weiteren Leserkreis aufs fruchtbarste auszumünzen. Die beiden Hauptgebiete seiner letztjährigen Spezialbeschäftigung, die ‚Geschichte der altdeutschen Predigt' und all den religions- und sittengeschichtlich so bedeutsamen Stoff, der sich um die Wirksamkeit ‚Bertholds von Regensburg' konzentriert, gedachte er nun auch in populärer Zusammenfassung zur ‚Sammlung Kösel' beizusteuern; damit zu einem Teil ins Werk setzend, was ihn immer beschäftigte: die allgemeine Erschließung jener Schätze an Gedankentiefe und Dichterschönheit, die heute noch vielfach in philologischen und literargeschichtlichen Arbeiten vergraben liegen, und damit das wirkungskräftige Wiederanknüpfen an die besten Traditionen deutscher, christlicher Vergangenheit. Eins aber blieb dem Deutschböhmen Schönbach bei allem starken Volksbewußtsein stets fremd: jene Art Jahnscher Deutschtümelei, die am liebsten auch die altgermanische Götterwelt aus Wäldern und Bergen oder wenigstens aus Bierkrügen und Tintenfässern neu erstehen lassen möchte; und manche unerschrockene, sarkastische Wendung floß darum in seine positiven Hinweise auf die Schönheit ‚deutscher Mythologie' (Dezember 1907) und das Verhältnis von ‚Edda und Gegenwart' (Oktober 1909) mit ein.

Der Gegenwart und Zukunft deutschen Schrifttums zugewandt war der andere Leitgedanke in Schönbachs Wirken. Das erste Erscheinen seines meistbekannten Buches ‚Über Lesen und Bildung' fiel in eine Zeit (1887), wo es gegenüber den jüngstdeutschen Stürmern und Drängern und inmitten der immer noch tonangebenden Gartenlaubenschmöckerei fast aussichtslos erscheinen mußte, die ernstesten Forderungen literarischer Geschmackserziehung zu verfechten. Auch hier mußte Schönbach, um dem Fortschritt zu dienen, an die besseren Überlieferungen letzter Vergangenheit gemahnen. Sein Interesse galt vor allem der Hebung eines gediegenen Erzähler- und Essayistenstils. Aus englischem und amerikanischem Schrifttum mahnte er hierin zu lernen, und als deutsche Muster empfahl er dem verworrenen Stil eines Bartsch: Gottfried Keller, Saar und Ebner-Eschenbach (Febr. 1907). Freilich mischte sich manchmal etwas wie Resignation in den Nachruf, den er seinem Freunde Ferdinand von Saar widmete (September 1906), oder dem literarischen ‚Nachleben Berthold Auerbachs' (Mai 1909) oder dem ‚Untergang der Allgemeinen Zeitung' (Mai 1908). Aber wie ihm die rasche Auflagenfolge von ‚Lesen und Bildung' freudigste Überraschung bereitete, so ließ er sich auch nie von tätigster Anteilnahme an allem Echten zeitgenössischen Literaturstrebens abschrecken. Die sympathische Würdigung der Lindemann-Ettlingerschen Literaturgeschichte wurde ihm zum Anlaß, sich mit dem Herausgeber dieser Zeitschrift freundschaftlichster Geistesgemeinschaft zu vergewissern (Juli 1906) und in der Betrachtung über ‚Des Schriftstellers Lebensfahrt' wußte er die mancherseits

widerstrebende Aufnahme eines Meisterwerks wie ‚Jesse und Maria‘ aus bester literarischer Situation zu verstehen und zu überwinden (Februar 1907). Damals schrieb er auch den Satz, der seine literarkritische Wirksamkeit bestimmte und aller, die im gleichen Geiste weiterarbeiten: ‚Wir brauchen weniger Schriftsteller und mehr Dichter, damit unsere Literatur gedeihe und den Schöpfungen vergangener Jahrhunderte sich ebenbürtig erweise.‘ M. E.

Die römische Goetheausstellung. Als vor wenigen Monden die römische Ausstellungskommission den Plan faßte, die Bedeutung der ewigen Stadt für das künstlerische und geistige Leben der fremden Nationen durch eine besondere ‚Mostra degli stranieri‘ am Fuße der Engelsburg zu veranschaulichen, beschloß man deutscherseits, sich vorwiegend auf zwei Künstlergruppen von besonderem kulturhistorischem Interesse: Goethe und seine römische Umgebung sowie die um den romantischen Bayernkönig Ludwig I. auf der Villa Malta gescharte Künstlerkolonie zu beschränken. Der ferner Stehende mag vielleicht über die Berechtigung einer solchen Ausstellung die Achsel zucken; wandert man jedoch durch die zahlreichen Säle des eigens zu diesem Zweck errichteten Ausstellungsgebäudes, um die Galerie jener Geister, die in den vergangenen Jahrhunderten im Schatten ihrer Zypressen geruht und aus dem reichen Born ihres Lebens geschöpft, Revue passieren zu lassen, von Winckelmann, Goethe, Thorwaldsen bis zu Ibsen und Björnson, dann erst fühlt man so recht lebendig das Weltumspannende, das dieser Kulturstätte auch heute noch anhaftet und versteht diese eigenartige Äußerung des römischen Nationalstolzes. Wir Heutigen teilen zwar nicht mehr den überschwenglichen Enthusiasmus der einstigen Kunstpilger für den klassischen Boden. Die großen politischen, sozialen, wirtschaftlichen und psychischen Umwälzungen des letzten Jahrhunderts haben eine neue Epoche des menschlichen Fühlens und Denkens heraufgeführt. Das geistige Leben ist seit den Tagen des Klassizismus reicher, differenzierter und volkstümlicher geworden. Unsere Anschauungen und Auffassungen von Kunst und Kultur, ihren Bedingungen und Zielen haben sich demgemäß in wesentlichen Zügen geändert. Im Strome des immer neue Probleme auslösenden modernen Arbeitens, Ringens und Schaffens hat die rein ästhetisierende Antike mit ihrem Ideal des Fertigen und Vollkommenen eine völlig andere Wertschätzung erfahren. Für Goethe aber, der sich ganz im Geiste der Mengs-Winckelmannschen Kunstanschauung vorbereitet hatte, wurde die Antike, seitdem er ihren Boden betreten, der absolute Maßstab; er sieht jetzt alles mit den Augen des Klassizisten. Die gotischen Denkmäler der Skaliger in Verona, die lebenatmenden, kräftigen Skulpturen und Plastiken Donatellos in Florenz, die farbenfreudigen Schöpfungen der Präraffaeliten in Assisi, die Bauwerke der arabisch-normannischen Kunst, so geschmackvoll sie ihm auch in der Capella Palatina und in der Kathedrale von Monreale entgegentraten, bleiben seinem künstlerischen Empfinden, das weniger auf lebensvolle, natürliche Individualität als auf gesetzmäßige rationalistische Schönheit drang, fremd. Michelangelos von der Wucht des inneren Lebens erfüllter Moses bedeutet ihm wenig gegenüber der ruhigen Schönheitslinie der Juno Ludovisi. Wir verstehen diese seine enthusiastische Verehrung der Antike: Goethe, dessen Seele in der Enge und Kleinwelt Weimars schlaff geworden, fühlte das Beseligende und Befreiende, das von der klassischen Kunst als der vollkommensten und reinsten Ausprägung des hochgesteigerten Lebensgefühls der Antike ausging. Die unmittelbare Berührung mit dieser seinem inneren Wesen harmonischen Kunst, deren Klarheit, Anmut und Leichtigkeit er nicht genug zu rühmen weiß, und die jetzt mit dem Zauber und Glanz des Neuen an ihn herantrat, war für ihn ein Erlebnis, eine innere Offenbarung. ‚Die Revolution,‘ so äußert er sich in seinem Tagebuch hierüber, ‚die ich voraussah und

die jetzt in mir vorgeht, ist die in jedem Künstler entstand, der lange emsig der Natur treu gewesen und nun die Überbleibsel des alten großen Geistes erblickte; die Seele quoll auf, und er fühlte eine innere Art von Verklärung seiner selbst, ein Gefühl von freierem Leben, höherer Existenz, Leichtigkeit und Grazie.'

So bedeutungsvoll wie dieses Moment für die Beurteilung von Goethes künstlerischer Persönlichkeit überhaupt ist, so interessant dürfte es sein, die römische Künstlerkolonie, das Milieu, in dem sich sein Verhältnis zur bildenden Kunst klärte und befestigte, auf Grund einer besonderen retrospektiven Ausstellung kennen zu lernen. Groß an Zahl und bedeutungsvollen Namen war dieser Kreis nicht; aber hierzu zählten durchweg lauter treffliche, feinempfindende Menschen, die seine Neigungen und Interessen teilten und seinem Genius warme aufrichtige Verehrung und Bewunderung zollten. Wie lebendig und anschaulich tritt uns alles vor die Seele, wenn wir einen Rundgang durch die beiden kleinen Säle der deutschen Abteilung machen! Wir treten in das stille Künstlerheim am Korso gegenüber dem Palazzo Rondanini, wo neben eifriger künstlerischer Tätigkeit auch der goldene Humor zur Geltung kam, wir sehen den Dichter mit Tischbein die Campagna durchstreifen, das ernste kluge Auge auf die Überreste der monumentalen Römerbauten gerichtet, wir finden ihn träumend unter den alten Steineichen und Pinien der Villa Borghese, die Seele mit den Gestalten der Faustsage und des Egmont erfüllt, wir folgen ihm an der Hand der Illustrationen seines Landsmannes Schütz und des Engländers Allen in das römische Karnevalstreiben, wo er in unbefangener Muße das Volksleben beobachtet, oder in die Villegiatur der Albanerberge, wo tagsüber eifrig gemalt, gezeichnet oder skizziert und am Abend unter Hackerts oder Reiffensteins Leitung in angeregter Gesellschaft über Kunst disputiert wird. Unter den zahlreichen Goetheporträts fällt in erster Linie das große bekannte Bildnis seines Freundes Tischbein auf, das den Dichter inmitten der antiken Ruinenreste der Campagna ruhend darstellt. Über dieses Bildnis, durch das Tischbein symbolisch den geistigen Inhalt von Goethes römischem Aufenthalt am schönsten zum Ausdruck gebracht, äußert sich Goethe (am 29. Dezember) folgendermaßen: ‚Ich soll in Lebensgröße, als Reisender in einen weißen Mantel gehüllt, in freier Luft auf einem umgestürzten Obelisken sitzend, vorgestellt werden, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma überschauend. Es gibt ein schönes Bild, nur zu groß für unsere nordischen Wohnungen'. Und am 18. Februar: ‚Das große Porträt, welches Tischbein von mir unternommen, wächst schon aus der Leinwand heraus. Der Künstler hat sich durch einen fertigen Bildhauer ein kleines Modell von Ton machen lassen, welches gar zierlich mit einem Mantel drapiert worden.' Welchen Kontrast zeigt dagegen das Goetheporträt von der Hand seiner Freundin Angelika Kaufmann, die entsprechend ihrer kraft- und saftlosen Manier den Dichter als sentimentalen Träumer mit feuchtschwärmerischen Augen darstellt. Tischbeinsche Skizzen und Aquarelle (z. B. Goethe in seiner Wohnung am Korso, Selbstbildnis des Meisters in seinem Atelier vor der Staffelei sitzend, den eckigen Dreimaster auf dem Kopfe), eine Zeichnung Burys, die Goethe in der würdevollen Haltung eines römischen Imperators darstellt, ferner Bildnisse Winkelmanns von der Hand Marons und des Bildhauers Trippel, sowie mehrere Stiche von Lips und Ramberg vervollständigen die Reihe der Porträts aus dem römischen Künstlerkreise. Ein unmittelbarer, der Naturbeobachtung abgeneigter, stark theoretisierender, philosophischer Zug war diesem ganzen Kreise, in dem die Ideen und Anschauungen Winckelmanns und seines Freundes Raffael Mengs, des ‚Pittore filosofo', fortlebten, eigen. Besohders charakteristisch tritt dies in der Landschaftsmalerei zutage, die von den Klassizisten außerordentlich geringschätzig behandelt wurde.

Die Antike und die Renaissance boten hier keine Vorbilder, denn ein tieferes, liebevolles Versenken voraussetzendes Naturgefühl ist dem von Haus aus mehr exzentrisch veranlagten Romanen völlig fremd. Wo vereinzelt deutsche Künstler wie Hackert und Tischbein von neuem das Interesse für die Landschaft zu erwecken suchten, blieben sie zumeist in der oberflächlich stilisierenden Auffassung des Klassizismus, der in seinem Streben nach Monumentalität und Typus das Charakteristische der Landschaft vernachlässigte und in der Nachahmung der grandiosen Linienführung von Poussin und Dominichino einem unwahren mythologisierenden oder heroisierenden Manierismus verfiel, befangen. Hackerts ‚Kaskaden von Tivoli‘ (Nationalgalerie in Rom), sein Panorama der ewigen Stadt (Kupferstich-Kabinet in Berlin), Tischbeins Landschaft von Fraskati (Großh. Museum zu Gotha) zeigen das zur Genüge. Daß die einseitige klassizistische Auffassung Goethes im Umgange mit Künstlern dieser Richtung, die seine ganzen theoretischen und praktischen Kunststudien leiteten, ihm eine Fülle neuer Anregungen und Impulse gaben und namentlich bei den Führungen durch die Galerien und Sammlungen sein Verständnis für die bildende Kunst zu wecken suchten, neue Nahrung erhielt, liegt auf der Hand. Zu bedauern ist nur das völlige Fehlen der im Weimarischen Nationalmuseum aufbewahrten Handzeichnungen Goethes von seiner italienischen Reise, über die soeben von Grävenitz im neuesten Goethejahrbuch (32. Bd. 1911) dankenswerte Mitteilungen veröffentlicht.

Der weitere Teil der deutschen Ausstellung führt in die Villa-Maltagemeinde des bayerischen Königs Ludwigs I., der fast ein halbes Jahrhundert deutscher Kunst und Künstlerschaft in der ewigen Stadt eine kräftige Stütze gewesen ist. Das Verhältnis der deutschen Maler zur römischen Landschaft, der Einfluß römischer Architektur auf deutsche Künstler und Baumeister, die klassische Zeit des römischen Modellwesens und der italienischen Genremalerei, das Leben und Treiben der deutschen Künstlerschaft in der Glanzperiode der Cervarofeste und Pontemolleritterschaft: alles das zieht in einer Reihe mehr kulturhistorisch interessanter als künstlerisch bedeutender Bilder, Zeichnungen, Skizzen und Radierungen an unserem Auge vorüber, die Bedeutung Roms für unser nationales Kunstschaffen vortrefflich illustrierend.

Dr. Heinrich Schotte.

Der Streit um Shakespeare. ‚Ihr jungen Leute möget darüber lachen, aber ich sage euch aus vollster Überzeugung: in fünfzig Jahren glaubt kein gebildeter und urteilsfähiger Mensch mehr, daß der Schlächterjunge William Shakespeare aus Stratford am Avon diese in ihrer Art einzigen Sonette, Dramen und Komödien verfaßt habe, und man wird ebensowenig mehr an das Dasein eines Dichters Shakespeare glauben, als man heutzutage an das einstige Dasein eines Barden Ossian glaubt.‘ So sprach im Jahre 1843 der bekannte Konvertit Prof. Gförer in Stuttgart im Kreise junger Freunde. Er ist mit dieser Prophezeihung insofern über das Ziel hinausgeschossen, als die fünfzig Jahre längst vergangen sind und die sog. offizielle Wissenschaft dem in Stratford geborenen Schauspieler Shakspere nach wie vor die Verfasserschaft der Werke Shakespeares zuschreibt. Recht behalten aber hat Gförer insofern, als kaum ein Jahrzehnt später eine immer stärker werdende Bewegung einsetzte, die den Philosophen Bacon von Verulam als den Verfasser der Werke Shakespeares bezeichnete. Eine gewisse Miß Delia Bacon, übrigens keine Verwandte Bacons, trat im Jahre 1856 zum ersten Male mit dieser Behauptung an die Öffentlichkeit, und fast gleichzeitig veröffentlichte William Henry Smith einen Aufsatz, in dem er zu demselben Resultat kam. Auch in Deutschland gewann die neue Lehre bald Anhänger, und zwar war es der bekannte sächsische Staatsmann Graf Vitzthum von Eckstädt, der als erster in Deutschland mit seinem Namen für die Bacontheorie eintrat. Lange Jahre ruhte

alsdann bei uns der Streit, während er in England und Amerika weitertobte, bis bei uns Edwin Bormann Mitte der 90er Jahre die Frage wieder in Fluß brachte und in einer ganzen Reihe scharfsinniger Schriften den Beweis für die Verfasserschaft Bacons zu erbringen sich bemühte. Dann trat Peter Alvor (Pseud.) mit einer Broschüre an die Öffentlichkeit, in der er die Grafen Southampton und Rutland als die Verfasser der Shakespearewerke bezeichnete, während Bleibtreu den Grafen Rutland als den alleinigen Autor ausgab. Natürlich blieben diese Publikationen nicht ohne Erwiderungen und namentlich zogen Kuno Fischer, Prof. Schipper, Prof. Sieper und der streitbare Prof. Dr. Ed. Engel gegen die ‚Bande von schlechten Dilettanten' und Narren zu Felde, die den Stratforder von seinem Piedestal herabholen wollte. Dabei wurde immer besonders betont, daß die Baconianer sich vornehmlich aus Advokaten, Ärzten, Schriftstellern usw., nicht aber aus den zünftigen Neuphilologen rekrutierten. Das ist nun allerdings seit einigen Jahren anders geworden, seitdem anerkannte Anglisten wie Prof. Holzer-Heidelberg, Prof. Konrad Meyer-Dresden, Dr. Joseph Fest-Kulmbach u. a. m. sich auf den Standpunkt der Baconianer gestellt und sogar vor einigen Wochen zur Gründung einer Neuen Shakespeare-Gesellschaft den Anlaß gegeben haben, die alle Zweifler an der Autorschaft des Stratforders umfassen soll.

Den Hauptanlaß zur Anzweifelung der Autorschaft des Stratforders gibt immer und immer wieder die Schwierigkeit, das Leben des Stratforders mit dem Bilde des Dichters Shakespeare in Einklang zu bringen. Versuchen wir uns ein Bild des Dichters nur nach seinen Werken zu bilden, so können wir uns in Shakespeare nur einen Mann von hohem idealem Schwung, von hocharistokratischen Anschauungen (wegen deren Tolstoi ihn heftig angriff) und von umfassender Bildung vorstellen, wie wir sie uns als das Produkt der denkbar sorgfältigsten Erziehung und Schulung denken. Und welches sind demgegenüber die Tatsachen, die uns über den in Stratford am Avon geborenen Schauspieler bekannt sind? Er war der Sohn eines Landwirtes, der anscheinend auch Fleischer, Handschuhmacher und Wollwarenhändler war, der aber ebensowenig seinen Namen zu schreiben verstand wie seine Frau, die dem niederen Landadel entstammte. Die sechs Unterschriften, die wir von William Shakspere besitzen und die das einzige darstellen, was an Geschriebenem von ihm bekannt ist, zeigen nach der Behauptung der Baconianer die deutlichen Kennzeichen einer wenig schreibgeübten Hand. Selbst die Töchter des Schauspielers wußten oder hielten vom Schreiben so wenig, daß sie mit einem Handzeichen unterschrieben und daß die eine derselben nach dem Tode ihres Ehemannes nicht einmal feststellen konnte, was von dessen Hand herrührte und was nicht. Sollte so ein Dichter seine Töchter erzogen haben, fragen die Baconianer, der in Heinrich VI. (2. Teil IV. 7) sagt: ‚Es sei Unwissenheit der Fluch von Gott und Wissenschaft der Fittich, womit wir in den Himmel uns erheben!' — Ob der Schauspieler die Lateinschule seines Heimatortes besucht hat, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, seine Anhänger nehmen an, daß er etwa vom 14.—18. Jahre bei einem Rechtsanwalt als Schreiber arbeitete, wobei er die ganz erstaunlichen juristischen Kenntnisse gesammelt haben soll, die kein geringerer als Lord Campbell aus seinen Werken nachwies. Mit 19 Jahren heiratete er ein reichlich älteres Mädchen, das ihn kurz nach der Hochzeit bereits mit einem Kinde beschenkte. Wilddiebereien, deren er sich dann schuldig machte, brachten ihm mehrfach öffentliche Auspeitschungen ein, und eines Tages ließ er Weib und Kind im Stich und zog nach London, wo er zunächst den Edelleuten, die das Theater besuchten, die Pferde hielt. Dann rückte er zum Souffleurgehilfen und später zum Schauspieler auf, wenn die spärlichen uns erhaltenen Quellen ihn auch stets nur in Rollen zweiten oder dritten Ranges nennen. Dann beginnt er plötzlich — wie? wissen

weder die Stratforder noch die Baconianer glaubhaft zu erklären — zu Geld zu kommen, und was uns über den ganzen Rest seines Lebens durch Dokumente bekannt ist, bezieht sich ausschließlich auf Geldgeschäfte, teilweise recht zweifelhafter Art (nach Brandes nahm er 10 Prozent), so daß selbst Elze, der langjährige Herausgeber der Jahrbücher der deutschen Shakespeare-Gesellschaft urteilt: ‚Diese Vereinigung des weltumfassendsten Dichters und spekulierenden, gewiegten Geschäftsmannes in ein und derselben Person hat allerdings für unser Gefühl nicht allein etwas Deprimierendes, sondern, um es geradeheraus zu sagen, etwas Abstoßendes.' Noch schärfer urteilen Grant White und Sidney Lee. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Shakspere wieder in seiner Vaterstadt Stratford, wo er einen großen Teil des Grund und Bodens aufgekauft hatte. Sein einziger Verkehr war dort der notorische alte Wucherer Combe. — Nach einem großen Trinkgelage erkrankte Shakspere und starb bald darauf. Das Testament ist lediglich ein trockenes Geschäftspapier, in dem er seine Frau mit dem zweitbesten Bett abfindet, in dem aber nicht mit einem Wort von seinen Dramen, von Manuskripten oder auch nur von einer Bibliothek die Rede ist, während sonst die unbedeutendsten Kleinigkeiten aufgezählt sind. Trotzdem historisch feststeht, daß Shakespeares Dramen bereits zu Lebzeiten des Schauspielers sehr bekannt und verbreitet waren, ist uns nicht eine einzige Totenklage, nicht ein einziger Nachruf zum Tode Shaksperes bekannt, wo hingegen uns z. B. vom Tode Bacons 32 dichterische Nachrufe seiner Zeitgenossen übermittelt sind, die sog. manes Verulamiani. Kein Wunder, daß angesichts dieser Tatsachen Dr. William Furneß, der Herausgeber der bekannten Variorum-Ausgabe der Werke Shakespeares, ausruft: ‚Ich bin einer von den vielen, die es niemals fertig bekommen, das Leben William Shakespeares und die Dramen Shakespeares in einem Planetenraum unterzubringen.'

Von diesen Erwägungen ausgehend, glauben nun die Baconianer in dem Philosophen und Staatsmann Bacon von Verulam den Verfasser der Shakespeare-Dramen sehen zu sollen. Professor Holzer stellt die Hypothese auf, daß der junge Bacon von seinen Freunden, den Pallasrittern, mit Rücksicht auf seine literarische Tätigkeit den Ehrennamen, den Erkennungsnamen Shake-speare, d. h. Speerschwinger, erhalten habe. Mit Rücksicht auf seine Staatskarriere habe er aber nach außen hin nicht als Theaterdichter bekannt werden dürfen, zumal die Theaterdichterei damals noch verachtet wurde; vor allem aber würde die politische Tendenz seiner Dramen ihn unmöglich gemacht haben, wenn seine Verfasserschaft bekannt geworden wäre. Deshalb habe er sich, ganz den Grundsätzen folgend, die er in seinen Werken vertritt, einen lebenden Strohmann in dem namensverwandten Schauspieler Shakspere oder Shaxper besorgt, wie Laelius nach Ciceros Mitteilung den Terentius und wie Aristophanes zeitweise den Schauspieler Kallistratos. — Aus der großen Menge von Beweisen, die die Baconianer für ihre Theorie geltend machen, sei hervorgehoben, daß Bacon selbst an seinen Onkel schrieb, er wolle ein Bücherschreiber werden, und zwar ‚durch einen Substituten'. Selbst nach Elze hat nur Bacon neben Shakespeare die umfassenden Kenntnisse besessen, die aus Shakespeares Dramen sprechen. Auch entspreche das Erscheinen von Bacons Werken in der Zeitfolge, den Intervallen usw. genau dem Erscheinen von Shakespeares Dramen. Als ausschlaggebenden historischen Beweis glauben sie das sog. Northumberlandmanuskript bezeichnen zu dürfen, das vor einigen Jahrzehnten gefunden wurde und in welchem nach der Aufschrift neben Baconschen Manuskripten zwei Shakespearesche Königsdramen enthalten gewesen sind, welch letztere indessen in dem an den Ecken angebrannten Dokument nicht mehr vorhanden waren. Auf der Außenseite finden sich mehrfach die Namen Francis Bacon und William Shakespeare. In dem von Mrs. Henry Pott

aufgefundenen ‚Promus of Formularities and Elegancies' will man eine literarische Vorratskammer Bacons für die unter dem Namen Shakespeares gedruckten Dramen entdeckt haben. Daß zahlreiche Parallelen vorhanden sind, ist nicht zu leugnen, zwingend ist der Beweis indessen nicht. Ferner wird darauf verwiesen, daß Bacons Freund, Toby Matthew, an diesen schrieb: ‚Der größte Geist, den ich jemals unter meinen Landsleuten und auf dieser Seite des Meeres kennen gelernt habe, trägt den Namen Euerer Lordschaft, obwohl er unter einem andern bekannt ist.' Auf die auffallende Übereinstimmung mancher Ausführungen Bacons und mancher Gedankengänge in Shakespeares Dramen weist selbst Kuno Fischer hin, und die neuere Philologie hat eine Reihe seltsamer Irrtümer nachgewiesen, die beiden gemeinsam sind. Sehr treffend und gut begründet ist schließlich die von Edwin Reed aufgestellte Theorie, derzufolge Bacon mit den Beispielen des vierten Teils, die er in der Distributio operis der Magna Instauratio bestimmt zu geben verspricht, seine Dramen gemeint habe. — Wenn sich demgegenüber die Anhänger des Stratforders auf die Äußerungen berufen, in denen Zeitgenossen des Schauspielers diesen als den Dichter bezeichnen, so glauben die Baconianer das durch den Hinweis entkräften zu können, daß es sich um eine von Bacon mit großem Geschick inszenierte Komödie der Irrungen handele, der eben auch Zeitgenossen zum Opfer gefallen seien.

Die Rutlandianer stützen sich mehr auf äußere Beweise und glauben, daß die äußeren Lebensbedingungen Rutlands besser auf den Shakespeare-Dichter zutreffen wie diejenigen Bacons. Die Theorie Peter Alvors, daß die Grafen Southampten und Rutland die gemeinsamen Verfasser seien, wird heute nirgends mehr ernst genommen und ebensowenig die Andeutung, daß Bacons Bruder Anthony der Verfasser sei.

An positiven Forschungsresultaten hat keine der Parteien in den letzten Jahren etwas Unbestrittenes aufzuweisen. 1910 fand Professor Wallace einige neue Prozeßakten, die uns den Schauspieler in recht familiärem Verkehr mit der Friseursfamilie Mountjoy zeigen, wo er sich auch als Heiratsvermittler betätigte; neues Licht haben sie indessen auch nicht zu spenden vermocht. In den philologischen Kreisen aber wird das Interesse immer lebhafter, ohne daß Ergebnisse zutage gefördert wären, über deren Bewertung Einstimmigkeit unter den Fachleuten herrscht. Nicht zu leugnen ist indessen, daß nun allmählich die Schar der zünftigen Neuphilologen, die die Autorschaft des Stratforders anzweifelt, wächst, so daß man nicht mehr zu befürchten braucht, einfach zur ‚Bande schlechter Dilettanten' oder zu ‚einigen Narren' gezählt zu werden, wenn man sich der durch den Stand der neueren Forschungen erweckten Zweifel an der Autorschaft des Stratforders nicht ohne weiteres entschlagen zu können glaubt. Jos. Coböken.

Theater

Das Mittelalter auf moderner Bühne. Vor mir liegt ein dünnes Heft in holländischem Text, das zu übersetzen ich mich seit langem getragen hatte, und über das ich einige Worte jetzt sage, weil es nach einer mir heute vorgelegten Zeitungsnotiz bald durch die Reinhardtsche Bühne in einer Bearbeitung von Hoffmannsthal dem größeren Publikum bekannt gegeben werden soll. Es heißt: ‚Den Spyeghel der Salicheyt van Elckerlyc, hoc dat elckerlyc mensche wert ghedaecht Gode rekeninghe te doen!' und ist eine holländische Moralität aus dem Jahre 1495.

Dem mit der geschichtlichen Entwicklung des Schauspieles Vertrauten werden die mittelalterlichen Moralitäten dem Namen nach nicht unbekannt sein. Die mittelalterliche Bühne war in der Hauptsache beherrscht von den Mirakelspielen mit Stoffen aus dem Leben der Heiligen und der Legende sowie von Mysterien mit Stoffen aus der Heiligen Schrift. Beide sind wohl in Deutschland nie zu einer rechten Bedeutung gelangt; in England wurden sie aber

schon im 12. Jahrhundert und in Frankreich namentlich am Ausgang des Mittelalters mit außerordentlichem Pomp aufgeführt, an dem eine intensive Schaulust sich genügen konnte. Auch in den Niederlanden wurden Mysterien schon im 14. Jahrhundert gespielt.

Neben ihnen entwickelte sich der Schwank — die kurze Posse — und die Moralität. Die Moralität, nicht mehr abhängig von biblischen und legendaren Stoffen, war ein ernstes Schauspiel, das in frei erfundener Handlung erzieherisch auf den Menschen wirken sollte. Technisch ist es unvollkommen; alles Erdenkliche wird in ihm personifiziert: die Tugend, Gutberaten, Schlechtberaten, die Schmeichelei, die Ehre, der gute Name usw. Ausgegangen anscheinend von den hohen Schulen in Frankreich, mag es sich in Deutschland hier und da eingebürgert und zum Vorbild gedient haben (Hans Sachs); wesentlich verbreitet war es in Frankreich, England und den Niederlanden.

Die mir vorliegende Moralität ist, soweit ich habe feststellen können, im allgemeinen gleichartig mit einer englischen Übersetzung aus der Zeit Heinrich VIII., die den Titel Everyman (Jedermann) führt, und mit einer lateinischen ‚Homulus'. Im Jahre 1904 wurde Everyman durch die Elisabeth-Stage-Society in London und danach in den Vereinigten Staaten aufgeführt. ‚Elckerlyc' wurde vor zwei Jahren durch sehr feine, von innerlichem Gehalt getragene Aufführungen in Holland bekannt.

Nun scheint in unserer Zeit, in der die lustigen Possen eines Offenbach uns mit demselben Raffinement vorgesetzt werden wie die gewaltigsten Dramen der antiken Welt, die alte Schaulust, die ehemals in Frankreich an den Mysterien sich ergötzte, angesichts der mittelalterlichen Moralitäten wieder aufleben zu sollen. Ein Experiment, das nicht verurteilt werden soll, das aber, namentlich in Verbindung mit den übrigen, kennzeichnend für unsere am Äußerlichen allzusehr haftenden Gegenwart.

‚Elckerlyc,' wie es vor mir liegt, ist einfach, schlicht und naiv. Der Zuschauer sieht auf der Bühne in der Mitte das himmlische Tor, daneben das kirchliche und das irdische Tor. Denkbar einfach. — Die Handlung: Gott ist unwillig über das Leben des Menschen, der in materiellen Genüssen sich genügt. Er ruft den Tod, damit dieser den Menschen auffordere, seine Pilgerschaft anzutreten und Rechenschaft zu geben. Der Tod führt den Befehl aus. Der Mensch (everyman, elckerlyc), festlich gekleidet und lachend aus dem irdischen Tor kommend, erschrickt bei dieser Botschaft und bittet um eine Frist, damit er seine Papiere für die Rechenschaft in Ordnung bringen und sich eine Begleitung für die Pilgerschaft suchen könne. Die Frist wird ihm abgeschlagen. Er bittet dann nacheinander die aus dem irdischen Tor tretenden Personifikationen: Gesellschaft, Vetterschaft, sein Gut vergeblich, ihn zu begleiten. Dann kommen aus dem kirchlichen Tor die Tugend, der Glaube und die Beichte. Die Tugend ist so schwach, daß sie getragen werden muß. Sie will Elckerlyc begleiten, wenn er vorher durch den Glauben sich zur Beichte führen lassen will, damit sie gesund und kräftig werde und damit die verdunkelten Schriftzüge seiner Abrechnung, die sie mit sich führt, rein werden. Elckerlyc folgt dem Rat, bereut und tut Buße. Vier andere Personifikationen, Klugheit, fünf Sinne, Schönheit und Kraft, führen Elckerlyc dann bis an das vor dem himmlischen Tor sich auftuende Grab; die gesundete Tugend führt ihn weiter bis zum Engel des Himmels.

Das ist die einfache Handlung, die in schlichter Gewandung erhebend wirken kann, die ich mir als Schaustück ohne inneren Widerspruch nicht denken kann. Wir werden abwarten, wie sie uns geboten wird.

Dr. Bernard Wieman.

Kunst

Reinhold Begas †. Im Jahre 1835 hat Joseph Maria von Radowitz einige Sätze über die Plastik seiner Zeit geschrie-

den*, also über die Plastik der dem 1831 geborenen Begas unmittelbar vorausgehenden Generationen.

‚Es ist unbegreiflich, daß, während alle geistigen und künstlerischen Tätigkeiten seit Anfang dieses Jahrhunderts besonders in Deutschland einen neuen Aufschwung genommen haben, indem sie sich an der warmen Sonne des christlichen Mittelalters wieder entzündeten, dieses bei der Skulptur nicht der Fall gewesen ist. Die Dichter haben, um den Begriff wahrer Poesie wieder zu gewinnen, sich an Dante, Calderon, Shakespeare gewendet, die Maler an die alten Italiener und Niederländer, die Architekten haben die romanische und gotische Kunst zum Gegenstande ihrer Forschung und Nachbildung gemacht. Mit einem Worte, alle haben in dem, was man mit einem zwar unbestimmten und oft gemißbrauchten Begriffe als romantisch bezeichnet, den Quell wahrer Begeisterung gesucht und gefunden. Nur die Bildhauer haben, vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, diesen Weg nicht betreten, sondern beharren dabei, Begriff, Inhalt und Form aus der alten Welt zu entlehnen, und sich hierzu in eine Gefühls- und Denkweise gewaltsam hineinzuarbeiten, die den Elementen, auf welchen unsere ganze Existenz beruht, durchaus fremd, ja feindlich ist. Daher diese abstrakten Begriffe von Schönheit, die lediglich von der Form, und auch von dieser nur durchaus einseitig entlehnt sind — von Natur, aus der man das eigentlich Lebengebende, Symbolische ausgeschieden hat. Die antike Kunst wurzelt durchaus in dem Kreatürlichen, Formalen, Simlichen; ihr Lebensprinzip ist der Pantheismus, der zwischen der Natur, dem Menschengeiste und Gott eine bloß quantitative Differenz zuläßt. Es hat etwas Betrübtes, zu sehen, wie die edelsten Kräfte verschwendet werden in dem nutzlosen Versuche, diesen Leichnam wieder zu beleben, oder ihm wenigstens einige scheinlebendige Bewegungen abzugewinnen. Ungeachtet aller Anstrengungen, die auf dem politischen und philosophischen, wie auf dem ästhetischen Gebiete gemacht werden, um den Naturdienst der alten Welt der jetzigen Generation wieder nahe zu bringen, steht die novantike Plastik doch noch immer ganz außerhalb des Lebens der Gegenwart, und die wenigen abgerechnet, die sich von innen und außen wieder in diese Gefühlsweise hineinarbeiten, haben ihre Werke keinen organischen Zusammenhang mit den geistigen Bedürfnissen der Zeit.‘

Wenn der geistreiche Staatsmann und Freund König Friedrich Wilhelms IV., der die romantisch-nationalen Bewegungen des Deutschtums mit aller Bewußtheit auf das Ziel der Größe und Einheit des Reiches hinlenken wollte, das später Bismarck erreichte, die künstlerischen Formen noch hätte sehen müssen, mit denen das Reich seinen Triumph monumentalisierte, die offiziellen Denkmalplastiken, mit denen Berlin sich schmückte, er hätte noch zehnmal mehr Grund gehabt, plastische Werke zu bedauern, die keinen organischen Zusammenhang mit den wahren geistigen Bedürfnissen der Gegenwart haben. Was an Monumentalplastik von Begas und anderen geschaffen wurde, ist den tieferen Grundlagen unserer nationalen Existenz viel mehr fremd und feindlich als die zwar klassizistischen Denkmäler eines Schadow oder Rauch, die aber bei jenem immer wieder den echten preußisch realistischen Geist in seinen knappen Formen durchscheinen lassen, bei diesem von dem Hauche der romantischen Sehnsucht nach nationaler Größe berührt sind, nur daß sie sich hinter den Zügen spartanischen Ernstes verbirgt. In beider Schaffenszeit reichten die Schülerjahre des jungen Begas noch weit hinein; beide übertrumpfte er als künstlerischer Revolutionär und jahrzehntelanger Stilführer, wie noch mehr mit der Masse oder Massivität seiner patriotischen Kunstdokumente. Aber während jene in klassische Posen deutsche Energie gossen, hat Begas klassische Formen kaum galvanisiert. Er hat sich auch nicht

* Siehe im letzten der soeben erschienenen drei Bände ‚Radowitz‘ ausgewählte Schriften, herausgegeben von Wilhelm Corvinus, die eine Reihe gute, weil aus wahrem Volkstum empfundene Bemerkungen über künstlerische Dinge enthalten. Regensburg, J. Habbel. Br. 8.—, geb. 10.— Mk.

von der ursprünglichen Klassik inspirieren lassen, die dem Bürgerheldentum des Empire und bis zu einem gewissen Grade auch der romantischen Vaterlandsidee Gesten leihen konnte, sondern hat den barocken Formalismus übernommen und weiter formalisiert. Nicht die barocke Idee, mit der Andreas Schlüter nationale Größe und Sieghaftigkeit ausdrückte.

Auch Reinhold Begas, der Sproß einer ganzen Künstlerfamilie, deren Vater durch die Jahrhundertausstellung zu neuen Ehren kam, war ein Romgänger. Mit Feuerbach und Böcklin traf er dort zusammen, arbeitete, sang und vergnügte er sich. Alle diese suchten in Rom aber nicht mehr das frühe, naturhafte Erwachen des klassischen Geistes, sondern ein Renaissanceideal, das mit ihren deutschen Augen gesehen, etwas Allgemeingültiges, je nachdem mehr Ideell-Abstraktes oder phantastisch Konkretes oder dekorativ Formales haben sollte. Wie hoch steht aber die schmerzliche Getragenheit eines Feuerbach oder auch die zentaurische Eigenmächtigkeit eines Böcklin über der weltmännischen Beweglichkeit des Bildhauers, dessen Schwäche vollends offenbar wird bei einem Vergleiche mit den plastisch gedachten Gemälden eines Marées. Begas hat nicht die klassische Architektonik der Körper, sondern den barocken Schwung des Aufbaus vorbildlich genommen, den er dann doch wieder verkleinlicht und vernüchtert hat. Er hat sich an den späteren Michelangelo gehalten, aber nicht in die elementare Tiefe dieses dualistischen Geistes versenkt, sondern die äußeren Formen zusammenkomponiert, wie sie Bernini weiter entwickelt hat.

Gewiß, es kommt eine eigene Schöpfung heraus wie beim Berliner Schloßbrunnen, aber nur insoweit, als eine formale positivistische Komposition, die auf Wesenheit und darum auf Geist und Charakter verzichtet, Eigenart haben kann. Ihr Lebensprinzip ist kein Naturgewalten bändigender Gedanke und kein aus dem Wasser mythologisch sich befreiendes Element, sondern ein phantastisches Formenspiel, das durch die Realistik zu viel Dauer und zu große Nähe erhält; es ist auch kein pantheistisches Märchen, wie man allenfalls von Böcklins Erfindungen sagen könnte. Die Allegorie dieser Plastiken kann vor zu großer Deutlichkeit und Absichtlichkeit nicht lebendig werden, z. B. die waffenstarrende Heraldik am Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I., in dem deutscher Triumph in massiver Pracht ausgedrückt wird. Militärische Triumphgefühle haben zu wenig Geist, um einen künstlerischen Ausdruck zu erzwingen; in einem Colleonidenkmal steckt etwas anderes als ein bloßer Siegbegriff.

Die große und vielseitige Arbeit des Monumentalplastikers und besonders auch Porträtisten Begas ist bekannt. Mit ihrer Eleganz, ihrem Massenaufgebot, ihrer aus dem Boden gestampften Fertigkeit ist sie ein Bild ihrer Zeit, eines Volkes, dessen Schmuckbedürfnis, teilweise notgedrungen, einige Jahrzehnte hindurch größer war als seine Stetigkeit und Besinnlichkeit.

Große formale Könner waren die Renaissancisten und neudeutschen Barockkünstler, und insofern haben sie eine schätzenswerte vorbildliche Eigenschaft, die gerade ältere Künstler an der fortstürmenden Jugend vermissen wollen. Aber die künstlerischen Ziele der Gegenwart liegen weit von ihren Werken ab, und als Begas am 3. August kurz nach seinem 80. Geburtstag starb, war er schon lange dem Kampf um die Kunst entrückt. Wann wird auch die nationale Kunst wirklich neue Lösungen finden, die mit unserem Volkstum und seiner ganzen Existenz verwachsen sind? Radowitz verweist die Plastiker seiner Zeit auf die alten deutschen Meister, wir fügen hinzu, mit ihrem gotischen Charakter. Der Franzose Rodin nennt sich heute schon lange einen Gotiker. Wann wird auch die deutsche Plastik die wahren Wurzeln ihrer Kraft finden?

Konrad Weiß.

Alfred Messel.* **Die Bedeutung** des verstorbenen großen Architekten Alfred Messel für die moderne deutsche Baukunst im allgemeinen, für die Berlins im be-

---

* Alfred Messel von Walter Curt Behrendt. Mit einer einleitenden Betrachtung von

sonderen ist heute über jede Diskussion erhaben. Messel, ein geborener Darmstädter, empfing seine Lehre in der Berliner Bauakademie und kehrte wieder, nach mancherlei Studienreisen, in die junge aufblühende Reichshauptstadt zurück, in der damals ein wüstes Bauspekulantentum im wesentlichen die architektonische Produktion in Händen hatte. Es ist bekannt, daß Messel nicht zu den kühnen Neuerern in der modernen Baukunst gehörte, daß er vielmehr mit einem besonderen Respekt stets an der alten Tradition gehangen hat, diese Tradition allerdings durch ein selten gebildetes, formales Feingefühl ins künstlerisch Persönliche umzuwerten allmählich lernte. Einzig und allein bei den großen Warenhausbauten für Wertheim, in der Rosenthalerstraße und in der Leipzigerstraße und am Leipzigerplatz, sah er sich durch die ganz eigentümlich moderne Aufgabe auch zu ausgesprochen modernen Lösungen gezwungen. Aber dieser architektonische ‚Naturalismus', von dem eklektischen Geschmackskünstler Messel überdies durch eine exquisite, der Vergangenheit entnommenen Dekoration allenthalben verhüllt, bildete für ihn nur ein Übergangsstadium. Seine letzten großen Werke, die Verwaltungsbauten für die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft, für die Nationalbank für Deutschland und die Landesversicherungsanstalt, endlich die hinterlassenen Pläne für die Berliner Sammlungsneubauten auf der Museumsinsel zeigen einen neupalladianischen Stil, der, obwohl er den ganz persönlichen Messel zeigt und obwohl er gerade auch im modernen Sinne durchaus entwicklungsfähig ist, doch sich wieder ganz akademisch gibt. Akademie und Sinn für die modernen Architekturaufgaben, strengstes Festhalten an der Form und persönlich fühlende künstlerische Individualität — in solchen Gegensätzen wird sich notwendig immer eine Charakterisierung Alfred Messels bewegen müssen und in dieser Weise haben ihn auch die Verfasser des vorliegenden, schön illustrierten Buches, der Architekt Walter Curt Behrendt und der Kunstschriftsteller Karl Scheffler in seinem Wesen und in seinen Werken geschildert: Die Einleitung Schefflers spricht von der Bedeutung Messels. Es folgt ein Kapitel über die Persönlichkeit und dann als Hauptteil die Genesis Messels, gut gegliedert in drei Abschnitte: 1. Lehre und Romantik, 2. Die Schule des Naturalismus, 3. Eklektizismus und Tradition. Das Schlußkapitel, die neue Berliner Bauschule, behandelt den Einfluß Messels auf die heutige Berliner und auf die gesamte norddeutsche Architektenwelt, ein Einfluß, der, als ebenso bedeutsam, verglichen wird mit dem Theodor Fischers in Süddeutschland. Behrendt meint, daß durch die Bauten Messels und seines Kreises das ziemlich physiognomielose moderne Berlin erst wieder ein künstlerisches Gesicht bekommen hätte. Erst Messel hat wieder eine architektonische individuelle Tradition für Berlin geschaffen. Er hat den abgebrochenen Faden wieder aufgenommen, der sich in der preußischen Hauptstadt von der Zopfperiode bis zu den Ausläufern der Schinkelschule fortspann, indem er vor allem auch ein qualitativ höchst leistungsfähiges Bauhandwerk wieder anlernte. —

So gefällig uns dieser ausgezeichnet geschriebene Essay über Messel anmutet, der es vor allem auch trefflich versteht, das künstlerische Milieu der architektonischen Vorläufer und der Überlieferung psychologisch richtig zu charakterisieren, so kann man doch noch keineswegs in ihm das eigentliche Messelwerk erkennen: Dazu reichen gewiß auch die hübschen Illustrationen nicht aus, die nur das bereits Populäre und Berühmte aus dem Werke des Meisters in für Laien berechneten photographischen Ansichten geben. Mit Ausnahme eines kleinen Grundrisses des Darmstädter Museums und des Bebauungsplans der Berliner Museumsinsel sind überhaupt keine Grundrisse aufgenommen, und dasselbe ist mit den für das Verständnis des architektonischen Organismus ebenso unentbehrlichen Schnit-

---

Karl Scheffler. 4°-Format. 138 Seiten mit 90 Abbildungen. Berlin. 1911.

ten der Fall, die einzig ein kleiner Längsschnitt des zweiten Lichthofes des Warenhauses Wertheim vertritt.

Die große Monographie, die ein so interessanter Künstler wie Alfred Messel verdient, muß also in ganz anderem Maße die intimen Äußerungen seiner künstlerischen Tätigkeit heranziehen: sie muß viele Grundrisse abbilden, viele Schnitte, viele Details in Werkzeichnungen, zu deren feinster Ausbildung bekanntlich der Künstler die größte, persönlichste Mühe stets aufgewandt hat, und zu diesem vollständigen Illustrationsmaterial, das natürlich auch die früheren, für die Entwicklung bezeichnenden Werke, die Behrendt gar nicht abgebildet hat, zu bringen hätte, müßte dann der Freund Messels, der alles miterlebte, den mit höchstem Verständnis eingehenden Text schreiben, Ludwig Hofmann.

Dr. Fritz Hoeber.

Musik

Zur Beethovenforschung. Die vielumstrittene Frage nach der Persönlichkeit von Beethovens ‚Unsterblicher Geliebten', d. h. der Adressatin des bekannten emphatischen, mysteriösen Liebesbriefes, der sich im Nachlaß des Meisters vorfand, hat jüngst durch eine Neuentdeckung eine überraschende Wendung genommen. Es wurde nämlich durch Zufall ein unbekannter Brief Beethovens aufgefunden, der nichts geringeres darstellt als eine Fortsetzung des berühmten Schreibens an die ‚unsterbliche Geliebte'. Wir geben das Dokument hier in der Fassung, in der es die Zeitschrift ‚Die Musik', der der Ruhm seiner erstmaligen Veröffentlichung gebührt, vorgelegt hat:

8. Juli, Nachmittags.

Herzliebstes!

Mein Brief ist fort — — ich gab ihn noch gestern zur post, u. schon Reue erfaßt mich — — grimmigste bitterste Reue! Daß ich Dir so geschrieben, daß ich die Kümmernisse des Entferntseyns, die innere Zerrissenheit meiner seele — — — hervorgerufen durch die leidige Trennung von Dir, dem Vieltheueren Wesen — — so kläglich zu Papier gebracht, das reut (?) mich über die Maaßen. — — Kleinmüthig will ich in Deinem mir (ein Wort schwer leserlich) Augen zu allerletzt erscheinen — — Ich weiß, doch vielmehr ich hoffe, daß ferne von mir, Deine Blicke nur auf weniger Dich als sich liebenden Menschen fallen können. — — Doch in Deinen Augen will ich groß dastehen — Göttlich begnadet und deshalb groß, so unverdient auch das Gnadengeschenk Deiner Zuneigung mag sein. — Von anderem stande, umgeben von stolzen Angehörigen, die etwa (?) herabsehen auf mich, drängt es mich Zwiefach zu erweisen, was ich kann und bedeute im Reiche der Kunst. — Ein Generalissimus ist Dein Ludwig — ebenbürtig jedwedem — — Ach könnt' ich Dir in Tönen sagen, wie sehr du mein Alles bist — mir wäre leichter — — Ein nicht übles thema fiel mir ein und fangt so an.

Ich liebe Dich von ganzem Herzen, ich liebe

Da capo in infinitum

ein - zig Dich allein, ja

Aber die Worte darüber muß ich verschweigen, wenn ich sie auch hinausjubeln möchte — — Ich habe Dir mein Portrait gegeben, u. Du siehst die garstige Hülle meiner Dir angehörenden seele in einsamen stunden — Ich besitze Dein Bild nicht, u. dennoch — ich sehe Dich — — mein Ohr läßt Deine Stimme erklingen, und oft (m) als frage ich mich, es ist ein Traum — oder ist es Wirklichkeit? — —

Ach wäre es bald wahr, so wahr als Dich treuehrlichst liebt

Dein Göttinverlassener

Ludwig.

Paul Bekker, der die Veröffentlichung des Briefes in der ‚Musik' auf Veranlassung des Herausgebers besorgte, begleitet dieselbe

mit einem ausführlichen, durchaus einleuchtenden Kommentar, dem wir folgendes entnehmen:

Daß der Brief eine Fortsetzung des Schreibens an die ‚Unsterbliche Geliebte' ist, ergibt sich zweifellos aus dem inhaltlichen Zusammenhang wie aus der Reihenfolge der Daten. Der erste Brief ist datiert vom 6. und 7. Juli — der neuentdeckte vom 8. Juli. Am Schluß des ersten schreibt Beethoven: ‚Eben erfahre ich, daß die Post alle Tage abgeht — und ich muß daher schließen, damit Du den Brief gleich erhältst.' Und nun fährt Beethoven im neuen Brief weiter: ‚Mein Brief ist fort — ich gab ihn noch gestern zur Post.' Auch setzt der Inhalt des neuen Briefes den des älteren unbedingt voraus, wozu noch die absolute Gleichheit der Ausdrucksweise kommt, so daß also die Zusammengehörigkeit der Dokumente tatsächlich außer Frage steht. Leider nennt nun auch der neue Brief weder das Jahr seiner Abfassung noch die Persönlichkeit der Adressatin; er gibt aber doch einen sehr wichtigen Fingerzeig in dieser Hinsicht, nämlich durch das Notenbeispiel. Das Thema, dem der ad hoc improvisierte Text angepaßt ist, stammt aus dem Finale des Streichquintetts op. 29. Daß Beethoven ein Thema aus einem bereits fertigen und bekannten Werk zitiert hätte, das anzunehmen verbietet, von inneren Gründen abgesehen, der Zusammenhang: ‚Ein nicht übles Thema fiel mir ein und fangt so an;' höchst wahrscheinlich hat Beethoven also den Brief während der Arbeit am Quintett, d. h. also im Jahre 1801 geschrieben. In den Juli 1801 sind also die Briefe an die ‚Unsterbliche Geliebte' zu setzen. Nun haben wir vom November des gleichen Jahres einen Brief Beethovens an seinen Freund Wegeler, in dem der Meister schreibt: ‚Etwas angenehmer lebte ich jetzt wieder, indem ich mich mehr unter Menschen gemacht ... Diese Veränderung hat ein zauberisches Mädchen hervorgebracht, das mich liebt und das ich liebe; es sind seit zwei Jahren wieder einige selige Augenblicke, und es ist das erste Mal, daß ich fühle, daß Heiraten glücklich machen könnte; leider ist sie nicht von meinem Stande — und jetzt — könnte ich nun freilich nicht heiraten; — ich muß mich noch wacker herumtummeln.' Es war längst bekannt, daß sich diese Briefstelle auf die Komtesse Giulia Guiccardi, der Beethovens Mondscheinsonate gewidmet ist, bezieht. Durch das neuentdeckte Briefdokument, das offenbar im engsten Zusammenhang mit dieser Herzensneigung steht, ist es nun zweifellos geworden, daß Giulia Guiccardi die mysteriöse ‚unsterbliche Geliebte' Beethovens ist. Eine Vermutung in dieser Hinsicht war von einigen Beethovenforschern schon früher aufgestellt worden, doch sprachen seither mehr Anzeichen für die Gräfin Brunsvik, die etwa fünf Jahre später Beethovens Herz besessen hat (vgl. dazu die Ausführungen in ‚Hochland', 7. Jahrg., Heft 5, Seite 636 ff.). Nach dem neuen Brieffund aber muß man die Brunsvikhypothese definitiv fallen lassen; die Rolle der ‚unsterblichen Geliebten' kommt nicht der Brunsvik, sondern der Guiccardi zu. Das ändert freilich nichts an der Tatsache, daß nach wie vor die Gräfin Brunsvik als diejenige zu gelten hat, die von allen Frauen, denen der Meister im Leben nahegetreten ist, ihn am intensivsten beherrschte. Die Belege dafür gibt Beethovens künstlerisches Schaffen, wie in unserem früheren Aufsatz a. a. O. ausgeführt ist.

Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

Michelangelos Malereien in der Sixtinischen Kapelle sind eine religiöse Kunstschöpfung, abgründig, rätselvoll und ahnungsschwer wie der gärende Anfang des Cinquecento. Die Wucht und geistige Beschwernis dieser religiösen und mythologischen Gestalten und Szenen und ihr rhythmischer Drang, die Last der Ideen, der Religion und der Kirche zu tragen, ebenbürtig in ihren Ausdruck aufzunehmen und zu überwinden, überwältigt jeden Beschauer, auch ohne daß er in ihren engeren Sinn einzudringen versucht hat. Von den Deutungsversuchen ist einer der tiefsten und aufschlußreichsten der, den Martin Spahn in seinem Buche ‚Michelangelo und die Sixtinische Kapelle' unternimmt, der Michelangelo seine Inspiration aus der Karsamstagsliturgie schöpfen läßt und das gigantische Werk mit der Geschichte seines päpstlichen Auftraggebers und mit der krisenvollen religiösen Zeitlage in engste Verbindung bringt. Spahn verfolgt die Bilderzyklen als Zeugen einer Künstlerindividualität, die schließlich tragisch resignieren muß. Die Gestalt des Propheten Jeremias ist Hauptträger dieser Resignation. Der Prophet ‚starrt mit der Verzweiflung eines ergrauten Kämpfers, der von Jugend an für Gott erglühte, in die Tiefe, wo sich die Masse in ihrem Prunke, ihrer Leichtlebigkeit und Verweltlichung des Christs im Sakramente unwürdig benimmt.... Nicht nur eine Fermate schafft er im Chor seiner Genossen, und nicht nur ein Atemholen ermöglicht er uns, damit wir uns nach dem Erlebnis der von Prophet zu Prophet gewachsenen prophetischen Erregung für den Aufstieg des Todüberwinders sammeln. Sein ruhiges Dasitzen, sein Schweigen ist von einer Art, die kein sich Wiedererheben zuläßt, keinen Jubelausbruch hinterher duldet. Wenn sich das Haar der andern im Sprühen des prophetischen Geistes bewegt, als wenn Feuerzungen aus ihrem Haupte aufloderten, so weht und teilt sich das seine, kurz und wenig gelockt, nur noch wie die letzten Zuckungen verlöschenden Feuers. Wie ein Abgrund ist der Jammer dieses Mannes, der, selber regungslos, mit magnetischer Gewalt alle Gefühle, welche das Werk in uns auslöste, an sich zieht, jeden Blick, der noch über die Decke schweifen will, auf sich lenkt, um ihn in der eigenen Starrheit und Trauer abzustumpfen und niederzuschlagen.'

Unsere Reproduktion ist nach einer prachtvollen farbigen Vorlage hergestellt, die aus dem vom Deutschen Reiche unterstützten ganz ausgezeichneten Werk ‚Die Sixtinische Kapelle' von Steinmann, Verlag F. Bruckmann, A.-G., München, entnommen wurde.

Die Bilder von Karl Johann Becker-Gundahl sind in dem betreffenden Artikel gewürdigt. Die meisten früheren Werke des Künstlers befinden sich im Besitze von Kunstmaler Theo Rikoff in München.

Offene Briefe

Herrn Pfarrer Gg. D. in L. Ihre ungeduldige Anfrage nach dem in der redaktionellen Fußnote des Juniheftes 1911, S. 290 angekündigten Beitrag von Prof. Lutoslawski wird durch das vorliegende Heft erledigt. Wir benützen die Gelegenheit, zu bemerken, daß auch bei diesem Aufsatz, was die darin mitgeteilten religions-psychologischen Erfahrungen anlangt, der Accent, wie es sich eigentlich von selbst versteht, auf dem Persönlichen liegt. Wir bringen den Aufsatz zur Kenntnis unserer Leser lediglich als ein Dokument, von dem wir überzeugt sind, daß es besser als viele theoretische Abhandlungen Einblicke in das verschlungene Seelenleben eines modernen Christussuchers gewährt und mannigfache Anregung zu Betrachtungen im positiven wie negativen Sinne gibt.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl, Wien IV. Schönburgstr. 46.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Jozef Israels pinx.

Photogravure Bruckmann

Hochland

Die Näherin

Hochland

[illegible] Jahrgang [illegible] 1911

[illegible]as innere Wachst[illegible] [illegible] die
[illegible]ß-lothringische Fra[illegible] [illegible]

Zu einem richtigen Urteil [illegible] und menschlicher Entw[illegible] in das Verhältnis [illegible] wirklichung. Nur wo [illegible], ver- [illegible] entwickelt sich alles n[illegible] [illegible]orte [illegible]er Spitze von Bischof Ke[illegible] [illegible] dem Beitrag von [illegible] Buch war eine Program[illegible] [illegible] [illegible]timmte Bischof forderte de[illegible] [illegible] [illegible]rung Deutschlands durch [illegible] [illegible] deutsche Reich ein wahrhaft fr[illegible] [illegible] [illegible] Worte auf diese Hoffnung [illegible] [illegible]en [illegible] [illegible]nen dienen, die, nie vergesch[illegible] [illegible]werk- [illegible]iner Geburt, hoffentlich [illegible] [illegible]en.

[illegible]t bekannt: die bundesstaatliche [illegible] [illegible]res 1867, wie [illegible] aus Bismarcks Kopf en[illegible] [illegible] dem die Verfassung [illegible] Reichstag des Jahres 18[illegible]7 nur mit [illegible] eine Mehrheit. Sie [illegible] die Einheit [illegible], aber nur soweit sie notwendig und [illegible], und auf eine Weise, daß die Einzelstaaten auch unter den neuen [illegible]en fortbestehen und sich ihr Eigenleben wahren konnten. Insbesondere [illegible]alen fanden sich [illegible] in dieses ‚monströse‘ Nebeneinander einzel- [illegible]en und Reichslebens. Sie stimmten der Verfassung nur zu, weil sie [illegible] waren, daß die neue Ordnung bloß für eine Übergangszeit bestimmt [illegible] ‚das wahrhafte Reich‘, die volle Einheit des nationalen Staatslebens.

[illegible] Photogravure Bruckmann

Hochland, hohen Geistes Land – Sinn dem Höchsten zugewandt.

Hochland

Neunter Jahrgang November 1911

Das innere Wachstum des Reichs und die elsaß-lothringische Frage / Von Martin Spahn

'Zu einem richtigen Urteil über alle Gebiete des menschlichen Wirkens und menschlicher Einrichtungen gehört vor allem eine klare Einsicht in das Verhältnis zwischen den Ideen und den Formen ihrer Verwirklichung. Nur wo beide, und zwar in der rechten Weise, verbunden sind, entwickelt sich alles nach seiner wahren Bestimmung.' Diese Worte stehen an der Spitze von Bischof Kettelers ‚Deutschland nach dem Kriege von 1866'. Das Buch war eine Programmschrift. Der nach Herkunft und Denkart großdeutsch gesinnte Bischof forderte darin seine Gesinnungsgenossen auf, die künftige Führung Deutschlands durch Preußen in der Hoffnung anzunehmen, daß das Deutsche Reich ein wahrhaft freier, deutscher Staat werde. Mögen denn Kettelers Worte auf diese Hoffnung hin auch den folgenden Betrachtungen zum Geleitspruch dienen, die, niedergeschrieben in der Zeit des Jahrhundertgedächtnisses seiner Geburt, hoffentlich etwas von seinem Geiste atmen.

Es ist bekannt: die bundesstaatliche Verfassung des Jahres 1867, wie sie im wesentlichen aus Bismarcks Kopf entsprang, fand in dem die Verfassung beratenden Reichstag des Jahres 1867 nur mit Mühe eine Mehrheit. Sie wollte der Nation die Einheit verschaffen, aber nur soweit sie notwendig und nützlich war, und auf eine Weise, daß die Einzelstaaten auch unter den neuen Verhältnissen fortbestehen und sich ihr Eigenleben wahren konnten. Insbesondere die Liberalen fanden sich schwer in dieses ‚monströse' Nebeneinander einzelstaatlichen und Reichslebens. Sie stimmten der Verfassung nur zu, weil sie überzeugt waren, daß die neue Ordnung bloß für eine Übergangszeit bestimmt sei, der ‚das wahrhafte Reich', die volle Einheit des nationalen Staatslebens,

der zentralistisch organisierte Nationalstaat nach französischem und italienischem Vorbilde, bald folgen werde. Aber auch in den Vorstellungen der Konservativen und von Männern wie Windthorst nahm die durchaus eigenartige Staatsschöpfung Bismarcks noch kein Fleisch und Blut an. Obwohl sie Gegner der unitarischen Absichten der Liberalen waren, hätten sie der Bundesverfassung gerne Einrichtungen, wie Reichsministerien oder ein Staaten- und Oberhaus, eingefügt, mit denen sich nach Bismarcks Auffassung der bundesstaatliche Charakter des werdenden neuen Reiches nicht vertrug und durch die der Untergang der Einzelstaaten sofort entschieden worden wäre. Auf liberaler Seite meinte man denn auch der Zukunft ganz sicher zu sein. Als der deutsch-französische Krieg von 1870 die Südstaaten dazu zwang, dem norddeutschen Bunde sich anzuschließen, und als das Reich dadurch die ihm zukommende Ausdehnung gewann, mahnten sämtliche nationalliberalen Führer davon ab, bei der Gelegenheit Verfassungsveränderungen im liberalen Sinne zu betreiben. Es war ihnen um den raschen Anschluß des Südens zu tun. Sobald er erfolgt war, kamen ihres Erachtens Liberale genug in den Reichstag, daß durch bloße gesetzgeberische Maßregeln (wozu Artikel 78 der Verfassung die Handhabe bot) der Einheitsstaat in aller Ruhe an die Stelle des Bundesstaates gesetzt werden konnte. Besiegelt aber wurden ihre Hoffnungen damals dadurch, daß die im Kriege für Deutschland wiedergewonnenen Gebiete nicht unter die Einzelstaaten verteilt und auch nicht zu einem eigenen Bundesstaate gemacht wurden, sondern als ‚Reichsland' im Gemeinbesitz der übrigen Bundesstaaten blieben.

Was sich die Liberalen von dieser Entscheidung über das Los Elsaß-Lothringens versprachen, läßt sich wohl kaum deutlicher wiedergeben als durch eine Wendung, die der ihnen nahestehende Leiter der Reichskanzlei, Rudolf von Delbrück, gebrauchte. Am 1. September 1870 unterhielten sich Delbrück, der Unterstaatssekretär von Thiele und der Minister Graf Fritz Eulenburg über die Zukunft der eroberten Landesteile. ‚Wenn wir Elsaß und Lothringen nicht nehmen wollen', sagte Graf Eulenburg, ‚und da Baden sie nicht nehmen kann, was sollen sie dann werden?' ‚Reichsland,' erwiderte ich. ‚Ein Reichsland ohne Reich?' war die Antwort. ‚Vielleicht', meinte ich, ‚erwächst aus dem Reichslande das Reich*.' Fortan gab es durch die Bestimmung Elsaß-Lothringens zum Reichslande ein erstes Stück deutschen Landes, dessen Reichsmitgliedschaft völlig ungebrochen durch partikularistische Einrichtungen und Überlieferungen war. Ein Gefühl des Neides zuckte in der Brust jedes deutschen Liberalen auf, wenn er zu den Elsaß-Lothringern emporschaute. Sie waren ausschließlich und unbeschränkt Reichsangehörige. Sie erschienen schon auf eine Stufe deutschen Staatslebens erhoben, der alle übrigen Bevölkerungen Deutschlands noch zustrebten. Elsaß-Lothringen vor Augen, mußten sich — so wünschten es die Liberalen — alle deutschen Lande unablässig gelockt und getrieben fühlen, gleich dem wiedergewonnenen Besitze ‚Reichsland', Reichsprovinzen zu werden**.

---

* Rudolf von Delbrück, Lebenserinnerungen, Bd. II, 409.

** Belege für diesen Gedankengang finden sich bei Körner, die norddeutsche Publi-

Diese Bedeutung hatte Delbrück freilich seinem Wortspiele nicht geben wollen. Ihm schwebte wohl nur vor, welche Absicht Bismarck im Augenblicke mit der Erklärung Elsaß-Lothringens zum Reichsland verfolgte. ‚Elsaß und Lothringen', so hatte dieser nach den siegreichen Kämpfen um Metz zu dem sächsischen Kronprinzen gesagt, ‚sollen im Besitz von Gesamtdeutschland verbleiben; dadurch werde sich ein näheres Verhältnis von Nord und Süd am natürlichsten herstellen lassen.' Den Reichskanzler band damals seine Zusage an die Staaten des Südens bei Beginn des Krieges, daß Preußen keinen Druck auf sie ausüben werde, ein Reich mit ihm zu bilden. Jetzt diente ihm Elsaß-Lothringen als Mittel zum Zweck, um unbeschadet jener Zusage den wichtigsten äußeren Erfolg, den er von dem Krieg erwartete, den Beitritt des Südens zum Norden, einzuheimsen. Die Aussprache zwischen den Verbündeten darüber, was mit Elsaß-Lothringen anzufangen sei, mußte zur Aussprache über ihr zukünftiges gegenseitiges Verhältnis werden. Einigten sie sich darüber, die Kriegsbeute nicht zu zerlegen, so war damit für sie ein gewichtiger Grund gegeben, eine Staatsgemeinschaft untereinander aufzurichten. Diplomatisch war es ein Meisterzug. Daß die Errichtung eines Reichslandes aber auch für die spätere Entwicklung dieser Staatsgemeinschaft Folgen haben könnte, und zwar die, welche die Liberalen voraussahen, scheint Bismarck nicht geprüft oder nicht hoch angeschlagen zu haben. Seit er 1866 die Grundzüge der Verfassung entworfen hatte und seit ihm 1869 der Versuch einer Ordnung der Bundesfinanzen mißglückt war, beschäftigte er sich wenig mit den inneren Daseinsbedingungen seines großen Werkes. Hat er doch noch 1878 zu Bennigsen gesagt, sein Ziel ‚sei die Befestigung unserer nationalen Sicherheit; zu ihrer innern Ausgestaltung werde die Nation Zeit haben, wenn erst ihre Einheit und damit ihre Sicherheit nach außen konsolidiert sein werde. . . . Ob wir uns nachher im Innern etwas konservativer oder etwas liberaler einrichteten, das werde eine Zweckmäßigkeitsfrage sein, die man erst ruhig erwägen könne, wenn das Haus wetterfest sei'*. Zudem geriet Bismarck selber Ende des Jahres 1870 für mehrere Jahre in die unitarische Strömung. Um so weniger nahm er Anstoß daran, Delbrück als Präsident des Reichskanzleramts die Zügel der inneren Politik zu überlassen. Delbrück aber lenkte sie im liberalen, unitarischen Sinne.

Alle organisatorischen Schwierigkeiten, die das Reich inzwischen in Elsaß-Lothringen zu überwinden hatte, nahmen damit ihren Anfang. Man bestimmte seine Stellung im Reiche um eines augenblicklichen Nutzens willen und rechnete nicht mit der Zukunft. Man ordnete seine erste Einrichtung einem Manne unter,

---

zistik und die Reichsgründung im Jahre 1870, und bei Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat (2. Aufl. 1911).

* Bismarck selbst legt das Gespräch in den ‚Ged. u. Ergen.' (Volksausgabe) II, 208 ins Jahr 1877. Aus Gründen, die hier nicht im einzelnen erörtert werden können, halte ich aber für unwahrscheinlich, daß es bei der von ihm bezeichneten Gelegenheit stattfand, und glaube vielmehr, da an dem wesentlichen Inhalt des Gespräches kaum zu zweifeln ist, es also einmal stattgefunden haben dürfte, den Februar 1878 als vermutliche Zeit bezeichnen zu können.

der die Zukunft des nationalen deutschen Staatslebens nicht in der Pflege der bundesstaatlichen Verfassung des Reichs erblickte. Durch das Gesetz vom 9. Juni 1871 wurde dem Kaiser die Ausübung der Staatsgewalt im Lande übertragen, der Charakter des Landes als Reichsprovinz dadurch betont, dem Träger der Kaiserkrone, wenn nicht rechtlich, weil das Gesetz widerruflich war, so doch tatsächlich eine Anwartschaft auf die dauernde Herrschaft dort vor allen anderen Fürstengeschlechtern erteilt. Eine einzige Stimme unter denen, die in Deutschland wohl gehört wurden, hatte einen Einwand vorgebracht. Treitschke schrieb Ende September 1870 in seinen politischen Aufsätzen für die ‚Preußischen Jahrbücher‘: die Elsaß-Lothringer würden vermutlich nicht ‚abstrakte Deutsche‘ bleiben wollen, wenn alle andern Deutschen einem konkreten Einzelstaate angehörten. Er mahnte deshalb, aus dem eroberten Gebiet eine preußische Provinz zu machen. Sonst hat im Reiche an die Elsaß-Lothringer selbst, soweit ich sehe, keiner von Ruf und Geltung gedacht.

In der folgenden Zeit ist dann das innere Wachstum unseres Staatslebens, etwa von der Mitte der siebziger Jahre an, ganz anders vor sich gegangen, als man es 1866 allgemein erwartet hatte und als es sich bis 1874 anließ. Der Bundesstaat erwies sich fähig, uns mehr zu sein, denn nur zu einer Übergangsform zu dienen. Er schlug Wurzeln und offenbarte eine reiche, schöpferische Triebkraft. Bismarck erhob sich wieder über die unitarische Strömung, knüpfte an seine Gedanken von 1866 und seinen finanzpolitischen Versuch von 1869 an. Es war, als ob sein Genius im Herbste seines Lebens noch einmal volle Blütenpracht entfaltete, die nun der inneren Organisation seines Werkes zugute kam, wie die erste dem deutschen Volk im Kampfe mit den Gegnern seiner Einheit den nationalen Staat geschenkt hatte. Mit dem Reiche gleichzeitig war im Zentrum eine große politische Partei entstanden, die ihre Mitglieder in ihrem Programm auf das bundesstaatliche Verfassungsprinzip verpflichtete. Zuerst hatte sie dessen Wahrung zu sehr in der Unterstützung partikularistischer Widerstände und in der bloßen Verneinung des liberalen Unitarismus gesucht. Nun wirkte sie immer williger bei den gesetzgeberischen Maßregeln mit, die durch das Erstarken des föderativen Geistes in der Reichspolitik angeregt wurden*. 1876 reorganisierte sich die konservative Partei, die durch die Vorgänge des Jahres 1866 hinfällig geworden war. Sie blieb auch jetzt wesentlich preußisch in ihren Gesinnungen, und da ihr Einfluß rasch zunahm, so kam der stärkste Partikularismus, den es in Deutschland gibt, wieder zu parlamentarischer Macht. Der unitarische Liberalismus erhielt damit ein Gegengewicht, das seinen Druck aufhob. Konservative wie Liberale paßten nach und nach unter Bismarcks überlegener Führung ihr politisches Verhalten den Erfordernissen bundesstaatlichen Lebens an. Die Liberalen insbesondere hörten auf, an der raschen Zermürbung und Abschüttelung der ‚Übergangsform‘ zu arbeiten.

* Dem hervorragendsten und lehrreichsten Beispiel für die Entwicklung, welche die Partei allmählich durchmachte, dem Abgeordneten Lieber, habe ich, vorzüglich unter diesem Gesichtspunkte, eine biographische Studie gewidmet: Ernst Lieber als Parlamentarier, 1906.

Immer mehr gestaltete sich das Reich zu einem staatlichen Organismus eigener Art aus, der nach ganz anderen Grundsätzen als die Einzelstaaten eingerichtet war. Immer schärfer konnten seine Aufgaben gegen die Einzelstaaten abgegrenzt werden; immer deutlicher erhielt sein staatliches Dasein einen besonderen Inhalt, durch den es sich selbst genügte. Von der Reichskanzlei wurde ausgangs der 70er Jahre ein Reichsamt nach dem andern abgezweigt, ein Reichsbehördenwesen von großer Leistungsfähigkeit geschaffen. Der 1869 vergebliche Anlauf zur Regelung der Reichsfinanzen wurde 1879 wiederholt und hatte Erfolg. Mit ihm verband der Kanzler die Rückkehr zu einer schutzzöllnerischen Wirtschaftspolitik. Durch das agitatorisch gewaltige Schlagwort: Schutz der nationalen Arbeit! entfesselte er einen Wettstreit der materiellen Interessen um politischen Einfluß im Reiche, durch den die Reichspolitik beständig in den Gesichtskreis aller erwerbenden Stände des deutschen Volks gerückt wird. Denselben Zweck erfüllte, anfangs mit noch größerer Durchschlagskraft, die Inangriffnahme der sozialpolitischen Gesetzgebung durch das Reich, die sofortige großzügige, hindernisreiche Einführung der Arbeiterversicherung und der Meinungsstreit um den Beginn auch des Arbeiterschutzes. Es folgte die Umwälzung in den Zielen unserer auswärtigen Politik. Das Deutsche Reich war 1871, wie Reinhold Koser in den einleitenden Worten zu seiner Darstellung des siebenjährigen Krieges treffend bemerkt hat*, in der alten Staatengemeinschaft nur der Erbe der bereits anerkannten europäischen Vorrechte und Ansprüche Preußens geworden'. Aber dank dem außerordentlichen Aufschwung unseres Handels drängte sich dem Reiche nach dem Berliner Kongresse die gebieterische Notwendigkeit auf, nicht nur jene ererbten Vorrechte und Ansprüche zu schützen, sondern auch in einer neuen, die ganze Welt umspannenden Staatengemeinschaft sich neue Vorrechte zu verschaffen, neue Ansprüche zu vertreten. Durch die anderen Ziele trat die auswärtige Politik in eine viel regelmäßigere Beziehung zur Nation als bisher. Sie hängt seitdem so eng und bedeutsam mit den wirtschaftlichen Vorgängen zusammen, daß die Nation Tag für Tag sie in Sorge oder Vertrauen begleitet und nicht nur wie früher bei Krisen aufhorcht. Nun besetzte das Reich auch Kolonien und erschloß damit unserem nationalen Leben abermals ein Gebiet der Betätigung. Es wurde ebenso Hand daran gelegt, systematisch eine deutsche Flotte zu bauen, die unsere Weltpolitik zu decken imstande ist. Die glückliche Vollendung des Bürgerlichen und des Handelsgesetzbuches, die Verständigung über die Reform des Militärstrafprozesses stellten ebenso viele weitere erfreuliche Fortschritte in der Entfaltung des Reichsorganismus dar. Endlich wurde 1902 die sozialdemokratische Obstruktion gegen den Zolltarif im Reichstag besiegt. Der Sieg legte ein beredtes und verheißungsvolles Zeugnis dafür ab, daß diesem Organe der Reichsverfassung, welches nach Bismarcks Absicht das mächtige Triebrad der nationalen Staatsentwicklung sein soll, eine ungewöhnliche Lebenskraft und ein für ein Parlament außerordentlicher politischer Willen eignet.

Aber so unmittelbar wirksam in der Nation das Staatsleben des Reichs

* Friedrich der Große, Bd. II S. 3.

auch wurde, auf so vielfache Weise es jeden einzelnen Bürger allmählich auch packte, die nationale Staatsentwicklung in jenen Jahren kann nicht richtig gewertet werden, wenn man nicht zugleich auf ein anderes achtet.

Die Einzelstaaten legten ebenfalls erhöhte staatliche Energie an den Tag, behaupteten ihren besonderen politischen Wirkungskreis und hielten die Anhänglichkeit ihrer Untertanen teils fest, teils gewannen sie sie wieder. Nicht minder mannigfaltig und weittragend wie die Vorgänge im Reich waren die in den Einzelstaaten; hervorragend die Leistungen hier wie dort. Jede Bereicherung des Reichslebens schien allmählich auch die Einzelstaaten zu fruchtbarerer Tätigkeit nach sich ziehen zu müssen. Ihr Nebeneinander schien ein gleichmäßiges Wachstum beider zur Folge haben zu sollen. Reich und Einzelstaaten paßten ihre Wirksamkeit sichtlich einander mehr und mehr an. Sie arbeiteten sich gleichsam aufeinander ein. Ein Gleichgewicht stellte sich zwischen ihren Lebensäußerungen her, eine feine organische Übereinstimmung kündigte sich an. Der Dualismus unserer staatlichen Struktur seit 1866 erwies bald, daß wir ihm die Möglichkeit weit intensiverer Staatsleistungen als früher verdankten. Wie wir außer der kriegerischen Rüstung zu Lande, deren Grundstock uns schon von den Einzelstaaten in die neuen Verhältnisse eingebracht worden war, nun noch von Reichswegen die Rüstung zur See uns schaffen konnten, so konnten wir neben der hergebrachten reichlichen Kulturförderung durch die Einzelstaaten die großen sozialen Vorkehrungen durch das Reich treffen, ohne daß eine Überlastung mit Opfern, ein Übermaß an Anstrengungen oder eine Überladung mit Einrichtungen fühlbar wurde. Am deutlichsten aber verriet sich die Triebkraft des bundesstaatlichen Prinzips darin, daß in demselben Maße, wie sich einzelstaatliches und Reichsleben immer mehr auf gegenseitige Ergänzung angelegt zeigten, zwischen beiden auch Verknüpfungen möglich wurden, welche die dauernde Lebensgemeinschaft beider Staatsorganismen, die regelmäßige Wechselwirkung ihrer Funktionen verbürgten.

In der Finanzpolitik wurde es Gewohnheitsrecht, die der Wissenschaft damals geläufige Unterscheidung der Steuern in direkte und indirekte für das Reich und die Einzelstaaten nutzbar zu machen, die indirekten dem Reiche, die direkten den Einzelstaaten vorzubehalten. Volkswirtschaftlich kann eine Nation nicht mit Steuern beider Steuerarten derart belegt werden, daß man die Erträge aus den einen beliebig, ohne Rücksicht auf die Erträge aus den andern vermehrt. Reich und Einzelstaaten haben es aber volkswirtschaftlich mit ein und derselben Nation zu tun. So bewirkte die Teilung, daß sich das Reich und die Einzelstaaten in ihrer Finanzpolitik nicht leicht ins Gehege kommen, ihr Verhältnis zueinander indessen durch die nationale Volkswirtschaft fortwährend reguliert wird. Außerdem sorgte von 1879 an die Franckensteinsche Klausel mit ihrem etwas verwickelten, einstweilen jedoch zweckdienlichen System von Überweisungssteuern und Matrikularbeiträgen dafür, daß auch die Finanzverwaltungen der Einzelstaaten und die Finanzverwaltung des Reichs in beständiger Verbindung miteinander blieben. Ebenso verfassungsrechtlich schwierig und wichtig erwies sich in den achtziger Jahren die gemeinsame Beteiligung des Reiches und der einzelstaatlichen Staatsverwaltungen an der Ein-

richtung der durch die Reichsgesetzgebung ins Leben zu rufenden großen Versicherungsanstalten. Welche mannigfaltigen Vorschläge sind damals nicht von den Regierungen und Parteien ausgearbeitet und im Reichstage eingehend verhandelt worden! Wie in der Finanzpolitik mit der Franckensteinschen Klausel, kam es auch hier allmählich, zunächst für die Kranken- und Unfallversicherung, zu einer der Natur des Problems angemessenen vorläufigen Lösung. Eine Weile lang schien es Bismarck anfangs der achtziger Jahre gar zu gelingen, schon endgültig den künftigen Ausbau der Reichsverwaltung bis in ihre niedersten Stufen nach einem Organisationsprinzip zu sichern, das dem der einzelstaatlichen Verwaltungen grundsätzlich entgegengesetzt war. Dadurch hätte das dauernde, unabhängige Nebeneinander von Reich und Einzelstaaten seine beste Bürgschaft erhalten; es wäre die Krönung dieser ganzen fruchtbaren Entwicklung gewesen. Alle unsere Einzelstaaten sind in der Zeit des Absolutismus nach französischem Vorbilde zentralistisch-bureaukratisch organisiert worden. Durch Freiherr von Steins Einfluß ist wohl nachträglich in Preußen den Gemeinden wieder ein gut Stück Selbstverwaltung eingeräumt worden. Die Bemühungen der politischen Romantiker haben dort auch den Provinzen eine gewisse Selbstverwaltung verschafft. Von den anderen Staaten hat insbesondere Bayern provinziale Selbstverwaltungseinrichtungen aufzuweisen. Die Städte erfreuen sich überall beträchtlicher Selbständigkeit. Aber der zentralistisch-bureaukratische Charakter der Staatsverwaltungen selbst ist durch dergleichen Zugeständnisse an die Gemeinden und Provinzen kaum verändert und durch die Einführung des konstitutionellen Kammerwesens, ebenfalls nach französischem Vorbilde, noch bestätigt und verstärkt worden. Im Reiche dagegen hatte Bismarck dadurch, daß er von einem kollegialen Reichsministerium nichts wissen wollte und infolgedessen ein einziger Mann den Mittelpunkt der Reichspolitik bildet und ihre Maßnahmen verantwortet, von vornherein wieder einmal urdeutscher politischer Anschauung zur Geltung verholfen. Entsprechend war der Reichstag von ihm als eine Vertretung aller freien Männer des deutschen Volks gedacht worden, die ihr Gewicht mehr dadurch erlangen sollte, daß sie guten Rat erteilte und die Volksstimmungen zum Ausdruck brachte, als durch das ihr nachträglich beigelegte Recht konstitutioneller Budgetbeschließung. Deshalb wehrte Bismarck auch unnachgiebig die schematische Einfügung eines Staatenhauses als erster Kammer in den Reichsorganismus ab, weil der Reichstag nach seiner Auffassung gar keine zweite Kammer war. Dafür aber beschäftigte ihn nun viel der Gedanke, einen ‚Volkswirtschaftsrat' im Reiche einzuführen und in ihm, wiederum alter deutscher Meinung gemäß, den erwerbsständischen Elementen des Volksganzen zu einem regelmäßigen Anteil an der Reichspolitik zu verhelfen. Der Kanzler erwog ferner, ob nicht die Reichsverwaltung, die ihrer Natur nach vornehmlich auf die Ausbildung von Oberbehörden beschränkt bleiben mußte, einen volkstümlichen, nach Selbstverwaltungsprinzipien eingerichteten Unterbau erhalten könnte. Durch Schäffle angeregt, dachte er daran, im Anschluß an die soziale Gesetzgebung das berufsgenossenschaftliche Wesen breit zu entfalten und es der Reichsverwaltung ähnlich unterzuordnen, wie die kommunale Selbstverwaltung von den Einzelstaaten abhängig ist und deren

Verwaltung tragen hilft. Zu früh für uns kam das Greisentum von Mitte der achtziger Jahre an über Bismarck. Unausgeführt, unausgereift mußte er diese seine letzten und höchsten Pläne den Nachfolgern hinterlassen.

Man tut wohl gut, sich einmal, wie es soeben geschah, die schaffende Kraft der deutschen Staatsentwicklung um 1880 und in den nächstfolgenden Jahren nach ihrem Umfang wie in ihrer Gestaltungsenergie wenigstens in ihren Hauptzügen lebendig zu machen, will man begreifen, daß damals auch ein völliger Wechsel in Elsaß-Lothringens staatsrechtlicher Stellung eingeleitet wurde. Sobald der bundesstaatliche Gedanke im nationalen Staatsleben Wurzel faßte, empfanden alle, auch die Liberalen, die Erhaltung Elsaß-Lothringens im Zustande einer Reichsprovinz als eine Anomalie. Aber fast früher noch, als die Gesetzgebung bewußt dem Lande beisprang, hatte dieses schon selber, von dem allgemeinen staatsbildenden Prozesse ergriffen, die ersten Ansätze eigenen staatlichen Wachstums getrieben. Schon entstand unter den Staatsrechtslehrern ein Streit darüber, ob der Kaiser kraft des Gesetzes vom 9. Juni 1871 nur als ‚Organ des Reichs' handle oder durch dasselbe mit landesherrlicher Gewalt bekleidet, Elsaß-Lothringen in Wahrheit zum besonderen Staatswesen erhoben worden sei. Nicht strittig konnte ein anderes sein. Der Fiskus mußte sich alsbald im Lande derart einrichten, als ob es ein Bundesstaat gleich den andern deutschen Ländern und nicht eine Provinz wäre. Es wurden Landessteuern erhoben, die Landessteuern in die Landeskasse abgeführt, das Land haftete für seine Schulden und zahlte Matrikularbeiträge nach Berlin. Auch die übrige Verwaltung, wenn sie gleich durch das Gesetz vom 9. Juni 1871 nur ein Oberpräsidium als Spitze erhalten hatte, mußte mit manchen Befugnissen bedacht werden, die mit einer Provinzialverwaltung kaum vereinbar waren. Schon in dem Gesetz vom 30. Dezember 1871 war diese Notwendigkeit zum Ausdruck gekommen. Die merkwürdigste Tatsache aus der Frühzeit elsaß-lothringischer Verfassungsgeschichte ist aber, daß man das Reichsbeamtengesetz vom 31. März 1873 nicht ohne weiteres auch für die in der elsaß-lothringischen Verwaltung angestellten Beamten in Kraft getreten betrachtete; man setzte es für sie durch einen besonderen gesetzgeberischen Akt vom 23. Dezember 1873 in Kraft. All dies waren erste Anzeichen dafür, daß Elsaß-Lothringen vielleicht doch nicht bestimmt war, nur ein provinziales Dasein im Reiche zu führen. 1877 und 1879 folgten dann die beiden bis zur Stunde bedeutsamsten Maßregeln auf seinem Wege zum gleichberechtigten Bundesstaate. Das Gesetz vom 2. Mai 1877 machte den seit 1874 zu gutachtlichen Äußerungen berufenen Landesausschuß zum gesetzgebenden Faktor für das Land. Neben dem Reichstag sollte fortan der Landesausschuß berechtigt sein, in Verbindung mit dem Bundesrat und Kaiser die elsaß-lothringische Gesetzgebung zu bewirken. Auch der Landeshaushalt wurde von nun an alljährlich dem Landesausschuß zum Beschlusse vorgelegt. Das Gesetz vom 4. Juli 1879 unternahm darüber hinaus eine allseitige Neuregelung der staatsrechtlichen Verhältnisse Elsaß-Lothringens. Der Reichskanzler wurde durch dieses Gesetz von den Zuständigkeiten, die er bisher als verantwortlicher Leiter aller Reichsgeschäfte hatte, entbunden, soweit sie sich auf Elsaß-Lothringen be-

ziehen. An seine Stelle trat, gewissermaßen als ins Reichsland verpflanzter Ableger der kanzlerischen Gewalt, ein Statthalter. Der Statthalter wurde zugleich aber auch zum Stellvertreter des Kaisers in der Ausübung der Staatsgewalt gemacht, wobei das Gesetz dem Kaiser freistellte, nach Belieben Befugnisse auf den Statthalter zu übertragen. Wie einst mit dem Amte des Reichskanzlers selbst, wurde hier mit dem Amte des Statthalters, das widerrufliche landesherrliche Befugnisse und gesetzliche ministerielle Zuständigkeiten in sich vereinigte, ein ganz neuartiges Amt geschaffen, wie dergleichen nur die Verfassung unseres Reiches kennt; in keiner der herkömmlichen staatsrechtlichen Rubriken ist es unterzubringen. Das Gesetz schuf ferner ein besonderes Staatssekretariat für Elsaß-Lothringen. Im Prinzip wurde dieses Staatssekretariat ganz so gebildet wie alle anderen Staatssekretariate, die Bismarck damals ins Leben rief. Aber seine zukünftige Entwicklung mußte eine andere werden. Denn man verlegte es infolge der Übertragung der kanzlerischen Verantwortlichkeit auf eine im Lande sich aufhaltende Persönlichkeit von Berlin in das Land selbst, nach Straßburg, und machte es dort, wieder im Unterschied von allen anderen Staatssekretariaten, zum Haupte einer Landesverwaltung; es wurde sogleich umfassender als die anderen Staatssekretariate gegliedert, in seinen Beziehungen zum Lande als kaiserliches Ministerium für Elsaß-Lothringen konstituiert und sein Haupt, der Staatssekretär, für die Staatshandlungen landesherrlicher Natur verantwortlich gemacht. So verlor auch die Verwaltung des Landes ihr provinziales Aussehen und wurde der Verwaltung der Bundesstaaten wenigstens in ihrer äußeren Form angeglichen. Dem Landesausschusse legte man noch das Recht des Gesetzesvorschlags und der Annahme wie der Weitergabe von Petitionen bei. Grundsätzlich wurden ihm damit durch das Gesetz vom 4. Juli 1879 gleich den Kammern aller Bundesstaaten alle Interessen der von ihm vertretenen Bevölkerung unterstellt, deren Fürsorge die Reichsgesetzgebung nicht für sich in Anspruch nimmt. Freilich beließ man es auch 1879 bei der Bestimmung des Gesetzes von 1877, daß elsaß-lothringische Landesgesetze nicht mit dem Landesausschusse vereinbart werden mußten, sondern an den Reichstag geleitet werden könnten. In normalen Zeiten aber sollte jene Bestimmung nicht angewendet werden. Das hatte der Reichstag schon 1877 festgestellt. Damals hieß es in dem Regierungsentwurf: Landesgesetze können erlassen werden, wenn der Landesausschuß ihnen zugestimmt hat. Der Reichstag schrieb statt dessen: Landesgesetze werden erlassen, wenn der Landesausschuß ihnen zugestimmt hat. Tatsächlich war der Reichstag aus der Landesgesetzgebung ausgeschaltet, wie der Reichskanzler nun aus den Landesgeschäften ausgeschaltet wurde. Beteiligt blieb von den Reichsorganen an der weiteren inneren Entwicklung des Landes nur noch der Bundesrat. Indessen wie zum Ausgleich beteiligte das Gesetz vom 4. Juli 1879 jetzt hinwiederum Elsaß-Lothringen am Bundesrat. Er ist das wesentlich zur Wahrnehmung der bundesstaatlichen Rechte und Wünsche bestellte Organ der Reichsverfassung. Elsaß-Lothringen konnte fortan in ihn Vertreter entsenden. Daß man ihnen noch kein Stimmrecht gewährte, fiel daneben nicht entscheidend in die Wagschale. Die Beschränkung war logisch,

weil es bis zur vollständigen Herausbildung einer unabhängigen elsaß-lothringischen Staatsgewalt an der Voraussetzung für die Instruktion der Stimmen fehlte.

Das Gesetz vom 4. Juli 1879 gehört zu Bismarcks größten und weisesten Schöpfertaten. Vorsichtig ließ er die neue Ordnung zwar bloß in den Formen eines Versuchs zustande kommen. Die gesamte konstitutive Weiterbildung der elsaß-lothringischen Landesverfassung blieb dem Reiche vorbehalten, und auch die dem Kaiser übertragene Ausübung der Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen blieb nach wie vor jederzeit der Abänderung durch ein einfaches Reichsgesetz unterworfen. Noch sollte sich die Entwicklung nur wie die der Frucht im Mutterschoße, ganz umschlossen und getragen von der Verfassung des Reichs, vollziehen. Aber wie alles wahrhaft Schöpferische, zeigten sich auch die Vorkehrungen dieses vortrefflichen Gesetzes als überaus lebenskräftig. Das versuchsweise Eingerichtete arbeitete bald, als wäre es endgültig. Der Reichstag ist in dem seither verflossenen Menschenalter kein einziges Mal anstatt des Landesausschusses in Anspruch genommen worden. Die Verwaltung hat vollkommen den Charakter einer Landesverwaltung, das Beamtentum das Aussehen eines Landesbeamtentums angenommen. Ward 1879 bei der Errichtung des Statthalterpostens seine Abzweigung vom Amte des Reichskanzlers als das wichtigere angesehen, so erwies sich in den nächstfolgenden Jahren die Übertragung der landesherrlichen Befugnisse auf den Statthalter als das für die Entwicklung bedeutungsreichere. Nur der erste Statthalter, Freiherr von Manteuffel, nahm seine Stellung vorzüglich als Beamter, als kaiserlicher Minister für Elsaß-Lothringen, parallel zu der Stellung des Kanzlers im Reiche, wahr. Ihm folgten zwei Angehörige mediatisierter Fürstenhäuser, die beiden Hohenlohe. Sie versahen ihr Amt auf quasi-landesherrliche Art. Es erhielt zu ihrer Zeit schon eine gewisse dynastische Färbung. Allmählich meinte man, den Elsaß-Lothringern auch die staatsbürgerlichen Rechte immer mehr ohne Einschränkung einräumen zu können. 1902 fiel schließlich der Diktaturparagraph. Was Leibniz einst von Preußen sagte, daß alles dort wie in einem Königreiche sei und zum Königtume nur noch der Königstitel fehle, das mochte man gegen die Jahrhundertwende ähnlich von Elsaß-Lothringen sagen. Es schien nun auch hier schon alles wie in einem Bundesstaate zu sein und nur noch die verfassungsrechtliche Bestätigung zu fehlen.

* * *

Ehe aber Bundesrat und Reichstag erneut mit der Zukunft Elsaß-Lothringens befaßt wurden, ermattete im allgemeinen Leben der Nation die Kraft der föderativen Entwicklung wieder. Bismarck hatte bei der Kürze der ihm vergönnten Zeit die Erziehung der Deutschen zum bundesstaatlichen Denken an der Hand der Praxis doch nur vorbereiten können. Die Nation bedurfte auch nach ihm auf dem Wege ihrer neuen staatlichen Entwicklung einer Führung durch die Reichsregierung und den Bundesrat, deren Beruf es immer an erster Stelle bleiben wird, die föderativen Gesichtspunkte wahrzunehmen. Die Nachfolger Bismarcks aber versagten. Unter diesen Umständen lebten in den politischen Parteien die Ansichten und Bestrebungen wieder auf, die

ihnen vor der Einwirkung Bismarcks auf sie eigentümlich waren. Den überwiegenden Vorteil davon hatte der Unitarismus. Denn man darf nie vergessen, daß vor 1879 der weitaus überwiegende Teil der Nation, das Beamtentum und die Politiker voran, durch die damals allgemeine Verbreitung liberaler Anschauungen für eine unitarische Fortbildung des deutschen Staatslebens disponiert war. Auch das Zentrum, die einzige aus Grundsatz föderative Partei, blieb davon nicht unberührt. Die Katholiken des Westens und Südens, welche ihm die meisten Wähler stellen, waren (mit Ausnahme der Altbayern) in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fast am frühesten und in großer Zahl abgesagte Gegner des Fortbestandes der Einzelstaaten gewesen. Der unitarischen Bewegung des Frühjahrs 1848 hatten sie sich in Masse angeschlossen*. Das ‚Mainzer Journal', das im Mittelpunkte der katholischen Bewegung erschien, erklärte im Juni und Juli 1848 wiederholt für selbstverständlich, daß die vom Volke gewählte Nationalversammlung widerstrebende Fürsten absetzen könne. Gegen den König von Hannover machte das Blatt die abschätzige Bemerkung, daß vielleicht das britische Oberhaus demnächst einen Peer mehr, Deutschland einen König weniger haben werde. Erst vom Herbst 1848 an hatten sich in allmählicher Steigerung bis zum Jahre 1870 die west- und süddeutschen Katholiken vom Unitarismus abgekehrt. Wirtschafts- und kirchenpolitische Besorgnisse vor einer preußischen Führung und die sich immer mehr verbreitende Spannung zwischen ihnen und den Liberalen beeinflußten sie dabei. Aber nun unterstützten sie in Erbitterung und Verzweiflung den klein- und mittelstaatlichen Partikularismus. Weil jedoch diese wenig natürliche Schwenkung nur einer Stimmung entsprang, mochte es nach der vollzogenen Tatsache der Reichsgründung leicht dazu kommen, daß die ursprüngliche unitarische Denkart in den Katholiken wieder durchbrach, wenn sie sich unter dem Schutze des Reichs frei bewegen konnten oder gar in ihm zur Geltung kamen. Der Fall trat vom Ende des 19. Jahrhunderts an ein. Die föderative Gestaltung, die Bismarck der Reichsverfassung gab, hatte ihnen inzwischen die Brücke geschlagen, sich ohne Vorbehalt auf den Boden der Reichsgründung zu stellen. Das Zentrum hatte dadurch, daß es das beste Verständnis für die föderativen Gedanken des Kanzlers verriet, an der Gesetzgebung des Reichs besonders erfolgreich mitarbeiten können; man mußte mit ihm rechnen. Der Reichstag verschaffte seinen süddeutschen Mitgliedern wie den aller Parteien eine ihnen jahrhundertelang nicht mehr gebotene Gelegenheit, sich auf einem weiten politischen Felde zu betätigen. Ein Blick in die Drucksachen und Sitzungsberichte des Reichstags genügt, um darzutun, wie sehr seit ein oder anderthalb Jahrzehnten die Süddeutschen diese Gelegenheit wahrnehmen. Ihre Tätigkeit in Berlin entrückt sie ihrer Heimat. Aber auch für die führenden norddeutschen Politiker ist es nicht wie ehedem für Windthorst, Lieber, Bennigsen, Lasker und Miquel etwas Selbstverständliches geblieben, daß sie gleichmäßig im Reichs- und preußischen Landtag ihre

* Vgl. meinen Artikel in der Jubiläumsnummer der ‚Kölnischen Volkszeitung' vom 1. April 1910 sowie meine Ausführungen ‚Zur Vorgeschichte der Zentrumspartei' im Juliheft des vorigen Jahrgangs von ‚Hochland'.

Politik treiben. Sie treten entweder nur im Reichs- oder nur im Landtag hervor, sind zum Teil gar nicht mehr Doppelmandatare. Damit hat die enge Fühlung zwischen der parlamentarischen Tätigkeit des Reichstags und der einzelstaatlichen Kammern aufgehört und ist der Reichstag unitarischen Anwandlungen weit mehr preisgegeben als früher. Ein übriges aber tat das Vorwalten der wirtschafts- und sozialpolitischen Interessen, um den föderativen Geist im deutschen Volk und seiner Vertretung wieder zurückzudrängen. Die materiellen und auch die sozialpolitischen Interessen sind gemeindeutsche Interessen, die für die Menge ohne Zusammenhang mit der bundesstaatlichen Organisation unseres Staatslebens sind. Je mehr sie alle politischen Parteien hinter Atem brachten, desto mehr ist die Teilnahme der öffentlichen Meinung für die Verfassungsfragen, außer für die Wahlrechtsfragen, abgestumpft worden, und desto entschiedener wird auch das gesamte politische Denken unseres Volkes unbemerkt in die unitarische Richtung gedrängt. So ist es denn dahin gekommen, daß man selbst bei den Wahlrechtsänderungen der letzten Jahre als den einzigen Verfassungsfragen, um derentwillen man sich noch aufregt, die Tragweite ihrer Rückwirkung auf das bundesstaatliche System auf keine Art in Betracht zog. Als ich vor mehr als einem Jahre im ‚Hochland' darauf hindeutete, war mein einziger Erfolg der, in der eigenen Partei als grundsätzlicher Gegner des allgemeinen Wahlrechts ausgeschrien zu werden. Eine gegen mich gerichtete Broschüre tat meinen Hinweis mit dem tiefsinnigen, echt demokratischen Einwande ab, daß meine Sorge grundlos sei, weil sie noch nicht von mehreren Leuten in der Partei ausgedrückt worden wäre. Im Jahre 1879 haben sich die Nationalliberalen um den maßgebenden parlamentarischen Einfluß gebracht, weil sie gewisse Forderungen des westeuropäischen parlamentarischen Konstitutionalismus bei der damaligen Finanzreform nachdrücklicher als die Notwendigkeiten unseres bundesstaatlichen Verfassungslebens betonten. Das Zentrum, das damals beide wahrnahm, trat an ihre Stelle. Würde es heute in Deutschland genügen, parlamentarischen Konstitutionalismus zu treiben, um sich im Sattel zu halten, so gäbe es keinen schlüssigeren Beweis als diesen, daß auf den großen Aufschwung des nationalen Staatslebens unter Bismarck wieder eine Ebbe gefolgt ist.

Schon unter den ersten Kanzlern nach Bismarck, unter Caprivi und Hohenlohe, wurden einzelne Anzeichen sichtbar, daß die föderative Entwicklung wieder ins Stocken geriet. Das Jahrzehnt der Kanzlerschaft Bülows brachte dann die erschreckend jähe Verflachung der Bewegung. Am Ausgang dieses Jahrzehnts aber sah sich das Reich vor die Notwendigkeit gestellt, eben an die drei Aufgaben wiederum die Hand anzulegen, bei deren vorläufiger Lösung Bismarck um 1880 seine höchste Meisterschaft in der Ausgleichung und Verknüpfung des einzelstaatlichen und Reichslebens entfaltet hatte: die Finanzreform, die Ordnung des Reichsversicherungswesens und die elsaß-lothringische Verfassungsfrage. Ihre nunmehrige Weiterbildung verlangte freilich vielleicht noch mehr staatsmännische Weisheit als ihre erste gesetzgeberische Behandlung.

Die Anfänge der abermaligen Neuordnung unserer Finanzpolitik reichen bis in das Jahr 1894 zurück. Damals versuchte Miquel als preußischer Finanzminister den vermehrten Einnahmebedarf des Reichs zu decken, ohne an der

eingebürgerten Beschränkung des Reichs auf indirekte Steuern zu rütteln. Aber die Zeit war dem Versuch nicht günstig. Unter dem Einfluß der sozialen Gesetzgebung des vorhergehenden Jahrzehnts waren in der Zentrumspartei alte, von der liberalen Doktrin beeinflußte grundsätzliche Bedenken gegen indirekte Steuern wieder so lebhaft geworden, daß diese Partei zu keinem Entschlusse kam. Zudem war sie dadurch gereizt worden, daß Miquel den organisatorischen Bestimmungen seines Entwurfs das Gepräge partikularistischer Selbstsucht auf Kosten des Reiches aufgedrückt hatte und die Franckensteinsche Klausel, deren Durchführung mit den Jahren immer verwickelter wurde, ohne Ersatz außer Kraft setzen wollte. Fortan wiederholten sich die Reformvorlagen in kurzen Zwischenräumen. Keine scheiterte ganz wie die Miquelsche. Viel sprang jedoch nicht heraus, bis das Bedürfnis endlich übermächtig wurde. 1906 wurde die sogenannte kleine Finanzreform Gesetz, 1909 die große. Aber erstaunlich wenig wurde dabei im Vergleich zu den siebziger und noch zu den ersten neunziger Jahren in der Presse und Wissenschaft sowie in den Darlegungen der Reichsregierung nach Klarheit über die Folgen gesucht, die die Finanzreform für den bundesstaatlichen Charakter unseres Staatslebens haben werde. Nach der vieljährigen Umlage- und Schuldenwirtschaft des Reiches sahen die Finanzminister der Einzelstaaten offenbar ihre letzte Zuflucht darin, daß die Verwaltung der Reichs- und Einzelstaatsfinanzen reinlich geschieden werde. Sie betrieben gleich Miquel nicht eine Umbildung der Franckensteinschen Klausel, obwohl deren Grundgedanke in unserer Verfassung tief begründet ist, sondern die Aufhebung der Klausel. Sichtlich hofften sie, so am ehesten wieder im eigenen Hause zu festen und klaren Finanzverhältnissen zu gelangen. Sie ließen aber darüber zu, daß der Kanzler in sein Steuerprogramm die Reichserbschaftssteuer auf das Gatten- und Kindeserbe aufnahm. Mit ihr lieferten sie dem Reiche zum ersten Male eine Steuer aus, die in unlöslichem Zusammenhange mit den direkten Steuersystemen Deutschlands steht und deren Einführung von Reichs wegen den Weg für die künftige Beteiligung des Reichs an den direkten Hauptsteuern freigemacht hätte. Im Reichstag sagten denn auch die Liberalen rasch ihre Hilfe für eine solche Reform zu. Sie gingen im Verlauf der Beratungen dann noch offener aus sich heraus und beantragten, ihrem Programm getreu, dem Reiche jährlich einen Betrag aus der Vermögensbesteuerung der Einzelstaaten zuzuweisen und ihn nach Vorschriften zu erheben, die das Reich erlassen sollte. Die Konservativen wehrten sich wohl gegen die Erbschaftssteuer, aber aus sozialen Gründen, ohne verfassungsrechtliche Einwände geltend zu machen. Das Zentrum hatte inzwischen seine Scheu vor einer angemessenen Vermehrung der Steuern auf den Massenverbrauch überwunden und war wieder bereit, anzuerkennen, daß die breiten Volksschichten auch zu den neu erwachsenden Reichslasten beitragen müßten. Außerdem aber hatte sich aus den Erfahrungen der letzten Jahre die Möglichkeit ergeben, eine neue Art von Steuern auszubilden. Durch sie konnte man das allzu starre Schema: direkte Steuern für die Einzelstaaten, indirekte fürs Reich, dehnen und fortan auch einen Teil des Reichsbedarfs ausschließlich auf die Wohlhabenden abwälzen, ohne daß die Einzelstaaten im Besitze der Einkommensteuer und

der sie unmittelbar ergänzenden Vermögenssteuern, die im Interesse ihrer Selbständigkeit zu ihrer Verfügung bleiben müssen, bedroht zu werden brauchten. Es gelang, gestützt auf diese Möglichkeit, eine Mehrheit gegen die vorgeschlagene Reichserbschaftssteuer zusammenzuführen. Der vermutlich tödlichen Verletzung des bundesstaatlichen Prinzips durch die Bülowsche Vorlage war damit vorgebeugt. Das Zentrum rettete gleichzeitig auch noch einmal die Franckensteinsche Klausel, wenngleich unter solchen Abbrüchen an dem Zwecke der Klausel, daß deren Wert für die Erhaltung der bundesstaatlichen Verfassung erheblich gemindert erscheint. Immerhin ist nun durch die reichliche Bewilligung neuer Mittel und dank der Erholung unseres wirtschaftlichen Lebens wieder Zeit gewonnen, das finanzorganisatorische Problem erneut zu überlegen und in Tagen, die dem bundesstaatlichen Gedanken hoffentlich günstiger sind, abermals vorzunehmen*.

Freilich, ein Erbfeind der bundesstaatlichen Organisation ist durch unsere Gleichgültigkeit während des letzten Jahrzehnts im inneren Leben des Reichs schon derart zu Kräften gekommen, daß es schwer halten wird, ihn wieder zurückzuwerfen: der unter Bismarck niedergehaltene Geist bureaukratisch-zentralistischer Verwaltung. Sein Erstarken gibt eine Erklärung dafür, daß die Regierungen dem Reichstag den Vorschlag der Reichserbschaftssteuer unterbreiteten. Ganz unverhüllt und folgerichtig wagte er sich ein Jahr später in dem Entwurf eines Reichsbesteuerungsgesetzes hervor. Dieser Nachkömmling der Bülowschen Finanzreform hätte mit ihr zusammen dem Reichstag vorgelegt werden sollen. Seine Begründung verkündete wie ein unanzweifelbares Dogma den Satz, daß das Reich ein seine ‚Gliedstaaten‘ umfassender, also ihnen übergeordneter Staatsorganismus sei, der von seinen Teilen und deren Gemeinden nicht ohne Eintrag an seiner Souveränität mit Steuern belegt werden könne. Das Gesetz sprach deshalb die grundsätzliche Steuerfreiheit des Reichs selbst für solche Fälle aus, wo das Reich nicht als Reich, sondern subsidiär für den noch in der Entstehung begriffenen Bundesstaat Elsaß-Lothringen von Gemeinden zu Abgaben herangezogen werden sollte, die z. B. Preußen seinen Gemeinden zahlt. Ein Widerspruch aber wurde nur in der Kommission laut. Er trug auch dort mehr die Form einer bloßen Verwahrung, als daß er eine Kampfansage war. Nach dem Berichte führte der Mitberichterstatter aus: ‚Die Theorie der Souveränität des Reiches erkenne er nicht als richtig an; das Reich sei den Bundesstaaten nicht übergeordnet, sondern ihnen nur als gleichberechtigte Instanz beigeordnet. Er könne nicht zugeben, daß das Reich einen grundsätzlichen Anspruch auf umfassende Befreiung von allen Staatssteuern in den einzelnen Bundesstaaten habe; vielmehr müsse prinzipiell den Bundesstaaten das Recht der Besteuerung des Reichsfiskus zugestanden werden . . . Sonst entstehe tatsächlich die Gefahr, daß die einzelnen Bundesstaaten gegenüber dem

* Genauer habe ich mich über die Einzelheiten der finanzpolitischen Entwicklung des Reichs unter dem bundesstaatlichen Gesichtspunkt ausgesprochen in meiner Schrift: ‚Auf dem Wege zur Finanzreform‘ (Kösel'scher Verlag 1910). Auf diese bitte ich zur Erläuterung und Ergänzung des im Text Gesagten verweisen zu dürfen.

Reiche zu untergeordneten Organismen, gleichsam zu Provinzen des Reiches, herabgedrückt würden.' Nach diesen, den Kern der Frage treffenden Bemerkungen fuhr das Kommissionsmitglied aber fort: in der Praxis könne man sich über den Entwurf doch verständigen, da er einige Ausnahmen zulasse; man werde sich vielleicht darauf beschränken, die Zahl der Ausnahmen noch zu vermehren. Im Plenum selbst fiel über die verfassungsrechtliche Tragweite des Gesetzes kein einziges Wort, obwohl das Gesetz einer Ansicht zur gesetzlichen Geltung verhilft, zu der sich sogar die Frankfurter Nationalversammlung dereinst nicht zu bekennen für angemessen erachtete. Dem Reichstag mochte dabei zur Entschuldigung dienen, daß er im Eifer sozialpolitischer Gesetzgebung schon einen Vorgang geschaffen hatte. Unter dem Vorantritt des Zentrums hatte er die Initiative zu dem Gesetz vom Dezember 1902 ergriffen, das die Gemeindeumlagen auf Fleisch und Getreide mit dem 1. April 1910 von Reichs wegen beseitigte, obwohl sie kraft Landesrechts erhoben wurden. Die Tatsache, daß das Reichsgericht in Zweifel gezogen hat, ob der Beschluß auch nur mit dem Wortlaut der Reichsverfassung vereinbart werden kann, und zurzeit die Frage prüft, beleuchtet grell genug, daß das vom sozialen Standpunkte gewiß erwünschte Vorgehen des Reichstags nicht dem Geiste eines föderativen Staatswesens entsprach. Immerhin irrte der Reichstag damals nur einmal einen Schritt vom Wege ab. Mit der Billigung des Reichsbesteuerungsgesetzes aber verhalf die Mehrheit einer Verwaltungstendenz zur gesetzlichen Anerkennung, die allem, was Bismarck von der Entwicklung des Reichs erwartete, schneidend widerspricht.

Dieselbe bureaukratisch-zentralistische Verwaltungstendenz waltete gleichzeitig schon über der Vorbereitung der Reichsversicherungsordnung. In deren Entwurf erinnerte nichts mehr an die weitausschauenden Gedanken, die Bismarck anfangs der achtziger Jahre mit der berufsgenossenschaftlichen Organisation des Reichsversicherungswesens hatte verbinden wollen. Gewiß, er selbst nahm sie schon ausgangs jenes Jahrzehnts bei der Alters- und Invalidenversicherung nicht mehr auf, jedoch nur deshalb, weil in dem Greise inzwischen die schöpferische Kraft siech geworden war. Ließ er doch auch den Einzelstaaten und dem Reiche bei den für die Alters- und Invalidenversicherung nötigen Einrichtungen ihr Teil nicht mehr mit dem gleichen, den bundesstaatlichen Anforderungen genügenden Geschick zumessen wie in den beiden früheren Versicherungsgesetzen. Jetzt schien mit der einheitlichen Neuordnung und dem Ausbau der drei großen Zweige unserer Reichsversicherung der Augenblick gekommen, das bundesstaatliche ebenso wie das berufsgenossenschaftliche Problem wieder mit Nachdruck aufzuwerfen. Es ist nicht geschehen. Die Einrichtungen des sozialen Versicherungswesens sind die Einrichtungen des Reichs, deren Aufbau am tiefsten in das Volk hinabreicht. Die Regierung schlug vor, in sie ein Beamtenelement einzufügen, das trotz der ihm beigegebenen Laien sie ebenso bureaukratisieren und mit zentralistischem Geiste durchdringen dürfte, wie es in den Reichsbehörden schon der Fall ist. Der Reichstag nahm den Vorschlag hin. Weil die mit ihrer eigenen ständischen Entwicklung noch nicht fertige Arbeiterschaft die zur Selbstverwaltung wünschenswerten Eigen-

schaften nicht überall an den Tag gelegt hat, war man sogleich an dem Wert des Selbstverwaltungsprinzips für die Reichsversicherung verzagt. Darüber, ob durch die Einschiebung des Beamtenelements nicht auch das verfassungsrechtliche Verhältnis von Reich und Einzelstaaten verschoben werde, verbreitete sich die öffentliche Erörterung, der Stimmung der Stunde gemäß, ebensowenig eingehend wie darüber, ob der Entwurf die Art und Weise der Mitwirkung von Reich und Einzelstaaten an den Versicherungseinrichtungen mit Fug und Recht im wesentlichen unverbessert ließ.

Während im Reichstag selbst die Abstimmungen über die Reichsversicherungsordnung erfolgten, wurde in der Kommission das Schicksal der dritten großen Vorlage von verfassungspolitischer Bedeutung entschieden, zu der der Reichstag in jüngster Zeit Stellung nehmen mußte.

Nach der Aufhebung des Diktaturparagraphen im Jahre 1902 hatte der Ruf nach Autonomie in der elsaß-lothringischen Bevölkerung Widerhall gefunden und wurde dort das wirksamste Schlagwort. Ein Zentrumsantrag des Jahres 1904 brachte die Erörterung der reichsländischen Angelegenheiten auch wieder im Reichstag in Fluß. Die Zeitungen unterstützten die Forderungen der Elsaß-Lothringer. Die parlamentarischen Besprechungen der Frage häuften sich allmählich. Aber es dauerte lange, bis sich die Erörterungen zu Gesetzesvorlagen verdichteten. Denn je genauer man die Aufgabe prüfte, desto deutlicher mußte man erkennen, daß sich vor dem zu legenden Schlußstein der Entwicklung Elsaß-Lothringens zum ebenbürtigen Bundesstaate außerordentliche Schwierigkeiten türmten.

Alle deutschen Bundesstaaten mit der nicht belangreichen Ausnahme der drei freien Städte sind dereinst an der Schwelle der Neuzeit in einem mehrhundertjährigen geschichtlichen Prozesse als das Werk von Dynastien entstanden. Sie haben dann durch die dem alten Reichsorganismus abgünstigen, den Dynastien aber günstigen Bedingungen und Mittel der europäischen Staatspolitik von 1648 bis 1866 ihre Fundamente tief in den Boden senken, Bürgschaften dauernder Lebensfähigkeit gewinnen können. Ihre Bevölkerung gewöhnte sich an die partikularistischen Staatseinrichtungen und nahm die Spaltung der Nation aus Anhänglichkeit an die Dynastien hin. Hie und da kam auch das Stammesempfinden den Dynastien mit der Zeit zu Hilfe. Von 1813 an regte sich jedoch, nach den schmerzlichen und entehrenden Jahren der napoleonischen Herrschaft und mit der Begeisterung der Befreiungskriege, ein immer stärker anschwellendes Verlangen nach der Wiedervereinigung der Nation. Getragen von mächtigen idealen Empfindungen, gefördert durch wirtschaftliche Bedürfnisse, richtete es sich immer bewußter auf das eine Ziel der Herstellung eines gesamtdeutschen Staats und erzeugte jene unitarische Strömung, die noch so stark in uns nachwirkt. Die Fürsten vermochten die Bewegung nicht zu ersticken, die Bewegung aber auch nicht die Fürsten niederzuzwingen. So wuchs schließlich aus den Verfassungen von 1867 und 1871 die gegenwärtige dualistische Form deutschen Staatslebens empor, die in ihrem organischen Neben- und Ineinander partikularistischer und gesamtstaatlicher Einrichtungen vollkommen einzigartig dasteht und nur auf Grund ihrer geschichtlichen Voraussetzungen lebens-

fähig ist. Elsaß-Lothringen hat mit ihr in seiner Vergangenheit nicht einen Zug gemein. Aus dem Elsaß hätten die Habsburger vielleicht einen Einzelstaat gemacht; aber sie mußten 1648 daraus weichen. Die Mittel der Staatspolitik, mit denen man vom 17. bis 19. Jahrhundert diesseits des Rheins die einzelstaatlichen Gebilde befestigte, wurden in Elsaß und Lothringen vielmehr dazu verwandt, aus ihnen Provinzen eines durch und durch unitarisch und zentralistisch gerichteten Großstaats zu machen. Auch an der nationalen Bewegung des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert hatte die elsaß-lothringische Bevölkerung nicht nur keinen Anteil, sondern sie kämpfte auf den Schlachtfeldern regelmäßig wider die Deutschen bei deren Ringen um die Neugeburt ihres nationalen Staates. Gegen Deutschland politisch voreingenommen, gingen die beiden Gebiete 1870 als provinziale Gebiete und mit der Bestimmung, es zu bleiben, aus der Hand der französischen in die der deutschen Großmacht über. Wenn in der Gegenwart die Elsaß-Lothringer trotzdem aus ihrem Lande einen Bundesstaat gebildet wissen möchten und wenn sie ihre Forderungen damit begründen, daß sie als Deutsche mit den andern Deutschen alles gemein haben wollen, so treibt sie einmal das zeitgenössische Gleichheitsverlangen. Sie wollen ihren Bundesstaat, weil jedermann in Deutschland seinen Bundesstaat hat. Heftiger noch bewegt sie dazu eine partikularistische Leidenschaft, die in ihnen aufgewacht ist. Sie wollen mit dem Reiche nicht mehr zu tun haben, als unerläßlich ist, und Herren im eigenen Hause, ohne ungebetene deutsche Gäste, werden. Als die Finanzreform nirgends so viel Unmut hervorrief wie im Reichsland, begründeten Einheimische es offen damit, daß die Berufung auf die nationale Notwendigkeit der Reform noch keine Saite im elsaß-lothringischen Empfinden zum Klingen bringe. Dieser Gefühlszustand ist durchaus verständlich. Die breiten Schichten des Volkes haben wohl ihre deutsche Art bewahrt. Aber, wenngleich mit Frankreich nie verwachsen, verlangten sie doch nicht mehr nach uns. Sie sind durch den Strom der Geschichte während langer zweieinhalb Jahrhunderte von uns abgedrängt und uns fremd geworden. Die im Lande mächtige Bourgeoisie aber ist französisch gebildet, an Frankreich durch tausend verwandtschaftliche Beziehungen gekettet und will sich den kulturellen und Blutzusammenhang mit Frankreich wahren. Planvolle politische Ziele verfolgt sie dabei freilich nicht. Sie wendet sich keineswegs mehr als bisher dem Staatsdienst und der politischen Tätigkeit zu, um von der Verwaltung des Landes, sobald die Stunde kommt, Besitz ergreifen zu können. Der Beamtennachwuchs aus dem Lande, soweit er sich nicht aus Söhnen Eingewanderter zusammensetzt, kommt ganz überwiegend aus den einfachen Schichten der Bevölkerung. Im Falle, daß sich daran nichts ändert, Elsaß-Lothringen aber demnächst den Elsaß-Lothringern gehören wird, werden die richterlichen, Verwaltungs- und Lehrstellen des Reichslandes in einem Menschenalter so gut wie ausschließlich mit erst sozial emporstrebenden Individuen besetzt sein. Diese werden in ihrem Berufskreise kein Gegengewicht an einer hinreichend großen Zahl Angehöriger alter Familien finden; es wird ihnen daher an der erwarteten Gelegenheit fehlen, in die sozial führenden Schichten ihres Landes hineinzuwachsen. Sozial wie politisch müßten die Folgen bedauerlich sein. Die Bourgeoisie jedoch trachtet nur danach, rasch

die Einwanderung altdeutschen Bluts und Wesens zum Stillstand zu bringen. Eben dieser rein negative Charakter der das Land gegenwärtig im Banne haltenden Bewegung, die das Deutsche und die Deutschen nicht durch vermehrte eigene Leistungen, sondern durch Verfassungseinrichtungen fernzuhalten begehrt, bildet den schlimmsten Widerstand gegen eine echte und volle Anpassung Elsaß-Lothringens an die Eigenart des deutschen Staatslebens. Es mangelt nun einmal in der Gefühlswelt der Elsaß-Lothringer neben dem heimatlich partikularistischen Element das deutsch unitarische noch ganz, deren Verbindung im politischen wie Kulturempfinden der übrigen Reichsangehörigen doch eine der beiden Grundvoraussetzungen des heutigen deutschen Staatslebens ist. Es mangelt ihr ebenso die andere dieser Voraussetzungen: die leidenschaftlichste partikularistische Bewegung, die gegenwärtig innerhalb der Reichsgrenzen auf- und niederwogt, entbehrt des Rückhalts an einer souveränen Dynastie, welche sie (was weder durch ein Beamtentum noch Parteien geschehen kann) wahrhaft zu politisieren und für Zwecke der Staatsbildung nutzbar zu machen vermöchte.

Dem ruhigen Beobachter mußte es wohl so scheinen, daß man in Deutschland zuletzt immer weniger sich Rat wußte, wie man die Vorgänge in Elsaß-Lothringen beurteilen sollte und was getan werden müsse. So ist es auch gekommen, daß selbst der Reichskanzler im Dezember 1909 die praktisch unerfüllbare Forderung von ‚Garantien' an die Bevölkerung des Reichslands stellte. Allzu wenige gaben sich Rechenschaft darüber, daß es sich bei der elsaß-lothringischen Verfassungsentwicklung überhaupt noch nicht um eine Entwicklung aus im Lande gelegenen Wurzeln handelt, sondern um eine Wirkung der angleichenden Gewalt des deutschen Staatslebens, die vom Reich in das Land ausstrahlt und dort subsidiär erst eine geistige Disposition zu erzeugen und Einrichtungen zu schaffen im Begriffe steht, welche in allen andern Bundesstaaten an Ort und Stelle gewachsen sind. Deshalb übersah man über dem, was man an der elsaß-lothringischen Bewegung vermißte, zu sehr das, was schon entstanden war. Das Reich hat dem elsaß-lothringischen Denken erst die Richtung auf das gegeben, was man im Reichslande die ‚Autonomie' nennt. Hätte die Gesetzgebung des Reichs vom Jahre 1879 nicht die staatsrechtlichen Zustände des Landes aufgewühlt und umgeformt, so wäre den Elsaß-Lothringern das deutsche Bundesstaatsleben etwas Fremdes geblieben; das Verlangen nach dessen Übertragung auf das Reichsland hätte nicht in dem jetzt zu beobachtenden Maße volkstümlich werden können. Noch gibt wohl die politische Einwirkung vom Reiche her der elsaß-lothringischen Bevölkerung vorzüglich nur die Antriebe und die Unterlagen für ihre politischen Forderungen. Noch beherrscht sie das Spiel der politischen Kräfte des Landes nicht. Aber wenn man nun in Deutschland nicht länger mit einer wiederholten Fortbildung der elsaß-lothringischen Verfassungsgesetzgebung warten zu dürfen meinte, mußte man an erster Stelle das Erreichte werten. Man mußte klipp und klar fragen, ob noch einmal wie 1879 bloß die vom Reiche ausgehende Wirkung zur Erzeugung bundesstaatlichen Lebens zu verstärken wäre, oder ob der Augenblick gekommen sei, daß die Entwicklung im Lande selbst Wurzel zu schlagen vermöge. In diesem Falle galt es, ihr den dynastischen Rückhalt zu verschaffen, ohne den sie in keinem deutschen

Gebiete bodenständig geworden ist und dauernde Lebenskraft gewonnen hat. Einer solch unzweideutigen Fragestellung stand freilich nicht nur das geringe Verständnis der öffentlichen Meinung und des Beamtentums für bundesstaatliche Organisationsaufgaben grundsätzlicher Natur im Wege. Schwer fiel auch in die Wagschale, daß die ohnehin verwickelte Aufgabe in den letzten Jahren sich abermals verknotet hatte und dadurch zurzeit im Sinne der endgültigen Verselbständigung Elsaß-Lothringens kaum zu lösen war.

Außer den Regierungen und der Volksvertretung gibt es eine dritte Stelle, von der wir Deutsche gewohnt sind, die Schicksale unserer Nation seit einigen Menschenaltern entscheidend mitbestimmt zu sehen. Das ist die Krone Preußens. Als König Wilhelm I. 1870 gedrängt wurde, den Titel eines deutschen Kaisers anzunehmen, wies er dies zunächst mit der spöttischen Bemerkung von sich: ‚Was soll mir der Charakter-Major?' Aber schon sein Sohn lebte mehr in Vorstellungen deutscher Größe und Einheit als in preußischen Erinnerungen. Sein Enkel, unser regierender Kaiser, pflegt diese Erinnerungen, da er den Großvater über alles verehrt, wohl wieder mit größerer Liebe. Indessen er ist herangewachsen in der begeisternden Zeit, da wir wieder ein Volk und ein Staat wurden. Das erste Jahrzehnt seiner Regierung fiel mit der äußerlich glänzendsten und raschesten Entfaltung des Reiches zusammen. Für die ganze Welt ist er ‚der Kaiser'. In der Tat mutet sein weitfliegender und zugleich friedlicher Imperialismus mit den ihm eigentümlichen politischen und gesellschaftlichen Begleiterscheinungen weniger preußisch als ‚reichisch' an, wie das Wort in den Tagen des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation lautete. Es reimt sich gut damit, daß Kaiser Wilhelm II. seit langem auch eine besondere Vorliebe für das Reichsland hegt. Dort hat das Gesetz vom 9. Juni 1871 dem jeweils regierenden Kaiser die Ausübung der Staatsgewalt übertragen. Es hat ihn dadurch nur zu den politischen und Verwaltungsorganen des Reichslands, nicht zu der Bevölkerung in eine regelmäßige Beziehung zu bringen beabsichtigt. Wilhelm II. aber bildete sich, seiner Gesamtauffassung von der kaiserlichen Gewalt gemäß, die Meinung, daß die Übertragung der Staatsgewalt an ihn nicht mehr willkürlich durch Gesetz abzuändern, sondern aus der kaiserlichen Hoheit erflossen sei, daß also seine Stellung in Elsaß-Lothringen die des Landesherrn sei. Er bemühte sich darum, zwischen sich und der Bevölkerung ein persönliches, dynastisches Verhältnis zu schaffen. Der Vorgänger des jetzigen Staatssekretärs für Elsaß-Lothringen, von Köller, unternahm es, der Vorstellung und den Wünschen des Kaisers die gesetzliche Grundlage zu besorgen. Er brachte gerade die beiden entschiedensten Vertreter der partikularistischen Gesinnung im Reichslande, Wetterlé und Preiß, dazu, ihm hierbei Vorspann zu leisten. Sie beantragten 1905 im Reichstag, daß die landesherrliche Gewalt dem Kaiser übertragen werden sollte. Als nicht lange danach, im Herbst 1907, ein Wechsel in der Person des Statthalters vorgenommen wurde, folgte auf Fürst Hohenlohe-Langenburg in dem Grafen Wedel ein Mann, der sein Amt wieder vorzüglich als kaiserlicher Minister, nicht als Dynast ausübt. Fast unmerklich nahm die Entwicklung des Reichslandes eine von den Absichten Bismarcks abweichende Richtung. Denn wer den Dualismus

unseres nationalen Staatswesens auf sein Wesen hin prüft, erkennt bald als seine vornehmste Bedingung, daß es den Einzelstaaten geglückt ist, ihre dynastische Selbständigkeit gegen die Kaisergewalt, wenngleich unter Opfern, zu wahren. Das gilt auch und nicht am wenigsten von Preußen. Die Rücksicht auf diese Bedingung unterscheidet die heutige Reichsverfassung grundsätzlich von dem Nationalstaatsideal, das den Männern des Jahres 1848 vorschwebte, sei es, daß sie Preußen im Reiche oder das Reich in Preußen aufgehen lassen wollten. Soll deshalb Elsaß-Lothringen ernsthaft ein selbständiger Bundesstaat werden, muß auch seine Verselbständigung gegen die Kaisergewalt erfolgen; nicht aber darf diese in eine landesherrliche umgewandelt werden. Ein solcher Schritt würde (worüber noch einiges zu sagen sein wird) Elsaß-Lothringen in bundesstaatlicher Hinsicht wieder entrechten oder durch seine Folgen das Gefüge des ganzen Deutschen Reichs in seinen staatsrechtlichen Voraussetzungen erschüttern. Diese wie jene Absicht, Elsaß-Lothringen zum Schicksalslande für das Deutsche Reich zu machen, lag gewiß den Ratgebern des Kaisers fern. Aber das Mittel wollten sie. Das wurde unzweifelhaft, als im Februar 1911 die Offiziösen die Zentrumsfraktion wegen der elsaß-lothringischen Verfassung gehässig angriffen und dabei wiederholt betonten, daß es die Erhebung des Reichslandes zum ‚Kaiserlande' gelte.

Wie faßte nun die Reichsregierung, als sie endlich Weihnachten 1910 ihre Vorschläge dem Reichstag in zwei Vorlagen unterbreitete, das Problem an? Der Reichskanzler Bethmann-Hollweg begründete die Entwürfe im Reichstag ausdrücklich mit der Berufung auf Bismarck, dessen ‚Politik darauf gerichtet war, den Elsaß-Lothringern ein den andern deutschen Staaten möglichst gleichgestelltes Vaterland unter der Obhut des ganzen Reichs zu geben'. Er fuhr fort: ‚Auf staatsrechtlichem Gebiet drängt sich mir da die Frage auf, ob es nicht ein Fehler gewesen ist, die von Bismarck zwar eingesetzte, aber nunmehr seit dreißig Jahren fast zum Stillstand gekommene Politik solange ruhen zu lassen, und ob nicht gerade dieser Stillstand für manche unerfreuliche Erscheinung verantwortlich gemacht werden muß. Ich bin geneigt, diese Frage zu bejahen und setze mich darum für die Vorlage ein.' In der Tat bewies, was er vorschlug, seine Bereitschaft, mehrere Schritte auf der durch die Bismarckische Gesetzgebung eröffneten Bahn voranzugehen. Der schon eingebürgerte Zustand, daß die Landesgesetzgebung unter Teilnahme des Landesausschusses und nicht des Reichstags bewirkt wird, sollte rechtens werden. Weil der Landesausschuß damit ebenbürtig an die Seite der andern deutschen Volkskammern trat, war es dankenswert, daß die Reichsregierung sich entschloß, ihm dasselbe Wahlrecht einzuräumen, das sämtliche süddeutschen Volkskammern haben, das allgemeine, gleiche, direkte und geheime mit einigen, aber nicht wesentlichen Einschränkungen, die das Reichstagswahlrecht nicht kennt. 1879 hatte das andere gesetzgebende Organ des Reiches, der Bundesrat, noch seinen vollen Anteil an der Landesgesetzgebung bewahrt. Die Reichsregierung wünschte nun auch ihn aus ihr auszuschalten. Wie der Reichstag durch den Landesausschuß ersetzt worden war und wie der Landesausschuß durch die Wahlrechtsänderung zu einer Volkskammer wurde, so sollte der Bundesrat einer ersten Kammer

weichen, die, aus lauter Landesangehörigen gebildet, ihresgleichen ebenfalls in allen größeren deutschen Bundesstaaten hat. Die Macht der ersten Kammer ist überall bescheiden. Die Volkskammer erfuhr vermutlich wie durch die Erteilung des allgemeinen Wahlrechts, so auch dadurch eine bedeutende Steigerung ihrer Macht, daß eine inländische erste Kammer den dem Einflusse des Landes entrückten Bundesrat ersetzte.

Rein unter parlamentarisch-konstitutionellen und demokratisch-volkstümlichen Gesichtspunkten betrachtet, mußte das von der Reichsregierung Gebotene als reichlich anerkannt werden. Die Zugeständnisse waren doppelt hochherzig, weil sie von einer Regierung kamen, deren verantwortlicher Leiter preußischer Ministerpräsident ist, und weil sie zu einer Zeit gewährt wurden, da sich Preußen in einer parlamentarisch-konstitutionellen Krise befindet. Zudem lagen die Vorschläge unbestreitbar in der Richtung auf das von Bismarck gesteckte Ziel. Dennoch verbreitete sich im Reichstag, je länger die Beratung der Vorlagen dauerte, ein immer peinlicheres Unbehagen. Im Reichslande aber war und blieb die Enttäuschung bei der übergroßen Mehrzahl der politisch im Lande Tätigen groß. Denn dort hatte sich die öffentliche Erörterung von Jahr zu Jahr mehr auf den Kernpunkt der ganzen Verfassungsfrage geworfen, ob die Frucht nun für reif erklärt und aus der mütterlichen Umschließung des Reichs entlassen werden würde, ob Elsaß-Lothringen fortan ein eigenes Leben würde beginnen können. Das war das Charakteristische des Gesetzes vom 4. Juli 1879, daß es, großzügig im Ausstreuen der Zukunftssaat, alle verfassungschaffenden Rechte noch dem Reiche vorbehielt. Das Gesetz war deshalb auch in Einzelheiten an den Stellen, wo die Voraussetzung einer Ausstattung mit Rechten ein schon selbständiges Staatsleben war, wie bei der Verleihung der Bundesratsstimmen, bei der Feststellung einer besonderen elsaß-lothringischen Staatsangehörigkeit und bei der Klärung der kaiserlichen Rechte im Lande, sehr vorsichtig und unverbindlich verfahren. Aber eben daraus folgte, daß sich nunmehr alle Erwartungen im Lande instinktiv diesen Anliegen zukehrten. Gewiß: auf bestimmte Forderungen einigte sich das Land, sieht man von dem Wunsche nach dem Stimmrecht im Bundesrate ab, nicht. Man wendete im Reiche daraufhin später gegen die Elsaß-Lothringer ein, daß sie sich bei dem von der Reichsregierung Gebotenen beruhigen müßten. Der Einwand traf am Ziele vorbei. Denn wie viele Bestimmungen unserer Reichsverfassung, wie viele Paragraphen des Gesetzes vom 4. Juli 1879 wären heute wohl in Kraft, wenn man hätte warten wollen, bis die öffentliche Meinung sie vorschlug? Für solche Probleme genügt es, daß sich die Erregung der Bevölkerung auf sie richtet und ganz allgemein bezeichnet, was sie gewährt haben will; die Lösung im einzelnen ist Sache der Regierung. Die Regierung aber zog vor, einer Stellungnahme zu dem, was das Land bewegte, auszuweichen. Als sie im Reichstag zu ihr gedrängt wurde, verweigerte sie das meiste, gab einzelnes halb nach, anderes ließ sie unklar. Über die Kernfrage, ob Elsaß-Lothringen fortan seine Verfassungsgesetzgebung selbständig sollte entwickeln können, glückte es ihr, jegliche Aussprache zu verhindern. Sie unterbrach, ehe die Kommission einen Antrag erörtern konnte, der den Elsaß-Lothringern dieses

Recht erteilte, die Verhandlungen; der Antrag kehrte bei der Wiederaufnahme der Sitzungen nicht wieder. Nach wie vor erfolgte die Fortbildung der Verfassung des Reichslandes durch den Reichstag und Bundesrat.

Als über die Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts für die zweite Kammer in der Kommission geredet wurde, konnte die Überlegung nicht ausbleiben, wer unter den Begriff allgemein und gleich falle. Die Vorlage ließ darüber rein die Dauer des Wohnsitzes im Lande entscheiden. Aber dieses Wahlrecht ist das höchste, wertvollste politische Recht, das nach heutigen Werturteilen einer Bevölkerung zuteil wird. Sie gönnt es nur ihren eigenen Landesangehörigen, nicht dem Fremden. So ist es überall. Die Elsaß-Lothringer erhoben den Anspruch, daß, wie in den andern deutschen Staaten, so auch unter ihnen nicht ohne weiteres jeder Reichsangehörige das Wahlrecht ausüben solle, falls er nur eine vorgeschriebene Reihe von Jahren in Elsaß-Lothringen wohne; nur der dürfe sich seiner erfreuen, der sich die Mühe nehme, die elsaß-lothringische Staatsangehörigkeit zu erwerben. Die Staatsrechtswissenschaft behandelt es schon seit geraumer Zeit als strittig, ob das Bestehen einer solchen Staatsangehörigkeit anzunehmen sei oder nicht. Das ganze Land hat sich in dem Menschenalter nach 1879 daran gewöhnt, sie als bestehend anzusehen. Auf jeden Fall bot die Verfassungsvorlage die Möglichkeit, die Zweifel der Wissenschaft zu beseitigen und die eigene Staatsangehörigkeit der Elsaß-Lothringer sicher zu stellen. Die Vertreter der Regierung aber schienen erstaunt und erläuterten ihre Meinung, daß es keine elsaß-lothringische Staatsangehörigkeit gebe, in einem Tone, als wenn sie mit der staatsrechtlichen Stellung Elsaß-Lothringens ein- für allemal unverträglich wäre. So schuf man denn den Widersinn, daß es nun eine Bevölkerung auf Gottes Erdboden gibt, die alle ihre Landesangelegenheiten auf Grund des ausgedehntesten aller Wahlrechte souverän wahrnehmen darf, aber nicht einmal eine eigene Staatsangehörigkeit besitzt. Mit der Verneinung der elsaß-lothringischen Staatsangehörigkeit ließ man auch einen anderen Stachel im Empfinden der Bevölkerung zurück: ihr ungeordnetes Verhältnis zum Beamtentum. Das Beamtentum gilt ihr, zumal in seinen höhern Schichten, als landfremd. Es ist in der Tat, so viele tüchtige und pflichttreue, selbst ausgezeichnete Kräfte zu ihm gehören, nicht so völlig mit dem Lande eins geworden, wie das Beamtentum der andern deutschen Staaten mit deren Bevölkerung zusammengeht. Wo das Beamtentum benachbarter Staaten gegen Elsaß-Lothringen wohl einmal partikularistischen Egoismus hervorkehrt, glaubt die elsaß-lothringische Bevölkerung wahrzunehmen, daß sich das Beamtentum ihres Landes nicht gleich rücksichtslos für sie ins Zeug legt. Der Vergleich aber schmerzt sie doppelt, weil meist wirtschaftliche Interessen bei ihm im Spiele sind.

Über den Träger der Staatsgewalt sagte die Verfassungsvorlage nichts als im ersten Paragraphen die kurzen Worte: ‚Der Kaiser übt in Elsaß-Lothringen die Staatsgewalt aus.' Durchaus ablehnend verhielt sich die Regierung gegen einen Vorschlag, der bei aller Rücksicht auf den Kaiser auch den Wünschen der Bevölkerung entgegenzukommen versuchte. Es handelte sich darum, unter einstweiliger Vertagung des Entscheids über die Konstituierung

einer landesherrlichen Gewalt den Statthalter mit besonderen Befugnissen auszustatten, so daß er etwa die starke und einflußreiche Stellung eines mittelalterlichen „Markgrafen' im Lande erhielt und dessen Führer und Meister werden konnte. Eine erbliche Reichsstatthalterei war schon in einer Flugschrift des Jahres 1870 für Elsaß-Lothringen einmal angeregt worden. Nun sollte der Statthalter lebenslänglich werden und das Recht der Ministerernennung sowie der Instruktion der dem Lande zu gewährenden Bundesratsstimmen erhalten. Die Antragsteller versprachen sich zugleich davon, daß damit die Regierung Elsaß-Lothringens abschließend und endgültig in das Land selbst verlegt werden und das gegenwärtige unorganische Nebeneinander von Staatssekretär und Statthalter aufhören würde. Sie wollten ein festgefügtes, wohlgeordnetes Ministerium an Stelle der bisherigen Verquickung der dem Reiche eigentümlichen Staatssekretariatsverfassung mit der den Einzelstaaten gewöhnlichen Ministerialverfassung eingerichtet wissen. Die Regierung ließ auch darüber nicht mit sich reden. Sie versteifte sich darauf, daß man sich für diesmal mit einer Kräftigung des Regierungsorganismus bescheiden müsse, wie sie ihn durch die Zusammensetzung der ersten Kammer zu erreichen hoffte; und sie wollte nicht wahr haben, daß auf ihre Art vor eine zur Schwäche verurteilte Regierung nur eine noch schwächere Kulisse als Kugelfang für oppositionelle Angriffe geschoben würde. Darüber aber, wie sie's in Zukunft mit der landesherrlichen Gewalt meinte, ging sie nicht weiter aus sich heraus, als daß sie einen Antrag in der Kommission, dem Gesetz vom 7. Juni 1871 gemäß erläuternd in den ersten Paragraphen einzufügen, daß der Kaiser die Staatsgewalt im Namen und Auftrag des Reiches ausübte, als überflüssig abwehrte. Der Paragraph bestätige nur den bisherigen Zustand, daß der Kaiser die Staatsgewalt ausübe, nicht von ihr Besitz ergriffen habe.

Aber wie erklärte sich dann, daß Preußen Elsaß-Lothringen das Stimmrecht im Bundesrat zu verleihen gewünscht hatte, die andern Bundesstaaten jedoch hartnädig dagegen gewesen waren? Wie erklärte sich, daß diese, als sie nachträglich ihren Widerstand aufgaben, doch dem Reichslande das Stimmrecht beschränkten? Sie versehrten also lieber den Grundsatz der vollen Gleichberechtigung aller Bundesstaaten im Bundesrate, als daß sie Elsaß-Lothringen die Befugnis einräumten, wenn sein wirtschaftlicher Vorteil es ihm gebietet oder sein Interesse als Grenzstaat es ihm empfiehlt, zu dem einzigen wahrhaft Starken im Reiche, zu Preußen, zu stehen. Es war schwer zu glauben, daß die mittleren und kleineren Bundesstaaten, wenn sie an Elsaß-Lothringens unaufhaltsame Entwicklung zum ebenbürtigen Bundesstaate glaubten, Machtfragen untereinander zum Vorwand nahmen, um Elsaß-Lothringen sein gutes und auch von Preußen anerkanntes Recht auf volle Vertretung im Bundesrate vorzuenthalten. Sie hätten sich durch ein solches Verhalten selbst den Boden unter den Füßen weggezogen. Denn auch ihre Stimmen gründen sich nur auf die Achtung Preußens vor einem erworbenen Recht, nicht auf staatliche Macht. Kamen Machtfragen mit in Betracht, so durften sie nicht ruhen, bis ein Mittel gefunden wurde, die entgegenstehenden Bedenken zu überwinden. Wie war es anderseits zu verstehen, daß Preußens Ministerpräsident im Jahre 1879 selbst für die

Stimmerteilung an Elsaß-Lothringen die Frist seiner vollständigen Verselbständigung gesetzt hatte und gerade Preußen bereit war, von dieser Bedingung zu lassen? Wenn die andern Bundesstaaten nur noch nicht den rechten Zeitpunkt für gekommen hielten, warum sprachen sie sich vor der Öffentlichkeit nicht offen darüber aus? Mehr als alles andere nährte die an Zweifeln reiche Haltung der Regierungen bei der Gewährung der Bundesratsstimmen in den Gegnern der Vorlage den Verdacht, daß das Reichsland zum ‚Kaiserland' bestimmt sei und durch die Vorlage auf diese Bestimmung festgelegt werden solle. Das zähe Sträuben der Bundesstaaten gegen das elsaß-lothringische Stimmrecht schien zu beweisen, daß sie in Elsaß-Lothringen die Voraussetzung des Stimmrechts im Bundesrate, die Unabhängigkeit der die Stimmen instruierenden landesherrlichen Gewalt von der kaiserlichen Gewalt, als ein für allemal nicht vorhanden betrachteten, und daß sie sich dareingefunden hatten, in dem Reichsland eine Art Staatsdomäne der deutschen Kaiser zu sehen. Als sie sich endlich aber der öffentlichen Meinung wie schon manches Mal unterwarfen, mochte die Beschränkung des Stimmrechts auf einen Versuch hinauslaufen, zum mindesten dem einen Riegel vorzuschieben, daß Elsaß-Lothringen in der Reichspolitik nach Belieben und ohne Gegenleistung gelegentlich auch als Zuwachs der hohenzollernschen Hausmacht verwertet wurde.

Mißtrauen und Erbitterung nisten sich rasch in den Gemütern ein, wo zu vieles auf der einen Seite erhofft, auf der anderen zu zaghaft gewährt oder die Aufgabe nicht in der Tiefe angepackt wird, beide Teile aber obendrein unter dem Drucke einer Schwierigkeit stehen, die keiner zu beheben vermag. So groß auch Bismarcks Staatskunst im Jahre 1879 gewesen ist, als er Elsaß-Lothringens Entwicklung zum Bundesstaate einleitete, die eine sich ihr entgegenstemmende Tatsache machte auch er nicht ungeschehen, daß das Gesetz vom 9. Juni 1871 dem Kaiser die Ausübung der Staatsgewalt übertrug. So gewiß diese Übertragung widerruflich ist, so gewiß hat sie im Laufe von vierzig Jahren Ansprüche entstehen lassen. Der Knoten, der sich da im Fortschritt der elsaß-lothringischen Entwicklung zusammenzog, darf wohl mit Fug als ein gordischer bezeichnet werden. Ein Alexander mag ihn durchhauen. Auf gesetzgeberischem Wege wäre er vielleicht noch einmal zu lockern gewesen, aber nicht mehr aufzuknüpfen.

Der Reichstag hat die Vorlagen schließlich innerhalb der von der Regierung gesteckten Grenzen angenommen. Eine ernsthafte und ausgiebige allgemeine Erörterung der Vorlage unter dem Gesichtspunkte, ob sie grundsätzlich Elsaß-Lothringen auf dem Wege zum Bundesstaat weiter half oder den Weg ihm im Gegenteil verlegen würde, entwickelte sich nicht. Die erste Lesung hinterließ im Reichslande den Eindruck, als ob selbst das Zentrum seine föderativen Anschauungen nicht mehr vertreten wollte. Erst in der Kommission unternahm die Partei einen nachdrücklichen Versuch, bei aller Achtung vor den Schwierigkeiten des Augenblicks die staatsrechtliche Zukunft des Landes so viel als möglich zu sichern. Alle anderen Parteien vereinigten sich mit der Reichsregierung gegen den Versuch. Auch da bestätigte sich wieder wie bei der Finanzreform und Reichsversicherungsordnung, daß die Stunde der

Lösung föderativer Aufgaben nicht günstig ist und parlamentarisch-konstitutionelle, sowie wirtschaftlich-soziale Interessen den Ausschlag geben.

In unfruchtbaren Jahren ist die Ernte gering. Werden aber auf die unfruchtbaren Jahre wieder fruchtbare folgen? Vielleicht hat die elsaß-lothringische Verfassungsfrage die Anlage dazu, zur Reibfläche zu werden, an der sich die Auseinandersetzung zwischen einzelstaatlicher und Nationalstaats-Entwicklung in unserem Reiche aufs neue entzündet. Das kleinere Gesetz von 1877 zog schon zwei Jahre später die erste große Neuordnung Elsaß-Lothringens nach sich. So mag auch das Gesetz von 1911 nur der Vorläufer eines umfassenderen und schicksalsreicheren sein. Wenn aber nicht, so würde die schöpferische Größe der Bismarckschen Zeit an uns vorübergegangen sein, ohne unser innerstaatliches Leben dauernd zu befruchten. Dann ist nun doch das unitarische Reich im Entstehen, — das Reich, wie die Träume der Liberalen es ersehnten, das Reich, das von fremdem, welschem Vorbild, nicht aus deutscher Wurzel Wesen und Gestalt empfängt.

Markus, der Tor / Roman von Josef Gangl

(Fortsetzung.) Es war nach jenem Besuche Egids ein Monat vergangen, als Markus an einem regnerischen Abende von der Schlürchtenhütte in den Baldringerhof kam.

Der Hans Baldringer, drei alte Kleinhäuslerinnen, die ihm tagsüber Korn schneiden halfen, die Benna, Sixtei, der fünfzehnjährige Viehhirt und Ludmilla, die Hausmagd, saßen gerade in der vorderen Stube beim Nachtmahle, das aus einer Rahmsuppe und abgerührten Erdäpfeln bestand, und die Frau Nanni speiste in der zweiten Stube einen gebratenen Haselhahn. Die Familie Baldringer war fast niemals bei einem Mahle vereinigt, denn die Frau Nanni machte alle jene Bräuche nicht mit, die den Bauern seinen Dienstleuten gleichstellen. Der Hans Baldringer betrachtete seine zwei Dienstboten kaum als solche; sie stammten aus Familien, die ihm nah befreundet waren, und obwohl er ihnen einen Lohn bezahlte, hielt er doch alles, was sie für ihn taten, für Gefälligkeiten. Sie freuten sich aller Ehren, die er ihnen bezeugte, und ehrten ihn dafür auch, soviel als sie nur konnten. Mit dem Markus und der Benna standen sie um nichts schlechter, aber die Frau Nanni verachteten sie noch mehr, als sie von ihr verachtet wurden. Die drei alten Häuslerinnen halfen heute dem Baldringer, ohne daß er sie darum zu bitten brauchte. Sie hatten gesehen, daß ein Teil seines Roggens überreif war, und da ließen sie ihre Arbeit liegen und kamen zu ihm. Dabei wußten sie freilich, daß er sie auch in keiner Not stecken lassen würde, aus welcher er ihnen helfen konnte. Daß sie von der Frau Nanni so schlecht beachtet wurden, das machte ihnen mehr Spaß als Ärger. Markus tauschte mit allen, die in der Stube anwesend waren, Grüße. Dann setzte er sich zwischen zwei der alten Weiber, denen das gar wohl gefiel. Scherzhafterweise stellten sie sich noch weit mehr beglückt, als sie es waren. Ehe aber Markus einen Löffel Suppe nehmen konnte, rief ihn die Frau Nanni.

Er stand gleich auf und ging zu ihr in die zweite Stube. Vorher bat er aber die zwei Alten höflich um Entschuldigung.

‚Geh' nur hinein zu ihr,' sagte die eine. ‚Witterst halt den Haselhahn. Ich tät' es dir recht vergönnen, wenn sie dir nichts davon gäb', und wir wollen uns recht fleißen, damit von den Erdäpfeln nichts mehr übrig ist, bis du zurückkommst.'

Die Frau Nanni schüttelte dem Markus in ihrer Stube die beiden Hände und sah ihn mit einem zärtlich besorgten Gesichtsausdrucke an. Dann nötigte sie ihn, daß er neben dem Tische auf einem gepolsterten Stuhle Platz nahm und setzte ihm drei Vierteile des Haselhahnes vor.

Während er zu essen begann, sagte sie: ‚Der Krankendienst hat dich

merklich hergenommen. Wirst du nicht einige Tage rasten, ehe du nach dem Schwemeißergute gehst?'

‚Nein,' antwortete Markus. ‚Morgen geh' ich zum Vater Strölkamp hinüber, denn ich will vor dieser Reis' beichten. Könnt' ja leicht sein, daß sie mich dort unten erschlagen; so ein Teilen ist ja ein Geschäft, bei dem man sich viel Haß zuziehen kann. Und morgen will ich auch meinen Binkel packen. Da wirst du schon so gut sein und mir ein altes Säetuch borgen.'

‚Du kriegst meinen neuen Reisekoffer,' sagte Frau Nanni.

Markus schüttelte den Kopf. ‚Ich dank' dir schön, Muhm', der wär' um soviel zu fein für mich, daß ich mich schier für ihn schämen müßt'. Er ließ' sich auch gar nicht geschickt tragen, wogegen sich der Binkel hübsch weich auf den Buckel legt.'

‚Du wirst dein Gepäck nicht tragen,' sagte Frau Nanni. ‚Von hier aus fährt dich der Sixtei mit unserem Braunen zur Eisenbahnhaltestelle und von der Stadt aus läßt du dich mit dem Kraftwagen, welcher zu der Erbschaft gehört, nach dem Gute fahren.'

Markus entgegnete: ‚Wär' doch gar schändlich, wenn ich mich mit meinen gesunden Beinen fahren und sie mir bei dem Sitzen erlähnen* ließ'. Beim Fahren könnt' ich auch nichts von dem genau sehen, was an dem Wege ist, und was ich, wenn ich schon reis', doch sehen will. Ich mach' die zwei Tagreisen zu Fuß. Das kost' mich keinen Kreuzer. Ich hab' jetzt keinen solchen.'

‚Geld kann ich dir borgen,' sagte Frau Nanni. ‚Ich besitze ja noch einen Teil meiner Mitgift.'

‚Ich will keine neuen Schulden machen,' erwiderte Markus. ‚Bin dem Hanslvetter eh' schon viel zu viel schuldig. Völlig ausgesackelt ist er jetzt, wo er für mich die erste Teilzahlung der Zuschreibgebühren entrichtet hat. Nur grad fünf Gulden will ich noch von ihm annehmen, damit ich nicht ganz ohne Geld fortgehen muß. Aber gelt, du gibst mir einen großen Laib Brot und etliche Schredln** Geselchtes mit. Eine andere Wegzehrung brauch' ich nicht. Und ein Häferl voll Einbrenn richt' mir her, damit ich auf dem Gut was zum Suppenkochen hab'.'

‚Du wirst doch anders reisen, als du meinst', sagte Frau Nanni. ‚Benna reist mit dir. Sie hat sich dieser Tage dazu entschlossen.'

Markus staunte. ‚Was will sie denn dort?' fragte er.

‚Sie will es verhüten, daß du dir dort deine Einbrennsuppe selbst kochst und daß du krank wirst — und sie möchte nun doch auch etwas von der Welt kennen lernen. Sie will es sich nicht anmerken lassen, daß

* Erlähnen = erschlaffen, erstarren, erweichen.
** Schredle = großes Fleischstück.

sie sich noch niemals auf etwas so sehr freute, als auf dieses Hinauskommen — aber ich durchschaue sie doch. Nicht wahr, du wirst ihr an dieser Freude nichts verderben?‘

Markus schüttelte den Kopf, sah nachdenklich vor sich hin und sagte: ‚Ich hab' doch bisher die Benna immer so gut begriffen. Wo mag ihr plötzlich diese neue Lust hergekommen sein?‘

‚Aus einer Herzenstiefe halt, die du noch nicht ergründet hast,‘ sagte Frau Nanni lächelnd. ‚Ich hab' es immer gewußt, daß ihr diese natürliche Lust einmal kommen müßte.‘ Dann fragte sie: ‚Nun, darf ich meinen Koffer für dich richten?‘

‚Nein,‘ antwortete Markus. ‚Ich will das Säetuch. Benna mag den Weg fahren, wenn sie ihn nicht gehen will.‘

Frau Nanni seufzte, war aber doch glücklich, denn sie hatte gefürchtet, daß er die Begleitung der Benna ganz und gar ablehnen könnte.

Während er nun gerade das kleine Hahnenherz zerbiß, dachte er daran, daß sich Benna damals in den Egid verliebt haben und nun deshalb zum Mitreisen gewillt sein könnte. Er verriet nun diese Gedanken der Frau Nanni nicht und sie schwieg, weil sie ihn ruhig essen lassen wollte.

Als er alle die kleinen Knochen säuberlich abgenagt hatte, kam die Benna, legte ihm einen Arm um den Hals und fragte: ‚Weißt du es schon, daß ich mit dir gehe?‘

Er nickte, sah ihr scharf forschend in das Gesicht, und weil sie sehr stark errötete, war er fast davon überzeugt, daß er sie nun doch wieder begriff.

‚Und wann reisen wir, wann?‘ fragte sie.

‚Ich gehe übermorgen, am Sonntage, von hier fort und lasse es deinem Ungestüm oder deiner Geduld anheimgestellt, ob du mir vor- oder nachfährst.‘

‚Wenn du gehst, dann geh' ich auch,‘ entschied sie sich.

‚Auch das wehre ich dir nicht,‘ sagte er.

Frau Nanni rang die Hände und rief: ‚Bist du von Sinnen, Mädl? Bedenke, wie du dort ankommen würdest!‘

‚Ich bedenke alles, und eben deshalb fahre ich nicht, wenn Markus geht,‘ antwortete Benna.

‚Und übermorgen wollt ihr schon fort?‘ rief Frau Nanni. ‚Du mußt doch erst noch wenigstens ein anständiges Kleid haben!‘

‚Ich habe anständige Kleider,‘ entgegnete Benna. ‚Du möchtest mir aber ein neuartiges verschaffen, das von der Vernunft recht sehr zu beanstanden wäre.‘

Jetzt kam der Hans Baldringer, der unterdessen seine drei Helferinnen verabschiedet hatte, in die zweite Stube und redete den Markus

an: ‚Weil nur dein Krankendienst ein glückliches End' hat. Jetzt mußt halt gleich zu dieser Aufteilung schauen. Das ist freilich eine schwere Aufgab', aber du wirst sie mit Gottes Hilf richtig vollbringen. Die Benna will mit dir in das Närrische hinaus. Sie sagt, daß sie das hauptsächlich deinetwegen tun will. Wenn du aber meinst, daß dir dort ihre Gegenwart mehr Verpflichtungen als Erleichterungen machen könnt', so soll sie daheim bleiben.'

‚Sie soll mitgehen!' entschied Markus.

Der Hans nickte darauf nur noch, dann begab er sich in den Stall, um dem Sixtei beim Viehfüttern zu helfen. Gleich hinter dem Alten verließ Markus die Stube. Aus der Bodenkammer holte er hernach seinen gesamten Kleidervorrat herab und klopfte und putzte draußen vor dem Hause so lange, als ihm der Tag dazu leuchtete.

Als die zwei Männer die Stube verlassen hatten, sagte die Frau Nanni lächelnd zu ihrer Tochter: ‚Der Markus begreift dich nun zum ersten Male nicht.'

Benna antwortete sehr ernsthaft: ‚Soweit ich ihm über mich Auskunft geben kann, werde ich es ja tun.'

‚Mir hast du dich noch niemals so ehrlich geoffenbart,' sagte Frau Nanni.

‚Du würdest eben das, was an mir, der Tochter meines Vaters, ist, nicht so leicht begreifen als wie der Markus,' entschuldigte sich Benna.

Frau Nanni seufzte erst, dann sagte sie: ‚Ich glaube, du hast dich diesmal deinem Vater auch nicht ehrlicher als mir geoffenbart. Oder hast du ihm mehr gesagt, als daß du des Markus' wegen nach dem Schwemeißergute gehen willst und nur so nebenbei deshalb, weil du nun auch einmal die unvermeidliche Sehnsucht nach der blauen Ferne fühlst?'

Benna antwortete: ‚Nein. Ich habe diesmal dem Vater auch nicht mehr als dieses gesagt.'

Frau Nanni meinte nun lächelnd: ‚Du befürchtest, daß er dich nicht mitziehen ließe, wenn du ihm die Wahrheit sagen würdest.'

Darauf erwiderte Benna nichts. Sie nahm das Geschirr vom Tische und trug es in die Küche.

Frau Nanni glaubte es nun sicher zu wissen, daß ihre Tochter in den Egid verliebt sei.

Am nächsten Morgen stand Markus sehr bald auf, badete und zog sein Feiertagsgewand an. Als er dann über die Bodenleiter auf den Flur hinunterstieg, sah er, daß Benna ebenfalls feiertäglich gekleidet aus ihrer Kammer trat.

‚Ich hab' es gestern von der Mutter erfahren, daß du beichten gehen willst. Da halt' ich's auch mit dir', sagte sie.

Er hätte nun diesen Gang gerne allein gemacht, verzichtete aber doch gleich entsagungsvoll auf das liebe Ungestörtsein und antwortete:

‚Hast recht. Gehst du morgen mit mir Gott weiß welchen Gefahren entgegen, so geh' auch heut mit mir deine Seel' stärken.'

Er schritt ihr durch die Haustüre und über einen schmalen Wiesensteig gegen den Bach hin voran. Auf der Wiese war so viel Tau, daß sie wie eine graugrüne Wasserfläche aussah. Obwohl der Himmel schon hellicht war, glänzte doch noch keiner der Tautropfen, denn die Sonne sah noch nicht über die Bergrunde herein.

Neben dem Bache gingen die beiden auf einem steinigen Wege bergwärts. Sie kamen bis zum Walde, ehe sie wieder etwas redeten.

Benna begann das Gespräch: ‚Ich hab' dir auch was zum beichten. Teilweis' weißt du das schon, was ich dir sagen will, aber wenn du es auch nicht ahnen tätest, so würde ich es dir doch eingestehen. Du weißt ja, daß ich vor dir kein Falsch haben mag. Also gelt, soviel hast du schon erraten, daß das Einbrennsuppenkochen und die Sehnsucht nach der Fern' nicht die hauptsächlichsten Ursachen sind, aus denen ich auf das Schwemeißergut will?'

‚Ja,' antwortete er, und um sie des nächsten Geständnisses, dessentwegen sie schon im voraus schamrot wurde, zu überheben, redete er weiter: ‚Daß du dich in den Herrn Liebrich verliebt hast, das weiß ich und kann dir's nicht verübeln. Denn er hat mir ja auch gefallen. Ich laß dich auch gerne deinem Herzen folgen; nur wenn ich sehen sollt', daß es dich zu arg fehl führt, nachher treib' ich dich zum zaufen*. Bleib' nur allweil schön aufrichtig gegen mich, damit ich allweil weiß, wie's mit dir steht.'

‚Ja, ja, das versprech' ich dir,' antwortete sie. ‚Ich weiß ja, daß ich ein dummes Weibsbild bin und bleib' und daß ich deshalb deine Freundschaft brauch'. Was du nun noch nicht erraten haben wirst, das ist die Art meiner Verliebtheit. Weißt, ich glaub', man könnt's schier mehr eine Streitsucht als eine Verliebtheit nennen, denn Egids ganzes Meinen und Gehaben macht mir eine unbeschreibliche Lust, ihm zu beweisen, daß er fast durchaus unrecht denkt und tut. Ich glaube freilich, daß er mir auch unbeschreiblich lieb werden tät', wenn ich ihn nach meinem Sinn zu ändern vermöcht'. Nach seinem Besuch hab' ich mir etliche Tage lang Mühe gegeben, ihn halbwegs zu vergessen. Aber das wär' mir auch dann nicht gelungen, wenn er nicht so oft geschrieben hätt'.'

‚Hat er dir geschrieben?'

‚Nein, der Mutter. Aber sie hat mir alle diese Briefe zum Lesen gegeben, in denen er mit viel hundert Sätzen eigentlich sonst gar nichts

* Zaufen = zurücktreiben.

sagte, als daß es schad' um mich ist — schade, weil ich bin, wo ich hingehöre!' Hier stieß sie ein kurzes, zorniges Lachen aus. ‚Um ihn ist's schad!' rief sie dann. ‚Um ihn, weil er sich von dem heutigen Zeitgeist vertölpeln und vertollen läßt. Und deshalb muß ich zu ihm und muß sehen, ob er vernünftig zu machen ist.' Ihr prächtiger Körper reckte sich und ihre Augen funkelten nach der Richtung hin, in welcher die große Stadt lag.

‚Sein Wesen hat mich auch gleich so ähnlich wie dich zu einem Einwirken auf ihn angeregt,' sagte Markus.

‚Das hab' ich auch erwartet,' gestand Benna. ‚So hilf mir halt, so gut du es kannst, gegen ihn und für ihn.'

Nachdem sie nun wieder ein Weilchen schweigend nebeneinander gegangen waren, sagte sie seufzend: ‚Zeitweilig ist mir so, als ob ich mich jetzt wirklich zu einem großen Werk stärken ging', und zeitweilig wieder so, als ob's doch recht abscheulich wär', daß ich dem Herrn Egid nach will.'

Markus sagte: ‚Ich kenn' mich auch an mir selber nicht aus. Schau, ich freu' mich jetzt auf dieses Sachverteilen und bin nicht im klaren darüber, ob diese Freud' nicht vielleicht zumeist von meiner Eitelkeit und von meinem Hochmut stammt. Manchmal scheint es mir, daß ich mich deswegen gerne um etwas größer fühlen möcht', weil ich jetzt etliche beglücken kann. So ein stolzes Gefühl dürft' mich auch dann nicht anwandeln, wenn ich auch noch so viel aus eigener Kraft Geschaffen's zu verteilen hätt'. Man soll doch das Recht allweil in der rechten Demut tun können. Manchmal aber neig' ich zu dem Glauben, daß das Hochgefühl, gegen das ich so ankämpf', doch nichts gar so Schlechtes ist, und daß es von dem Eifer, der zu einem beträchtlichern Rechttun gehört, gar nicht getrennt werden braucht.'

‚Der Herr Strölkamp wird uns wohl beiden zu einer besseren Selbsterkenntnis verhelfen können,' sagte Benna. ‚Aber, wenn er will, daß ich daheim bleiben soll, so könnt' ich ihm nicht folgen. So entsagungsstark wär' ich nicht.'

Dann vertieften sich die beiden in weitere Selbstbetrachtungen und redeten lange nichts miteinander. Tief drinnen im Walde verließen sie den Bach und stiegen an einem jähen Bergabsturze zu einem kleinen See empor, an welchem zwei tannenschwarze Bergkegel einander gegenüberstanden. Jenseits des Wassers, das jetzt im Morgensonnenscheine auf einem jeden Wellenkämmchen blitzende Lichter hatte, verband eine kahle Felsenmauer die beiden Höhen. Diese ungeheuere Brücke war oben fast durchaus drei Hirschsprünge breit, und auf ihrer höchsten Stelle stand zwischen etlichen Steinföhren ein kleines, steinernes Kirchlein. Der alte Bau sah gegen Norden hin alle Berge des Waldgaues und gegen Süden

eine große, farbenreiche Ebene. An seiner Ostseite lehnte ein niedriges, strohgedecktes Holzhäuschen. Gegen den Abgrund hin war dieser armselige Unterschlupf mit Steinen verwällt, damit ihn der Wind nicht hinabwerfen konnte. Von dem linksseitigen Bergkegel her kam ein klares Quellenbächlein über den Felsenrücken, füllte vor der Hütte zwei große Holztröge und fiel dann über den Felsen in den schwarzen Wald hinab. Neben dem Laufe des Bächleins war schöne, tiefbraune Walderde aufgeschüttet, in der jetzt Erdäpfel und Möhren wuchsen. Markus und Benna erklommen den Felsenrücken und gingen zu dem Kirchlein. Die Kirchentüre stand offen, doch war dem unteren Teile ihres Lichten* ein kunstlos gemachtes Lattengatter vorgelehnt. Die zwei jungen Leute wußten es, daß der alte Pfarrer Strölkamp diese Zäunung deswegen zusammengezimmert hatte, damit seine drei alten, kecken Hennen nicht in den geweihten Raum konnten. Auf einer der Lattenspitzen saß jetzt gerade ein Rotkehlchen und sang ein prächtiges Jubellied. Markus und Benna betraten nun die Kirche nicht gleich, weil sie den kleinen Sänger nicht verscheuchen wollten. Sie blickten aus einiger Entfernung auf das große Altarbild hinein, welches den heiligen Anton darstellte. Dabei bekreuzten sie sich und sagten dem einsamen Gnadenorte in ihrem Innern fromme Grüße.

Hernach gingen sie an der Kirche vorüber zu dem Wohnhäuschen. Vor der kleinen Heimstätte begegneten sie einem jungen Priester, der gerade zwei volle Wasserbütten von dem Quellenbächlein hertrug.

Der schlanke, zarte Mensch schwankte zwischen den zwei plumpen Holzgefäßen derart hin und her, daß er ein über das andere Mal dem Hinfallen nahe zu sein schien.

Jetzt stellte er die Bütten auf den Anger, erwiderte das Grüßen der Ankömmlinge und sagte: ‚Sie wollen gewiß zum Herrn Pfarrer Strölkamp. Der bedarf jetzt so viel der Ruhe, daß ich Sie nicht zu ihm lassen kann.‘

Ehe nun Markus und Benna so recht einen Schrecken oder ein Bedauern empfinden konnten, tönte durch das einzige Stubenfenster des Häuschens eine heisere Stimme heraus: ‚Die Ruh' wird mir bald kommen; derweil ich aber noch bei diesem Leben bin, soll keines von meiner Türe gehen, das zu mir will!‘ Der junge Priester schüttelte nun den Kopf und zeigte es mit seinen Mienen, daß er den Strölkamp nicht ganz begreifen konnte. ‚Wenn Sie jetzt nicht zu ihm gingen, würde er sich freilich erst recht aufregen,‘ sagte er. Dann wollte er wieder die Bütten emporheben. Das ließ nun Markus nicht gelten. Mit zwei flinken

* Das Lichte = das Offene, das innerhalb einer Anrahmung Befindliche.

Jozef Israëls / Der Trödeljude

Griffen hatte der junge Bauer seine Finger in den Traglöchern der Holzgefäße, und hernach fragte er: ‚Wohin soll ich denn damit?‘

Der Priester nickte dem Dienstwilligen dankend zu und lud ihn mit einem Winke zum Nachfolgen ein. Der Benna schenkte er vorderhand keine weitere Beachtung. Vor dem Markus öffnete er die Stubentür, soweit sie aufging. Des Mädchens wegen ließ er die Hand keinen Augenblick lang an dem alten Lädengefüge. Benna trat aber doch auch in den Wohnraum, der um nichts prächtiger eingerichtet war wie derjenige irgend eines Kleinhäuslers. Der Priester bedeutete es nun dem Markus mit Gebärden, daß das Wasser in eine hölzerne Badewanne gehörte, die zwischen dem Ofen und dem Bette stand. Markus entleerte die Bütten so geräuschlos, als ihm möglich war, und der Priester kauerte neben den Ofen hin und begann von einem dürren Kienscheite kleine Späne abzuschneiden. Zwischen einem wohlfeilen braunen Kotzen und Kopfpolstern, die weiß und blau gestreifte Halbleinenüberzüge hatten, lag der Strölkamp in dem Bette. Der alte Mann sah in seiner Abgezehrtheit nur gerade deshalb nicht erschrecklich aus, weil sich in seinem Gesichte ein großer, heiterer Seelenfrieden abspiegelte. Die müden Arme, welche von weitbauschigen, grobrupfenen Hemdärmeln umgeben waren, hatte er auf den Kotzen gelegt, und in den abgearbeiteten Händen hielt er einen Rosenkranz.

‚Geh' nur näher herzu, damit ich dich gehörig sehen und hören kann,‘ sagte er zu der Benna, und als sie an das Bett kam, wollte er ihr die Hand schütteln. Sie wollte seine Finger küssen, aber da drückte er ihr recht geschickt den Rosenkranz an die Lippen. ‚Ich kenn' dich schon,‘ sagte er freundlich lächelnd. ‚Du bist die Baldringertochter, die mir schon so oft eine Bürd' Flachs und Schafwoll zum Antoniopfer heraufgebracht hat.‘ Dann seufzte er: ‚Jetzt werd' ich kein' Opferwoll' mehr spinnen und stricken.‘ In einem zuversichtlichen, aber doch auch ein wenig wehmütigen Tone setzte er hinzu: ‚Da wird halt nachher der heilige Antoni anstatt da heroben wo anders warme Strümpf' und Janker verteilen lassen.‘ Gleich darauf erkannte er den Markus, der nun auch an das Bett trat.

‚Wir haben es nicht gewußt, daß Sie krank sind, sonst wären wir wohl schon früher heraufgekommen,‘ sagte der junge Mann.

Der Strölkamp erwiderte: ‚Ich möcht's nicht viel bekannt werden lassen, daß ich krank bin, sonst steigen gewiß ganz zwecklos Leut' herauf, die jetzt unten die allernötigste Sommerarbeit haben. Meinem Leib ist nimmer zu helfen, und darum wär' wohl um einen jeden keimfähigen Wasserrübensetzling schad', der meinetwegen vernachlässigt werden tät.‘

Die jungen Leute sahen es, daß ihm die Meinung, welche er von

seinem eigenen Zustande hatte, von keinem Reden zu verändern war. Jetzt redete der junge Priester vom Ofen her: ‚Du könntest aber noch viele Rüben pflanzen, mein lieber Oheim, wenn du deinen Leib nicht zu gering geachtet hättest.‘

Der Strölkamp schüttelte den Kopf und sagte zu den zwei Baldringerleuten: ‚Mein guter Wärter greint allweil mit mir. Er meint, ich hab' mich mutwilligerweis zugrund g'richt. Ich hab' mich aber soviel geschont, als es sein hat dürfen.‘

‚Du hast vorsätzlich gehungert,‘ sagte der junge Priester, ohne dabei von seiner Arbeit wegzusehen.

Da erschraken der Markus und die Benna. Sie wußten es, daß es dem Strölkamp an irdischen Gütern mangelte, und daß er von den Bissen, die ihm selbst notgetan hätten, immerzu noch etwas an arme Leute abgab. So glaubten sie ohne weiteres daran, daß er infolge seiner Barmherzigkeit so kläglich herabgekommen war.

‚Ich hätt' in der letzten Zeit gern' mehr auf meinen Leib angewendet, wenn es nur möglich gewesen wär',‘ verteidigte sich der Alte. ‚Bis vor kurzem hat mir unser Herrgott allweil soviel an Sach' zukommen lassen, daß ich mich fast täglich soweit sättigen konnt', als es erlaubt ist. Und jetzt hat er halt deshalb nichts mehr dahergeschickt, weil er will, daß ich zu ihm kommen soll.‘

Der junge Geistliche entgegnete: ‚Die Filzeder Wallfahrer haben dir erst unlängst genug Lebensmittel gebracht. Diese Geschenke waren dir allein vermeint. Aber da kommen nach einer jeden Kreuzschar die wolfsgierigen Holzhauerkinder herauf, und von denen läßt du dir deine Vorräte bis auf das letzte Bröserl abbetteln.‘

Der Strölkamp zuckte ein wenig die Achseln und sagte: ‚Das hat so sein müssen. Es sind alle viel hungriger als ich gewesen, die eigens um ein Stückl Brot zum heiligen Antoni heraufgestiegen sind. Darum hat ihnen das Brot gebührt und nicht mir. Und die Kinder sollen ja auch wachsen und blühen, ich aber nimmer. Gar manche hätten sich auch nichts rechtes vom heiligen Antoni gedacht, wenn sie hungrig hätten von ihm gehen müssen. Mein Heiliger hat es gewollt, daß ich das Brot verteil'. Und wie gesagt: Ich hab' ja immer auch genug für mich selbst behalten. Nur anfangs der vorigen Woche ist mir der Vorrat ausgegangen.‘

Der junge Priester sah nun den Markus an und erzählte seufzend: ‚Nicht einmal soviel Mehl und Schmalz hat er für sich behalten, daß er in den Hungertagen eine Einbrennsuppe kochen konnte.‘

‚Das ist nicht wahr,‘ widerstritt der Strölkamp. ‚Ich hab' mir Mehl genug gelassen. Aber da kam halt zufällig eine, die es nötiger gebraucht hat als ich.‘

‚Ja und wegen dieser einen, welcher deine Gab' kaum für zwei Tage aus der Not half, hast du auf dein Leben verzichtet, in welchem du noch manchen hättest helfen können,' sagte der Junge.

‚Nein, nein, ich hab' sicher darauf gehofft, daß mir durch Gottes Hilf bald wieder das Mehlhäferl gefüllt würde,' erklärte der Strölkamp. ‚Ich hab' eben schon seit langem meinem Herzen gefolgt und den lieben Herrgott für mich sorgen lassen. Schon seit meinen ersten Mannesjahren ist diese vielschöne Zuversicht in mir. Ehedem hab' ich auch gemeint, ich werde so wie andere Menschen sparen lernen müssen. Aber auf meiner ersten Pfarr' hat es sich erwiesen, daß ich das Rechnen, das man können muß, um sich unter den Menschen dieser Zeit behaupten zu können, niemals erlernen werd'. Je mehr ich zu meinem Verstand gelangt bin, desto weniger hab' ich alle die Gesetze anerkannt, laut denen man einen Taler zu dem anderen legen soll. Wenn ich bei Geld war, so war auch gleich der Trieb in mir, es mit anderen zu teilen. Ich hab' auch immer nur allzu viele gekannt, deren Not so groß war, daß ein vorsätzliches Verzögern der Teilung immer eine abscheuliche Sünd' gewesen wär'. Dann hab' ich es erfahren, wie die Menschen dieser Zeit einem, der so, wie es sich gehört, arm bleibt, das Leben schwer machen. Nachher bin ich halt daher zum heiligen Antoni gegangen. Da heroben war mir das Armbleiben freilich mehr gestattet als unten in der Welt. Wie ich heraufgekommen bin, hab' ich gebetet: „Du weißt's, lieber Herrgott, daß ich nicht rechnen kann. So rechne du für mich, da wird's mir nachher auch auf diesem Felsen gut gehen." Und er hat für mich gerechnet. Um mich selber hab' ich mich da gar nicht sorgen müssen. Wunder über Wunder hat er für mich gewirkt. Kaum ist mein Speiskastl leer worden, hat er gleich wieder von irgendwo was dahergeschickt, oder er hat es mich sehen lassen, wie ich mir das Nötige verschaffen kann. In der letzten Zeit bin ich wirklich noch sorgloser gewesen als alleweil. Es war grad, als ob er zu mir sagen tät': Jetzt brauchst du dich ums Mehlhäferl gar nimmer umschau'n. Jetzt will ich dich ganz wunschlos machen.'

‚Wenn er doch nur eine von seinen drei Hennen abgestochen hätt'!' rief der junge Priester.

Der Strölkamp schüttelte den Kopf. ‚Das hätt' ich nicht zuwege gebracht. Ich bin mit den Dreien schon viel befreundet. Und mich hat wirklich gar nicht gehungert. Es waren auch nur zwei Tag', während denen niemand heraufgestiegen ist. Nachher ist der Flößermichl gekommen. Der hat gleich genug für mich hergeschafft. Aber mein Magen will nichts mehr verarbeiten. Früher war ihm alles recht und jetzt gar nichts. Mein guter Pfleger möcht' mir auch alles mögliche angedeihen lassen. Aber ich glaub', mein Pfleger ist euch noch gar nicht vorgestellt.'

Der junge Priester war jetzt mit dem Feueranmachen fertig geworden, und er stellte sich den beiden jungen Leuten vor, ehe sein Oheim weitersprechen konnte: ‚Pater Franz Gwening.‘

In seinem hübschen Gesichte lag dabei ein Ausdruck der Herablassung, der die zwei Baldringer ein wenig verletzte.

Markus ließ sich auch die Kränkung anmerken, während er seinen Namen und denjenigen seiner Base nannte, und dann wären die zwei jungen Männer einander schwerlich noch näher bekannt geworden, wenn nicht der Strölkamp wieder zu reden begonnen hätte. Er sagte zu Gwening: ‚Die Baldringer sind zwar nicht so angezogen wie diejenigen Leut', zu denen du sonst ohne weiteres höflich bist, aber sie verdienen wohl deine ernsthafteste Achtung.‘ Dann wandte er sich an die Baldringer: ‚Daß Ihr mir ja nicht bös auf den Pater seid! Weil er halt allweil unten in der Großstadt lebt, so hat er sich schier gegen seine wirkliche Überzeugung daran gewöhnt, bei einem Menschen anders auf das Gewand zu sehen, als wie ihr das tut. So wie er euch, so sollt auch ihr ihn richtig hochachten lernen. Jetzt reicht halt einander schön die Hände und laßt nichts Unrechtes zwischen euch sein!‘

Gwening war nun rot geworden, und er wollte dem Oheim gleich eifrig erwidern, aber da wurde er plötzlich umgestimmt. Der Markus war nämlich gleich herzlich dazu gewillt, den Wunsch des Alten zu erfüllen. Er sah nun den Gwening in ehrlicher Demut mit einem bittenden Blicke an. Dabei reichte er ihm die Hand. Das bewegte den Gwening so, wie es sich gehörte. Er griff nach der Hand des Baldringers und wollte sie recht herzhaft schütteln. Als aber Markus diese schöne Bereitwilligkeit gewahrte, kam er ihrer Betätigung gar hübsch zuvor, indem er die Rechte des Paters küßte. Dann trat auch Benna hinzu und bezeugte dem jungen Geistlichen dieselbe Ehre wie der Markus. Der Strölkamp nickte nun den Dreien beifällig zu, und Gwening sagte dann in einer scherzhaften Weise, daß er sich gerne aller Unarten überweisen lasse, die er sich wider sein gutes Wollen in dem sittenverderbenden Stadtleben aneignete.

Dann erzählte er es den Baldringern, daß sie bis auf drei alte Bauern, deren Dialekt er fast gar nicht verstanden hatte, die ersten Menschen seien, welche er während seines mehrtägigen Hierweilens auf den Felsen steigen sah. Er sprach auch davon, wie mühselig er auf den für ihn fürchterlichen Bergpfaden von der Bahnhaltestelle bis hierher gekommen war, und wie ihm diese Fahrt trotzdem noch besser als dem berühmten Arzte anschlug, den er aus der Stadt mitnahm und welcher seither wieder zurückreiste, ohne freilich dem Kranken nur annähernd so viel genützt zu haben, als er sich selbst auf dem rauhen Wege beschädigte. Aus dem Reden Gwenings erfuhren es die Baldringer auch, daß er der Schwester-

sohn und einzige nähere Verwandte des Strölkamp war, und daß er sofort hierhergeeilt war, nachdem er eine Postkarte bekommen hatte, auf welcher außer einem Gruße und einem Segenswunsche sonst nichts stand als: ‚Wenn es dich wirklich nicht verdrießt, und wenn du dort gar nichts besonderes versäumst, so kannst du mir jetzt noch etliche Tage Gesellschaft leisten. Aber erben kannst du nachher nichts als etliche durchaus unseltene lateinische Büchein.'

‚Er ist dennoch zu mir gekommen,' sagte nun der Strölkamp. ‚Jetzt macht er sich auch noch meinetwegen Unkosten über Unkosten. Der Doktor aus W. muß ihn ein sündhaft's Geld gekostet haben. Und eine Kraxen voll Mixturen hat er schon für mich heraufbringen lassen.'

Als es nun Markus wußte, aus welcher Stadt Gwening hergekommen war, sagte er: ‚Uns zweien steht auch eine Reis' nach W... bevor, und da sind wir halt jetzt um eine seelische Wegzehrung da.'

‚Soviel ich euch von einer solchen geben kann, sollt ihr haben,' antwortete der Strölkamp. ‚Ich weiß es wohl, daß du wegen deiner Erbschaft hinunter mußt, Markus. Von den Leuten, die zu meinen Messen heraufgekommen sind, hab' ich es schon seit Monaten immerzu gehört, daß du das Schwemeißergut geerbt hast, und daß du es deshalb nicht annehmen willst, weil dem Verstorbenen sein Reichtum kein ehrlich erworbener ist.'

Der Baldringer nickte nur, aber in Gwening kam plötzlich eine große Lebendigkeit.

‚Von Ihnen hab' ich schon gehört,' sprach er hastig und legte seine Hände auf die Schultern des Markus. ‚In einer Gesellschaft wurde mir von dem Manne erzählt, der dieses Erbe deshalb nicht annimmt, weil er eben ein richtiger Christ ist. Ich konnte mich aber seither an Ihren Namen nicht erinnern. Ihr herrlicher Entschluß hat mich mächtig begeistert. Jetzt aber bin ich glücklich, weil ich Sie sehen und kennen lernen kann.'

Markus fühlte sich nun von diesen Worten und von der großen Bewunderung, die ihm die Mienen Gwenings ausdrückten, fast mehr beschämt als erbaut. ‚Ach,' seufzte er, ‚Sie haben eine zu hohe Meinung von mir. Sie wissen es eben noch nicht, wie glücklich mich diese Erbschaft macht.'

Jetzt erschrak Gwening. ‚So? Sie wollen also den erwucherten Besitz annehmen?'

‚Das nicht,' antwortete Markus. ‚Aber diese Erbschaft bläht mich förmlich mit Stolz und Eigendünkel voll. Ich fühl' mich deshalb so groß und bedeutend, weil ich dieses Sach' werd' verteilen können. Dabei weiß ich, daß dieses Gefühl lächerlich und unrecht ist, aber ich werd' es

doch nicht los und es macht mir nun fast immerwährend ein volles Vergnügen.‘

Gwening lachte und rief: ‚Ich würde an Ihrer Stelle das Bewußtsein meiner Bedeutung als etwas ganz richtiges empfinden und würde mir sagen, daß man sich bei einem so großen Werke doch unmöglich klein vorkommen kann.‘

Markus schüttelte den Kopf und fragte den Strölkamp. ‚Nicht wahr, Sie sagen nicht auch so?‘

‚Gewiß nicht,‘ antwortete der Alte. ‚Von rechtswegen solltest du das Rechte in aller Bescheidenheit und in einer völlig eitelkeitslosen Freude als etwas Selbstverständliches tun und solltest dabei nicht wissen, daß du bescheiden bist. Durch die Demut, welche hauptsächlich zur richtigen menschlichen Vollkommenheit gehört, ist es ausgeschlossen, daß sich einer groß fühlen kann, der es auch wirklich ist, und somit hat ein bedeutendes Selbstbewußtsein immer viele Beschränktheit zur Voraussetzung. Wenn du deine stolze Beglückerfreude mehr betrachtest als du dich ihr hingibst, mein lieber Markus, so wird sie vor deiner Einsicht bald demütiger werden; größenwahnsinnig wird sie dich auf keinen Fall machen, soweit kenn' ich dich schon. Aber gelt, du wirst die Verteilung einer besseren Vernunft gemäß vornehmen und nicht etwa so, daß es nur der rechnerischen Genauigkeit entspräch'?‘

Den Markus setzte diese Frage ein wenig in Verlegenheit. ‚Ich muß es schon eingestehen, daß ich bisher die bessere Vernunft, welche Sie da meinen mögen, weniger in Erwägung gezogen hab' als ein rechnerisch genaues Abzahlen.‘

Der Strölkamp sah nun den jungen Mann forschend an und sagte: ‚Da wundere ich mich fast ein wenig über dich. Du möchtest doch mit diesem Verteilen lauter Gutes und nur ja nichts Schlechtes stiften, nicht wahr?‘

Markus nickte. ‚Ja, das möcht' ich.‘

‚Nun also, jetzt seh' ich's ja schon wieder, daß du zu dem richtigen Empfinden fähig bist und daß du nur nicht weit genug gedacht hast,‘ sagte der Strölkamp. ‚Du hast jetzt eine Gelegenheit zum Menschenbeglücken. Nimm die Gelegenheit gehörig wahr. Geh' hin und verteil' die Erbschaft nicht sogleich laut einer kalten Zahlenaufstellung, sondern schau' dir vor allem so viel als möglich die Leut' an, die von dir was zu kriegen haben. Wenn du sie mit offenen Sinnen kennen gelernt hast, dann wirst du vielleicht dem einen mehr geben, als ihm nach deiner erstlichen Zahlenaufstellung gebührt hätt', dem anderen weniger und dem dritten gar nichts. Und nachher wirst du vielleicht sagen: „Jammerschad' wär's gewesen, wenn ich diesem einen nicht so tüchtig geholfen hätt'.“ Oder du

wirst sagen: „Weil ich nur an diesen anderen nichts verschwendet hab'." Und du wirst dann vielleicht der Einsicht voll sein, daß du bei dem Befolgen der genauen Zahlenrechnung viel Ungerechtigkeit begangen und wenig wirkliche Wohltaten getan hättest.'

Die zwei Baldringerleute waren nun zu tiefem Nachdenken angeregt, und Markus sagte: ‚Bei dem, was Sie mir da anraten, müßte mir Gott recht besonders helfen, sonst könnt' ich mich wohl gar zu stark an jenen Menschen irren.'

Der Strölkamp antwortete: ‚Diejenigen, welche mit dem richtigen Gemüte und Ernste bei einem solchen Werke sind, können sich auf die ganz besondere Hilfe Gottes sicher verlassen.'

Markus dachte noch eine Weile nach, dann sagte er in einem sehr ernsten Tone: ‚Ich werde mich halt zu jener Gemütsgröße und zu jenem Ernste zu erheben versuchen.'

Gwening hatte, während sein Oheim sprach, spöttisch gelächelt, von den Worten des Baldringer wurde er aber wirklich erschreckt.

‚Diesmal hast du dem Herrn Markus keinen guten Rat gegeben, lieber Oheim,' sagte er. ‚Du sagst ihm da in Wirklichkeit nichts anderes, als daß er wegen etwas ganz Ungewissem das Gerade und Gehörige unterlassen soll. Zu ganz schrecklichen Ungerechtigkeiten rätst du ihm. Er darf dir nicht gehorchen. Er darf denjenigen, welche er, ehe du ihn überredet hast, für seine richtigen Gläubiger hielt, deswegen nichts vorenthalten, weil er zufolge irgend einer Herzensneigung anderen etwas schenken möchte. Je strenger er bei dem Ausbezahlen der Beraubten die ordnungsgemäße Rechnung befolgt, desto besser ist die Lehre, die er denen gibt, welche ebenso rauben, wie es der Schwemeiß tat. Wenn er sich aber nach deiner Weisung hält, werden ihn nicht einmal diejenigen, welche er beschenkt, im Grunde ihrer Herzen für gerecht halten können.'

Der Strölkamp antwortete: ‚Ich will auch gar nicht, daß ihn die Menschen für gerecht halten sollen. Wenn nur ihn sein Handeln richtig befriedigt, dann wird es schon vor Gott das rechte sein.'

Gwening seufzte so, als ob er die Rede des Alten für lächerlich hielte. Dann sagte er: „Ich denke wahrlich nicht gering von Herrn Baldringer. Aber du mutest ihm eine Sicherheit der Erkenntnis und des Ermessens zu, die Gott nur Heiligen verleiht.'

Der Strölkamp antwortete: ‚Wenn er sich von dir besser erkannt fühlt als von mir, so mag er dir folgen.'

Die Entscheidung fiel nun dem Markus nicht schwer: ‚Obwohl ich mich beileib' nicht für heilig und auch nicht einmal für recht vernünftig halt', so will ich doch nach dem Wort des Herrn Strölkamp auf das Höhere hoffen, ehe ich das Mindere tu,' erklärte er.

In das Gesicht Gwenings kam nun ein fast verächtlicher Zug, während er den Markus ansah.

,Jetzt nehmen Sie mir freilich jenes Glück wieder, das ich vorhin empfand, als ich hörte, wer Sie seien,' sagte er. ,Aber ich verarge Ihnen nichts. Man kann es eben nicht von einem jeden Menschen verlangen, daß er so recht selbständig denken soll. Sie vertrauen Ihrem geistlichen Berater, und der ist deshalb für Sie verantwortlich.' Jetzt kehrte er sich wieder an den Strölkamp: ,Lieber Oheim, du hast durch eine lange Zeit zuvörderst deiner Barmherzigkeit gemäß gelebt. Du hast viel qualvollen Hunger und noch sonstige Entbehrungen erduldet, um die Not anderer ein wenig lindern zu können. Und jetzt verhungerst du sogar zufolge deiner Barmherzigkeit und bist trotz deines leiblichen Elends voller Jubel, denn du glaubst, daß dir Gott deine Nächstenliebe, die größer war als deine Liebe zu dir selbst, hoch anrechnen werde. Aber alles, was du verschenktest, beträgt nicht so viel als das, was Herr Markus seinen Gläubigern vorenthält, wenn er dir folgt. So werden deine Guttaten vielleicht gering gegen das Unrecht wiegen, zu dem du ihn anstiftest. Bring' dich doch nicht um deinen besten Lohn, indem du nun noch solche Schuld auf dich ladest.'

Der Strölkamp hörte der leidenschaftlichen Rede seines Schwestersohnes ruhig zu, und nun sagte er zu dem Markus: ,Der liebe Gott hat mich seit vielen Jahren schier immerzu für mich selber und für andere lauter guten Rat finden lassen. Er gibt's nicht zu, daß mir jetzt etwas einfällt, das mir, dir und anderen zum Unheil gereichen tät'. Es ist nicht wahr, daß er jetzt zu meinem End' so gnadenlos gegen mich ist. Nein, nein, ich fühl's ganz genau, daß er dich durch meinen schwachen Verstand zu was Besserem beraten will, als wie mein junger Herr Pater. Jetzt bet' ich halt, so lang ich noch kann, daß er dich wenigstens so schön weisen soll, wie ich mir das vorstellen kann.'

Markus küßte nun dem Alten die Hand.

Gwening ging an das Fenster und blickte mit grämlichen Mienen in den sonnigen Tag hinaus.

,Jetzt möcht' ich aber doch auch wissen, weshalb die Benna zu mir heraufgestiegen ist,' sagte dann der Alte.

,Ich möcht' auch bei Ihnen beichten und speisen*,' antwortete das Mädchen. ,Aber weil Sie so krank sind, muß ich auf meinen Wunsch verzichten.'

,Nicht doch,' entgegnete er. ,Wenn ich gebadet und angekleidet bin, schleppt mich in das Kircherl, und dort will ich dann schon noch einmal meinen Mann stellen. Eine helle Freud' hab' ich, daß ich noch einmal

* speisen = kommunizieren.

in meinem Beruf was tun kann. Wenn du dich aber weitläufiger zu mir ausreden willst, als es bei der Beicht' üblich ist, so tu' das gleich jetzt. Die zwei Männer werden uns eine Weil' allein lassen.'

Benna dachte, daß diese Ausweisung sowohl den jungen Priester als auch den Markus beleidigen müßte, und so gab sie dem Strölkamp hastig Antwort: ‚Nein, nein, der Herr Gwening ist doch auch ein geistlicher Herr, zu dem man ein volles Vertrauen haben muß, und der Markus weiß von mir wohl soviel als wie ich selber.'

Sie wollte aber doch Gwenings wegen auf die Offenbarungen verzichten, die sie dem Strölkamp gerne vor der Beichte gemacht hätte, und deshalb fügte sie ihren Worten noch die Lüge hinzu: ‚Ich wüßt' auch nichts, was ich jetzt da zur Aussprach' bringen möcht'.'

Markus hielt nun ihre Scheu vor Gwening für unvernünftig und sagte: ‚Erzähl's nur noch vor dem Beichten, weshalb du hauptsächlich mit mir gehen willst.'

Benna wurde schamrot und sah den Markus vorwurfsvoll an. Der Strölkamp erriet aus ihrer Befangenheit etwas und sagte: ‚Wahrscheinlich sollst du dir nach deiner Frau Mutter ihrem Geheiß in der Welt die Männer besehen. Wenn dem richtig ist, so folg' deiner Mutter nicht. Zu den Weibern, die zu einem solchen Zweck auf Reisen gehen, sollst du dich nicht erniedrigen. Bleib' lieber in tausend Schmerzen ledig, als du dich deiner besten Weiberwürd' begibst; indem du auf die Freit gehst, anstatt dich freien zu lassen.'

‚Ich will meiner Mutter eh nicht folgen,' entgegnete Benna. ‚Aber —'

Markus überhob sie nun aus Zartgefühl auf eine allerdings derbe Weise der Mühe eines Geständnisses.

‚Sie will nur einem nachgehen, der schon immerzu um sie wirbt,' erklärte er. ‚Ein neuzeitlicher Stadtherr ist er, und seine Besitzung raint an die Schwemeißergründ'. Er möcht' die Benna zu seiner Weis erziehen und sie ihn zu der ihren. Wenn sie säh', daß sie ihn von seinen wirrhaften Anschauungen zu ihren einfachen bringen könnt', so wär' er ihr dann soweit recht. Er traut sich aber gewiß zu viel zu, indem er meint, daß er die Benna in der Eh' so richten könnt', wie er sie haben will.'

‚Ich versteh' euch schon,' sagte der Strölkamp. ‚Also ein großes Bekehrungswerk hast du vor, Benna, und das zumeist aus Eigennutz, denn du bist ja in ihn verliebt. Du siehst, wie weit er in seinem Wesen von dem deinen entfernt ist, wie er in vielen Richtungen seines Denkens von dir abstrebt, und meinst es in deiner Siegesgier erreichen zu können, daß er sich ganz verleugnet, um sich dir ganz zuwenden zu können.'

Benna errötete wieder sehr stark, dann antwortete sie: ‚Ich will

ihn auch für eine bessere Sach' als für mich selbst bekehren. Soll es denn keinen Wert haben, wenn ein Weib aus so einem Mann, dem die Mod' die Religion ist, einen vernünftigen Menschen macht?'

Der Strölkamp erwiderte: ‚Du gehörst nicht zu den Weibern, die es imstande sind, große Bekehrungen zu vollbringen, und er gehört wohl auch nicht zu den Männern, die gehörig dafür stehen, daß sie bekehrt werden. Ich seh' dir's an, daß du zu irdisch verliebt bist, um so etwas Großes vollbringen zu können. Und dein Geliebter? Wenn dem die Modetorheit so lieb und das Heidentum so bequem sind, so gehört er gewiß zu denen, die eher völlig verblöden müßten, ehe sie zum Rechten bekehrt werden könnten, und da ist er auch jedenfalls so roh, daß du in deiner Güte und Verliebtheit nicht viel gegen ihn ausrichten würdest. Geh' nicht zu ihm, sonst geschieht es, daß er dich zu einer Modenärrin und zu einer Heidin macht, anstatt daß du ihn bekehrst.'

Benna erschrak, denn sie hatte ein so entschiedenes Abraten nicht erwartet.

Sie wäre nun nicht gleich zu einer Antwort fähig gewesen. Es schien ihr unendlich schwer, mit ihrer Liebe so daheim zu bleiben, wie das der Strölkamp verlangte. Aber sie hatte eine solche Ehrfurcht vor dem Alten, daß sich fast gar kein Widerspruch in ihr regte.

Während sie zu Boden blickte, bildeten sich zwischen ihren Augenbrauen zwei tiefe Falten. Es blieb nun ein Weilchen stille. Dann kehrte sich Gwening plötzlich wieder den anderen zu und sagte: ‚Vielleicht ist das Fräulein wirklich dazu berufen, diesen Menschen zu bessern. Es kommt jetzt wahrhaftig nicht zu oft vor, daß es einem Weibe besonders stark darum zu tun ist, das Christentum seines Geliebten zu mehren. Du solltest als ein rechter Priester das Fräulein in seinem Vorhaben befeuern, anstatt es davon abzuhalten, lieber Oheim.'

Der Strölkamp antwortete: ‚Ich hab' manche gekannt, die in solchen Fällen gleich wie du für's Befeuern waren. Die haben alle meistens Bränd' geschürt, wo sie hätten Licht machen sollen. Aber jetzt streit' nimmer mit mir, sonst mag ich dich gleich nimmer für mein' Pfleger. Da heroben auf meiner Höh' ist mein' Meinung bisher die gültigst' gewesen. Gott wird's weisen, ob ich recht gehabt hab'. Einen minderen Urteiler nehm' ich jetzt nimmer an, und ich leid's nicht, daß sie jetzt noch einer zu mein'n Verdruß vor mir motzig macht, denn ich will auch bei mein'n Sterben den Frieden haben, der da allweil um mich war. So. Jetzt könnt ihr zweie mir aus dem Bett helfen. Und du, Benna, kannst uns drüben im Kircherl erwarten.'

Gwening verzichtete nun wirklich auf eine Widerrede. Er trat zu dem Ofen, um das Wasser zu besehen, das zum Erwärmen des Bades

bestimmt war. Benna gehorchte der letzten Rede des Alten auch sogleich und ging zur Türe hinaus. Bald nachher führten die zwei Männer den Strölkamp in das Kirchlein. Als ihm Markus und Benna gebeichtet hatten, las er seine letzte Messe. Am Altare brauchte er von den zwei Männern, die immerzu hilfsbereit hinter ihm waren, gar nicht gestützt werden. Es war so, als ob ihn unsichtbare Hände aufrecht hielten. Nachdem sie ihm das Meßgewand abgenommen hatten, wurde er ohnmächtig. Sie brachten ihn auf sein Bett zurück und bemühten sich verschiedenartig um ihn, obwohl sie wußten, daß er nicht mehr zu diesem Leben zu erwecken war.

Markus erklärte sich dazu bereit, neben Gwening bei dem Sterbenden zu bleiben.

Gwening antwortete ihm: ‚Hier können Sie nichts helfen, aber anderswo genug. Gehen Sie hin und helfen Sie so, wie Sie es des Willens waren, ehe Sie mein Oheim beriet.‘

Markus schüttelte den Kopf. ‚Ich werde Ihrem Oheim folgen, so gut ich es kann,‘ sagte er. ‚Und hernach wird sich's wohl zeigen, daß er mir recht geraten hat.‘

Da wandte sich Gwening von Markus ab, nahm ein Buch vom Wandgestell, setzte sich an das Fußende des Bettes und begann scheinbar zu lesen. In Wirklichkeit konnte er nun kaum einen Buchstaben sehen, denn er ärgerte sich so aufrichtig über den jungen Bauern, daß ihm dabei die Augen schwernaß wurden. Es tat ihm leid, daß er hier in der Gegenwart des Entschlafenen aus schicklicher Rücksicht nicht gleich eine feurige Predigt halten konnte. Auf eine ruhige Art hätte er sich jetzt gegen den Markus nicht auszusprechen vermocht, das fühlte er gar wohl. So wollte er denn schweigen, aber er hoffte darauf, daß es ihm noch gelingen würde, den Baldringer zu jenem früheren Entschlusse zurückzubringen. Diese unfreundliche Beendigung des Gespräches schmerzte den Markus zwar, aber sie war ihm doch auch der Ruhe wegen lieb, die nun in dieses Stübchen gehörte. Er ging auf den Fußspitzen zu dem Strölkamp hin und küßte ihm die Hände. Während er sich dann gegen die Türe hin zurückzog, konnte er sich nur mühevoll vom Weinen enthalten. Dann ging Benna zu dem Bette. Sie hielt sich für zu schlecht, als daß sie es gewagt hätte, die Hände des Alten zu küssen; deshalb berührte sie nur den äußersten Zipfel des Tuchentüberzuges mit ihren Lippen. Als sie sich ihrem Vetter näherte, rannen Tränen über ihre Wangen. Markus öffnete die Türe und bedeutete es seiner Muhme mit einer Handbewegung, daß sie an ihm vorüber hinausgehen solle.

Sie blieb aber noch stehen und sah den Vetter fragend an. Markus wußte es, daß sie fragen wollte: ‚Sollen wir von Gwening nicht Ab-

schied nehmen?' Er schüttelte den Kopf und drängte das Mädchen zur Türe hinaus. Vor der Hütte blieben sie ein Weilchen stehen, denn sie hielten es für möglich, daß ihnen Gwening nachkommen würde.

Der junge Priester blieb drinnen weiterhin sitzen. Das Buch legte er freilich beiseite. Es wunderte und kränkte ihn, daß die zwei hinausgingen, ohne daß sie ihm noch etwas gesagt hatten.

‚Er ist wirklich ganz harb auf mich,' sagte nun Markus. ‚Und ich will ihn jetzt nicht zum Reden versuchen, damit's bei dem Strölkamp nicht noch einmal gar zu gröblich laut wird. Es ist traurig, daß wir bei dem guten alten Herrn nicht den rechten Frieden halten können. Ich blieb' so gern bei ihm, bis er völlig hinübergeschlafen hätt'. Weil's nicht sein kann, so gehen wir halt.'

Sie stiegen hintereinander den Felsenpfad hinab. Unten im Walde sagte dann Benna zu ihrem Vetter: ‚Gelt, du glaubst, daß ich jetzt nimmer mit dir in die Stadt gehen will?'

‚Ja, das hab' ich geglaubt,' antwortete Markus. ‚Jetzt ahn' ich's freilich, daß du doch mitgehen willst.'

‚Ja, ich geh' mit,' sagte Benna. ‚Ich kann dem Herrn Strölkamp nicht gehorchen und hab's ihm auch bei der Beicht gesagt, daß ich's nicht weiß, ob ich dasjenige in mir werd' überwinden können, was mich in die Welt zieht.'

‚Und dabei bist du davon überzeugt gewesen, daß du mit mir gehen wirst!?' rief Markus. ‚Du hast ihm einen guten Willen vorgeheuchelt!?'

Benna sagte: ‚Ich konnt' ihm nicht die Wahrheit gestehen, denn ich hab' seinen Zorn so viel gefürcht't und wollt' ihm auch nicht weh tun. Er mag mich wohl durchschaut haben, sonst hätt' er nicht gesagt: „Es ist deine Schuld, wenn du nicht aufrichtig zu mir bist." Ich fühl' es, wie schwer ich da meiner Lieb' wegen gesündigt hab'. Aber ich konnt' nicht anders. Der Herr Strölkamp hat auch gar zu viel von mir verlangt, und vielleicht gereicht's doch mir und dem Egid zum Heil, wenn ich mit dir geh'.'

Sie bat nun mit ihren Blicken den Markus um eine gütige Antwort, aber er erwiderte: ‚Ich bin nun so wie der Strölkamp dagegen, daß du mit mir in die Fremd' gehst und mir gefällt dein' Lieb' auch deshalb nicht mehr, weil du ihretwegen schon jetzt so sündhaft in der Beicht gelogen hast.'

Benna sagte in einem leidenschaftlichen Tone: ‚Und ich zieh' doch mit dir in den Schwemeißerhof! Wenn du mich auf dem Weg' steinigen tät'st, so ging' ich mit, bis ich zusammenfiel'.'

Markus spürte es, daß er zu weich sein würde, um sie zum Daheim-

bleiben zwingen zu können, und er gab ihr sein Empfinden zu verstehen, indem er sehr laut und kläglich seufzte.

Benna sagte nun: ‚Du sorgst dich zuviel um mich, aber das ist recht, denn ich kann deshalb schon dir allein zulieb in der Welt nicht so schlecht werden, als du es befürcht'st.'

Als sie aus dem Walde auf den Baldringergrund kamen, fing oben in dem Kirchlein des heiligen Antonius der Gwening zu läuten an. Der alte Ströllkamp war nun der Armut entkommen.

Die zwei jungen Leute hörten den hellen Jubelton des Glockenstimmchens. Sie kehrten sich der Richtung zu, in welcher das Kirchlein lag, knieten auf dem Wiesenpfade nieder und beteten.

(Fortsetzung folgt.)

Altweibersommer

Nach wilden Stürmen und eisiger Nacht
Ist heute leuchtend der Morgen erwacht:
Es funkelt und schimmert im Garten,
Als käme noch einmal der Sommer zurück,
Aufs neu, mit dem alten verlorenen Glück,
Der welkenden Fluren zu warten.

In goldenen Wipfeln schlummert der Wind.
Vom blauen Himmel hernieder rinnt
So lind, so leise die Stunde,
Als trüge sie die selige Zeit:
Die wunschlos, wonnige Ewigkeit:
Den Atem des Lebens im Munde!

Hedwig Kiesekamp. (L. Rafael.)

Heinrich von Kleist. Kein Problem

Von Karl Muth

◆◆◆

In diesen vorwinterlichen Tagen des November, da Heinrich von Kleists trüber Todestag sich zum hundertsten Male jährt, wird sein blutiger Schatten mehr denn je durch die Erinnerung der Gegenwart wandeln, aufgestört durch die literarische Geschäftigkeit unserer Tage. Die Forschung des letzten Jahrzehnts ist eifrig bemüht gewesen, was in seinem Leben dunkel und zweifelhaft schien, aufzuhellen und zur Gewißheit zu erheben, und eine Reihe von wertvollen Entdeckungen hat zu Aufschlüssen geführt, die uns des unglücklichen Dichters und Menschen Charakterbild in einem bei weitem anderen, ja wir dürfen sagen, schöneren Lichte erscheinen lassen, als die Vergangenheit es je gesehen. Lange, allzulange hat Goethes mitleidsvoll-verwerfendes Urteil, das einer im tiefsten Wesen verschiedenen Natur- und Geistesanlage entstammt, einer unbefangenen Würdigung im Wege gestanden, und man darf es vielleicht eine Ironie des Schicksals nennen, daß es gerade der Dichter des ‚Tasso' sein mußte, der den ersten Anstoß gab zu jenem tiefen Mißverständnis Kleistischen Wesens, das bis in unsere Tage hinein den Dichter der ‚Penthesilea' zu einem problematischen Objekt psychopathologischer Untersuchungen herabwürdigte. Goethe, der besser als einer wußte,

> ‚Wie leicht der Jüngling schwere Lasten trägt
> Und Fehler wie den Staub vom Kleide schüttelt',

dessen tiefe Erkenntnis der eigenen Doppelnatur Antonio über Tasso die Worte in den Mund legt:

> Er fordert das Unmögliche von sich,
> Damit er es von andern fordern dürfe,
> Die letzten Enden aller Dinge will
> Sein Geist zusammenfassen; das gelingt
> Kaum *einem* unter Millionen Menschen,

und der, eben weil ihn des eigenen kranken Herzens Reizbarkeit und Ungenüge nicht irre machen konnten an dem besseren Selbst, auch seinem Ebenbilde, Tasso, die männliche Aufmunterung entgegenbringen läßt:

> Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst,
> Vergleiche dich! Erkenne, was du bist!

Dieser selbe Goethe konnte, mußte so gänzlich versagen, als das Leben in einem großen Augenblick ihm selber die Rolle seines Antonio zugedacht hatte!

* * *

Man weiß, es war der *Romantiker* Tieck, der sich Kleists schließlich annahm, als dessen Andenken nach seinem Tode schon zu versinken drohte. Für Kleists unbefangene Würdigung ist aber auch dieser Umstand nur von Nachteil gewesen. Er, der in schier vollkommener Einsamkeit durch seine Zeit gegangen war und mit ihren literarischen Richtungen und Schulen nur wenig gemein hatte, mußte sich nunmehr gefallen lassen, als eine, wenngleich eigen-

artige Frucht des romantischen Zeitgeistes angesprochen und aus ihm heraus — mißverstanden zu werden.

Während es leicht verständlich ist, daß das ‚junge Deutschland' kein Verhältnis zu Kleist hatte, machen wir die bei weitem schwieriger zu verstehende Beobachtung, daß auch in der anfangs der fünfziger Jahre heraufkommenden realistisch gestimmten Dichtergeneration — Hebbel ausgenommen — kein wirklich tieferes Interesse für den Dichter des ‚Zerbrochenen Krug' aufkommt, oder vielmehr, daß es sich, wie Wilbrands biographischer Versuch (1863) dartut, in einer psychopathologischen Analyse erschöpft, die von der gänzlich falschen Auffassung ausgeht, daß Kleists Werke, ‚wie kaum die Werke irgend eines bedeutenden Dichters, aus der Entwicklung des Menschen erklärt und verstanden zu werden' verlangten. Und doch ist nichts unanfechtbarer, als daß Kleist wie kaum ein neuerer Dramatiker und Erzähler die Kunst objektiver Gestaltung beherrscht und shakespearisch hinter seinen Gestalten zurückzutreten verstanden hat. Zum fraglosen Genuß seiner Dichtungen bedürfen wir der Kenntnis dieses Dichterlebens in seinen Einzelheiten ebensowenig, wie dies bei dem Dichter des ‚Sturm' oder ‚Hamlet' der Fall ist, wenn wir gewiß auch in bezug auf diesen herzlich froh wären, zu wissen, aus welchen ganz besonderen Erlebnissen er gerade diese Stoffe und ihre Deutung geschöpft hat.

Wenn sich trotzdem die Teilnahme für Kleist gerade in dem letzten Jahrzehnt vorwiegend seiner Person und erst in zweiter Linie dem ästhetischen Problem seiner Dramen und Erzählungen zugewendet hat, so liegt der ausschlaggebende Grund zum Teil wohl darin, daß eine Generation, deren psychophysischer Charakter als ‚Reizsamkeit' bezeichnet worden ist, mit einer gewissen Wahlverwandtschaft gerade zu solchen Menschen sich hingezogen fühlt, bei denen sie Aufschluß über die Problematik des eigenen Erlebens zu finden hofft. Wie gänzlich verschieden ist doch das Motiv, aus dem unsere Zeitgenossen in Kleist eine ‚problematische Natur' zu sehen lieben, von den Beweggründen älterer Generationen! Diese trachteten, ihr wesentliches Unverständnis hinter einem moralisch abschreckenden Eindruck zu verbergen und zu entschuldigen; unsere Zeitgenossen hingegen glauben eine Bestätigung ihres eigenen problematischen Verhältnisses zur Welt in Kleist zu finden, und suchen deshalb so leidenschaftlich seinem Wesen und Erleben nachzuforschen. Dort das gesellschaftlich-solidarische Gefühl einer Schuld, hier die Sympathie desjenigen, der eine ihm ähnliche schicksalsmäßige Anlage bei dem verzweifelnden Schüler Kants und dem nietzscheanisch ringenden Schöpfer der ‚Penthesilea' wahrnimmt. Um zu einem billigen Urteil über die Persönlichkeit zu kommen, wäre im Grunde allein schon die Betrachtung der Werke Kleists ausreichend gewesen. Denn um einen Künstler oder Dichter unter dem Gesichtspunkt seiner geistigen Normalität zu beurteilen, wird man vernünftigerweise Aufschlüsse in erster Linie dort suchen müssen, wo sich sein geistiges Leben am intensivsten und reinsten offenbart, in seinen Schöpfungen. Aber diese Betrachtungsweise, so einfach und überzeugend, ist vielleicht gerade deshalb unserer Gegenwart am wenigsten entsprechend. Denn diese liebt keine philosophischen und psychologischen Deduktionen. Das Werdende interessiert sie stärker als das Gewordene, obwohl das letztere

oft das allein Greifbare ist. So wurden also Kleists Charakter und Lebensschicksale der Ausgangspunkt für das erwachende Verständnis auch seiner Werke. Aber indem sich die Beurteilung des Menschen Kleist nur allzu oft von dem Interesse des Psychopathologen beherrscht zeigte, und indem man dabei mit Vorliebe dem Phänomen der Verschlingung des Krankhaften und Bedeutenden, aber ohne große Gesichtspunkte, nachging, beeinträchtigte man ungewollt auch die Schätzung des Dichters und seiner Werke. Die unbefangene Hingabe an den Dichter, die Fähigkeit, das Große und Echte in seiner Poesie rückhaltlos und rein zu erfassen, hat unter der Vorstellung, daß das Abnorme, Überspannte, Außerordentliche in seiner Natur zugleich auch ein Krankhaftes sei, gelitten, und diese Vorstellung droht, obwohl sich auch hier bereits eine Änderung in der Betrachtungsweise vorbereitet, noch immer der richtigen Schätzung von Kleists dichterischem Vermächtnis Abbruch zu tun.

So ist denn ein unbefangener Blick auf seinen ungewöhnlichen Charakter und die dadurch bedingten Lebensschicksale ernstlich an der Zeit. Er wird zeigen, daß seine Werke, weit entfernt, unter dieser Erkenntnis zu leiden, von ihr nur gewinnen. Anderseits aber werden wir einsehen, daß der Mensch in Kleist des Dichters, wie wir ihn aus den Werken lieben und schätzen, würdig war. Kleist selber hatte — im Gegensatz zu den Romantikern — ein feines Gefühl für das, was Kunst und Leben trennte. Er wollte weder sein Leben restlos in seine Dichtung hineintragen, noch die Kunst ins Leben herabziehen. Was er uns jedoch in seiner Kunst gab, das war tief aus seinem Leben geschöpft, sowie dieses selbst sich im Ringen um die Kunst verzehrte.

* * *

Kleists Leben umspannt nicht mehr als 34 Jahre. Es nahm seinen Anfang am 18. Oktober 1777 zu Frankfurt a. O., wo Bernt Wilhelm Heinrich von Kleist als Sohn einer alten Offiziersfamilie, und als fünftes von sieben Kindern geboren wurde. Da sein einziger Bruder Leopold, der den Stamm fortpflanzte, jünger als Heinrich war, wuchs er unter lauter Mädchen auf. Aus seiner Jugendzeit ist uns wenig bekannt. Er wurde zu Hause unterrichtet und sein erster Lehrer, ein Theologe, nennt ihn begabt und wissensdurstig. Seine weitere Ausbildung erhielt er in Berlin, ebenfalls bei einem Privatlehrer. Noch nicht fünfzehn Jahre alt, wurde er, der Familienüberlieferung getreu, dem Soldatenstand zugeführt. Er steht im Potsdamer Garderegiment und genießt die übliche Kadettenausbildung. Zwanzigjährig erhält er das Leutnantspatent, und schon nach zwei Jahren nimmt er, des Soldatentreibens überdrüssig, zum großen Verdruß seiner Familie, den Abschied. Daß er ‚ein flotter, eleganter Offizier gewesen, der Wein, Weib und Pferde liebte', möchte ich bezweifeln. Er hat vielleicht versucht, den Ton und die Gewohnheiten seines Standes sich anzueignen und ist am Ende dabei nicht ungeschickt gewesen, aber allein der Umstand, daß er das Treiben schon nach zwei Jahren satt hatte, beweist, wie wenig er mit dem Herzen beteiligt war. In seiner Vaterstadt liegt er nunmehr mit großem Bildungsdrang drei Semester lang dem Studium, vornehmlich der exakten Wissenschaften, ob und verlobt sich mit einem Nach-

Jozef Israëls / Allein auf der Welt

barkinde, der Generalmajorstochter Wilhelmine von Zenge, die er mit pedantischem Eifer zu einer ebenbürtigen Lebensgefährtin heranbilden will. Mit nüchterner Überlegung faßt er den Gedanken, alles zu tun, was ihm eine baldige Eheschließung ermöglichen kann. Er bewirbt sich in Berlin bei dem Minister Struensee um einen Posten im Zoll- und Akzisedepartement, stürzt sich mit Eifer in die neue Tätigkeit, begibt sich aber schon nach wenigen Wochen mit einem Freund (Brockes) auf eine den Vorgesetzten, den Verwandten und der Braut gegenüber, was den Zweck betrifft, auffällig geheim gehaltene Reise über Leipzig, Dresden, Bayreuth nach Würzburg, wo er fünf bis sechs Wochen bleibt.

Der Zweck dieser Reise war lange Zeit in Dunkel gehüllt; heute wissen wir nur ganz allgemein soviel, daß er in der ärztlichen Beseitigung einer Störung bestand, die ihn zur Ehe untüchtig machte. Seine Stimmung, die unter dem Vorhaben und der Sorge um einen guten Ausgang sehr gelitten hatte, wird, sobald er nach Berlin zurückgekehrt ist, heiter und zuversichtlich. Der damals Vierundzwanzigjährige schreibt an seine Lieblingsschwester Ulrike, daß er — nach einem Leiden von vierundzwanzig Jahren! — sein ganzes Vermögen nicht achte um das, was er sich auf dieser Reise erworben habe. Aber schon bald verliert sich die Hochspannung seiner Seele unter dem Druck seiner Beamtenschaft. Er findet dem Zweck seines Lebens damit schlecht gedient, hat wirtschaftspolitische Anschauungen, die in das Schema seiner Umgebung nicht hineinpassen und kommt zu dem Entschlusse, daß er auch hier nicht an seinem Platze sei. Um sich eine Existenz zu gründen, denkt er zunächst an schriftstellerische Betätigung und läßt sich die Frage, ob man mit vierundzwanzig Jahren noch Künstler werden könne, von Malern beantworten. Dann wieder faßt er, um der Braut willen, die Möglichkeit einer Professur in Frankfurt a. O. ins Auge, ja er denkt sogar in Frankreich als Lehrer deutscher Philosophie aufzutreten. Seine wirtschaftliche Lage ist nicht glänzend, aber er besitzt immerhin ein kleines Vermögen, das späterhin durch kleine Erbschaften zweimal aufgefrischt wird, und so kann er, wenn auch mit einigen Plackereien, seinen Neigungen vorerst nachgehen. Das eifrig betriebene Studium der Kantischen Philosophie wirft ihn in eine erschütternde seelische Krisis, die in einem vorübergehenden Skeptizismus endigt. Eine Reise soll ihm das verlorne Gleichgewicht wieder bringen. Seine Schwester Ulrike begleitet ihn, und nach einigen Irrfahrten fassen sie in Paris festen Fuß. Der Zweck, mathematisch-naturwissenschaftliche Studien zu betreiben, wobei Kleist Empfehlungen seiner Lehrer an namhafte Gelehrte zustatten kommen sollten, trat bald vor allgemeinen Interessen zurück; er machte in einem Brief an die Braut geheimnisvolle Andeutungen, aus denen erst eine spätere Zeit auf seine erstmalige Beschäftigung mit einem dichterischen Plan schließen lernte, dem seiner damaligen fatalistischen Weltanschauung so ganz entsprechenden Trauerspielstoff Thierrez-Ghonorez, aus dessen Urgestaltungen schließlich die ‚Familie Schroffenstein‘ hervorging. Aber als nach fünfmonatlichem Aufenthalt in der französischen Hauptstadt, deren Treiben den Schüler Kants anwiderte, die gesundheitlichen Folgen des erschütternden Berliner Studiums nicht wichen und die Schwester ihm wegen

der Übernahme eines Amtes im Ohre lag, da erfaßte ihn eine so tiefe Verstimmung, daß er überhaupt den Gedanken an eine Rückkehr nach Deutschland aufgab und in der Schweiz Bauer zu werden plante. Über Frankfurt a. M., wo sich Ulrike von dem Bruder trennte, reiste Kleist nach Bern und mietete sich (April 1802), nachdem mehrfache Verhandlungen wegen eines Güterkaufs in der Schweiz glücklicherweise zu keinem Ergebnis geführt hatten, auf einer Insel des Thunersees ein Häuschen, wo er einige glückliche Wochen verbrachte, obwohl das Liebesidyll, von dem er in einem Briefe an die Braut spricht, ein reines Produkt seiner Poetenphantasie ist. Sein Verlöbnis mit Wilhelmine war durch seinen Entschluß, Bauer zu werden, in die Brüche gegangen. Er hatte von ihr mehr verlangt, als ihre kleinbürgerliche Natur leisten konnte. Hier, in der schweizerischen Einsamkeit kommt er zum erstenmal in literarisches Milieu. Zschokke, Geßner und Wielands Sohn, Ludwig, besuchen ihn und bringen ihm mannigfache Anregung. Die Idee zum ‚Zerbrochenen Krug' entsteht hier, aber über sie wie über andere Entwürfe hinweg ringt des Dichters Seele mit dem Guiskard-Stoffe, bis sie wund und vor Erschöpfung abläßt. Ulrike muß im August 1802 den in Bern erkrankt liegenden Bruder gesund pflegen.

Wie schon bei seinem Einzug in die Schweiz, so empfindet er auch jetzt wieder Bonapartes eisernes Regiment als ein Hindernis auf seinem Lebenswege. Wieland wird landesverwiesen, und Kleist beschließt, ihm nach Weimar zu folgen. Dort wird er für sechs Wochen der Gast Wielands, des Vaters, auf dessen Gut Osmannstedt. Er muß dem alten erfahrenen Literaten Partien aus dem Guiskard vorlesen. Wieland spricht erschüttert von einer Vereinigung äschyleischen, sophokleischen und shakespearischen Geistes, und Kleist stürzt in Tränen zu des Alten Füßen. Mitte Februar 1803 reißt er, den die Liebe zu einer Tochter seines Gastfreundes zu fesseln drohte, sich los und beginnt nun, immer von der ‚fixen Idee' des Guiskard besessen, schier planlos in der Welt umherzuziehen, über Genf, Lyon nach Paris, wo er in einem Anfall von Verzweiflung an seinem künstlerischen Vermögen den Guiskard ins Feuer wirft, um dann in England unter französischen Waffen den Tod im Felde zu suchen. Aber die Erregung legt sich, er kehrt von Boulogne-sur-Mer nach Paris zurück und bleibt schließlich, auf der Heimreise, in Mainz schwer krank liegen. Erst im Juni 1804 taucht Kleist wieder in Berlin auf, wo er sich abermals um eine staatliche Stellung bewirbt, nachdem sich eine Aussicht, als Attaché nach Spanien zu gehen, zerschlagen hat. Er arbeitet provisorisch mit frischem Lebensmut Reskripte für den Minister von Altenstein aus und wird schließlich, ebenfalls bis auf weiteres, Diätar an der Domänenkammer in Königsberg in Ostpreußen. Eine Zeit regen Strebens und eifriger dichterischer Produktion bricht hier an. Der ‚Amphitryon', der ‚Zerbrochene Krug' werden vollendet, die ‚Penthesilea' in Angriff genommen. Er ist scheinbar gesellig, verkehrt im Hause seiner einstigen Braut, die nun eine ehrsame Professorengattin geworden und ihrem Manne nach Königsberg gefolgt ist, als er zum Nachfolger Kants auf dessen Lehrstuhl berufen wurde. Von Weihnacht 1805 ab vermehrt eine monatliche Pension von fünf Louisdor, welche ihm die Königin Luise auf Veranlassung seiner Lieblingscousine Maria von Kleist auszahlen ließ, seine bescheidenen Einkünfte.

Aber die Zeit war dem künstlerischen Schaffen nicht günstig. Das empfand Kleist tief, als sich im Jahre 1806 die Not des Vaterlandes in den Mittelpunkt seines leidenschaftlichsten Fühlens stellte. Was war gegen diese allgemeine Not sein individuelles Schicksal und gar der Verlust seiner Pension! Über das, was damals in seinem Kopfe brütete, sind wir nur schwach unterrichtet. Greifbare Tatsache ist, daß er das Bedürfnis fühlte, sich in die Welthändel einzumischen, und daß damit vielleicht ein ‚Ausflug' nach Berlin zusammenhing, bei dem er im Januar 1807 mit noch zwei Kameraden von den Verdacht schöpfenden Franzosen festgenommen und auf das Fort Joux bei Besançon verbracht wurde. Im Juli wieder freigelassen, sah er sich abermals auf seine Feder angewiesen. Er zog nach Dresden, wo damals, im Gegensatz zu Preußen, Kunst und Wissenschaft Pflege fanden. Er kam in gesellig anregende Kreise, und verkehrte besonders im Körnerschen Hause, unterhielt freundschaftliche Beziehungen mit dem österreichischen Gesandten Buol-Schauenstein, kurz, er war so teilnehmend dem Leben zurückgegeben, daß er es wagte, eine Zeitschrift (Phöbus) zu gründen und sie im eigenen Verlag zu vertreiben. Aber das Unternehmen kam nicht über die ersten Nummern hinaus, obwohl es sich dem Besten der Zeit zur Seite stellen konnte und es in der Ausstattung sogar übertraf. Brachte der ‚Phöbus' doch neben dem vielsagenden Bruchstück Guiskard auch solche aus der ‚Penthesilea', dem ‚Zerbrochenen Krug', dem ‚Käthchen von Heilbronn', sowie die Novelle ‚Die Marquise von O' und das erste Drittel des ‚Kohlhaas'! — Noch ehe der ‚Phöbus' im Anfang des nächsten Jahres (1809) in einem anderen Verlag entschlafen war, hatte Kleist neben dem ‚Käthchen' die ‚Hermannsschlacht' vollendet, und soviel lag dem Patrioten daran, das racheheischende und tatverlangende Stück den Deutschen vorgeführt zu sehen, daß er es dem Wiener Theater schenkte — schenkte, obwohl er Not litt. So hoch hielt er seinen Dichterberuf, daß, wie er schon vor Jahren einmal empfunden hatte, es ihm Entweihung schien, damit Geschäfte zu machen. Aber weder die ‚Hermannsschlacht', noch die patriotischen Lieder und Gedichte, die er damals schuf, erblickten zu seinen Lebzeiten das Licht der Öffentlichkeit. Er verläßt Dresden und durchstreift tatendurstig mit Dahlmann, dem späteren Vorkämpfer des preußischen Erbkaisertums, niederösterreichische und böhmische Lande, als Napoleons Niederlage bei Aspern von neuem seine Hoffnung auf Preußens Erhebung rege macht. Er läßt sich (Juni 1809) widerwillig in Prag nieder und kommt um die Erlaubnis ein, ein Wochenblatt ‚Germania' herausgeben zu dürfen. Inzwischen häuft er Manuskripte zur Vorbereitung, darunter den bekannten ‚Katechismus der Deutschen' — aber auch dieser Plan scheitert, und als gar die Trauerkunde von Wagram eintraf, da mag er wohl ‚das letzte Lied' gedichtet haben, das in des verstummenden Sängers Sehnsucht ausklingt:

> ‚Er wünscht mit ihm zu enden,
> Und legt die Leier tränend aus den Händen.'

Nach einem unglücklichen Versuch, in Frankfurt bei Ulrike vorübergehend einen Rückhalt zu finden, und nachdem er einige Verfügungen, sein Erbe betreffend, hinterlassen hat, wendet er sich wieder nach Österreich, und die

Freunde halten ihn für verschollen. Da, nach einem langen Winter, taucht er plötzlich (Februar 1810) in Berlin auf. Brentano meldet es den Freunden: ‚Er ist ein sanfter, ernster Mann von zweiunddreißig Jahren . . ., sein letztes Trauerspiel „Arminius“ darf nicht gedruckt werden, weil es zu sehr unsere Zeit betrifft; er war Offizier und Kammerassessor, kann aber das Dichten nicht lassen, und ist dabei arm.‘ Der Übergang aus seiner langen Zurückgezogenheit in das gesellige Leben scheint Kleist nicht schwer zu fallen. Wir sehen ihn bald in lebhaften Verbindungen, der Hof interessiert sich für ihn, er entlockt der Königin Luise durch ein Geburtstagssonett Tränen, ein Zuschuß aus der fürstlichen Schatulle steht ihm wieder in Aussicht, aber der Tod nimmt ihm die Gönnerin im entscheidenden Augenblick hinweg. Nichtsdestoweniger vollendet er das vaterländische Schauspiel ‚Prinz Friedrich von Homburg‘ und läßt seine Erzählungen in zwei Bänden erscheinen. Ein bei dem Verleger verloren gegangener großer Roman war dem Abschluß nahe, ein Trauerspiel ‚Die Zerstörung Jerusalems‘ schwebte ihm vor. Um zu leben, mußte sich der Dichter jedoch wieder dem Journalismus verschreiben. Er tat es mit einer gewissen Befriedigung, denn es war ihm dadurch immerhin Gelegenheit geboten, auf die öffentliche Lage einzuwirken und selbst den Interessen für Kunst und Literatur wieder eine Stimme zu leihen. Am 1. Oktober 1810 begannen die ‚Berliner Abendblätter‘, die Kleist leitete, fünfmal wöchentlich zu erscheinen, ein volkstümlich gehaltenes Organ, für das Kleist hauptsächlich originell stilisierte Tagesneuigkeiten und Unterhaltendes beisteuerte, während Adam Müller die Politik betrieb. Indem man hier von dem altkonservativen preußischen Junkerstandpunkt aus nicht nur das Eindringen des französischen Geistes, sondern auch der englischen Freihandelslehre in die preußische Wirtschaftspolitik bekämpfte, geriet man zu der Regierung in Opposition und das Blatt mußte nach halbjährigem Bestand eingehen. Ein Entschädigungsanspruch Kleists an den Minister Hardenberg verwickelte ihn in aufregende Korrespondenzen und Vorstellungen selbst beim König, jedoch ohne Erfolg. In seinen Verhältnissen völlig ruiniert, ohne Aussichten auf einen Verdienst, sucht er wieder Anstellung beim Militär, und bittet am 19. September den Minister um einen Vorschuß von fünf Louisdor zu seiner Ausrüstung. Vergebens! Das Gesuch blieb unbeachtet liegen und trägt heute, von der Hand des Ministers selbst, den Randvermerk: ‚Zu den Akten, da der p. v. Kleist 21. 11. 11 nicht mehr lebt.‘ —

Im Oktober hatte Kleist noch einen Versuch gemacht, sich mit seinen grollenden Verwandten auszusöhnen, ein flüchtiger Besuch bei Ulrike verlief zwecklos. In dieser Zeit der Verlassenheit und seelischer Leiden traf er mit der unheilbar erkrankten Frau eines kleinen Beamten, Henriette Vogel, zusammen, einer musikalisch und poetisch veranlagten Schwärmerin, die er schon 1810 bei Adam Müller hatte kennen lernen. Sie betrieb gerade die Scheidung ihrer Ehe, und Kleist war ihr dabei behilflich, wie er zweifellos auch seiner von ihm innigst verehrten Cousine Maria von Kleist in ihrer unglücklichen Ehe, die um dieselbe Zeit geschieden wurde, oft Vertrauter war. Sei es nun, daß, wie wahrscheinlich, in dieser Doppelstellung zu zwei Frauen, denen

er sich zweifellos in gleicher Weise verbunden fühlte, ein Konflikt für ihn im Anzug war, der im Hinblick auf seine militärischen Aussichten unlösbar schien, sei es, daß diejenige Freundin, die zuletzt über ihn Gewalt bekommen, es bloß verstanden hat, die in ihm lauernde Todessehnsucht zu wecken: er beschloß im Einverständnis mit der Vogel in einem Zustand der schmerzlichsten Verwirrung seines sittlichen Gefühls, zunächst seiner Freundin und dann sich das Leben zu nehmen. Das geschah, wie man in jeder Kleistbiographie umständlich lesen kann — am 21. November 1811 am Wannsee in der Mark Brandenburg.

Ulrike, die den Bruder um vierzig Jahre überlebte, weigerte sich beharrlich, über ihn zu sprechen. Goethes Name durfte vor ihr nicht genannt werden.

* * *

Die Frage, ob Heinrich von Kleists Lebensschicksal und dichterische Eigenart auf krankhafter Anlage beruhe und warum seine Natur einem Manne wie Goethe ‚bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme nur Schauder und Abscheu' erwecken konnte, diese Frage wird ihrer Lösung zunächst am besten durch eine Betrachtung von Kleists Charakter und tieferem Wesen nahe gebracht.

Fast alle Biographen haben sich darin gefallen, Kleists Charakter als sehr kompliziert auszugeben. Sie haben damit nicht bloß den Reiz der biographischen Aufgabe für sich erhöht, sondern auch das Feld der möglichen Kombinationen für ihre Leser angenehm unterhaltend erweitert. Und doch stellt sich dieser Charakter, im Wesen genommen, einfach dar, und alle scheinbare Verwirrtheit ist nur die Folge der vielseitigen Beziehungen, in die ein so gearteter Charakter mit seiner gesellschaftlich differenzierten Umwelt, bald in freundlichem, bald in feindlichem Sinn, notwendig geraten muß. Denn gerade die Einfachheit und Konstanz verhindert ihn, das zu tun, was dem Gesellschaftsmenschen so leicht fällt, sich je nach Vorteil anzupassen und zu wandeln und damit all jenen Kämpfen zu entgehen, welche charaktervolle Selbstbehauptung unter den Menschen immer im Gefolge hat.

Wie schwer solche Kämpfe bei dem Charakter Kleists zu vermeiden waren, wird sofort einleuchtend, wenn man als den Grundzug desselben den Willen zum Unbedingten erkannt hat. Alles, was Kleist unternimmt, möchte er ganz oder er möchte es gar nicht tun. Halbheit ist ihm in tiefster Seele verhaßt, und wo ihn äußere Umstände zwingen, auf halbem Wege stehen zu bleiben, da leidet er. Diese behauptete Eigenschaft befindet sich keineswegs in Widerspruch mit dem Mangel an Ausdauer, den Kleist in seinen verschiedenen Stellungen und Ämtern bewiesen hat. Sie wird im Gegenteil dadurch noch bestätigt. Denn abgesehen davon, daß lange Zeit hindurch die nur dunkel geahnte künstlerische Mission ihn verfolgte, läßt sich leicht dartun, wie ihm gerade die tiefere Einsicht in das Wesen der gestellten Aufgaben im Vergleich mit der tatsächlich von ihm geforderten oberflächlichen Behandlung ein Ungenügen bereitete, dem er nicht standzuhalten vermochte. Als ihm ein Minister, bei dem er sich um ein Amt beworben hatte, den Effekt desselben als den einer Maschine bezeichnete, ‚da', so schreibt Kleist, ‚verstand ich ganz natürlich darunter den mathematischen'. Um so größer war sein Erstaunen, als er

dann wahrnahm, daß der Minister unter dem Effekt einer Maschine nichts anderes verstehe, ‚als das Geld, das sie einbringt'. Kleist hatte immer in erster Linie die Sache im Auge. Wie sie nutzbar gemacht und in den Dienst bestimmter Interessen gestellt werden könnte, das beschäftigte ihn innerlich eigentlich nie, und nur äußerer Zwang konnte seinen Gedanken diese Wendung geben. „‚Wenn du dein Wissen nicht nützen willst, warum strebst du dann so nach Wahrheit?" So fragen mich viele Menschen, aber was soll man ihnen darauf antworten? Die einzige Antwort, die es gibt, ist diese: weil es die Wahrheit ist! — Aber wer versteht das?'

Aber so selbstlos er einer Sache zu dienen bereit war, die er als im Bereich seiner Zwecke liegend erkannt hatte, so sehr widerstrebte es ihm, sich in bezug auf seinen Lebenszweck selber einer äußeren und fremden Macht blindlings unterzuordnen. ‚Nie in meinem Leben', so schreibt er an die Braut, ‚und wenn das Schicksal noch so drängte, werde ich etwas tun, das meinen inneren Forderungen, sei es auch noch so leise, widerspräche.'

Diese leidenschaftliche Hingabe an alles, was ihm nach seiner Überzeugung aufgegeben war, dieser Verzicht auf egoistische Motive, obwohl er im Grunde doch nur seinen Zwecken leben, den eigenen inneren Forderungen genügen will, scheint merkwürdig widerspruchsvoll. In Wahrheit kann von einem Widerspruch keine Rede sein. Es ist bloß das berechtigte Selbstgefühl des groß veranlagten Menschen, der sich seine Bestimmung nicht von außen diktieren lassen kann, sich der frei erkannten jedoch völlig selbstlos hingibt. Als er einst in seiner ersten Stellung unter Struensee einer Session beiwohnte, und der Präsident ihm zwecks Berichterstattung das Studium eines neuen französischen Werkes über Mechanik aufhalste, von dem Kleist berechnet, daß es mindestens ein Jahr Zeit und Mühe kosten würde, da beschloß er, trotz seiner in der ersten Verlegenheit bekundeten Bereitwilligkeit, weil diese zweifelhafte Arbeit seinen ganzen Studienplan stören würde, das Buch ungelesen zu lassen, ‚es folge daraus, was da wolle'. Er kann sich in solchen Lagen selbst nicht mit Apollo trösten, ‚der doch auch verdammt ward, Knechtsdienste auf Erden zu tun'. Es ist wie ein inneres Gebot, das ihn seiner Bestimmung treu zu bleiben zwingt, obwohl ihm diese Bestimmung noch keineswegs klar vor der Seele steht. Aber er ist zu jedem Opfer bereit, und fast nie hören wir eine Klage aus seinem Munde, daß die Menschen etwa nicht ihre Schuldigkeit an ihm getan hätten. Er will — so lautet sein Vorsatz — ‚ganz uneigennützig' werden. Das sagt er in einem Briefe, in dem er der Braut das selbstlose Verhalten seines Freundes Brodes während der Würzburger Reise schildert. Diese Schilderung, mag sie noch so sehr nur dem Freunde gelten, ist für jeden, der Kleists Briefe richtig zu lesen versteht, zugleich auch eine Charakterisierung von Kleists eigener Sinnesart. Er schwelgt förmlich in dem Gefühl der Selbstaufopferung und ruft aus: ‚Was ist der Genuß eines Vorteils gegen die Entzückung eines freiwilligen Opfers!' Und dies ist nicht etwa Schwärmerei eines zweiundzwanzigjährigen verliebten Jünglings! Ganz das nämliche Gefühl, nur noch leidenschaftlicher, beherrscht auch den Mann. Kurz vor seinem Ende bekennt er: ‚Das Seligste, was sich auf Erden erdenken' lasse, ‚ja, worin

der Himmel bestehen' müsse, sei, ‚sich aufzuopfern; ganz für das, was man liebt, in Grund und Boden zu gehen.'

Diese Grenzenlosigkeit des Gefühls ist der herrschende Zug in Kleists Wesen. Er muß ihn begreiflicherweise zu seiner Umwelt, zur Gesellschaft in immerwährenden Gegensatz bringen. Denn der gesellschaftliche Mensch erträgt wohl Sentimentalität, verrät aber sofort Unbehagen und Angst, wo er starkem, ursprünglichem Gefühl gegenübersteht. Daher die von Kleist so oft beklagte Befangenheit, die ihn in Gesellschaft befalle. ‚Ach, liebe Ulrike', schreibt er an die Schwester, ‚ich passe mich nicht unter die Menschen, es ist eine traurige Wahrheit, aber es ist eine Wahrheit; und wenn ich den Grund ohne Umschweif angeben soll, so ist es dieser: sie gefallen mir nicht.' Kleist verschließt sich nicht der Erkenntnis, daß es bei dem Menschen, wie bei dem Spiegel, eigentlich auf die Beschaffenheit beider ankomme, wie die äußeren Gegenstände darauf einwirken sollen. ‚Indessen, wenn ich mich in Gesellschaften nicht wohl befinde, so geschieht es weniger, weil andere, als vielmehr, weil ich mich selbst nicht zeige, wie ich es wünsche. Die Notwendigkeit, eine Rolle zu spielen, und ein innerer Widerwille dagegen machen mir jede Gesellschaft lästig, und froh kann ich nur in meiner eigenen Gesellschaft sein, weil ich da ganz wahr sein darf.' Unter ganz fremden Menschen fühlt er sich noch am ehesten heimisch, während die Einheimischen ihn für verrückt halten, wenn er es wagt, sein Innerstes zu zeigen. Von den geselligen Kreisen in Berlin würden ihm die jüdischen ‚noch die liebsten sein, wenn sie nicht so pretiös mit ihrer Bildung täten'. Am stärksten empfindet er seine Art, anders zu sein als die andern, wenn er mit Hofleuten zu tun hat. Hingegen ist er beglückt, wenn er, wie bei seiner Freundin Karoline von Schlieben, einmal unberechnete Empfindung gewahr wird; er ruft dann aus: ‚Ach, es bricht durch die kalte Kruste der Konvenienz, die von Jugend auf unsere Herzen überzieht, so selten, besonders bei den Weibern so selten, ein warmes Gefühl hervor. Sie dürfen nur immer so fühlen, als der Hof erlaubt, und keinen Menschen mehr lieben, als die französischen Gouvernanten vorschreiben.' Die Etikette ist ihm ‚die Weisheit des Staubes'; sind doch alle diese Vorschriften ‚nicht für den, dem ein Gott in seinem Innern heimlich anvertraut, was recht ist. Sie sind nur ein Zeichen der Sittlichkeit.' Er selbst möchte sein Adelsprädikat von sich werfen. Das höfische Leben ist ihm schlechthin wider seine Natur, und er fühlt instinktiv, daß er dort sein Glück nicht machen könnte: ‚Am Hofe teilt man die Menschen ein, wie ehemals die Chemiker die Metalle, nämlich in solche, die sich dehnen und strecken lassen, und in solche, die es nicht tun. Die ersteren werden dann fleißig mit dem Hammer der Willkür geklopft, die andern aber, wie die Halbmetalle, als unbrauchbar verworfen.' Es ist ergreifend, wie er bei dieser Betrachtung sein Schicksal vorausahnt. ‚Denn selbst die besten Könige', so fährt er fort, ‚entwickeln wohl gern das schlummernde Genie, aber das entwickelte drücken sie stets nieder; und sie sind wie der Blitz, der entzündliche Körper wohl entflammt, aber die Flamme ausschlägt.' Und obwohl er fühlt, es sei unschicklich, so etwas selbst zu sagen, er muß doch gestehen, es sei ihm der Gedanke durch die Seele geflogen: ‚Ob

es mir nicht einst so gehen könnte?‘ Er hatte das Bewußtsein seines Wertes, wenn er sich auch scheute, ihm Ausdruck zu geben. Zwar bekannte er mit schmerzlichem Ingrimm: ‚Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt den Menschen ein ganzes oder keines;‘ aber ‚eine Art von verunglücktem Genie‘ zu sein, ließ er doch nur in *seinem*, nicht in der *anderen* Sinne gelten.

An seiner Familie hing Kleist mit großer Liebe. Um so mehr litt er darunter, auch hier nicht verstanden zu werden. Diese Klage kehrt in seinen Briefen immer wieder. Man möchte ihn bald in geordneten Verhältnissen sehen und drängt, daß er ein Amt annehme, einen Posten begleite. ‚O ihr Erinnyen mit euerer Liebe!‘ stöhnt er angesichts der Angst um ihn, was wohl aus ihm noch werden möge. Als er zum erstenmal ins Ausland geht, ohne von den Seinen, die ihm ‚die liebsten und teuersten Menschen auf der Welt‘ sind, Abschied genommen zu haben, da leidet er darunter, daß Handlung und Gefühl sich bei ihm widersprechen müssen, dermaßen, daß er ausruft: ‚Ach, es ist ekelhaft zu leben!‘ Seine Schwester Ulrike brachte ihm und seiner Lebensaufgabe noch am meisten Verständnis entgegen. Sie war eine herbe, fast männliche Natur, an deren Busen, wie Kleist sagt, es sich nicht ruhen ließ, die aber treu zu ihm hielt, mochte sie auch hin und wieder die Meinung der übrigen Verwandten über seine verfehlte Existenz geteilt haben. In seinem letzten Brief, den er kurz vor seinem Ende schrieb, stellt er ihr das Zeugnis aus: ‚Du hast an mir getan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, mich zu retten!‘ Aber es gab auch Zeiten, wo ihn der Gedanke, sein Verdienst von den Seinigen so gar nicht anerkannt, ja sich ‚als ein ganz nichtsnutziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Teilnahme mehr wert sei‘, betrachtet zu sehen, namenlos leiden machte. Aber selbst aus solchem Jammer vermochte ihn ein einziges liebes Wort seiner Geschwister plötzlich herauszureißen: ‚Ein einziges Wort von euch, und ehe ihr's euch verseht, wälze ich mich vor Freude in der Mittelstube.‘ Denn nur das Unglück machte ihn heftig, wild und ungerecht; ‚doch nichts Sanfteres und Liebenswürdigeres als dein Bruder, wenn er vergnügt ist.‘

Dieses leidenschaftliche Auf und Ab seiner Gefühle herrschte auch in seinen geistigen Erlebnissen. Es entfesselte darin Stürme, die ihn bis an die Grenzen der Vernichtung trieben. Äußerst bezeichnend für seinen Charakter ist die geradezu verwüstende Wirkung, welche die aus dem offenbar einseitig betriebenen Studium Kants geschöpfte Einsicht, daß wir eine objektive Wahrheit nicht mit Sicherheit zu erkennen vermögen, auf seine Seele hervorbringt. Um sie ganz zu verstehen, ist es nötig, sich über sein bisheriges Verhältnis zur Welt und zur Erkenntnis einigermaßen klar zu werden. Obwohl sein philosophisches Denken zu Grübelei und Spitzfindigkeit auch in Fragen der Weltanschauung neigt und seine überragende Geistigkeit oft rationalistisch kühl anmutet, so war seine Stellung zur Welt und ihrer Erkenntnis dennoch naiv realistisch. Er glaubte an das Gute, Wahre und Schöne als an allgemein verbindliche und ewig gültige Ideale, und gab seinem Idealismus gefühlsstarken Ausdruck. ‚Es gibt nichts, das den Menschen wahrhaft erheben kann, als die Ideale.‘

Wenn er seiner Braut unter anderen Fragen auch diese stellt, ob man jeden irrigen Grundsatz anderer Menschen bekämpfen oder, um der Ruhe eines Menschen willen, nicht vielmehr unschädliche Grundsätze dulden und ehren müsse, so schwebt ihm dabei ein objektives Sittlichkeitsideal vor, von dem — aus liebevoller Rücksicht — abzuweichen nur dann erlaubt sein kann, wenn es sich um, obwohl irrige, doch unschädliche Grundsätze handelt. Seine ganze Erziehung, die militärische nicht zuletzt, hatte diesen Geist des Glaubens an ewige Normen so in ihm genährt, daß sein Wesen, bevor er nach Berlin kommt, sogar eine gewisse dogmatische Gebundenheit aufzuweisen scheint, ohne welche seine pedantische Lehrhaftigkeit selbst in den Brautbriefen kaum richtig zu verstehen wäre. Da kommt nun mit einem Male der so ganz entgegengesetzte Geist des Kantischen Kritizismus über den Vierundzwanzigjährigen, in dem Augenblick, da Intellekt und Sinnlichkeit ohnehin in hartem Kampf um die Vorherrschaft ringen. Das faustische Gefühl, ‚daß wir nichts wissen können', zwingt ihm die bittersten Klagen ab. Er zweifelt, daß die Braut seinen Schmerz verstehen könne, da sie doch wohl kaum die beiden Gedanken: Wahrheit und Bildung ‚mit einer solchen Heiligkeit' gedacht habe wie er. Das zu wissen sei aber nötig, wenn man ‚die Geschichte seiner Seele' verstehen wolle. Diese beiden Zwecke, denen er ‚die kostbarsten Opfer brachte', sieht er plötzlich aus seinem Leben genommen. Die ganze Welt scheint ihm über dem Kopfe zusammenzustürzen. ‚Seit diese Überzeugung,' so schreibt er an die Braut, ‚daß hienieden keine Wahrheit zu finden ist, vor meine Seele trat, habe ich nicht wieder ein Buch angerührt. Ich bin untätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich an das offene Fenster gesetzt, ich bin hinausgelaufen ins Freie, eine innerliche Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Kaffeehäuser, ich habe Schauspiele und Konzerte besucht, um mich zu zerstreuen, ich habe sogar, um mich zu betäuben, eine Torheit begangen, die dir Carl lieber erzählen mag als ich; und dennoch war der einzige Gedanke, den meine Seele in diesem äußeren Tumulte mit glühender Angst bearbeitete, immer nur dieser: dein einziges, dein höchstes Ziel ist gesunken.' Verdoppelt kehrt dieser Schmerzensschrei auch in einem Brief an die Schwester wieder. Er sucht nun Rettung vor sich selbst auf Reisen. Er hat seine Zwecke verloren und will sich ‚einen Zweck suchen, wenn es einen gibt'.

Nichts zeugt mehr von Kleists gesunder, geistiger Anlage, als daß er aus dieser Krisis heil und lebenstüchtig hervorgegangen ist. Einen rettenden Gedanken hatte er bereits vor der Krisis, noch während der Kantstudien, geschöpft und der Braut ausgesprochen: ‚Wissen kann unmöglich das Höchste sein — handeln ist besser als wissen.' Und dieser Gedanke gewinnt allmählich Macht über ihn. Er will sich bemühen, ‚die ganz unselige Spitzfindigkeit zu vergessen, die Schuld an dieser inneren Verwirrung ist'. In diese Stimmung fällt auch die bekannte Schilderung seines Besuchs in der katholischen Kirche zu Dresden: ‚Nirgends fand ich mich aber tiefer in meinem Innersten gerührt, als in der katholischen Kirche, wo die größte, erhabenste Musik noch zu den andern Künsten tritt, das Herz gewaltsam zu bewegen. Ach, Wilhelmine, unser Gottesdienst ist keiner. Er spricht nur zu dem kalten Verstande,

aber zu allen Sinnen ein katholisches Fest. Mitten vor dem Altar, an seinen untersten Stufen, kniete jedesmal, ganz isoliert von den andern, ein gemeiner Mensch, das Haupt auf die höheren Stufen gebückt, betend mit Inbrunst. Ihn quälte kein Zweifel, er g l a u b t. — Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht, mich neben ihn niederzuwerfen und zu weinen. — Ach, nur einen Tropfen Vergessenheit, und mit Wollust würde ich katholisch werden.' Der Ruf nach Ruhe ertönt in seinen Briefen immer von neuem. Skeptische und fatalistische Anwandlungen überschatten sein Gemüt; es ist, als ob er sich am Leben rächen wollte für den Verlust seiner Unbefangenheit und Zuversicht. ‚Und so mögen wir denn vielleicht am Ende tun, was wir wollen, wir tun recht,' sagt er einmal in einer vollkommen indifferentistischen Geistesverfassung. Ja er fragt: ‚Wenn man überlegt, daß wir ein Leben bedürfen, um zu lernen, wie wir leben müßten, daß wir selbst im Tode noch nicht ahnden, was der Himmel mit uns will, wenn niemand den Zweck seines Daseins und seine Bestimmung kennt, wenn die menschliche Vernunft nicht hinreicht, sich und die Seele und das Leben und die Dinge um sich zu begreifen, wenn man nach Jahrtausenden noch zweifelt, ob es ein Recht gibt, — kann Gott von solchen Wesen Verantwortlichkeit fordern?' Und ohne Scheu hören wir ihn im Pilatustonfall die weitere Frage tun: ‚Was ist böse? Absolut böse?'

Wo aber der Sinn aus der Welt geschwunden, muß notwendig der Zufall herrschen. ‚Ach, Wilhelmine, wir dünken uns frei, und der Zufall führt uns allgewaltig an tausend feingesponnenen Fäden fort,' so schreibt er im Hinblick auf seinen Entschluß, nach Paris zu gehen; und als ihm während der Reise ein Unfall im Wagen zustößt, weil die Pferde scheuten, fragt er: ‚An einem Eselsgeschrei hing ein Menschenleben?' und läßt es auf sich beruhen, warum und wofür er gerettet wurde. In Paris wird ihm der Gedanke, daß Wissen und Denken nicht die eigentliche, nicht die höchste Bestimmung des Menschen sein könnten, greifbar beim Anblick ‚dieser höchsten Sittenlosigkeit bei der höchsten Wissenschaft'. Sein Denken geht in Rousseaus Fußspuren. Sein Gefühl sagt ihm, ‚daß uns die Wissenschaften weder besser noch glücklicher machen'. Aber obwohl er einmal eingesteht, daß es seine Kunst nicht sei zu handeln, so scheut er sich doch nicht zu sagen, ‚wie nebelhaft' ihm ein wissender Mensch sei, wenn er ihn mit einem handelnden vergleiche. Und fast gleichzeitig fühlt er ein Bedürfnis in sich rege geworden, ‚ohne dessen Befriedigung ich niemals glücklich sein werde; es ist dieses, e t w a s G u t e s z u t u n'. Er fühlt, daß dieses Bedürfnis bis jetzt immer seiner Trauer dunkel zugrunde lag — einer Trauer, die ganz allgemein ist, durch die Betrachtung des Lebensrätsels selbst hervorgerufen. ‚Ach, liebe Freundin,' so schreibt er an Karoline von Schlieben, ‚wenn Sie sich Tränen ersparen wollen, so erwarten Sie wenig von dieser Erde. Sie kann nichts geben, was ein reines Herz w a h r h a f t glücklich machen könnte.' Als er an einem Haus in Thun den Vers liest: ‚Ich komme, ich weiß nicht von wo. Ich bin, ich weiß nicht was. Ich fahre, ich weiß nicht wohin. Mich wundert, daß ich so fröhlich bin,' hat er ungemeinen Gefallen daran, und er schreibt seinem Freund Zschokke, er könne den Spruch nicht ohne Freude denken, wenn er spazieren gehe. Er fühlt es wie eine

Schuld auf dem menschlichen Geschlecht liegen, angesichts der jede Freude ein seltsam rätselvoll Ding ist. ‚Ja, es liegt eine Schuld auf den Menschen, etwas Gutes zu tun,‘ schreibt er der Braut, ‚verstehe mich recht, ohne figürlich zu reden, schlechthin zu **tun**. Ich werde das immer deutlicher und deutlicher einsehen, immer lebhafter und lebhafter fühlen lernen, bis Vernunft und Herz mit aller Gewalt einen Entschluß bewirken.‘ Und später noch einmal: ‚Es liegt eine Schuld auf dem Menschen, die wie eine Ehrenschuld jeden, der Ehrgefühl hat, unaufhörlich mahnt. . . . Es steht fest beschlossen in meiner Seele: ich will diese Schuld abtragen.‘ Diese Beteuerung hört sich in dieser allgemeinen Fassung seltsam an, aber wie auch immer sie zu verstehen sein möge, sie tut dar, wie tief Kleist den tragischen Sinn des Daseins erfaßt und wie ernst er aus ihm heraus zum Leben Stellung nimmt.

Daß er bei solcher Gemütslage den Menschen nicht anders als gütevoll begegnen konnte, leuchtet ein. Mehr als auf seine Talente hält er auf sein Herz. ‚Und wenn Tausende mich darin (in seiner Kunst) überträfen, übertreffen sie mein Herz?‘ Seine Herzensgüte hat er denn auch den Freunden gegenüber vielfach bewiesen. Wie er sich schon als Knabe, nachdem er Geld, das er selbst notwendig brauchte, einem Kameraden gegeben hatte, bei der Mutter mit der Bemerkung entschuldigte, jener habe es noch notwendiger gebraucht als er, so hat er später oft den Freunden beigestanden, ohne der eigenen Not zu achten. Man weiß, mit welchen Farben er der Braut die moralische Schönheit und Uneigennützigkeit seines Freundes Brockes malte. Auf solche und ähnliche Urteile über andere darf man wohl den Gedanken anwenden, den er einmal zum Lob der Braut niederschrieb: ‚Immer ist es ein Zeichen der eigenen Vortrefflichkeit, wenn die Seele auch aus den unscheinbarsten Zügen anderer das Schöne herauszufinden weiß.‘ Dagegen verschlägt es nichts, wenn er gegen Ende seines Lebens in einem Brief an seine Cousine Maria einmal schreibt, es sei besonders in der letzten Zeit von mancher Seite her ‚gefährlich‘ gewesen, sich mit ihm einzulassen, denn es ist keineswegs klar, auf was sich diese und ähnliche Selbstanklagen beziehen. Manche Biographen haben seine Reizbarkeit mehr betont, als eine gerechte Zeichnung seines Charakters notwendig macht. Er teilt, was die Reizbarkeit betrifft, das Schicksal aller Künstlernaturen, und wenn seine Empfindlichkeit ab und zu einen ungewöhnlichen Grad annimmt, so darf man nicht vergessen, daß seine Nervenkraft durch die ungeheueren geistigen Anstrengungen und seelischen Spannungen bisweilen tief gesunken war. Daher immer wieder der Ruf nach Ruhe und die Sehnsucht nach dem Tode. Nur wenige Tage vor seinem Ende bekannte er seiner Cousine Maria: ‚Meine Seele ist so wund, daß mir, ich möchte fast sagen, wenn ich die Nase aus dem Fenster stecke, das Tageslicht wehe tut, das mir darauf schimmert. Das wird mancher für Krankheit und überspannt halten; nicht aber du, die du fähig bist, die Welt auch aus andern Standpunkten zu betrachten, als aus dem deinigen. Dadurch, daß ich mit Schönheit und Sitte, seit meiner frühesten Jugend an, in meinen Gedanken und Schreibereien, unaufhörlichen Umgang gepflogen, bin ich so empfindlich geworden, daß mich die kleinsten Angriffe, denen das Gefühl jedes Menschen nach dem Lauf der Dinge hie-

nieden ausgesetzt ist, doppelt und dreifach schmerzen.' Von Hochmut oder Eitelkeit ist eine solche Seelenverfassung himmelweit entfernt; dennoch hat Kleist solchem Mißverständnis seiner Natur, selbst bei einem Manne wie Eichendorff, nicht entgehen können. Ein brennender Ehrgeiz, wie er sich bei ihm äußert, hat ja wohl für den, der ihn losgetrennt von dem Gesamtcharakter wahrnimmt, Seiten, die ihn einem hochmütigen Wesen verwandt erscheinen lassen. Aber während Hochmut regelmäßig mit seelischer Leere einhergeht, ist der Ehrgeiz mit dem Verlangen nach Dauer verknüpft. Bei Kleist kam die anerzogene Rücksicht auf die Familienehre und sein glühendes Verlangen hinzu, sein Tun in den Augen der Seinen gerechtfertigt, ja mit Ruhm gekrönt zu sehen. Deshalb will er nicht aus dem Ausland zurückkehren, bis er die Erwartungen erfüllt hat, die man auf ihn setzt. ‚Ihr Weiber', so schreibt er aus der Schweiz an die Braut, ‚versteht in der Regel ein Wort in der deutschen Sprache nicht, es heißt Ehrgeiz. Es ist nur ein einziger Fall, in welchem ich zurückkehre, wenn ich der Erwartung der Menschen, die ich törichterweise durch eine Menge von prahlerischen Schritten gereizt habe, entsprechen kann.' Als er einsehen muß, daß es ihm nicht möglich wird, weil ihm die Hand kraftlos von einem großen Werke — dem ‚Guiskard' — sinkt, da klagt er aus tiefster Seele: ‚Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin.'

Es ist erschütternd, in seinen Briefen zu lesen, wie er mit dem Stoffe zu der Fragment gebliebenen Guiskard-Tragödie gerungen hat. Ihm schwebte das Ideal einer Tragödie vor. Ein halbtausend hintereinander folgender Tage, die Nächte der meisten miteingerechnet, habe er an den Versuch gesetzt. Nun sei's genug. ‚Das Schicksal, das den Völkern jeden Zuschuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen.' Und so tritt er denn vor einem kommenden Größeren zurück und beugt sich ein Jahrtausend im voraus vor seinem Geiste. ‚Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht.'

Dem was man literarische Eitelkeit nennt, hat Kleist kaum gehuldigt. Alles, was er begehrte, war, sich durch das Urteil anderer bestätigt, bestärkt zu sehen. Seine Angriffe auf Goethe sind nicht die kleinliche Rache des verletzten Literaten, es spricht aus ihnen der Groll des in seinem Wesen verkannten Künstlers. Daß er ihm den Kranz von der Stirne herabreißen, sich ihm gleichsetzen will, wirkt mehr wie eine heroische Geberde, als wie eine Anmaßung der Eitelkeit und verletzten Dünkels.

In der Selbstkritik konnte er maßlos sein. Sie hängt mit seiner quälerischen Bewußtheit und Selbstkontrolle zusammen. Er leidet darunter, denn er fühlt, daß diese hellseherische Stellung zum Leben den Tod aller Unbefangenheit und Freude bedeutet. Er klagt über ‚jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Wort den Sinn, zu jeder Handlung der Grund nennt.' Es ist die lebensfeindliche Kehrseite jener künstlerischen Beobachtungsschärfe, der seine Dichtungen so viele kostbare Einzelheiten verdanken. Wirklich vergnügt und heiter kann er nur sein, wenn er zerstreut ist. ‚Meine

heitersten Augenblicke sind solche, wo ich mich selbst vergesse, und doch, gibt es Freude ohne ruhiges Selbstbewußtsein?' Wie oft empfindet er sein Wesen deshalb widerspruchsvoll, verworren und ihm selber rätselhaft. Als die Not des Vaterlandes hereinbricht und es ihm widerwärtig dünkt, ‚unter Verhältnissen, wie die bestehenden sind, von seiner eigenen Not zu reden', da fängt er an, aufzuleben. Mit derselben hingebenden Leidenschaft, die all sein bisheriges Tun kennzeichnet, möchte er sich nunmehr auch in die Welthändel stürzen. Er findet, daß man sich ‚mit seinem ganzen Gewicht, so schwer oder leicht es sein mag, in die Wage der Zeit werfen' müsse. Kopstocks, Gleims, Collins und so vieler anderer Bardengesänge und Kriegslieder, was sind sie gegen Kleists wilde, von innerm Feuer strömende Racherufe! ‚Ich wollte, ich hätte eine Stimme von Erz, und könnte sie, vom Harz herab, den Deutschen absingen.' Der schier dämonische Haß, der in jenen Dichtungen brandet, hat zu allerhand Betrachtungen und Folgerungen herhalten müssen. Man hat sie ebenso als ein Zeichen krankhafter Geistesverfassung angesehen, wie die zeitweilige Weichheit, mit der er klagt, nicht verstanden zu sein. Aber so wie seine tragische Weltanschauung ihn sonst gegen die Menschen milde stimmt, so schlägt sie hier in das Grausame um. Er ist ein Werkzeug in der Hand des Schicksals, das durch ihn das Weltgericht vorbereiten hilft gegen den korsischen ‚Wüterich', gegen den er Dolche redet, weil er selber keine schwingen kann.

Schlagt ihn tot; das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Die Frage, ob er selber sich mit dem Gedanken getragen hat, Napoleon durch Mord zu beseitigen, ist müßig. Bei einem Phantasiemenschen wie Kleist liegt zwischen dem Spielen mit dem Gedanken und der Ausführung einer solchen Tat noch eine große Kluft, und dabei ist es gar nicht einmal erwiesen, ob er den Gedanken wirklich in sich genährt habe.

Seine Phantasie hat ihn in Verbindung mit seinem leidenschaftlichen Fühlen nicht selten um die richtige, weil nüchterne Einschätzung der Wirklichkeit betrogen. So sieht er oft im voraus schon erfüllt, was er heftig begehrt oder fürchtet. Bei aufregenden Vorfällen, Kränkungen, Verkennungen stellen sich ihm die Dinge übertrieben dar. Es dürfte jedoch kein Fall bekannt sein, wo ihn in solchen Lagen die Selbstbeherrschung ganz verlassen hätte. Als er mit dem Minister Hardenberg und dessen Ablatus Raumer wegen der geforderten Entschädigung für die nicht ohne Schuld der Regierung zugrund gegangenen ‚Berliner Abendblätter' Streitigkeiten bekam, da lag es für den Dichter des ‚Kohlhaas' so nahe, den Fall zu urgieren und sein gekränktes Rechtsgefühl in ganz anderer Weise zu rächen, als er es tat. Von der einzigen Drohung abgesehen, den ganzen Handel drucken und im Ausland erscheinen zu lassen, — ein Kleistforscher hat es wirklich gewagt, hier von Erpressung zu sprechen! — war sein Verhalten besonnen; nur gegen Ende wurde es schwächlich, was aber zum Teil aus der großen materiellen Notlage zu verstehen ist.

Die Frage, wie weit dem unverkennbar hohen sittlichen Streben Kleists ein tragfähiger religiöser Sinn und objektive religiöse Anschauungen zugrunde lagen,

ist bisher noch kaum in befriedigender Weise beantwortet worden. Eichendorff hat im Wesen wohl das Richtige gesagt, aber doch zu negativ, als daß wir ein klares Bild bekommen könnten. Seit Robert Steig in seinem Buch ‚Kleists Berliner Kämpfe‘ (1901) den Versuch gemacht hat, Kleists Christentum in neues Licht zu setzen, ist man gründlicher vorgegangen, und heute kann kein Zweifel mehr herrschen, daß Kleist in keiner Weise positiv gläubig im christlichen Sinn gewesen ist. Schon seine Erziehung scheint nicht darauf angelegt gewesen zu sein. Seine frühesten Äußerungen verraten eine durchaus verstandesmäßig-natürliche Begründung alles Sittlichen und ein großes Unverständnis religiöser Bräuche. Seine Äußerungen über das katholische Volksleben in Würzburg entstammen dem Geiste plattester Aufklärung. Darüber wächst er zwar mit der Zeit hinaus, aber die bereits erwähnte Empfindung, als er in der katholischen Hofkirche zu Dresden den Priester am Altare beobachtet, beweist höchstens, daß er gelernt hat, auch religiöse Äußerungen, die ihm selbst fremd sind, zu achten und das Beglückende und Sänftigende echter Gläubigkeit zu fühlen. Denn im Grund war er eine religiöse Natur, und hätte diese Anlage von früh auf eine bestimmte und klare Richtung erhalten, und wären ihm die Quellen des echten christlichen Lebens erschlossen worden, so daß er dessen Heilsgedanken und Wahrheiten hätte praktisch erleben können, er hätte das Zeug zu einem Heiligen in sich gehabt. Als eine tragisch gestimmte Natur empfand er die Widersprüche des Lebens tief und ganz persönlich. Aber seine Lebenserfahrung war zu groß, sein Mißtrauen in das menschliche Denken zu unerschütterlich, als daß er wähnen konnte, sie verstandesmäßig zu überwinden. Um sie aber auf sich beruhen zu lassen, hätte sein Denken oberflächlicher sein müssen. So nährte er in sich denn einen kosmisch-mystischen Glauben an ein besseres Jenseits auf anderen Welten, einen Sternenglauben, und suchte so den Ausgleich für das, was sich seinem realistischen Blick hienieden als unlösbar darstellte. In seinem Fühlen ist ein Ewigkeitszug. Deshalb dürfen wir nach seiner Meinung auch nie einen Augenblick hienieden stillstehen, sondern müssen immer, unaufhörlich einem höheren Grad von Bildung entgegenschreiten.

Man könnte vielleicht sagen, daß das Wesen seiner Religion praktisch in eine Vervollkommnungsidee auslief: ‚Daß wir den Schatz von Wahrheiten, den wir hier sammelten, auch dort brauchen könnten.‘ In dem Brief an einen Freund lesen wir: ‚Komm, laß uns etwas Gutes tun und dabei sterben! Einen der Millionen Tode, die wir schon gestorben sind, und noch sterben werden. Es ist, als ob wir aus einem Zimmer in das andere gehen. Sieh, die Welt kommt mir vor wie eingeschachtelt; das kleine ist dem großen ähnlich. So wie der Schlaf, in dem wir uns erholen, etwa ein Viertel oder Drittel der Zeit dauert, da wir uns, im Wachen, ermüden, so wird, denke ich, der Tod, und aus einem ähnlichen Grunde, ein Viertel oder Drittel des Lebens dauern. Und vielleicht gibt es für eine ganze Gruppe von Leben noch einen eigenen Tod, wie hier für eine ganze Gruppe von Durchwachungen (Tagen) einen.‘ In solchen Schwärmereien gewöhnte er sich daran, mit dem Todesgedanken zu spielen. In solchen Gefühlsexaltationen ist er auch aus dem Leben gegangen. Doch hat er über den freiwilligen Tod nicht immer so leichthin gedacht wie

damals. Wie sehr schließlich das Gefühl sein Denken verwirrte, beweist nichts so klar, als daß er sich in der Zeit, da er sich mit dem Gedanken an den freiwilligen Tod beschäftigte, wie es in einem Briefe an seine Cousine Maria heißt, morgens und abends niederkniete und zu Gott betete. So ist ihm auch hier sein Charakter zum Schicksal geworden: Das Gefühl hat schließlich alles überwältigt und sogar sein Denken verschlungen.

Wenn man das Leben und Schaffen Heinrich von Kleists in seiner Gesamtheit und mit Eindringlichkeit betrachtet, so wird man bald merken, daß beide insofern innig zusammenhängen, als sie aus der gleichen Wurzel, seiner Charakteranlage, erwachsen. Wer für diese kein Verständnis besitzt, oder wie Goethe vor ihrer Ergründung zurückschreckt, der wird niemals ein Verhältnis zu Kleist und seiner tragischen Muse gewinnen. Es gehört ein heroisches Lebensgefühl dazu, dem Tragischen so ins Auge zu sehen, wie es Kleist getan hat.

Aber darum ist er auch der einzige echte Tragiker, den die deutsche Dichtung kennt. Es ist bezeichnend für die Schwachmütigkeit unseres Zeitalters, daß es dem Ungewöhnlichen einer solchen Seelenverfassung gegenüber zunächst nur an pathologische Entartung denkt. Heroismus ist in der Tat die kleinste Mitgift, die wir von den Vorfahren empfangen haben. Soweit haben wir den Sinn für echte Ursprünglichkeit eingebüßt, daß wir dort, wo die reinste Natur sich zum Lichte ringen will, nur mehr Probleme sehen! Und doch kann die moderne deutsche Dichtung an Kleist, dem Dichter und Künstler, selbst in der fragmentarischen Existenz, in der wir ihn unser nennen, nicht nur ästhetisch, sondern auch für ihr Verhältnis zu einem gesunden und starken Leben noch manches lernen. Eine folgende Betrachtung der Werke möge das deutlich machen.

Heinrich von Kleist muß aufhören, den Deutschen, die nach hoher Kunst Verlangen tragen, ein Problem zu sein. Daß er künftig einem jeden, der mit andersgeartetem Wesen verstandesmäßig an ihn herantritt, keine Rätsel mehr aufgebe, wird man deshalb nicht erwarten. Der geniale Mensch hat gleichwie das echte Kunstwerk seine letzten Geheimnisse, die sich der ‚Forschung‘ niemals erschließen. Und so dürfen wir die auf Penthesilea gesprochenen Worte sinngemäß auch auf ihren Dichter anwenden:

> Was in ihm walten mag, das weiß nur er,
> Und jeder Busen ist, der fühlt, ein Rätsel.
> Des Lebens höchstes Gut erstrebte er,
> Er streift', ergriff es schon: Die Hand versagt ihm,
> Nach einem andern noch sich auszustrecken.

Gibraltar / Von Graf Vay von Vaya

I. Der Ort.

Die marokkanischen Unruhen lenken wieder einmal die Aufmerksamkeit der Welt nach den Gestaden des azurblauen Mittelmeers, dessen sonnige Küsten seit langen Vorzeiten die blutigsten Schlachtfelder bildeten. Die Menschheit, in ihrem bis auf die ersten historischen Aufzeichnungen zurückgehenden unermüdlichen Kampf um die Macht, vernichtete sich immer wieder gegenseitig in diesen Ländern. Trotz aller Verwüstung aber gleichen sie bis auf unsere Tage weniger einem Friedhof als einem verlorenen Paradies.

Gibraltar, Algeciras, Ceuta und dann Tanger dürfen unter so vielen dort gelegenen Orten als die wichtigsten angesehen werden. Ihre geographische Lage ist von unvergleichlicher Schönheit, und nach ihrer strategischen Bedeutung endlich bilden sie im strengsten Sinne des Wortes die Schlüssel ihrer zugehörigen Festlande. Würde es daher nicht begreiflich sein, wenn eines Tages die Geschütze dieser furchtbaren Festungen sich entladen würden gegen den unruhigen Nachbarn? —

Gibraltar ist gewissermaßen das Symbol der englischen Seemacht geworden. Das kurze Wort bezeichnet viel mehr als nur einen Ort. Der eigenartige Name repräsentiert das mächtige Übergewicht der Seemacht Großbritanniens.

‚Rule Britannia over the sea.‘

Dieser stolze Wahlspruch bekundet sich in seiner ganzen Gewalt in dem düsteren und gigantischen Felsen, der sich wie eine beständige Drohung über den tosenden Wassern der beiden unendlichen Meere erhebt.

Das Wort Gibraltar selbst ist arabischen Ursprungs. Dschebel al Tarik oder Berg von Tarik bezeichnet den Namen des Kriegshelden Tarik ibn Zijad, der mit seinen muselmannischen Truppen Anno 711 landete und den Ort unter dem Befehl des berüchtigten Vizekönigs Musa, des Repräsentanten der Kalifen von Damaskus in Nordafrika, besetzte.

In Gibraltar also begann, wie wir sehen, das Kapitel der Oberherrschaft der Mauren in Spanien, jener Periode, die mehr als sieben Jahrhunderte dauerte und die nicht nur alle Verhältnisse der Iberischen Halbinsel umwälzte, sondern auch mancherlei unauslöschliche Spuren bis in unsere Tage zurückließ.

Guzman el Bueno, der tapfere Held, konnte wohl endgültig die letzten Araber in dem für die Geschichte Spaniens denkwürdigen Jahre 1462 verjagen, jedoch tausenderlei Erinnerungen, Einrichtungen, kurzum alle die orientalische Kultur — gar nicht zu reden von den unzähligen Abkömmlingen — sind dort geblieben, tief eingewurzelt im Boden.

Calpe, wie der Felsen im Altertum genannt wurde, findet sich schon bei den Phöniziern erwähnt, und die Römer gründeten ihre erste Kolonie auf der Halbinsel Carteia, auf dem Platz des alten iberischen Hafens. Die ältesten Seefahrer kannten sehr wohl diese Passage des Ozeans. Die beiden majestätischen Berge, die auf den sich einander nähernden Ufern von Afrika und Europa emporragen, stellen die berühmten Säulen des Herkules dar, ein

Jozef Israëls/Nach dem Sturm

häufig wiedergegebenes Symbol bei den alten Völkern und von Karl V. zu seinem eigenen Wappen erwählt.

Calpe ist auch der Name, der von den jetzigen Herren alle Augenblicke angewendet wird. An jeder Ecke sucht ein buntes Gemisch von Anklebezetteln unsere Aufmerksamkeit zu erregen: ,The Calpe club', ,Calpe express', ,Calpe hunt society', ,The Calpe Tavern' usw. usw. Welcher Kontrast zwischen dem klassischen Namen und den ultramodernen, mehr oder weniger barbarischen Institutionen, bei denen die wohllautende Bezeichnung die Rauheit mildern soll. Ein schärferer Gegensatz läßt sich kaum denken als bei einem Wort wie ,The Calpe Bar'.

Kontraste sind überhaupt besonders charakteristisch für diesen merkwürdigen Ort. Die lebhaftesten Empfindungen werden durch Antagonismen hervorgerufen. Der rascheste Überblick wird sofort eine ganze Anzahl Widersprüche enthüllen. Ein kurzer Gang durch die Stadt führt uns durch ein zusammenhangloses Kaleidoskop.

Daher würde eine Beschreibung derselben ganz vergeblich sein. Man könnte von den einzelnen wahrgenommenen Objekten und Szenen nur eine ungefähre Idee geben.

Die Stadt, die einige 20 000 Einwohner zählt, baut sich staffelförmig am Fuße des Berges, besser gesagt, des schroffen Felsens auf, der senkrecht nahezu fünfhundert Fuß hoch aus dem Meere ragt. Er wirkt um so imposanter, als die spanische Küste, la Linea, oder das internationale Terrain flach ist wie die Oberfläche des ruhigen Ozeans.

Einen der packendsten Gegensätze bietet uns die Natur selbst dar. Die Formation dieses wichtigen, an der äußersten Spitze Europas gelegenen und halb in das Meer versenkten Felsens bildet eines der wirkungsvollsten geologischen Phänomene. Wenn nun diese geographische Lage schon merkwürdig ist, so ist es die soziale Gestaltung der Stadt selbst nicht weniger. Ihre Gebäude repräsentieren die verschiedensten Zeiten und Geschmacksrichtungen. Es gibt maurische Überreste, spanische Paläste, mittelalterliche Befestigungen und moderne Docks. An den Quais mit den vielen Bauten in Eisenkonstruktion glauben wir uns in einer amerikanischen Stadt, während die schmalen, von ausgespannten Tüchern beschatteten Straßen uns an die Bazare Asiens erinnern.

II. Bunte Bevölkerung.

Die Bevölkerung paßt ausgezeichnet in diesen bizarren Rahmen. Sie ist aus allen Rassen und allen Farben zusammengewürfelt. Spanier und Engländer bilden begreiflicherweise die Überzahl. Aber neben den dunkeln Kindern Andalusiens und den blonden Söhnen Albions gibt es Einwanderer oder Reisende aus allen Weltgegenden und Ländern. Jedes Schiff lädt eine neue Menge Touristen aus. Das ganze Jahr herrscht ein fortgesetztes Kommen und Gehen von wandernder Menschheit, und die Hauptstraße von Gibraltar, die Waterportstreet, macht den Eindruck eines fortgesetzten Jahrmarktes.

In diesem Gewühl von Menschen, mitten durch das unaussprechliche Chaos, schreiten selbstbewußt die englischen Truppen, und die gelassenen Schutzleute

unterhalten die Ordnung. Der rote Rock der Soldaten und die schwarze Uniform der Polizisten erinnern jeden Augenblick, was sonst leicht vergessen würde, daß wir uns auf britischem Boden befinden. Die allgemeine Inszenierung ist so theatralisch, die Welt, die uns umgibt, scheint so oberflächlich, daß es uns schwer fällt, uns die Wichtigkeit und die strategische Bedeutung des Ortes zu vergegenwärtigen.

Hierin besteht unter so vielen Gegensätzen der bemerkenswerteste. Nie waren unsichtbare Schutzwehren so gut verborgen, nie Warttürme so versteckt gelegen, als jene auf den Schroffen dieser Felsen. Alles zeigt einen fröhlichen, beinahe kindlich heiteren Charakter in diesem Orte, wo nichts dauernd, noch ernsthaft scheint. Wie wenn alles, was uns umgibt, die sonnige Szenerie und die animierten Schauspieler nur dazu da wären, um die schaulustigen Reisenden anzuziehen, eine Art fortdauerndes Theater zur Unterhaltung der Vorbeikommenden.

Schattige Promenaden umgeben die Befestigungen. Die üppigste Vegetation gedeiht zwischen den mächtigen Geschützen. Hinter prächtigen Azaleen- und Geraniumgeranken sind Mitrailleusen und Kanonen aufgestellt. Wundervolle Blumengärten mit Rosen, Jasmin, Heliotrop, Pensees verteilen sich kunstgerecht den Wällen entlang, reich entfaltete Blumen und mörderische Waffen bedecken alle Wege. Der geringste Vorsprung, die kleinste Ebene sind benützt, um einige Geschütze aufzustellen und einige Blumen zu pflanzen.

Dieser Kontrast ist zugleich am bezeichnendsten unter so vielen anderen Anomalien für den Grundzug im angelsächsischen Charakter: die Liebe zu der Natur und die Leidenschaft für den Kampf. Weit entfernt, einer von jenen zu sein, die in solchen gegensätzlichen Äußerungen Heuchelei suchen, finde ich die eine wie die andere ganz natürlich. Zärtlichkeit und Stärke können wohl gleichzeitig in der menschlichen Natur vereinigt sein, ebensosehr wie sich oft großmütige Regungen neben krassestem Egoismus äußern.

Die blühenden Gärten mit den totbringenden Befestigungen geben Gibraltar das bemerkenswerteste Gepräge. Die einen wie die andern frappieren uns alle Augenblicke, denn nirgends bieten Gärten oder Anlagen ein so angenehmes oder vielmehr poetisches Gesamtbild, als auf den sonnigen Gestaden von Gibraltar.

Wanderungen durch die Stadt bringen uns die überraschendsten, merkwürdigsten Gegensätze. Bei jedem Schritt zeigen sich die seltsamsten Offenbarungen von drei verschieden durcheinander lebenden Rassen: maurische, lateinische und angelsächsische Elemente kommen der Reihe nach zum Vorschein, von jedem findet man Spuren. Die Typen, denen wir begegnen, tragen sichtbar den Ausdruck ihrer Herkunft. Diejenigen arabischer Abstammung sind, obwohl sie seit langer Zeit im Lande leben, leicht erkennbar. Ihre zarte Gestalt, die klassischen Züge und die feinen Gelenke verraten sie selbst unter der englischen Kleidung.

III. Alte Bauwerke.

Die Stadt bewahrt noch einige der alten mosleminischen Bauwerke. Ein Teil der Schutzmauern ist von den Untertanen der Kalifen errichtet wor-

den; auch die einfachen Häuser mit ihrem ‚patio', ihrem Blumenhof, dessen Mittelpunkt der obligate Springbrunnen schmückt, sind arabischen Ursprungs; ebenso die engen Gäßchen mit den weiß getünchten Häuserfassaden. Aber die auffallendste Erinnerung bilden die dicken Fenstergitter, die vielen muscharabi, die jetzt in andalusische miradores (Balkons) umgewandelt wurden. Arabisch sind auch unzählige Gebrauchsgegenstände, wie die reizenden Krüge von gebranntem Ton, in denen das Getränke während der Hitze rein und frisch erhalten bleibt.

Die Regierung der Muselmanen dauerte zu lange, und die Kultur des Islams war eine zu hochstehende, als daß sie nicht absolut geherrscht hätte im Laufe von Jahrhunderten. Wir dürfen nicht vergessen, daß während eines Teiles des Mittelalters, nachdem alles durch die Barbaren ruiniert und zerstört worden, nur noch bei den Mauren Zivilisation zu finden war. Nach dem Verfall von Rom und der Zerstörung von Byzanz sind Damaskus und schließlich Cordova die einzigen Mittelpunkte des intellektuellen Lebens geworden. Die Iberische Halbinsel mußte sich notwendig unter diesem Einfluß beugen, und die berühmte Schule von Cordova vereinigte alles, was noch übrig blieb an strebender Intelligenz aus Griechenland, Rom und besonders Byzanz. Künstler und Handwerker kamen in großer Zahl auf spanischen Boden. Die am Ufer des Quadalquivir gelegene berühmte Mesquita ist die größte Moschee mit derjenigen von Mekka und das einst stolze Nationalheiligtum wurde von Leuten erbaut und ausgeschmückt, die aus der zerfallenen Hauptstadt Justinians kamen.

Die letzten Etappenplätze an den Küsten Nordafrikas der glänzenden Epoche: Tripolis, Tunis, Tanger, Fez, bildeten rege Zentren. Tetuan, beinahe gegenüber von Gibraltar gelegen, gibt das beste Bild von dem, was eine maurische Stadt zur Zeit ihrer Blüte sein konnte. Bis vor ganz kurzer Zeit beherbergte sie noch keinen Europäer. Von der Außenwelt durch gewaltige Mauern abgeschlossen, hat sie sich unverändert in ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Mit den blendend weißen Häusern und den dazwischen verkehrenden Einwohnern, die ohne Unterschied den fleckenlosen Burnus tragen, bietet diese schöne Stadt einen einzigartigen Anblick. Sie hat außerdem die frühere Eleganz ihrer Gewohnheiten und das Raffinement ihrer Kultur bewahrt. Besser gehaltene Häuser, schönere patios, die mit silbern reflektierenden azulejos geschmückt und von schlanken Säulen aus verblaßtem Marmor, mit irisierenden Alabasterkapitälen bekränzt sind, habe ich weder in Ägypten noch in Kleinasien gesehen. Die ästhetische Schönheit dieser gut erhaltenen Wohnungen wird noch erhöht durch Orangenhaine, Zitronengebüsche, Jasmingänge und Rosenlauben; überall rieselndes Wasser, enge Kanäle, klare Teiche und springende, spielende Fontänen. Nein, nirgends auf all meinen ausgedehnten Reisen habe ich die Kunst im Hause besser verstanden oder vollkommener ausgeführt gesehen. Die patio und die Kioske von Tetuan sind würdig der Wohnungen von Tausendundeiner Nacht.

IV. Muselmanischer Einfluß.

Ganz Andalusien trägt bis heute die auffallendsten Spuren der muselmännischen Herrschaft. Sevilla, Granada, Xeres erinnern uns bei jeder Wendung an den Orient. Die von der Eisenbahn entfernt liegenden kleinen Orte wie Vejer de la Frontera, Medina-Sidonia, Arcos und viele andere lassen uns glauben, gar nicht mehr in Europa zu sein. Ebenso verhält es sich einigermaßen mit dem Leben in den mohammedanischen Städten. Die Männer verbringen die Zeit in den Cafés und die Frauen sind in ihre Häuser verbannt. Kaum dürfen sie des Morgens tief verschleiert ausgehen, um die Kirche zu besuchen, und für den ganzen übrigen Teil des Tages begnügen sie sich, hinter ihren Ventanas verborgen die vorübergehenden Leute zu betrachten.

Maurisch nach ihrem Wesen sind viele Dinge in diesen Gegenden geblieben. Selbst die Landwirtschaft, die beinahe ausschließliche Beschäftigung der Bevölkerung, wird ununterbrochen in der gleichen Weise fortgetrieben, wie sie von den schwarzen Eroberern eingeführt wurde. Wie ehemals verkehrt man mit Vorliebe zu Pferde. Ganze Familien sehen wir auf dem Rücken einer willigen Rosinante gruppiert; selbst das Geschirr ist unverändert geblieben, reich geschmückt und verziert wie das eines Paschas. Man liebt den Prunk, wie die Orientalen, wenn möglich noch mehr. Der Stolz ist das dominierende Gefühl. Gute oder schlechte Handlungen werden mit dem gleichen Stolz ausgeführt.

Ein merkwürdiges Gemisch bietet uns diese andalusische Erde. Seit den phönizischen und griechischen Eroberungen haben alle großen Mächte ihren Fuß darauf gesetzt. Rom hat selbst Kaiser gehabt, die dort geboren sind. Italica wurde eine der wichtigsten Städte des Reiches. Die Vandalen und die Goten befanden sich nicht weniger zufrieden dort, besonders letztere gediehen ausgezeichnet unter der südlichen Sonne, bis die Mauren in ihr Königreich einbrachen und absolute Herren der Halbinsel wurden. So ist es begreiflich, daß die Spuren dieser Herrschaft, die nahezu tausend Jahre dauerte, nicht ganz verschwunden sind und die orientalischen Erinnerungen Andalusien den malerischen Charakter und poetischen Reiz geben.

Trotz seiner prosaischen Umwandlung zeigt uns auch Gibraltar noch viel von diesen künstlerischen Spuren. Das Lokalkolorit hat nicht von einem Tag auf den andern umgeändert werden können. Allerdings die Kasernen sehen düster drein, aber die Natur ringsumher lacht. Hier ist in der Tat ein Erdenwinkel des ewigen Frühlings. Menschenhände haben zwar manches umgewühlt und verunstaltet, aber sie werden glücklicherweise niemals hindern können, daß Gottes Sonne es bescheint.

V. Das tägliche Leben.

Wie lebt man auf diesem isolierten Felsen? Das ist eine sehr naheliegende Frage. Wie finden sich die an Freiheit und fortwährende Bewegung gewöhnten Engländer in diese Art Gefängnis, wie ertragen sie solche Verbannung?

Die vielleicht merkwürdig scheinende Antwort hierauf lautet in jeder Hinsicht befriedigend. Es fehlt nichts, um dem Geschmack nach allen Richtungen hin

Genüge zu leisten. Alte und Junge, Reiche und Arme, Militär und Zivil, alles findet nicht nur reichliche Beschäftigung, sondern auch mancherlei Zerstreuung.

Für die englische Nation haben Entfernungen ebenso wie Hindernisse längst aufgehört zu existieren, da sie gewohnt ist, in allen fünf Weltteilen zu wohnen und zu herrschen; so erscheint ihr das Mittelmeer in nächster Nachbarschaft. Auch Gibraltar gilt nicht als ein überseeischer Platz, sondern trägt die Bezeichnung ‚homestation'.

An Beschäftigungen fehlt es da keineswegs. Welcher Art auch eine Karriere sei, sie verlangt stets reichliche und harte Arbeit. Man steht früh auf und geht spät zur Ruhe. Die Offiziere sind ebenso beständig in Bewegung wie die Soldaten. In den Kasernen wie auf den Exerzierplätzen verbringen sie die Stunden in fieberhafter Tätigkeit. Selbst wenn die Arbeit an und für sich nicht sehr wichtig ist, trachtet man doch, die Mannschaft fortdauernd zu beschäftigen. Es ist einer der englischen Grundsätze, die Leute nie müßig gehen zu lassen. Nichts zu tun, müßig sich zu verhalten, wird als gefährlich und eine Quelle für schlechte Gedanken und Handlungen angesehen. Daher schaffen alle, vom General bis zum letzten Untergebenen, und kommen ihren Verpflichtungen, seien sie wichtig oder unbedeutend, auf die gleiche pünktliche und gewissenhafte Weise ohne Unterschied nach.

Der Zivilstand setzt sich zusammen aus Händlern, Kaufleuten, Agenten, Seefahrern, die ihren Unterhalt ausnahmslos durch Unternehmungen und ihren eigenen Fleiß gewinnen. Demnach ist es leicht verständlich, daß sie keine Muße finden, sich gehen zu lassen. Mehrere Firmen haben einen internationalen Ruf und besitzen Zweigniederlassungen in den großen Handelszentralen der Welt, die mit viel Umsicht geleitet werden müssen. Die Geschäfte verlangen unausgesetzte Aufmerksamkeit. Bei den hausses und baisses eines Marktes, wie der von Gibraltar, wo zu allen Tagesstunden unzählige Schiffe Waren bringen, kann nur persönliche Tüchtigkeit den Erfolg sichern. Daher bleibt niemand müßig, selbst die geborenen Spanier sind unter Albions Einfluß tätig geworden. Offenbar wurde seit der Besitzergreifung darauf geachtet, das ‚Dolce far niente' auszutreiben, welches den benachbarten Völkern so lieb ist.

VI. Abendzerstreuungen.

Wie nun die Tage durch die Arbeit reichlich ausgefüllt erscheinen, so sind es nicht minder die Abende, nachdem die Schlußglocke geläutet hat. Nach beendetem Tagwerk beginnt die Erholung mit kaum weniger fieberhafter Bewegung. Der Sport blüht auf alle Arten. Je nach Geschmack, oder besser je nach dem Geldbeutel veranstaltet man Wettrennen zu Fuß oder zu Pferde, spielt Fuß- oder Handball nach tausenderlei Regeln; selbst Polo und Schnitzeljagden gibt es. Alle diese Zeitvertreibe sind geregelt und organisiert durch die ausgewähltesten Klubs und Gesellschaften. Diesen anzugehören verleiht zugleich eine Art ziviler oder vielmehr sozialer Stellung. Zu dem einen oder andern der exklusivsten durchzudringen, ist eine Frage von größter Wichtigkeit und bildet den Ehrgeiz von manchem jugendlichen Geiste.

Die Abende werden gewöhnlich in einem der Klubs verbracht. Es gibt

deren eine große Anzahl für die Armee, die Marine und die verschiedenartigsten für die einfachen Sterblichen. Je nach Stellung und Vermögen findet jeder in dem einen oder andern die Freunde vereinigt. Die hiefür bestimmten Etablissements, vom ‚Calpeklub' bis zum Seemannsheim sind bewundernswert gehalten und mit Zeitungen und anderer Lektüre reichlich ausgestattet. Jedermann besucht sie gern und fühlt sich dort wie zu Hause. Außerdem gibt es ununterbrochen Privatempfänge; denn Freunde einzuladen gilt nicht nur als ein Vergnügen, sondern als eine Art Pflicht. Lunch, Diners, Nachmittags- und Abendeinladungen folgen sich zahlreich. Allerdings begegnet man dort beinahe stets den gleichen Personen; jedoch der Ort wechselt immer. Einmal wird die Festlichkeit im Hause abgehalten, ein andermal bei einem Picnic. Solche Ausflüge ins Innere des Landes, Meerfahrten u. a. finden unaufhörlich statt, in dem Bestreben, durch neuartige Ideen Aufsehen zu erregen.

Das Tagesprogramm ist tatsächlich ebenso ausgefüllt wie vielseitig. Wenn wir dem Stundenplan eines Tages in Gibraltar gewissenhaft folgen, so werden wir gründlich ermüdet sein. Das soll aber auch bezweckt werden. Dieses in voller Entwicklung begriffene und mit außergewöhnlicher physischer Kraft begabte Volk bedarf notwendig fortgesetzter Übung und Anstrengung.

VII. Militarismus.

Bei Tagesanbruch blasen die Hornisten die Reveille. Einige Patrouillen durchziehen die Straßen. Die Truppen marschieren zum Exerzierplatz, zur Rechten und zur Linken die Offiziere auf stolzen tänzelnden Pferden. Vielfarbige Uniformen leuchten als glänzende Punkte durch den morgendlichen Dunst. Um diese Stunde ist das militärische Leben am regsten. Am Meeresufer und auf den Spitzen der Felsen, überall ertönen Kommandos, überall hört man das Klirren der Waffen. Es gibt keinen Winkel und nicht den geringsten freien Platz, wo nicht irgendeine Befestigung, ein Bollwerk mit Schildwachen sich bemerklich machte.

Wenn nun das Festland selbst derart in Waffen starrt und einen kriegerischen Anblick bietet, so ist die See ringsum nicht weniger bewacht. Der blaue Spiegel des mittelländischen Meeres, wie die hochgehenden Wogen des Atlantischen Ozeans werden unaufhörlich von Fregatten und Schiffen aller Art und Größe durchkreuzt. Torpedoboote und Dreadnaughtsdampfer hin und wieder; wie eine Schar riesiger Wasservögel durchfurchen sie die Wellen in weiten Evolutionen.

Albions Macht wird jedem Laien deutlich sichtbar während eines Vormittags auf Gibraltar, wenn Armee und Marine ihre volle Energie entwickeln; unermüdlich wird geübt und manövriert, zu Land und zu Wasser. Soldaten und Matrosen überbieten sich in kriegerischem Eifer.

Man eilt und läuft und hastet auf allen Seiten und nach jeder Richtung. Zu diesem bewegten und leuchtenden, von der strahlenden Sonne vergoldeten Bilde geben ununterbrochene Gewehr- und Mitrailleusensalven, dazwischen hie und da das dumpfe Gebrumme einer mächtigen Kanone die vollkommenste musikalische Begleitung.

So vergeht der Morgen unter dem Szepter des Mars. Aber nicht minder unumschränkt herrscht der Stab des Merkur. Das Börsengebäude wird bestürmt wie eine zu erobernde Festung. Jeder will zuerst ankommen, jeder trachtet vor dem andern die neuesten Nachrichten zu erhalten. Kaum sind die Tageskurse angeschlagen, so beginnt das Lärmen. Der und jener kauft. Man macht Geschäfte aller Art und unter jeder Form. Wenn nicht aus Notwendigkeit, so doch zum Vergnügen. Ohne Handel und Wandel wäre das Leben für die Mehrzahl der bürgerlichen Klasse sehr einförmig.

Auf dem kleinsten Fleckchen Erde, auf dem die britische Flagge weht, gilt der Handel als erste Existenzbedingung. Das Leben ist ein Geschäft. Dieser Satz, der im ersten Augenblick übertrieben erscheinen könnte, kommt dennoch bei dem britischen Volke der Wahrheit sehr nahe. Bei einer gewissen Klasse der Angelsachsen scheint: ‚Life is business' eine Tatsache zu sein.

VIII. Das schwache Geschlecht.

Das schwache Geschlecht will seinerseits auch eine Rolle in der Festung spielen. Wohlgestaltet und sehr männlich, wenn nicht von Natur, so doch durch Erziehung, sucht es sich vielerlei Aufgaben zu stellen. Nützliche oder auch nichts bedeutende Beschäftigungen drängen sich in tausenderlei Variationen. Obliegenheiten, denen man sich daheim nie unterziehen würde, gelten in der Garnison als eine Art Zerstreuung. Man beschäftigt sich mit dem Haushalt, überwacht persönlich Küche und Speisekammer. In den fremden Ländern, mit der eingeborenen Dienerschaft lasten die häuslichen Sorgen doppelt auf der Hausfrau, auch muß sie, wenn sie nicht zu sehr betrogen sein will, selbst die Markteinkäufe besorgen.

Somit ist der Markt von Gibraltar, was das Feld des Mars für das Militär und die Börse für die Kaufleute, — der morgendliche Rendezvousplatz für die weibliche Welt geworden. Er bietet einen abwechslungsreichen und heiteren Anblick. Von Anfang bis zu Ende herrscht dort ein außerordentlich lebhafter Verkehr und betäubender Lärm. Man spricht in allen Sprachen und feilscht in allen Dialekten. Überdies scheint darin die angenehmste Unterhaltung gefunden zu werden. Ohne einige ‚pences' abzuhandeln, würde sich die wohlhabendste Hausfrau übervorteilt glauben. Auch die Verschwenderischste befleißigt sich dieser falsch angewendeten Sparsamkeit. Inzwischen rückt die Stunde vor, die Buden werden leer und der Markt oder besser die improvisierte ‚garden party' geht zu Ende. Wie man den Hyde park in London verläßt, um durch das Piccadilly nach der Stadt zurückzukehren, so geht man in Gibraltar vom Markte weg, um Einkäufe in Waterportstreet zu machen. Die Engländer ändern nichts in ihrem Leben als den Ort der Handlung.

Shopping ist die zweite wichtige Beschäftigung des Morgens. Kein Vormittag vergeht ohne Einkäufe. Nützliche oder unnütze Gegenstände werden mit der gleichen Befriedigung erworben, die geringste Kleinigkeit mit einer Art Eroberungsgefühl gekauft. Der Gegenstand selbst macht der anmutigen Käuferin weniger Vergnügen als das Bewußtsein, ihn erworben zu haben.

Waterportstreet ist — um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen —

ein beständiger Anziehungspunkt und eine der größten Versuchungen. Wie ein enger und winkliger Bazar, bieten die offenen Läden die besten Erzeugnisse des Okzidents und alle Schätze des Orients dar. Die bei den englischen Waren aufgestellten Mauren haben das Ansehen großer Herren. Indische Juweliere neben spanischen Gemüsehändlern, alle bieten mit der gleichen Aufdringlichkeit die tausenderlei Artikel des Vanity fair an. Daher ist es nicht erstaunlich, wenn die Geschäfte immer von Liebhabern belagert werden und leichtfertige Menschen ihren Besitz dort verschleudern. Man gibt überhaupt gern Geld aus. Der Engländer ist nicht geizig. Er verschmäht es, zu sparen. Obgleich einerseits unermüdlich im Gelderwerben, ist er doch andererseits sehr freigebig. Ganz im Gegenteil zu seinem Nachbarn, dem Franzosen, der darauf bedacht ist, Ersparnisse zu machen, um sich vollständig von den Geschäften zurückzuziehen und als bescheidener Rentier seine Tage zu beenden; verschieden auch von dem Deutschen, der spart und sich vielerlei versagt unter irgendeinem oder auch ohne jeden Vorwand. Der Engländer versagt sich nichts, was das gewonnene Vermögen ihm bieten kann.

Die rechte Wertschätzung des Geldes vermag nur nach sehr langen Jahren aus der Praxis gewonnen zu werden. Man könnte selbst sagen, daß erst durch Generationen richtige Anschauungen hierin erreicht werden. Auch die Intelligentesten sind oft geneigt, das Geld nicht um deswillen zu lieben, was es zu bieten vermag, sondern nur wegen des Metalles an sich und eigentlich ohne jeden Zweck. Denn wenn es schon nicht leicht ist, zu gewinnen, für viele scheint es noch schwerer, dasselbe auszugeben. Aber liegt nicht eine Art göttlicher Vorsehung in dieser selbst auferlegten Strafe der Geizigen, welche sich alles versagen, was sie mittels ihres angehäuften Vermögens sich verschaffen könnten, um das Leben angenehmer zu gestalten?

Man muß gestehen, daß die Engländer in dieser Hinsicht nicht sündigen. Wenn sie arbeiten, so tun sie es, um die Mittel zum Genießen zu gewinnen, und nicht, was das Billigste ist, kommt dabei in Frage, sondern was das Angenehmste ist. Auf dem Grundsatz baut sich ihr in jeder Beziehung so angenehmes soziales Leben auf. Dank dieser richtigen hellen Auffassung entfaltet sich das Leben selbst auf dem isolierten Felsen von Gibraltar mit all seinen Nebensächlichkeiten und vielerlei luxuriösen Anforderungen.

IX. ‚Time is money'.

Die Zeit vergeht schnell. Die Sonne erhebt sich inzwischen zum Zenit. Die Truppen kehren vom Exerzierplatz zurück, die Börse ist verlassen, der Markt verödet. Der Anblick des Ortes ändert sich, wird aber nicht ruhiger. Die Schauspieler haben ihre Kleider gewechselt. Die Herren in roten Röcken und die Damen in ihren Reitkleidern galoppieren in aller Eile nach dem Platze des ‚meet'. Merkwürdigerweise wird sogar auf dieser öden Klippe Parforcejagd geritten. Der Lieblingszeitvertreib jedes wahren Sohnes von John Bull ist selbst auf das wie eine Handfläche begrenzte Terrain verpflanzt worden. Der Sport vor allem, die nationale Belustigung, blüht wie überall, wo eine englische Kolonie existiert, auch auf Gibraltar

Während des Nachmittags wird verhältnismäßig wenig getan. So ist es in der City von London, also auch sonst überall in Großbritannien. Kaum einige Stunden wird gearbeitet, die übrigen stehen zu individueller Verfügung. Diese Freiheit würde der Engländer um keinen Preis hergeben. Geld kann wohl erworben werden, aber keine Zeit. Ein schöner geopferter Nachmittag ist für immer verloren. Jede Stunde repräsentiert einen Abschnitt des eigenen Lebens, den nichts weder ersetzen noch entschädigen kann. Die größten materiellen Verluste können getilgt werden, — eine verlorene Minute verschwindet auf ewig. . . .

‚Time is money‘, so banal dieser Satz auch geworden ist, tut er uns mit seiner tiefen Philosophie doch am besten den praktischen Sinn und die allbekannte Klugheit der angelsächsischen Rasse dar. Sie bemüht sich so viel als möglich, im Sinne dieser ebenso nützlichen wie weisen Vorschrift zu leben, die, in der ersten Jugend schon eingeprägt, zur zweiten Natur und nie wieder, wohin auch das Schicksal sie führt, vergessen wird. Bei der Arbeit, beim Vergnügen, immer und überall herrscht Eile, und wird jeder Augenblick ausgenützt. Kurz, die Intensität des Lebens kennzeichnet seinen richtigen Wert.

Es würde zu weit führen, die verschiedenerlei Arten von Sport aufzuzählen, deren Variationen in der ‚Badminton library‘ zu erforschen sind. Man übt sie zu Land und zu Wasser aus und unterhält sich dabei nach Herzenslust.

Polo, Rudern, Golf, Tennis, Fußball und Kricket beschäftigen jung und alt. Man kann sogar Bergsteigen auf den Gipfel der Sierra. Dann sind Ausflüge nach Spanien oder der afrikanischen Küste ganz besonders beliebt. Die ‚outings‘ und die ‚Weeks ends‘ sind mehr als reine Zerstreuungen; sie wurden zu einer wirklichen Notwendigkeit.

Algeciras verdankt seine Beliebtheit diesem Verlangen nach Ortsveränderung. Man soll irgendwohin gehen, um den Sonntag zu verbringen. Koste es, was es wolle, man muß seine Koffer packen, sich auf die Eisenbahn oder ein Schiff begeben, weiter fort oder in die Umgebung fahren; ohne etwas Platzwechsel wäre das Programm der Woche unvollständig. Eigentlich weniger wegen der Anziehungspunkte eines Ortes, als um möglichst unvorhergesehene wechselvolle Eindrücke zu gewinnen.

‚Change‘ ist ein Wort, mit dem man sich sehr bald an diesen Küstenstrichen vertraut macht. Veränderung der Luft, der Nahrung, der Existenzbedingungen scheinen äußerst anregend zu wirken. Nähere oder weitere ‚Ausflüge‘ bieten solche Aufregungen, verlangen mancherlei Maßnahmen und ermüden zugleich. Man muß an alles denken und alles versorgen, als ob man die Reise um die Welt machte. Genau die gleichen Eigenschaften sind dazu nötig und dieselben Triebe werden dabei befriedigt.

(Fortsetzung folgt.)

Max von Gagerns erster Aufenthalt in Paris im Jahre 1829 / Von Ludwig von Pastor*

Als Gagern, kaum neunzehn Jahre alt, in den ersten Maitagen des Jahres 1829 über Mainz und Metz die Reise nach der französischen Hauptstadt antrat, war er nach eigenem Geständnis ‚noch immer ein recht unfertiger deutscher Student, nicht bloß von lückenhaftem Wissen, sondern auch ohne die feineren Manieren der Welt‘. Zum ersten Male von seinem Bruder Moritz getrennt, war er ganz auf eigene Füße gestellt, dazu noch in dem fremden, viel Gefährliches bietenden Seine-Babel.

Glücklicherweise fand er dort bei zwei Freunden seines Vaters eine Aufnahme, wie er sie liebevoller nicht wünschen konnte. Es waren dies der niederländische Gesandte, General Baron Robert Fagel, und Herr van Fabricius, niederländischer Legationsrat und zugleich nassauischer Geschäftsträger. Fagel war Angehöriger einer alten oranisch gesinnten Patrizierfamilie und hatte dem niederländischen König Wilhelm I. als Adjutant durch alle Schicksalsschläge hindurch persönlich bis zur Gründung des Königreichs gedient.

Am 9. Mai in Paris angekommen, besuchte Gagern zunächst Fabricius, der bereits Wohnung für ihn in einem kleinen Hotel Garni gemietet hatte und ihn sogleich zum Diner der Familie einlud. In der ältesten Tochter des Generals fand Max eine Freundin seiner Schwester Amalie, die mit ihr in demselben Kloster erzogen worden war. Fabricius stellte Gagern am folgenden Tage dem Gesandten vor. Dieser hatte kaum den väterlichen Empfehlungsbrief gelesen, als er bemerkte: ‚Ich habe zwar gerade einen meiner Brüder zum Besuche bei mir, aber sobald dieser in wenigen Wochen mich verlassen haben wird, müssen Sie dessen Zimmer in meiner Wohnung einnehmen.‘ Außerdem wurde Gagern von Fagel eingeladen, sich künftig täglich um 9 Uhr bei ihm einzufinden, wo er dann mit ihm, Herrn van Fabricius und seinem Neffen Boreel, dem Attaché der Gesandtschaft, vor den Kanzleistunden würde konversieren und die Zeitungen lesen können.

Durch die beiden Diplomaten kam Gagern sofort in die hohe Sphäre der Pariser Gesellschaft. Schon am 12. Mai nahm er an einem der berühmten ‚diners encyclopédiques‘ teil, das Julien, Redakteur der Revue encyclopédique und als Chevalier Alphonse bekannter Verehrer der Madame de Staël veranstaltete. Zu Ende der Tafel nahm Julien das Wort, erklärte den kosmopolitischen Zweck der Versammlung und schlug als Toast vor: Die katholische Emanzipation, die Freiheit der Presse und ein König, unter dem man solches genießt.

---

* Die Liebenswürdigkeit des Verfassers ermöglicht uns, obigen besonders interessanten Abschnitt aus der Gesamtbiographie Max v. Gagerns wiederzugeben, die noch vor Weihnachten im Kösel'schen Verlag erscheinen wird. Max v. Gagern (1810—89), der Bruder Heinrich v. Gagerns, des zeitweiligen Präsidenten der Frankfurter Nationalversammlung, war in niederländischen, nassauischen und nach seiner Rückkehr zur katholischen Kirche seit 1855 in österreichischen diplomatischen Diensten hervorragend tätig und hat sich um die Sache des Vaterlandes und der Kirche heute noch unzureichend gewürdigte Verdienste erworben.

Am folgenden Tage traf Gagern auf einer glänzenden Soirée bei dem General Lafayette, an den er ebenfalls ein väterliches Empfehlungsschreiben hatte, eine große Anzahl berühmter Persönlichkeiten, wie Benjamin Constant, Casimir Perrier, Ternaux und die beiden Dupin. In eingehend französisch geschriebenen Berichten schilderte er seinem Vater alles, was er in der Weltstadt an der Seine erlebte und sah. Und das war nicht wenig, denn außer dem interessanten Verkehr in der diplomatischen Gesellschaft besuchte er auch in der Sorbonne Vorlesungen bei Guizot, Cousin, Villemain und suchte sich auch alle sonstigen Bildungsmittel zunutze zu machen. Über die mannigfaltigen Eindrücke, die in Paris auf Gagern einstürmten, schreibt dieser in seinen ‚Erinnerungen‘: ‚Der Ernst des Lebens und die Einsicht in die Notwendigkeit, mir einst durch eigene Mühe einen Weg durch die Welt bahnen zu müssen, dann aber auch begründete Zweifel an meiner Befähigung dazu, kamen jetzt in steigendem Maße über mich, abwechselnd mit freudiger Anregung und Lebenslust. Ich lernte jetzt erst recht die ganze Stufenleiter der Stimmungen kennen, von der ungeschicktesten Schüchternheit bis hinauf zum verwegensten Unternehmungssinn, und so wieder hinab; die ganze Plage eines überwiegend sanguinischen Temperaments. Auf mich ganz besonders war anwendbar, was Bruder Fritz zuweilen als eine Familieneigenheit bezeichnete: „eine bedenkliche Mischung von Trotz und Wehmut“. Der Gleichmut fehlte mir, das ruhige, aber feste Gottvertrauen, die Richtschnur des Glaubens, die Anerkennung einer Autorität in göttlichen Dingen, die Liebe zu Gott! Die fehlten mir und sollten leider mir noch länger fehlen! Meine Vorsätze waren gut, die Lebenszeichen aus der Heimat billigend und ermutigend; der Anfang war gemacht, und ich wollte durchaus nichts versäumen, was mir zu sehen und zu hören nützlich sein konnte. Guter Rat fehlte mir ja auch nicht. Zu meinen Fortschritten in der Sprache trug wohl nichts so sehr bei, als meine Intimität in der Familie Fabricius: nach ihren Vorschlägen besuchte ich die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt und die der schönen Umgebungen; Versailles und die Foire de St. Cloud, im Jardin des plantes die Bären und mit väterlichen Grüßen die naturhistorische Größe Geoffroy St. Hilaire; nachmals jede Woche die Deputiertenkammer; dann die Assisenverhandlungen, die Bildergalerie im Louvre, die Theater groß und klein, die Bibliotheken und Vorlesungen in der Sorbonne, die Königsgruft zu St. Denis und Gräber des Père Lachaise; ja zur Morgue stieg ich hinab am Ufer der Seine, wo sieben Nackte in allen Farben der Verwesung — von Rosenrot bis Dunkelgrün — ihrer Wiedererkennung und eines endlichen Grabes harrten; „it's a horrid sight,“ stöhnte ein junger Engländer, der halb ohnmächtig von dieser Ausstellung floh. Das alles mußte ich sehen, wenn auch planlos, und ich wurde darin von meiner klugen Freundin, Frau von Fagel und ihren drei guten Töchtern öfter examiniert. Unerfahren und unverdorben wie ich war, ging mir über manches ein neues Licht auf. Als ich eines Abends aus dem Theater nach Hause ging — es war sogleich in den ersten Wochen —, begegnete ich in der Rue St. Honoré vielen schön gekleideten jungen Frauengestalten, die mir bei halber Beleuchtung ungewöhnlich reizend vorkamen, und

eine derselben sprach auch lieblich mich an: ich war halb verlegen und halb betäubt, ich hörte einen Augenblick hin, doch plötzlich sagte die innere Stimme mir: „Du bist in Gefahr, du bist am Scheideweg!" Ich faßte mich schnell, riß mich in Gedanken von aller Versuchung los und machte so große Schritte, daß ich alsbald das Gefühl bekam, als würde ich wie von Springfedern aus Stahl bei jedem Schritte gehoben; ich war ganz glückselig auf meinem weiteren Heimwege, denn mein Vorsatz stand fest, daß mich Paris nicht drunter kriegen sollte. Dieser Abend schwebt mir auch heute als eine erste und besondere Äußerung göttlicher Gnade vor, denn ich glaube, es hätte keiner großen Kunst bedurft, mich mit List allmählich zu verderben, wenn junge Bekannte es irgendwie darauf abgesehen hätten. Gottes Erbarmung mit meiner Schwäche und „Verführbarkeit" (wie es Bruder Fritz nannte), hat meine jungen Jahre davor bewahrt!'

Nach vier Wochen siedelte Gagern in die Wohnung seines väterlichen Freundes Fagel über. Durch sein solides Leben und seinen guten Willen gewann er bald so sehr die Zuneigung und Achtung seines Beschützers, daß dieser ihn später als Volontär dienstlich in der Gesandtschaftskanzlei beschäftigte. Gagerns Ehrgeiz wurde dadurch mächtig angespornt. Wenn er auch sein Bestes zu leisten versuchte, so fehlte es doch an Schwierigkeiten nicht. ‚In lebhafter Erinnerung', erzählt er, ‚steht mir noch die Stunde, in welcher mir mein freundlicher Meister zum erstenmale ein offizielles Aktenstück in größtem Format auf Ministerpapier zum Kopieren in Reinschrift anvertraute. Es war die Begrüßungsnote des niederländischen Gesandten an den neu ernannten Ministerpräsidenten Polignac, und mit Eifer setzte ich mich ans Werk: Hoch oben hin setzte ich die korrekte Anrede „Prince" und schrieb oben weiter eine Viertelseite herunter, bis mein Chef sich die Probe ausbat. Da hörte ich bald das Knistern des steifen Papiers in seiner Hand, dann einen verhaltenen Seufzer und daraufhin die Worte: „Aber lieber Freund, ist das Ihr Bestes von Schönschrift? Ja wissen Sie, da sind doch gewisse Regeln zu beobachten für die Distanzen, den Rand usw., aber auch Ihre französischen Buchstaben, besonders die großen, sind doch nicht für offizielle Schriften im diplomatischen Verkehr hinreichend gefällig und brauchbar! Aber hören Sie, man findet hier vielfach, selbst auf den Boulevards angeschlagen, die Ankündigungen von einem kalligraphischen Kursus in zwölf Lektionen. Wäre es nicht gut, wenn Sie diese benützten?" Da war ich in meiner Illusion des „docti male pingunt" wie vom Schlage gerührt. Die Reinschrift an den Fürsten Polignac mußte nun auf Freund Boreel warten, der sie mit seiner englischen Meisterschaft kopierte; ich aber durfte längere Zeit gesandtschaftliche Berichte und Schriften für die Außenwelt nur in das Kopierbuch für die Kanzlei eintragen. Ich war tief gedemütigt, und dennoch hatte ich nicht die Seelenstärke, den guten Rat zu befolgen. Lieber stand ich morgens in meinem Zimmer früher auf und übte mich in meinem Zimmer einsam im Malen der Buchstaben nach einer Vorschrift sowie im geläufigen Fließenlassen gerader und gleicher Zeilen. Die Spuren des kalligraphischen Fortschrittes finden sich noch in meinen Briefen nach Hornau, in welchen

die gelehrte Knabenhand allmählich einer Lateinschrift lebender Sprachen gewichen ist. Dankbar aber bin ich meinem Legationsrat für die so schonende Demütigung geblieben.‘

In der Familie Fagels, in der Gagern immer mehr heimisch wurde, machte er die meisten französischen Bekanntschaften, zu welchen er sonst in den Sommermonaten zu Paris schwer gelangt wäre. Dort traf er unter andern Maret, Herzog von Bassano, den General Horace Sebastiani, den Herzog von Dalberg, Benjamin Constant, Minister Pourtalés, Klemens Hügel und den österreichischen Botschafter Grafen Apponyi, dessen Gemahlin sein Vater in der Geschichte des Wiener Kongresses als Muster der Grazien verherrlicht hatte. In den Abendgesellschaften bei Fabricius lernte er mehrere französische Schriftsteller von der romantischen Schule kennen, wie Alfred de Vigny und Emil Dechamps, welche sich damals bemühten, dem französischen Publikum Shakespeare und Schiller näherzubringen. Aus jenen Abenden stammt auch die Unterhaltung über die Gründe der Zwietracht zwischen Holländern und Belgiern, die Gagern in seinen ‚Jugenderinnerungen‘ mitteilt. Vertreter beider Reichsteile führten dabei politische, kirchliche und sprachliche Argumente gegeneinander ins Feld, bis ein französischer Literat bemerkte: Que voulez-vous, messieurs, il y a incompatibilité d'humeur.‘ Gagern wollte dem Holländer vom Standpunkte nationaler Verwandtschaft zu Hilfe kommen, aber nun entspann sich ein neuer Streit zwischen den beiden über Originalität oder Gleichartigkeit der hochdeutschen und niederdeutschen Sprache. Da tat derselbe Schiedsrichter den Spruch: ‚Messieurs, à mon avis, le Hollandais est pour l'Allemand, ce que le Portugais est pour l'Espagnol.‘ Gagerns Entschuldigung, daß er beider letzteren Sprachen nicht mächtig sei, ließ er nicht gelten, sondern schlichtete den neuen Streit mit der auch anderwärts allen künftigen Vermittlern zu empfehlenden Auskunft: O, ce n'est pas que je connaisse aucune des quatre, mais c'est une idée que je me suis formé à ce sujet.‘

Durch den ausgedehnten gesellschaftlichen Verkehr lernte Gagern französische Ansichten aus allen politischen Lagern jener Epoche kennen. Dazu kam sein fleißiges Studium der Zeitungen. ‚Nach den Blättern‘, berichtete er am 21. Juni seinem Vater, ‚gärt es in der Tat sehr stark, und künstlich wird der Stoff zusammengetragen aus allerlei skandalösen Denkwürdigkeiten und alten Polizeiberichten, wodurch Leute aller Parteien kompromittiert werden. Diese Sorte Preßfreiheit wird bedenklich.‘ In einem Schreiben vom 2. August heißt es: ‚Polignac ist endlich in Paris angekommen, und man wird bald sehen, ob das Schicksal ihn mehr begünstigen wird als Chateaubriand, der übrigens noch einmal hieherkommen wird, bevor er auf seinen Botschafterposten nach Rom zurückkehrt. Der Zeitungslärm ist schon in vollem Gange, und die Preßprozesse mehren sich. Das „Journal de Paris“ ist das insolenteste Blatt; dann kommen „Courrier“, „Constitutionel“ und „Globe“; das „Journal des débats“ ist das gemäßigtste, der „Messager“ ist Martignacs Organ; „Quotidienne“ und „Gazette“ seien, wie man sagt, zu schwach, von der apostolischen Partei und vom Jesuitengeneral Roothaan unterstützt.

In der auswärtigen Politik werden die russischen Siege gewaltig gefeiert, und der Botschafter Pozzo di Borgo tut sein bestes im Einklang mit den Preußen, die beinahe als Alliierte dabei auftraten, während Graf Apponyi sich zurückhaltend benimmt. Fürst Metternich hat ihm einen tüchtigen Botschaftsrat, Baron Klemens Hügel, zur Verstärkung geschickt, dem ich bei unserem Diplomatentisch im Café de Paris sehr gerne zuhöre.'

Am 7. August hatte Gagern durch Vermittelung von Fabricius Audienz bei Talleyrand. ‚Ich mußte recht lange warten', heißt es in dem Bericht an seinen Vater, ‚bis er, unerwartet durch eine Tapetentür aus seinem Schlafzimmer heraustretend, vor mir stand und etwas mühsam hinkend, auf einen Stock gestützt, einen Shawl um den Kopf, mit graugelber Gesichtsfarbe, mit sonderbar toten Augen mich betrachtete und ansprach; aber der Blick wurde alsbald belebt, und der Empfang war sehr freundlich. Er erfreute sich Ihres Wohlbefindens und des lebhaften guten Andenkens, das Sie ihm bewahrten, und verglich Sie mit der Frühlingsschwalbe in der Fabel von Lessing; dann sagte er ganz ausdrücklich, wie ihm der Umgang mit Ihnen immer angenehm gewesen; denn Sie seien un homme plein de lumière et de savoir, plein d'énergie et le coeur toujours droit; es tut mir leid, nicht andere, für Sie freundlichere Ausdrücke wörtlich behalten zu haben. Von seiner Reise nach Aachen und seinem Aufenthalt in Preußen erinnere ich mich noch unter anderem des folgenden Satzes: J'y ai vu bien des choses qui doivent donner à refléchir à leurs voisins; das waren wohl Dinge, wie die sparsame Ordnung und stramme militärische Disziplin, die Schule der Rechtlichkeit in der Verwaltung, wie sie sich aus Steins Städteordnung und Provinzialständeverfassung fortgesetzt hatten, aber auch die alte Kunst, schnell Steuern und Soldaten zu schaffen. Mir aber waren jene Dinge wohl auch im Hinblick auf meine holländisch-belgische Zukunft zu Gehör gesagt; denn in Belgien war die übertriebene und unnütze holländische Tendenz zur Assimilierung der flämischen Mundart mit der eigenen in den Schulen, die Abneigung um so mehr gegen alles Französische und überhaupt gegen die steife Manier der holländischen Verwaltungsbeamten schon damals so lästig geworden, daß seit 1827 die beiden Oppositionen Belgiens — die französisch-liberale und die katholische Partei — sich unerachtet innerer Gegensätze doch zu einem gemeinsamen Programm vereinigt und so die Chancen einer Revolution vorbereitet hatten in Verbindung mit den in Frankreich selbst verwandten Elementen. Beim Abschied und fast unter der Türe richtete Talleyrand noch die folgenden Worte an mich: Je vous suiverai dans votre carrière; vous avez un grand exemple devant vous; quand vous écrirez à M. votre père, je vous prie de le remercier de ma part du plaisir qu'il m'a procuré de vous voir.'

‚Ich hatte also den Mann, den Politiker gesehen, der drei Jahre vorher in Heidelberg vom Historiker Schlosser mir als ‚Talleyrand der Schuft' bezeichnet worden war, an den aber mein mild urteilender Vater mir Empfehlungen aufgetragen und von dem er noch in seinem Brief vom 8. Juli

mir vor meiner Audienz geschrieben hatte: Vous aurez toujours vu de près un homme fort remarquable.‘ Dann heißt es weiter im väterlichen Brief: Tout est ‚mode‘ en France et je m'aperçois bien que la persécution des Jésuites — les questions religieuses, les reproches d'ultramontanisme ne sont pas pour le moment à l'ordre du jour, cependant la loi sur le sacrilège ne vivra plus trois ans; les plus petites circonstances suffiront pour ramener la religion dans les combats de l'esprit de parti. Fréquentez un peu les églises protestantes et catholiques et dites-moi l'impression qui vous en sera restée.‘

‚Mein Vater‘, urteilt Gagern in seinen Erinnerungen, ‚hatte Herrn von Talleyrand bei den entscheidenden Weltläuften bis 1815 nur als den Mann der jeweiligen Situation beurteilt und behandelt, ihn unter gegebenen Umständen gemäßigt und wohlwollend befunden, durch ihn manches Wertvolle für die Interessen seiner Kommittenten erwirkt. Was seine Haltung in der ersten Revoultionszeit betraf, besonders als Bischof von Autun, so war in den Augen eines Protestanten wohl die Tatsache entschuldigend, daß Talleyrand in früher Jugend und durch harte Verfügung seiner Eltern, wider seinen Willen und mit Verlust seines Erstgeborenenrechtes zum Priesterstand verurteilt worden war. Wie er selbst auf der Höhe seines politischen Einflusses meinem Vater einst bekannte, hat er die höhere Einsicht in das Wesen der katholischen Kirche und in die Weisheit ihres theologischen Lehrgebäudes erst als abtrünniger Bischof in der Zeit seines bitteren Exils in Nordamerika während der Schreckenszeit durch tiefere Studien gewonnen und dafür seine Bewunderung ihm ausgesprochen. Die gelehrten Herren, welche von der Höhe eines Katheders herab das Richtschwert über Könige und Staatenlenker nach dem Motto: „Männerstolz vor Fürstenthronen“ handhaben wollen, sollten billigerweise erst Zeugen dafür mitbringen, daß sie selbst schon auf dem glatten Parkett von Audienzsälen ohne auszugleiten sich aufrecht bewegt und standgehalten haben. Durch eine solche Bemerkung soll aber Talleyrand weder als Bischof noch als Staatsmann, noch weniger als privater Charakter reingewaschen werden; ich wollte nur daran erinnern, daß, je höher die Begabung, desto stärker auch die Versuchungen unter den außerordentlichen Zeitereignissen waren, die nach dem Verlassen des Audienzzimmers an meinem Gedächtnisse vorübergingen. Die grauen, anscheinend toten Augen Talleyrands konnte ich ebensowenig vergessen wie die vor kaum ein Vierteljahr früher von mir bewunderten Augen Goethes, die zwei Jahre später mit der Sehnsucht nach „mehr Licht“ erloschen. Auf welcher von beiden hohen Begabungen besteht größere Verantwortung? Talleyrand war bei seiner Nation moralisch ein abschreckendes Beispiel; Goethe bei der seinigen ein verführerisches Vorbild materieller Weltanschauung.‘

An demselben 9. August, an welchem Gagern über seine Audienz bei Talleyrand berichtete, erschien im ‚Moniteur‘ die königliche Ordonanz über die Ernennung des Ministeriums Polignac. Gagerns Schreiben verbreiten sich nun eingehend über die veränderte Sachlage: ‚Jetzt ist das neue Ministerium vierzehn Tage am Ruder‘, heißt es in einem Briefe vom 23. August, ‚und endlich ver-

vollständigt durch d'Haussez als Marineminister. Ich weiß, daß sie Chateaubriand als Staatsmann nicht hochschätzen. Ich bewundere ihn aber doch wegen des hohen poetischen Schwunges seiner Schriften; er trifft darin den richtigen Ton für den Genius seiner Nation. Die Franzosen würden sich von ihm manches gefallen lassen, was sie von der nur frommen Umgebung des Königs ohne alle Begeisterung nicht vertragen; das Volk, welches Adel, Priester und Privilegierte seit der großen Revolution haßt und die neu ernannten Minister alle für Jesuiten hält, verlangt in seiner Regierung doch etwas seinem nationalen Ehrgeiz Entsprechendes.'

Gagern betonte später, wie schwer es für ihn als jungen Mann war, die damalige aufgeregte öffentliche Stimmung richtig zu beurteilen. ‚In der französischen Nation', schreibt er, ‚namentlich in den mittleren Schichten der Gesellschaft war die Tradition der alten Monarchie zu stark unterbrochen worden durch zwei Dezennien einer republikanischen Nivellierung und einer neuen soldatisch siegreichen Dynastie, um es dann wieder mittelmäßigen, zwar erbberechtigten, aber nicht einmal ganz achtbaren Persönlichkeiten wie Ludwig XVIII. und Karl X. zu ermöglichen, auf einem kaum noch erkennbaren Rechtsboden wieder einen wohnlichen Neubau weiter aufzuführen. Talleyrand konnte beim Wiener Kongreß auf fremdem Boden das Prinzip der Legitimität zur Standarte aller erblichen europäischen Monarchen mit Geschick und Glück aufpflanzen, aber auf seinem heimischen Boden versagte das Experiment! Er war der erste, der dasselbe verloren gab, und einen gemischten Stil englischen Verfassungsbaues empfahl, woran ein halbes Jahrhundert sich weiter abmühte. Für mich waren die Ereignisse um 1829 und 30 das erste praktische Studienfeld, und sie bildeten den Anfang meiner politischen Orientierung. Daß ich bei obigem Echo in den Fehler verfiel, den Ausdruck „Jesuiten" zur Bezeichnung einer extremen kirchlichen Richtung zu gebrauchen, ist wohl einem jungen Protestanten zu verzeihen, der von Jesuiten noch nichts gelesen, gehört oder gesehen hatte! Geht es doch heute noch manchen Katholiken so, daß sie sich auf diesem Gemeinplatz ergehen, auch ohne alle Entschuldigung solcher Unwissenheit. Für den Segen eines erblichen Herrschergeschlechtes hatte ich durch meine eigene Jugendgeschichte noch kein Verständnis. Ganz unvermittelt war ich aus stagnierenden deutschen Kleinstaatszuständen und holländischen Stilleben in das bewegte Treiben einer großen Nation verpflanzt worden, zwar nur zum Beobachten und Lernen; aber das Vergleichen lag doch zu nahe, um mich nicht täglich dabei mit meiner eigenen Zukunft zu beschäftigen.'

Max von Gagern setzte sich deshalb in Briefwechsel auch mit seinem ältesten Bruder Fritz, der, obgleich er seit 1815 beständig nur in belgischen Garnisonen und gar nicht in Holland lebte, ihm doch für höhere politische Verhältnisse der Monarchie als Autorität erschien. Er bat daher den Bruder um seine Ansicht und erhielt diese offenherzig und nicht ganz ermutigend in einem Schreiben aus Gent vom 24. August.

In Frankreich gestaltete sich die Lage unterdessen immer bedenklicher. ‚Obgleich bestimmte Tatsachen nicht vorliegen,' heißt es in einem Briefe

Jozef Israëls / Kinder der See

Gagerns vom 11. September, ‚so fangen doch die gemäßigtesten Leute an zu glauben, daß der jetzige Gang der Dinge nicht lange fortdauern könne und daß derselbe übel endigen werde.‘ Zwei Tage später berichtete Gagern: ‚Die Dinge in der hiesigen politischen Welt gestalten sich immer gefährlicher. Das Ministerium Polignac zeigt keinerlei Entschiedenheit gegenüber seinen zahlreichen und wohlgeschulten Gegnern.‘

Gagern, der im September wegen des Urlaubes von Boreel allein unter Fabricius den ganzen Dienst der Gesandtschaftskanzlei versah, lernte in Paris auch eine Reihe deutscher Fürsten kennen: so den Markgrafen Wilhelm von Baden, den Prinzen Leopold von Koburg (späteren ersten König der Belgier), den Erbgroßherzog Paul von Mecklenburg-Schwerin und dessen blendend schöne Gemahlin Alexandra, Tochter Friedrich Wilhelms III. von Preußen, endlich den niederländischen General Herzog Bernhard von Weimar. Alle diese hohen Herren waren ihm sehr gütig, und er sah durch sie manches, was nicht allgemein zugänglich war. So nahm ihn der Herzog von Weimar mit in das Hotel des Invalides, wo vor den Reliefplänen der französischen Festungen ein Geniegeneral den Besuchern die Honneurs machte. Als Herzog Bernhard, der mit seiner Riesengestalt auch ein Riesengedächtnis verband, bei jeder Festung die einzelnen Belagerungen, die sie ausgehalten, die Feldherren, die sie angegriffen und verteidigt hatten, aufzählte, war der gelehrte General über den gelehrten Prinzen so in Bewunderung, daß er ihm sofort ein druckfertiges Werk über Festungsbauten widmete.

Vor seiner Abreise wurde Gagern durch Vermittlung von Fabricius noch dem Könige Karl X. vorgestellt. An dessen Namenstag, dem 4. November, nahm er in den Tuilerien an dem großen feierlichen Empfang teil, bei dem alle Großwürdenträger und das diplomatische Korps ihre Glückwünsche darbrachten. ‚Der Thronsaal‘, berichtete Gagern, ‚hatte bereits alle Teilnehmer aufgenommen, als Karl X. in violettem Samtmantel und mit großer Diamantagraffe an seinem hohen Hute aufrecht und majestätisch mit seinem ganzen Hofstaat eintrat, die Stufen des Thrones würdevoll langsam erstieg und nach allen Seiten sich verneigend, dadurch das Zeichen zu einer Ansprache gab, welche nun an der Spitze des diplomatischen Korps der päpstliche Nuntius Lambruschini mit hohem Anstande an ihn hielt. Ich erinnere mich zwar nicht genau aller königlichen sehr friedlich erklungenen Dankesworte, doch glaube ich den Schlußsatz derselben sicher wiederzugeben: Et j'espère de mon côté, que le Saint-Père daignera m'assister de ses prières et de ses lumières.‘ Ich beobachtete dabei scharf die Gesichtszüge des Oberstkämmerers Talleyrand, der in Gala, aber wegen seines gebrechlichen Fußwerks auf ein Tabouret neben dem Thron sich stützend, jedem Worte des Königs mit sarkastischen Mundwinkeln lauschte. — Ahnte er, vielleicht als politischer Weltkundiger ohnegleichen, daß zwischen diesem Karlsfeste von 1829 und dem von 1830 schon die Julirevolution ihre Schatten warf? Der Augenblick aber schien anderen für Karl X. nicht ungünstig, und nachdem das diplomatische Korps das Feld geräumt, verlief auch die übrige Festlichkeit befriedigend.‘

Am 7. November verließ Gagern voll Dank gegen seine väterlichen

Gönner Fagel und Fabricius die französische Hauptstadt, um sich in Holland für eine Anstellung zu melden, welche König Wilhelm I. seinem Vater zugesagt hatte. Er reiste über Gent direkt auf sein Ziel los nach dem Haag, wo für das laufende Jahr die Residenz des Königs und der Sitz des Ministeriums war. Gagern trat die Reise mit um so größerem Vertrauen an, weil er wußte, daß Fagel, sein gütiger Pariser Chef, kurz vorher bei einer Urlaubsreise ihn dem Könige mündlich warm empfohlen hatte. In Gent traf er seinen Bruder Friederich, der ihm mit Rücksicht auf die unsichere Zukunft in Holland wertvolle Winke namentlich in nationaler Hinsicht gab.

Welcher Art diese waren, mag man aus der berühmt gewordenen Charakteristik der Holländer ersehen, die in dem Leben Friedrich von Gagerns (II. S. 16 ff.) gedruckt ist. Diese beginnt mit den Worten: ‚Die Holländer sind zwar von deutschem Stamm, aber eine ganz eigentümliche, ausgebildete Nationalität unterscheidet sie jetzt wesentlich von den Deutschen.‘

Kleine Bausteine

Dogma und religiöses Leben / Von J. Froberger

Wenn auch in der modernen Philosophie die Scheu vor der Metaphysik einigermaßen zu schwinden beginnt und spekulative Untersuchungen wieder solchen Anklang finden, daß Windelband der Philosophie Hegels eine neue Zukunft zu prophezeien wagt, so hat doch der ‚Intellektualismus‘ bei den herrschenden Strömungen geringe Sympathien. Dies ist vor allem der Fall auf dem Gebiet der Religionsphilosophie. Zusammenfassende Begriffe, metaphysische Begründungen werden sorgfältig vermieden, während die Aufmerksamkeit sich der psychologischen Durchforschung des religiösen Bewußtseins in immer höherem Grade zuwendet. Durch den ‚Pragmatismus‘ des amerikanischen Philosophen W. James ist das eifrige Studium der religiösen Lebenstätigkeit zu einem beliebten Gebiet moderner Forschung geworden, und die neuere protestantische Theologie hat auch ihrerseits, unter der Führung von Troeltsch und Pfleiderer, sich der Religionspsychologie zugewandt. In Verbindung damit stehen die Bestrebungen der Völkerpsychologie, die nach Wundts Vorgang eine Religionsphilosophie auf Grund der experimentellen Forschungen der Völkerkunde schaffen wollen. Eine historische Vertiefung dieser Untersuchungen des religiösen Bewußtseins wird dann noch in der vergleichenden Religionswissenschaft gesucht, so daß in neuester Zeit sich die Materialien zur experimentellen Religionspsychologie immer mehr angehäuft haben. Das Interesse für religiöses Leben ist in der Gegenwart mächtig gestiegen, und wenn Lucien Roure 1907 in seinem Buch: En face du fait religieux schreiben konnte, daß in Frankreich die religiöse Frage alle anderen Fragen beherrscht und gleichsam nur noch die einzige große Tagesfrage bilde, so gilt dies in einem gewissen Sinne von der ganzen modernen Kulturwelt.

So groß aber die Teilnahme für die Fragen des religiösen Bewußtseins und religiöser Lebenstätigkeit ist: von den Regungen des afrikanischen Animismus bis zur höchsten Blüte christlicher Mystik, so groß ist auch die Abneigung gegen positiv bestimmte und klar umgrenzte religiöse Anschauungen und kirchliche Bekenntnisse. Das religiöse Leben wird von der religiösen Erkenntnis losgelöst, und dem Dogma stellt man das religiöse Gefühl gegenüber. Hier und da betrachtet man noch das Dogma als intellektuellen Niederschlag religiöser Stimmungen, aber viel lieber erblickt man in ihm eine Beschränkung oder gar ein Hemmnis religiösen Lebens. Das Schwergewicht religiöser Tätigkeit wurde somit auf das religiöse Gefühl gelegt, weil man die Berechtigung religiöser Begriffe und Erkenntnisse entweder vollständig leugnete oder ihnen eine ganz untergeordnete Bedeutung gewährte. Der moderne Pragmatismus und Psychologismus hat den positivistischen Agnostizismus noch nicht überwunden, aus dem diese Strömungen ja auch hervorgegangen sind. Darum ist auch diese experimentelle Methode psychologischer Religionsforschung zunächst sehr einseitig, weil sie nur das reli-

giöse Gefühlsleben betrachtet und die religiöse Erkenntnis ausschließt, und dann widerspricht sie den eigenen Voraussetzungen, da trotz aller Versicherungen rein experimenteller Tendenzen doch ein metaphysisches System bestimmend mit unterfließt: nämlich die prinzipielle Verlegung religiöser Tätigkeit auf den Willen und das Gefühl. Würde diese experimentelle Forschung konsequent betrieben, so müßte sie, wenigstens historisch, die religiöse Erkenntnis in ihr Gebiet mit einschließen. So aber wird die ganze Richtung von den voluntaristischen Tendenzen beherrscht, die der neueren Philosophie ihr Gepräge geben!

Diese Stimmungen spielten auch ins katholische Lager hinüber. Apologetischer Übereifer führte zu Versuchen, die Grundlegung der christlichen Glaubenslehre mit den experimentellen Methoden subjektiver Beobachtung in Einklang zu bringen. Diese Versuche scheiterten, weil man die einseitige Richtung des modernen Subjektivismus übersah und die intellektuelle Seite des religiösen Lebens vernachlässigte. Einige französische Philosophen (vor allen Le Roy, Blondel, Laberthonnière) mit ihren Anhängern in Italien und England gefährdeten dadurch die Reinheit des katholischen Glaubensschatzes, und mit Recht wurde ihre Lehre unter dem bekannten Namen des Modernismus von der katholischen Kirche zurückgewiesen. In Deutschland fand eine ähnliche Lehre als System bei katholischen Gelehrten keinen Anklang, weil man seit Jahrzehnten die subjektivistischen Tendenzen der liberalen protestantischen Theologie verfolgen konnte und sich keinen Täuschungen über ihren Wert hingab. Aber in der geistigen Atmosphäre unserer Zeit sind die subjektivistischen Stimmungen über das religiöse Gefühlsleben so vorherrschend und einflußreich, daß die gebildeten Katholiken immer mehr das Bedürfnis empfinden, zu ihnen kritisch abwägende Stellung zu nehmen. Es ist ja in einem gewissen Sinne hocherfreulich, daß die Fragen des religiösen Lebens mit solcher Spannung verfolgt werden, wie es stets auffallender geschieht. Sogar die schöne Literatur wird seit über einem Jahrzehnt von diesen Bestrebungen tief bewegt, und es ist vorauszusehen, daß in nächster Zeit die religiöse Unruhe und Sehnsucht noch stärkeren literarischen Niederschlag finden wird. Hätte die katholische Wissenschaft schon früher all diese Strömungen der modernen Philosophie genauer verfolgt, so wären uns vielleicht manche Verirrungen erspart geblieben. Um so mehr ist es jetzt notwendig, ernst und aufmerksam ähnliche geistige Bestrebungen zu beobachten und die Scheidung der Gedanken vorzunehmen, die sich aufdrängt.

Es ist in diesen Fragen gefährlich, das religiöse Leben auf eine kurze Formel bringen zu wollen, und gerade eine Wissenschaft, die sich auf Erfahrungstatsachen gründen möchte, sollte dies sorgfältig vermeiden. Das Unheil, das Schlagworte wie Dogmatismus, Intellektualismus einerseits und Immanenz, Pragmatismus und Voluntarismus anderseits bereits angerichtet haben, ist unübersehbar. Man geht nicht fehl, wenn man von vornherein annimmt, daß die Anwendung eines ähnlichen Schlagwortes auf irgendeine Einseitigkeit schließen läßt. Das religiöse Leben ist viel zu kompliziert, als daß man es in eine ähnliche Formel spannen könnte. Gerade die Richtungen, welche dieses reiche, vielgestaltige Leben durchforschen wollten, müßten sich

vor einer Systematisierung, die der eigenen Methode so widerspricht, hüten. Man nehme nur eines der älteren Lehrbücher über christliche Mystik zur Hand, z. B. Schram, Theologia mystica, um sich von der Mannigfaltigkeit der Regungen christlichen Innenlebens zu überzeugen. Der spanischen Schule der Mystik gereicht es ja zum Ruhme, daß sie die psychologische Seite der Mystik, was man heute das ‚religiöse Erlebnis' nennen würde, so eingehend behandelt hat. Das Meisterwerk der hl. Theresia, die Seelenburg, ist ja im Grunde nichts anderes als eine aus dem reichsten inneren Leben geschöpfte Dokumentierung ihrer religiösen Erfahrung. Wer das neuere Werk von Poulain S. J. ‚Les grâces d'oraison (Paris 1907) (deutsch übersetzt unter dem Titel: ‚Die Fülle der Gnaden', Herder, Freiburg) auch nur überfliegt, wird mit Staunen eine wunderbare, reiche Materialiensammlung religiöser Lebensdokumente vorfinden, die ein herrlicher Beweis für die Tiefe und Innigkeit des religiösen Lebens in der katholischen Kirche ist. Eine noch gewaltigere Sammlung solcher Erfahrungen und Erlebnisse bilden die 63 mächtigen Foliobände der Acta sanctorum der Bollandisten, deren imposante Reihe in den großen Lesesälen der Bibliotheken von Berlin und London schon dem flüchtig schweifenden Auge ein schweigsam beredtes Zeugnis gibt über die mächtige innerlich religiöse Lebenskraft der katholischen Kirche. Und dieses blühende Innenleben mit seiner mystischen Tiefe und seiner so wechselvollen Individualität ist in der katholischen Kirche auf dem Boden des k a t h o l i s c h e n D o g m a s erwachsen. Wer diese lebendigen Tatsachen aufrichtig prüft und die Geschichte des religiösen Lebens in der Kirche überblickt, muß ein Gefühl der Beschämung empfinden, wenn er mit den blutleeren Formeln eines Intellektualismus oder Pragmatismus dieses unermeßliche Lebensgebiet messen will. Die katholische Kirche hat wahrlich die experimentelle Methode nicht zu scheuen, wenn sie nur ehrlich und aufrichtig angewandt wird. Dann wird sich auf diesem experimentellen Wege auch bald herausstellen, wie grundlos die Scheidung zwischen Dogma und religiösem Leben ist und wie vielmehr das katholische Dogma mitten im religiösen Leben steht, es befruchtend und anregend; wie das Dogma kein kalter Begriff ist, der warmes Leben zu töten scheint, sondern wie vielmehr alle Lebenskraft sich auf den lebendigen Glauben gründet, für den das Dogma seelenvolle Wahrheit ist. Vor uns steht das Bild des hl. Franz Xaver auf, des Mannes mit dem apostolischen Feuerherzen, auf dessen Lippen so oft der Ruf zitterte: O sanctissima trinitas, o allerheiligste Dreifaltigkeit, wenn seine Seele von der mystischen Ekstase ergriffen war.

In der Zeit des Antimodernisteneides und des Berliner Spruchkollegiums hat das Wort D o g m a für moderne Geister einen üblen Beigeschmack. Man erblickt in ihm nur eine Geistesfessel, eine Beschränkung der Forschungsfreiheit, eine Hemmung des individuellen religiösen Lebens. Darum strebt die moderne Welt vom kirchlichen Dogma fort. Man will Religion, spricht sogar begeistert von religiösem Leben, aber diese Religion muß d o g m e n f r e i sein. Man will sogar eine gewisse göttliche Offenbarung anerkennen, aber diese Offenbarung darf sich nicht zu Dogmen verdichten. Diese instinktive Dogmenscheu der modernen Geister hat darum den Wert der religiösen

Erkenntnisse und Begriffe möglichst herabgesetzt, um dafür das religiöse Gefühl zu betonen. Ein wahrer Katholik darf aber durch solche Stimmungen nicht beirrt werden. Er weiß, daß die Modernen dem Wort Dogma einen falschen Sinn unterlegen. Für den Katholiken ist das Dogma nicht das historische Produkt menschlicher Konstruktion auf religiösem Boden, sondern für ihn ist es die Offenbarungswahrheit, wie sie unwandelbar durch die Jahrhunderte geht. Er ist tief innerlich davon überzeugt, daß die Definitionen und Bestimmungen, die durch den Angriff der Irrlehre oder durch die Entwicklung der menschlichen Geisteswissenschaft notwendig wurden, gerade den Zweck hatten, die Unwandelbarkeit des göttlichen Glaubensschatzes zu schützen. Für einen Katholiken ist das kirchliche Dogma die göttliche Offenbarungswahrheit, wie sie das kirchliche Lehramt unter der Leitung des heiligen Geistes stets unverfälscht bewahrt hat. Die neuen dogmatischen Definitionen hoben lediglich neue Gesichtspunkte der alten Wahrheit vor, legten umstrittene Begriffe dar und wiesen unberechtigte Auslegungen zurück. Darum bleibt für uns das Dogma der sichere, objektiv zuverlässige Ausdruck der Offenbarungswahrheit; es bleibt göttlicher Geist und göttliche Kraft. Wir sehen in ihm keine Beschränkung der geistigen Entwicklung, sondern eine geistige Bereicherung; es ist für uns kein Hemmnis der Forschungsfreiheit, sondern bietet vielmehr der religiösen Wissenschaft ein großes, unergründliches Forschungsgebiet dar. Und weil das Dogma göttliche Wahrheit ist, so kann es nicht eine Bindung der religiösen Lebenskraft sein, sondern es ist vielmehr eine Quelle tiefen Lebens.

Nur eine einseitige Auffassung kann das Dogma aus dem religiösen Lebensgebiet ausschließen wollen. Es wäre gerade so einseitig, wenn man das religiöse Leben auf die Erkenntnis beschränken würde und den Eindruck erweckte, als ob die Religion aus einer Summe von Erkenntnissen bestände, aus einer Beherrschung der dogmatischen Wahrheiten. Einseitige Spekulation war stets ein Feind des religiösen Lebens, und wenn die ‚Nachfolge Christi' sich gegen die kalten Geister wendet, denen die genera und species die Hauptsache sind, wenn religiöse Seelen die alles überwuchernde ideologische Spintisiererei der spätmittelalterlichen Scholastik tadeln, so wenden sie sich nur gegen eine krankhafte Einseitigkeit, die dem Geiste der katholischen Kirche vollständig widerspricht. Welche Harmonie zwischen religiöser Erkenntnis und religiösem Leben herrscht hingegen bei den großen Theologen des Mittelalters! Beim hl. Thomas zittert schon durch die abgemessenen, äußerlich so kühlen Sätze seiner Summa theologica an vielen Stellen die religiöse Ergriffenheit durch, und das System des religiösen Lebens, das er in der Secunda Secundae wiedergibt, verzweigt sich bis zu den Höhen der gotttrunkenen Mystik. Beim hl. Bonaventura geht durch alle seine theologischen Werke der glühende Geist der Gottesliebe, wie ihn die ältere franziskanische Schule kennt. So auch wieder bei den großen nachtridentinischen Theologen. Bei Suarez finden wir liebevolle Abhandlungen über das innere Leben, und der große Theologe schrieb mit gleicher Sachkenntnis über das Gebet wie über die feinsten Probleme der Metaphysik. Und auch damals zeigte sich die Erscheinung, daß die

Hochblüte der theologischen Spekulation mit einem mächtigen Aufschwung der Mystik verbunden war, während stets beim Niedergang der Theologie auch die Mystik Irrwege ging: im 15. Jahrhundert ebensogut wie im 18.

Es wäre darum ein verhängnisvoller und in seinen Folgen unglückseliger Irrtum, wenn man das religiöse Leben von der religiösen Erkenntnis loslösen wollte. Wo es geschieht, wie in den modernen Richtungen der liberalen protestantischen Theologie, kann nur eine verworrene Schwarmgeisterei die Folge sein. Und ist der erste Rausch des gefühlswarmen religiösen Subjektivismus vergangen, so tritt leicht religiöser Nihilismus ein, weil dort, wo Stimmung die Hauptsache ist, nach der verwehten Stimmungsfrische nur tote Leere übrig bleibt.

Im katholischen Glaubensleben ist noch ein Moment von großer Wichtigkeit: nämlich die Wirksamkeit der Gnade, die erhebend, tröstend und beseligend die Seelenkräfte in wunderbarer und geheimnisvoller Weise in Bewegung setzt. Diese Gnade, die uns Gott in seiner Güte mit Freigebigkeit und Freiheit gewährt, spielt im inneren Leben die entscheidende Rolle, weil ein übernatürliches Leben auch übernatürliche Kräfte verlangt. Aber auch die Gnade macht die Anerkennung der Glaubenswahrheiten nicht entbehrlich, weil ja ‚der Gerechte aus dem Glauben lebt' und gerade die übernatürliche Tugend des Glaubens das Fundament des ganzen inneren Lebens ist. Dies muß hier gesagt werden, weil ein Artikel von Professor Dr. Lutosławski, ‚Eine Bekehrung', der im Oktoberheft von ‚Hochland' erschien, einige Wendungen hatte, die geeignet sind, einen unrichtigen Eindruck hervorzurufen*. Dort wird nämlich gesagt: ‚Die Zugehörigkeit zur Kirche ist nicht eine Erkenntnisfunktion — sie hat viel tiefere Quellen als die bloße diskursive Erkenntnis. Unser Erkenntnisbedürfnis erstreckt sich auch auf die Sphäre der Religion, und daher hat die Kirche ein System von Dogmen, welches diesem Bedürfnis der Gläubigen Befriedigung gewährt. Aber was die Gläubigen zusammenhält, ist nicht eine Reihe von Erkenntnissen, sondern ihre metaphysische Beziehung zu Christus und ihre Teilnahme an den Sakramenten.' Die Stellung, die hier der religiösen Erkenntnis, und die ist für uns der katholische Glaube, zugewiesen wird, ist unrichtig. Lutosławski ging allerdings von persönlichen Stimmungen aus, und nach diesen muß seine Auffassung beurteilt werden, aber er löst die Dogmen zu sehr vom religiösen Leben los, als daß er dessen Harmonie gerecht würde. Die Dogmen sind nicht bloß ein Gebiet der intellektuellen Befriedigung, sondern das ganze religiöse Leben gründet sich auf sie. Das Glaubensleben und das innerliche Gnadenleben sind so miteinander verbunden, daß zum Glauben selbst die Gnade notwendig ist, und ohne lebendiges Glaubensleben auch alles andere religiöse Leben bald ersterben muß. Gewiß werden die Gläubigen nicht allein durch ‚eine Reihe von Erkenntnissen' zusammengehalten, aber ohne diese Erkenntnisse, d. h. ohne den Glauben an die Offenbarungswahrheit ist eine ‚metaphysische Beziehung

* In dieser Voraussicht wurde der Artikel auf S. 144 des Oktoberheftes als ein persönliches Dokument charakterisiert, geeignet, Betrachtungen im negativen wie positiven Sinn anzuregen. Daß Dr. J. Froberger dieser Anregung Folge gibt, entspricht also ganz den Wünschen der Schriftleitung. D. R.

zu Christus' nicht möglich. Lutoslawski faßt die religiöse Erkenntnis eben zu sehr als eine Art philosophischer Denkarbeit auf, und darum sagt er wohl, daß die ‚diskursive Erkenntnis' keine Quelle der Zugehörigkeit zur Kirche sei. Wenn er damit bloß darlegen wollte, daß die Kirche keine philosophische Schule ist, sondern ein lebendiger Organismus, den übernatürlicher Geist und göttliche Gnadenfülle belebt, so ist er vollständig im Rechte, und es ist zu vermuten, daß er diesen Gedanken im Auge hatte. Die Dogmen der katholischen Kirche aber sind kein philosophisches System, sondern sie sind göttliche Wahrheiten, die unser sittliches und innerliches Leben bestimmend regieren sollen. Darum hat auch jeder Christ die Glaubenspflicht, der er sich, wenn er wirklich Christ bleiben will, nicht entziehen kann. Diese Glaubenspflicht erstreckt sich natürlich nicht auf die ganze Theologie mit allen ihren Beweisen und Untersuchungen; sie verlangt nicht einmal eine ausdrückliche Kenntnis aller einzelnen dogmatischen Bestimmungen, sondern es genügt, die wesentlichen Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses, den Dekalog, das Gebet des Herrn, die Sakramente und die fünf Gebote der Kirche zu kennen und deren Inhalt zu glauben. Für die übrigen dogmatischen Wahrheiten ist aber erforderlich, daß man bereit sei, sie ausdrücklich zu glauben, wenn man auf sie hingewiesen wird. Eine theologische und ausgebildete Kenntnis des ganzen Glaubenssystems mit allen seinen Einzelheiten ist also für den gewöhnlichen Christen nicht verpflichtend. Die Verpflichtungen des Theologen ergeben sich natürlich aus anderen Gesichtspunkten, die hier nicht erörtert zu werden brauchen. Dies alles muß zur Ergänzung des Artikels von Professor Lutoslawski bemerkt werden, weil er an einer anderen Stelle in mißverständlicher Weise von den Anforderungen der Beichtväter für die Kenntnis der Dogmen spricht.

Es ist wohl nicht unnötig, zu bemerken, daß religiöse Erfahrungen aus dem Beichtstuhl nur mit größter Zurückhaltung als experimentelle Beobachtungen für religiöses Leben verwertet werden dürfen, wenn es überhaupt einmal geschehen muß. Im allgemeinen sollte aber ein Beichtkind dies sorgfältig vermeiden, weil man sich da gar leicht Selbsttäuschungen hingibt und zudem bei unrichtigen Behauptungen der Beichtvater zur Berichtigung vollständig wehrlos ist, da strengstes Geheimnis seine Lippen versiegelt. Darum müssen auch wir es uns versagen, auf diese absolut unkontrollierbaren Aussagen und Feststellungen einzugehen. Es genügt ja auch, die prinzipielle Richtigstellung gemacht zu haben, für die allein wir hier Interesse besitzen. Auch ist es fast überflüssig, zu bemerken, daß wir die edelsten Absichten und Stimmungen des so ideal gesinnten Gelehrten in keiner Weise und mit keinem Wort in Frage stellen wollen.

Es sind sehr zeitgemäße Gegenstände, die wir berührten. Nur ganz obenhin konnte manches angedeutet werden, weil längere Ausführungen über den Rahmen dieser Zeitschrift gingen. Aber es sollte vorerst nur gezeigt werden, mit welcher Zurückhaltung wir Katholiken die tönenden Schlagworte unserer Zeit aufnehmen sollen. Jede Einseitigkeit auf religiösem Gebiet zerstört die Harmonie unseres katholischen Glaubenslebens. Auch ist sein Reichtum so groß,

daß es intellektualistische und voluntaristische Bedürfnisse gleichzeitig zu befriedigen vermag, wenn man nur nicht mit den Anschauungen starrer Ausschließlichkeit an den katholischen Glauben herantritt. Die katholische Kirche hat Platz für einen hl. Augustinus, einen hl. Thomas, einen hl. Franz von Assisi und eine hl. Katharina von Siena. Ihre Dogmen sind lebensvolle Wahrheit für die Seelen, die mit tiefer Sehnsucht nach den Quellen des Lebens suchen. Eine heilige Theresia fand daher in der theologischen Belehrung stets neue Anregung und Förderung und starb mit den Worten auf den Lippen: Ich bin eine Tochter der katholischen Kirche. Unsere Dogmen sind eben keine Resultate menschlicher Philosophie, sondern göttliche Wahrheit, die Geist, Willen und Herz ergreifen und bewegen muß. Dogma und religiöses Leben, Theologie und Mystik stehen in lebendiger Wechselwirkung und nur das Ganze, nicht die einzelnen künstlich abgesonderten Teile, gibt ein wirkliches Bild des katholischen Lebens. Vielleicht kommt diese Lebensfülle wieder einmal auch der modern gerichteten Welt zum vollen Bewußtsein. Wir wollen daher diesen Schatz treu hüten und dafür sorgen, daß alle diese fruchtbaren Momente unseres Glaubens, ohne willkürliche Umformung ihrer Gestalt, auch in der modernen Welt wieder wirksam werden. Und dies geschieht am besten durch ein tief religiöses Leben, das aus dem Dogma Wärme, Begeisterung und Tatkraft schöpft.

Jozef Israels. Eine Würdigung

Von Fritz Hoeber

Selten hat eine künstlerische Individualität in dem Maße schulbildend gewirkt wie der Bauernmaler Jean François Millet. Dieser Meister, dem es im Leben so schlecht ergangen war, erscheint sofort nach seinem Tode als der erklärte Liebling gleichmäßig des Publikums wie der Künstler, gleichmäßig der kritisch unselbständigen Vielzuvielen wie der im ästhetischen Sinne produktiven Persönlichkeiten. Millets malerische Nachfolge ist ungeheuer in Frankreich, in England, in Deutschland. In Holland hat die Entwicklung zweier berühmter Maler von ihm ihren Ausgang genommen: des Genies Vincent van Gogh und des Talents Jozef Israels.

Julius Meier-Graefe schreibt über Israels*: ‚Der Milletsche Gedanke gelangte nach Holland, und Israels taufte den Fund und gab ihm die leichtere Zugänglichkeit. Er taufte ihn mit brauner Sauce, und die Zahl der Gäste, die sich an dem Feste beteiligten, nahm kein Ende. Es hat in der Zeit kaum ein Holländer den Pinsel in die Hand genommen, ohne einmal à la Israels zu arbeiten. Selbst die modernen Exotiker, die Toorop, Thorn Prikker und die anderen haben dort angefangen. Millet wurde ein Mittel, sich mit Rembrandt auseinanderzusetzen, ein Verfahren, das weder den einen

* Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst. Stuttgart 1904. Bd. I. S. 110.

noch den andern sonderlich erneute und sich weit von der echten holländischen Tradition entfernte, die Van der Meers Blüte sah. Israels fand in Rembrandt und in Millet nur das, was sich formulieren ließ, ein Resultat, das man zu anderen Resultaten färbte, ohne sich mit dem Wesentlichen selbst schöpferisch zu befassen. Man übertrug die Formel auf allerlei neue Gegenstände, und wo man auch mehr oder weniger beiläufig neu zu formulieren versuchte, war es nicht zum Vorteil der Resultate.' —

Damit ist die charakteristische Differenz von Israels zu Millet und zu Rembrandt ausgezeichnet definiert: der Franzose Millet ist der unendlich künstlerisch wie menschlich tiefere. Seine stimmungsvollen Bauernszenen, seine Verklärungen der intimen Landschaft und des intimen Lebens in all seinen einfach großen Beleuchtungen der Sonne und der Seele haben nichts mit der ach so oft sentimental pointierten Anekdotenmalerei des neuholländischen Israels gemein. Der Gegenstand geht bei Millet stets mit seinem spezifischen Stimmungsdifferenzial in die Gesamtwirkung ein, während er bei Israels als ,literarische Zutat' häufig draußen bleibt. Sehr richtig spricht Meier-Graefe von einem ,traurigen Genre' Israels im Gegensatz zu dem vergnügten der Knaus usw. — Und im Formalen wiederholt sich dann dieser ihr Kontrast des Zwingenden, Starken und des nur beiläufig formulierenden Schwachen: wo Millet seine Gestalten in exakter Plastik zeichnerisch festbannt, geben die Ölbilder Israels' malerische Weichheit, Auflösung im verschwommenen Ton ohne viel inneren, kompositionellen Zusammenhang.

So hat er denn auch von Rembrandt, obwohl oder vielleicht weil er ihn so liebt, nur das Alleroberflächlichste, den bequemen Effekt des Helldunkels und das harmlos liebenswürdige Arme-Leute-Genre verstanden. Die grandiose Tragik, der seltsame impressionistische Stil, das majestätisch Verschlossene seines Alters sind Israels fremd geblieben. — Ohne ein Stückchen Banalität ist das Wesen des nun verstorbenen Jozef Israels, des berühmtesten und populärsten Malers des modernen Holland, nicht denkbar. Er teilt sie mit der ganzen Geistesrichtung dieses behäbigen Volkes; er teilt sie mit seinen zeitgenössischen Kunstfreunden und Kompatrioten, den Maris und den Mesdags: Man muß nur einmal sein Tagebuch einer spanischen Reise gelesen haben*, sich gewundert haben über den auffälligen Mangel an persönlich nuancierten künstlerischen Entdeckungen, die doch jenes Land auch manchem weniger Produktiven so leicht bietet, und sich andererseits amüsiert haben über die altmodische spießbürgerliche Art, mit der Israels vom Volk, von der Kunst und ihren Werken, von der Religion, von Vegetation und Sonne und weitem Weg, von gutem Essen und kleinen, platt anekdotenhaften Reiseerlebnissen zu schwatzen versteht. — Aber alle diese gewöhnlichen Gemütlichkeiten weisen uns zugleich auch den Weg, auf dem das Beste, Gehaltreichste der Israelsschen Kunst zu suchen ist. Max Liebermann, sein ihn an kraftvoller Persönlichkeit weit überragender Schüler, sagt mit einer

---

* Spanien. Eine Reiseerzählung von Jozef Israels. Mit Nachbildungen von Handzeichnungen des Verfassers. Autorisierte deutsche Ausgabe. 2. Auflage. Berlin 1906.

gewissen ehrfurchtsvollen Überschwenglichkeit von dem Meister*: ‚Nur ein lyrischer Dichter könnte Israels ganz gerecht werden; denn Israels Malerei ist ein Farbe gewordenes Gedicht; ein schlichtes Volkslied, kindlich, im biblischen Sinne einfältig; alles Gemüt, Empfindung und nochmals Gemüt . . .‘

In seinen Anfängen hat Israels große historische Stücke gemalt, einen Luther, die Bibel übersetzend, einen Wilhelm von Oranien, der dem Dekret Philipps II. von Spanien trotzt, usw. Man kann nicht von künstlerischer Qualität dieser Stücke reden: Sie sind süßlich und theatralisch in der Auffassung, wie es eben jene Zeit des ärgsten Kunstverfalles mit sich brachte, und im Kolorit von einer unangenehmen Buntheit, ohne irgendetwas von den Lichtproblemen der zukünftigen Entwicklung zu offenbaren. — Dann aber wandte sich Israels der Schilderung seines heimatlichen Hollands in seinen einfachen Bewohnern zu, den bekannten Fischern und Schiffern in ihrer Arbeit, ihrer Häuslichkeit, ihren kleinen Freuden und langen Sorgen und Entbehrungen. Dieser bedeutsame Umschwung stellte sich ein, als Israels im Jahre 1855 sich von einer Krankheit in dem Fischerdörfchen Zandvoort erholte, dem heute so bekannten Badeplatze, in dem auch Liebermann später seine in vornehmstem Sinne mondänen Strandbilder malte: ‚Zum ersten Male trat er in die Hütten der Fischer ein. Zum ersten Male sah er jenes bunte, knorrige Leben, jene fest einherschreitenden, plumpen Menschen vor sich, deren braune Kittel sich so wundervoll vom Meereshintergrund abhoben.‘ Auch diese Bilder sind anfänglich von einer, wie gesagt, noch stark literarischen Note und überdies in der Farbe zu wenig flüssig, zu dunkel geraten.

Doch zeigt sich hier nun bereits das besondere Organ Israels für die intime Beobachtung und lebendige Wiedergabe des Volkslebens, das sich aber noch weit schöner in den momentanen, ungewollten Zeichnungen offenbart, als in den nach einem schwerfälligen Helldunkelrezept durchgeführten Ölgemälden. Die Schnelligkeit der Beobachtung und der Wiedergabe erscheint in diesen kleinen Blättern bewundernswert: Wie hat er fast ‚im Vorüberfahren‘ charakteristische Momente auf seiner spanischen Reise in sein Skizzenbuch gebannt! Wie oft hat er seine jungen weiblichen Verehrerinnen, die den alten Meister mit einem Sträußchen bunter Blumen in seinem Atelier im Haag, in Scheveningen oder in Zandvoort besuchten, durch ein schnell in Bleistift hingekritzeltes Bildchen entzückt! Gerade seine Zeichnungen können als glänzende Beispiele gelten für die große traditionelle Kultur, die Holland in den graphischen Künsten, seit den Radierungen und Zeichnungen Rembrandts, besitzt. Mit welchem Sinn für das schöne Material des Nadelstrichs, des Bleistifts, der Kohle und der Tuschfeder oder des Aquarellpinsels, mit welchem graziösen Gefühl für Format und Raum in Israels Skizzenblättern eine Figur oder eine Landschaft hingesetzt werden, erscheint als das Höchste von gutem Geschmack! Dazu kommt alsdann das zwingend Individualisierende in der lebensvollen Beobachtung, das diese Fischer mit ihrer Pfeife, diese Hafenweiber am Kochtopf, diese alten Trödeljuden Amsterdams, die pausbäckigen Kinder im Häubchen, die holländischen Drescher

* Max Liebermann. Jozef Israels. Mit einer Radierung und dreizehn zum Teil ganzseitigen Abbildungen. 3. Aufl. Berlin 1909.

oder die lieblichen Tänzerinnen und Duennas Spaniens zu Typen ihrer Gattung erhebt, sie bei aller leichten Lieblichkeit der Darstellung doch in eine höhere, außerordentliche Sphäre rückt, wo der einzelne nicht mehr sein bescheidenes, kleines Leben für sich vegetiert, sondern ein Repräsentant, in dem allgemeinen, großen menschlichen Drama ist. Und dies Hervorstellen des menschlich Typischen wird durch die Mittel der Israelsschen Form augenfällig ausgedrückt und unterstützt: Eine seiner bekanntesten Zeichnungen* zeigt einen alten Mann, der an einem großen Tische sitzt und emsig schreibt. Die Lampe über ihm strömt aus ihrer Glocke nur auf die breite Tischplatte und die vorgebeugte Glatze des Mannes ihr Licht, indessen alles andere im Halbdunkel verharrt. Dadurch erhält die ganze Darstellung eine Konzentration, eine Intensität des Bildmäßigen, daß wir hier nicht ‚irgend einen zufälligen' alten Mann am Schreibtisch zu erblicken vermeinen, sondern durch die eigentümliche Beleuchtungsisolierung davon überzeugt werden, der typische, so oft sich wiederholende Vorgang des eifrig Schreibenden müßte immer so aussehen! Diese Kraft, künstlerische Typen, in ihrer Einfachheit überzeugende Formbilder zu schaffen, kann sicher als Zeugnis echter Künstlerschaft gelten.

Zum Schluß unserer Betrachtungen seien noch die biographischen Tatsachen aus dem jetzt abgeschlossenen Leben Jozef Israels nachgetragen: Er stammt aus einer alten jüdischen Familie, die im 18. Jahrhundert aus dem hannoveranischen Dorf Kirk nach Meppel in Holland ausgewandert war. Seine Vorfahren waren sämtlich sehr angesehen, Gemeindevorsteher, Bankiers, Ärzte. Jozef Israels wurde am 27. Januar 1824 in Groningen geboren; er wollte zuerst Rabbiner werden, studierte dann aber Malerei bei Cornelis Krusemann in Amsterdam und kopierte dabei fleißig die Alten, vor allem Rembrandt, Ausschnitte aus den Staalmeesters im Rijksmuseum; mit 22 Jahren ging er zu Picot nach Paris, ‚einem Akademiker von reinstem Wasser', und ließ sich später im Haag nieder, wo er bis zu seinem nun erfolgten Tod als allgemein verehrter Senior der neuholländischen Malerei lebte.

Israels ist 87 Jahre alt geworden. Der holländische Einfluß in Deutschland, der sich besonders in dem München der achtziger Jahre bemerkbar machte, dem damals auch Liebermann angehörte, ist vor allem auf seine Persönlichkeit zurückzuführen.

Zur musikalischen Behandlung des Messentextes / Von Eugen Schmitz

In der Operngeschichte des 18. Jahrhunderts begegnet man häufig der Erscheinung, ein und dasselbe Libretto von zwanzig und mehr Komponisten vertont zu sehen. Das will im ersten Moment merkwürdig dünken, und doch weist die Musikgeschichte auf anderem Gebiet einen durchaus selbstverständlich

* Reproduziert u. a. in ‚Spanien' auf Seite 3.

anmutenden Fall unvergleichlich weiter greifender Massenvertonung auf: die Legion von Kompositionen der katholischen Messe, die das letzte christliche Jahrtausend erstehen sah. Die große Zahl dieser Schöpfungen erklärt sich einesteils aus den durch Kult und Liturgie geschaffenen praktischen Bedürfnissen, andererseits aber auch sicher aus der Großartigkeit und Eigenart der hier gestellten Aufgabe. Denn mag man dem Messentext gegenübertreten wie man will, als gläubiger Christ oder einfach nur als empfänglicher Mensch: stets wird sich der Eindruck eines wahrhaft Großen, wahrhaft Erhabenen voll gedanklicher Tiefe ergeben. Die musikalische Ausdeutung dieses geistigen Gehalts läßt sich nun freilich von verschiedensten Seiten her und in verschiedenster Art in Angriff nehmen; ein Vergleich hervorragender Meisterwerke der Messenkomposition erschließt in dieser Hinsicht sehr interessante stilistische Gesichtspunkte. Es seien zu diesem Zweck in folgendem vier der berühmtesten künstlerischen Dokumente der Gattung aus vier verschiedenen musikalischen Zeitaltern nebeneinander gestellt: Palestrinas ‚Missa papae Marcelli', Bachs h-moll-Messe, Beethovens ‚Missa solemnis' und Liszts Graner Festmesse. Dabei dürften ein paar Bemerkungen zur Entstehungsgeschichte dieser Werke als allgemein orientierender Exkurs zunächst am Platze sein.

Die ‚Missa papae Marcelli' Palestrinas erhielt ihren Namen bei der ersten Drucklegung im Jahre 1567 zur dankbaren Erinnerung an den Kardinal Marcello Cervini, den nachmaligen Papst Marcellus. Entstanden ist das Werk den neuesten Forschungen zufolge schon zu Anfang der fünfziger Jahre während Palestrinas Tätigkeit als Sängermeister an St. Peter (unter Julius III.). Damit erledigt sich die lange in allen musikgeschichtlichen Handbüchern verbreitete Fabel, der Meister habe dieses Werk für die vom Tridentiner Konzil eingesetzte Kardinalskommission zur Prüfung der Kirchenmusik (1864/65) komponiert und damit die Kirchenmusik vor der ‚Verbannung' durch das Konzil ‚gerettet'. Wenn die Messe aber auch nicht speziell für diesen Zweck komponiert wurde, so hat Palestrina doch durch ihre Wahl in diesem Fall gezeigt, daß er sie — und diesmal mit Recht — zu seinen besten Schöpfungen zählte. — Ähnliches läßt auch die Entstehungsgeschichte der Bachschen h-moll-Messe vermuten. 1723 hatte Bach seine Stellung als Kapellmeister des Fürsten Leopold von Cöthen aufgegeben und war als Kantor an die Leipziger Thomasschule übergesiedelt. Von Anfang an wollte es ihm aber ‚wenig anständig' erscheinen, ‚aus einem Kapellmeister ein Kantor zu werden', und nun er auch noch von mißgünstigen Vorgesetzten mancherlei Kränkung zu erdulden hatte, strebte er auf alle Weise sein Ansehen zu heben. Darum wandte er sich 1733 an den Dresdener Hof und überreichte dem Kurfürsten die Komposition eines Kyrie und Gloria mit der Bitte, ihm, ‚der in Leipzig beim Direktorium der Musik ein und andere Bekränkung empfinden müssen, ein Prädikat von dero Hofkapelle konferieren zu wollen'. Drei Jahre später wiederholte Bach sein Gesuch und erhielt nun den Titel ‚Kompositeur bei der Hofkapelle'. Jenes übersandte Kyrie und Gloria aber waren die ersten Hauptstücke der in den folgenden fünf Jahren vollendeten h-moll-Messe. — Als ‚Gelegenheitswerke' in ähnlichem Sinne entstanden auch die beiden Messen Beethovens und Liszts. Erzherzog

Rudolf, einer der liebsten Schüler und Freunde Beethovens, wurde im Jahre 1818 zum Erzbischof von Olmütz ernannt. Die Installation sollte am 9. März 1820 stattfinden, und Beethoven faßte den Entschluß, eine Festmesse zu dieser Feier zu schreiben. Doch nahm das Werk bald solche Riesendimensionen an, daß es erst zwei Jahre nach dem beabsichtigten Termin fertig wurde. Die Lisztsche Messe endlich entstand auf Bestellung des Kardinalprimas von Ungarn, und war bestimmt als Festmusik zur Einweihung des Doms in Gran (bei Pest), woselbst denn auch am 31. August 1856 die Erstaufführung stattfand.

Wie sich schon aus diesen biographischen Daten ergibt, gehören unsere vier Kunstwerke durchaus verschiedenen Stilperioden an. Palestrinas Messe ist ein Dokument des altklassischen a cappella-Gesangs; sie bedient sich nur des einfachen, unbegleiteten sechsstimmigen Chorsatzes. Bachs Messe, am Gipfel der polyphonen Kunstentwicklung des 18. Jahrhunderts stehend, stützt den Vokalsatz durch instrumentale Begleitung, die bei Liszt auf den Höhepunkt der durch Berlioz und Wagner erreichten modernen Technik gesteigert erscheint. Mit Beethovens des Instrumentalklassikers ‚Missa solemnis' tritt aber dem rein vokalen Werk Palestrinas gewissermaßen ein rein instrumentales zur Seite. Diese Behauptung könnte im Hinblick auf die fortgesetzte reiche Verwendung von Chor und Gesangssoli bei Beethoven zunächst paradox erscheinen, und doch ist sie stilistisch durchaus begründet. Man hat zu allen Zeiten Beethoven den Vorwurf gemacht, daß er die Singstimmen nicht zu behandeln verstehe, daß er ihnen das Unmögliche zumute, und zwar wurde gerade die ‚Missa solemnis' am meisten von diesem Vorwurf betroffen. Tatsächlich sind ja viele Stellen dieser Messe derart, daß sie von Normalsingstimmen nur mit Mühe gebracht werden können. Die richtige Erklärung hiefür hat aber zweifellos Richard Wagner gefunden, wenn er (Ges. Schriften IX, 125) schreibt: ‚In Beethovens ‚Missa solemnis' haben wir ein rein sinfonisches Werk des echtesten Beethovenschen Geistes vor uns. Die Gesangsstimmen sind hier ganz in dem Sinne wie menschliche Instrumente behandelt: Der ihnen unterlegte Text wird von uns gerade in diesen großen Kirchenkompositionen nicht seiner begrifflichen Bedeutung nach aufgefaßt, sondern er dient . . . lediglich als Material für den Stimmgesang.' Beethovens Werk stellt sich also als eine im einzelnen Fall vom Wortausdruck abstrahierende freie sinfonische Interpretation des Messentextes dar. Zu dieser Art der Auffassung seiner Aufgabe wurde der Meister nicht nur durch sein spezielles Individuell, sondern auch durch die entwicklungsgeschichtliche Lage gedrängt. Der würdevolle Stil Palestrinas und Bachs war damals längst verloren gegangen und die Zeit ihrer Neubelebung noch nicht angebrochen. Der Unterschied zwischen geistlicher und weltlicher Musik hinsichtlich der Ausdrucksweise hatte sich verwischt, der landläufige Opernstil fand mit all seinen Trivialitäten Eingang in die Kirche. Dazu war man an die Plattheit der zu komponierenden Texte von der Oper her so gewöhnt, daß man nun auch in der Messe keine Rücksicht auf die Worte nahm und Liebes- oder Rachearie, Kyrie oder Gloria alles über einen Leisten schlug. Das konnte Beethoven nicht genügen. ‚Nachdem eine Verbindung der Musik mit dem gegebenen Texte . . . sich als zurzeit noch unmöglich erwiesen

hatte, zog er (Beethoven) es vor, den unerfüllbaren Anspruch einer tonlichen Verlebendigung des Textes ganz aufzugeben, um in der ihm eigenen Sprache frei und rückhaltlos sich zu ergehen' (Fr. v. Hausegger). Diese Beethoven ‚eigene Sprache' war aber eben die sinfonische Instrumentalmusik, der die Beethovensche Messe nach Geist und Stil darum zugehört. — Ganz anders ist dagegen das Prinzip, nach dem Bach seine h-moll-Messe geschaffen hat. ‚Des großen Seb. Bachs Kirchenkompositionen', sagt Wagner, ‚sind nur durch den Gesangschor zu verstehen, nur daß dieser selbst hier bereits mit der Freiheit und Beweglichkeit eines Instrumentalorchesters behandelt wird, welche die Herbeiziehung desselben zur Verstärkung und Unterstützung jenes ganz von selbst eingab.' Hier steht das Vokale (obwohl der Gesangschor technisch ja auch instrumental — vom Orgelstil — beeinflußt ist) durchaus im Vordergrund. Die Instrumentalpartie kommt erst an zweiter Stelle, wirkt aber mehr oder minder isoliert selbständig; am deutlichsten wird dies in manchen tief ausdrucksvollen Instrumentalvor- und nachspielen. Im Duett ‚Christe eleison' z. B. führt die unisone Violinmelodie:

zunächst ganz für sich in jene anmutsvoll kindlich zutrauliche Stimmung ein, die dann später in den Singstimmen zum Ausdruck kommt. Halten wir dagegen die entsprechende Stelle aus der Graner Festmesse von Liszt, so sehen wir den Unterschied der modernen Behandlungsweise: Das Tenorsolo des Lisztschen ‚Christe' zeigt nicht ein Nebeneinander, sondern jene denkbar innigste Vereinigung von vokalem und instrumentalem Ausdruck, wie sie das Wagnersche Musikdrama zum Stilprinzip erhoben hatte. Von solchen stilistischen Einzelbeobachtungen ausgehend stellt sich uns die Frage nach der allgemeinen entwicklungsgeschichtlichen Stellung unserer vier Kunstwerke.

Es ist bekannt, daß Palestrina seinerzeit glaubte, mit seiner ‚Missa papae Marcelli' einen neuen Stil geschaffen zu haben. In der Dedikationsvorrede des zweiten Bandes seiner Messen (1567) spricht er dies ausdrücklich aus. Rückschauend erkennen wir heute leicht, daß der Meister damit geirrt hat. Palestrinas Kunst bedeutet nicht einen Anfang, sondern einen Abschluß. Mit der Schule der Niederländer in engstem Zusammenhang stehend hat er deren technische Errungenschaften und dadurch jene souveräne Herrschaft über das Tonmaterial sich angeeignet, die uns in seinen Werken nie die ‚Last der Mache' (Ambros) empfinden läßt. Jene verklärte Durchgeistigung des Vokalsatzes aber, die man unter dem Ausdruck ‚Palestrinastil' begreift und für die die Marcellusmesse ein klassisches Dokument ist, finden wir bei Josquin, Gombert, Clemens von Papa, Pierre de la Rue und anderen älteren Meistern ebenfalls bereits in vielen Momenten. Palestrina — und das war seine ‚Tat' — hat sie dann zum Stilprinzip erhoben und dadurch das von ihm Erstrebte aufs herrlichste mit Vollendung gekrönt. — Ebenso ist auch Bachs h-moll-Messe der Schlußstein einer langen Entwicklung, der Entwicklung jenes polyphonen, mit

instrumentalen Elementen durchsetzten Kirchenstils nämlich, der, von Venedig ausgehend, vor allem durch den protestantischen Tonmeister Heinrich Schütz in Deutschland festen Fuß gefaßt, und eben mit Bachs Kunst die höchste Blüte aber auch das Ende erreicht hatte. — Liszts Graner Messe erscheint dagegen als Dokument einer angehenden Stilperiode. Jener Zug nach Umgestaltung der musikalischen Mittel, der auf dem Gebiet der dramatischen Musik durch die Neuromantiker und Wagner vertreten war, wird in der Kirchenmusik, nachdem er durch Werke wie Berlioz' Requiem vereinzelt vorbereitet war, mit Liszts geistlichen Schöpfungen inauguriert. ‚Wie dort auf weltlichem Boden, entstand hier auf kirchlichem ein neuer Stil — der lyrisch-dramatische, welcher ebensowohl die ideale Hoheit des Kultus zu wahren imstande ist, als auch in die religiösen Mysterien einzudringen und die tiefsten Erregungen und Erschütterungen des individuell-religiösen Gefühls durch den Ton auszusprechen vermag.‘ (L. Ramann: ‚Frz. Liszt als Psalmensänger‘.) Beethovens missa solemnis dagegen steht ganz einzeln in der Musikgeschichte da: sie hat weder direkte Vorgänger noch Nachfolger. Wenn sie sich auch bis zu einem gewissen Grad technisch als der Wiener Kirchenmusikschule zugehörig zeigt, so ist sie ihrer geistigen Gesamtheit nach doch völlig isoliert. Hier haben wir einen jener Momente in der Musikgeschichte vor uns — mit Wagners ‚Tristan‘, Schuberts erstem ‚Goethelied‘, Beethovens großer B-dur-Sonate verhält sich's ähnlich — wo die gesetzmäßige Entwicklung der Dinge durch die Tat eines Genies durchbrochen wird, die eben nur in der Genialität ihres Urhebers Erklärung findet.

Nicht minder verschieden endlich als die entwicklungsgeschichtliche Stellung ist die Art der Auffassung des Messentextes in unseren vier Meisterwerken. Am einfachsten und klarsten gibt sich in dieser Hinsicht Palestrina. Seine missa papae Marcelli redet die Sprache idealer Verklärung; es ist, wie wenn diese Musik nicht zu einer irdischen, sondern zu einer himmlischen Feier gehörte. Baini, der begeisterte Palestrinabiograph, der das Schaffen seines Meisters in nicht weniger als zehn Stilperioden zerlegt, stellt als eine derselben, als siebente die Marcellusmesse allein auf und sagt von ihr, sie sei geschrieben: ‚con semplicità, Miarezza, naturalezza, nobiltà, grandiosità, sublimità non piu imaginata‘. Das durchaus Transzendentale des Ausdruckes ist von ausschlaggebender Charakteristik für dieses Werk. In Palestrinas Kyrie glauben wir die seligen Geister des Himmels den Herrn um seine Huld bitten zu hören. Ganz anders bei Bach! Wenn da nach den vier gewaltigen einleitenden Adagiotakten das Orchester mit dem Motiv:

Largo ed un poco piano.

einsetzt, dann ist es, als laste all der Jammer, all das Elend der sündigen Menschheit zentnerschwer auf der Seele. In der Tat läßt sich kaum ein schärferer Gegensatz als der zwischen der Bachschen und der Palestrinaschen Auffassung denken: Bach versteht eben den Messentext im Gegensatz zu Palestrina vom menschlichen Standpunkt aus als eines der ergreifendsten Dramen, das die

Weltgeschichte kennt. Bei dieser Betrachtung leitet ihn freilich stets ein unerschütterlich fester Glaube. Bachs ganzes Gefühlsleben wurzelt so tief in religiösen Anschauungen, daß er in seiner Musik mit seinem eigenen Seelenleben zugleich das aller anderen den Messentext verfolgenden Gläubigen geschildert hat. Somit ist Bachs Auffassung subjektiv und objektiv zugleich. Weit schärfer tritt dagegen ein speziell subjektives Moment in Beethovens hoher Messe hervor. Beethovens Stellung zur Religion war eben eine ganz andere als die Bachs. Gewiß glaubte auch Beethoven an einen persönlichen Gott. ‚Gott heißt für Beethoven nicht bloß eine Abstraktion des Ewigen, allgemein Göttlichen, eine Idee, ein Scheinbild und Scheinwesen, auch kein bloßes Schönheitsideal eines hellenisierenden Kultus, dessen Oberpriester Goethe ist (Ambros), sondern der persönliche Gott des zweifellosen Glaubens.' (W. Weber, ‚Beethovens missa solemnis'.) Ist doch in des Meisters Tagebuch von 1816 zu lesen: ‚Gott ist immateriell, deswegen geht er über jeden Begriff; da er unsichtbar ist, so kann er keine Gestalt haben. Aber aus dem, was wir aus seinen Werken gewahr werden, können wir schließen, daß er ewig, allmächtig, allwissend, allgegenwärtig ist.' Nun kann aber freilich ein so trotziger, ungebändigter Geist, eine Prometheusnatur wie Beethoven, zu einem zweifellosen Glauben nur durch harte, schwere Kämpfe kommen, und so spielt denn in die ganze missa solemnis, besonders aber ins ‚Kredo', eine gewisse Kampfesstimmung herein. Gleich das ‚Kyrie' z. B. klingt nicht transzendental wie bei Palestrina, noch ist es ein Bild der Klage wie bei Bach: mit wuchtig erhabener, ruhig klarer Feierlichkeit schreitet es einher, ein Tonsymbol der Gottesidee, die ehrfurchtgebietend aber zunächst doch als etwas Fremdes, noch Unverstandenes ins Menschheitsbewußtsein tritt. Im früher bereits charakterisierten ‚Christe' offenbart sich dann schon ein intimeres religiöses Seelenleben, und nun wechseln im weiteren Verlauf der Messe die Stimmungen. Bald scheint es, als seien die Zweifel endgültig besiegt, bald tauchen sie mit erneuter Macht wieder auf. Erst im ‚Kredo' wird der Kampf endgültig zugunsten des Glaubens entschieden: die Betrachtung des Erlösungswerkes Christi und der Schrecken des jüngsten Gerichtes haben jeden Zweifel endgültig niedergeschlagen. Erscheint Bachs Messe als der Kampf des gläubigen Menschen mit der Sünde, so läßt Beethovens Messe das Durchringen durch die Macht des Zweifels zum Licht der Wahrheit und des Glaubens erleben. Eine Art ‚faustische' Idee ist es mithin, die der Beethovenschen Messe zugrunde liegt. — Jene einheitliche Verwirklichung eines großen Gedankens, die wir bei Palestrina, Bach und Beethoven fanden, treffen wir in Liszts Graner Messe nicht an. Dieses Werk zerfällt vielmehr in eine Reihe Einzelbilder, die sich in zwei Gruppen scheiden lassen: Stimmungsschilderungen und realistisch tonmalerische Ausdeutungen einzelner Stellen des Messentextes. Zu den ersteren gehören vor allem ‚Kyrie', ‚Benediktus' und ‚Agnus Dei', zu den letzteren das ‚Gloria', das teilweise wie eine dramatische Szene aus dem Leben der ersten Christen anmutet: Sonnenaufgang; der Weckruf ertönt, die Gläubigen sammeln sich zum Gebet. Das machtvollste dramatische Bild bringt aber das ‚Kredo' mit der Schilderung des jüngsten Gerichts, die in keiner der anderen drei Messen mit so packender, überwältigender Großartigkeit gelungen ist. Die dem Werk seiner geistigen

Faktur nach fehlende Geschlossenheit sucht der Meister auf musikalisch-technischem Wege durch das moderne Kunstmittel des Leitmotives zu ersetzen. Die Ausdrucksweise dieser Leitmotive aber, für die wir als treffendstes Beispiel das innige Thema des ‚Kyrie' und ‚Benediktus' zitieren:

dolce espressivo.

ist ein Dokument jener aufs höchste gesteigerten Subjektivität, die das ganze Werk als ein echt modernes Erzeugnis kennzeichnet. Das tiefbrünstige religiöse Sehnen Liszts hat in diesen Klängen rückhaltlosen Ausdruck gefunden, wie denn der Meister selbst einmal von seiner Graner Messe gesagt hat, sie sei ‚mehr gebetet als komponiert'. —

Wir haben uns bei unseren vergleichenden Studien nur auf die Prüfung der großen, allgemeinen Gesichtspunkte beschränkt, und trotzdem hat sich schon ein recht mannigfaltiges Bild der im Messentext liegenden musikalischen Möglichkeiten ergeben. Bei Fortsetzung der Analyse ins Detail würde sich dieses Bild natürlich noch wesentlich bereichern. Vielleicht bietet sich ein andermal Gelegenheit dazu. Für diesmal schließen wir mit der Bemerkung, daß wir die Frage nach der liturgischen Eignung der verschiedenen Typen von Messenkompositionen absichtlich unberührt ließen, da es sich dabei nicht um eine künstlerische, sondern um eine theologische Materie handelt, die sich unserer Kompetenz entzieht. Nur die eine Bemerkung sei gemacht, daß Werke wie die Bachsche und Beethovensche Messe schon wegen ihrer riesigen Dimensionen in der Liturgie kaum Verwendung finden können. Sie gehören der Gattung der ‚Konzertmesse' an, die, außerhalb der Kulthandlung stehend, nicht als ‚dienende', sondern als ‚freie' geistliche Erbauungskunst gemeint ist.

Kritik

Die ‚Philosophie des Als Ob‘ / Von Max Ettlinger

Seit Otto Liebmanns glänzend geschriebenem Hauptwerk ‚Zur Analysis der Wirklichkeit‘, das nun seit 1875 die vierte Auflage erreicht hat*, ist für die Entwicklung des Neukantianismus in Deutschland keine so bedeutende Erscheinung mehr zu verzeichnen gewesen, als sie nunmehr das langsam gereifte Lebenswerk des Hallenser Herausgebers der ‚Kantstudien‘, ‚Die Philosophie des Als Ob‘ von Hans Vaihinger, darstellt**. Die beiden ersten von den drei Hauptteilen dieses Werks sind in der Hauptsache bereits während der Jahre 1876—78, also nicht viel später wie Liebmanns Werk, niedergeschrieben worden, und Vaihinger bezeichnet sich darum nur als den ‚Herausgeber‘ des Ganzen. Aber die weitere Entwicklungsmöglichkeit der Kantschen Grundgedanken hat er schon damals so deutlich erkannt und vermag sie nun im dritten, historischen Teil an den Hauptetappen: Kants ‚Opus Postumum‘, Forberg (der Urheber des Fichteschen Atheismusstreites), F. A. Lange, Nietzsche so überzeugend zu bestätigen, daß fast jede Seite des vielhundertseitigen Buches so frisch sich liest, als wäre sie erst gestern geschrieben.

Liebmann und Vaihinger bezeichnen die beiden möglichen Entwicklungsrichtungen des Neukantianismus, und zwar — diese unsere Wertung sei von vornherein unverhehlt — Liebmann die positivere, dem Aristotelismus wieder sich annähernde, Vaihinger die negative aber konsequentere. Dieser Stellung seines Werkes ist sich Vaihinger denn auch vollauf bewußt und betont gegenüber den bisherigen, gemäßigteren Kant-Interpreten mit einem von Ironie nicht ganz freien Nachdruck:

‚Der traditionelle Kant, der Kant der historischen Lehrbücher, mit einem Wort: der Schul-Kant ist eben nicht der volle und ganze Kant. Um Kant ganz und voll zu verstehen, dazu gehört eben nicht bloß Verstand, sondern auch Mut. Und Kant selbst hat es vorhergesagt: „Ich bin mit meinen Schriften um ein Jahrhundert zu früh gekommen; nach hundert Jahren wird man sie erst recht verstehen.“ Damit hat er eben seine „Als-Ob-Betrachtung“ der Ideen gemeint.‘

Und welches ist nun diese Kantsche Als-Ob-Lehre, die Vaihinger selbst in die nächste Nähe der sogenannten biologischen Erkenntnistheorie eines Mach, Avenarius, H. Cornelius***, des Positivismus eines Poincaré und Enriques und ebenso des neuesten Pragmatismus und fideistischen Modernismus rückt, nach ihrem Kern?

Die Wendung ‚Als Ob‘ findet sich in Kants Hauptschriften ziemlich häufig, und zwar namentlich in solchen Zusammenhängen, wo der Dualismus zwischen ‚reiner‘ und ‚praktischer Vernunft‘ zur Sprache kommt. Eine beweisfähige Erkenntnis solcher Wahrheiten, wie der Existenz Gottes, der Unsterblichkeit der Seele, der Freiheit des Willens, ist bekanntlich nach der Lehre des Kantschen Kritizismus unmöglich; wohl aber müssen wir ihm zufolge unser praktisches, sittliches Verhalten so einrichten, ‚als ob‘ diese Wahrheiten alle sichere Geltung hätten. Den ‚Höhepunkt‘ von Kants kritischer Philosophie findet Vaihinger ausdrücklich in den Stellen, wo von Kant folgende Grundgedanken entwickelt werden:

---

* Straßburg 1911, Verlag von Karl J. Trübner. Brosch. M. 12.—

** Berlin 1911, Verlag von Reuther & Reichard. Brosch. M. 16.—

*** Die leichtfaßlichste, aber gerade wegen ihrer bestechenden Form nur für philosophisch vorgebildete Leser kennenswerte Darstellung dieser erkenntnistheoretischen Richtung hat H. Cornelius in seiner ‚Einleitung in die Philosophie‘ (2. Aufl., Leipzig 1911, Verlag Teubner, geb. M. 6.—) gegeben.

'Die „Würde der Menschheit", das „Reich der Zwecke" sind — dies erkennt und lehrt Kant — „bloße Ideen", also Begriffe ohne jeden Realitätswert, nur „heuristische Fiktionen", nur Betrachtungsweisen, nur ein Standpunkt; es kann, soll und muß so angesehen werden, als ob das so wäre: dennoch, trotz dieser Einsicht in die fiktive Natur dieser Vorstellungsweise, richtet der Mensch als „vernünftiges Wesen" sein Handeln nach diesen Fiktionen ein. Hier sind wir auf dem höchsten Gipfel angelangt, den das kantische Denken, den das menschliche Denken überhaupt erreicht hat.'

Diese ungeheuerliche von Kant selbst nur an wenigen Stellen ganz unverhüllt ausgesprochene Lehre, nach welcher die höchsten religiösen und ethischen Überzeugungen der Menschheit nichts anderes wären als — freilich notwendige und unvermeidliche — 'bewußte Selbsttäuschungen', dieses kantische 'als ob', welches schon der ethische Idealist Fichte (in einem Brief an Reinhold) 'ganz gegen sein System' fand und den 'kantischen wahren skeptischen Atheismus' verratend, diese neugeborene Lehre von der 'doppelten Wahrheit' sucht Vaihinger mit einer in ihrer Art bewundernswerten, immanenten Folgerichtigkeit auf das Gesamtgebiet menschlichen Denkens und Wissens auszudehnen. Überall in sämtlichen Zweigen der Wissenschaft findet er gerade die grundlegendsten Begriffe mit solchen 'Fiktionen' durchsetzt, die aufrecht erhalten werden nicht wegen ihres eigenen Wahrheitsgehaltes, sondern allein wegen ihrer Zweckmäßigkeit für die daran sich knüpfenden Verständnismöglichkeiten und trotz der ihnen anhaftenden Unmöglichkeiten und Selbstwidersprüche. Die Grundfrage der Vaihingerschen Untersuchung lautet: 'Wie kommt es, daß wir mit bewußt falschen Vorstellungen das Richtige erreichen?' Aus der unerschöpflichen Fülle seiner Beispiele für diese These seien nur der Begriff des Unendlichkleinen und des leeren Raumes in der Mathematik, der Atom- und Kraftbegriff in der Physik, der Artbegriff in der Biologie, die Smithsche und Benthamsche Grundvoraussetzung in der Soziologie und die Kategorien der Kantschen Erkenntnistheorie herausgehoben.

Vaihinger lehrt, daß sich alle diese und viele ähnliche Fiktionen dadurch gänzlich von den Hypothesen unterscheiden, daß sie nicht auf die Wirklichkeit abzielen, niemals verifiziert werden können, sondern bewußtermaßen von der Wirklichkeit abweichen und sogar bis zum Selbstwiderspruch in sich unmöglich sind. Und trotzdem sind sie dem Denken — und das unterscheidet sie von künstlerischen Phantasiegebilden u. dgl. — schlechthin unentbehrlich, es muß diese Umwege machen, um überhaupt eine begreifliche Ordnung in unsere Vorstellungen zu bringen. 'Der Zweck heiligt die Mittel.' —

Die Kritik dieser 'Als-Ob-Philosophie' liegt eigentlich schon in ihr selbst, da ihr die Wahrheit schließlich nichts anderes mehr ist als 'der zweckmäßigste Irrtum', mithin sie selbst eine jedes ernstliche Wahrheitssuchen lähmende Fiktion von denkbar größtem Selbstwiderspruch. Trotzdem wird, wofür hier natürlich nur wenige Andeutungen gegeben werden können, die Einzelkritik den Vaihingerschen Aufstellungen mit aller Sorgfalt nachgehen müssen; denn nicht überall läßt sich seine Kritik an den Hilfsbegriffen manches Wissenszweigs ins Unrecht setzen. Aber auch seine positive Widerlegung muß mannigfache Wege gehen. Bei manchen der von Vaihinger als Fiktionen bezeichneten wissenschaftlichen Annahmen wird sich gewiß nachweisen lassen, daß ihnen in Wahrheit kein Selbstwiderspruch anhaftet, sondern nur, wie etwa dem mathematischen Infinitesimale oder dem physikalischen Atom, eine Unvollziehbarkeit der Vorstellung, welche keineswegs mit Seinsunmöglichkeit gleichbedeutend ist. Andere wieder der von Vaihinger sogenannten Fiktionen lassen sich als eigentliche Hypothesen, wenn auch oft nur vorläufigen Wahrscheinlichkeitswertes, als Interimsbegriffe — um mit Liebmann zu reden — nachweisen. Und eine dritte Kategorie schließlich

kann schon deshalb nicht gelten gelassen werden, weil sie unterdes in der betreffenden Spezialwissenschaft selbst schon als nicht wahrheitsgültig und nicht zweckmäßig entlarvt worden ist (gegenüber ‚Finten‘ und ‚Schlichen‘ des Denkens ist dieser Ausdruck am Platze). Das gilt z. B. von der Smithschen Grundannahme, daß alles wirtschaftliche Verhalten des Menschen nur vom Egoismus bestimmt sei; eine Voraussetzung, deren Unzulänglichkeit und Entbehrlichkeit von neueren Theoretikern der Nationalökonomie vielfach zugegeben wird*.

Eine andere Gesamtkritik der Vaihingerschen Lehre muß einsetzen bei seinem Wahrheitsbegriff und dem des Kantianismus überhaupt, welcher die ‚Wege des Denkens‘ so gänzlich von den ‚Wegen des Seins‘ trennt und damit allein die Aufstellung möglich macht, daß wir auf den Umwegen bewußten Irrtums zur Wahrheit, oder nein zum ‚zweckmäßigsten Irrtum‘ reisen können. Dieser allgemeine Nachweis ist nur möglich durch eine konfrontierende Gegenüberstellung der beiden Grundrichtungen, in denen sich menschliches Denken überhaupt bewegen kann, durch eine gründeabwägende Vergleichung zwischen platonischer Ideenlehre und Baconscher Idolenlehre, oder um beide in systematischer und kritisch gereinigter Form zu nennen, zwischen Aristoteles und Kant. Die Kantgesellschaft selbst, deren Gründer und Mitleiter Vaihinger ist, hat vor wenigen Jahren diesen Vergleich zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht. Und aus dem Wettbewerb sind damals zwei Jünger der aristotelisch-scholastischen Lehre preisgekrönt hervorgegangen: Severin Aicher, aus guter Tübinger Schule, mit der Schrift ‚Kants Begriff der Erkenntnis verglichen mit dem des Aristoteles‘** und der Mercierschüler Charles Sentroul, dessen Schrift ‚Kant und Aristoteles‘ nun erfreulicherweise schon bald auch in deutscher Übersetzung vorliegt***. Man darf in solchen Auseinandersetzungen zwischen Kantianismus und Aristotelismus, wie Sentroul mit Recht hervorhebt, den großen Universalienstreit des Mittelalters in gewissem Umfang neuentbrannt finden. Zumal die Nominalisten, wenn sie die Universalien als ‚fictiones‘ bezeichneten, dies keineswegs immer in so rein negativistischem Sinne taten, als Vaihinger vermeint. Vaihinger hätte mehr noch als bei den Jesuiten Suarez und Cavalieri († 1617), deren Verdienste um die mathematische Theorie er besonders rühmt, bei den Vertretern des Nominalismus Vorläufer seiner Lehre finden können. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß er mit den gleichen Beweisgründen wie diese hinreichend widerlegt werden könne. Einer so bedeutenden geistigen Leistung muß man vielfach die Waffen erst selbst entwinden, mit denen sie geschlagen werden kann; und trotz der Unhaltbarkeit ihrer Gesamtpositionen wird aus ihr auf logischem Gebiet, namentlich für die Theorie der ‚Annahmen‘, auch gar mancher positive Gedanke sich fruchtbar erweisen.

* Vgl. hierüber auch meinen Beitrag über Altruismus zum Staatslexikon der Görresgesellschaft Bd. I, Sp. 181 ff.

** Berlin 1909, Verlag Reuther-Reichard. Brosch. M. 4.50.

*** Kempten 1911 Kösel'scher Verlag. Brosch. M. 5.—.

Hochland-Echo

Deutscher und französischer Geist

Ob sich deutscher und französischer Geist jemals verstehen und vertragen werden? Wie oft hat sich uns allen in den letzten Jahren diese Frage aufgedrängt, aus den inneren Schwierigkeiten des elsässischen Problems, aus den äußeren der Marokkokontroversen. Manche mögen meinen, über eine solche Frage lasse sich in der Theorie überhaupt nichts entscheiden, und die Antwort sei allein bei den Praktikern der Politik und der Diplomatie zu erholen. Andere werden denken, daß Politiker und Diplomaten letzten Endes doch nur ausführende Organe sind jener geistigeren, universelleren Mächte, die hinter ihnen stehen und alle nur äußerlichen Kompromisse rasch wieder zunichte machen. —

Vielleicht trägt es ein weniges zur Klärung der Frage bei, wenn man die Entwicklung eines typischen Vertreters der französischen Intellektualität an sich vorüberziehen läßt, der sich gerade um die Ergründung deutschen Geistes besonders bemüht hat und dabei zu charakteristischen Wandlungen des Urteils gelangte. Wir meinen Hippolyte Taine, dessen ‚Leben in Briefen' uns noch allerjüngstens durch die deutsche Übersetzung besonders nahegerückt worden ist*.

Taine kannte und verstand nicht nur deutsche Sprache und Literatur, wie wenig Franzosen, er reiste auch vor dem großen Krieg in deutschen Landen, so oft es ihm möglich war. Deutschland ist ihm ja ‚der große Arbeitsraum Europas, in dem alle menschlichen Gedanken untersucht und umgeschmiedet werden'. Wie sollte da sein deterministisch gerichteter Spürsinn nicht alle äußeren und inneren Umstände dieser Werkstatt zu ergründen suchen. Zum erstenmal führte den Dreißigjährigen das Jahr 1858 nach Deutschland; während der Reise las er in gelegenen Augenblicken Goethes ‚Faust' wieder: ‚Es ist unglaublich, wie wahr er schildert und wieviel man dabei lernt, wenn man ihn in seinem Lande liest.' Bereits damals schrieb er Aufzeichnungen über Deutschland nieder, die erst posthum ans Licht gekommen sind. Darin heißt es u. a.:

„Der Deutsche ist sehr einfach; er gibt sich der ersten Aufwallung ganz hin. Keine geschlossene Gewohnheit, keine erweichbare Leidenschaft beeinträchtigt diesen Wurf; seine Natur steht im Gegensatz zu dem Stolz des Engländers und zur Eitelkeit der Franzosen. . . ." Taine findet darin „große Gutmütigkeit, Naivität, Dankgefühl und auch Albernheit". Die Deutschen sind ein wenig kindlich. . . . Die Gefühle sind bei ihnen rein, im Zorn, in der Milde, in der Wohltätigkeit, in der Einfalt. Sie sind klares, ungemischtes Wasser; die Rasse ist noch urwüchsig, nicht ein-

---

* ‚H. Taine Sein Leben in Briefen'. Ausgewählt und erläutert von G. Mendelssohn-Bartholdy. 2 Bd., Berlin und Leipzig 1911. Verlag Dr. Walther Rothschild. Brosch. M. 8.—, geb. M. 10 —. Die Übersetzung ist leider mangelhaft und wimmelt von Druckfehlern. Man greift daher trotz mancher wertvoller Zutaten (Briefwechsel mit Nietzsche u. a.) doch besser zu dem vollständigen Original.

gebildet. Vielleicht ist's die Ähnlichkeit, die zwischen der Aussprache und der Schrift besteht; die Wurzeln und Ideen haben sich nicht verändert wie in Frankreich und in England.'

Kurzum, Taine urteilt damals aus einer mit Sympathie gemischten Herablassung über diese großen Kinder, bei denen ihm drei Charakterzüge ganz offenkundig dünken: erstlich das ‚phlegmatische Temperament', dann die Gewohnheit zu gehorchen und schließlich die urwüchsigen, empfindsamen Gefühle. Am meisten vermißt er in ihrem Benehmen die Form; die Ungeniertheit der Gefühlsäußerung geniert und belustigt ihn zu gleicher Zeit. Und entsprechend urteilt er auch über ihre Literatur, deren Sprache, namentlich bei Prosawerken, er jedes sichere Stilgefühl abspricht. Auch Goethes und Kleists Prosa ist ihm ‚langweilig'. Überall bewundert er nur die Bilder, nirgends die tragenden Gedanken. So auch sein Urteil über ‚Faust':

‚Goethe ist ein großer Maler; . . . seine Margarethe ist von bewundernswerter Echtheit; lieben, sich ergeben, weinen, träumen, leiden, sterben, — das ist's, was ich in allen Köpfen der deutschen Mädchen gefunden habe, die mir begegnet sind.

Die Dorf- und Trinkszenen sind ganz tief deutsch, in Frankreich sind sie unwahr. Die Zecher reden von Liebe und fühlen die Liebe; bei uns wären es nur Höflichkeitsreden. Sie singen und lassen sich Gesänge vortragen, die die Einbildungskraft bewegen; . . . der pikante Geist fehlt völlig. . . . Ihr Lachen ist ein Ausdruck des Wohlbehagens . . ., das Lachen bei uns rührt von Schlagern witziger Einfälle her; sie verdauen, wir treiben Narrenpossen. Valentin muß sich erst aufrütteln, um dann sein Schwert aus der Scheide zu ziehen und mit seinen Erinnerungen herauszupoltern; wir ziehen schneller vom Leder. — Sie sind natürlicher, körperlicher, langsamer.'

1867 sah Taine von dem damals noch französischen St. Odilienberg in die Rheinebene hinab. In den folgenden Jahren studierte er mit wachsendem Respekt die deutsche Gelehrtenliteratur, deren Lust am Methodischen ihn immer aufs neue befremdet. Nach einer Unterhaltung mit Karl Hillebrand schreibt er Ende 1869 neue Anmerkungen über Deutschland nieder, in bereits wesentlich gewandeltem Ton. Er freilich schreibt die Änderung allein dem beobachteten Gegenstand zu:

‚Der Deutsche bildet seinen Charakter um und ändert ihn. Er wird hochmütig, verächtlich, ungerecht den Ausländern gegenüber. Er verliert ganz die Breite des kosmopolitischen Geistes, die Toleranz, die Sympathie für andere, die er zu Goethes Zeiten hatte. . .

Die Umwandlung ist riesengroß. — Der Deutsche hat bis jetzt geträumt, gedacht, nichts weiter. Jetzt handelt er.'

Die Struktur des deutschen Geistes sucht er einmal aus den Eigentümlichkeiten deutschen Satzbaus zu begreifen:

‚Als die einzigen im ganzen zivilisierten Europa haben sie nicht den analytischen Bau, das Verbum im ganzen, den Akkusativ und dann den Dativ. Dieses System bringt in jedes einzelne Satzglied ein; statt Artikel, Substantiv und Attribute aufeinander folgen zu lassen, schalten sie zwischen dem Artikel und dem Substantiv alle Adjektive und Attribute ein, und oft das eine in das andere hineingeschachtelt. Das ist fürchterlich, schrecklich, ermüdend für unser französisches Gehirn. . .

Man braucht Aufmerksamkeit, anhaltende Aufmerksamkeit, um diesen Satzbau

zu verstehen. Man muß ein besseres Gedächtnis haben, um den Eindruck des Anfangswortes zu behalten, das seine Ergänzung oft zwei, drei, vier Zeilen später erst findet. Dieser Satzbau gibt das tiefe Gefühl des Zusammenhangs, der Verbindung mit den einzelnen Teilen der Idee an. . .

Der Deutsche will seinen Gedanken nicht vollenden, ohne vorher alle anwesenden Teile zusammen zu haben. Das Haupterfordernis für den deutschen Geist ist offenbar das Gefühl des Zusammenhangs. Diesem opfert er alles übrige. . . .

Der Deutsche hat eine Strenge des Stils, die an Philosophie hinreicht, an abstrakte, systematische Wissenschaft, nichts weiter; das Leben fehlt.'

Entsprechend lautet Taines Urteil über die schöne Literatur der Deutschen. Hettners Literaturgeschichte erscheint ihm in Wahrheit als eine ‚Geschichte der Moralwissenschaften', soweit sie literarischen Ausdruck fanden; der Ideen, nicht der Talente und der Stilentwicklung.

‚Was die Deutschen Form nennen, ist für uns das wesentliche. — Kein Schatten von Talent noch Stil bei allen Schriftstellern, von denen ich Auszüge oder deren Geschichte ich gelesen habe; man langweilt sich und gähnt. Das alles ist ja vernünftig, lehrreich, gelehrt, ehrlich, aber weiter nichts. Bei dem Deutschen ist alles erworben und gewollt.'

Taine verkannte nicht, daß die Hartnäckigkeit dieser Pedanten im Begriffe sei, auch im Praktischen größeres zu leisten. Er will sich 1870 auf einer neuen Deutschlandreise davon noch gründlicher überzeugen. Da zwingt ihn der Ausbruch des Kriegs zur sofortigen Heimkehr und zum Verzicht auf das geplante Werk über Deutschland für alle Zeiten. ‚Wir können nicht mehr unparteiisch sein.'

Die Erfahrungen des deutsch-französischen Kriegs haben in Taines ganzer Denkweise einen tiefgehenden Umschwung hervorgerufen. Von nun an erst erkannte er die Macht der sittlichen Ideen im Leben der Völker. Sein großes Werk über die ‚Ursprünge des zeitgenössischen Frankreich' mußte er trotz alles Widerstrebens zu einer großen Anklageschrift gegen die seit der großen Revolution in Frankreich treibenden Kräfte gestalten. Aber das alles machte ihn zeitlebens um keinen Deut gerechter gegen den Sieger, dessen Land er nicht mehr betrat. Kurz nach dem Friedensschluß schreibt er dem Dänen Georg Brandes, der hierfür freilich gerade die richtige Adresse war:

‚Am tiefsten schmerzt mich, daß zwei Provinzen, 1 900 000 Franzosen zu deutschen Untertanen werden. Niemand, der Herz und Gewissen hat, kann sich in diesen Gedanken schicken, denn es handelt sich dabei nicht um Eigenliebe, sondern um Pflicht. Wir hoffen, daß in zehn Jahren alle unterdrückten Völker Europas gemeinsam vorgehen werden gegen eine Monarchie und gegen ein Volk, die augenblicklich die Rolle spielen möchten, die Spanien unter Karl V. und unter Philipp II. gespielt hat.'

und im Herbst 1872 an denselben:

‚Sie können, glaube ich, als allgemeine Regel mit wenigen Ausnahmen die aufstellen, daß bis heute die Franzosen nichts von Deutschland übernommen haben; der Abstand der beiden Geistesrichtungen, besonders in der Literatur, in der Religion und überhaupt in allem, was die moralische Welt betrifft, ist zu groß.

In der Technik und im Positiven ist das anders; unsere Philologen, Physiologen, Physiker, Botaniker usw. studieren sie und profitieren von ihnen; über ein Einzelthema, eine materielle Beobachtung, kann man sich verständigen; in allem übrigen, in der Auslegung, in allgemeinen Ansichten und Gefühlen stehen die beiden Nationen an entgegengesetzten Polen. ‚Ich glaube, daß die Deutschen sich schwerer in unseren Pol hineindenken können als wir uns in den ihrigen.'

Von den deutschen Dichtern findet er noch 1890 für keinen uneingeschränkte Worte der Bewunderung als für den Halbfranzosen Heinrich Heine, und der einzige deutsche Schriftsteller, der ihm noch persönlich näher trat, war der sich als Pole fühlende Friedrich Nietzsche, in dessen Briefen an Taine sich die unwürdige Stelle findet:

‚Zuletzt werden die Franzosen aus dem Buche der „Götzendämmerung" die tiefe Sympathie heraushören, die sie verdienen: ich habe in allen meinen Instinkten Deutschland Krieg erklärt.'

Aber selbst dieser Brief vermochte Taines Gunst nicht zu gewinnen, sondern er verwies Nietzsche, unzureichendes Verständnis der deutschen Sprache vorschützend, an einen anderen ‚kompetenten Leser'.

So negativ endete Taines Bemühen um das Verständnis des deutschen Geistes. E.

Rundschau

Zeitgeschichte

Eine österreichische ‚Soziale Woche'

tagte vom 5. bis 10. September in Wien. Zwölf Jahre waren seit der vorhergehenden, siebzehn seit der ersten Veranstaltung gleicher Art verflossen. Die Geschichte der christlich-sozialen Bewegung Österreichs macht die Intervalle verständlich. Aus dem kleinen Kreise, der im Hause des Baron Vogelsang die theoretische Vertiefung der beginnenden neuen Richtung suchte, waren die ersten Führer — unter ihnen Lueger selbst — hervorgegangen. Anfangs der neunziger Jahre setzten die ‚Entenabende' (sie fanden im Hotel zur goldenen Ente statt) die Schulung der Elite in größerem Stile fort. 1894 sollten mit dem von der Leogesellschaft veranstalteten ‚Wiener sozialen Vortragskurse' zum ersten Male nach reichsdeutschem Muster weiteren Kreisen die Wege der christlichen Sozialreform gewiesen werden. Die damaligen Vorträge*, denen fast 400 Teilnehmer beiwohnten, fanden vom 7. bis 10. August im Festsaale des Gesellenhauses statt. In die Themen teilten sich P. Albert M. Weiß, O. P. (Gesellschaftslehre, soziale Aufgaben des Klerus), Alois Prinz von und zu Liechtenstein (geschichtliche Entwicklung der heutigen wirtschaftlichen Lage), Prof. Joh. Pohl (Agrarfrage), Dr. Alfred Ebenhoch (Handwerkerfrage), Prof. Dr. Josef Biederlack, S. J. (Arbeiterfrage, Sozialismus), Dr. Albert Geßmann (sozialdemokratische Bewegung in Österreich) und Prof. Franz M. Schindler (Caritas). Klerus und Studenten bildeten einen großen Teil der Zuhörerschaft; es waren die Männer, die in der Provinz und bei den nächsten Reichsratswahlen (1897) die Führer der breiten Massen wurden. Die theoretische Schulung hat sich in ihnen bewährt und ihre guten Früchte getragen.

Man erneuerte sie in bedrängten Zeiten: Im Juli 1899 fand ein zweiter ‚Praktisch-sozialer Kurs' mit rund 600 Zuhörern ebenfalls im Gesellenhause statt. Zwei neue, starke Zweige der Bewegung traten in den zu Ehren der Teilnehmer abgehaltenen großen Versammlungen in den Vordergrund: der christliche Frauenbund, den Lueger als einen wichtigen Faktor beim Wahlsiege ansprach — man konnte sogar von politischen Frauenversammlungen berichten — und die organisierte christlich-soziale Arbeiterschaft. Unter den Vortragenden waren Gäste aus dem Auslande: der damalige Generalsekretär, jetzt Generaldirektor, des Volksvereins für das katholische Deutschland, Dr. August Pieper, referierte über die Entwicklung der sozialen Gesetzgebung, Universitätsprofessor Dr. Beck (Freiburg i. S.) über Arbeiterorganisation. Neben Liechtenstein (liberales Wirtschaftssystem), Geßmann (Versicherungs- und Kreditorganisation), Biederlack (Klerus und soziale Frage) und Schindler (Caritas) traten als Dozenten neu hinzu P. August Rößler C. S. S. R. (Frauenfrage), Prof. Aemilian Schöpfer (landwirtschaftliche Genossenschaften) und Dr. Richard Weißkirchner (Gewerbepolitik).

Der künftige Geschichtschreiber der christlich-sozialen Bewegung wird an diesen Tagungen nicht vorübergehen können. In ihnen stecken die Keime für den mächtigen, nun folgenden politischen Aufschwung, der ein Jahrzehnt lang bis zum Tode Luegers währte. Erfolge und Siege machten die Partei schließlich zur stärksten Fraktion des nach dem neuen, allgemeinen Wahlrecht gewählten Reichsrates. Wiens Gemeindestube und der niederösterreichische Landtag werden der Geburtsort großangelegter sozialpolitischer Unternehmungen. Aber die innere, gedankliche Durcharbeitung der Pro-

---

* Im Drucke erschienen: Franz M. Schindler, Soziale Vorträge gehalten bei dem Wiener sozialen Vortragskurse 1894. Wien 1895. Verlag von H. Kirsch.

bleme, die theoretische Schulung hielt mit der äußeren Arbeit nicht gleichen Schritt. Es fehlte zwar nicht an Versuchen, diesen Mangel auszugleichen. Die von der älteren Generation schon 1894 aufgegebenen Entenabende wurden von jüngeren Akademikern und nahestehenden Kreisen wiederholt neu aufgenommen. Die christlich-soziale Arbeiterschaft hielt mehrmals längere praktisch-soziale Kurse zur Heranbildung von Kräften ab. Die sozial-wissenschaftliche Sektion der Leogesellschaft, die christlich-deutsche Studentenschaft, die organisierte erwerbstätige Jugend und in den letzten Jahren die katholische Frauenorganisation hatte ihre Abende und Vortragszyklen — aber eine einheitliche, großangelegte Schulungstätigkeit, wie sie für Deutschland von M.Gladbach ausgeht, war es nicht. Das Vorhandene erstreckte sich auf kleine Gruppen und verschwand nicht selten im Lärm des politischen Getriebes, das bei uns heftiger und leidenschaftlicher tönt als im deutschen Nachbarreiche.

Man wird den Ausgang der Reichsratswahlen vom Juni 1911, bei denen die christlich-soziale Partei zwanzig Mandate verlor, nicht ausschließlich auf den Mangel der theoretischen Schulung setzen dürfen, — aber einen großen Teil der Krise hat er sicher herbeigeführt. Die vor etwa zwei Jahren erfolgte Gründung eines ‚Katholischen Volksbundes für Österreich‘, mit der einige opferwillige Männer ihrem Vaterlande eine soziale Katholikenorganisation gaben, die dem ‚Volksverein für das katholische Deutschland‘ entsprechen sollte, konnte das Mißgeschick nicht mehr abwehren. Mangelndes Verständnis und die Ungewohntheit ernster Schulung erschwerten das Vordringen der neuen Arbeitsmethode. Erst nachdem sich die bösen Folgen der bisherigen Unterlassungssünden gezeigt hatten, konnte der erste große Kursus des Volksbundes, die ‚Soziale Woche‘, als Nachfolgerin von 1894 und 1899 ins Leben treten.

Das Charakteristische der diesmaligen Tagung lag in der ernsten Grundstimmung. Es waren nicht mehr die vorwärtsstürmenden Träger einer jugendlichen Bewegung, nicht mehr solche, die in erster Linie Begeisterung suchten, sondern Männer und Frauen, die in den Zeiten der Krisis treu zu ihren Idealen halten, nach einer vertieften und wirksameren Erfassung derselben ringend. Man versammelte sich im Gemeinderatssaale des neuen Rathauses, in demselben Saale, in dem Beginn, Aufsteigen und Höhepunkt von Dr. Luegers kommunalem Wirken sich abspielte. Die Zahl der Teilnehmer war geringer als früher: zu Beginn 171 Anmeldungen. Den Vorsitz führte Erbgraf Ferdinand Trauttmannsdorff, der Präsident des ‚Volksbundes‘, und dessen Generaldirektor Hochwürden Schaurhofer.

Drei Referenten wirkten allen anderen voran richtunggebend: Dir. Dr. Brauns (M.Gladbach), Dr. Franz Sommeregger (Berlin) und Landtagsabgeordneter Scharnagl (München). Ihre Ausführungen bedeuteten eine Neuorientierung auf den bezüglichen Gebieten christlich-sozialer Arbeit in Österreich. Direktor Brauns plädierte in seinen Vorträgen über moderne wirtschaftliche Entwicklung, Grundlagen und Methode der sozialen Arbeit für gründlichere national-ökonomische Fundierung der sozial-politischen Tätigkeit, Verbreitung realer, volkswirtschaftlicher Kenntnisse. Seine Darlegung der wirtschaftlichen Zusammenhänge eröffnete den meisten Zuhörern vollständiges Neuland, sind doch in Österreich fachlich ausgebildete Nationalökonomen, da ein nationalökonomischer Doktortitel nicht verliehen wird, viel spärlicher gesät als in Deutschland. Dr. Sommeregger verlangte eine Revision der Vogelsangschen agrarpolitischen Anschauungen, die infolge der Verkennung und glatten Negierung des Kapitalismus zu einem Defizit an praktischer Arbeit geführt haben. Dabei überraschte er die Versammlung, der eine Reihe Abgeordneter beiwohnte, durch seine ausgezeichnete Kenntnis der österreichischen Agrarverhältnisse. Landtagsabgeordneter Scharnagl brachte durch die scharfe Betonung der Selbsthilfe und des Genossenschaftswesens für die Gewerbetreibenden ein

in Österreich noch zu wenig gewürdigtes Moment in die Diskussion.

Außer den Genannten sprachen Abgeordneter Kunschak (Hebung des Arbeiterstandes), Generalpräses Edelhausen (Hall) und Präses Schmitz (Salzburg) (Arbeiter- bezw. Gesellenvereine), der slovenische Abgeordnete Krek (Laibach) (Sozialismus), sowie Frau Hanny Brentano (Wien) (Die Frau in der sozialen Bewegung). Als interessantes Detail verdient bemerkt zu werden, daß gelegentlich eines Vortrags von Direktor Dr. Brauns über ‚christliche Gewerkschaften' der Herausgeber des ‚Katholischen Sonntagsblattes' (Kirchendirektor Mauß) von der Versammlung eine Resolution betreffs der kirchlichen Leitung sozialer Arbeit verlangte. Dieses augenscheinliche Mißtrauensvotum wurde durch die Erklärung des in Wien sehr beliebten Jesuitenpaters Fischer, daß der Referent durchaus auf katholischem Standpunkt stehe, als erledigt angesehen. — Eine große Festversammlung des ‚Volksbundes', in der Direktor Brauns, Abgeordneter Kunschak und der ungarische Reichstagsabgeordnete Prälat Gießwein sprachen, sowie die Generalversammlung desselben Vereins, die ein Bild über die rührige Anfangstätigkeit gab (7000 Mitglieder, über 200 Versammlungen, sieben Kurse, eine Million Flugblätter und Zeitschriftennummern) fügten sich in den gelungenen Rahmen der Veranstaltung.

Die ‚Soziale Woche' hat ihren Zuhörern reiche Anregung zum Selbststudium gebracht. Sie muß als ein Schritt zur Konsolidierung der christlich-sozialen Bewegung betrachtet werden. Aber mehr noch. Die Geschichte der letzten beiden Jahrzehnte hat die österreichischen Katholiken die katholische Kulturbewegung an manchen Stellen viel zu sehr unter dem Gesichtswinkel einer politischen Parteibewegung ansehen lassen. Daß auf die Dauer die Parteibewegung nur der äußere Ausdruck einer tieferliegenden Entwicklung sein darf, daß nicht der äußere politische Erfolg, sondern die sozialpädagogische Beeinflussung der Massen die Stärke einer Weltanschauungsgruppe verbürgt, ist nicht genügend zum Bewußtsein gekommen. Die langsam, aber sicher sich vollziehende Loslösung der sozialen Arbeit von der rein parteipolitischen, ist ein Vorzeichen für ein günstiges Weiterschreiten. Und der Umstand, daß sich bei der ‚Sozialen Woche' Vertreter aller österreichischen Nationen und auch Abgesandte des ungarischen katholischen Volksvereins einfanden, daß sich also erwiesenermaßen, wenn nötig, sogar ein bescheidenes, katholisches, soziales Parlament in Österreich zusammenrufen läßt, eröffnet Auspizien, die eine Registrierung der Tagung rechtfertigen.

Dr. Otto Maresch.

Ein religiöses Bekenntnis Windthorsts. Fürst Bismarck hat bekanntlich in seinen ‚Gedanken und Erinnerungen' (Volksausgabe 1909, 2. Bd. 339) unserm unvergeßlichen Windthorst das Zeugnis ausgestellt: religiös ungläubig. Obwohl nun der eiserne Kanzler für diese kühne Behauptung den Beweis schuldig blieb, ja geradezu Lügen gestraft wurde durch den hauptsächlich von Windthorsts ebenso opferreicher wie unverzagter parlamentarischen Tätigkeit niedergerungenen Kulturkampf, ist dennoch Bismarcks verleumderische Anklage immer wieder von den Feinden des Zentrums aufgegriffen worden, um über dessen glorreichen Führer den Stab zu brechen. Der Mangel an direkten Aufzeichnungen Windthorsts über seine religiös-kirchliche Gesinnung leistet dabei seinen politischen Gegnern willkommene Dienste. Memoiren wie Fürst Bismarck und Fürst Hohenlohe hat er nicht hinterlassen, und Briefe religiösen Inhaltes sind m. W. bisher fast gar nicht publik geworden, werden wahrscheinlich auch nur sehr spärlich vorhanden sein, da Windthorst überhaupt zurückhaltend in seinen Niederschriften war. Gerade dieser Umstand ist für Windthorsts heutige Rechtfertigung äußerst beklagenswert. Dem gleichen Bedauern gab noch jüngst nach dem Vorgange Hüsgens Herr Geh. Hofrat Professor Dr. Heinrich Finke in dieser Zeitschrift mit bewegten Worten Ausdruck. Finke hatte sich anläßlich des Hochlandartikels ‚Aus

Windthorsts jüngeren Tagen' (a. a. O. Jhg. 8, Heft 4, S. 459) in den Kreisen, die Windthorst nahegestanden, um Windthorstdokumente sorgsam bemüht, indes ‚bei der Suche nach Briefschaften zeigte sich, daß, von dem nächsten Verwandtenkreise vielleicht abgesehen, fast nichts zu finden war' (S. 459).

Um so mehr freut es mich, daß sich mir die Gelegenheit bietet, einen bisher unbekannten religiös gestimmten Windthorstbrief zu veröffentlichen. Selbiger fand sich mit mehreren anderen Windthorstbriefen unter den Papieren meines seligen Vaters, des Reichs- und Landtagsabgeordneten Geh. Justizrats Otto Schmidt-Warburg (gest. 17. Juni 1910 zu Berlin). Das betreffende Schreiben erging an meine Großmutter, die verwitwete Frau Geh. Medizinalrat Marie Schmidt geb. Everken, die seinerzeit im katholischen Leben der Hauptstadt eine hervorragende Stelle einnahm. Ihr gastliches Haus war jahrelang Mittelpunkt der katholischen Gesellschaft Berlins. Ich nenne nur die Namen Aulicke, Brüggemann, v. Kehler, Linhoff, Reichensperger, von Savigny, von Wangenheim — Louise Hensel, ihre ehemalige Lehrerin, nicht zu vergessen. Die Zentrumsabgeordneten fanden in den heißen Tagen des Kulturkampfes bei der opferwilligen, glaubensstarken Frau Trost und Ermunterung, weshalb sie auch den ehrenden Beinamen ‚Fraktionsmutter' erhielt. Windthorst und v. Mallinckrodt standen ihr besonders nahe. Ersterer war mehrere Jahre im Anfange der kirchenpolitischen Kämpfe ihr ständiger Gast. Sie war ihm eine treue Freundin, und Windthorst bewahrte seine freundschaftliche Gesinnung auch nach dem Tode meiner Großmutter ihren Söhnen, so auch meinem sel. Vater. Doppelt freut es mich daher, Windthorsts Andenken heute ehren zu können durch Wiedergabe eines Briefes, der seine echt kirchliche Gesinnung im schönsten Lichte zeigt. Der Brief lautet (im Auszuge):

‚Hannover, 5. Juli 72.

Verehrte Freundin!

Der Kampf gegen die Kirche wird immer heftiger, ich sehe demselben mit wahrer Bekümmernis zu. In der Tat, wenn die Verheißungen des Herrn nicht wären, könnte einem bange werden. Es bleibt uns nichts als eifriges Gebet und ausbauernde Standhaftigkeit....

Stets Ihr dankbarer
L. Windthorst.'

Hier hat Windthorst sein Inneres spontan geoffenbart, sein schwer betrübtes Herz einer treuen Freundin ausgeschüttet, so ergreifend, daß wir aus diesen kummervollen Worten den Rückschluß machen können, wie es ihm innerlich zumute war, wenn er die Rednerbühne im Parlament für die hartbedrängte katholische Kirche Deutschlands bestieg.

Noch kurz zuvor, am 14. Juni 1872, hatte er einen schweren, leider erfolglosen Kampf im Reichstage gegen blindwütige Vergewaltiger persönlicher Freiheit führen müssen bei der ersten Beratung des Gesetzentwurfs betreffend die Beschränkung des Rechts zum Aufenthalt der Jesuiten in Deutschland. Die Antwort auf seinen flammenden Protest war — das ‚Reichsgesetz betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu', welches am 5. Juli 1872 durch Verordnung des Bundesrats in Vollzug gesetzt wurde,— am gleichen Tage, an dem Windthorst, von Schmerz und Sorge übermannt, obiges Schreiben nach Berlin abschickte.

Diese Situation muß man im Auge behalten, um Windthorsts Worte vollauf würdigen zu können. Sie sind ein schönes Zeugnis seines starken Glaubens und seines tief empfindenden Gemütes.

Hermann Josef Schmidt.

Theater

Berliner Theater. Im Lessingtheater ließ Otto Brahm als erste Novität dieser Spielzeit die ‚Fünf Akte' ‚Alles um Geld' von Herbert Eulenberg in Szene gehen. Wie alle früheren Stücke des Dichters wurde es bald vom Spielplan abgesetzt. Wir müssen gestehen, daß

wir den Vorgängen auf der Bühne mit Interesse folgten, von dem Gefühl getragen, es mit einem echten Dichter zu tun zu haben; womit freilich nicht gesagt sein soll, daß wir sein Werk als ein von Grund aus gelungenes bezeichnen können. Die reinen Dichterqualitäten, die sich uns in ihm enthüllten, vermochten uns über einen Abend hin anzuregen; wenn wir uns jedoch fragen, ob wir einer späteren Aufführung beiwohnen möchten, so müssen wir dies verneinen. Darin offenbart sich immer eine Schwäche des Stückes, die vielleicht aus einer unheilbaren Schwäche des Dichters selbst fließt. Man könnte ihn einen romantischen Volksdichter nennen, der Züge der Menschenseele schaut und entblößt, die mit dem Menschen als Milieuprodukt, als welches ihn die Dichter der letzten Generation zu betrachten sich gewöhnt hatten, nichts zu tun haben. Er bringt tiefer; jenes verschleiert diese für den oberflächlichen Blick. So übergeht er denn auch das Milieu mit seinem ganzen Zubehör, gibt uns keinen Beruf seines Helden an, nennt ihn ‚Vinzenz‘, eine ‚Kreatur Gottes‘, umgibt ihn mit einem Kranz teils origineller, teils konventioneller Nebenfiguren, die an seinem Dasein inneren Anteil haben oder diesem entgegenwirken. In diesem Umstand liegen Vorzug und Nachteil des Stückes. Ergeht sich Gerhart Hauptmann in Milieutüfteleien, daraus kein dramatisches Schicksal wachsen kann, so werden hier seelische Zustände geschildert, ohne daß wir den Kontakt zum realen Leben sähen. In bezug auf das Bühnentechnische nehmen wir dem Dichter das selten übel; er ist Dichter genug, uns Vorgänge glaubhaft zu machen, ohne die kleinliche Schilderung der Realitäten — (nur einmal, bei einer Gläubigerversammlung, stoßen wir uns daran, denn in ihren Voraussetzungen und Konsequenzen rührt sie derart an die Wurzel des Daseins unseres Helden, daß ihre näheren Beziehungen zum Leben und Handeln der Hauptperson klargelegt sein müßten) —; wo aber schließlich die innere Konsequenz dieses äußeren Vorgehens des Dichters gezogen werden, d. h. aus dem Verhalten des Helden und seinem Zusammenstoß mit der so anders gearteten Welt, jener Welt, in der ‚alles um Geld‘ geht, das diesem tatenlosen Träumer durch die Finger rinnt oder gar nicht erst hineingerät, die moralische Quintessenz sich ergeben soll als eine Anklage gegen die Welt und eine Rechtfertigung für ihn, da erweist sich die äußere Gestaltungsart des fühlenden und phantasierenden Dichters als die Kehrseite der inneren Unzulänglichkeit seines Helden, den als einen ‚Halben‘ uns darzustellen er unterlassen hat, als einen für das Leben zu schwachen: es geht nicht an, eine Anklage wider die Geldgier der Welt zu erheben, wenn man ihren Schakalen einen phantastischen Nichtstuer gegenüberstellt, eine ‚Kreatur Gottes‘. Aus der Schicksalsgestaltung eines um sein Werk in der kleinen Geldnot mit der Welt Ringenden würde erst die wahre dramatische Lebendigkeit und unser Interesse für den Helden wachsen: was uns fesselt, sind nur die durch den Mund des Schwärmers gesprochenen poetischen Empfindungen eines Dichters über solche Gestalten und ihr leidvolles Irren, nicht deren Schicksal selbst. Es genügt nicht in diesem Leben für einen Mann, zu sagen: das einzige, wofür zu leben dieses Leben noch wert ist, sind die Kinder: im Mittelpunkt des Lebens eines Mannes steht die Arbeit; ihren sittlichen Wert und ihr seelisches Agens scheint Vinzenz, die ‚Kreatur Gottes‘, nicht zu kennen; er scheint nicht zu wissen, daß dem, der in ihr aufgeht, die Blumen rosiger blühen, das Blau des Himmels wie das Lächeln der Kinder holder strahlt als dem, der pumpt und träumt und geschenkte Banknoten ahnungslos verbrennt. Jener oben zitierte Ausspruch über den Lebenswert ist im Munde eines Mannes allein schon das Zeichen eines Schiffbrüchigen. So ist Eulenbergs Held ein knochenloser Romantiker, sein Drama die knochenlose Arbeit eines solchen, doch voll poetischer Schönheiten, die den Kenner der Tiefen des menschlichen Herzens teils lebhaft, immer aber soviel

zu erwärmen vermochten, daß er die Opposition und Teilnahmslosigkeit eines Premierenpublikums als unangebracht empfand. Man könnte sagen, Eulenberg zeigte uns eine Seite eines Menschen, die andere blieb er uns schuldig. Der Satz wäre dann aber noch zu ergänzen: Gestalten von der Art seines Helden pflegen keine Kehrseite zu haben, ich meine, pflegen im Leben nichts zu leisten; dann aber sind wieder die Konsequenzen, die Eulenberg aus seiner Berührung mit der Welt zieht, falsch, dann hätte die Gestalt weit tragikomischer gefaßt werden müssen. Oder aber der Dichter unterläßt es, uns den eigentlichen Punkt der Tragik aufzudecken, die Ursache, warum sein Held nichts leistet; diese, wenn auch für die Welt unsichtbare, weil innere Katastrophe, könnte bei Beginn des Stückes schon vor sich gegangen, in einer Entwicklungsphase abgeschlossen sein, wie die meisten Katastrophen bei Ibsen. Der Schwärmernatur, wie der Dichter sie zeichnet, entspricht der Schluß mit seinem romantisch-mystischen Knalleffekt — Geistererscheinung und Mord des Doppel-Ich's — nicht übel, wir empfinden ihn als den psychologisch vielleicht weniger wahrscheinlichen als möglichen Ausgang, da das Leben der Tätigen, der Handelnden, der um ihr Werk mit der Not des Daseins Ringenden meist mit geringerem dramatischen Eklat zu enden pflegt. Man spricht gern von der ‚Unfertigkeit' der Eulenbergschen Stücke. Die Bemerkung scheint mir nur in dem Sinne aufrecht zu erhalten, als eben der Dichter immer nur eine Seite des Menschen, einen Zug seines Innenlebens als das Sichtbare nach außen kehrt. Das läßt aber darauf schließen, daß er wohl kaum jemals in der Lage sein dürfte, ein Stück im anderen Sinne fertig zu machen. Sein romantisches Welt- und Lebensgefühl widerspricht somit der Bühnendichtung in gewissem Grade. Man kann sich einen Nur-Romantiker schlecht als Voll-Dramatiker denken. Wären Shakespeare, Kleist oder Hebbel über der Vollendung eines ihrer Bühnenspiele gestorben, das Bruchstück, das sie hinterließen, wäre als solches in sich weit ‚fertiger' als eine vollendete Arbeit von Eulenberg. Eulenberg ist eine Jean Paul-Natur, und im Roman würde man seine Mängel am wenigsten vermissen. So sind denn auch in diesem Drama einige der Nebenfiguren, in ihrer Existenz nicht wahrscheinlicher als der Held, von überzeugender und hinreichender Lebenswahrheit, weil man sie in ihrem Dasein als solche gelten läßt; ihnen ist keine moralische Verantwortung für den Gang der Dinge und die aus ihm entwickelten Sentenzen aufgeladen. Und am köstlichsten ist der Dichter, wo er sich der reinen Komik hingibt. Herbert Eulenberg ist das direkte und ein sehr erwünschtes Gegenteil zu Gerhart Hauptmann; aber im Grunde fehlt beiden das gleiche, das erst die dramatische ausgereifte Leistung ermöglicht: die intellektuelle Kraft, die das Leben nach allen Tiefen durchmißt, um aus diesem Erkennen und Erleben Gestalten wachsen zu lassen, die ein wirkliches Bild der Doppelseitigkeit des Lebens sind. Daß es sich mit diesem Unzureichen nicht um eine vorläufige Unreife, vielmehr um eine organische Anlage handelt, könnte man an den essayistischen Studien des Dichters erkennen, wo es in anderer Form zutage tritt: bei allem Reiz dieser Arbeiten, der sich aus dem dichterischen Einleben in das Menschliche und künstlerisch Individuelle einer Persönlichkeit ergibt, fehlt doch das Wesentliche, das solchen Arbeiten erst dauernden Wert verleiht: d. h. der wenn auch nicht doktrinär vorgetragene, aber innerlich um so tiefer erlebte Standpunkt, davon Welt und Werk nach einheitlichem Maß gemessen wird.

In diesem Gedenkjahr des hundertsten Todestages Heinrichs v. Kleist stehen unsere Bühnen im Zeichen seiner Dichtung. Die Kgl. Schauspiele brachten die Penthesilea heraus, und vier Wochen darauf folgte Max Reinhardt im Deutschen Theater mit dem gleichen Stück. Für mich hat sich die Berliner Theaterkritik selten so unzulänglich erwiesen als in diesem Falle, nicht minder die Berliner Schauspielkunst, sagen wir die heutige Schauspielkunst, von

welchem Tadel nur einiges bei Reinhardt auszunehmen wäre. Nachdem ich das Stück, zumal die Rolle der Penthesilea, dem sorgfältigsten Studium unterzogen hatte, war es mir unverständlich, wie man für die Inszenierung im Schauspielhaus im allgemeinen und speziellen für die Penthesilea der Frau Poppe auch nur ein Wort des Lobes finden konnte. Was man dort spielte, war keine Dichtung Heinrichs v. Kleist, es war ein Bramarbas-Schmarren, der zwischen Wildenbruch und Sudermann stand, und die Penthesilea der Frau Poppe eine Lyzeum-Klub-Amazone: ein Weib, dessen heldisch-männliche Ambitionen aus diesem Verlangen heraus in die unfreiwillige Komik der Unzulänglichkeit umschlugen. Und das Gegenstück der Regiekunst des Herrn Paul Lindau dazu, das Diana-Rosenfest im Stil eines Pfänderspiel- und Lämmerhüpfen-Arrangements schwärmender Backfische. Frau Poppe vergaß in einem unfaßlichen Grade, daß der psychologische Betrug und Selbstbetrug, der zur Katastrophe führt, im Geiste der Heldin nur möglich ist in dem Dämmerzustand, der sich ergibt aus ihrer Verwundung — sie wird mit zerschmetterter Brust an den Fuß einer Eiche gelegt — und der seelischen Zerrüttung ihres exaltierten Verlangens; Frau Poppe agierte diese ganze Szene zwischen Scherz und Schmollen, und als sie schließlich — nach der inneren vom Dichter gezeichneten Entwicklung — in einem Lear-ähnlichen oder mindestens Hamletschen Wahnsinnsausbruch die Worte hinauszurufen hat: ‚Ich will den Ida auf den Ossa wälzen‘, schmetterte sie diesen Satz triumphierend heraus, wie, ich denke mir, im ‚Bunde für Mutterschutz‘ etwa unsere sexual-ethischen Amazonen à la Helene Stöcker ihre Anklage gegen die Gesellschaft ausstoßen mögen. Der Tiefstand der heutigen Schauspielkunst, ihre Unfähigkeit allen höheren Aufgaben gegenüber wurde mir nie so klar. Als ich dann das gleiche Stück bei Reinhardt sah, war ich im ersten Augenblick fasziniert, bald jedoch ermüdet, ja ermüdeter als im Schauspielhaus, und ich hätte diesem in meinem stillen Vorwurf beinahe etwas abgebeten, wäre es möglich gewesen. Jene Empfindungen hatten in folgendem ihren Grund: im Schauspielhaus spielte man gänzlich verdorbenen oder sagen wir unzulänglichen klassischen Stil; bei Reinhardt mittelmäßige ‚Sezession‘. Schließlich steht der klassische Stil dem Geist des Dichters aber näher als der der Berliner Sezession, als ein Griechentum nach dem Ideengang von Orlick und Slevogt, und man sehnt sich nach jenem zurück, so man nicht im Augenblick unter seiner mißhandelten Form leidet. Die Szenerie bei Reinhardt war auf dürre landschaftliche Öde und Silhouette gestimmt; das Blachfeld vor Troja. Anfangs ließ man sich dies gefallen; auf die Dauer wirkte es jedoch lähmender als irgend etwas, und geradezu stilwidrig war es, wie sich die ganze Liebesszene zwischen Achill und Penthesilea auf dem platten Boden dieses ausgebrannten Ziegelbäckerfeldes abspielt, da kein Baum, kein Strauch Schatten warf, während sich nach der Vorschrift des Dichters diese Situation am Fuße einer Eiche abspielt. Als vorher z. B. Penthesilea aus dem Schlummer ihrer Ermattung erwacht, hat Achill nach des Dichters Anweisung sich hinterm Stamm dieser Eiche zu verstecken: auf Reinhardt-Holländers Sezessions-Ziegelbäckerfeld schickt Protoe den Kriegshelden einfach hinter die Kulissen und winkt ihm beizeiten hervor. Im Wechsel der Szene wurde mittels der Drehbühne mancher vorübergehend blendende Situationseffekt erzielt, nur hatte alles dies mit dem Geist der Dichtung so wenig zu tun, daß man denkt: Sezessions-Meiningerei. Was nun den Spielunterschied angeht, so wären als wertvoller einige Sprecher der männlichen Nebenrollen zu erwähnen; die Penthesilea der Frau Eysoldt stand im großen und ganzen nicht höher als die der Frau Poppe, vielleicht daß sie einige Stellen durchdachter sprach. Den oben zitierten Satz schrie sie annähernd ebenso verständnislos und spielte die Szene ähnlich unzulänglich: leere Deklamation, wenn auch in gewandelter Form. Dazu kommt, daß sie mit ihren gaminhaften Allüren, ihrer ein-

förmigen Gestikulation, der Monotonie und Armut ihrer sprachlichen Gefühlsäußerungen, Eigenschaften, die am peinlichsten versagen oder überhaupt nicht am Platze, unzureichend sind, so es sich um die Darstellung von Tiefe und Größe handelt, für diese Rolle so gut wie gar nicht geschaffen ist. Frau Eysoldt hatte tags zuvor eine Art Entschuldigungsrede für ihr Unterfangen, diese Rolle spielen zu wollen, in den ‚Blättern des Deutschen Theaters' publiziert, die in dem Ausruf gipfelte: Wie soll man die Penthesilea spielen? Ich spiele sie wie ich denke und fühle. Die Frage wäre richtiger zu beantworten: Man soll die Penthesilea, wie jede Rolle, einzig nach dem Sinne und der Tiefe der Worte des Dichters spielen; die aber hatte Frau Eysoldt nicht begriffen. Wie wenn ein talentvoller Gymnasiast — ich denke an Anlage und Mittel dabei — es wagt, den Lear zu spielen, so gab die Eysoldt die Penthesilea. Ich kenne nur eine Schauspielerin, die voraussichtlich in der Lage sein dürfte, die Penthesilea zu schaffen: im vergangenen Frühjahr trat in einer Aufführung der Reinhardt-Schule in den Kammerspielen in einem Akt von Hebbels Judith eine Frau Ida Ulrike Brunauer auf, eine Österreicherin, die sich spät entschlossen hat, zur Bühne zu gehen. Sie dürfte, wenn nicht alle Anzeichen trügen, zu jener Tragödin heranreifen können, die dem Schauspielhaus so fern wie der Reinhardt-Bühne steht und die uns heute für ähnliche Rollen fehlt. Gewisse Unzulänglichkeiten einiger Schauspieler der Nebenrollen und das Ermüdende mancher Vorgänge möchte ich ferner auf einen Fehler des Stückes selbst zurückführen: die wesentlichsten Ereignisse spielen sich sämtlich hinter der Scene ab; so liegt es den Akteuren der Nebenrollen nicht ob, die Begebenheiten selbst darzustellen, vielmehr stets in erregtem Zustand ihren Bericht zu liefern. Darin liegt eine Bühnenwidrigkeit dieser Dichtung, die bei aller dramatischer Kraft mehr episch als dramatisch ist. Dieser Einwand vom Schauspielerstandpunkt der Bühnenwirksamkeit des Stückes ließe sich auch auf den Gedanken-, vielmehr Gefühlsgehalt der Dichtung erstrecken. Zum Schluß ein paar Worte über die Eigenart dieser ungewöhnlichen Dichtung selbst und ihr Verhältnis zu ihrer Zeit und der unsrigen.

Kleists Kunst der Penthesilea ist eine rein psychologische Kunst; will sagen, es eignet ihr etwas experimentell-artistenmäßiges; sie ist ganz Instrument, das seiner selbst willen geschlagen wird: die Melodie, die der Dichter ihr entlockt hat, kommt nicht aus der Allgemeinheit, spricht nicht zu ihr. Die Töne, die ihm erklingen, sind unfehlbar richtig, kein falscher ist unter ihnen, aber sie verhallen im Augenblick der Geburt. Man hat die Dichtung eine ‚mythische' genannt. Das scheint mir nicht zutreffend. Im Mythos wird die Seele einer ganzen Urzeit eines Volkes lebendig, daraus die Geschicke seiner künftigen Kultur einst werden sollten. Davon ist hier keine Spur zu finden. Nur der Stoff ist mythisch; in ihm zittert die Seele eines modernsten, grübelnden, schließlich sich selbst zerfasernden Subjektivisten. Er beseelte ihn aus seiner persönlichsten Empfindung heraus, allerdings meisterhaft, doch so nahm er ihm alles, was vom Mythos in ihm lebte: den Geist, darin wir eine Vergangenheit der Menschheit wiedererkennen, und das, was ihr unverlierbare Gegenwart ist, und lieh ihm einzig und allein mittels des Instrumentes einer herrlichen Sprache die Psycho-Physik einer Seelenkonstruktion, deren minuziösester Meißelung und hinreißender Kraft wir im Augenblick in ihrer außerordentlichen Sättigung erliegen, die unserer Seele aber nichts ist, davon wir zehren können, darin sie sich wiedererkennt, das sie erhebt und genesen macht, gleich dem Wesen aller großen Kunstwerke. So vereint Kleist in ihr mit der Kraft eines Klassikers das ganze Wesen oder Unwesen der modernen Kunst — hundert Jahre vor deren Allgemeinexistenz — an dem wir leiden, unser Bestes zugrunde gehen fühlen, davon wir los möchten und zurück zu den Klassikern fliehen. So können wir nur zu gut verstehen, daß Goethe, der Weise, dies Werk ablehnte. Nicht aus Neid, um

die Seele Kleists zu morden, wie manche wähnen, sondern aus tiefster Erkenntnis. Kleist soll gesagt haben, es sei sein Bestreben gewesen, in diesem Stücke die antike Kunst mit der Shakespeares zu einen: er hat darin geirrt. Von der antiken Kunst ist nichts in seinem Werk als der Stoff; von der Shakespeares nur die außerordentliche Sprachkunst, die von dem süßen Zwitschern des Vogels bis zu der kataraktähnlichen Entladung eines Gewitters sich zu steigern vermag: doch dieser Sprache fehlt für das Ohr des tiefer Horchenden schon die Wärme der Lebensfülle, die der Abglanz eines Gleichnisses ist: sie ist zuviel Selbstzweck, zuviel Programmusik, und dann das Wesentlichste, wovon jener Sprachkunstmangel schon eine Folge ist: die Psychologie ist gar nicht Shakespearisch, sie ist Ibsen'sch. Man sieht: es ist nicht immer gut, ein Vorläufer zu sein, ist es auch stets ein Zeichen von Ungewöhnlichkeit der Veranlagung: diesem großen Dichter wurde sein Progonentum zum tragischen Verhängnis, denn er war der Progone einer höchst problematischen Zeit. Shakespeare und Goethe waren nicht in diesem Sinne Progonen; sie wurzelten voll in ihrer Zeit, und wenn ihre Zeit sie verkannt und auch noch eine folgende, so hatte es seinen Grund darin, daß sie nicht an psychologischer Verschiedenheit der Denkart, vielmehr nur im Maß des Intellektes die ihrige überragten. Kleist aber ist mit seinem ungewöhnlichen Talent hier ein Progone unter den Dramatikern, wie etwa unter den französischen Gesellschaftsschilderern Stendhal einer war: schon 1815 sah er Italien mit den Augen eines Flaneurs von 1900. Goethe ärgerte sich darüber, und wir lesen heute mit größerem Erfolg in Goethes scheinbar altfränkischer italienischen Reise als in den Reisebüchern des nervösen und geistreichen Franzosen. So finden wir denn auch bei Kleist, diesem stärksten deutschen Bühnendichter, in diesem Sinne nicht, was wir heute suchen und was wir wie eine reife Frucht vom Baume Shakespeares oder Goethes brechen. Die Kunst Kleists mutet uns an wie die eines Wunderkindes, dessen glänzende und echte Virtuosität in keinem Verhältnis steht zu seiner Lebenserfahrung, während für dieses selbst die Tragik darin ruht, daß es seiner Organisation nach jene Lebensfülle nie erfassen kann. Daraus ergibt sich dann im einzelnen das verschiedenste für dieses Drama: z. B. die tragische Katastrophe aus einem durchaus untragischen Konflikt, woraus wieder folgt, daß ihre Entladung eher abstößt als erschüttert, also Schicksal und Leiden der Helden keineswegs den Zuschauer erhebt, weil, wie schon angedeutet, ihre Regungen nur für sie selbst, nicht für uns verbindlich sind. Ungewöhnliche seelische Zustände in dramatischer Form liegen in dieser Dichtung meisterhaft gebunden vor; nicht der Lebens- und Leidensweg zweier Helden. Penthesilea: eine antike Hedda Gabler. Rudolf Klein.

Die Harzer Freilichtbühne in Thale brachte diesmal im August die Uraufführung und mehrere Wiederholungen von Friedrich Lienhards dramatischer Dichtung: ‚Odysseus'. Ich wohnte der Erstaufführung bei und empfand den Gesamteindruck als eine Erfrischung und Belohnung für die Strapazen der Eisenbahnfahrt in tropischer Hundstagsglut! Die Bühne und die Sitzbänke des Bergtheaters liegen schon im erquickenden Schatten, wenn dort nachmittags um 5 Uhr die Vorstellungen beginnen. Der große, weite Blick ins Tal, über Quedlinburg hinaus, gibt den Hintergrund für diese, in einen Hain von Eichen und Fichten eingebettete Schaubühne; ein Hintergrund, der die Stimmung erhöht, ohne zu stören und während des Spielens abzulenken; und dazu ein Vordergrund, wie geschaffen zur Erweckung reiner Gedanken und gesteigerter Erwartung. Jener seelischen Spannung, die die geistige Vorbedingung ist für jede künstlerische oder religiöse ‚Empfängnis', die dramatische zumal, und die uns blasierten Stadtmenschen im Angesicht von Rampe und Kulissen nur schwer kommen will. Hier, vor der großen, schlichten, auf jede Sinnestäuschung im gewöhnlichen, theatralischen Sinne verzichtenden Natur, ist dieser geistige Zustand

wieder da! Man ist erwartungsvoll; und danach gibt man sich gelassen dem hin, was man hört und sieht, ohne gleich in die zerstückelnde, skeptisch-kritische Haltung überzugehen, die uns im Theater fast immer beschleicht. In dem Augenblick, da man auf Täuschung durch Bühnendekorationen verzichtet zugunsten der Erzeugung einer erhöhten Gesamtstimmung: in diesem Moment sind wir erlöst. Wir sind bereit, uns willig hinzugeben.

Das ist vielleicht eines der wesentlichen Geheimnisse der Naturbühne. Wo sie künstlerisch überhaupt ernstlich in Frage kommt und von streng künstlerischen Gesichtspunkten geleitet wird, wie bei Ernst Wachlers Bergtheater, da gewinnt sie schon im Keim, mehr noch in der Weiterentwicklung die Bedeutung eines vereinfachten und vergrößerten Stiles in der ganzen Darstellungskunst. Sie verzichtet auf allzuviel ‚Realismus', d. h. sie wendet sich nicht an die falsche Adresse, nämlich in künstlerischen Dingen falsche Adresse: an den nüchternen Verstand. An ihre Majestät, die Phantasie, d. h. an die nachschaffende Einbildungskraft wendet sie sich, also an ein Organ höherer Ordnung. Und dieses Höhere wird im Zuhörer und Zuschauer mehr angeregt durch Vereinfachung als durch Überreichtum auf der Bühne. Das ist Tatsache, ist eine oft erprobte Erfahrung.

Jetzt erkennen wir, was dem Griechenvolk sein Theater gewesen war: seine religiöse Weihe im dramatischen Stil eines Äschylos und Sophokles; jetzt wissen und fühlen wir, was unsern heidnischen Ahnen ein heiliger Hain oder ein Opferstein, das Waldesschweigen oder der Tanzberg, ein ‚Hexentanzplatz' bedeutete: Die Grundstimmung für die tiefen Schauer, in denen das Erhabene, das Unnennbare sichtbare Gestalt annimmt. Jener Zustand, der ins große All und doch ins Einheitliche mündende, Kunst und Religion, Ehrfurcht und Liebe in Eins verschmilzt. Für diesen seelischen Zustand ist aber eben die Bereitschaft, die Willigkeit, kurz, ‚der Glaube' das Beglückende. In dieser Stimmung bedarf es kaum einer Überredung zur Hingabe durch die Mittel der Täuschung! Sie ist nicht nur überflüssig, sie stört die Andacht. Denn in der Andacht, in der inneren Aufgeschlossenheit, liegt ja schon das, was das Hörbare und Sichtbare willig aufnimmt, klar und gefühlslogisch miteinander verknüpft. — So erfaßt, begreift man auch, warum z. B. bei Shakespeare ein großer Teil der Dekorationen einfach nur gesprochen werden brauchte, um ‚gesehen' zu werden. (Es würde hier zu weit führen, aus seinen Dramen und namentlich aus den Lustspielen Beispiele heranzuziehen.)

Und nun begreift man auch, warum es möglich ist, ein Stück aus der griechischen Heldensage in deutscher Sprache auf dem Bergtheater in Thale aufzuführen.

Lienhard hat den epischen Stoff übernommen, wie er ihn fand. Er verzichtete darauf, ihn modern umzubiegen und problematisch zu vergröbern (statt ihn zu verfeinern), ein Kunststück, das von den Allerneuesten an ältesten Sagen mit mehr Fleiß als Geschick geübt wird. Als ob die alten Sagen nicht auch zart wären, feinfädig gewoben, mit Goldfäden der Innigkeit. (Man vergleiche nur Tristan mit ‚Tantris'.) Lienhards Neuarbeit bestand also nicht in einer Neudeutung des alten epischen Stoffes, sondern in seiner dramatischen Umdichtung. Die scheint ihm gelungen und zwar im Sinne eines deutschen Schauspiels von großer Unmittelbarkeit, nicht im Sinne der übertragenen Antike Goethes, Schillers oder Grillparzers, deren ‚Antike' — ich kann mir nicht helfen — mich weder ganz griechisch noch ganz deutsch anspricht.

Die Handlung beginnt mit der Heimkehr des Odysseus nach Ithaka und schließt mit der Tötung der Freier. Also von geschlossenster Einheit, ohne ‚Brechungen' des Willens, ohne Schuldmotiv als lähmendes Moment der Handlung. Es ist alles von unerhörter Selbstsicherheit und Schuldunbewußtheit. Kerngesund bis auf die Knochen! Dieser Odysseus, ‚aufgestauter Kräfte voll', kehrt endlich heim, um als Hausherr sein Hausrecht zu üben und exemplarische Abrechnung zu halten. Eumaios, der edle Schweinehirt, Telemachos, die Königin Pe-

nelope (die in ‚Tränen Treue'), das sind die Guten; die lüsternen Freier, ungetreuen Mägde, feigen Bürger, verräterischen Knechte, das sind die Bösen. Am Anfang triumphieren die ‚Bösen', am Schluß die Guten. Sehr richtig und sehr einfach, nicht wahr? Wer aber daraus schließen wollte, daß es dem Stücke an Spannung und tragischer Verkettung der Handlung fehle, der hätte sich arg getäuscht. Es bedarf der Kompliziertheit und der problematischen Charaktere nicht, um große Konflikte und Katastrophen herbeizuführen. Ja es ist ein Kennzeichen der ‚Modernen' und der Krankheit des Willens im modernen Menschen, daß heute fast alle wirklich tragischen Motive untragisch, d. h. kompromiß-bedacht auslaufen. In der vor-euripideischen Epoche und im homerischen Epos liegt noch diese unzerstückelte, den Entscheidungen nicht ausweichende Stärke der Helden und ihrer Handlungen. Darum mag dem Dichter gerade dieses Stoffgebiet wertvoll erscheinen, wertvoll für eine Zeit, wie die unsere, die allen Entscheidungen und Entschlüssen nach Möglichkeit aus dem Wege geht und die, bei einem verwirrenden Reichtum neuer Ansätze und Ahnungen, buchstäblich in Nichts einer Meinung ist.

In solcher Zeit der Zweifelsucht und Willensknickung sei uns ein dichterisches Gebilde, eine geistige Haltung vor allem, die in sich selbst ruhend, dem Entweder-Oder furchtlos und fest ins Antlitz zu blicken vermag, willkommen. So wirkt der Odysseus Lienhards auf mich in seiner Einfältigkeit und Zartheit, verbunden mit dem Rachewillen, der ohne schwächliches Zagen Vergeltung übt, mannhaft und gesund. Diese Menschen kennen den Wert des starken Mannes und des treuen Weibes; das Drama ist ein Hoheslied der Standhaftigkeit im Leiden. Doch weder Held noch Heldin werden von einer ‚tragischen Schuld' verstrickt und vernichtet, wie man es meistens im modernen Drama verlangt. Die einzige Schuld, wenn man sie so nennen darf, von der die Rede ist, liegt in den Worten: ‚Ich war einst ehrbegierig und voll Stolz Auf meines Geistes Klugheit. Kühner Drang Trieb mich hinaus, die Erde zu erobern. Da sagten mir die Götter: „Fahr denn aus, Erkunde Alles!" Doch bezahlen sollst du, Was du erkundet. Du sollst leiden lernen'...

Aber diese Leidensschule stärkt ihm den Willen und die verhaltene Leidenschaft zur Tat. So kehrt er innerlich ungebrochen, nach langer Irrfahrt heim, als der ‚edle Dulder' zwar, aber nicht gedemütigt. Er ist noch biegsam und schlagkräftig wie eine Stahlklinge! Es ist viel deutsches Singen und Sinnen in diesem Griechendrama. Nicht in der schlichten Sprache allein. Das innerlich Verwandte liegt schon in der Anlage des alten epischen Stoffes und in den Gefühlen, die zur Handlung im einzelnen den Antrieb geben. Die Wahlverwandtschaft zwischen Griechentum und Germanentum, die neuere Forscher wissenschaftlich zu belegen suchen, indem sie sie aus der Rasse erklären, kommt in künstlerischer Gestaltung uns intuitiv zum Bewußtsein.

Die zweite Aufführung, die ich sah, war die ‚Versunkene Glocke'. Hauptmanns schlesisches Märchenspiel auf die Harzberge verpflanzt. Von Schreiberhau nach dem Hexentanzplatz. Nichts natürlicher als das! Solche Stücke sind ja geschaffen für das Naturtheater. Hier kommt der Waldschratt nicht aus einer bemalten, womöglich hin- und herwehenden Waldkulisse hervor (und der Nickelmann nicht aus dem Bretter-Brunnen bei der Rampe), sondern mitten aus dem Gehölz kommt das stinkende Bocksbein gesprungen, in tollen Sätzen vom Fels herunter gepurzelt, über Astlöcher und Wurzelgeflecht und Geröll! Auf der Bühne treibt er sein Gespött mit dem Froschkönig und sucht die Elfen zu greifen, die nach allen Seiten ins Gebüsch entweichen. Für diesen vieltausendjährigen Wasserlurch sind (durch Wachlers geschickte Anlage) zwei Öffnungen mitten im Felsen vorgesehen. Eiserne Leitern führen unsichtbar herauf durchs Gestein bis zum Brunnenrand, der mit natürlichem Moos bewachsen, Rautendelein aufnimmt. Hier steigt der grünglänzende Froschkönig leibhaftig aus der Erde auf und prustet seinen

Wasserstrahl über Gras und Gestein. Doch als der Glockengießer Heinrich entschlummert und von Traumgesichten gequält wird, da taucht der Nickelmann plötzlich dicht neben dem Schlafenden an einer ganz anderen Stelle auf (durch die zweite Felsenöffnung) und er legt seine klebrige Schwimmhaut dem verhaßten Menschenmann, über den Rand des Brunnens hinübergreifend, auf den Leib. Man spürt in dieser Umgebung die seltsamen Schauer der Naturdichtung, die im Volksglauben weiterlebt, weil das Volk der Berge auch in Waldesschweigen und Waldeszauber aufwächst.

Gespielt wird durchwegs ernst und mit künstlerischer Hingabe. Dilettantisches habe ich nicht bemerkt. Die große Vereinfachung, das Primitive in der Ausstattung und allem Beiwerk (mit Ausnahme der Kostüme, die prächtig sind) ist nicht etwa faute de mieux, sondern Absicht, Stil.

Shakespeares unergründliche Fülle scheint in dieser Primitivität nichts zu verlieren von ihrer bunten Bewegtheit, eher zu gewinnen. Als hätten wir den alten Shakespeare wieder neubelebt. Beim ‚Wintermärchen‘ war links auf der Bühne Sizilien; rechts Böhmen; hinten in der Mitte der verhüllte kleine tempelförmige Pavillon, in welchen am Schlusse das vermeintliche Marmorbild der Königin wieder zum Leben erweckt wird. Das alles bleibt unverändert von Anfang bis zu Ende stehen. Keinen Vorhang gibt es hier; keine Verwandlung; keine größere Pause. Es wird ohne Unterbrechung durchgespielt. Aber das alles stört nicht im Mindesten. Man sieht nur, was zum augenblicklichen Vorgang gehört. Aufs andere achtet man kaum. Ähnlich bei den ‚Räubern‘. Links Schloßterrasse des Hauses Moor. Dort spielt sich die Szene im I. Akt ab, und später die zwischen Franz und Amalia, die vom Festbankett in den Garten flüchtet. Rechts, kaum zehn Schritt davon, liegen die ‚böhmischen Wälder‘, schlagen die Räuber ihr Lager auf, fechten und klettern sie über Fels und Hang. In der Mitte ein Tor zum Turm des alten Moor. Weiter nichts. Und es geht! Es genügt vollkommen.

Wer als Zweifler kommt, zieht als Bekehrter von dannen.

Prof. W. Schölermann.

Kunst

Edward von Steinle. Eigentlich hat Friedrich Overbeck ahnungsvoll mit seiner ‚Lukas-Brüderschaft‘ die ehrliche deutsche Kunst wieder entdeckt, und statt der akademischen Phrase zu huldigen, die Rückkehr zur Natur und den ‚Altdeutschen‘ als Regenerationsmittel empfohlen. Von dem herrlichen Nürnberger Altmeister, dessen Vorläufern und Zeitgenossen, wußten oder sahen sie nur sehr wenig, da deren Bilder zu Wien, der Kriegszeiten wegen, wohlverpackt in Verstecken lagen. Aber trotzdem reichte die oberflächliche Tradition schon für weitere Weisung. Als den ehrlich strebsamen, suchenden und tastenden Jünglingen durch den biederen, aus Rom rückkehrenden schwäbischen Eberhard von Wächter die erste Kunde kam von dem über den Alpen liegenden Lande der Verheißung, da wagten die neuen Argonauten, gerade vor hundert Jahren, ihre kühne Fahrt nach dem goldenen Vließ. Die Wiener Akademie freute sich, die störrigen Leutchen loszuwerden; man hat selbe (wie das immer wieder aufgewärmte Märchen behauptet) niemals relegiert, sondern gab ihnen gute, vielversprechende Zeugnisse mit und war froh, die drängenden Stürmer und Schwärmer in Frieden abzuschieben. Vivat sequens! Daß sie den rechten Flug gewagt, wußten sie schon beim ersten Anblick der Bellini zu Venedig; der Glaube wuchs bei den alten Bolognesen, auf der Fahrt über den Apennin nach der Umbrischen Mark, in Raffaels Heimat, wo sie mit rührender Einfalt die Familie der Buffi als Giovanni Santi, Magia Ciarla und deren Töchterchen — als Raffaels Kinderporträt sorgsam kopierten, in ihren Stiftbrief den beglückenden Tag eintrugen und den Bund der Treue und Eintracht bei der römischen Ankunft erneuten, nachdem ihnen schon zu Florenz und Pisa das Herz in freudigsten Schlägen aufgegangen. — In ihrer Armut auf äußerste Sparsamkeit angewiesen, niste-

ten sie in einem aufgelassenen Klösterchen ein und benamsten sich gleich den Schülern von Wackenroders Roman ‚Franz Sternbald‘ als die ‚Brüder von San Isidoro‘: Unbewußt eine neue, nur ins Artistische bewerkstelligte Übersetzung der ehedem gleichen Weltumschwung am Göttinger-Parnaß erhoffenden Hainbündler. In ihrer Weise auch die Vorläufer der englischen Präraffaeliten. Nil novi sub sole!

Die neuen Eindringliche wurden von den alten Insassen à la Jacques Louis David und Martin Wagner, welchen die mit der Jakobinermütze gekrönte Antike noch zopftief im Nacken saß, verhöhnt und verspottet: ihr Kredo gipfelte in dem Wunsche, die Madonna im Kostüm der Madame Tallien als ‚unsere liebe Frau vom Thermidor‘ auf dem Altare zu sehen. Overbeck erwiderte, indem er — mit einer schon den Giottisten eigenen Naivetät — Wagners Porträt unter die den leidenden Heiland peinigenden Henkersknechte setzte, während er selbst mit seinen Getreuen am Palmtag unter den hosiannasingenden Jüngern wandelte. Als Gegengabe erfolgte der bald aber zu einem Ehrennamen umschlagende Spottruf ‚Nazarener‘. Zwar ‚tempi passati‘ und doch wieder ‚tout comme chez nous‘!

Heimkehr und Tod brachten manche Einbuße. Ebenso rückte neuer Nachtrag in die Lücken. Fester Granit wurde gewonnen. Man denke nur an den michelangelesken Cornelius, den scharf akzentuierenden Führich, den kaum achtzehnjährigen Steinle, welcher mit reichen musikalischen Kenntnissen ausgestattet, zugleich den harmonischen Wohlklang der Farbe mit rundfließender Schönheit der Linie zur Geltung brachte, wetteifernd mit Overbecks herzinniger Andacht und Schnorrs wuchtender Historie. ‚Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte.‘

•

Steinles Lebensgang ist bekannt. Er fand keinen warmen Herd in der Heimat, wo es nur Führichs harter Ausdauer gelang, endlich Fuß zu fassen. Auch Schwind mußte seinem geliebten Wien, wohin es ihn immer mit allen Fäden auf kurzen Besuch zog, den Rücken wenden. An der Isar erblühte ihm, auf Umwegen über Karlsruhe, endgültig ein behagliches Heim, während Steinle am Main und Rhein seine erwünschte Tätigkeit entfaltete. Mit einer den kühnen Cinquecentisten kongenialen Innigkeit der Empfindung, ein neuer Benozzo Gozzoli und Botticelli, kleidete Steinle seine Legenden-Dichtungen in das erzählende Nebeneinander, hierin ebenso originell, wie der im echten Volkston seiner Märchen unnachahmliche Schwind. In gegenseitiger Hochachtung und Wertschätzung, in aufrichtigem Gefühl ihrer Ergänzung, wandelten diese Dioskuren unbeirrt ihre parallelen Bahnen, jeder gleich zielbewußt, in unentwegter, neidloser Freundschaft. Während Steinle mit gleicher Hingabe und Weihe auch der religiösen Kunst oblag, hielt sich Schwind nicht abseits der Kirche, lieh ihr zeitweise seine bereitwillige Hand zu Fahnen- und Altarbildern, auch Kartons zu Glasgemälden und eigenen Fresken (Reichenhall), aber mit dem offenen Geständnis, in diesem Gebiet nicht völlig in seinem Fahrwasser zu sein, da ihm ‚das asketische Feuer‘ dazu fehle, mit dem lehrreichen und bemerkenswerten Zusatz: ‚Einen zweigeteilten Bart kann ich so gut malen wie ein anderer. Aber einen Christus zu malen, dazu muß man ein anderer Mensch sein als ich.‘ Beide frischten sich auf in dem immer unversieglichen Grundquell der Musik — was Schwind so hübsch mit dem bekannten Ausspruch manifestierte: ‚Jeder Mensch brauche zur wohlgedeihlichen Existenz täglich mindestens einen Mund voll von Musik‘ — während der transzendentaler Vertiefung und Kontemplation sich zuneigende Steinle, ebenso wie Joseph Haydn, im Gebet den erfrischenden Born suchte, gleich dem wonniglichen Fra Angelico, dessen Engel in Singen, Saitenspiel und Musizieren auf allen Instrumenten ihren jubilierenden Beruf bekunden.

Diesen Meistern galt ihre Kunst noch ein hohes priesterliches Amt, eine heilige Pflicht, ein bilderreiches Gebet und ein farbenfreudiges Predigerwerk. So schmückte

Steinle mit gleicher Pflichttreue wie der stille Maler von Fiesole die Wände seiner Kapellen, Kirchen Münster und Dome mit den wonnigen Gebilden seiner frommen Phantasie, ohne seinem Rößlein weitere Weide- und Tummelplätze nach den Gefilden weltlicher Schönheit und Dichtung zu verweigern. Er ritt das Flügelpferd durch Himmel und Erde, in den Zauberwald von Brentanos Mären und Sagen, ließ über Feld und Au das Hüfthorn der Romanze und Ballade tönen, oft in heitern, lustigen Passagen, ebenso durch Shakespeares sommernächtliche Träume, die humoristischen Fugen des ‚Was ihr wollt', durch die vielverschlungenen Gänge des ‚Kaufmanns von Venedig'. Auch der hehre Schloßbau des heiligen Gral und die spitzbogige Konstruktion von Wolframs ‚Parzival' boten ihm reichen Spielraum, ebenso wie die Geschichte des heiligen Köln, welche er dort in streng konstruierter Übersichtlichkeit und in den unteren Teilen mit heiterem Humor und fröhlicher Laune vor Augen führte. Auch dieses Gebiet kultivierte er mit jener neckischen Courtoisie, welche ebenso aus seinen Briefen lacht. Er war überhaupt Meister der Feder und des Wortes, auch hier ein vorzüglicher Stilist, wie seine universelle Korrespondenz mit zahlreichen der besten seiner Zeitgenossen aus allen Ständen beweist, mit deren Edition sein Sohn Alphons M. von Steinle* ein getreues, biographisches Denk- und Ehrenmal setzte.

Ihm folgte nun, als wahres ‚Monumentum aere perennius', die Herausgabe seines gesamten Lebenswerkes**. Was hievon in früheren meist kostbaren, teilweise schwer zugänglichen oder aus dem Handel schon verschwundenen Erstausgaben erschienen war, liegt jetzt mit überraschender Ergänzung von Studien und Vorarbeiten in vollzähliger Weise, in historischer Reihenfolge gruppiert vor. Der erste Teil bietet das dem Alten Testament entnommene Viertelhundert von Darstellungen, worunter der grandiose Ringkampf Jakobs mit dem Engel und Salomons weises Urteil. Eine mehr als doppelt so große Zahl ergab das Leben Jesu mit den lieblichen Parabeln, dazwischen die mit Dürer und Cornelius wetteifernde Gruppe der apokalyptischen Reiter; die seither so vielfach behandelte Erweckung von Jairi Töchterlein; der sein verlorenes Lamm aus den Dornen lösende gute Hirt; der fröhliche Hochzeitsreigen zu Kana; der tiefergreifende Abendgang mit den Jüngern, welcher für Anselm Feuerbach das Vorbild gab zu Dantes Wanderung mit den edlen Frauen; der Ritt der heiligen Könige usw. Dann die über siebenzig Nummern umfassenden Idyllen-Folgen von Madonnabildern und Marienleben, tiefsinnigen Allegorien und die kostbaren Perlen von Steinles wahren Dichtungen aus dem Gottesgarten der himmlischen Minne: Die Krippenfeier des heiligen Franz. Die im naiv-mittelalterlichen Nebeneinander erzählten, in ihrer reichen Einfalt so herzinnig ergreifenden Legenden-Idyllen der Heiligen Marina, Euphrosine und der Margarita von Cortona (letztere in Radiermanier so meisterlich gestochen von dem seither in der Kunstgeschichte immer noch ungenannten P. Bernardo da Monaco), das anmutende Reiterbild der Jungfrau von Orleans, der allerbarmende ‚Großpönitentiar', das anmutende Spiel der ‚Schaukelengel', die an Meister Stefan und Martin Schön gemahnende ‚Madonna im Rosenhag'; als ergänzende Beigabe viele originelle Arabesken und Zierleisten zu Buchschmuck, kurz, Behelfe aller Art zu erbaulicher Andacht. Der zweite Teil vereint ein beinahe Anderthalbhundert von nachdichtenden Illustrationen zu Klemens Brentanos köstlichen Märchen, mit dem wallenden Nymphenzug, den Aventüren des Müllers Radlauf und der schönen Prinzessin Ameleya, der Historie ‚Vom fahrenden Schüler' und dem novellistischen Capriccio der ‚Mehreren Wehmüller'; den ‚Maitagspaziergang' und

---

* Freiburg bei Herder 1897 mit 19 Lichtdrucken (neuestens zu beträchtlicher Preisermäßigung abermals den weitesten Kreisen zugänglich gemacht.)

** ‚Edward von Steinle des Meisters Gesamt-Werk' in 708 Abbildungen, herausgegeben von Alphons M. von Steinle. Kempten 1910, Kösel. Gr.-8°.

ritterlichen ‚Brautritt‘, die hehren Gestalten der Loreley und Tiburtinischen Sibylle, den Meraner Weinberghüter (Saltner), den ‚Türmer‘ und ‚Geiger‘ Tartini in mehrfachen Varianten; acht Szenen aus Shakespeares ‚Kaufmann von Venedig‘, zu dessen ‚Sturm‘, ‚König Lear‘, ‚Sommernachtstraum‘, ‚Was ihr wollt‘ und ‚Zähmung der Widerspenstigen‘, wahre kongeniale Nachbildungen heiterer Laune und blühenden Humors; die Projekte zum Schmucke des Frankfurter Opernhauses; die Reihenfolge zu Wolframs ‚Parzival‘, nebst der Einzelfigur des Eschenbachers, welchen Steinle glücklicherweise nicht diktierend, sondern mit dem wohlgefälligen Ausdruck des Gelingens, schreibend am Pulte zur Darstellung brachte *. Jammerschade, daß Steinle nie mit jener ‚Der gute Gerhard von Köln‘ betitelten epischen Novelle des Rudolf von Ems (nachgedichtet von Karl Simrock) bekannt geworden, welche die den nordischen Königen die Wette bietenden, reichen Kölner Kaufherren und deren schon im dreizehnten Jahrhundert alle Meere beherrschenden Handel feiert: Was wäre aus diesem dankbaren Stoff unter Steinles Händen geworden!

Auch im Porträt-Fach betätigte sich der Meister, immer den Charakter in haarscharfen Konturen zeichnend, bisweilen auch stilisierend, z. B. die Köpfe des Kardinal Grafen von Reisach oder des Würzburger Bischofs von Stahl, die altflorentiner Luft zu atmen scheinen. Auch sich selbst, im plastischen Profil, mit dem reichen Kreis seiner Familie, voraus sein Töchterlein Karoline.

* Den auf einem allzuwörtlich und aus dem Zusammenhang gerissenen Witz Wolframs (ine kan decheinen buochstap, Parç. 115, 27) hat schon 1862 der Berichterstatter in seiner ‚Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern‘ S 127, als wissenschaftlichen Aberglauben, als hätte der Eschenbacher nicht zu lesen und nicht zu schreiben verstanden, gehörig ins rechte Licht gesetzt. J. V. von Scheffel und sein Illustrator der Maler A. v. Werner hielten an der hergebrachten Ansicht fest: als hätte der Dichter das von seiner Gattin vorgelesene Material schwer skandierend, dem gegenübersitzenden Hauskaplan diktiert — als wäre der Parçival nur eine Translation. Neuestens erhob auch Dr. Karl Domanig in seiner Abhandlung über ‚die Entstehung von Wolframs ‚Titurel‘ (vgl. Zeitschrift ‚Die Kultur‘ Wien 1911 S. 281) gegen Wolframs angeblichen Analphabetismus energische Verwahrung.

Unter den Frauen die ehedem von Goethe als Suleika besungene Marianne von Willemer.

Nicht so sarkastisch wie Kaulbach, aber dennoch mit markantem Witz führte Steinle den Krayon des Karikaturisten; jene musikalischen Schlangenmenschen, blasenden publizistischen Postreiter und Denkmalfabrikanten im Zukunftsstyl wetteiferten in Originalität der Erfindung mit zierlichem Tafelgerät und praktischem Hausbedarf, wobei Steinle, ebenso wie ehedem Pugin, die botanische Flora zu neuen Formen ornamentierte. Gleiches Interesse verwendete Steinle auf die mit Felsenschlössern, Turmbauten und Brücken reichstaffierte und doch immer großzügige Landschaft. Wie Menzel und Dürer könnte auch Steinle von sich sagen, er sei ‚innerlich voller Figuren‘. Alles reizte ihn und nahm sein artistisches Interesse zum vorbildlichen Festhalten in Anspruch.

Neue Überraschungen häuft der dritte Teil mit den Entwürfen zu Wandgemälden, welche in Domen, Münstern und Kapellen, in Rathaus- und Museum-Sälen zu Frankfurt, Aachen, Köln, Straßburg usw. seine energische Lebenskraft vollauf herausforderten. Ganz unnötig ist die Frage, in welcher Domäne seine Kunst gipfelte. Ein ästhetisierendes Abwägen wäre offenbarer Luxus. Die wahre Pflicht der Kunsthistorie ist ein ganzes Erfassen. Sie muß hierin manches gut machen. So hat z. B. die neueste Auflage von Muthers ‚Geschichte der Malerei‘ (1909 III, 408) den Meister in vierzehn Zeilen abgetan, während Stuck, Uhde, Hodler und Marées langseitiges Lob empfangen; Osborn (‚Geschichte der Kunst‘ 1910) wird noch kürzer fertig. Am schnellsten knallt ihn Beda Kleinschmidt ‚Lehrbuch der Kunstgeschichte‘, (Paderborn 1910, S. 401) nieder: ‚Steinle, der sich mit Glück in kleinen Andachtsbildern versuchte, größeren Kompositionen aber sich nicht gewachsen zeigte!‘ Quid plura?

Dagegen ist diese vorliegende Gesamtausgabe, welche Max Fürst * in zutreffend-

* In den ‚Histor. Pol. Blättern‘ 1910. 146, 781.

ster Kürze, im Hinblick auf Langbehn, ‚Steinle als Erzieher' rühmte, als wahres, für alle Zeit bahnweisendes Urkunden- und Regestenwerk zu schätzen, ein unentbehrliches Grundbuch für alle nachfolgenden Arbeiter im Weinberg der Wissenschaft.

•

Wie einst Herr Walther von der Vogelweide mit tiefergreifenden Strophen der Welt ‚Valet' gegeben, so hat auch Eduard Steinle mit einer weihevollen, autobiographischen, ‚Winter' betitelten Kreidezeichnung seine reiche Lebenstätigkeit besiegelt und abgeschlossen: Schnee liegt auf den Dächern und auf den spärlichen Haaren des am behaglichen Ofen sitzenden Greises, welcher von einem stillen Atelierwinkel freundlich lächelnd einem beflügelten Engelknaben zuschaut, welcher an seinem begonnenen ‚Cruzifixus' weiter zeichnet. An der Wand ist das ‚Letzte Sonett' des Buonarotten angeschrieben: Durch das stürmische Meer meines Lebens bin ich auf gebrechlicher Barke angekommen in dem Hafen, wo alle Rechenschaft abzugeben haben von ihren Taten. Die holden Träume der Phantasie zerflattern, da der Tod in doppelter Gestalt anrückt, der des Lebens gewiß, der andere (der Seele) drohend.

Nicht Malen und nicht Meißeln stillt mein Sehnen,
Die Liebe nur, die selbst den Tod nicht scheuend,
Vom Kreuz die Arme uns entgegen breitet.

Prof. Dr. H. Holland.

Musik

Von der sommerlichen Festspielsaison 1911. Die Zeit, wo die Sommermonate im Konzert- und Theaterleben einen Ruhepunkt brachten, liegt längst hinter uns. Heute hat der zu immer mächtigeren Dimensionen anwachsende internationale Fremdenverkehr die Kunst als wichtiges Attraktionsmittel in seinen Dienst gestellt und dadurch gerade während der sommerlichen Reisezeit an einzelnen Zentralpunkten einen geradezu fieberhaften musikalischen und dramatischen Betrieb erstehen lassen, der allerdings teilweise mehr materiellen als ideellen Zwecken dient. Nachdem wir bereits im Septemberheft eine knappe Revue einschlägiger Ereignisse gaben, haben wir heute das gewonnene Bild durch wichtige Ergänzungen zum Abschluß zu bringen. Ein Mittelpunkt aller Festspielbestrebungen war von jeher München; hier gab es heuer denn auch nicht weniger als drei Unternehmungen einschlägiger Art: Die Operettenfestspiele Max Reinhardts, die Wagner- und Mozartfestspiele der Hofoper und den sinfonischen Festzyklus des Konzertvereins. Über die ersteren darf man sich kurz fassen. Mag man von der Idee ‚Operettenfestspiele' halten, was man will: daß die Art, wie Reinhardt die Sache angefaßt hat, ungeachtet aller sicher anzuerkennenden originellen Regiekunst, auf kulturelle Bedeutung höchstens im negativen Sinn Anspruch machen kann, darüber braucht kein Wort verloren zu werden. Zugegeben — Offenbach, der als Hauptheld der Reinhardtschen Veranstaltungen figurierte, verdiente wohl einmal eine ihm gerecht werdende festspielmäßige Ausgrabung, denn dieser musikalische Lucian des zweiten französischen Kaiserreichs war in seiner Art ein Genie — aber gerade das Musikalische trat in Reinhardts Aufmachung ganz in den Hintergrund; es ward erstickt von szenischen Mätzchen, deren oft recht vordringliches Leitmotiv sensationelle Laszivität war. Und um das Kulturbild noch drastischer zu schattieren, mußte es geschehen, daß der Münchener Verein für Volksfestspiele (!!) sich diesen Reinhardtschen Offenbach für etliche Abende zu leihen nahm. Auch eine Auffassung des Begriffes Volkskunst! — Les extrèmes se touchent — unterdessen hier frivole Sensationslust das Banner hochhielt, wurden anderweit Mozart, Beethoven, Wagner und anderen Verkündern hoher Kunst Hekatomben ehrlicher Begeisterung dargebracht. Künstlerisch besonders glänzend verlief der sinfonische Beethovenzyklus des Konzertvereins. Er brachte an zehn Abenden die neun Sinfonien des Meisters und die große Leonorenouvertüre neben einer Reihe sonstiger bedeutender älterer wie neuerer Instrumentalwerke. Prächtige

Aufführungen von Liszts Dantesinfonie, Bruckners ‚Dritter‘, Berlioz' ‚Fantastique‘, Tschaikowskys ‚Pathétique‘, Rich. Strauß' ‚Domestica‘ haften besonders in der Erinnerung. Die ganze Veranstaltung war durchweht von einem Hauch echter, unverfälschter Idealität und erhielt durch die geniale Persönlichkeit des Dirigenten Ferdinand Löwe den Charakter hoher geistiger Bedeutsamkeit. Die Münchener Wagner- und Mozartfestspiele dagegen standen heuer nicht im Zeichen jener Siegeszuversicht, die ihnen sonst voranleuchtete. Der unersetzliche Verlust Mottls warf dämpfende Schatten in das helle Licht der Festesfreude. Verschiedene Gastdirigenten mühten sich neben den getreuen einheimischen Paladinen Fischer, Röhr und Cortolezis um die Wahrung des Erbes, doch konnte von ihnen nur Richard Strauß mit seiner hinreißend schwungvollen Analyse der Tristanpartitur und den in sprühendem Witz und köstlicher Laune schwelgenden Aufführungen von ‚Figaro‘ und besonders ‚Così fan tutte‘ den gebotenen Eindruck des wirklich Außergewöhnlichen erwecken. Otto Lohse dagegen, der vielgepriesene Kölner Opernleiter, hat als Dirigent des ‚Rings‘ namentlich durch seine stillosen Tempi ausgesprochen enttäuscht, und auch der Strauß-Protégé Gustav Brecher (Hamburg) vermochte mit einer Tristanaufführung sich im wesentlichen über den Durchschnitt geistreichelnder Kapellmeisterroutine nicht zu erheben. Von interessanten Gästen hörte man außer den alteingebürgerten Größen (Kraus, Zador, van Rooy, Urlus, Bary, Schumann-Heink u. a.) Edith Walker als Isolde und Brünhilde, wobei allerdings teilweise der ideale gesangliche Eindruck durch stillose, modern-hypersensitive Auffassung beeinträchtigt erschien. Auch bei Frau Lucie Weidts (Wien) Isolde lag der Schwerpunkt auf seiten des glänzend Stimmlichen. Als dritte große Gesangskünstlerin konnte man die Altistin der Wiener Hofoper Frau Cahier, die als Sextus in ‚Titus‘ und als Brangäne auftrat, begrüßen. Neben den Gästen mühten sich die besten der einheimischen Künstler (Faßbender, Morena, Fay, Bosetti, Clairmont, Knote, Feinhals, Bender, Brodersen, Kuhn, Gillmann usw.) mit schönstem Gelingen um den Erfolg. Ja, die fast ganz einheimisch besetzten, zweimal von Röhr und einmal von Fischer dirigierten ‚Meistersinger‘ gehörten entschieden zu den unmittelbarst wirkenden, frischesten Erlebnissen der heurigen Festspiele. —

Außer München hat heuer auch Bayreuth gespielt, und zwar mit dem gewohnten äußeren Erfolg. Die Urteile über das künstlerische Ergebnis Bayreuths sind dagegen kaum je so schroff auseinandergegangen wie diesmal. Die merkwürdige persönliche Tendenzen verratende Auswahl der Sänger in Bayreuth muß übrigens auch dem Außenstehenden zu denken geben.

Dr. Eugen Schmitz.

Nochmal Beethovens ‚Unsterbliche Geliebte‘. Ein Unstern scheint über diesem vielversierten Problem der Beethovenforschung zu walten. Im vorigen Heft unserer Zeitschrift machten wir den Lesern Mitteilung von einem neuentdeckten Brief, der Licht in die dunkle Affäre zu bringen schien. Nun hat sich inzwischen ergeben, daß dieses wertvolle Dokument wahrscheinlich eine Fälschung ist, allerdings eine so geschickte Fälschung, daß anfänglich selbst die gewiegtesten Beethovenspezialisten darauf hereingefallen sind. Nach und nach ist man nun aber doch nach Inhalt wie Form auf verschiedene Verdachtsmomente gestoßen, die die Authentizität des Schriftstückes sehr in Frage stellen. Namentlich soll — worüber natürlich nur die wenigen Forscher urteilen können, die das Original zu Gesicht bekamen — die Art der Schriftzüge in wichtigen Details von Beethovens graphischen Gepflogenheiten abweichen. Aber auch inhaltlich gibt bei näherem Zusehen so manches zu denken. Das im Brief enthaltene Notenzitat mit Text z. B. ist der Idee nach wahrscheinlich der (— heute nur noch wenig gekannten —) Beethovenbiographie von Lenz entnommen. Jedenfalls erscheint die Glaubwürdigkeit der so freudig begrüßten Entdeckung stark erschüt-

tert; man wird sich nun doch wieder mit der alten Wahrscheinlichkeitslösung der Frage, wie sie in ‚Hochland' 7. Jahrgang Heft 5, Seite 636 ff. angedeutet ist, und die der Gräfin Brunsvik die Rolle der ‚unsterblichen Geliebten' zuerkennt, begnügen müssen.

Dr. Eugen Schmitz.

:: Neues vom Büchermarkt ::

Eine Bücherschau kann heutzutage nur durch Auswahl wirken. Die ungesichteten Erscheinungen finden unsere Leser auf den letzten Seiten eines jeden Heftes als Einlauf aufgeführt. Über Neuerscheinungen können sie sich außerdem aus dem Anzeigenteil unterrichten und nicht zuletzt aus den Beilagen der Verleger, die allerdings auch ältere Werke in Erinnerung bringen, unter denen es immer solche gibt, die es verdienen, nicht in Vergessenheit zu geraten. Diese Beilagen bilden, was das Bekanntwerden mit den Titeln neuer Bücher betrifft, eine Ergänzung unserer Bücherschau; doch sind wir natürlich weit entfernt, dadurch, daß wir sie zulassen, uns auch in jedem Fall den oft gleichzeitig von den Verlegern beigegebenen Urteilen anzuschließen. Um ganz Nichtiges und Verderbliches bekannt zu machen, bieten wir natürlich nicht die Hand. Aber einem höher gebildeten Leserkreis, wie es derjenige des ‚Hochlands' ist, wird man nicht verübeln können, wenn er erfahren will, was die namhafteren deutschen Verleger dem Volke anbieten und in welcher Form sie es anbieten. Der Umstand, daß ein solcher Verlagsprospekt ‚Hochland' beigelegt ist, bedeutet also noch lange keine Pauschalempfehlung für jedes darin aufgeführte Buch, so wenig also wie unsere Liste der eingelaufenen Bücher. Das wolle man für allemal festhalten. Wer ‚Hochland' regelmäßig liest, wird bald Urteilsfähigkeit genug besitzen, um zu wissen, wo geistige und moralische Hochlandluft weht und ein Urteil von nicht vertrauenswürdiger und erprobter Seite wird ihn nicht verführen. Für die im ‚Hochland' gefällten Urteile steht die Redaktion selbstverständlich ein. D. R.

Geschichte und Lebensbeschreibung.

Wenn man heutzutage die im Laufe einiger Jahre erscheinenden deutschen Bücher, in welchen selbsterlebte Geschichte zur Darstellung gelangt, mit denjenigen vergleicht, in denen wir mit Geschichtsforschung befaßt werden, so ist das Ergebnis für die wirkliche Geschichtschreibung nicht groß. Die Franzosen sind uns hierin von je überlegen gewesen. Die stattliche Zahl von schätzbaren Memoirenwerken, die dort in jedem Jahrzehnt das Licht der Welt erblicken, sind eine stetig fließende Quelle lebendiger Geschichte; es sind darunter solche, die, rein darstellerisch betrachtet, mehr als vorübergehendem Interesse dienen. Bei uns beginnt sich in den letzten Jahren das Verhältnis von lebendiger Geschichtserzählung zu gelehrter Geschichtsforschung und -Darstellung zugunsten der ersteren einigermaßen zu verschieben. Sei es, daß die großen Beispiele Bismarcks, Hohenlohes, Schäffles und mancher anderen Staatsmänner von Rang hier eingewirkt haben, sei es, daß das nationale Bewußtsein an sich ein Ansporn geworden ist: wir erleben fast von Jahr zu Jahr solche Publikationen, in denen die Verfasser ihre eigenen Erlebnisse und Gedanken in einem frischen und persönlich belebten Zeitstil und manchmal sogar mit der Kunst des echten Geschichtschreibers niederlegen. Daneben haben wir aber auch auf gelehrter Forschung beruhende Geschichtsdarstellungen, die in ihrer Wirkung weit über den Rahmen des wissenschaftlichen Interesses hinausragen. Es sind solche Werke, in denen sich eine neue Geschichtsauffassung kundgibt. Eine neue Geschichtsauffassung, so bemerkt Paul Joachimsen (**Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung** in Deutschland unter dem Einfluß des Humanismus, I. Teil, 299 S., Teubner, Leipzig 1910), entsteht aber nicht etwa wie bei der Naturwissenschaft, indem neue Tatsachen auf dem behandelten Gebiet entdeckt werden, sondern sie entsteht aus dem ‚Lebenskreis des Geschichtschreibers' selbst, in dem ‚Tatsachen des politischen Lebens oder geistige Strömungen von anderen Gebieten her . . . schließlich auch eine Revision der Meinungen über unser Verhältnis zur Vergangenheit fordern'. Solche Wandlungen haben sich zu allen Zeiten vollzogen, und es ist das Verdienst unserer Zeit, dieser Tatsache auf den Grund gekommen zu sein. Wie Marie Schulz in Heft 13 der Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte (hrg. von Below, Finke und Meinecke bei Rothschild, Berlin) ‚**Die Lehre von der historischen Methode bei den Geschichtschreibern des Mittelalters**' für das 6. bis zum 13. Jahrhundert einer Prüfung unterzieht, wobei sie feststellen mußte, daß selbständige Auffassungen hinter dem Hangen an Autoritäten stark zurücktreten, so führt das bereits genannte Werk von Joachimsen in eine bei weitem persönlicher gerichtete Zeit ein, ja es führt uns an die Schwelle jener Epoche, wo überhaupt das, was wir unter neuerer

Geschichtschreibung verstehen, sich zum erstenmal zu regen begann. Wer die sehr interessanten und gediegenen Ausführungen des Verfassers liest, wird es auch verstehen, warum sich das Interesse unserer Gegenwart so gern der Epoche des neuerstehenden Humanismus zuwendet und warum wir so viele Neuausgaben aus jener Zeit erleben. Hat doch der Verlag von Eugen Diederichs in Jena die von Maria Herzfeld besorgte Publikation einer ganzen Serie von Schriften aus dem Zeitalter der Renaissance begonnen, von der uns drei Bände vorliegen. ‚**Matarazzo's Chronik von Perugia**', eingeleitet von Maria Herzfeld, ist ein sehr charakteristisches Werk der Frührenaissance von einem zum Teil großen Zauber einfacher und sinnfälliger Darstellung; die Herausgeberin spricht von ‚Juwelen novellistischen Könnens', die hin und wieder zwischen dem Gestein trockener Notizen aufblühen. Es ist die Zeit Alexanders VI., der Eroberung Neapels durch Karl VIII., der Herrschaft Ludovico Sforzas in Mailand, aber auch die Zeit Peruginos, Pinturricchios und des jungen Raffael, der in Perugia seine ersten Schwingen regte. — Der zweite Band wird durch die ‚**Briefe und Gespräche Petrarkas**' ausgefüllt. Der Gegenstand allein würde für diese Veröffentlichung, auch wenn die ausgezeichnete Einleitung von Hermann Hefele, dem auch das Verdienst der trefflichen Übersetzung gehört, sowie die allen Bänden gleichmäßig eigene geschmackvolle und dem Wert der Sammlung angepaßte Ausstattung nicht noch empfehlend hinzukäme. Mit Petrarka beginnt eine neue Auffassung von Geschichte und Persönlichkeit. Er ist wenigstens ihr erster weithin gehörter Sprecher. Für den modernen Menschen liegt ein eigenartiger Genuß darin, diese klare und einfache, stets aus der unmittelbaren inneren und äußeren Anschauung herausfließende Sprache zu lesen, die auch dann ihre Vorzüge nicht verliert, wenn sie, wie fast stets bei Petrarka, das Ich des Verfassers in den Mittelpunkt stellt (Briefe an die Nachwelt), noch auch wenn sie sich über philosophische Fragen verbreitet, wie in den auch rein inhaltlich ergiebigen ‚Gesprächen über die Selbstverachtung'. Der Titel dieser Ausgabe ist insofern nicht ganz genau, als außer dem ‚Brief an die Nachwelt' keine Briefe Petrarkas darin enthalten sind, obwohl sie, wie der Herausgeber bemerkt, ‚wahre Perlen der Epistolographie' aufweisen. Wer Petrarka bisher nur als schmachtenden Dichter der Laurasonette kannte, wird von den hier gebotenen Stücken seiner Prosakunst: einer ‚charakteristischen Selbstbiographie', einer ‚ernsten Seelenbeichte' und einer ‚Darlegung seiner Weltanschauung' (‚Büchlein von seiner und vieler Leute Unwissenheit') ein ganz anderes Bild erhalten. ‚Es sind', um Worte der Einleitung zu gebrauchen, ‚Dokumente eines persönlichen, reich entwickelten geistigen Lebens und zugleich Dokumente einer werdenden grandiosen Geisteskultur, die aus dem zarten, weichen Kolorit, dem vornehm gedämpften Rhythmus und der ebenmäßigen Diktion der in den folgenden Seiten wiedergegebenen Prosa Petrarkas zu uns reden.' — Die bei Petrarka vermißten Briefe erhalten wir um so reichlicher von **Enea Silvio Piccolomini**, die den dritten Band füllen. Allerdings im Vergleich zu den vielen vorhandenen sind diese Briefe nur eine bescheidene Auswahl. Sie entstammen der Zeit, als Enea Silvio noch Laie war, und verraten daher in keiner Weise die künftige große Bestimmung, die er als Papst Pius II. zu erfüllen hatte und auch erfüllt hat. Der Herausgeber und Übersetzer, der gewissenhaft gearbeitet hat, will in dieser Auswahl ‚den Charakter der Zeit, ihrer Sitten, Arbeiten und Wünsche in pragmatischem Zusammenhang mit dem Leben des großen Humanisten zeigen'. Diesem Zweck dient die Ausgabe vortrefflich. Indem den einzelnen Briefen eine knappe Inhaltsangabe vorausgeschickt ist, werden sie oft auch auf das sachliche Interesse des Lesers rechnen dürfen. Die Gegenstände (Lesen und Bildung, Pflege der Latinität in England, Elend der Hofleute, Frauenliebe, zahlreiche kirchliche Verhältnisse) sind mannigfaltig genug. — All diese und ähnliche Neuausgaben gewinnen in selbem Verhältnis an Interesse, Verständlichkeit und belehrendem Wert, als der Leser sich vorher eine genügende allgemeine Kenntnis der Zeit und ihrer führenden Persönlichkeiten erworben hat. Der Wege hierzu sind viele. Eine königliche Heerstraße darf man wohl denjenigen nennen, den uns **Ludwig von Pastor** in seiner **Geschichte der Päpste** (Herder, Freiburg) führt. Das Werk ist bis jetzt auf fünf Bände angewachsen. Obwohl die Leser des ‚Hochland' wie kürzlich erst mit dem vierten, so demnächst auch mit dem fünften Bande durch größere Artikel bekannt gemacht werden, so ist doch hier ein allgemeiner Hinweis am Platze, weil ohne eine solche Führung das aus einzelnen Quellenschriften geschöpfte Wissen über eine Zeit meist einseitig, schief und lückenhaft bleibt. Was im besonderen den neuesten Band dieser Papstgeschichte anlangt, so beansprucht er durch die Schilderung der vorbereitenden Arbeiten für das Trienter Konzil ein ge-

waltiges Interesse, das dadurch nicht geringer wird, daß das Charakterbild Pauls III., eines Mannes von sehr problematischen Qualitäten, das Gemälde beherrscht. Es ist die Zeit, da Michelangelo sein ‚Jüngstes Gericht' malt und die Peterskirche in Angriff nimmt, und Ignatius von Loyola die ‚Gesellschaft Jesu' gründet, Ereignisse, denen der Band eingehende Darstellungen widmet. — Die durch Pastor herausgegebenen Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes bringen in ihrem 7. Band den dritten (Schluß-) Teil von Dr. Jos. Schmidlins Untersuchungen über **‚Die kirchlichen Zustände in Deutschland vor dem dreißigjährigen Kriege'** (Herder, Freiburg). Diese nach den bischöflichen Diözesanberichten an den Heiligen Stuhl gearbeitete Darstellung erstreckt sich auf West- und Norddeutschland. Die Reform des Welt- und Ordensklerus ist eine wesentliche Sorge des damaligen kirchlichen Lebens, und daß es an ernster Veranlassung dazu nicht fehlte, setzen die offenen Darlegungen des Verfassers außer Zweifel. Aber die Berichte der Bischöfe nach Rom lassen nicht nur die große sittliche Verderbnis dieser Zeit erkennen, sondern auch den außergewöhnlichen Eifer, ihr zu steuern. Der Verfasser druckt die einzelnen Berichte nicht einfach ab, sondern gibt sie in freier lesbarer Bearbeitung wieder und verweist die kritischen Erläuterungen dazu in Fußnoten. Obwohl jeder der drei Teile für sich bestehen kann, gehören sie doch insofern zusammen, als die Einleitung im ersten Teil ein historisches Gesamtbild und eine Würdigung der bischöflichen Relationen als Geschichtsquellen enthält und als erst der Schlußteil das sich über das Ganze erstreckende Personen- und Ortsregister bringt. — Wie hier gleichsam die Folgen der sogenannten Reformation zutage treten, so kann ein Charakterbild des ‚Reformators' gewiß dazu beitragen, deren tiefere Ursachen und Antriebe in helleres Licht zu setzen. Ein solches Bild im großen Stil zu entwerfen, hat P. Hartmann Grisar S. J. in der auf drei Bände berechneten Monographie **Luther** (Herder, Freiburg) unternommen, die hier nur erwähnt werden kann, da ihr eine umfangreichere Würdigung vorbehalten ist. Bis jetzt liegen zwei große Bände vor, der abschließende dritte soll noch vor Jahresschluß erscheinen. Von der Lutherbiographie des P. Denifle unterscheidet sich Grisars Werk durch die strenge Wahrung des wissenschaftlichen Tones und die stärkere Betonung der Aufgabe, ein Gesamtbild zu geben und somit den Werdegang von Luthers Leben aus Anlagen und Anschauungen verständlich zu machen. Während hierzu hauptsächlich der erste Band dient, zeigt der zweite den ‚Reformator' ‚auf der Höhe des Lebens'. Der dritte wird den Untertitel: ‚Vor dem Ausgang, das Lebensresultat' führen.

Bildende Kunst.

Die Kunstgeschichte, so jung sie verhältnismäßig noch ist, eignet sich wie kein anderes Fach zur Ausnützung für allgemeine Bildungszwecke und hat demgemäß ihrer Kollegin, der Literaturgeschichte, erfolgreichste Konkurrenz gemacht, da sie, besonders mit Hilfe der modernen Reproduktionsverfahren, die Werke, von denen sie handelt, in immer noch gesteigerter Annäherung des Eindrucks an das Original mit dem Texte zusammenbringen kann. Wieder ein neues, durch Anlage und Umfang ganz besonders zweckentsprechendes Hand- und Hausbuch ist die **‚Illustrierte Kunstgeschichte'** von Jos. Neuwirth, deren 1. Band mit 540 Seiten, 684 Textabbildungen und 21 teilweise farbigen Tafeln nun vorliegt. (München, Allg. Verlagsgesellschaft. Vollständig in 20 Lieferungen à 1 M.) Das Zahlenverhältnis von Seiten und Bildern zeigt schon den sorgfältig abgepaßten Plan des Werkes, in dem Raume von zwei noch gut handlichen Bänden das größtmögliche Anschauungsmaterial unterzubringen und einen so vielseitigen Bildungsstoff ohne wesentliche Verkürzungen in gedrängter Fülle zu behandeln. Neuwirths Text ist historisch klar und sachlich schlicht, ohne Umschweife bloß auf den Zweck der gründlichen historischen Orientierung bedacht und deshalb für die ‚Unterweisungsansprüche weiterer Kreise' ganz geeignet. Der 1. Band bringt die Darstellung der Kunstübung der vorgeschichtlichen Zeit, dann die Kunst des Orients, der Ägypter, Babylonier und Assyrer, Perser, Phönizier usw., Inder, Chinesen, Japaner, dann die Kunst des Abendlandes im klassischen Altertum, Griechen, Etrusker, Römer, die Kunst der frühchristlichen Zeit bis zu den Karolingern, schließlich die Kunst des Mittelalters, darunter auch die islamische. Das Kunstgewerbe erhält hier ebenfalls eigene Abschnitte. Die wenigen Angaben zeigen, daß dieses zweibändige Werk einen besonders brauchbaren Hausbuchtyp darstellen wird, eine Durchschnittskunstgeschichte, die sowohl der einfachen Belehrung dient, als ebenso für weitgehende Bedürfnisse der Orientierung im gesamten kunsthistorischen Felde ausreicht. — Auch fürs Haus, aber vor allem für engere Unterrichtszwecke ist der billige **‚Grundriß der Kunstgeschichte'** von

Heinrich Bergner gedacht (Leipzig, Seemann, 2.80 M.), der mit 443 Abbild. und 5 Farbentafeln in die Reihe der schon vorhandenen kleineren Kunstgeschichten ebenbürtig einrückt. Die Behandlung ist historisch gewandt orientierend und wendet sich dabei einzelnen Künstlerpersönlichkeiten eigens zu; der Text ist in den ästhetischen Würdigungen populär anschaulich und nicht ohne Lebhaftigkeit, wenn auch naturgemäß bei dem knappen Raume die Treffsicherheit des Urteils an sich schon erschwert ist.

Auf das schöne Werk ‚Die großen Maler in Wort und Farbe' von A. Philippi, mit dem der auf dem Gebiete der farbigen Reproduktion so bewährte Verlag von E. A. Seemann vor zwei Jahren auch einen neuen und hervorragend schönen Typus eines kunstgeschichtlichen Hausbuches geschaffen hat, ist nun ein Zwillingswerk gefolgt, das in gleicher Anlage die **‚Deutsche Kunst in Wort und Farbe'** behandelt und vor allem dem Auge vorführt. (Leipzig, Seemann, 18 M.) Der Text des Herausgebers Richard Graul schildert in einer kapitelmäßig nach ästhetisch-historischen Idealen und Richtungen klar gegliederten Einführung die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert — der Titel des Buches ist reichlich zu weit — von den heroischen, klassizistischen Bestrebungen ab, Romantik, Landschaftskunst, Historie, Genre, Realisten, Idealisten, Koloristen, Impressionismus, Sezessionen. Dies die Hauptschlagworte des grundlegenden Teiles, von dem die einzelnen Künstler dann je mit Einzeltexten, die erläuternd den Farbentafeln gegenüberstehen, abgehoben werden. Beinahe 100 sorgfältige Farbendrucke, die jedem etwas Schönes bringen, auch wenn man manche Wahl und manches Urteil anders getroffen wünschte. Eine mehr auf prinzipielle Form bedachte Betrachtung würde das Werk nicht so stark in Klinger gipfeln lassen.

Naturkunde.

Auch heuer sei noch einmal an erster Stelle auf das mustergültige, im Vorjahr vollendete Prachtwerk **‚Himmel und Erde'** verwiesen, in dem so berufene Fachmänner wie Plaßmann, Pohle, Kreichgauer und Waagen (Allg. Verlagsgesellschaft, 2 Bde., geb. M. 30,—), unser Wissen von der Sternenwelt und dem Erdball zusammengefaßt und zugleich die Grenzbeziehungen zum Bezirk des Glaubens klar und überzeugend dargelegt haben. Ganz im gleichen Sinne gehalten, ebenso groß angelegt und glänzend ausgestattet, erscheint nun in Lieferungen das analoge Werk **‚Der Mensch aller Zeiten'** in welchem unser Wissen von ‚der Natur und Kultur der Völker der Erde' durch anthropologische und ethnologische Autoritäten, wie F. Birkner, H. Obermaier, W. Schmidt u. a., gemeinverständlich entwickelt und von den gerade auf diesem Gebiete so üppig wuchernden theoretischen Phantasien mit sicherer Hand gesondert wird (Allg. Verlagsgesellschaft; vollständig in drei Bdn.; geb. ca. M. 45,—). Die bisher vorliegenden Lieferungen des ersten Bandes, der dem ‚Menschen der Vorzeit' gewidmet ist, entsprechen textlich und illustrativ den höchsten Erwartungen, die darum auch für die weiteren Bände, in denen die jetzt lebenden Rassen und Völker nach allen in Betracht kommenden Gesichtsparallelen behandelt werden sollen, vollauf berechtigt sind. — Ein altes, wohlerworbenes Ansehen hat in seiner nun schon vierten, von Zur Straßen geleiteten Neuauflage ein so allbekanntes Werk zu wahren, wie **‚Brehms Tierleben'**, dessen erst erschienener sechster Band bereits in unserem Juniheft ausführlich und beifällig gewürdigt worden ist. Auf die gleiche Anerkennung hat der nachgefolgte, siebte Band, der die Ordnungen der Steißhühner, Hühnervögel, Kranichvögel, Regenpfeifervögel und Kuckucksvögel behandelt, vollauf Anspruch. Gerade bei diesem Bereich der Tierwelt, dem ein gut Teil unserer nützlichsten Haus- und Jagdtiere angehört, war textlich viel für die vermehrte Zuverlässigkeit der Angaben, illustrativ gar manches für die getreuliche Darstellung der vielen Varietäten zu tun. Nunmehr steht auch dieser Teil des auf dreizehn Bände berechneten Gesamtwerkes (Bibliogr. Institut, geb. je M. 12,—) auf der vollen Höhe; die zahlreichen neu beigegebenen Buntbilder und Naturphotographien verdienen eine besondere Hervorhebung. — Ein ebenso reizvolles als lehrreiches Sondergebiet der Biologie, auf das zudem durch Maeterlincks phantasievolle Werke über die ‚Intelligenz' der Bienen und der Blumen noch vermehrtes Augenmerk gelenkt war, hat O. von Kirchner in seinem prächtigen Buche **‚Blumen und Insekten'** (Verlag Teubner; geb. M. 7,50) mit gründlichster Sachkenntnis in Wort und Bild verdeutlicht. Die Tatsachen der gegenseitigen Anpassungen von Tier und Pflanze sind so wunderbar, daß es wirklich keiner Hinzudichtungen bedarf, um ihnen das höchste Interesse zu verleihen. Kirchners Werk setzt freilich schon ein bescheidenes Maß naturkundlichen Wissens voraus; aber wer sich dieses dann grade auf dem hier behandelten Gebiet mit Kirchners Hilfe zur allseitigen Kenntnis erhöht, wird sich reichlich belohnt finden und fortan mit ganz anderen Augen auch das Alltägliche

in Garten und Feld anschauen. — Eine kurze und noch leichtverständlichere Auslese aus dem gleichen Gebiet und verwandten Kapiteln der Blütenbiologie gibt G. Worgitzky in dem liebenswürdigen Buch **'Blütengeheimnisse,** (Verlag Teubner, geb. M. 3,—), das denn auch binnen kurzer Frist die zweite Auflage erreicht hat. — Es ist kaum glaublich, wie blind viele Menschen durchs allzuviele Bücherlesen für die umgebende Natur geworden sind, und darum bedarf es eigener Illustrationswerke zum Wiedersehenlernen. Als ein solches wurde bereits in unserem Februarheft 1910 die erste Serie von Naturaufnahmen aus der niederen Tierwelt begrüßt, die C. O. Bartels unter dem bezeichnenden Titel **'Auf frischer Tat'** sammelte und erläuterte. Die neuerschienene zweite Sammlung (Verlag E. Schweizerbart; geb. M. 4,60) ist nicht minder trefflich; die wichtigsten Verhaltungsstadien eines blattrollenden Rüsselkäfers, einer wabenbauenden Biene, einer ausschlüpfenden Libelle u. dgl. m. sind wieder so geschickt ausgewählt, daß man keinen Kinematographen vermißt. Durch die Darstellung des Paarungsvorgangs bei einer Heuschreckenart (geschmacklos nach Bölsche als 'Liebesleben der Gottesanbeterin' bezeichnet) wird die allgemeine Verwendbarkeit dieser Serie zu Geschenkzwecken eingeschränkt. Allen naturliebenden Amateurphotographen sei die **Anleitung zu photographischen Naturaufnahmen** anempfohlen, die G. E. F. Schulz der 'naturwissenschaftlichen Schülerbibliothek' eingereiht hat (Teubner, geb. 3.—), die aber erst von ausgeschultem Wissen und Können in fruchtbare Praxis umgesetzt werden kann.

Die Erforschung des organischen Lebens im Meere und zugleich der Meereskunde nach allen ihren physikalisch und chemisch bedeutsamen Seiten hat in den letzten Jahren so erhebliche Fortschritte gemacht, daß die Neubearbeitung von **Kaysers Physik des Meeres** durch Karl Forch (Verlag F. Schöningh; brosch. M. 6,40) in den meisten Teilen ein neues Buch geworden ist; ganz neu hinzukam das schöne Kapitel über die leuchtenden Meeresorganismen aus der Feder von Paul Zenetti. Das ganze vortreffliche Werk führt, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in viele Zweige der reinen und angewandten Naturwissenschaften in interessantester Weise ein.

Eine ganze Kompendiensammlung, die zumeist weit über Schulzwecke hinausführt und daher auch vielen erwachsenen Naturfreunden willkommen sein wird, gibt Bastian Schmid unter dem Titel **'Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek'** (Verlag Teubner; geb. je M. 3,—) heraus. Ganz elementar gehalten ist von den bisher vorliegenden Bänden nur Nebenstorffs 'Physikalisches Experimentierbuch', Teil I. Kefersteins 'Große Physiker', Nimführ, 'die Luftschiffahrt', Kuschs 'Himmelbeobachtungen mit bloßem Auge', Dahms 'An der See', Franz' biologische 'Küstenwanderungen', Volks 'Geologisches Wanderbuch', durchweg in Text und Illustration sehr instruktiv ausgearbeitet, setzen schon reifere Leser voraus. Namentlich die drei letztgenannten Bändchen dürften auch vielen Erwachsenen willkommene Begleiter werden, die sich im Seebad oder in der Sommerfrische auch geistig an der umgebenden Natur neubeleben wollen.

Zur Gesamtorientierung über die neuesten Fortschritte auf allen Einzelgebieten sei schließlich noch das altbewährte **Jahrbuch der Naturwissenschaften** empfohlen (Verlag Herder; geb. M. 7,50), dessen nun schon 26. Band unter Joseph Plaßmanns kundiger und geschickter Redaktion wieder eine Fülle des Stoffs in knappen Einzelbeiträgen bewältigt.

Volksliteratur.

Der beste Kampf gegen schlechte Volksliteratur ist, sie durch gute zu ersetzen. Noch immer wird das Lesebedürfnis der weniger gebildeten Volksklassen „von mittelmäßigen Skribenten und gewinnsüchtigen Verlegern dazu mißbraucht, ihre schlechte Ware, wär's auch auf Unkosten aller Volkskultur und Sittlichkeit, in Umlauf zu bringen". Mit diesen Worten leitet Paul Ernst eine neue Ausgabe von **„Geschichten aus dem alten Pitaval"** (Insel-Verlag, Leipzig) ein, mit denen für uns Deutsche kein geringerer Namen als derjenige Schillers verknüpft ist. Auch zu Schillers Zeiten galt es einen Kampf gegen schlechte Volkslektüre zu führen. Der Dichter stellte sich in seinen Dienst, indem er eine Auswahl aus den 1734 erstmalig erschienenen „Causes célèbres" des Pitaval für deutsche Leser herausgab und einleitete. Die von dem französischen Rechtsgelehrten erzählten Kriminalfälle erfreuten sich von jeher einer großen Schätzung, die nicht nur durch das stoffliche Interesse an den spannenden Verwicklungen und überraschenden Lösungen bedingt ist, sondern auch durch „die Höhe des Gesichtspunktes, von dem aus die Leidenschaften und Kämpfe mit solcher skeptischen Objektivität erzählt werden, daß oft die Tragödie in Komödie umzuschlagen scheint". Kriminalgeschichten an sich — und wären sie noch so einwandfrei — sind gewiß noch keine ideale Volksunterhaltung. Das hat auch Schiller gewußt. Er meint jedoch, bis zu

dem Zeitpunkt, da unser Publikum kultiviert genug sein werde, um das Wahre, Schöne und Gute ohne fremden Zusatz für sich selbst liebzugewinnen, sei es an einem unterhaltenden Buch schon Verdienst genug, wenn es seinen Zweck ohne die schädlichen Folgen erreiche, womit man bei den mehrsten Schriften dieser Gattung das geringe Maß der Unterhaltung, die sie gewährten, erkaufen müsse. Unter diesem Gesichtspunkt kann man gewiß auch diese neue Ausgabe gutheißen. Sie ist nicht schlechthin ein Neudruck der Schillerschen. Schon in Frankreich hat man den zwanzigbändigen Original-Pitaval in einen vierbändigen zusammengezogen, indem Wiederholungen ausgeschaltet und das Mindergelungene ganz übergangen wurde. Der deutsche Herausgeber hat sich das zunutze gemacht. Was er bietet, ist interessant und im Geiste der Schillerschen Vorrede, von dem man nur wünschen kann, daß er heute wieder allseitiger in Aufnahme komme.

Dem gleichen Zweck wie diese Pitavalausgabe — aber auf höherer Basis — dienen auch die Neuausgaben von ehrbaren ausländischen Erzählern, unter denen Dickens mit in vorderster Reihe steht. Auch hier hat der Insel-Verlag durch seine illustrierten Taschenausgaben von **Charles Dickens' ausgewählten Romanen und Novellen** ein Verdienst. Dem „David Copperfield" ist als zweiter Band der „Raritätenladen" gefolgt. Die Erzählung gehört in England zu den am meisten gelesenen von Dickens, und Gestalten wie diejenige Kits und des Dienstmädchens muß man einmal kennen gelernt haben um zu wissen, was Dickens dem Volke ist. Die Ausgabe ist auf sechs Bände berechnet. Für die lebenden Generationen ein Novum sind die Illustrationen nach Holzschnitten der ersten englischen Originalausgabe. — Auch Andersens Roman **„Nur ein Geiger"** (Diederichs, Jena) ist in neuer Uebersetzung und schöner Ausstattung wieder in Erinnerung gebracht worden. Warum nicht! So gemütvoll aus germanischem Geiste heraus zu erzählen, ist leider nicht allzuvielen Deutschen gegeben. Wer Andersen, den Märchenphilosophen, kennt, kann an seinen Romanen nicht achtlos vorübergehen. Der Band ist ein Teil der Diederichsschen Gesamtausgabe. Björnstjerne Björnsens Bauerngeschichten **„Ueber den hohen Bergen"** (2 Bde, Grunow, Leipzig) braucht man nur zu nennen, um sie zu empfehlen; sie sind ein Muster ihrer Gattung. Die Grunowsche Ausgabe ist geschenkwürdig.

Unsere Kunstbeilagen

sind dem Artikel über ‚Jozef Israels' von Dr. Fritz Hoeber beigegeben.

Offene Briefe

Herrn Ingenieur C. S. in Stockholm. Eine Teilnehmerkarte zu der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands kann von jedermann zum Preise von M. 7.50 erworben werden. Hiefür erhalten Sie dann auch gratis den ausführlichen Verhandlungsbericht, der jeweils von dem Lokalkomitee des betreffenden Tagungsortes herausgegeben wird.

Herrn B. in E. O. Als eine auch das Biographische berücksichtigende deutsche Literaturgeschichte des XIX. Jahrhunderts können wir Ihnen die von E. R. Kummer verfaßte, im Verlag Reißner, Dresden, empfehlen.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn: Dr. Johannes Eckardt, Salzburg;
Herausgeber und preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München Bayerstraße 57/59.

Matthias Grünewald/Ma

adonna mit dem Engelkonzert.

Hochland, hohen Geistes Land – Sinn dem Höchsten zugewandt.

Hochland

Neunter Jahrgang Dezember 1911

In einsamer Größe. Eine religionsgeschichtliche Weihnachtsbetrachtung / Von Engelbert Krebs

Wie heiter war der homerische Götterhimmel! Und wie rechtlich und streng war die alte Staatsreligion der Römer! Aber eines war in beiden Religionen dem Herzen vorenthalten: Es gab keinen Weg zur Vereinigung der gotthungrigen Seele mit ihrem Gotte. Selbst die Mysterien von Eleusis boten dieses nicht dar. ‚Eins ist der Menschen, ein andres der Götter Geschlecht' steht über dem Eingang dieser Festfeiern. Was der ursprüngliche Kult dem Herzen vorenthielt, das versprachen fremde Sendlinge und Leute aus der Heimat, die in der Fremde gewandert waren. Sie erzählten es still von Ohr zu Ohr, sie luden zu heimlichen Zusammenkünften, wo der Heißersehnte gefunden werden konnte. So kam Bakchos zu den Griechen.

Er war kein Einheimischer also, der frohe Weingott. In Thrakien war sein Volk und seine Gefolgschaft. An der Meeresküste zwischen der Mündung des Hebros und des Axios und in der darüberliegenden Berglandschaft feierten ihn seine Diener und Dienerinnen. Zumal seine Dienerinnen. Die Festnacht fand alle auf Bergeshöhen. Das Dunkel durchloderten Fackelbrände. Lärm und gellendes Jauchzen, klirrendes Beckengetön und dumpfes Dröhnen der Pauken erfüllte die Luft, und über allem klang, zum Wahnsinn lockend, der tiefe Ton der Flöten. So regt diese wilde Musik die feiernden Diener und Dienerinnen des Gottes zum rasenden Tanze auf und über Berge und Höhen stürmt die verzückte Schar. Wilde Tierhetzen und grauenvolles Zerfleischen und Verschlingen der zuckenden Leiber besudeln die Feiernden mit Staub, Schmutz und Blut. Aber in dieser berauschenden Aufstachelung aller Leibeskräfte macht sich die Seele der leiblichen Schranken ledig, schwingt sich auf

im Taumel unaussprechlichen Entzückens und die Diener des Gottes fühlen sich eins mit ihm. Die Mänade, die rasende Bakchantin wird der Inbegriff der heiligsten Ekstase und mystischer Verzückung. Und was erst nur in Thrakien und an der Nordgrenze Griechenlands gefeiert wurde, erfüllt bald auch die Nächte Boiotiens und des Peloponnesos. Weiber vor allen waren die Träger des neuen Kultes, sie haben ihn in Griechenland ausgebreitet.

Griechenland, das Land des homerischen Götterhimmels und der eleusinischen Mysterien, wehrt sich eine Zeitlang gegen den Eindringling. Aber bald ist Bakchos der Sieger. Der maßvollste Gott des Olymps, der delphische Apollo selber, tritt mit ihm in Brüderschaft und teilt mit ihm seinen Tempel und sein Festjahr. So ist die thrakische Mystik in Griechenland heimisch geworden.

Sie war's inzwischen auch in Kleinasien. Die Berggöttin Kybele in Phrygien, des Weltalls fruchtbare Allmutter, und ihr sanfter Gatte, der Hirtengott Attis, werden durch Bakchos Sabazios umgestaltet, als thrakische Völkerschaften Phrygien überschwemmen und sich zur Heimat machen. Attis verschmilzt mit Sabazios oder entleiht ihm wenigstens seinen Kult. Von nun an durchtobt auch Phrygiens Berge die wilde Jagd der Orgiasten: Wahnsinnige Besessenheit, freiwillige Selbstverstümmelung, mit Wollust gesuchtes Leiden, soll die Seele loslösen vom Kerker des Leibes und eins machen mit der Gottheit.

Im dritten Jahrhundert zieht Kybele in Rom ein. Erst nur geduldet, wird sie nach jahrhundertelangem stillen Verweilen auf dem Palatin zur Lieblingsgöttin vieler in der Weltstadt. Ja sie bekommt Verstärkung durch eine andere kleinasiatische Göttin, welche Sulla, einem Traumgesicht folgend, nach Rom verpflanzte. Bellona, die kappadokische Ma, deren Kult unter semitischem und persischem Einfluß noch wildere Formen angenommen hatte als der des Attis und der Kybele, trat ins Gefolge der ‚großen Mutter' Kybele ein. Dieses selber wuchs immer mehr an in der Kaiserzeit. Was an kleinasiatischen Gottheiten nach Rom kam, lehnte sich an den Kult der magna mater an. Kybele und Attis absorbierten alles. Attis nahm die Formen des orientalischen Mondgottes Men an und trägt in Ostia in einem noch erhaltenen Marmorbild den zunehmenden Mond in der Hand, wie er in Weiheinschriften den Beinamen Menotyrannos führt. Selbst den Ehrentitel Jehovas nimmt er an sich, und heißt unterm Einfluß seines Kultes ‚Attis, der Allerhöchste'.

Auch der thrakische Doppelgänger des Attis, Bakchos Sabazios, verschmilzt in der Kaiserzeit mit dem aus der jüdischen Diaspora bekannt gewordenen Gott ‚Sabaoth' wenigstens dem Namen nach und mischt seine Bräuche in Rom mit semitischen Riten.

Das Religionsgemisch wird immer dichter und bunter. Aus Persien bringt Mithra, der Lichtgott, mit seiner Gattin Anahita, der Göttin befruchtenden Wassers, nach Westen vor. Anahita verschmilzt mit Kybele, und um die Zeit des Nerva und Trajan werden im Schatten der Kybeletempel die heiligen Grotten der Mithrasdiener gebaut. Zum Mithrasmysterium waren nur

Männer zugelassen. Die Frauen und Töchter dieser Kultgenossen suchten im Kybelemysterium ihre Reinigung und Vereinigung mit der Gottheit. Heilige Bluttaufen und mystische Mahlzeiten bringen die Seelen in innige Gemeinschaft mit Mithras, mit Attis, mit der alma mater.

Als späterhin in Rom der Sonnengott der unbesiegliche, allverehrte wurde, da verschmilzt Attis auch mit ihm. Der Hirtengott wird der ‚Hirt der funkelnden Sterne', identisch mit dem Griechen Adonis, dem Thrakier Bakchos, dem Arkadier Pan, dem Ägypter Osiris, dem Persergott Mithra. Die Anpassungsfähigkeit ist allumfassend geworden. Dieselbe Gottheit wird unter allen fremden Gottheiten immer wieder geschaut.

Inzwischen sind auch von Ägypten die großen Götter übers Meer gekommen. Die Ptolemäer, ein staatskluges Herrschergeschlecht, förderten die Religionsmischung in ihrem Königreich, und von Alexandrien aus zogen die Kulte in alle Handelsstädte. Serapis zieht in Cypern und Sizilien ein, am Fuße der Akropolis zu Athen wie in Halikarnaß erhält er schon dreihundert Jahre vor Christi Geburt seine Tempel. Und Isis, die alte Zauberin und spätere höchste Göttin, faßt Fuß an allen Küsten Syriens, Kleinasiens und Griechenlands, auf den Inseln des Archipels und am Hellespont. Von Griechenland ziehen beide, Isis und Serapis, nach Unteritalien und von dort war es nicht weit nach Rom. Trotz des Einspruches der Obrigkeit zur Zeit des Cäsar errang sich Isis bald das Vertrauen des römischen Volkes, in ihren Tempeln feierten allmorgentlich Leute jeden Standes, vorab jedoch die Frauen, ihre himmlische Beschützerin. Isis war unsagbar anpassungsfähig. Sie war die griechische Demeter, sie war Aphrodite, sie war Hera, Semele und Io, sie war Tyche und Venus, Göttin des Himmels, der Erde, der Meere und der Unterwelt, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sie war lange Zeit hindurch die Begünstigerin galanter Abenteuer in ihren Tempeln, sie wurde im dritten nachchristlichen Jahrhundert die Beschützerin der Keuschheit. Sie ist die erste Gottheit, welche in Rom das Volk nicht nur an ihren Festtagen, sondern alltäglich zweimal in ihrem Tempel sammelt und neben diesem täglichen Gottesdienst ihre geheimnisvollen, prunkreichen Festtage fordert. Am erschütterndsten wirkte aber die Feier der Auffindung des Osiris. Isis sucht ihn, welchen Set erschlagen und zerstückelt hat. Alles Volk klagt und weint mit der Göttin. Aber Fischer ziehen ihn mit ihren Netzen aus der Tiefe, und der Wiedergefundene wird umjubelt von den Kultgenossen. Wer zur Gemeinde gehört, weiß, daß er des Osiris Schicksal teilt, daß auch für ihn der Tod vorübergehen wird, daß auch für ihn auf die Zeit der Klage ein ewiger Jubeltag folgen soll.

In den Oktobertagen des Jahres 130 nach Christus weilte Kaiser Hadrian mit seinem Liebling Antinoos am Nil. Ein Unglücksfall bei einer Kahnfahrt riß den Geliebten von der Seite des Imperators. Antinoos ertrank im heiligen Nil. Was war natürlicher, als daß der alsbald göttlich verehrte mit Osiris als einer gedacht wurde? Antinoos war Osiris. Und mit allem Nachdruck setzte der Kaiser sich für den neuen Gott ein. Auf Hadrians Befehl wird er von den Griechen wie von den Ägyptern anerkannt. Aber

als Osiris kann er in griechischen Tempeln nicht bleiben. So wird er zu Dionysos, zu Jakchos und Bakchos, und nimmt an einzelnen Kultplätzen Siziliens und Griechenlands seinen Platz ein im Mysterienfest. In Hermopolis, in Ägypten, in Alexandrien und Mantinea wird Antinoos als Hermes verehrt, denn Hermes war lange schon für die griechisch redenden Ägypter im Nillande heimisch geworden. Hermes war der Gott Thot oder That des ägyptischen Götterhimmels. Er blieb in Verbindung mit den ägyptischen Gottheiten bis ins vierte nachchristliche Jahrhundert. In dieser ganzen Zeit nahm er auch den Charakter eines philosophischen Begriffes als dessen religiöse Personifizierung an. Er war in Griechenland wie in Kleinasien und Ägypten der Logos, Gottes Offenbarungswort und Offenbarungsträger.

Auch andere Griechengötter haben in Ägypten ihre Doppelgänger gefunden, mit denen sie alsbald in eins verschmolzen. Helios, der Sonnengott, wird Serapis und umgekehrt, von der Anpassungsfähigkeit der Isis haben wir schon geredet.

Neben Ägypten trat als Hauptkonkurrent im Welthandel Syrien auf. Auch Syriens Kaufleute brachten ihre Gottheiten ins hellenistische Abendland. Auch für diese Gäste gab es Raum in den Tempeln Roms und Griechenlands. Ihr Baal von Damaskus wurde zum Jupiter Damaszenus, der Baal von Heliopolis zum Jupiter Heliopolitanus. Am innigsten verschmilzt mit thrakischen und abendländischen Gottheiten der ursprüngliche Donnergott der Syrier: Er wird zum Zeus hypsistos keraunios, zum höchsten, zum größten und donnernden Zeus, und in seiner Begleitung erscheinen die zwei Götterjünglinge, die Dioskuren, die nach dem griechischen Mythos abwechselnd im Lande der Lebenden und der Toten weilen und somit die beiden Himmelshemisphären personifizieren, über welche der Hypsistos herrscht. Auch mit einem andern syrischen Kulte verschmelzen die Götterjünglinge. Neuere Untersuchungen über den Kult der ‚thrakischen Reiter' zeigen uns die beiden in innigster Verbindung mit der syrischen Atargatis. Diese selber ist aus Babylon gekommen. Auch die syrische Astarte, die Göttin der Fruchtbarkeit, und bald das Ziel wollüstiger orgiastischer Verehrung, hatte ihre Parallelen im Morgen- und Abendland, mit denen sie leicht zusammenverschmolz. Astarte ist Venus und Aphrodite, Atargatis ist die Venus der Römer und die Tanit der Phönizier. Die Anpassungsfähigkeit geht auch hier ins Unübersehbare.

Am gewaltigsten hat einige Jahrzehnte oder besser Jahrhunderte hindurch ein persischer Gott seinen Eroberungszug nach dem Westen hin ausgedehnt. Dieser Mächtige war Mithras, der Sonnengott. Aber auch er verdankte seinen Erfolg der Vorbereitung durch Kulte, die dem seinen ähnlich waren, auch er trat in die Erbschaft oder besser in die verblassende Persönlichkeit anderer Götter ein. Helios war der griechische, Sol der lateinische Sonnengott, und der Sonnengott der Syrier war längst vor Mithras von Syrien aus nach Westen gedrungen. Nun kommt im dritten und vierten Jahrhundert nach Christus Mithras als Lieblingsgott der Soldaten ins Wachsen. Und der ‚Unbesiegte Sonnengott' erobert im Fluge den Westen. Bis in unsere deutschen Gauen

hinein, wo immer bedeutende Standquartiere römischer Legionen waren, finden sich die Mithräen, die Höhlen der Mithrasfeiern. Aber auch er, der Exklusivste der Heidengötter im römischen Kaiserreich, ist nur einer von denen, die in das Schema passen. Wir sahen früher seine Anlehnung an den Kybeledienst, wir sehen ihn jetzt an der Kraft des syrischen Sonnendienstes teilnehmen und finden ihn einregistriert in den griechischen und römischen Götterhimmel, dem er seine Namen Helios und Sol entlehnt.

So bunt die Götterwelt war, welche im hellenistischen Zeitalter sich Heimatsrecht in allen Winkeln des Römerreichs erwarb, so fremdartig die einzelnen Religionen der verschiedenen Völker des Ostens, Westens, Südens und Nordens einander gegenüber sich ausnahmen — so sehr waren doch all diese Gottheiten, wie wir an einzelnen leicht vermehrbaren Beispielen gesehen haben, einander verwandt und anpassungsfähig. Es waren alte Götter, bei irgendeinem fremden Volke seit langem verehrt, durch die Mythen und Liturgien dieses Volkes seit alters gekennzeichnet. Verwandte Züge fanden sich bald im einheimischen Götterhimmel, oder, wo dies nicht der Fall war, bildete ihr Kult die willkommene Ausfüllung einer tatsächlichen Lücke. Sie hatten alle Platz im Schema, diese höchsten und größten Götter. Sie hatten alle Platz deshalb im Römerreich.

Nun kommt die seltsame Botschaft von einem eben erst im Leben des Alltags unter die Räder gekommenen, als Opfer des Volkshasses der römischen Justiz erlegenen Juden, welcher der Sohn des Judengottes und ihm gleich gewesen sein sollte. Ein ‚zweiter Gott' neben dem ‚Allerhöchsten', aber einer, der sich eins mit jenem weiß und der dennoch ‚mitten unter uns' gelebt hat als greifbarer Mensch, als ein Volksverführer, dessen Akten noch im Archiv des römischen Statthalters zu Jerusalem liegen mußten. Die Männer, die von ihm redeten, waren keine zünftigen ‚Priester'. Sie hatten keine Tempelbauten, sie wollten sich an keinen der bestehenden Kulte anlehnen. Sie erzählten, daß ihr Gottessohn durch den Heiligen Geist im Schoße eines hebräischen Mädchens Fleisch angenommen habe, in einem Stalle zu Bethlehem im Stamme Juda geboren worden sei, nach kurzer Lehrtätigkeit in Palästina gefänglich eingezogen und hingerichtet worden sei — aber: diese Hinrichtung sei das Opfer zur Erlösung der Menschheit geworden, und wer in seinem Blute gewaschen mit ihm dem alten Leben absterbe, der gehe einem neuen Leben entgegen, in welchem er mit Christus, dem Gottmenschen, vereinigt würde, so daß eine gemeinsame Lebenskraft in Christus und all seinen Anhängern wie im Haupte und den Gliedern eines Leibes bestehe. — Das Einswerden mit der Gottheit, das Sterben mit dem Gotte und Auferstehen mit ihm; der Ritus der Einweihung durch eine Abwaschung, die Weihe im Blute des Opferlammes, die Vereinigung mit Christus in einem heiligen Mahle, die Erlösung der Seele von der Herrschaft des Fleisches und böser Dämonen — das alles waren Ziele der religiösen Sehnsucht, wie sie, echt und entartet, damals in Tausenden lebte und für Tausende ihre Stillung in den zuvor gezeichneten Mischreligionen fand. Sollte man nicht meinen, daß auch diese Religion, mit diesen Verheißungen, sich ihre Anhänger unter den übrigen und in Anlehnung an sie erwerben konnte?

Aber es geschah nicht. Und es geschah nicht, weil dieser neue Gott, wie wir schon gesehen, so ganz anders war als die alten Götter. Mochte die Religion, die an ihn anknüpfte, auch noch sehr der Sehnsucht Tausender entgegenkommen — ihr Gott war zu einzigartig, zu sehr außer allem Rahmen des alten Schemas. Dieser Gott war höchstens dem ‚Unbekannten Gotte' noch nahe zu bringen, einer jener gefürchteten und verehrten Gottheiten, die man, ohne sie zu kennen, auf Grund irgendeines alten, da und dort gefundenen und nicht mehr verstandenen Opfersteines vermutete. Aber selbst solch ein unbekannter Gott mußte bei näherem Bekanntwerden des neuen Gottes als Parallele ausscheiden. Jesus war ein zu neuer, zu eigenartiger Gott. Der Gott am Kreuzesgalgen — nicht in der Zerfleischung durch irgendwelche göttliche Mächte, wie Osiris sie erlitten und Attis und andere —, nein, der Gott als Opfer der römischen Kriminaljustiz gestorben, der Gott, der infolge einer römischen Volkszählung in genau feststellbarem Jahre von seiner Mutter in Bethlehem zur Welt gebracht wurde, dieser Gott mußte ‚eine Torheit' sein und bleiben für die hellenistisch empfindenden Seelen. ‚Die Religion von gestern', die war Aberglaube für das niedrige Volk, gut genug, um Sklaven und Verbrechern einen Gesellen für ihr wahrscheinliches Ende am Galgen zu geben. — Aber es steckte doch so viel tiefe Weisheit in dieser Erlösungs- und Offenbarungsreligion. Es fanden sich doch einige geistvolle Männer unter ihren Anhängern. So konnte man doch sich einmal hineinvertiefen. Mystiker jeden Landes und Volkes versuchten es, diesen Jesus hellenistisch zu fassen. Sie machten ihn zum Aeon, zum Mittelwesen zwischen Gott und Welt. Sie hörten, daß er Logos genannt wurde wie Hermes und That, und sie versuchten, diesen Logosgott in ihre Götterreihen einzufügen. Sie schmiedeten Systeme und dichteten Hymnen; sie versuchten die ganze ‚Gnosis', die geheimen Erkenntnisse ihrer Mysterienreligionen auf diesen Jesuskult zu übertragen, sie ersannen gottesdienstliche Feiern, die ganz in die alten orgiastischen Kulte mit ihren Ekstasen und ihrer sakralen Prostitution, mit ihrem rasenden Reden und schrankenlosen Verzücktwerden hineinpaßten — nur verfeinert alles, vergeistigt, verschönert. Aber es wurde nichts. Die Jesusgemeinde stieß sie ab und sie gingen unter. Selbst die Benennung des Herrn mit dem hellenistischen Ausdruck der ‚Logos' durfte sich nicht einen Schritt entfernen von der blutigen, niedrigen, leidvollen Menschheit und der erhabenen einzigartigen Gottheit Jesu, wenn sie noch als Ausdruck des Gemeindeglaubens gelten wollte. Gewiß, der Ausdruck war mit Absicht gewählt, um der hellenistischen Welt das Wesen dieses Erlösungs- und Offenbarungsgottes einigermaßen verständlich zu machen. Aber sobald der Logosname Jesu Christi zum Ausgangspunkt für Spekulationen im Sinne der alten Mysterienreligionen gemacht werden wollte, alsobald entfernte man sich von der Kirche. Wo immer ein Hellene diesen Gedankengängen im Geiste der übrigen Religionen nachgehen wollte und Jesus den andern Göttern kongenial zu machen versuchte, da schwand ihm Jesus von Nazareth unter den Händen dahin und der Aeon, das Mittelwesen oder der Mysteriengott irgendeiner der alten Religionen trat in den Vordergrund: die Kirche stieß ihn ab.

Es war nichts zu machen. In einsamer Größe, unfaßbar den Vorstellungen und Begriffen der Mysterientheologie, stand dieser Gott von gestern plötzlich mitten unter den andern, über den andern. Er duldete überhaupt niemanden neben sich. O ja, die alten Götter wollten und sollten auch jeder eigentlich der einzige wirkliche Gott sein, der Hypsistos, der Allerhöchste, wie der Gott der Juden und die Baalim der Syrer. Aber sie konnten es, weil sie die anderen Gottheiten absorbierten und sagten: dies ist nur ein anderer Name für mich. Jesus war einsam. Er erkannte keine fremden Götter neben sich und absorbierte keine anderen Götter durch Annahme ihres Namens. Er hatte keinen Platz in ihrem Schema. Gewiß, die alten Götter sollten übermenschlich groß sein und sich zur Vereinigung mit den Menschen nur verstehen, wenn der Mensch durch Verzückung über sich selbst hinauswuchs. Aber die Größe des weltbeherrschenden Imperators war doch so groß, daß der Kaiserkult ruhig neben die andern Kulte treten konnte, ohne deren göttliche Hoheit zu stören. Die Anhänger Jesu jedoch ließen sich lieber martern bis aufs Blut, als daß sie den Ehrennamen Gott, den sie allein durch Jesu Offenbarung in seiner Höhe und Tiefe erkannt hatten, einem Menschen, und wär's auch dem Höchsten, zuerkannt hätten. — Nichts hatte Jesus gemein mit den alten Kultgöttern, mit den fremden Mysteriengöttern, mit den neuen, auf Menschenkraft sich stützenden Kaisergöttern. Einzig der Judengott wurde von ihm als sein Vater anerkannt und er nannte sich eins mit ihm. Aber wie dieser sich niemals mit andern vermengt hatte, wenngleich andere ihm ihre Attribute entlehnten, so hatte auch Jesus keine Berührung mit den Göttern der Heiden. In einsamer Größe stand er über ihnen, verehrt von den Armen und Einfältigen und von einigen Edeln und den wahrhaft Hochgebildeten, — aber unverstanden von der Masse.

Wohl redete die Kirche die Sprache der Zeit, das hellenistische Griechisch. Wohl formulierte sie das Sehnen und Beten der religiösen Seele mit Worten, die auch in den Mysterienreligionen gesprochen und gesungen wurden. Für die Sorgen, Bitten, Gedanken und Gefühle der Seelen ein und derselben Zeit werden begreiflicherweise dieselben Worte gewählt, wenn auch der Sinn, der hier und dort damit verbunden wird, ein ganz anderer ist. Ja die Kirche redet nicht bloß in Worten die Sprache der Zeit, sie hat selbst in ihren Gebräuchen, in der Zeichensprache und Zeremoniensprache, solche Zeichen und Zeremonien gewählt, welche der Umwelt verständlich waren. Man salbte und wusch, um innere Reinigung und Kräftigung äußerlich auszudrücken; man blies und bestrich mit Speichel, um die Vertreibung und Fernhaltung des bösen Geistes sichtbarlich darzustellen — lauter Zeremonien, die auch im heidnischen Kult und in der heidnischen Medizin vorkamen. Aber alles dieses war nicht imstande, die Gestalt des Herrn auf eine Linie zu rücken mit den Göttern der Mischreligionen. Alles dieses vermochte nicht, die Mysterien der Heiden in Verbindung mit den Mysterien Christi zu bringen. Jahrhundertelang laufen sie nebeneinander her: Jene geduldet, gefördert, ja endlich beschützt und propagiert von den Kaisern, — diese verachtet, verspottet und mit blutigen Martern verfolgt. Endlich, nachdem der Assimilierungsprozeß unter jenen so weit gediehen, daß der solare

Henotheismus im Mithraskulte fast alles andere religiöse Leben absorbiert, da bleibt im Entscheidungskampfe zuletzt doch Jesus Sieger, und Mithras verschwindet.

Man hat im neunzehnten und auch im zwanzigsten Jahrhundert oft versucht, das Christentum als ein Erzeugnis des griechisch-römischen und orientalischen Synkretismus darzustellen. Man hat die geschichtliche Existenz Jesu Christi bezweifelt und in ihm die Neuauflage eines orientalischen Mysteriengottes vermutet. Wie kann man dies? Wie kann man solche Vermutungen hegen, wenn man das Charakteristikum all dieser Religionsmischung, die Anpassungsfähigkeit der Göttergestalten und die Übertragung der Namen von einem zum andern vergleicht mit der einzigartigen, exklusiven Größe des Herrn! Wo ist Jesus zum Zeus-Jesus oder zum Attis-Christos oder zum Bakchos-Jesus oder sonst zu einem synkretistischen Gotte geworden? Die Religionsgeschichte bringt uns manche unerwartete Erkenntnisse und manche erstaunliche Probleme. Aber sie bringt uns gerade durch die deutlichere Erkenntnis der Signatur des hellenistischen Zeitalters, nämlich der unentwirrbaren Religionsvermischung, deutlicher als je die unvergleichliche Einzigartigkeit Jesu Christi zum Bewußtsein. —

Mithras kam aus einer Höhle und verschwand wieder in den unzähligen Höhlen, in denen seine Mysterien gefeiert wurden, bis es mit ihnen ein Ende für immer hatte. Auch Christus kam aus einer Höhle, dem naturwüchsigen Stalle einer Herde zu Bethlehem. Und er verschwand für eine Zeit in einer Höhle, in dem Felsengrab vor Jerusalem, in welchem noch niemand gelegen hatte. Aber ‚da und dort war der Leib Christi gleichsam eine in die Erde gesenkte verborgene Wurzel. Aus dem Kindesschlaf in der Höhle zu Bethlehem wuchs das große Leben, Wirken und Leiden des Erlösers hervor; aus dem Todesschlaf in der Höhle zu Jerusalem ging Christus als Sieger, König und göttlicher Regent seiner Kirche hervor. Was aber in Bethlehem und in Jerusalem in der Höhle gelegen, wird als große Blüte aufgehen und in unermeßlicher Schönheit, Macht und Majestät auf den Wolken des Himmels aller Welt erscheinen, nämlich am jüngsten Tag‘ (Alban Stolz).

Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler
Zum Säkulartage seiner Geburt / Von Georg Freiherr von Hertling*

Am 25. Dezember werden hundert Jahre verflossen sein, seitdem in Münster in Westfalen der spätere Mainzer Bischof Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler geboren wurde. Die deutschen Katholiken haben den Tag nicht abgewartet. Schon bald nach Ostern begann man vielerorts Kettelerfeiern zu veranstalten, die sich dann bis in den Sommer und Spätherbst hinein fortsetzten. Der Katholikentag zu Mainz vom 6. bis 10. August gestaltete sich in Haupt- und Nebenversammlungen zu einer einzigen gewaltigen Huldigung für den hervorragenden Mann, der siebenundzwanzig Jahre lang den Stuhl des hl. Bonifatius geziert hatte. Sein Name war auf aller Lippen. Von den vielen Tausenden, die sich trotz der tropischen Hitze jener Tage in den festlich geschmückten Straßen bewegten oder sich in den Versammlungen drängten, waren die meisten mit Medaillen geschmückt, die in roher Prägung Kettelers Bildnis zeigten.

War es ein mächtiger Nachhall der Popularität, welche einst den Lebenden umgab? Oder war es das Gefühl einer noch nicht abgezahlten Dankesschuld, was darin seinen Ausdruck fand?

Es hat Bischof Ketteler während seines Lebens nicht an Verehrern und Bewunderern gefehlt, sein Name war weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt. Wenn er zur Firmung in die Gemeinden kam oder mit den bischöflichen Gewändern geschmückt in seine Kathedrale einzog, nahm die äußere Erscheinung, die imposante Gestalt und der charakteristische Kopf mit dem eindringenden Auge die Phantasie der Zuschauer gefangen. ‚Da schritt er vor mir her,' so berichtete noch jüngst aus den eigenen Jugenderinnerungen heraus sein heutiger Nachfolger auf dem Mainzer Bischofsstuhle, ‚riesengroß an Körper und Geist, und ich konnte mich nicht satt an ihm sehen.' Aber was man gewöhnlich populär nennt, war er nicht. Würde und Höhe, um mit des Dichters Worten zu reden, ‚entfernten die Vertraulichkeit'. Er war eine Herrschernatur, und er hat bis zu seinem Ende nach dem Höchsten gestrebt. Das hob ihn über die Menge hinaus und ließ nur diejenigen ohne Scheu zu ihm emporblicken, denen ein näherer Verkehr den Einblick in den Reichtum seines Herzens verstattet hatte.

Ich habe im ‚Hochland' schon einmal von Bischof Ketteler gesprochen. Es sei erlaubt, das damals Gesagte zu wiederholen, um die folgenden Ausführungen daran anzuknüpfen. ‚Die Gegner, die ihn zeitlebens anfeindeten und verdächtigten, hatten keine Ahnung von dem, was er wirklich war. Ihm lag nur eins am Herzen, das Heil der Seelen. In den Dienst dieser Aufgabe hatte er seine ganze Persönlichkeit gestellt. An ihren Anforderungen bemaß er den Wert jeder Einrichtung und jeder Tätigkeit. Alle Veräußerlichung des religiösen Lebens, alles bloß gewohnheitsmäßige Fortschleppen war ihm ein Greuel, und in hellem Zorn loderte seine Feuerseele auf, wenn ihm ein Mißbrauch des Heiligen entgegentrat.'

---

* Für die tatsächlichen Angaben, soweit sie nicht persönlicher Erinnerung entnommen sind, vgl. man das bekannte Werk von O. Pfülf, S. J. Mainz 1899.

Ketteler war erfüllt von einem hochfliegenden Idealismus, und seine Ideale schwanden nicht mit dem Feuer der Jugend. Was ihm vorschwebte, was seinen Schritten Ziel und Richtung gab, war christliches Leben in seiner vollsten, allseitigsten Entwickelung, war die Kirche, in fleckenloser Reinheit erstrahlend und mit siegreicher Kraft überallhin ihre Wirkungen betätigend. Fest wie die Eichen seiner Heimat stand sein Glaube an die Wahrheiten der Offenbarung, unerschütterlich war seine Zuversicht, daß aus den Schätzen der von Christus gestifteten Heilanstalt Trost, Friede und Glück für die Menschheit ströme. Wir preisen ihn heute vor allem als den Begründer der katholischen Sozialpolitik, und mit Recht. Denn der im Jahre 1877 von der Zentrumsfraktion unter dem Namen des Grafen von Galen eingebrachte Antrag, welcher die grundsätzliche Absage an den wirtschaftlichen Liberalismus enthielt und zum ersten Male die Richtlinien für eine soziale Gesetzgebung andeutet, war ganz aus Kettelers Geist entworfen. Als er aber im Spätjahr 1848, damals Pfarrer von Hopsten in Westfalen und Mitglied des Frankfurter Parlaments, im Dome zu Mainz seine Predigten über die großen sozialen Fragen der Gegenwart hielt, dachte er nicht an gesetzgeberische Maßregeln, sondern nur an die unüberwindliche Kraft der christlichen Lehre und der christlichen Liebe. Früher als die meisten andern hatte er die Bedeutung dieser Fragen erkannt. Ihm war es klar, daß mit verbesserten Verfassungen und erweiterten staatsbürgerlichen Rechten nichts für den eigentlichen Lebensinhalt des arbeitenden Volkes getan sei und der großen Masse der Besitzlosen keinerlei Hilfe gebracht werde. In den Predigten über die katholische Lehre vom Eigentum, über die Freiheit des Menschen und seine Bestimmung, über Ehe und Familie und über die Autorität der Kirche behandelte er die tiefsten Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung, aber es waren, wie ja auch Ort und Anlaß es mit sich brachten, überwiegend sittlich-religiöse Gesichtspunkte, die ihn dabei leiteten.

Ein halbes Menschenalter später ließ er sein epochemachendes Werk ‚die Arbeiterfrage und das Christentum' erscheinen. In Deutschland hatten mittlerweile die Entwickelung der modernen Großindustrie und die gesteigerten Verkehrsmittel ihren umstürzenden Einfluß auf das Wirtschaftsleben auszuüben begonnen. Man sprach jetzt nicht mehr nur im allgemeinen von der sozialen Frage, sondern ganz ausdrücklich von der Arbeiterfrage, und dachte dabei an die durch die neuen Verhältnisse geschaffene Lage der Industriearbeiter, an das Mißverhältnis zwischen der gesetzlichen Freiheit, die eigene Arbeitskraft nach Gutdünken zu verwerten, und der tatsächlichen Unfreiheit, in welcher sich der einzelne kapitallose Arbeiter dem kapitalkräftigen Unternehmer gegenüber befindet. Auch die Unzulänglichkeit des herrschenden Liberalismus den neuen Aufgaben gegenüber war offenbar geworden. Soeben hatte Lassalle es unternommen, die Arbeitermassen gegen die Bourgeoisie zu mobilisieren. Der Sozialismus, der in den Stürmen des Jahres 1848 nur als leiser Unterton mitgeklungen hatte, trat jetzt als selbständiger Faktor kampfgerüstet hervor. Eine neue Partei, die sozialdemokratische, begann ihren Aufmarsch.

Ketteler hatte alle diese Dinge mit scharfem Auge verfolgt. Als einer der ersten nahm er der veränderten Lage gegenüber Stellung. ‚Ich bin be-

rechtigt,' sagt er in der Vorrede zu der Schrift über die Arbeiterfrage und das Christentum, ,über diese Angelegenheit ein Urteil abzugeben, um zu erörtern, welche Stellung das Christentum mit seinen Lehren und seinen eigentümlichen Mitteln zu dieser wichtigen Frage einnimmt. . . . Man will den sittlichen und wirtschaftlichen Zustand der arbeitenden Klasse heben und macht für diesen Zweck bestimmte Vorschläge. Was kann wichtiger sein, als zu wissen, wie sich diese Vorschläge zum Christentum verhalten? Ob wir ihnen beistimmen, sie unterstützen dürfen oder nicht? Welche besonderen Mittel das Christentum besitzt für die sittliche und wirtschaftliche Hebung des Arbeiterstandes. Das sind aber lauter Fragen, die innig mit der christlichen Religion zusammenhängen, und die ich als Christ und als Bischof gleichmäßig zu beurteilen berufen bin. Meine Überzeugung geht aber noch weiter. Ich glaube nicht nur, daß die Angelegenheiten des Arbeiterstandes eine tief innerliche Beziehung zu dem Christentum haben, ich glaube sogar, daß alle Vorschläge, die bisher großenteils ohne irgend eine Rücksicht auf das Christentum zu nehmen, ja vielfach in einer gewissen Mißstimmung und Geringschätzung desselben gemacht worden sind, nur dann und nur insoweit dem Arbeiterstande Hilfe bringen werden, als sie sich innig an das Christentum anschließen. Christus ist nicht nur dadurch der Heiland der Welt, daß er unsere Seelen erlöst hat, er hat auch das Heil für alle andern Verhältnisse des Menschen, bürgerliche, politische und soziale gebracht. Er ist insbesondere auch der Erlöser des Arbeiterstandes. Heil und Verderben des Arbeiterstandes hängt von Christus ab. Er hat den Arbeiterstand aus dem Zustande der Sklaverei auf seine jetzige Höhe erhoben; ohne ihn vermögen alle Humanitätsbestrebungen seiner sogenannten Freunde nicht zu verhüten, daß dieser Stand wieder in die Verhältnisse des alten Heidentums zurücksinkt.'

Darum legt der Bischof den ganzen Nachdruck auf die heilende Kraft des Christentums. Er will sich nicht anmaßen, gleichsam von vornherein die neuen Wege zu bestimmen, welche die christliche Liebe und der christliche Geist einschlagen werden, um aus der sozialen Not einen neuen großen Triumph des Christentums zu bereiten. Er glaubt sein Ziel erreicht zu haben, wenn er durch seine Erörterung dazu beiträgt, die Christenherzen und die Christenliebe auf das große Gebiet, das Gott ihnen in der modernen Welt angewiesen hat, aufmerksam zu machen, und will nur einige Mittel hervorheben, durch welche dem Arbeiterstande im Geiste des Christentums geholfen werden könnte. Es sind neue Werke der Nächstenliebe, an die er hier denkt, so ganz besonders an die Errichtung von Arbeiterasylen für Alte und Kranke und überhaupt arbeitsunfähig Gewordene. Weit wichtiger aber sind ihm die moralischen Wirkungen, welche das Christentum mit seiner Lehre und seinen Gnadenmitteln bei den Arbeitern selbst hervorzurufen imstande ist. Das Christentum heiligt die Arbeit und versöhnt dadurch den Arbeiter mit seinem harten und entbehrungsreichen Beruf. Das Christentum heiligt und festigt die Familie, und der Segen eines christlichen Familienlebens offenbart sich nicht nur auf dem moralischen, sondern auch auf dem materiellen Gebiete. Gelingt es nur erst, die einzelnen innerlich mit dem Geiste des Christentums zu erfüllen und zu durchdringen, Besitzende und Nichtbesitzende,

Regierende und Regierte, Unternehmer und Arbeiter, so wird die Wirkung auf die sozialen Verhältnisse nicht ausbleiben. Immer wieder kommt er auf diesen Gedanken zurück. Ohne Grenzen ist sein Vertrauen in die Macht des Christentums und seine innerlich in den Individuen wirkende und erst durch die Individuen die Institutionen ergreifende und umgestaltende, heilende und segenspendende Kraft.

Nur eine andere Seite dieses zuversichtlichen Idealismus und hoffnungsfreudigen Optimismus ist die hohe Wertschätzung der menschlichen Freiheit. In seiner ein Jahr früher erschienenen Schrift ‚Freiheit, Autorität und Kirche' hat sich Ketteler an mehr als einer Stelle dazu bekannt. Ganz im Sinne der christlichen Philosophie verknüpft er die Freiheit mit den tiefsten Zusammenhängen der göttlichen Weltordnung. In dem göttlichen Weltplane hat jedes Geschöpf seine besondere Stelle und Ordnung und Überordnung in unendlicher Mannigfaltigkeit. Indem sie alle ihre gottgegebene Natur auswirken, sich nach dem ihnen von Ewigkeit her vorgezeichneten Gesetze betätigen, füllen sie die ihnen angewiesene Stelle aus, und so entwickelt sich in der Zeit jene erhabene Weltordnung, in der alle Geschöpfe ihre höchste Bestimmung und Glückseligkeit finden. Die übrigen Geschöpfe folgen dabei dem Zwang der Naturgesetze, der Mensch dagegen ist frei. Er erkennt durch seine Vernunft das aus seiner ewigen Bestimmung fließende Sittengesetz; indem er sich ihm unterwirft, füllt er aus eigener Wahl seine Stelle im Universum aus, arbeitet er selbsttätig mit an der Verwirklichung des göttlichen Weltplanes. Darauf beruht seine Würde und überragende Bedeutung. Darin gründet zuletzt jene Sphäre unverletzlicher Autonomie, welche den Menschen als Person umgibt. Soweit der Mensch für sich selbst sorgen kann und nicht in die Rechte anderer verletzend eingreift, soll er die freieste Selbstbestimmung nach eigener Wahl genießen und seine eigenen Angelegenheiten auch selbst zu verwalten befugt sein. Und das gleiche gilt von allen jenen Kreisen oder Vereinigungen, innerhalb denen das soziale Leben verläuft. ‚Das Recht der Selbstverwaltung in allen diesen Kreisen, das Recht, sich selbst zu bestimmen in der Familie, in der Gemeinde, in der Provinz, in den Korporationen, welche die Menschen bilden, ist das wahre Wesen der politischen sozialen Freiheit. Wo es fehlt, ist keine Freiheit.'

Übereinstimmend damit heißt es in der späteren Schrift: ‚Die staatliche Zwangsgerechtigkeit geht nur bis auf eine gewisse Grenze, die zum Schutze aller und zur Ordnung notwendig ist. Von da beginnt das Gebiet der Freiheit.' ‚Die Tätigkeit der Menschen auf dem Gebiet der strengen bürgerlichen Gerechtigkeit, soweit sie von den Gerichten und den Steuerboten realisiert werden kann, ist noch kaum eine menschliche. Da tritt die freie Selbstbestimmung noch weit zurück, indem der Staatszwang dahintersteht. Dieses Gebiet ist noch ein sehr niedriges, und die bloße Beobachtung der bürgerlichen Gerechtigkeit ist die unterste Stufe des sittlichen Lebens. . . . Über dies Gebiet menschlicher Zwangsgerechtigkeit hinaus liegt jene höhere Gerechtigkeit, die einst Gegenstand des Weltgerichts sein wird, die uns aber hier zur Übung der Freiheit und freien Selbstbestimmung überlassen ist.'

Daß Bischof Ketteler ein abgesagter Feind des staatlichen Absolutismus

in jeder Gestalt, staatlicher Vielregiererei und polizeilicher Allgewalt war, bedarf hiernach keiner besonderen Hervorhebung mehr. Er erblickte darin den Tod jeder Individualität, während das Christentum die Individualität adelt und verklärt und zu wahrer Freiheit führt.

Aber noch ein anderes ist deutlich. In dieser Wertschätzung der Freiheit bekundet Ketteler eine Sinnesweise, welche in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gerade die edelsten Männer erfüllte. Aus dem sittlich-nationalen Aufschwunge, den die Befreiungskriege gebracht hatten, war ihnen die Hoffnung erwachsen, daß nur ein wahrhaft volkstümliches, dem germanischen Geiste entsprechendes, von jedem undeutschen Absolutismus freies staatliches Leben in dem von der Fremdherrschaft gereinigten Vaterlande erblühen werde. Man denke an Görres, an Uhland. Bei den Regierungen aber war nirgends Verständnis dafür, und der Nachhall, welchen die revolutionäre Erschütterung jenseits des Rheins da und dort in Deutschland fand, wie die Ausschreitungen, zu denen eine unreife Jugend sich hinreißen ließ, führten zu einer um so ängstlicheren Überwachung jeder selbständigen Regung. In Preußen aber hatte der unpersönliche Staatsabsolutismus in der Hegelschen Philosophie die spekulative Rechtfertigung erhalten, und der Satz, daß der Staat die Quelle alles Rechtes sei, galt nicht nur als philosophisches Dogma, sondern als die oberste Maxime der inneren Politik. Da kam der Umschwung des Jahres 1848. Es war viel Unklares in der Bewegung jener Tage, aber es steckte doch auch ein gutes Stück Idealismus darin. Vor dem Rufe nach Freiheit, der mehr war als nur das Feldgeschrei der Barrikadenhelden, kam die vormärzliche Regierungsweisheit ins Schwanken und mußte sich zu Konzessionen verstehen. Der Idealismus verflog. Das Ergebnis der Bewegung war die Vorherrschaft des aufstrebenden Bürgerstandes und dasjenige Maß staatsbürgerlicher Freiheit, welches dieser zum Schutze seiner Macht und seiner Interessen als notwendig erkannt hatte. Beseitigt war alles, was an ständische Gliederung und autoritative Regelung der Produktion im Sinne der alten, zum Schutze der Arbeit errichteten Zunftordnungen erinnern konnte. Mit der Zeit freilich mußte es an den Tag kommen, daß die von dem liberalen Staate verkündete staatsbürgerliche Gleichheit nur ein Privileg für den Starken bedeutete, den wirtschaftlich Schwachen dagegen ohne Schutz ließ. Und auch das andere zeigte sich nur zu bald, daß der in den Ministerien und den Parlamenten herrschende Liberalismus gar nicht daran dachte, das Dogma von der Staatsomnipotenz preiszugeben. Zwar das Erwerbsleben sollte von jeder staatlichen Bevormundung frei bleiben, um so nachdrücklicher aber auf anderen Gebieten die Souveränität der staatlichen Gesetzgebung aufgerichtet werden.

Um so fester hielt Ketteler an dem alten Ideale. Der Hegelsche Satz von dem Staate als der Quelle alles Rechts war ihm ein Greuel. Ausdrücklich hat er ihn in seinen Schriften bekämpft. Immer wieder wendet er sich gegen die vermeintliche Allmacht der staatlichen Gesetzgebung. Die Gesetzgebung vermag nicht alles und sie soll nicht alles. Nicht das ist, wie viele meinen, der letzte Grund der Parteiunterschiede, ob man in dem Gesetze den Willen des Volks oder den Willen des Königs erblickt. Wer an Gott und Christus glaubt,

weiß, daß die Menschen nicht willkürlich das Recht machen können, und die Gesetze ihre bindende Kraft nicht aus dem Menschenwillen, sondern dem ewigen göttlichen Willen empfangen. Für sie ist die Frage daher nicht, was die Majorität bestimmt, oder was etwa zu bestimmen sie die Macht hätte, sondern was zu bestimmen sie berechtigt ist. Es gibt ursprüngliche, in der göttlichen Weltordnung begründete Rechte, an denen daher die menschliche Gesetzgebung ihre Grenze findet. Zu ihnen gehört vor allem das Recht der Persönlichkeit und das Recht der Familie. Aber auch das Eigentumsrecht steht auf schwachen Füßen, wenn nur das Gesetz des Staates seine Grundlage bildet. Sind die Prinzipien des modernen Staates, der von jeder Religion absieht und Gottesleugnung als ein Recht der Bildung betrachtet, wahr, dann ist Recht, was die Majorität der Kammer beschließt, und von einem unrechtmäßigen Eingriff dieses Volkswillens in das Eigentumsrecht kann keine Rede sein.

So ist es in der Tat. Geschützt ist die Freiheit nur, wo staatliche Gesetzgebung grundsätzlich an den unsichtbaren Grenzen Halt macht, welche das natürliche Recht, also die moralische Weltordnung, also eine höhere, die göttliche Autorität gezogen hat. Sonst nicht. Wie häufig weiß die Geschichte zu berichten, daß ein im Namen der Freiheit unternommener Kampf nur zu einer neuen Vergewaltigung der Freiheit geführt hat, wenn auch in anderen Formen und durch andere Hände. Für die wahre, für die christliche Freiheit unter Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit zu streiten, das war eine der Aufgaben, welche Ketteler von der Vorsehung zugewiesen worden war. Es ist notwendig, einen Augenblick dabei zu verweilen.

In dem Kampfe, den der Bischof um die Freiheit der Kirche zu führen hatte, treten zwei Perioden deutlich auseinander. Zuerst galt es, die Fesseln zu brechen, in welche eine dem Wesen der Kirche durchaus fremde, ja feindselige Gesetzgebung, getragen von einem jede Regung selbständigen Lebens verabscheuenden Bureaukratismus, sie geschlagen hatte. Was zuerst in Frankreich geschehen war, hatte in Deutschland eifrige Nachahmung gefunden. Man verhandelte mit Rom, um den zerstörten kirchlichen Organismus äußerlich wieder aufzubauen, scheute sich alsdann aber nicht, durch einseitige staatliche Anordnungen kirchliches Leben und kirchliche Einrichtungen nach eigenem Ermessen zu modeln. In Bayern klafft bis zum heutigen Tage der Widerspruch zwischen Konkordat und Religionsedikt. Schlimmer noch trieben es die Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz. Auch hier hatte man mit Rom verhandelt wegen Errichtung der fünf neuen Diözesen, Freiburg, Rottenburg, Mainz, Fulda und Limburg, alsbald aber in geheimen Abmachungen sich auf eine ‚Kirchenpragmatik' festgelegt, welche den kirchlichen Grundsätzen Hohn sprach. Und während man in Bayern, wo die weit überwiegende Mehrheit der Bevölkerung katholisch war, dem neu hinzugetretenen protestantischen Volksteile die Eigenart seiner kirchlichen Verfassung durch das Protestantenedikt in allen wesentlichen Punkten gewährleistet hatte, sah man hier der Staatsweisheit letzten Schluß darin, daß man die getrennten Konfessionen einer und derselben Schablone staatlicher Bevormundung unterwarf. Ketteler hatte gehofft, daß die Bewegung des Jahres 1848 auch darin Wandel schaffen, daß es gelingen

werde, mittels der im Frankfurter Parlament zu beratenden Grundrechte, der katholischen Kirche die Freiheit zurückzugeben. Das war es, was ihn dorthin geführt hatte. ‚Das kirchliche Interesse,‘ so schrieb er am 17. September an seinen Stellvertreter, ‚das ich hier verfolgen wollte, ist die Freiheit der Kirche, um ihr die Mitteilung der ihr anvertrauten geistlichen Güter möglich zu machen. Nicht für mich wollte ich die Freiheit der Kirche, sondern für das Volk, das seinen Glauben behalten will. Ich konnte in dieser Absicht um so unbedenklicher das Mandat annehmen, weil ich dieselbe Freiheit für alle Konfessionen fordern wollte.‘ Die Hoffnung erfüllte sich nicht, dagegen brachte die Verfassung von 1850 für die katholische Kirche in Preußen die ersehnte Selbständigkeit und inaugurierte damit eine neue, segensreiche Periode. In Baden, Württemberg, den beiden Hessen und Nassau aber dauerten die alten Zustände fort. Da beschlossen die Bischöfe, unter Führung des greisen Erzbischofs von Freiburg, gemeinsam bei den beteiligten Regierungen vorstellig zu werden und auf Abhilfe zu dringen. Die Desiderata der Denkschrift vom März 1851 lassen die Tiefe der Knechtschaft ermessen, in welcher die katholische Kirche in den kleineren deutschen Staaten schmachtete. In sieben Punkten hatten die Bischöfe ihre Wünsche zusammengefaßt: freie kirchliche Heranbildung und Anstellung der Geistlichen, freie Ausübung der geistlichen Strafgewalt; Leitung und Überwachung des Religionsunterrichts, bischöfliche Ernennung der Religionslehrer, Einwilligung des Bischofs zur Berufung der Professoren der theologischen Fakultät; Freiheit des Kultus und des kirchlichen Lebens (Prozessionen, Missionen), Assoziationsrecht für geistliche Vereine (Klöster); freie Aufstellung der Kandidatenliste für die Bischofswahlen und freie Ernennung der Hilfskräfte für die Verwaltung der bischöflichen Jurisdiktion (Generalvikar, Geistliche Räte); freie Verwaltung des katholischen Kirchen- und Stiftungsvermögens; Einfluß der Kirche auf die Schule, die Bildung und Anstellung der Lehrer; Aufhebung des Plazets.

In sämtlichen Staaten bekannte man sich der katholischen Kirche gegenüber zu den gleichen Grundsätzen, aber die Ausführung war verschieden. Am schlimmsten standen die Dinge in Baden, besser in den beiden Hessen. Als der Weg der Verhandlungen zu keinem Erfolge führte, entschlossen sich die Bischöfe, den des faktischen Vorgehens zu betreten und diejenigen Maßnahmen zu ergreifen, welche Dogma und Kirchenverfassung ihnen vorschrieben. In Baden und Nassau kam es infolgedessen zum offenen Konflikte.

Hier interessiert nur die Stellung, welche Ketteler in dem Kampfe einnahm. Sie war bedingt durch die besonderen Verhältnisse im Großherzogtum Hessen, zu welchem die Diözese Mainz gehörte, legt aber zugleich beredtes Zeugnis ab für die ganze Höhe seiner Auffassung. Großherzog Ludwig III. war ein gerechter, billig denkender Fürst, der auch seinen katholischen Untertanen wohlwollend gegenüberstand. Die Großherzogin Mathilde, eine Tochter König Ludwigs I. von Bayern, war katholisch. An der Spitze des Ministeriums stand seit 1850 der Freiherr von Dalwigk-Lichtenfels, ein Mann von staatsmännischer Veranlagung, vornehmer Denkweise und konservativen Grundsätzen. Wichtiger noch war ein anderes Moment, das der damaligen innerpolitischen

Lage in Deutschland entsprang. In Baden schielte man längst über die Mainlinie hinüber nach der protestantischen Vormacht, umgekehrt huldigten in Darmstadt der Großherzog und Herr von Dalwigk österreichischen Sympathien und großdeutschen Bestrebungen. Während man in den Kreisen der Bischöfe der Hoffnung Raum gab, König Friedrich Wilhelm IV. werde in der oberrheinischen Kirchenprovinz seinen Einfluß zugunsten der bedrängten Kirche geltend machen, wissen wir jetzt aus Bismarcks Frankfurter Depeschen, welche Stellungnahme er Preußen in dem badischen Kirchenstreite vindizierte, und daß er der kirchenfeindlichen Regierung seine moralische Unterstützung lieh. Die Natur der Dinge brachte es mit sich, daß man in dem im andern Lager stehenden Hessen nicht geneigt war, mit Baden auf dem kirchenpolitischen Gebiete gemeinsame Sache zu machen.

Dalwigk ist viele Jahre lang Gegenstand der heftigsten Angriffe und Verunglimpfungen gewesen. Wer in der Einigung Deutschlands unter preußischer Spitze nicht nur das notwendige Ergebnis der wirklichen Machtverhältnisse, sondern das allein anzustrebende, ja ausschließlich berechtigte Ziel sah, konnte keine richtige Schätzung für die wenigen Männer haben, welche sich mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den kleindeutschen Bestrebungen entgegenstellten. Zwischen Ketteler und dem hessischen Ministerpräsidenten bestand ein Verhältnis aufrichtiger gegenseitiger Hochachtung, mehr nicht. Sie sahen sich selten, und auch der schriftliche Verkehr war ein beschränkter. Mit vollem Rechte konnte der Bischof von sich sagen, daß er es jederzeit ängstlich vermieden habe, aus seiner Berufssphäre heraustretend irgend welchen Einfluß auf die Entschließungen der hessischen Regierung in persönlicher oder sachlicher Beziehung auszuüben. Das hinderte natürlich nicht, daß in der Agitation gegen das herrschende politische System der Bischof immer wieder als eine Art Mitregent hingestellt wurde, und man ebenso in Preußen Ketteler, den seine Umgebung weit eher preußischer Sympathien hätte beschuldigen mögen, für die gegen Preußen gerichtete Politik Dalwigks mit verantwortlich machte.

Bei alledem lagen aber die Dinge keineswegs so, daß die hessische Regierung nichts Eiligeres zu tun gehabt hätte, als auf Kettelers ebenso berechtigte wie wohl motivierte Forderungen einzugehen. Abgesehen davon, daß niemals und nirgendwo die Bureaukratie geneigt zu sein pflegt, sich zugunsten der katholischen Kirche etwas von ihren Machtbefugnissen abbrechen zu lassen, stand auch die Rücksicht auf das protestantische Vorurteil entgegen, dem schon allein das eifrige Wirken des tatkräftigen Bischofs als eine Beunruhigung, wenn nicht als eine Provokation erschien.

Über die Zustände, die Ketteler bei seinem Amtsantritte vorfand, hat er sich gelegentlich in einer öffentlichen Erklärung ausgesprochen. Daß die Praxis milder war als die in Kraft befindlichen landesherrlichen Bestimmungen, und das persönliche Wohlwollen des Landesfürsten ‚die Ketten erleichterte‘, erkannte er bereitwilligst an. Der Inhalt jener Verordnungen aber war in Hessen ganz ebenso unvereinbar mit dem Wesen der katholischen Kirche wie in den übrigen Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz. ‚Eine derselben war ein förmliches Organisationsedikt mit allen Detailbestimmungen, wie für

eine weltliche Behörde, für den Bischof, Domkapitel, Dekane usw.; eine andere übertrug ohne weiteres die Besetzung sämtlicher Stellen auf den Landesherrn; . . . von da an erhielten die katholischen Pfarrer ganz in ähnlicher Art landesherrliche Dekrete wie die protestantischen Geistlichen; bei diesen machte das Oberkonsistorium den Vorschlag, bei jenen der Bischof, wobei gänzlich außer acht gelassen wurde, daß der Landesherr nach protestantischer Kirchenverfassung das kirchliche Oberhaupt der protestantischen, keineswegs aber der katholischen Kirche ist. Eine andere Verordnung bestimmte sogar die Form für die amtliche Korrespondenz des Bischofs mit seinen eigenen Geistlichen, wie der Bischof an die Pfarrer und diese an den Bischof zu schreiben, wie die Pfarrer den Bischof in ihren Eingaben anzureden hätten usw.‘

Gerade aber weil die verderblichen Grundsätze, von denen die Verordnungen diktiert waren, infolge der milden Praxis weniger hervortraten, schien die hessische Regierung der Meinung zu sein, daß der Bischof von Mainz sich mit den faktischen Verhältnissen zufrieden geben könne und es nicht nötig sei, sich ausdrücklich von jenen Grundsätzen loszusagen. Weder die gemeinsamen Schritte der Bischöfe, noch diejenigen, welche Ketteler persönlich und schriftlich unternahm, führten zum Ziele. Bei seinen Verhandlungen mit der Staatsregierung, jetzt und später, legte Ketteler besonderes Gewicht darauf, sich auf den Boden des positiven Rechts zu stellen. Er dachte dabei an den Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803, an die nach der Auflösung des Reichs an den Bundestag übergegangene Schutzpflicht des Kaisers. ‚Die katholische Kirche‘, schrieb er 1853 an Dalwigk, ‚hat das R e c h t, in Deutschland zu bestehen. Sie hat das Recht, als katholische Kirche zu bestehen, d. h. mit den Lehren und Einrichtungen, wodurch sie sich als katholische Kirche von den anderen Konfessionen unterscheidet. Sie hat daher das Recht zu verlangen, daß die Staatsgewalt keine Verordnungen erlasse, die dieses Recht vernichten. Die Anerkennung dieser evidenten Wahrheiten kann allein den Frieden bringen.‘ Um so schmerzlicher beklagte er es, daß seine aus diesem Gebiete genommenen Darlegungen keine Berücksichtigung fanden. Wollte er ja doch und vor allem die Überzeugung erwecken und begründen, daß ihm und seinen Mitbischöfen nichts ferner liege als Übergriffe in eine fremde, die staatliche Rechtssphäre, daß sie nichts anderes verlangten, als was aus dem Wesen der katholischen Kirche mit Notwendigkeit folge und daher Anspruch auf Schutz und Anerkennung besitze. Dabei versäumte er nicht, auf seinen Lieblingsgedanken zurückzukommen, daß die aller unwürdigen Fesseln entledigte Kirche, aber auch nur sie, der menschlichen Gesellschaft die unschätzbarsten Dienste leisten werde. ‚Eine gefesselte Kirche‘, heißt es in dem schon genannten Schreiben an den hessischen Ministerpräsidenten, ‚hat keinen Einfluß mehr auf die Menschen. Das ist das Geheimnis des Jahres 1848. Wie hätte das Rongetum, wie hätte der scheußliche Materialismus je Platz greifen können, wie wäre es möglich gewesen, unser Volk je für Mord, Raub, den frevelhaftesten Ungehorsam, den furchtbaren Hohn auf alle Fürstengewalt zu begeistern, wenn die Kirche nicht verhindert gewesen wäre, ihre erlösende Kraft zu gebrauchen . . . Noch mit keinem Worte hat die hohe Staatsbehörde ein Recht der Kirche ihr gegen-

über anerkannt. Alle Verfügungen tragen noch das gleiche Gepräge. Jede freie Regung, jedes Bestreben der Kirche, dem allgemeinen Verderben entgegenzutreten, wird mit Mißtrauen angesehen. Dieses Scheinleben der Kirche, aus dem es geschehen, daß das Rongetum und die Abscheulichkeit des Jahres 1848 hier Wurzel fassen konnten, kann sie nicht länger fortführen . . . Wenn die katholische Kirche nicht als katholische Kirche bestehen und wirken soll, wenn sie der unermeßlichen sittlichen und geistigen Korruption gegenüber in einem Volke, wo leicht zu helfen wäre, ihre höhere göttliche Kraft nicht frei gebrauchen soll, dann muß es wenigstens offenbar werden, damit man dieses Scheinding nicht länger für die katholische Kirche halte.'

Endlich, im Februar 1854, erklärte sich Herr v. Dalwigk bereit, in Verhandlungen einzutreten, aber dieselben zogen sich in die Länge. Für Bischof Ketteler war das ein schweres Opfer, um so mehr als er nach außen Stillschweigen beobachten mußte, um den Erfolg einer friedlichen Vereinbarung nicht zu gefährden. Daß in Mainz alles ruhig blieb, während in Baden und Nassau der offene Konflikt zwischen der katholischen Kirche und der Staatsgewalt seinen Fortgang nahm, war geeignet, bei solchen, die von der Sachlage nichts wußten, einen falschen Schein zu erwecken, als ob entweder Ketteler im entscheidenden Moment den Kampf um die Sache der Kirche anderen überlasse oder aber die anderen Bischöfe diesen Kampf nicht aus dringender Not, sondern aus Freude am Kampfe führten. Ganz ebenso wie seine Mitbischöfe erkannte er es als seine heiligste Pflicht, ‚die von dem modernen Staatskirchentum vielfach mißbrauchten kirchlichen Rechte zu wahren', aber nicht minder fühlte er sich, wie er an Dalwigk schrieb, ‚im Gewissen verbunden, jeden sich darbietenden Ausweg zu betreten, auf welchem das den Bischöfen der oberrheinischen Kirchenprovinz, beziehungsweise mir vorgesteckte Ziel in friedlicher Weise erreicht werden kann'.

Noch sollten mehr als zwei volle Jahre vergehen, bevor ein Abschluß erreicht war. Längst ehe es dazu kam, ja noch bevor von Verhandlungen die Rede war, hatte Ketteler den hochbedeutsamen Schritt getan, der sofort aller Augen auf ihn richtete, aber auch einen Hauptanlaß für die leidenschaftlichen Angriffe der Gegner bildete. Er hatte die denkbar höchste Auffassung von der Würde des geistlichen Standes. Priesterliches Leben war in seinen Augen ein Leben der höchsten Reinheit, voller Selbstverleugnung, Entsagung und Aufopferung. Die Vorbereitung des Klerus auf seinen Beruf war daher gleich zu Anfang seine vornehmste Sorge. Die mit dem Priesterseminar verbundene theologische Lehranstalt, welche Bischof Kolmar nach den Stürmen der Revolution wieder errichtet hatte, war 1850 von der hessischen Regierung aufgehoben worden. Gleich den protestantischen sollten auch die katholischen Theologen ihre wissenschaftliche Ausbildung an der Landesuniversität in Gießen erhalten, woselbst in dem genannten Jahre eine katholisch-theologische Fakultät errichtet worden war. Ketteler war entschlossen, zu den alten Zuständen zurückzukehren. Drei Monate, nachdem er seinen feierlichen Einzug in Mainz gehalten hatte, teilte er in einer Denkschrift der Regierung seine Absicht mit. Er war so völlig davon überzeugt, bei dem beabsichtigten, von seinem Ge-

wissen ihm diktierten Schritte im Rechte zu sein und einer staatlichen Genehmigung nicht zu bedürfen, daß er sogar, gestützt auf einen Paragraphen des Reichsdeputationshauptschlusses, die erforderlichen Geldmittel von der Regierung verlangte. Auch kam ihm zugut, daß der früher in Hessen bestehende Zwang, mindestens zwei der akademischen Jahre an der Landesuniversität zu verbringen, seit einiger Zeit weggefallen war. Die Regierung gab zwar keine Mittel, leistete aber nur geringen Widerstand. Im Mai 1851 wurde die bischöfliche Lehranstalt eröffnet. Die Fakultät in Gießen war ‚trocken gelegt'.

Auch wer grundsätzlich ein Freund des Universitätsstudiums ist, wird zugeben müssen, daß das Vorgehen Kettelers berechtigt, ja notwendig war. Nicht so sehr wegen der Lehrkräfte; die hätten sich bei gutem Willen beschaffen lassen. Ein Mann wie der Bischofskandidat Leopold Schmid war allerdings wenig geeignet, katholische Dogmatik vorzutragen. Aber es hatten doch auch tüchtige und durchaus kirchlich gesinnte Männer in Gießen gewirkt. Entscheidend war ein anderes. Die im ganz und gar protestantischen Oberhessen gelegene Universitätsstadt konnte unmöglich den geeigneten Boden für die Heranbildung katholischer Theologen abgeben. Ein Konvikt bestand nicht; ohne Leitung, sich selbst überlassen, machten sie vielfach das Studentenleben mit, wie es damals, zumal an den kleinen deutschen Universitäten, üblich war. Die Aufhebung der theologischen Fakultät in Gießen hinterließ keine Lücke, und die Diözese erfreute sich fortan eines vortrefflichen, im bischöflichen Seminar herangebildeten Klerus. Daß dort gleich zu Anfang so ausgezeichnete Lehrkräfte zu Gebote standen, wie Moufang, Heinrich, Riffel, Hirschel, Hundhausen, war freilich ein Glücksfall, der sich nicht leicht wiederholen wird.

Im August 1854 war zwischen Darmstadt und Mainz die vorläufige Übereinkunft beschlossen worden, deren Genehmigung durch den Hl. Stuhl ausdrücklich vorbehalten war. Ketteler, der sich wegen der bevorstehenden Dogmatisierung der unbefleckten Empfängnis nach Rom begab, übernahm es, dieselbe persönlich zu erwirken, eine Aufgabe, die sich für ihn zu einer nicht ganz kleinen Geduldsprobe gestaltete. Roma patiens quia aeterna. Die von der Kurie gemachten Ausstellungen fanden bei der hessischen Regierung wohlwollende Berücksichtigung. Im Sommer 1856 wurde die neue Redaktion nach Rom gesandt. Eine Bestätigung ist von dort niemals eingetroffen, tatsächlich aber war damit ein modus vivendi für die Diözese Mainz gewonnen. Als man es später auf liberaler Seite verstanden hatte, aus der Konvention eine wirksame Waffe im Ansturme gegen das verhaßte Ministerium zu machen, wurde sie in beiderseitigem Einverständnisse wieder aufgehoben, ohne daß einstweilen in den tatsächlichen Verhältnissen eine Änderung eingetreten wäre.

In katholischen Kreisen ist Ketteler wohl der Vorwurf gemacht worden, daß er im Vertrauen auf das Wohlwollen und den billigen Sinn der Personen, welche damals in Hessen Träger der Staatsgewalt waren, in seiner Nachgiebigkeit zu weit gegangen sei. Statt eines bloßen modus vivendi hätte er einen grundsätzlichen Ausgleich anstreben sollen. Aber für einen solchen war auch in dem damaligen Hessen keinerlei Aussicht vorhanden, und dem streitbaren Bischofe, wie man ihn gegnerischerseits mit Vorliebe, aber ohne

jede Kenntnis der ihn bewegenden Tendenzen nannte, kam es vor allem darauf an, daß die Hindernisse beseitigt würden, welche der freien Entfaltung religiös-kirchlichen Lebens im Wege standen. Er hatte jetzt die Erziehung des Klerus in seiner Hand, er war tatsächlich frei in der Besetzung aller Pfarreien und Benefizien und in der Ausübung der kirchlichen Disziplin. Daß damit noch nicht das Ganze erreicht sei, verhehlten er und seine Ratgeber sich nicht. Aber man begnügte sich mit dem zurzeit Erreichbaren und vertraute der Zukunft.

Wie er das Gewonnene ausnützte, wie er voller Liebe und Eifer an der Erziehung und Erneuerung des Klerus teilnahm, wie er in seinem wahrhaft apostolischen Leben und in der Ausübung der priesterlichen Funktionen ein weithin leuchtendes Beispiel gab, unermüdlich als Prediger, unermüdlich im Beichtstuhl; jederzeit auf der Warte, um ein neues kirchliches Bedürfnis den Gläubigen ans Herz zu legen oder sie vor einer aufsteigenden Gefahr zu warnen, jetzt in Hirtenbriefen an seine Diözesanen, jetzt in eigenen Schriften, welche in ganz Deutschland die weiteste Verbreitung fanden, braucht hier nicht nochmals ausgeführt zu werden. Ich darf dafür auf meine in der ersten öffentlichen Versammlung des Mainzer Katholikentags am 7. August d. J. gehaltene Gedächtnisrede verweisen. Traurige Wirren waren seiner Ernennung zum Bischof vorangegangen. Die Diözese fand er vielfach verwahrlost. Jetzt standen Bischof und Klerus treu zusammen, und unter ihrem vereinten Wirken blühte überall reiches Leben auf.

Nahezu zwanzig Jahre dauerte der Friede. Da kam die Zeit, wo Fürst Bismarck dem neugeeinten Reiche als Morgengabe den Kulturkampf bescherte. Zum zweiten Male fiel dem Bischofe die Aufgabe zu, für die Freiheit der Kirche in die Schranken zu treten. Aber die Verhältnisse hatten sich völlig verändert. Zwar Großherzog Ludwig III. war noch am Leben und seine innerste Gesinnung war die gleiche geblieben, aber zu einer selbständigen Politik war nach den Ereignissen von 1866 und 1870 für das kleine Hessen kein Raum mehr. Im April 1871 nahm Dalwigk seine Entlassung. Hatte es in den fünfziger Jahren gegolten, durch friedliche Verhandlungen mit einer wohlwollenden Regierung einen erträglichen Zustand herbeizuführen, so befand sich die letztere jetzt völlig unter dem maßgebenden Einflusse der liberalen Partei, welche bereits durch die Wahlen von 1862 die Mehrheit in der Zweiten Kammer erhalten hatte. Und hinter ihr stand die Vormacht Preußen, stand der Fürst Bismarck, welcher, gestützt auf die Liberalen, im Reiche und in Preußen regierte und in ihrem Einverständnisse, wenn nicht auf ihr Andringen, den Kampf gegen die katholische Kirche unternommen hatte. Das Jesuitengesetz eröffnete den Reigen. Graf Arnim, der als preußischer Gesandter während des vatikanischen Konzils und demnächst bei der Besitzergreifung Roms durch die Piemontesen eine so eigentümliche Rolle spielte, hat sich kurz vor seinem Sturze gerühmt, Kaiser Wilhelm die Einwilligung dazu abgerungen zu haben. In Mainz kam dasselbe alsbald und in rigorosester Weise zur Anwendung. Den Patres, welche der Bischof zur Ausübung der Seelsorge in die Pfarrei St. Christoph berufen hatte, wurde schon im August 1872 das Ausüben seelsorgerlicher Funktionen, ausdrücklich auch das Beichthören, polizeilich untersagt. Im No-

vember erging an den Superior die Weisung, Mainz und das Großherzogtum zu verlassen. Ketteler war im tiefsten Innern empört über den in Gesetzesform gekleideten Gewaltakt, für den sich nicht der leiseste Grund der Rechtfertigung oder Beschönigung vorbringen ließ. Am nächstfolgenden Sonntage besprach er die Vorgänge auf der Domkanzel. Damit die Erregung ihn nicht fortrisse, hatte er vorher zu Papier gebracht, was er sagen wollte. Schon vorher hatte er ein Hirtenschreiben an die Diözesanen über das Reichsgesetz vom 2. Juli 1872 erlassen und darin zum Gebete, aber auch zu nachhaltigem standhaften Kampfe ermahnt. Dem Schulaufsichtsgesetz in Preußen entsprach in Hessen das Gesetz zur ‚Revision' des alten Schuledikts, den preußischen Maigesetzen waren die fünf Gesetzentwürfe nachgebildet, welche im Herbst 1874 den hessischen Kammern vorlagen und im April 1875 die Sanktion des Großherzogs erhielten. Den Rest besorgten hier wie dort die Maßnahmen der Verwaltungsbehörden.

Ketteler hatte sofort nach der Veröffentlichung der Gesetzentwürfe im Staatsministerium Protest dagegen eingelegt. ‚Die katholische Kirche', heißt es darin, ‚kann leben und freudig und wohltätig wirken unter allen politischen Verhältnissen, unter allen staatlichen Verfassungen, wenn sie nur Freiheit gewähren. Möge man daher fortschreiten zu einer vollständigen Trennung von Kirche und Staat, wenn man nur redliche Freiheit auf allen Gebieten, vor allem auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts gewährt, so wird die katholische Kirche dann vielleicht große materielle und selbst Seelenverluste erleiden, aber sie kann bestehen und leben. Dagegen unter einem System, das ihr die von Gott verliehene Freiheit entzieht, sie und ihre Diener zu Werkzeugen der weltlichen Gewalt macht, die religiöse Erziehung selbst des Klerus, die Pflege katholischer Wissenschaft, die Entfaltung ihres religiösen Lebens, die Übung der christlichen Vollkommenheit unterdrückt und sie unter dem Scheine katholischer Formen zu einem Zustande der Erniedrigung und innerlichen Dekatholisierung verurteilt, — unter einem solchen System kann sie nicht bestehen. Sie hat dann nur die Wahl zwischen allmählichem Untergange in schmachvoller Selbsterniedrigung oder dem Martyrium.'

In einer eigenen Broschüre — ‚Der Kulturkampf gegen die katholische Kirche in Hessen' — unterwarf er die neuen Kirchengesetze einer eingehenden Kritik. Bald darnach belehrte er in einer anderen die Eltern über die Gefahren der neuen Schulgesetzgebung für die religiös-sittliche Erziehung der Kinder. Das Verhängnis ging seinen Gang. Das Priesterseminar in Mainz wurde auf den Aussterbeetat gesetzt, das Knabenseminar geschlossen, die Lehrerbildungsanstalten ihres konfessionellen Charakters entkleidet, die Schulschwestern vertrieben. Die Zeit mußte kommen, wo der Bischof den Gemeinden keine Priester mehr schicken konnte. Wenn er selbst, ungleich der Mehrzahl der preußischen Bischöfe, in seiner eigenen Tätigkeit nicht gehindert und seine Freiheit nicht angetastet wurde, so wirkten hierfür verschiedene Umstände zusammen. Er selbst war ängstlich bemüht, sich streng in der Defensive zu halten und den pflichtmäßigen Widerstand gegen die kirchenfeindliche Gesetzgebung auf das unerläßlich Notwendige zu beschränken; in der kleinen Diözese waren die Fälle, welche Anlaß zu Konflikten geben konnten, weniger häufig, aber man hat doch auch den Eindruck, daß die hessische Regierung, selbst in ihrer damaligen Zusammensetzung, es nicht gerne zum äußersten kommen lassen wollte.

Aber es waren jetzt keineswegs nur die Angelegenheiten der eigenen Diözese, welche Ketteler in Anspruch nahmen. Schulter an Schulter kämpfte er mit den preußischen Bischöfen. Seit 1873 war er regelmäßig zu den Verhandlungen in Fulda zugezogen, an allen von dort ausgehenden Denkschriften, Adressen, Immediateingaben war er beteiligt. Fünfmal griff er mit besonderen Schriften in den Kampf ein. Die erste aus dem Februar des genannten Jahres — ‚Die preußischen Gesetzentwürfe über die Stellung der Kirche zum Staat' — erlebte binnen kurzem sechs Auflagen. Den gleichen Erfolg hatte die nicht ganz ein Jahr später erschienene, worin er ‚die Anschauungen des Kultusministers Herrn Dr. Falk über die katholische Kirche nach dessen Rede vom 10. Dezember 1873' mit vernichtender Schärfe beleuchtete. In der dritten, vom Frühjahr 1875, führte er den Gedanken aus, daß, während im alten Reiche der Religionsfriede dadurch gewahrt wurde, daß, dem Verlangen der protestantischen Minderheit entsprechend, Mehrheitsbeschlüsse in Religionssachen keine Geltung hatten, jetzt umgekehrt protestantische Mehrheiten die Entscheidung über die eigensten Lebensinteressen der katholischen Kirche in Anspruch nähmen. Die Rückkehr zu dem alten Grundsatz sei der einzige Weg zur Wiederherstellung des gebrochenen Friedens. 1876 erörterte er eingehend die Frage, warum eine Mitwirkung zur Ausführung der Maigesetze nicht möglich sei. Im Frühjahr 1877 erschien die letzte. Sie führt den Titel: ‚Die Einführung des bekenntnislosen Protestantismus in die katholische Kirche.'

So kann es nicht wundernehmen, daß er in weiten Kreisen als der eigentliche Führer im Kampfe galt, eben darum aber auch die Zielscheibe für die heftigsten Angriffe der gegnerischen Presse bildete. Völlig unzutreffend aber war es, wenn man ihn, wie wohl geschah, zum Haupt der Unversöhnlichen machte, denen eine andere, zum Nachgeben bereite Gruppe unter den Bischöfen gegenüberstehen sollte. Ketteler wird nicht müde, die Einmütigkeit hervorzuheben, welche auf den Bischofskonferenzen herrschte und den dort gefaßten Beschlüssen zugrunde lag. Ein einziges Mal, als es sich um das Gesetz über die Verwaltung des Kirchenvermögens handelte, waren die Meinungen geteilt; hier aber war es Ketteler, der dazu riet, der Durchführung desselben keinen Widerstand entgegenzusetzen, und mit dieser seiner Ansicht durchdrang. Es entsprach dies nur dem Standpunkte, den er von Anfang an eingenommen hatte, und an dem er konsequent festhielt. Er hat niemals den Streit, sondern immer den Frieden gesucht, allerdings aber nur einen Frieden, bei dem die katholische Kirche ihren heiligen Beruf in Einklang mit dem Dogma und ihrer von Christus begründeten Verfassung erfüllen konnte. Er selbst hat gelegentlich in einer öffentlichen Erklärung von sich gesagt: ‚Weiter geht mein streitbarer Sinn nicht, als daß ich für mich und meine Glaubensgenossen das Recht in Anspruch nehme, nach unserm katholischen Glauben zu leben.' Den Wechsel in der Bismarckschen Politik und den dadurch bedingten ‚Zugang zum Frieden', den die achtziger Jahre brachten, hat er nicht mehr erlebt. Als er am 13. Juli 1877 im einsamen Kapuzinerkloster zu Burghausen seine große Seele aushauchte, waren noch keinerlei Anzeichen dafür vorhanden.

Noch ist ein kurzes Wort über die Stellung zu sagen, welche Ketteler

den großen Weltbegebenheiten gegenüber einnahm, deren Zeuge er war. Für die heutige Generation ist der Kampf um die Vormacht in Deutschland nur ein Kapitel aus der vaterländischen Geschichte. Sie weiß nichts mehr von der tiefen Erregung, die im Lager der Besiegten nachzitterte, als auf den böhmischen Schlachtfeldern die Hoffnungen der Großdeutschen zu Grabe gegangen waren. Stammesantipathien, süddeutscher Unabhängigkeitssinn, Familientraditionen, religiöse Besorgnis, — das alles wogte heftig durcheinander. Flammender Zorn über Rechtsbruch und Gewaltpolitik bei den einen, schmerzliche Resignation, die ratlos und tatlos der weiteren Entwicklung entgegensah, bei den andern. So war es ein Wagnis, als Ketteler sein vielbesprochenes Buch ‚Deutschland nach dem Kriege von 1866' erscheinen ließ. Er selbst hatte sich keiner Täuschung darüber hingegeben, daß er vielen unter denen, die ihn liebten und verehrten, eine bittere Enttäuschung bereiten werde. Aber es drängte ihn, die Wahrheit zu sagen, er wollte insbesondere die deutschen Katholiken ermahnen, die realen Verhältnisse klaren Auges zu erfassen, er wollte dem Pessimismus steuern, ‚der jede gute Tatkraft lähmenden Weltanschauung, die immer glaubt, es sei mit der Welt zu Ende, wenn Gott sie nicht nach unsern kurzsichtigen menschlichen Ansichten leitet'.

Wer im leidenschaftlichen Kampfe der Meinungen zur Besonnenheit rät, pflegt von beiden Seiten gescholten zu werden. Während man in Österreich und im deutschen Süden Ketteler den Vorwurf machte, daß er fahnenflüchtig dem Erfolge nachgehe, verdachte man ihm in Berlin die scharfe Kritik der Bismarckschen Politik, welche sich mit der italienischen wie mit der ungarischen Revolution verbündet hatte, und des anmaßlichen Geredes über Preußens Beruf. Das liegt jetzt alles weit zurück. Die Lösung, welche Ketteler damals als die allein mögliche bezeichnet hatte, ist längst zur Wirklichkeit geworden. Über den Riß zwischen Nord und Süd des Vaterlandes hat uns die in blutigem Kriege begründete Waffenbrüderschaft hinübergeführt. Und auch das ist eingetreten, freilich erst viel später, was Ketteler als ein mit allen Kräften anzustrebendes Ziel bezeichnet hatte, das enge Bündnis des unter Preußens Führung geeinigten Deutschland mit dem wieder erstarkten Österreich.

Ein anderes möchte man heute vergessen machen. Ich meine den Versuch, die Siege der preußischen Waffen als Niederlage des Katholizismus zu deuten, und die gesteigerte Feindseligkeit gegen die Kirche, welche in der Presse und im Parteileben jener Tage hervortrat. Das waren schlimme Vorzeichen, welche der weitblickende Mainzer Bischof nicht übersah. Als die Wahlen zum ersten Reichstage bevorstanden, richtete er ein Ausschreiben an die Geistlichkeit seiner Diözese und warnte vor den Gefahren, welche die politische Lage in sich schloß. ‚Unsere Gefahr', sagte er darin, ‚ist um so größer, als aus diesem neu zu bildenden Deutschland fast zwölf Millionen Katholiken ausgeschieden sind, welche zu Österreich gehören, so daß die Katholiken, welche im alten Deutschland mehr als die Hälfte aller Einwohner ausmachten, jetzt nur wenig über ein Dritteil gegen zwei Dritteil Protestanten bilden. Es ist daher von der größten Wichtigkeit, daß wir Abgeordnete wählen, welche nicht nur jenen feindlichen Bestrebungen entgegentreten, sondern die überdies Ge-

setze fordern, welche unser Gewissen für die Zukunft beruhigen und uns die Garantie bieten, daß wir Katholiken auch in dem neuen Deutschland unbeirrt und ungeschmälert nach unserm heiligen katholischen Glauben leben und nicht in unseren heiligsten Interessen von dem Belieben einer feindseligen Majorität abhängen werden. Diese Gesetze müssen deshalb auch in die Grundverfassung des neuen Reiches aufgenommen werden, da sonst alle unsere katholischen Interessen, ja die Existenz der katholischen Kirche in Deutschland, wenn sie auch heute noch nicht angetastet wird, von den Launen und den Schwankungen derselben Majorität abhängen würden.'

Es ist der alte Gedanke, der ihn einst nach Frankfurt geführt hatte. Was dort nicht gelungen war, die Sicherstellung der kirchlichen Freiheiten in den Grundrechten, war wenige Jahre später in Preußen mit segensreichem Erfolge durchgeführt worden. Ein Gleiches galt es nunmehr für das gesamte Reich zu erringen. In diesem Sinne hatte er noch während des Krieges, im Oktober 1870, einen Brief an den damaligen Grafen Bismarck nach Versailles gerichtet und darin mit allem Nachdrucke die Forderung begründet, daß in der demnächst zu beratenden Reichsverfassung das Verhältnis von Kirche und Staat nach dem Vorbilde der preußischen Verfassung geregelt werde. Eine Antwort hatte er nicht erhalten. Wie im Jahre 1848 entschloß er sich auch jetzt wieder, persönlich für die Erfüllung dieser Forderung einzutreten. Lediglich aus diesem Grund nahm er das Mandat zum Reichstage an, welches ein badischer Wahlkreis ihm anbot. Als Redner der kurz vorher zusammengetretenen Zentrumsfraktion vertrat er am 3. April 1871, von Mallinckrodt und Windthorst unterstützt, den Antrag, Artikel 15 der preußischen Verfassung in die Verfassung des Deutschen Reichs aufzunehmen.

Der Antrag hatte keinen Erfolg. In der feindseligen Aufnahme, die er bei der im Reichstage dominierenden nationalliberalen Partei fand, sprach sich bereits der Geist des nahenden Kulturkampfes aus. Dagegen brachte das öffentliche Auftreten für Ketteler eine Reihe widerwärtiger persönlicher Angriffe und Verdächtigungen. Er ließ es an energischer Abwehr nicht fehlen, aber er mochte doch wohl den Eindruck gewonnen haben, daß unter den damaligen Verhältnissen für einen katholischen Bischof kein Platz im Parlamente sei. Nach dem Schlusse der zweiten Session gab er das Mandat in die Hände der Wähler zurück. In der Schrift ,Die Zentrumsfraktion auf dem ersten deutschen Reichstage' legte er ihnen Rechenschaft ab.

Seine Anteilnahme an der Politik war damit nicht zu Ende. Noch bevor er in den Reichstag eintrat, hatte er seine Gedanken über die Aufgaben der Katholiken angesichts der Neugestaltung der innerdeutschen Verhältnisse niedergeschrieben. Zwei Jahre später, im Frühjahr 1873, ließ er sie erscheinen unter dem Titel: ,Die Katholiken im Deutschen Reiche. Entwurf zu einem politischen Programm'. Zwei Punkte daraus verdienen eine besondere Hervorhebung. Zunächst die rückhaltlose Anerkennung der Reichsgewalt innerhalb der Grenzen ihres Rechtsbestands und die nachdrückliche Betonung der Pflicht, zur Erhaltung und Stärkung derselben beizutragen. Die von wahrhaft patriotischem Geiste erfüllten Worte verhallten ungehört. Das wilde Geschrei über die Reichsfeind-

schaft der ‚Ultramontanen' ließ sie nicht über die nächsten Kreise hinausdringen. Der zweite ist die im zwölften Abschnitte behandelte Arbeiterfrage.

Ich habe oben gesagt, daß Ketteler, als er seine Predigten über die großen sozialen Fragen der Gegenwart hielt, nicht an gesetzgeberische Maßregeln zur Abhilfe dachte, daß er auch im Jahre 1864 alles von der heilenden Kraft des Christentums erwartete, von seiner inneren, moralischen Wirkung in den Einzelnen, von der gesteigerten, den neuen Bedürfnissen angepaßten christlichen Liebestätigkeit. Ich habe ebenso auf des Bischofs lebendiges Freiheitsgefühl und seine Gegnerschaft gegen staatlichen Absolutismus und staatliche Vielregiererei hingewiesen. Er hat sich lebhaft für die von Lassalle in Vorschlag gebrachten Arbeiter-Produktiv-Genossenschaften interessiert — daß der Vorschlag nur gemacht war, ‚dem Mob etwas zu bieten', wußte man damals noch nicht —, aber den von Lassalle geforderten Staatszuschuß grundsätzlich abgelehnt. Sollte also von seiten des Staates nichts geschehen und die Abwehr der von der liberalen Gesetzgebung mitverschuldeten Übel der privaten Initiative wohlwollender Unternehmer und der christlichen Caritas überlassen bleiben? Belgische und französische Katholiken haben lange auf diesem Standpunkte gestanden.

Es war nicht Kettelers Art, ein Problem von solcher Tragweite nur von einer Seite zu betrachten und sich in seiner endgültigen Stellungnahme durch Sympathien und Antipathien oder durch vorgefaßte Meinung beeinflussen zu lassen. Auf einem in seinem Nachlasse gefundenen Zettel steht mit Bleistift geschrieben: ‚Man sagt, die Kirche kann helfen. Wahr, insofern ohne die Kirche niemand helfen kann; aber einseitig. Viele müssen helfen.' Unter den vielen erscheint dann an zweiter Stelle der Staat. Die Punkte aber, an denen staatliche Gesetzgebung einzusetzen hat, hatten sich ihm schon bei seinen früheren Erörterungen deutlich herausgestellt. Wenn es ursprüngliche Rechte gibt, in welche staatliche Gesetzgebung nicht feindlich eingreifen darf, darunter und an erster Stelle das Recht der Persönlichkeit und das Recht der Familie, so ist es umgekehrt auch die Pflicht der Gesetzgebung, diese Rechte zu schützen.

Ein weiter Umfang staatlicher Maßnahmen war damit umschrieben und zugleich das Prinzip gewahrt, von dem aus staatliche Intervention dem Bischof als zulässig erscheinen konnte. Der staatliche Rechtsschutz mußte weiter ausgedehnt, wirksamer gegen die Bedrohungen durch den Industrialismus sichergestellt werden. Das natürliche Recht des Arbeiters auf Leben und Gesundheit, das Recht der Familie auf Erfüllung ihres heiligen Berufs, das Recht der Kinder auf physische und geistige Entwickelung, das natürliche Recht aller auf sittlich-religiöse Betätigung sollte besser als bisher geschirmt und gewahrt werden. Neben dem Arbeiterschutze ist es sodann die Rekonstruktion des Arbeiterstandes, welche Kettelers sozialpolitisches Programm anstrebt. Mit Recht macht er die Auflösung der alten gesellschaftlichen Bildungen mitverantwortlich für die sozialen Schäden der Neuzeit. Aber seine Gedanken sind hier noch nicht zu greifbaren Vorschlägen verdichtet. Eine Mitwirkung des Staates erscheint ihm möglich, aber nicht so, daß dieser auf dem Zwangswege neue Organisationen schaffen, sondern nur so, daß er die ‚überall von selbst hervorsprossenden Keime' pflegen und fördern solle.

Von den beiden Programmpunkten ist der erste durch die deutsche Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte zu einem großen Teile verwirklicht worden. Daneben ist, wozu Bismarck den machtvollen Anstoß gegeben hat, die Arbeiterversicherung zu einer Ausgestaltung gelangt wie sonst nirgends. Freilich sind wir damit auch zu einer Erweiterung des Staatszwangs und der Staatshilfe gelangt, welche der älteren Generation unerträglich erschienen wäre. Ketteler, der zeitlebens gegen die Omnipotenz des Staates und seiner Gesetzgebung anzukämpfen hatte, würde es schwer geworden sein, den Schritt mitzumachen. Im Reichstag ist zuletzt im Frühjahr 1889 um das Prinzip gekämpft worden.

Sozialpolitik ist die Losung des Tages, und so begreift man, daß im Jubiläumsjahre vorzugsweise von Ketteler, dem Sozialpolitiker, die Rede war. Mir lag daran, in die Erinnerung zurückzurufen, daß er doch noch viel mehr war: ein ebenso mutiger als besonnener Kämpfer für das Wohl der Kirche, eine durch die Jahrhunderte fortleuchtende Zierde des deutschen Episkopats, ein Apostel in neuzeitlichem Gewande.

Aber noch eines muß erwähnt werden, sonst würde nicht so sehr das Charakterbild, wohl aber das Zeitbild unvollständig bleiben. Zwei Tage vor der Konsekrationsfeier schrieb Erzbischof Geissel von Köln an Dr. Baudri: ‚Der arme neue Bischof wird eine harte Arbeit bekommen. Es haben Augenzeugen seines Einzugs in Mainz uns Äußerungen von Bürgern und Proletariern erzählt, welche eine tiefe Verkommenheit des dortigen Volkes in religiöser Beziehung beweisen.' Vom Beginne seiner bischöflichen Wirksamkeit an ist Bischof Ketteler in der schändlichsten Weise angefeindet und verunglimpft worden. Das Frankfurter Journal, die Neue Frankfurter Zeitung, später die Mainzeitung überboten sich in Verdächtigungen und Verleumdungen. Dazu kam noch eine niedrige und gemeine Flugschriftenliteratur, die zumeist von Frankfurt aus verbreitet wurde. Kein Wunder, daß solche Verhetzungen ihr Echo auf der Straße fanden, und der Bischof, insbesondere auch in Mainz, von pöbelhaften Beschimpfungen nicht verschont blieb. Wer durch seine energischen Ruderschläge die trüben Wellen eines Sumpfgewässers erregt, muß freilich erwarten, daß das aufgescheuchte und in seiner Ruhe gestörte Ungeziefer voll Wut über ihn herfällt. Aber der letzte und eigentliche Grund lag tiefer. Die Partei, die sich damals die liberale nannte, umschloß sehr verschiedenartige Elemente. Noch gab es keine reinliche Scheidung zwischen der liberalen Bourgeoisie und der Sozialdemokratie, zwischen der organisierten und disziplinierten Arbeiterschaft und dem Lumpenproletariat der großen Städte. Noch leistete das Proletariat dem Liberalismus bereitwilligst Heeresfolge, ganz besonders, wo er seinen kirchenfeindlichen Instinkten Luft machte. Die Parole gab der Liberalismus, die Ausführung geschah mit Hilfe und nach dem Geschmacke des Proletariats.

Und so bedünkte es mich, als ich in den Augusttagen durch die Straßen von Mainz schritt, als wollte die festlich gestimmte Volksmenge, als wollten insbesondere die Tausende katholischer Männer der Arbeit dem Toten Sühne leisten für das, was an dem Lebenden von anderer Seite gesündigt worden war.

Markus, der Tor / Roman von Josef Gangl

(Fortsetzung.) Der Hans Baldringer verfiel in ein tiefes Nachdenken, als ihm der Markus den letzten Rat des seligen Ströllamp wissen ließ.

‚Wenn dir das ein anderer eingegeben hätt', so tät' ich dagegen streiten,‘ sagte er dann; ‚aber der Ströllamp hat weiter gesehen, als ich sehen kann.‘

Die Frau Nanni freute sich über jenen Rat, weil er ihr ja die Gewähr gab, daß der Markus die Benna nicht allzu früh wieder heimbringen würde. Ihren meisten Kummer hatte jetzt die gute Frau deshalb, weil die zwei jungen Leute gar so bettelhaft einfach reisen wollten.

Zu dem Begräbnisse des alten Ströllamp gingen die beiden nicht, denn der Markus meinte, daß Gwening bei ihrem Anblicke einen neuerlichen Ärger bekommen könnte. Sie waren schon den zweiten Tag auf der Wanderschaft, als man ihren guten Freund neben dem Antoniuskirchlein in die Erde legte, und aus dem Baldringerhof war nur der alte Hans zu der stillen Feier hinaufgestiegen. Als Markus und Benna ihre Heimat verließen, weissagte es ihnen Frau Anna weinend und händeringend, daß man sie so, wie sie jetzt aussahen, nicht weit gehen lassen würde, ohne sie des Landstreichens zu bezichtigen. Sie kamen jedoch weder sich selbst noch einander in ihren reingewaschenen leinenen Werktagskleidern unschön vor und waren es auch nicht. Der Hans Baldringer glaubte, daß sie für die Reise noch viel zu gut angezogen wären. Gutes Gewand und Weißwäsche trugen der Markus in einem Rucksacke und die Benna in einem Wanderpacke mit. Der junge Mann hatte überdies noch einen Lederranzen angehängt, welchen größtenteils Eßwaren ausfüllten.

In einem Abteilchen des Ranzens befanden sich die auf das Erbe bezüglichen Schriften und ein größerer Geldbetrag, den sich Markus deshalb von seiner reichen Muhme borgen ließ, weil er sein Ausbleiben nicht anders als auf eigene Kosten verlängern wollte. Die Erbschaft des Schwemeiß wollte er zu seinem eigenen Auskommen nicht einmal um etwas verringern, das den Wert einer dürren Brotkrumme hatte. Der Frau Nanni hoffte er das Geld ordentlich zurückzahlen zu können. Er nannte jetzt keinen Heller sein und hielt sich doch seiner Kraft wegen für reich. Von seinem Oheim hätte er freilich lieber etwas entlehnt als von der Muhme, der gute Hans war jedoch gerade weit minder bei barem Gelde als die Frau Nanni, die auch der Benna ein hübsch gefülltes Geldtäschchen mitgab. Neben dem Bache gingen sie aus ihrer Heimat fort. In dem Bereiche ihrer Berge redeten sie mit einem jeden, der an diesem Sonntagsmorgen gegen das Tal hin auf dem Kirchgange war, denn sie kannten hier alle Leute so gut, daß es keinem genügt hätte, wenn sie grüßend an ihm vorübergegangen wären.

Auf dem Hügellande, das in schönen Bodenwellen zur Ebene niederzieht, mußten sie bei niemandem mehr stehenbleiben, und auf dem flachen Lande sahen sie zunächst keinen Menschen, der ihren Gruß erwartet hätte. Zwischen zwei einschichtigen Wirtshäusern setzten sie sich an der vielbelebten Landstraße zur Mittagsrast hin.

Sie aßen von den guten Sachen, die Markus im Ranzen trug, und tranken bei einem Brunnenröhrlein, das in den Straßengraben mündete. Am Abende gingen sie in das beste Gasthaus einer Landstadt, und Markus fragte, ob man ihnen hier zwei Baderäume und zwei reinliche Schlafstuben zur Verfügung stellen könnte. Der Türhüter des Hauses, an den sie sich gewendet hatten, sah ihnen um ein Unvernünftiges länger auf das Gewand als in die Augen und hielt sie dann für zu minder, als daß er ihnen schöne Zimmer hätte anweisen mögen. Die jungen Leute hatten an seinen Blicken sogleich genug und warteten nicht, bis er auch noch etwas sagte. Sie kehrten sich fast allzugleich von ihm ab und tummelten sich aus dem Hause. Als Benna über die Türschwelle auf den Bürgersteig trat, streifte sie unwillkürlich ihre Schuhsohlen an einem Pflastersteine ab. Dabei erklärte sie:

‚Ich will lieber auf freiem Feld' übernachten, als ich mich noch einmal von solchen Blicken ausschänden laß.'

Markus entgegnete: ‚Er hat sich mit diesen Blicken eigentlich nur selbst ausgeschänd't. Ich hätt' ihm das auch gern begreiflich gemacht, hab' aber gemerkt, daß mich das bei seiner Dummheit zuviel Zeit gekostet hätt'. Jetzt werden wir halt auf viele Gefahr hin neuerlich so eine Anfrag' wagen.'

Sie kamen vor das Tor eines anderen Wirtshauses. Der junge Mann wollte eintreten, aber Benna hielt ihn am Rockärmel zurück. ‚Wagen wir's lieber doch nicht, es ist mir zu peinlich,' sagte sie. Da schalt der Markus seine Base aus: ‚Du schämst dich schon für dein einfaches Kleid; durch so einen dummen Kerl läßt du dich zu dieser Scham bringen. Schäm' dich!'

Benna sah errötend zu Boden und erwiderte dabei: ‚Ich will ja für mein Kleid leiden, aber nur heute mag ich mich keiner Roheit mehr aussetzen. Ich bin müd'. Komm', wir werden dort hinter der Stadt in dem Walde übernachten.'

‚Ist mir auch recht,' brummte er. ‚Ersparen wir das Schlafgeld.' Sie schleppten sich mit ihrem schweren Gepäcke bei beginnender Nacht durch die beleuchteten Gassen der Stadt an vielen stolz spazierenden, modern geputzten Leuten vorbei. Wenn hier Benna emporsah, fühlte sie sich fast immer von irgend einem Blicke oder einem Lächeln beschämt, und Markus, der den Kopf hoch trug, wurde ein über das anderemal hell entrüstet.

‚Diese modernen Wilden sind doch noch weit ungebildeter, gemeiner und grausamer, als ich sie mir vorgestellt hab',‘ sagte er einmal sehr laut, damit es viele vernehmen sollten. Die ihn hörten, fühlten sich aber viel zu vornehm, als daß sie ihm etwas antworten wollten. Sie belächelten ihn nur und machten sich damit allerdings einer niederträchtigen Grausamkeit schuldig, denn er hätte sich viel lieber schlagen als so belächeln lassen. Die zwei jungen Leute seufzten ordentlich auf, als sie aus dem Lampenlichte in das Sternenlicht hinauskamen. Eine Weile gingen sie neben einem breiten Wasser, das still und dunkel dahinwogte; dann erreichten sie eine waldige Au. Mitten in einer Gruppe junger Buchen ließen sie sich nieder. Markus nahm das große weiße Säetuch, das den Wanderpack der Benna umhüllt hatte, und machte ihr ein kleines Zelt. Sie schlief im Verlaufe einiger Stunden manchmal eine Weile, er saß vor dem Zelte und wachte. Die Gegend mutete ihn nicht darnach an, daß er auch hätte einschlafen mögen. Als Benna beim Morgengrauen noch einmal einschlummerte, nahm er in dem Flusse ein Bad, und während ein Nebelschwaden, der über die östlichen Teile der Ebene hinzog, zu flüssigem Feuer zu werden schien, traten die zwei Menschen wiederum ihre Wanderung an.

Aus der großen Au gelangten sie in eine Landschaft, die dem Auge kaum merklich gegen einen mächtigen Strom hin abfiel und so vielfältig belebt war, daß ihnen hier förmlich ein Eindruck den anderen jagte. Je bunter der Verkehr wurde, der an ihnen auf der Landstraße vorbeikam, um desto seltener wurden sie angesehen, und das war ihnen nun auch nicht recht. ‚Die Menschen sollten doch viel gleichmäßiger über die Erde hin verteilt sein,‘ meinte Markus. ‚Wenn sie einander so wenig rar sind wie hier, da werden wohl gerade deshalb keine recht raren gedeihen.‘

Ihr Mittagsmahl aßen sie wie gestern neben einem Brunnen am Straßenrande. Sie hatten sich eben erst niedergesetzt, als jenseits des schön ausgemauerten Brunnenbeckens zwei Burschen und zwei Mädchen Platz nahmen.

Zwei Mitglieder der kleinen Gesellschaft waren schon richtig in ihrem Lebensmaien. Der Jüngling blühte freilich nicht, wie sich das in seinem jetzigen Alter gehört hätte; aus seinen großen dunklen Augen sprach anstatt einer Lebenslust eine völlige Hoffnungslosigkeit, sein ebenmäßiges Gesicht höhlte sich dort, wo es Backen haben sollte, und seinen überschlanken Gliedern schien sogar der schlissige graue Anzug, in dem sie steckten, zu schwer zu sein. Neben diesem Burschen sah das Mädchen sozusagen wie der menschgewordene Frühling aus, aber insoferne wie der Frühling an einem Regentage, weil es das liebreizende, blauäugige Gesichtchen vom Weinen entstellt hatte. Die zwei anderen befanden sich ungefähr am

Ende ihrer Kinderzeit. Der Knabe war prall, gelenkig und braun, das Mädchen lang aufgeschossen, schlaff und blaß. Diese vier jungen Leute hatten gar mühselig eine kleine Wanderfuhr bis in die Nähe des Brunnens geschoben: ein Zugwägelchen, das mit Möbelstücken und Binkeln hoch bepackt war. Das blauäugige Mädchen zerschnitt nun einen kleinen Brotlaib in vier ungleiche Teile, von denen sie die zwei größten den Kindern gab. Der braune Junge wollte trinken, ehe er einen Bissen nahm; er legte sich neben dem Quellenbecken auf den Bauch und näherte seinen Mund dem Wasser. Da riß ihn aber der Jüngling an den Füßen zurück und sagte: ‚So trinkt das Vieh, aber nicht der Mensch! Wart', bis dir die Pepi den Becher gibt!' Markus spülte rasch sein Trinkglas aus und hielt es dem Knaben hin, der auch schnell darnach griff, der Jüngling entriß es ihm jedoch sogleich und gab es dem Baldringer zurück. ‚Ich danke Ihnen höflichst! Wir haben Trinkgeschirr mit!' sagte der junge Mensch, ohne daß er dabei auch nur ein bißchen freundlich gelächelt hätte. Dann kehrte er den Baldringern den Rücken zu.

Den Markus beleidigte diese Abweisung weniger, als sie ihm leid tat. Er verzweifelte daran, daß die Neugier, welche diese Auswanderer in ihm erweckten, auch nur halbwegs gestillt werden würde. Der Benna wären die vier jungen Leute bisher gleichgültig geblieben, wenn sie nicht das erraten hätte, was nun in ihrem Vetter zuging. Sie bemitleidete ihn gebührlich und wollte ihn trösten. ‚Wenn du auch noch öfters so abgeblitzt wirst, das schadet dir nichts!' flüsterte sie lächelnd. ‚Du wirst deswegen doch kein Menschenfeind.'

Markus lächelte ein wenig und zuckte die Achseln, dann sah er gleich wieder verstohlen nach der Schönen hinüber, die sich soeben rasch erhob. Sie lief zu dem Wägelchen und wollte von dem Gipfel der Ladung eine große Holzschachtel, in der sich das Trinkgeschirr befand, herunterheben. Das gelang ihr aber nicht sogleich, und während sie an der Fracht herumarbeitete, kam das Wägelchen ins Rollen. Nun war sie aber nicht stark genug, um die kleinen Räder zum Stehen zu bringen, so daß der Jüngling und der braune Bub' ihr zu Hilfe eilen mußten; aber Markus kam den beiden zuvor und zog das Gefährt dorthin, wo es früher gestanden hatte. Er hoffte auf ein liebes Wort, aber die Schöne dankte ihm nur mit einem Neigen des Hauptes und sah ihn dabei fast gar nicht an, und der stolze Jüngling sagte in einem matten Tone nichts als: ‚Sie sind zu gefällig'. Markus wußte nichts zu erwidern. Er ging zu seinem Platze zurück, sah in seiner Hilfeleistung eine lächerliche Aufdringlichkeit, und Benna bedauerte ihn noch mehr als zuvor.

‚Einen dritten Annäherungsversuch mach' ich da nicht mehr,' sagte er leise zu ihr.

Gleich nachher bemerkten es die Baldringer, daß die vier Menschen von dem Herannahen eines großen Schlächterwagens in Unruhe versetzt wurden.

Von diesem Fahrzeuge, das schnell und lärmvoll herbeikam und vor dem Brunnen anhielt, stiegen eine trotz ihrer Wohlbeleibtheit sehr leicht bewegliche Frau und ein junger derber Fleischerknecht herab.

Die Frau trat vor die jungen Leute hin, verschränkte die gewaltigen Arme über der Brust und rief: ‚Mir scheint gar, die Herrschaft staunt? Ist's denn nicht selbstverständlich, daß ich Ihnen nachfahr', wenn Sie verreisen, ohne von mir Abschied genommen zu haben?' Der Jüngling war aufgestanden; er zitterte merklich am ganzen Leibe und stützte sich auf das schöne Mädchen, dem eine Schamröte auf den Wangen glühte.

‚Wir waren doch gestern in Ihrem Selcherladen und haben Ihrem Manne gesagt, daß wir die elf Gulden, welche wir Ihnen schuldig sind, in kleinen Teilbeträgen abzahlen wollen. Und er war einverstanden.'

‚Fragen Sie ihn, ob er jetzt noch einverstanden ist!' rief die Frau. ‚Der hat sein'n Rüffler kriegt, wie er mir heut früh g'sagt hat: „Die Biegenwül-Geschwister sind schon fort." Aber jetzt wollen wir uns da gegenseitig nicht aufhalten. Ich weiß, daß Sie die elf Gulden nicht bei sich haben. So geben's mir halt Ihre Doktorbücheln.'

‚Welche Bücher?' fragte der junge Mensch.

‚Die Bücheln, die's in der Universität gebraucht haben, wie Sie noch haben Doktor werden wollen. Jetzt kommt meine Älteste, die Adelheit auf die Universität und wird Frauendoktorin. Da brauchen wir die Bücheln. Sie haben's noch alle, dort in dem Kistl sind's drinn und ich hab' da einen Zettel, auf den die Adelheid alle aufg'schrieben hat, die sie haben muß.'

‚Diese Bücher sind ja mehr als dreimal elf Gulden wert!' rief der Jüngling. ‚Und ich brauche sie!'

‚Nein, Herr Biegenwül, Sie brauchen's nimmer!' sagte die Frau. ‚Sie werden nimmer so reich, daß Sie in die Universität zurück können und auch nimmer so g'sund. Das letztere sieht man Ihnen an, wenn man auch kein Doktor ist. Es ist ja traurig. Sie tun mir auch leid, weil ich weiß, daß Sie nicht durch einen schlechten Lebenswandel so herabgekommen sind, sondern durch das Verschulden Ihrer Eltern, die halt durchaus einen Doktor haben wollten. Sie hätten bei Ihrer Armut zu ein'm Selcher in die Lehr' gehört, dort hätten Sie sich ausg'füttert und wären ein Mensch worden, der sich heut sehen lassen könnt'. Ich hab auch seinerzeit Ihrer seligen Frau Mutter den betreffenden Rat geben. Aber da war sie nobel beleidigt. Jetzt büßen Sie und Ihre Geschwister für die Nobleß. Aber geben's die Bücheln her, damit wir endlich auseinander kommen. Unverrichteter Sach' fahr' ich nicht z'rück — so was

gibt's bei mir nicht. Wenn Sie mir die Bücheln nicht gutwillig geben, fahr' ich halt mit Ihnen bis ins nächste Stadtl und mach Ihnen dort vor alle Leut und vor der Obrigkeit ein'n Skandal. Aber darauf werden Sie's nicht ankommen lassen, denn Sie haben ja eine Scham.'

Während sie schrie, hatte der Jüngling wie einer, der sich im Bewußtsein einer völligen Hilflosigkeit in alles ergeben will, zum Boden niedergesehen und seine Geschwister richteten indessen ihre Blicke fast immerwährend derart auf ihn, als ob sie befürchteten, daß er sogleich umfallen könnte.

Nun sah er seine älteste Schwester an und sagte leise: ‚Wir wollen der Frau die Bücher geben, Pepi.' Das Mädchen nickte. ‚Ja, Leopold, du hast recht.'

Sie gingen einander an den Händen haltend zu dem Wägelchen hin und die zwei Jüngeren folgten ihnen. Da stand nun plötzlich Markus vor den armen jungen Leuten und sah den Leopold und die Pepi so bittend an, als es ihm möglich war. ‚Erlauben Sie es mir, daß ich diese Frau bezahl?' sagte er. Sie betrachteten ihn staunend und forschend.

‚Das kann ich nicht annehmen!' erklärte der Jüngling; dann setzte er hinzu: ‚Ich merke, daß Sie ein gutes Herz haben, aber Sie sollten Leuten, die Ihnen fremd sind, kein solches Angebot machen. So etwas ist unvorsichtig und schickt sich nicht. Seien Sie übrigens nicht bös, weil ich Ihnen diesen Verweis gebe.'

‚Ich nehme den Verweis nicht an!' entgegnete Markus. ‚Sie halten etwas für schicklich, was einfach niederträchtig wär'. Ja, es wär' niederträchtig, wenn ich Sie nun von dieser Frau ausbeuten ließ.'

Der andere schüttelte den Kopf. ‚Sie vergessen, daß man den Stolz mancher Leute verletzt, wenn man ihnen hilft.'

Markus antwortete lächelnd: ‚Ein solcher Stolz ist meistens etwas Grundloses, er fällt denn auch meistens zwischen Menschen weg, die einander richtig erkennen. Jetzt errette ich Ihnen die Bücher. Wenn Sie das auch jetzt für unschicklich halten, so wird es Ihnen, wie ich hoffe, doch später recht werden.'

Die Selchermeisterin hatte dem Gespräche der beiden zugehört und fragte jetzt den Markus: ‚Was geht Sie unser Handel an?'

‚Das ist kein Handel,' erwiderte Markus. ‚Das ist ein Überfall, dem ich als Christ begegnen muß. Sie wissen, daß diese Menschen hier zu gut sind, um sich gegen Sie gehörig wehren zu können. Sie wissen auch genau, was diese Bücher wert sind und haben unter dem Vorwand der kleinen Schuld eine hübsche Beute machen wollen. Ich stell' Ihnen jetzt eine Wahl frei. Sie nehmen entweder die elf Gulden oder ich geh'

Matthias Grünewald/Kreuzigung.

mit Ihnen bis zum nächstbesten Gericht und wir tragen dort die Sach' mehr nach Rechtem als nach Gutem aus.'

Die Selchermeisterin hatte den Baldringer immerzu angesehen und es wurde ihr noch mehr aus seinen Mienen als aus seinen Worten klar, daß sie nur mehr zu ihrer Schande mit ihm streiten könnte. Sie bekam bei dieser Beobachtung eine große Wut, stellte sich aber doch so, als ob sie sich mit Grund beleidigt fühlte und rief: ‚Elf Gulden wollen Sie mir geben? Von der Fahrt, die ich mit zwei Roß daher gemacht hab' und die mich, meine Zeitversäumnis gering berechnet, zehn Gulden kost't, reden Sie gar nichts? Und dabei tun Sie noch so, als ob Sie Gott weiß wie gerecht wären?'

Markus mußte lächeln. ‚Ich hab' mich nicht daran zu glauben unterstanden, daß Sie diese Mehrforderung stellen könnten. Seien Sie halt nicht bös, weil ich Sie nun doch für zu gut gehalten hab'.'

Er gab ihr nun einundzwanzig Gulden, sie nahm das Geld und klagte dabei: ‚Sicherlich dreißigmal hab' ich dieser Herrschaft das Leben g'rett't, indem ich ihr borgt hab'. Für solche Werk' sollt einem, so lang man lebt, ohne End' gedankt werden. Und dann sind Schimpf und Spott der Dank dafür.'

Es quollen ihr nun gar Tränen auf. Weinend fuhr sie auf ihrem Wagen davon und fühlte sich tatsächlich betrogen, weil sie die Bücher nicht bekam, welche sie auf ungefähr vierzig Gulden geschätzt hatte.

Der Jüngling war nun von seiner Aufregung völlig erschöpft. Markus und das schöne Mädchen führten ihn dorthin zurück, wo er früher gesessen hatte. Auf dem kurzen Wege sah die Schöne den Baldringer so freundlich und dankbar an, daß es ihm ganz eigen warm und hold zumute ward.

‚Sie haben recht gehabt,' sagte sie dabei. ‚Ich glaub', mein Bruder könnt auf dem Lande draußen gar nicht leben, wenn er seine Bücher nicht hätt'.'

‚Wohin übersiedeln Sie denn?' fragte Markus. ‚In ein fürchterlich abscheuliches Dorf, das von hier ungefähr vier Stunden weit, dort an den westlichen Weinbergen liegt,' antwortete der Jüngling. ‚Aber gestatten Sie mir vor allem, daß ich Ihnen unsere Namen nenne. Ich heiße Leopold Biegenwül. Das ist Pepi, meine ältere, das Tonerl, meine jüngere Schwester, und das unser Bruder, der Gustl.' Markus nannte seinen Namen und denjenigen seiner Base, die aufstand und herüberkam. Nachdem nun auch ein gegenseitiges Händereichen erledigt war, veranstaltete Benna ein gemeinschaftliches Mittagessen, bei dem sie durchaus geschickt die Wirtin machte.

Leopold Biegenwül sah sich nun zu Eröffnungen verpflichtet, die er

während des Essens begann. ‚Die Selchersfrau hat unsere Eltern verdammt und ich war aus Erregung unfähig, ihr zu antworten,‘ sagte er. ‚Unser Vater war ein kleiner Beamter, aber sein Einkommen genügte uns. Wir brachten uns sogar noch mittelst der Witwenpension unserer Mutter leidlich durch. Wenn die Mutter nur zwei Jahre länger gelebt hätte, so wär' ich im heurigen Sommer promoviert worden. Als die Gute starb, verdingte ich mich an etlichen Stellen als Instruktor und Pepi stickte und nähte schier in aller Zeit, die ihr die Hausarbeit übrig ließ, für die Leute. Wir hofften, daß ich's auch bei unserem gemeinschaftlichen Verdienen zum Doktor bringen könnte. Aber dann wurde mir das Stundengeben und Studieren zu stark. Ich wurde krank — nur etwas blutarm zuerst, aber da hielten mich die Leute für schwindsüchtig und ich durfte nicht mehr in die Häuser gehen, in denen ich etwas verdient hatte. Dann verschlimmerte sich ein kleiner Herzfehler, den ich schon seit früher hatte, immer mehr und mehr. Die gute Pepi plagte sich fürchterlich für uns, während ich im Bette liegen mußte. Ich dank ihr's auch, daß ich wieder auf die Beine kam, ja und auch der Gustl hat erstaunlich geholfen und sogar die Tonerl. Aber verdienen konnte ich doch nicht gleich wieder, und dann war unser Bleiben in der Heimat auf einmal aus, weil wir keine Wohnung mehr bezahlen konnten. Wir haben da draußen in dem Dorfe eine alte Verwandte. Die ist zwar auch arm, hat aber doch ihr eigenes Häuschen und wird uns einen zwar kostenlosen und freilich nicht schönen Unterstand gewähren.‘

‚Und wovon wollen Sie in dem Dorfe leben?‘ fragte Markus.

Biegenwül zuckte zuerst die Achseln, dann sagte er: ‚Meine Geschwister wollen dort, um uns durchzubringen, bei den Bauern arbeiten. Sie werden dabei freilich fortwährend viel unglücklicher sein, als sie es daheim in den ärgsten Stunden waren. Das wird für mich ein schweres Zusehen, und schon allein deshalb ist es ausgeschlossen, daß sich dort draußen meine Gesundheit bessern kann. Ich werde meine Heimat nicht mehr sehen.‘ Er sah jetzt zur Erde, weil er sich der Tränen schämte, die ihm plötzlich aus den Augen stürzten.

Die Pepi sah den Markus mit einem jammerstarren Blicke an und sagte: ‚Ich kann ihn nicht trösten.‘

Der Gustl gab nun dem Markus einen vertraulichen Seitenstoß. ‚Die will ihn trösten, wo man ihr's doch ansieht, daß sie auch lieber in den Tod als da hinausging,‘ sagte er. ‚Wo's so weit ist wie bei uns, da hört sich überhaupt der Trost auf. Sehen's, und es hat gar nicht viel darauf g'fehlt, daß wir g'rett't gewesen wären. Wenn wir uns nur noch etliche Wochen hätten daheim erhalten können, dann hätt' mich ein Kunstschlosser in die Lehr' genommen und die Tonerl wär' bei

einer feinen Dam', die jetzt in der Sommerfrische ist, unterkommen. Und jetzt kann ich mit mein'm Talent Viehhirt werden und die Tonerl anstatt einer Kammerzof' eine Stalldirn. Just um so eine kurze Zeit hätt' sich's gehandelt, dann wären der Pepi die zwei besten Fresser von der Schüssel gegangen. Den Leopold hätt' sie hernach schon aufgepäppelt. Aber g'rad jetzt muß uns die boshaft' Not aus unserer Heimat vertreiben, g'rad jetzt!'

Gustl bildete sich trotz seines Unglückes recht merklich etwas darauf ein, daß er schon so altklug reden konnte.

In Markus war nun kein größeres Verlangen als dasjenige, diese Menschen glücklich machen zu können. Er hielt es für unmöglich, daß er noch einmal eine mächtigere Lust zum Beglücken fühlen könnte als diese jetzige, die, wie es ihm schien, zu gleichem Maße aus seiner Barmherzigkeit und aus der Zuneigung entsprang, welche er für diese Menschen und hauptsächlich für Pepi empfand. ‚Wieviel tätet ihr denn in euerer Heimat bis zu jener Zeit brauchen, in welcher du in die Schlosserlehr' und die Tonerl zu der feinen Dam' gehen könntet?' fragte er den Gustl.

Da leuchtete dem Jungen auch schon das ganze Gesicht. ‚Sagen wir halt achtzig Gulden!' antwortete er offen und ehrlich.

‚Sagen wir hundert!' rief Markus. Dann wandte er sich an die zwei älteren Geschwister, die ihn mit weit offenen Augen, förmlich wie einen vom Himmel steigenden Engel, ansahen. ‚Sie müssen das Geld von mir annehmen!' sagte er fast befehlend. ‚Und Sie dürfen mir nicht danken, bevor man nicht weiß, ob ich Ihnen auch richtig geholfen hab'. So. Jetzt kehren wir das Wagerl um und fahren in euere Heimat.'

Leopold steckte das Geld, welches ihm Markus gab, mit zitternden Fingern behutsam ein. ‚Ich war noch niemals so glücklich wie jetzt,' stammelte er. ‚Ich bin zum Sterben ausgefahren. Weil Sie aber unser Wägelchen umkehren, werde ich wieder leben.' Vorläufig schwächte ihn sein Glück allerdings mehr, als es ihn belebte. Er stand nun zwar zugleich mit den anderen auf, aber dann torkelte er wie ein Betrunkener. Seine Betäubung verminderte sich, als ihn Markus und Pepi derart aufrecht hielten, daß er ein Weilchen fast ganz der Mühe des Stehens überhoben war. Dann führten sie ihn zu dem Wägelchen. Pepi sah dabei den Markus wieder lange an. In ihrem Gesichte war der Ausdruck einer großen Bewunderung und einer fast leidenschaftlichen Dankbarkeit. Und Markus staunte ihre Schönheit an, die ihm nun glanzvoll verändert erschien.

Unterdessen trug Benna den Wanderpack und den Ranzen zu dem Wägelchen. Die zwei jüngeren Geschwister Leopolds bemerkten dessen Schwächeanfall nicht, denn Gustl zwang nun gerade die Toni dazu, daß

sie mit ihm den Brunnen umtanzen mußte. Als aber der Markus die Wagendeichsel ergriff, um sie gegen die Stadt hinzukehren, eilten sie herbei und schoben kräftig an. Ehe nun die Reise begann, wurde auf der Fuhre noch Platz für den Leopold und für die Gepäckstücke der Baldringer geschaffen.

Leopold behauptete freilich, daß er jetzt schon wieder zum Gehen und sogar zu einigem Anschieben kräftig genug sei. Markus setzte ihn, ohne dabei etwas zu reden, auf das Wägelchen, dann ging die Fahrt los.

Die Deichsel lenkten Gustl und Toni. Benna und Pepi waren an der rechten Wagenseite und Markus schob an der linken Hinterkipf. Allzustark plagte sich keines von ihnen. Die zwei Kinder sangen das Wienerlied ‚Es wird ja alles wieder gut', und als sie eben damit fertig waren, gab es der Benna einen förmlichen Riß, denn knapp vor ihr war nun plötzlich Herr Egid Liebrich von einem schönen Automobile auf die Straße gehüpft.

Die Baldringerin verbarg die Freude nicht, welche sich bei dem Anschauen des schönen Mannes in ihren Mienen zeigte, denn sie hielt ein solches Verhehlen für eine törichte Falschheit.

Egid verhehlte nun auch das Siegesbewußtsein nicht, welches er gleich empfand, als er ihre Freude sah, und betrachtete sie mit einer Innigkeit, vor welcher sie erröten mußte. Die Hand, welche sie ihm gab, wollte er noch feueriger küssen als damals auf dem Baldringerhofe. Benna war auf die Zärtlichkeit bedacht und erwehrte sich ihrer flink. ‚Den Brauch mach' ich nicht mit,' sagte sie.

‚Das hätt' ich mir denken können,' erwiderte er, und hernach gab er in einem sehr herzlichen und demütigen Tone, der freilich geheuchelt war, die Versicherung: ‚Ich will wahrhaftig nichts mehr tun, was Ihnen nicht recht ist.' Er hatte es im Sinne, die Benna sehr bald zu gewinnen, und das schien ihm nicht anders als durch manchen Heuchel möglich.

Sie staunte nun zwar ein wenig, glaubte aber dennoch daran, daß ihn die Liebe, welche er für sie empfand, wahrhaft gefügig machte. Überdies staunte sie auch freudig über seinen Anzug, welcher sie nicht daran zweifeln ließ, daß er eigens um ihres Beifalles halber gemacht worden sei, denn er bestand aus grober weißer Leinwand und glich im Schnitte demjenigen des Markus. Nebenbei dachte sie: ‚Dem hat's meine Mutter geschrieben, daß wir auf der Reise sind, und deswegen ist er uns entgegengefahren.'

Die Reisegefährten Bennas ließen nun das Wägelchen stehen, Markus trat zu Egid, schüttelte ihm die Hand und fragte lächelnd: ‚Ist das ein zufälliges Zusammentreffen?'

Der Baldringer hielt es ebenso wie die Benna für sicher, daß Egid nicht zufällig hierherkam, und sie waren nun beide neugierig, ob er ihnen die Wahrheit vorenthalten würde.

Egid hatte tatsächlich ein Schreiben der Frau Nanni empfangen, aus welchem er es ersah, daß die zwei jungen Leute seit gestern morgens auf dem Wege waren.

‚Sicherlich befinden sich diese guten und leider doch so eigenwilligen Kinder bald in einem Zustande, der es ihnen wünschenswert macht, mitleidsvoll von der Straße aufgelesen zu werden,‘ so hieß es zwischen anderem in diesem Briefe. ‚Trotzdem wage ich es nicht, Ihnen, mein verehrter junger Freund, einen Vorschlag zu machen, für dessen Befolgung Sie vielleicht nicht gebührend genug bedankt werden könnten. Für den Fall, daß Sie sich nicht davon zu enthalten vermöchten, die Kinder auf dem Wege zu suchen, stelle ich es Ihnen frei, die beiden von diesem meinem Briefe in Kenntnis zu setzen. Lieber wäre es mir freilich, wenn mein Kind daran glauben könnte, daß Sie ihm, von einer Ahnung getrieben, entgegengefahren sind.‘

Egid hätte nun die beiden auch gerne an diese Ahnung glauben gemacht, aber das schien ihm nicht so leicht möglich wie der Frau Nanni, welche gleich mancher anderen Mutter ihr Kind für gar zu kindisch hielt. Jedenfalls wollte er seine alte Vertraute nicht so ohne weiteres verraten. ‚Sie fragen diesmal gar nicht wie ein richtiger Baldringer,‘ antwortete er dem Markus. ‚Ein Christ Ihres Ranges glaubt ja doch an keinen Zufall?‘

‚Ich dank' für die Lehr',‘ sagte Markus in einem Tone halb gutmütiger und halb spöttischer Ergebenheit. Dann fügte er hinzu: ‚Sie mahnen mich freilich zu etwas, das Sie als ein Christ Ihres Ranges für nicht gescheit halten. Und deshalb ist Ihre Lehr so höhnisch, daß ich eigentlich nicht dafür danken sollt'.‘

Egid nahm eine ernste Miene an und erwiderte: ‚Wenn man so wie ich Menschen lieben muß, an denen man zuerst besonders gerne seinen Hohn geübt hat, so vergeht einem die Lust zum Höhnen, und man muß hernach zu seiner Strafe und auch zu seiner Erhebung mehr an ein göttliches Walten als an den Zufall glauben.‘

Markus und Benna dachten nun gar nicht daran, daß Egid diesen Ausspruch völlig unaufrichtigen Herzens tun könnte. Sie waren freudig überrascht und gerührt, und er lachte sozusagen innerlich und fühlte sich dessen mit Stolz bewußt, daß ihm durch die leidenschaftliche Liebe, welche er für Benna empfand, und durch die Neigung, welche ihn zu Markus zog, an seinen Grundsätzen nichts geschehen war.

Ehe ihm nun die Baldringer antworten konnten, wurde er von einem alten Holzfuhrmanne ausgescholten, weil das Automobil fast mitten auf dem Wege stand.

‚Wir fahren ja gleich wieder,‘ sagte Egid zu dem Manne, und dann

bat er die Baldringer: ‚Verabschieden Sie sich von Ihrer Reisegesellschaft und besteigen Sie den Wagen.‘ Er hielt es für unzweifelhaft, daß die beiden zu den vier Geschwistern keine näheren Beziehungen hatten.

Sie schüttelten allzugleich die Köpfe, und Markus antwortete: ‚Das tun wir nicht. Wir verlassen unsere Fahrtgenossen erst auf ihrem Wegziele.‘

‚Sie möchten uns ein gar zu großes Opfer bringen!‘ rief Leopold und wollte dabei eilfertig von dem Wägelchen herabsteigen.

Markus zwang ihn aber zum Sitzenbleiben. ‚Wir hätten auf dem schönen Wagen eine traurige Fahrt, wenn Sie nun wieder gehen müßten,‘ sagte er und stellte sich wieder an die linke Seite des Wägelchens.

‚Markus hat recht,‘ bestätigte Benna und machte sich auch wieder zum Anschieben bereit. Dabei mißfiel es den zweien, daß Egid jetzt wie völlig ratlos aussah, wo er, wie sie meinten, nun schon recht eifrig zu einem Antrage bereit sein sollte, der ihnen als etwas ganz Selbstverständliches erschien. Sie glaubten nämlich fest daran, daß sein Wagen groß und stark genug sei, um sie alle aufnehmen und um noch überdies das Wägelchen erschleppen zu können. Egid erriet dasjenige, was sie dachten, ziemlich genau und sah sich deshalb zu einem sehr schweren und schnellen Entschlusse gezwungen.

Der überaus eitle Mensch fürchtete den Leutespott schier maßlos. Er glaubte wahrhaft an die Möglichkeit, daß ihn die Scham besinnungslos machen könnte, falls er mit diesen anderen derart durch die Stadt fuhr, wie das die Baldringer für recht hielten. Aber er wollte doch lieber vieles leiden als lange um Benna werben, und deshalb rief er: ‚Ich kann doch Sie alle und auch Ihr Gepäck fahren!‘

Da waren nun die zwei Baldringer von Egids Wesen schon wieder ehrlich befriedigt, und Markus sagte: ‚Wir freuen uns, weil Ihnen das eingefallen ist.‘

Egid setzte eine gekränkte Miene auf. ‚Haben Sie denn bereits gemeint, daß mir das nicht einfallen könnte?‘ fragte er. ‚Oder meinten Sie vielleicht gar, daß ich mich so stellen könnte, als ob es mir nicht einfiele?‘

Markus nickte lächelnd und machte das Geständnis: ‚Ich hab' allerdings an das alles gedacht, aber daran geglaubt hab' ich doch nicht.‘ Dann ergriff er die Hand Egids und sagte: ‚Nicht wahr, wir wollen uns künftighin mehr vom Argwohn hüten und wollen einander nicht mehr gar zu scharf beobachten?‘

Ehe Egid antworten konnte, nahm auch Benna seine Hand und bedeutete es ihm mit ihrem Mienenspiele, daß auch sie fester als wie bisher an ihn glauben wollte.

Er fühlte sich von der Vertrauensseligkeit der beiden gerührt, obwohl

es ihm nebenbei wegen der bevorstehenden Fahrt überaus mißlich zumute war. ‚Ich habe Sie beide niemals argwöhnisch oder scharf, sondern immer ganz anders betrachtet,‘ antwortete er in einem innigen Tone, den er trotz der unangenehmen Stimmung fast gar nicht heucheln mußte.

Markus lief nun zu Leopold, hob ihn von dem elenden Sitze auf und brachte ihn auf das Automobil. Dann hängte er dem feinen Fahrzeuge das Wägelchen hinten an und bat den Egid, daß er diesmal ganz langsam fahren möge. Egid sagte ihm das zu und lud die Geschwister Leopolds recht artig zum Aufsitzen ein. Die Dreie hatten während der letzten Vorgänge ganz stille auf das gewartet, was über sie verfügt werden würde und folgten der Einladung sogleich mit sichtlichem Vergnügen. Sie fanden wirklich alle auf dem großen Wagen Platz. Auf dem Lenksitze saß nur Egid.

Gesprochen wurde auf dieser Fahrt sehr wenig, weil diese Fahrgäste eine Unterhaltung, an welcher sich Egid nicht beteiligen konnte, für etwas unschicklich hielten.

Markus gab allerdings dem Leopold und der Pepi über seine Herkunft und über den Zweck seiner Reise einige Aufschlüsse, die er den beiden schuldig zu sein glaubte.

Auf das hin, was die zwei Geschwister nun schon mit ihm erlebt hatten, nahm es sie gar nicht mehr wunder, daß er die große Erbschaft nicht behalten wollte. Sie gaben ihm recht, aber dabei wußten sie es freilich ganz sicher, daß sie nicht so wie er handeln würden, wenn ihnen das Glück auch eine solche Erbschaft beschert hätte.

Am späten Nachmittage kam das Fuhrwerk zu der Zollgrenze der großen Stadt und Egid fragte, wo die vier Geschwister absteigen wollten.

‚In dem Vororte Schiefring,‘ sagte Leopold. ‚Dort haben wir bisher gewohnt, und dort werden wir auch trotz der jetzigen furchtbaren Kleinwohnungsnot eine passende Unterkunft finden.‘

Schiefring lag von da, wo sie nun waren, gar nicht weit und war größtenteils von sehr armen Leuten bewohnt. Dessen freute sich nun Egid, denn er hatte schon befürchtet, daß die Geschwister nach einem Stadtteile wollten, der nicht anders als durch belebte Straßen zu erreichen war. Ihm lag an dem gröbsten Spotte armer Leute bei weitem nicht so viel als an gewissen Blicken der Vornehmen. Nun wurde er aber mehr beifällig als anderswie betrachtet, denn viele der armen Vorstadtleute glaubten, daß er diejenigen, welche auf dem Wagen saßen, sowie die kleine Wanderfuhr aus Barmherzigkeit weiterbeförderte.

Etliche Männer, die ihn kaum eines Blickes gewürdigt hätten, wenn er allein auf dem Automobile dahergesaust wäre, taten nun ehrerbietig vor ihm die Hüte ab und viele Frauen nickten ihm verständnisinnig zu.

So kam es, daß er sich auf diesem Teile der Fahrt sogar noch ziemlich geschmeichelt fühlte. Er gehörte ja zu denen, die Ehrungen nicht verdient haben müssen, um sich ihrer freuen zu können. Als sie eben in die Schiefringer Hauptstraße einfuhren, rief Gustl: ‚Dort am Hundertelferhaus hängt ein uneingerahmter Wohnungszettel!‘

Er hüpfte auch gleich über die Sitzlehne hinab, lief über die Straße und schrie hernach: ‚Die paßt uns schon!‘

Das Fuhrwerk hielt vor dem alten, ebenerdigen Hause, Egids Fahrgäste stiegen ab und begaben sich in den Flur, wo sie gleich von einer mächtig beleibten Hausmeisterin mehr schneidig als freundlich angesprochen wurden: ‚Sie wollen gewiß die Wohnung sehen. Im Hof ist's. Per sofort zu beziehen. Sechzehn Gulden monatlich und fünfzig Kreuzer Reinigungsgeld. Aber sie alle dürfen nicht einziehen. Für so ein kleines Geld nehmen wir nicht so viel Leut' auf.‘

‚Auch nicht vier Personen?‘ fragte Pepi.

‚Na, viere lassen wir uns noch gefallen. So kommen's halt!‘

Die Baldringer waren über die Gleichgültigkeit entsetzt, welche sich in dem Wesen dieser Frau ausdrückte.

‚Wir werden doch ohne weiteres eine andere Wohnung suchen müssen,‘ meinte Markus.

‚Weshalb?‘ fragten ihn Leopold und Pepi allzugleich.

Die Baldringer wunderten sich nun über die beiden Geschwister. ‚Schreckt Sie denn dieser ungastliche Empfang nicht?‘ fragte Markus.

‚Nein, nicht im mindesten,‘ versicherte Leopold, und Pepi schüttelte lustig lächelnd den Kopf.

Die Hausmeisterin lachte hell auf und fragte den Markus: ‚Woher sind denn Sie?‘

‚Aus dem Wald!‘ antwortete er wahrheitsgemäß.

‚Nun also,‘ sagte sie. ‚Da brauchen Sie sich ja nicht so fein stellen.‘

‚Sie haben falsche Begriffe,‘ erwiderte Markus. ‚Unsere Waldleut' sind feiner, als Sie sich es vorstellen können.‘ Dann gingen er und Benna dennoch mit den vier Geschwistern der Hausmeisterin nach.

Der Hof, von dem die Frau gesprochen hatte, war eigentlich nur ein breiter Gang, der hinten in einen sehr schön gepflegten Garten mündete und den seitlich zwei lange Seitenflügel des Hauses begrenzten. Die freistehende Wohnung war die letzte der rechtsseitigen Bauschaft, sie hatte nach außenher eine Glastüre, die auch gleichzeitig das Fenster eines schmalen Küchenraumes war. Neben der Küche lag ein Zimmer, vor dessen zwei Fenstern sich der schöne Garten ausbreitete. In diesem Zimmer bekamen die vier Geschwister sogleich strahlende Augen, Leopold holte sein Geld hervor und Pepi erklärte: ‚Da bleiben wir!‘

In einer Weile darnach stand die kleine Wanderfuhr vor der Glastüre und die Baldringer halfen abladen, damit sich Leopold nicht plagen mußte.

Egid wartete indessen mit seinem Wagen vor dem Tore. Die wenigen Möbelstücke waren sehr bald in den zwei Räumen untergebracht, und dann reichte Markus dem Leopold die Hand. ‚Wenn es Ihnen recht ist, so werd' ich sehr bald nachsehen, wie es Ihnen geht,‘ sagte er.

‚Ich werde niemanden lieber kommen sehen als wie Sie,‘ antwortete Leopold. Er meinte mit diesen Worten, die er selbst für wahr hielt, genug gesagt zu haben, aber dabei überwältigte ihn ein heißes Dankbarkeitsgefühl derart, daß er dem Markus an die Brust sinken mußte.

Benna nahm indessen von Leopolds Geschwistern Abschied, und dann trat die Pepi vor den Markus. Sie versenkte ihre Blicke in die seinen und gab sich tiefsinnig dem Gedanken hin, daß ihr Glück von ihm ausging. Es war ihr so, als ob sie nichts Irdisches mehr so hoch verehren könnte als wie diesen Mann, und ein feueriges Andachtsgefühl riß sie dazu hin, daß sie ihn stürmisch umarmen und küssen mußte.

Damit wirkte sie auf Markus anders, als sie es ihm vermeinte; er fühlte sich zunächst betäubt und dann betollt, und eine Wonnegier, die ihm bisher fremd war, wollte ihn zu einem wilden Erwidern dieses Kusses und dieser Umarmung zwingen. Es wurde ihm schwer, durch den Rest seiner Besinnung so viele Kraft zu finden, daß er seine zuckenden Arme, die förmlich wie von selbst nach dem Mädchenkörper hinstrebten, an sich herabzuhalten vermochte.

Pepi fühlte, daß es ihm bei ihrem Kusse gewaltig durch die Adern fuhr. Sie sah ihn rot werden, und da mußte sie es gleich befürchten, daß sie gar zu unüberlegt gehandelt haben könnte. Zu dieser Furcht gesellten sich auch sofort Reue und Scham. Indem sie von Markus zurücktrat, sagte sie zu ihm: ‚Seien Sie mir nicht bös. Es war mir nicht anders möglich, ich mußt' Ihnen um den Hals fallen und Sie küssen. Das werden Sie ja auch begreiflich finden.‘

Er sah nun, daß sie es ahnte, wie ihm durch ihre Berührung und durch ihren Kuß geschah, und er war auf ihr ganzes jetziges Empfinden neugieriger als jemals auf etwas anderes. Es tat ihm sehr leid, daß er sie schicklichkeitshalber um nichts von dem, was ihm jetzt für das Wissenswerteste galt, fragen durfte. Mit Mühe gelang es ihm, eine unbefangene Miene und eine dazu passende Antwort fertig zu bringen. ‚Es ist doch nicht schwer zu begreifen, daß Sie dasselbe empfinden wie Ihr Bruder, der mir ja auch um den Hals gefallen ist,‘ sagte er. ‚Mir ist dieses Zeichen Ihrer Dankbarkeit gerade so viel wie das Ihres Bruders.‘ Dann folgte er der Benna, die nun verstohlen lächelnd zur Türe hinausging, und er

bemerkte es auch nicht, daß Pepi über seine verlogene Antwort lächelte und seufzte.

Gleich nachher fuhr Egid mit den Baldringern dem Schwemeißerhofe zu. Während der Fahrt stellte Markus an Benna eine leise Frage: ‚Hast du was bemerkt?‘

‚Alles,‘ flüsterte sie ihrem Vetter in das Ohr, obwohl sie bei dem großen Gesäuse des Wagens ganz laut hätte reden können, ohne von Egid verstanden zu werden. ‚Jetzt hat's dich auch angepackt, mein guter Markus, und jetzt muß ich mich mindestens so viel um dich fürchten, als du dich seit einer Zeit um mich gefürchtet hast.‘

(Fortsetzung folgt.)

Von der Freiheit der Kinder Gottes

Nur eins tut not!

Gleich schreit ihr: Brot!

Ja, Brot tut not zum Leben:
habt ihr nicht Kraft in Herz und Hirn,
du eine harte Faust, du eine hohe Stirn?
So säumt denn nicht,
tut, wies euch trifft, nur eure Pflicht:
Brot könnt ihr euch verdienen.
Aber nicht so mit sauren Mienen!
Warum nicht froh?
Ja, Brot tut not zum Leben:
den Schwachen müßt ihrs geben!

Nur eins tut not!

Was höhnt ihr: Gott?!

Ja, Er allein ist Leben!
Ihr fragt: wie, wo, was, wer?
Und könnts nicht greifen!

Wärs denn so schwer,
sich nicht in Trotz zu versteifen
und in des Vaters Weltbezirken
ein jeder mit Lust sein Teil zu wirken?!

Solangs unterm Joch
und am Trebertrog
euch wohl ist, kann Er euch geben,
was ihr in eurem Torensinn,
indes ihr schmachtet,
verachtet?
Kehrt heim und tretet vor Ihn hin:
da bin ich! —
Dann habt ihr Ihn,
und Sein Reich wird euch mitverliehn.

Nur eins tut not!

Hört das Gebot:
wer Knecht ist, soll Knecht bleiben!
Der fegt die Straße, der treibt Handel,
der löscht den Kalk, der führt die Mauer,
der wirkt als Kanzler, der als Bauer:
ins Buch des Lebens wird Er schreiben
nur den, der echt in seinem Wandel,
der Sein Gesetz und Seine Macht
in sich und in der Welt vollbracht.
Den König nennt man groß, er ist, wer weiß, wie klein,
was auch der Höfling lügt;
der Bauer, der Gottes Acker pflügt,
ist doch der Größte: Sein ist alles, nichts der Schein!

Christoph Flaskamp.

Briefe Schellings an seine Söhne Fritz und Hermann / Von Otto Braun

Aus dem überreichen Material des Schellingschen Nachlasses möchte ich im folgenden einige wichtige Briefe von Schelling mitteilen, — die Edition des gesamten Stoffes erfordert jahrelange Arbeit. Die Briefe an den zweiten Sohn, Karl Friedrich August, geb. in München am 2. August 1815 (ich verdanke sie der Freundlichkeit von Herrn Pfarrer Schelling in Niederstotzingen), sind von besonderem Interesse, da Fritz nach des Vaters Tode dessen ‚Sämtliche Werke‘ (in zwei Abteilungen und 14 Bänden, bei Cotta 1856—61) herausgab und auch eine Biographie des Vaters zu schreiben begann, deren Anfang in der Briefausgabe ‚Aus Schellings Leben‘ von Plitt abgedruckt ist. So kommt den folgenden Briefen des Philosophen an diesen Sohn, der sein Erbe, seines Lebens Hochgewinn, die Philosophie der Mythologie und Offenbarung, der Welt vorlegen durfte, besondere Bedeutung zu.

Fritz Schelling besuchte von 1823 an mit seinem älteren Bruder Paul zusammen die Schule in Nürtingen, wo er Unterricht bei Heinrich Planck genoß*. Im Herbst 1829 trat er in das niedere Seminar zu Blaubeuren ein, wo er namentlich bei Schmoller, Wurm und Reuß Unterricht hatte. Herbst 1833—1834 weilte er auf dem Seminar in Tübingen, ging aber dann ein Jahr nach München, um die Vorlesungen seines Vaters über den philosophischen Empirismus und über positive Philosophie zu hören. Das brachte ihm, wie er selbst sagt, für seine spätere Laufbahn, soweit sie eine wissenschaftliche war, den größten Gewinn. Schelling teilte damals seine Lehre mit, daß die bisherige Philosophie nur das Was und Wie der Dinge behandelt habe, er wollte jetzt das D a ß geben. Die Existenz eines Dinges ist nie aus dem reinen Denken allein zu begreifen, — neben das Idealprinzip in Gott muß ein Realprinzip treten. Dieses fand Schelling schon 1809 (in der ‚Freiheitslehre‘) im W i l l e n. Wollen ist Ursein; es gibt gar kein anderes Sein als Wollen. Dieser potentielle Wille in Gott wird zum aktuellen im Akte der Weltentstehung; die Vielheit der Dinge und das menschliche Bewußtsein sind in dieser Losreißung begründet. Die ganze Weltentwicklung sucht den Abfall der Dinge von Gott wieder gut zu machen, ihr Ziel ist die Wiederauflösung ins Absolute. In der Welt ringen die beiden Arten des Willens miteinander: der Wille, der nur sich will, und der Wille, der Gott will. So schreitet in einem dramatischen Ringen von weltdurchdringender Bedeutung die Entwicklung vorwärts. Der Mensch wird durch die Offenbarung Gottes in Mythologien und Religionen zum Bewußtsein dieses gewaltigen Kampfes geführt. Der Fortschritt der Gottesentwicklung ist also in den religiösen Auffassungen der Menschheit direkt nachzuweisen.**

Diese Metaphysik trug Schelling damals vor, und ihr Ausbau beschäftigte

---

* Nach dem ‚Lebenslauf‘ im Württemb. Kirchenblatt 1863.

** Vgl. meinen Artikel ‚Schelling‘ in dem Sammelwerk ‚Große Denker‘ (Quelle und Meyer 1911).

ihn auch später in Berlin, wohin er 1841 auf Betreiben Friedrich Wilhelms IV. übersiedelte. Die nähere Ausführung der Theogonie ähnelt der Scholastik, Mystik und Gnostik. Leider verdeckt dabei ein üppiges Rankenwerk unkritisch aufgenommener philosophischer und religionswissenschaftlicher Meinungen das tragende Fundament, dessen großzügiger Bau imponierend ist.

Im Frühjahr 1835 finden wir Fritz Schelling wieder in Tübingen zum Studium der Theologie bei Steudel, Kern, Baur, Schmid. Seine erste Anstellung als Pfarrgehilfe fand er im Herbst 1837 bei Knapp in Hohenstaufen. Nach einem erneuten zweijährigen Aufenthalt in München wurde er 1840 Stadtvikar in Stuttgart, Februar 1841 Repetent am Tübinger Seminar, 1844 weilte er wieder in Stuttgart. Als ‚Helfer' in Weinsberg, welche Stelle er seit März 1845 inne hatte, verheiratete er sich mit Emma v. Geisberg. 1856 ging er nach Eßlingen und wurde am 13. Juni 1862 Dekan in Marbach, wo er am 18. August 1863 (neun Jahre nach dem Tode seines Vaters) starb.

Schelling an Fritz.

[Berlin, 21. 2. ?]

Liebster Friz!

Es bedurfte nicht Deiner Bitte, in der ich Deine edle Gesinnung übrigens mit Freuden wahrgenommen, um dem l. Onkel auf's Sanfteste und Freundlichste zu antworten*. So parteiisch, um es aufrichtig zu gestehen, bin ich nicht für Deinen Wunsch gesinnt, daß ich dem guten Onkel die schweren Bedenken, die er gegen Erfüllung desselben hat, und die ich früher, wenn auch nicht in einer so großen Menge von Fällen unterstützte, ja nicht weniger hegte, verübeln oder ihn gar eine solche Empfindung sollte merken lassen. Nachdem ich seinen Brief zugleich mit dem Deinigen erhalten bin ich vielmehr von Achtung für seine Gewissenhaftigkeit und sein gegen Dich liebevolles Herz durchdrungen, und kann mich nicht der Überzeugung versagen, daß in jedem solchen Fall selbst die bloße Möglichkeit der Folgen ein fast unüberwindlicher Grund gegen die Einwilligung in eine solche Ehe ist, zumal wenn sie nicht in völliger Unbefangenheit und Unwissenheit über die Folgen geschlossen worden. Du ziehst jetzt, l. Friz, nur Deine Liebe und (übrigens in jeder andern Beziehung vollkommen gerechtfertigt) Neigung in Betracht. Aber wie kann da ein dauerndes Glück seyn, wo man in beständiger Angst schwebt, daß die gefürchteten Folgen wirklich eintreten, oder wo man, im Fall des wirklichen und bleibenden Anblicks derselben sich der stillen, inneren Vorwürfe nicht erwehren kann! Zürne Deinem treugesinnten Vater nicht, wenn er Dich von der Gegenwart hinweg in die Zukunft weist. Ich bedaure Dich gewiß von ganzem Herzen und beklage es innerlichst, Dich nicht entschiedner gewarnt zu haben, einem Glück, das Du Dir als möglich vorstelltest, nicht allzusicher zu vertrauen, zumal Du jetzt in dem Falle bist ein eignes Hauswesen anfangen zu müssen und einer Lebensgefährtin zu bedürfen, die Du jetzt nicht einmal suchen kannst ohne Deinen Empfindungen die schmerzlichste Gewalt anzuthun. Ermanne Dich

* Es handelt sich um F.s Absicht, sich mit einer Tochter seines Onkels Karl, Medizinalrat in Stuttgart, zu verloben.

dennoch, l. Friz, in festem Glauben an die Vorsehung, die es am Ende meist besser mit uns meint als wir armen Menschen selbst in unsrer Verblendung. Du siehst von selbst, ich kann Dir keine Hoffnung mehr machen; in einem einzigen Falle, wenn dieser Kampf auf Mariens Gemüth oder gar auf ihre Gesundheit einen verderblichen Einfluß ausübt, würde ich sagen, ein solches Gesetz sey um des Menschen, der Mensch nicht um des Gesetzes willen, und es müsse daher in gewissen außerordentlichen Fällen Ausnahme leiden. Du bist zu edel und rechtschaffen, liebster Friz, als daß Du durch eine solche Aussicht, die noch dazu eine an sich betrübte wäre, auch nur eine Handbreit Dich von dem Vorsatz abbringen ließest, Dir keine Art von aufregenden Äußerungen gegen das l. Kind zu erlauben. Versuche nun, ob Entfernung und vielfältige Berührung mit andern Dir mehr oder weniger neuen Gegenständen nicht von wohlthätigem Einfluß auf Deine Stimmung seyn werden. Wir erwarten Dich sehnlich und werden Dich mit offenen Armen empfangen. Reise nur nicht, ehe die Witterung milder geworden.

[Anschrift Paulinens]:

Lieber Fritz!

Der liebe Vater hat auch ganz aus meinem Herzen gesprochen — nach des guten Onkels Brief läßt sich nichts anders mehr thun, als sich in das Unabänderliche mit Ergebung fügen. Komm bald zu uns, das wird für uns gegenseitig der beste Trost seyn; mündlich läßt sich auch alles was für Deine Einrichtung zweckmäßig ist bereden; reise deshalb unmittelbar hier her, ohne den Umweg über Weinsberg zu machen, versteht sich nicht eher als die Witterung und Deine Arbeit es gestatten. Nun zum Schluß die Versicherung daß Du mir wenn es möglich wäre, nur noch theurer durch alles Vorgefallne geworden bist.

Deine treue Mutter.

Schelling an Fritz.

[7. Juni 1836.]

Lieber Fritz!

Es ist mir recht leid für Dich, daß Du Deine Arbeit bis jetzt nicht nach Wunsch hast durchführen können. Lasse Dich nicht dadurch niederschlagen, und suche die verlorne Zeit dadurch wieder zu gewinnen, daß Du überall die einfachsten Mittel und Wege wählst.

Es trägt Verstand u. rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor.

Laß das Vertracte und Verworrne in der Preisaufgabe nicht auf Dich zurückwirken; ob Du gerade bestimmte Theile hast, oder alles in Einem fortgeht ist gleichgültig, wenn nur übrigens der Fortgang klar, der Zusammenhang überzeugend und einleuchtend ist. Mache Dir ja die Sache nicht selbst schwer, und hinsichtlich der Hauptbegriffe im Reinen nimm alles Übrige leicht.

Ebensowenig bitte ich Dich anfechten zu lassen, was Dir hinsichtlich der Location begegnet. Deine Eltern sind vollkommen zufrieden, auch die gute Mutter, die Dir nicht schreiben kann, weil sie bettlägerig ist, ist mehr scherzweise als im Ernst so ehrgeizig als Du Dir vorzustellen scheinst. Seltsam kommt mir

freylich die Sache vor, indeß es mir ganz begreiflich wäre, hätte man Dich zum zweiten, dritten oder gar vierten gemacht. Es geht Dir vielleicht wie es mir meiner Zeit auch ergangen. Ja am Ende noch besser, denn von mir muß sich noch in den Acten das Zeugniß finden, daß ich zwar in den Sprachen ganz gut sey, daß man aber bedauern müsse, mich so ganz ohne Sinn u. Talent für Philosophie zu sehen ... [13 Zeilen über Wohnung, Ermahnung, sich zu schonen].

Schreibe aber öfter, wenigstens alle 14 Tage — nur zwey Zeilen, ob Du wohl bist. Mehr brauchen wir nicht zu wissen, so sehr mich alles freut, was Du mir von Deinem innern Fortgang, auch von der innern tieferen Liebe zu Deinem Beruf schreibst. Von Deiner wissenschaftlichen Arbeit brauche ich nichts zu wissen, ja vielleicht besser weiß ich nichts davon; mein Einreden hat am Ende mehr geschadet. Schließe Dich nur in Dich selbst ein und fahre herzhaft fort; Du kannst und wirst nichts Schlechtes machen, wie Du es auch machst.

Lebe recht wohl, herzlich gegrüßt von der Mutter, allen Geschwistern u. v.

Deinem treuen Vater S.

M. 7. Jun. 36.

Schelling an Fritz.

[1836 Dez. 13. ? München.] *

Lieber Friz!

[2 S. scharfe Kritik von Fr. Abhandlung über eine theol. Preisaufgabe.]

... Ich billige es ganz, daß Du Dich mit der 2ten Aufgabe nicht einlassen willst, glaube aber zu begreifen, daß es der Herr gern sähe. Halte fest was Du hast und laß' Dich nicht zerstreuen. Eher würde ich rathen Dich in der Folge mit dem Gnosticismus mehr einzulassen. Da ist mehr zu holen. Es freut mich, daß die Aufgabe Dich frappiert hat. Als Theol. stud. Tubincensis war es meine Absicht, eine Gesch. des Gnost. zu schreiben, ich habe noch ein Buch Collectaneen, das ich Dir einmal zeigen will. Finde ich noch Zeit, so setze ich Dir unten einige, vor ein paar Jahren, ich weiß nicht mehr wodurch veranlaßt? auf's Papier geworfene Gedanken bei. Sieh' ob sie brauchbar sind. ...

Lebe recht wohl, et fruere otio!

D. tr. V. S.

[N. S. unwichtig.]

1. Das Christenthum führt eine 2te Person, d. h. das Heydenthum in's Judenthum ein.

2. Indem dieß objektiv geschieht, wird gleichzeitig, wie durch Vertheilung (Ausdruck) das Judenthum im Judenthum erregt. — Corinth (älteste Gnosis), den Ap. Johannes ja Paulus gleichzeitig (wobei die alexandrinische Philos. etc. nur eine zufällige Nebeneinwirkung hatte).

3. Ausdehnung des ins Judenthum eingedrungenen heidnischen Princips .... bis zur völligen Herabsetzung des Judenthums (Marcion), wenn anders dieser .... nicht eher Reaction gegen das Heidenthum im Christenthum aber ebendamit zugleich im Judenthum ist. ...

* Stempel.

4. Verstärkung des Heidnischen bis zu dem Punkt, wo es Judenthum und Christenthum zugleich nur noch als untergeordnet in sich aufnimmt (. . . ., Mänichäismus).

Du siehst, wie hingeworfen u. unsicher alles ist. Aber den Anfang der Erklärung [?] halte ich für gut.

Schelling an Fritz.

(M.[ünchen], 23. Dec. 1840.)

Liebster Friz!

[2 S. über den halbjährigen Schnupfen, den Onkel Karl kurieren soll. 1/4 S. Tante Beata u. Theodor.]

Ein gewisser Bruno Bauer, der früher Ideen, so er aus einem Hefte meiner Philos. d. O. gestohlen mit frecher Stirn als eigne (natürlich verdorben, damit das Plagiat weniger auffalle) debutierte, hat nun eine Kritik des Ev. Joh. herausgegeben: Außer einer Benutzung meiner Erklärung des Prologs, die aber, wie es scheint absichtlich, nur in sehr unverständlichen Worten sich zu erkennen gibt, ist darin nichts von mir, so weit ich es jetzt gesehn; aber ein schändlicherer, odioserer Mäkeler an der evang. Geschichte des Johannes u. seiner Erzählungsweise ist mir nicht vorgekommen und halte ich für unmöglich. Dagegen ist Strauß noch liebenswürdig, dieser Kerl aber ist infam u. verdient die literarische Staupe.

Leb wohl.

Dein tr. V. S.

[Nachschrift über Knapp, der auf Schelling persönlich guten Eindruck gemacht.]

Schelling an Fritz.

[Berlin, 22. 2. 1843..]

Lieber Friz!

Du hast mir auch zu meinem Geburtstag geschrieben und ich habe Dir noch nicht dafür danken können. Man verliert aber zu viele Zeit in Berlin; auch scheint mir das zu gelinde Wetter nicht günstig. Doch habe ich den ganzen Winter bis jetzt ohne Anstoß fortlesen können und fühle immer mehr, daß ich Boden gewinne; eine Schule fängt sich schon an zu bilden, und wenigstens dem Unheil des Hegelianismus habe ich diesen Winter so gesteuert, dem vermeinten Bollwerk solche Schäden zugefügt, daß es sich nie mehr erholen wird. Darauf aber hat sich der Fortgang nicht beschränkt, sondern bei wiederholtem Vortrag habe ich die Mittel gefunden, die jüngste Weise, welche Dir bekannt ist, wieder mit meinen früheren Ideen (— A + A + A) in Verbindung zu setzen, u. so in der Grundlage wenigstens für mich selbst es zur vollen Befriedigung gebracht. Beschäftigt bin ich nun noch mit der Ausarbeitung ins Einzelne, wobei Raum u. Zeit mir das Wichtigste sind. An die Ausarbeitung des ersten (rein wissensch.) Theils meiner Vorlesg. über Philos. d. O[ffenbarung] bin ich dabei freilich nicht gekommen, wenigstens nicht an die förmliche; indeß bedarf es dazu nur noch kurzer Zeit, die ich dieses Frühjahr zu finden hoffe, da die Nothwendigkeit, noch einmal nach München zu gehen, mir Urlaub verschaffen wird. Nur, da mein Geschäft dort schnell beendigt seyn wird u. ich alles andre der Mutter

Matthias Grünewald/Auferstehung Christi.

überlassen kann, weiß ich nicht, wo ich den Secessum suchen soll, den ich mir bei dieser Gelegenheit verschaffen werde, um schnell jene Arbeit zu fertigen. Am liebsten wäre mir freilich, wenn ich ein Paar Monate mit Dir zusammenleben könnte; aber dieß werden Deine Verhältnisse nicht verstatten. Vielleicht nehme ich Urlaub für den ganzen Sommer, unter dem Vorwand nach Paris oder Wien? zu gehen, was ich denn auch thun, was aber doch bloß Mittel seyn würde, mir Muße zu verschaffen. Weißt Du mir einen klugen Rat zu geben? Nur vor allem, sage keiner Seele etwas von meinen Absichten! Was von verschiedenen Seiten alles gegen mich mehr versucht als verübt worden ist, wird Dir wohl zugekommen seyn. Hast Du unter anderm den Artikel in der Revue des deux mondes gesehen, in dem ich auch Inspirationen der Münchner Pietisten zu sehen glaube. Daß die andern, wie auch das Theol. Journal in Tübingen meine Vorlesg. dem Inhalt nach geradezu publiziert, ist zwar ärgerlich, weil natürlich das Logisch-Schlagende, Bündige, der eigentliche Zusammenhang dabei verloren gegangen ist, indeß wird es auch hier heißen: denen, die Gott liebt, müssen alle Dinge zum besten gereichen; mittlerweile ist doch das Materielle meiner Ideen bekannt, und kann nicht gestohlen werden; wegen des Formellen werden die Tröpfe sich wundern, daß sie doch das Ganze und das Rechte nicht gewußt haben. . . .

[27 Zeilen über kleine Schrift F.'s usw.]

Mich wundert nur, daß sie an das erneuerte Diplom eine anständige Kapsel gerückt [?] haben. Eingepackt aber war das Ganze in ein dickes, schmieriges, blaues Papier, das schon zu vielen Zwecken der Art gedient hatte; inwendig stand: „Für die Frau Pfarrerin in Bissingen, 19 Ellen grobreußene [?] Leinwand." Das sieht doch unsern Schwarzwäldlern ähnlich.

[Fünf Zeilen über vergessene Bogen an F.]

Die Leute versuchen die Philos. d. O. jetzt auch in andrem Sinne von Seiten der Orthodoxie anzugreifen. Da ist denn die μορφὴ θεοῦ das Haupt — Cheval de Bataille. Die Konsequenz fordert zu sagen, daß Christus die erlangte Herrlichkeit und so weit auch die Welt hätte für sich behalten können. Nun wollen sie aber auch wissen, was in diesem Fall daraus geworden wäre. Wie denkst Du darüber? Teile mir Deine Gedanken mit. . . .

[Fünf Zeilen Bitte um Ansicht; zum Teil abgerissen.]

Meine Stellung, seit sie hier definitiv geworden, hat sich wesentlich verändert. Überhaupt ist es sonderbar, daß ich in dieser kurzen Zeit heimischer hier geworden, als in so langer Zeit in München. Es ist doch ganz etwas andres, unter Gleichgesinnten, unter Gebildeten und Ehrenmännern zu leben. Die Leute, die hier ganz unbedeutend, ja in gesellschaftlicher und jeder andern Hinsicht nichts sind, sind nur draußen bei euch und noch mehr in München etwas. Den lahmen Artikel im Rheinwald über das mir gegebene Diner hast du wohl auch gelesen. Die Medaille erhältst Du, sobald ich sie selbst erhalte. Beim ersten Druck ist — hoffentlich kein übles Omen — der Stempel gesprungen, der also neu graviert werden mußte. Einstweilen schicke ich Dir die anliegenden Verse, die, ohnerachtet der profanen Anwendung, die darin liegt, doch große Heiterkeit [?] durch die letzte Zeile erregt haben. —

Mein sehnlicher Wunsch ist, daß du hier mit mir vereinigt werdest. Darum — perfer et obdura, dabei aber mach ein Ende! oder in jedem Sinn: mach daß Du weiter kommst!

Leb' wohl, l. Friz, alle grüßen; schreibe bald.

Dein tr. V. S.

Schelling an Fritz.

[1844.]

(½ Bogen fehlt!)

. . . Strauß spricht immer davon, Du habest die Bestimmung, die Philos. d. Off. auch theologisch auszuarbeiten. Es ist gut, daß Du mit dem Allgemeinen angefangen, aber suche Dir in der Folge Specielleres. — Was Du (abgesehen vom Letzten) über Philos. gesagt, spricht mich so an, daß ich bedauern könnte, Dir nicht zugeredet zu haben, Professor der Philosophie zu werden. Aber es ist doch so besser. Apropos des Professors der Philos. — Fichte macht keine Anstalt, mir Abschriften der Briefe oder die Originale zu schicken. Ich höre, er hat den Rosenkranz* recht con amore recensirt, ausgezogen, und besonders die würdige, wissenschaftliche Haltung gerühmt. So dumm kann er doch nicht seyn, dieß im Ernst zu meinen. Kurz, ich komme immer mehr dazu, ihn für einen sehr schlechten Kerl zu halten. Hüte Dich vor ihm, zumal daß er nicht Dich bestiehlt; hat er Gelegenheit, so thut er es gewiß. Die kathol. Gegner dort betreffend — so wäre es allerdings zu viel Ehre: nur wenn sie schaden könnten müßte ein Exempel, aber dann ein sehr strenges statuirt werden, schonungslos: denn es ist doch eine Unverschämtheit. Der Al. Schmidt, Korrespondent der Tübinger Jahrb., hat sich gelegenheitlich eines früheren Artikels bei Henning beschwert, daß ihm in Tübingen von Marklin [?] (ist denn der Lump auch dort?) Schimpfereien hineincorrigirt worden. Daß solches im Anfang des Artikels über mich geschehen, hatte ich, ohne dieß noch zu wissen, gleich vermuthet oder vielmehr gesehen. Die Wuth dieser Leute, die in blindem Glauben mit dem Hegelschen Wind unmittelbar in den Anstellungs-Hafen einzufahren meinten, und jetzt auf offener See bleiben, kennt natürlich keine Gränzen. Sie waren ihrer Sache so gewiß und sahen sich schon im Geiste als Herrn und arbitri der Philos. und Theol. — zuletzt sogar des Staates. Nun ist es damit aus. . . .

Schelling an Fritz.

Berlin, 18. Mai 1844(?)

[¾ S. Persönliches.]

Früher nanntest Du auch Dr. Drey unter den Widersachern der Philos. d. Off. Schreibe mir doch, wo sich sein Geschwätz findet. Aber, da ich jetzt aus einem Rheinwaldschen Artikel gesehen, daß derselbe eine Apologetik in zwei Theilen geschrieben, der erste Philos. der O. betitelt ist, der Hauptgedanke des Buches ist: ‚Die Apol. des Christentums als einer Offenb. könne nur auf der Grundlage der früheren Offenbarung, ja der älteren religiösen Entwicklung überhaupt, also auch des Heidenthums aufgefaßt werden,' so bitte

* Vorlesungen über Schelling. 1843.

ich Dich doch sehr, dieß Buch anzusehn, und wenn Du Dich, wie ich nicht zweifle, überzeugt hast, daß er ein Heft der Philos. d. O. benutzte, d. h. daraus gestohlen hat, es ihm nicht zu schenken, so wenig als Dr. Kuhn, den ich schon früher auf dieser Bahn betroffen. Leb' wohl!

Schelling an Fritz.

Berlin, 18. Mai 1844 [?]

Lieber Fritz!

[23 Zeilen Dank für eine Nachricht etc.]

. . . Ich, mit aller Mühe, die ich mir gebe, bei meiner Arbeit zu beharren und sie fortzusetzen, kann es doch nicht immer bewerkstelligen wie ich wünschte. Seit etwa 5 Tagen sind Ulrich und Caroline* bei uns; heute morgen nach 9 Uhr tritt Waitz in mein Zimmer, der seine Sachen zwar schon nach Göttingen vorausgeschickt, Clärchen zu den Verwandten nach Altona salvirt hat, für seine Person aber nach Rendsburg gegangen, und sich der dortigen provisorischen Regierung zur Verfügung gestellt hat. Da ist er denn heute Nacht von dort mit einem Extrazug der Eisenbahn, in Gesellschaft des Herzogs von Augustenburg und noch eines anderen Prinzen als Abgeordneten hierher gekommen, wo sie den von allen Seiten gedrängten König bewegen sollen, die Truppen über die schleswigsche Gränze gehen zu lassen, Schleswig einzunehmen und so dessen Hingabe an den deutschen Bund zu erzwingen — ein Schritt mehr, um den Krieg mit Rußland und Frankreich wahrscheinlich zu machen. Klärchen wird auch noch hierher kommen. Leb' wohl; Grüße von allen an Dich und die l. Emma.

[Am Rande links:] Erhältst Du den Brief von J. K[erner], so schreib ihn für mich ab.

Schelling an Fritz.

(14. Dez. 1849.)

Mein liebster Fritz!

[2 S. unwichtig.]

Wie wird es, wenn Gott mir das Leben nicht fristet (und wie kann ich trotz alles dessen, was er an mir gethan, darauf zählen, im nächsten Jahr 75 Jahre alt!) wie wird es mit meinen unvollendeten Arbeiten werden? Jetzt mache ich mir Vorwürfe, daß ich unsern l. Hermann nicht einer rein literarischen Laufbahn vorbehalten — Gott weiß, daß ich es nur aus Gewissenhaftigkeit nicht gethan: denn nicht jedem gelingt es äußerlich, wie unter Umständen, die nicht wiederkehren, durch Gottes Gnade mir gelungen ist. Hermann hätte sich ganz einem literarischen Leben gewidmet. Deine Neigungen ziehen Dich vielmehr davon ab, und Du wirst dich wohl nie auf ein solches einrichten, oder wenn es Dir geboten würde, darein finden. So gebe denn Gott, daß ich wenigstens die Hauptsache selbst vollbringe!

[Grüße.]

Berlin, 14. Dec. 1849. Dein

tr. V. S.

---

* v. Zech.

Schelling an Fritz.

[B. 23. Mai 53.]

Liebster Friz!

Du erhältst mit, oder vor diesen Zeilen noch, unter Kreuzband, die Rede am Sarg L. Tieck's* (diese theile auch Just. Kerner mit!) und Stahls Vorträge über den Protestantismus als politisches Princip. Ich habe in meinem letzten Schreiben abgemahnt vor jeder Einmischung in den Streit zwischen den Regierungen und der Kathol. Geistlichkeit, wobei ein braver Mann jedenfalls nur zu kurz kommt: dagegen halte ich es für unverantwortlich, daß Du den Scharfsinn und den vortrefflichen Humor, mit dem Dich der liebe Gott ausgerüstet, so ganz unbenutzt liegen lässest, und ermahne Dich daher nochmals, über die gegenwärtigen Verhältnisse zwischen Katholizismus und Protestantismus in humoristischer Weise und mit eindringendem Witz in Form einer den jesuitischen ähnlichen an alle Welt gerichteten Predigt (oder eine Folge von Predigten) Dich vernehmen zu lassen. Um Dir bestimmtere Veranlassung und reicheren Stoff zu geben, übersende ich Dir die Stahlschen Vorträge, die von der einen Seite so schwach an Gedanken, als von der andern Seite unverschämt sind — weil es unverschämt ist, mit so wenig wahrem Verstand der Sache über einen so bedenklichen und gefährlichen Gegenstand zu sprechen und gar zu schreiben. Es wäre höchst unrecht, eine so günstige Gelegenheit unbenutzt zu lassen, diesem sophistisch-jüdelnden Schwätzer einmal ein gründliches Ende zu machen. Überlege dieß also, und da es mit einer eigentlich gelehrten und ex professo wissenschaftlichen Arbeit doch nicht voran zu wollen scheint, denke Dir einmal etwas tüchtig Humoristisches aus, wobey denn doch Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Einsicht in Verbindung mit scharfem Witze zu zeigen Gelegenheit gegeben ist. . .

[Acht Zeilen über Hermanns Besuch.]

Ich bin schon seit längerer Zeit unwohl, und weiß noch nicht, was mit mir werden wird. Gott helfe, daß ich bald fort- und wieder zu ruhiger Arbeit komme.

Die herzlichsten Grüße an die l. Emma und die lieben Kinder. Gott erhalte euch alle gesund. Schreibe mir bald wieder.

Dein

tr. V. S.

Besorge die Inlage gleich an Kerner.

Hermann von Schelling wurde am 19. April 1824 als der jüngste der drei Söhne Schellings in Erlangen geboren. Von 1820 bis 1827 weilte Schelling dort, um gastierend Vorlesungen zu halten, was ihm in München als Generalsekretär der Akademie nicht möglich gewesen war. Erst nach der Thronbesteigung Ludwigs I. 1825 wurde die Universität von Landshut nach München verlegt, und 1827 erhielt Schelling einen sehr ehrenvollen Ruf an sie; er wurde gleichzeitig Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen und Vorstand der Akademie.

* Von A. Sydow, Berlin 1. und 2. Aufl. 1853.

Hermann begann sehr früh sein Studium: 1839 bis 1842 wandte er sich der Philologie zu und promovierte mit der Abhandlung De Solonis legibus apud oratores Atticos. Der Vater Schelling war selbst philologisch durchgebildet, hatte namentlich Griechisch und Hebräisch eingehend studiert. So widmete er sich denn oft der sprachlichen Ausbildung der Söhne: wir haben verschiedene Aufgaben von ihm, die er ihnen zur Bearbeitung in lateinischen Versen z. B. stellte. Aber Hermann blieb nicht Philologe — er ging zu den Jura über. 1844 trat er in den preußischen Staatsdienst — seinem Vater folgend. 1849 wurde er Assessor, 1854, im Todesjahre des Vaters, Staatsanwalt in Hechingen, 1861 beim Stadtgericht in Berlin, 1863 Appellationsgerichtsrat in Glogau. Nachdem er noch die Stufen des vortragenden Rates, des Gerichtspräsidenten, Unterstaatssekretärs, Staatssekretärs am Reichsjustizamt hinter sich gelassen, wurde er am 31. Januar 1889 Justizminister und nahm 1894 seine Entlassung. Unter seiner Amtsführung sind wichtige Dinge in der Rechtsverwaltung entstanden. Schon 1865 arbeitete er den Entwurf einer Strafprozeßordnung für den preußischen Staat aus, dann leitete er die Ausarbeitung der preußischen Ausführungsgesetze zu den Reichsjustizgesetzen. Unter ihm entstand 1884 die Aktiengesetznovelle, 1889 das Genossenschaftsgesetz. Schon 1874 wurde er Vorsitzender der Kommission für den Entwurf zum BGB. Auch literarisch ist Hermann tätig gewesen: seine größte Arbeit ist die Übertragung der Odyssee in achtfüßige Verse, die auf eine Anregung des Vaters zurückgeht. Zu dem Vater stand er als Jüngster in besonders innigem Verhältnisse, wie auch die Briefe beweisen*. Am 15. November 1908 ist dieser lebendige Zeuge eines großen Denkerlebens auch abberufen worden. Eine seiner letzten Bestimmungen war die völlige Freigabe des Schelling-Archives für die wissenschaftliche Bearbeitung.

1. Aug. 44.

Liebster Hermann!

Als ich am Vormittag des 26. Juli von dem entsetzlichen Ereigniß hörte, lag mein letzter Brief versiegelt noch auf meinem Tische, und ich brauchte das Schreiben nur wieder zu öffnen, um Dich so schnell als auf gewöhnlichem Weg möglich war davon in Kenntniß zu setzen. Ich war eben selbst zu erschüttert davon, um sogleich darüber schreiben zu können; auch wollte ich nicht daß die quasi-erste Nachricht durch mich nach M. käme. Hoffentlich hat man doch gleich die näheren Umstände, alle zugleich erfahren, was noch etwa Beruhigendes in diesen — Vielen wenigstens zu liegen scheint, denn ganz kann ich dieser Meinung nicht seyn. Der Offizier, der vom Schauplatz des Verbrechens kommend, mir ein unendlich gütiges Anerbieten des Königs brachte, mir in diesem Herbst einen Landaufenthalt auf einem seiner naheliegenden Schlösser zu gönnen, erzählte mir, unmittelbar nachdem er sich dieses Auftrages entledigt, das Vorgefallene — Du kannst denken, wie es auf mich wirkte. Der Mensch, wenn man den Verbrecher noch so nennen will, trägt wenigstens in seinem Namen den Beweis nicht germanischer Abkunft und daß

* Vgl. auch den Brief vom 21. Mai 1843, von mir ediert in ‚Werdandi‘ 1909, 4.

er von den Czechen-Böhmen herkommt. Das Portal, unter welchem das Entsetzliche vorfiel, ist das äußerste nach dem Schloßplatz, (der Churfürstenbrücke nächste): der König hatte an der sogen. Wendeltreppe einsteigen wollen, 1/4 Stunde vorher schreibt noch die Königin, ob Se. Maj. nicht erlaube, daß die Wagen zum andern Portal fahren. Am ersten hatte der Verbrecher schon Posten gefaßt und sich einen fast unfehlbaren Platz erwählt: das Deplacement mag ihn wohl aus der Fassung gebracht haben, doch wußte er sich auch hier einen trefflichen Platz zu wählen, und der erste Schuß traf nur zu gut; er hatte aber den Fehler gemacht, die Kugel die für den gezogenen Lauf bestimmt war, in den andern zu laden. Doch ich vergesse, daß Julie Dir über alle Umstände ausführlich schreiben will*.

Diese Tage nahm ich ganz zufällig im Sprechzimmer die Jen. A. L. Z. auf und fand die Rec. Deines Solon. Sie scheint sehr g n ä d i g, bei flüchtigem Überblick glaube ich nicht, daß die Rec. in allem Recht hat. . . . [über die Recension, über die Mutter etc.]

Gott behüte Dich, liebster Hermann.

Dein

tr. V. Sg.

Die Mutter Pauline an Hermann.

Berlin 16. Jan. 52.

Liebster Hermann!

Ein neues Jahr verdrängt das alte;
Damit sich alles frisch gestalte,
Wirft man am Schluß den Plunder fort,
Zerreißt — Brief — Zettel — jedes unnütz Wort,
Und schafft fürs neue sich auch neuen Raum.
Es rettet sich bei solchem Schiffbruch kaum
Noch eine aufgeschriebene Wohnungs-Nummer;
— Wer kennt es nicht — der Jugend rasches Wesen?
Auch unsre scheint mit fort zu meinem Kummer,
Drum sei von Neuem sie auf diesem Blatt zu lesen.
U n t e r d e n L i n d e n N r. 70.

B. 14. Febr. 55.

Liebster Hermann!

Ich danke Dir für den herzlichen Brief, den Du zu meinem Geburtstag geschrieben. Es ist mir doppelt schmerzlich, Dich so fern von uns zu wissen, da ich sehe, daß auch Dir die Entfernung von den Eltern schmerzlich ist. Wie oft habe ich Dich zu mir gewünscht, und nach Deiner Hülfe mich gesehnt! Denn gewiß Du könntest mir wohl hülfreich seyn. Die Vollendung meiner Arbeit verzögert sich, weil ich so allein bin, und wenn Gott heute oder morgen mich abruft, so bleibt alles in einem Zustand der Verwirrung und Unvollendung zurück, daß es für die Welt so gut als verloren ist. Ich bedürfte eines vertrauten

* Vgl. den Brief von Julie Schelling vom 31. August in ‚Nord und Süd' Juli 1909.

Geistes und Herzens, in das ich alles niederlegen könnte, was mir vielleicht nicht mehr aufs Papier zu bringen vergönnt ist — den Fortschritt und das Endziel meiner Arbeit. Nie habe ich so gar wenig an mich selbst gedacht, daß ich nicht Dich mir vorbehalten habe zum Gehülfen u. Theilnehmer meiner Arbeit, wobey auch Du vielleicht glücklicher als in der jetzigen Bestimmung Dich gefühlt u. ein erwünschter Ausgang nicht gefehlt hätte! Wie wär' es, wenn ich jetzt noch Dich veranlaßte, auf 1—2 Jahre Urlaub zu nehmen, und während dieser Zeit mir beyzustehen? Eichhorn meynt, daß dieß leicht zu erlangen u. daß Du Dir nicht nur Deine Ansprüche im Allgemeinen, sondern sogar die Ancienneté vorbehalten könntest. Ich bin, Gott sey Dank, so gestellt, daß ich Dich vollständig entschädigen könnte, und so lang dieß dauerte an persönlichem Einkommen Dir nichts abgehen sollte. Möglich sogar, daß Dein fernerer Lebensgang dadurch eine andere, Dir mehr zusagende Wendung nähme, wiewohl ich das nicht grade wünsche auch darum weil unter Umständen und in Zuständen wie die jetzigen Männer Deines Sinnes und Geistes dem Gemeinwesen höchst nöthig sind und nach Umständen zum Heil u. zur Rettung dienen können. Überlege nun, was ich Dir hier geschrieben, jedoch ganz unparteylich in dem Sinn, daß Du Dich nicht fragst, was Du gern mir zu Gefallen thun möchtest sondern was Du Dir selbst gemäß und für Dich erwünscht halten kannst*.

Ein Vorschlag oder Antrag ist es nicht, den ich Dir mache, es ist nur ein Gedanke, wie er einem Menschen wohl in der Noth kommt, wie mir auch ein anderer gekommen ist, da ich bemerkte, wie sehr es dem, was ich so für mich geschrieben, häufig an Schwung fehlt. Ich habe mich so früh an öffentlichen Vortrag gewöhnt, daß z. B. schon die Vorlesungen, die ich für den Vortrag in der Akademie d. Wiss. schreibe, besser abgefaßt sind, als was ich für den Druck arbeite u. meist mit weit mehr Mühe arbeite. Dieß hat mich auf den Gedanken gebracht, die Vollendung meiner Arbeit dadurch leichter und schneller zu bewerkstelligen, daß ich wieder anfange zu lesen, u. jede Vorlesung einzeln, gleich nachdem sie gehalten worden, im Druck erscheinen lasse. Leider gehen wir nicht dem Winter sondern dem Sommer entgegen, leicht möglich aber, wenn mir Gott das Leben so lange fristet, daß ich im nächsten Winter Gebrauch von dem Einfall mache**. . . .

Gott segne Dich u. bewahre Dich auf alle Weise

Dein tr. V. Schg.

---

* H. konnte nicht kommen.

** Ist nicht geschehen.

Matthias Grünewald / Von Franz Bock

Die bedeutendste Blütezeit unserer vaterländischen deutschen bildenden Kunst ist die Spätgothik. Sie dauert, in ihrer weitesten Ausdehnung gemessen, von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Mit dieser Spätgothik beginnt in Deutschland wie ungefähr gleichzeitig in den Niederlanden und in Frankreich und ein halbes Jahrhundert früher mit dem Trecentostil in Italien die Neuzeit der Kunstgeschichte. Das Kennzeichen ist die Ausbildung bewußt getrennter Nationalstile im Gegensatz zu den internationalen Universalstilen des hohen Mittelalters. In der deutschen Baukunst ist dieser scharfe Einschnitt um 1350 sehr deutlich. Hier beginnt die deutsche Gothik. Man befreit sich vom westlichen, französischen Einfluß, der fast das ganze 13. Jahrhundert und die erste Hälfte des 14. beherrscht hatte. Die weiträumige Hallenkirche, die von nun an in allen deutschen Landschaften herrscht, ist die Gestaltung eines selbständigen, eigenartigen Raumideals, das der Hochräumigkeit der französischen Basilika und ihrer Nachahmungen (Kölner Dom) entgegengesetzt ist. Das Abstoßen des fremden Einflusses und der Fortschritt zu nationaler Selbständigkeit bedeutet zugleich ein Wiederaufnehmen abgerissener Fäden aus der vorhergehenden spätromanischen Blütezeit. Schon damals, um 1200, war dieses Ideal in westfälischen Kirchen von zentralisierendem Grundriß (Soest, Methler, Berne) charakteristisch ausgebildet worden; hier steht in Paderborn (St. Bartholomäus, Anfang des 11. Jahrhunderts) die älteste deutsche Hallenkirche überhaupt, und hier hatte man auch in frühgotischer Zeit zäh am eigenen Ideal festgehalten (Dom zu Minden) und der französischen Basilikenform keinen Einlaß gewährt.

Es ist kein Zufall, daß dieses Westfalen an der Spitze der gesamten Geschichte der deutschen Tafelmalerei steht, d. h. der neuzeitlichen Form der Malerei im germanischen Nordeuropa; denn die im Süden so bezeichnende Wandmalerei ist bei uns immer eine landfremde Gattung gewesen und geblieben. Rembrandt und Grünewald, die beiden größten Maler des germanischen Nordeuropa, die beiden stärksten und reinsten Verkörperungen unserer künstlerischen Begabung und Weltanschauung, haben keine Wandgemälde geschaffen, und wir können uns nicht vorstellen, daß sie es getan hätten. Ich höre freilich den Einwand des ja so eifrig kunstinteressierten Durchschnittsgebildeten unserer Tage: haben wir nicht in und an so vielen öffentlichen Gebäuden so viele, viele Wandgemälde, für die doch viele Tausende aus öffentlichen Mitteln aufgewendet worden sind? Zum Beispiel die „berühmten" Landschaftsfresken in den Arkaden des Münchener Hofgartens oder die ebenso „berühmten" Wandgemälde Kaulbachs im Treppenhaus des Neuen Museums in Berlin? Nun, Grünewald, der größte deutsche Maler, wird uns zeigen, welchen Wert diese undeutsche Kunst hat. Fragt man den deutschen Gebildeten unserer Tage aber nach der deutschen Malerei der größten Blütezeit unserer nationalen Kunst, so sieht es traurig aus. Aus dem 14., aus dem ganzen 15. Jahrhundert kennt man gewöhnlich nicht einmal die Namen, oder höchstens den Schongauers, dessen Bedeutung in seinen Stichen, nicht

in seinen Bildern liegt; geschweige, daß man auch nur die Hauptwerke dieser unserer Blütekunst in Kirchen und Sammlungen mit verständnisvoller Liebe betrachtete und sie sich als lebendigen Kulturbesitz zu eigen machte. Nur aus dem Ende der Blütezeit, aus dem 16. Jahrhundert, weiß man einiges, man hat die stereotype Vorstellung von „Dürer und Holbein" als Inbegriff der deutschen Kunstblüte der „Renaissance", oder von „Dürer, Holbein und Cranach" als den angeblich größten deutschen Malern. Wie falsch das ist und woher diese Irrtümer kommen, werden wir am Schlusse unserer Ausführungen sehen. Hier genüge der Hinweis darauf, daß Dürer zwar sicher nach Stil und Leistung der größte deutsche Zeichner ist, daß seine Malerei aber in seinem Gesamtwerk an letzter Stelle steht. Erst in den letzten Jahren hört man hie und da in Deutschland die sonderbare und herausfordernde Behauptung, ein gewisser Grünewald, „ein Zeitgenosse Albrecht Dürers", sei in Wahrheit der größte deutsche Maler und sogar der größte deutsche bildende Künstler überhaupt. Man hört das erstaunt und ungläubig, denn in den bekannten Kunstgeschichten, die man kauft und liest, steht es doch ganz anders. So fühlte sich ein Altphilologe gedrungen, gegen die „Überschätzung" Grünewalds seine Stimme zu erheben, und der Kunstkritiker einer „Unabhängigen Zeitung für nationale Politik" schmähte Grünewald und die Grünewaldfreunde und einen bekannten Maler unserer Tage, weil er in einem Kreuzigungstriptychon sich von Grünewald (statt von Manet) ergriffen und inspiriert zeigt. Den geschichtlich höchst denkwürdigen Moment dieser Wendung, dieser Rückkehr von fremden Pfaden ins Heimatland, ins Vaterhaus, versteht man nicht. Denn man hat zwar ein sehr waches und geschärftes politisches, aber ein jämmerlich verkümmertes kulturelles Nationalgefühl. Aber die Stimmen der zünftigen und unzünftigen Kenner und der Künstler, die Grünewald auf den Schild erheben, mehren sich trotzdem. Man spricht mit einem leidenschaftlichen Nachdruck und mit einer Zähigkeit, als wenn Tieferes und Größeres dahinterstände, weit mehr, als nur eine Fachfrage der Kunstgelehrten, am Ende gar ein großer Umschwung im Fühlen und Denken der deutschen Nation, in der ganzen geistigen Kultur und Bildung in Deutschland . . . .

Heute freilich wird der ungeheure Abstand zwischen der Kenntnis und der Bewunderung der Gebildeten für ausländische, besonders italienische, Kunst, die man sich in photomechanischen Nachbildungen in die Stuben hängt, und der Unwissenheit und Verständnislosigkeit gegenüber unserer eigenen Kunst noch nicht allgemein als eine nationale Schmach empfunden. Auch nicht der große Gegensatz zwischen der Summe von Interesse, Zeit und Geld, die man allgemein grade der Malerei der alten Meister entgegenbringt, und der Interesselosigkeit und Verständnislosigkeit gegenüber den Altdeutschen. Durch einen Umstand werden zwar die heutigen Gebildeten teilweise entschuldigt (nicht aber die früheren Generationen, besonders nicht die Wissenschaft seit dem 16. Jahrhundert): das Denkmälermaterial, besonders der Frühzeit, ist ein weit lückenhafteres, als etwa von gleichzeitiger italienischer Kunst, und noch dürftiger, überaus kümmerlich sogar, sind aus der ganzen Blütezeit die äußeren Nachrichten von Namen und Dasein der Künstler. So sind auch

außergewöhnlich viele Bilder, auch Hauptwerke, anonym, d. h. sie heißen ‚Fränkische Schule' oder ‚Kölner Schule', was viele Laien sehr irrtümlich dann für gleichbedeutend halten mit minderwertig, oder sie haben von den Gelehrten in der Not erfundene Namen, wie ‚Meister des Tucheraltars' oder ‚Meister von St. Severin', und die kann man schlecht behalten.

Was an vaterländischen Kunstdenkmälern im 18. und 19. Jahrhundert vernichtet und verschleppt worden ist, bildet ein langes, trauriges Kapitel. Namentlich Kirchenbehörden, aber auch Staat, Kommunen und nicht zum wenigsten die Fachwissenschaft und das Fachgelehrtentum tragen daran die Schuld. Wir werden den tieferen Grund und die tieferen Zusammenhänge später erkennen. Ich führe nur ein Beispiel an: 1807 hat man den prachtvollen Hochaltar des Klosters Liesborn, ein Hauptwerk der ganzen deutschen Kunst, aus der Kirche hinausgeworfen und zerstückt; die wichtigsten Teile kamen in das Ausland, in die Londoner Nationalgalerie. Und noch im vorigen Jahre kaufte das Berliner Museum aus dem Mindener Dom einen wertvollen Altar, der dort vernachlässigt und in seinem Werte unverstanden stand*.

In Westfalen aber hätte man alle Veranlassung, stolz auf seine alten einheimischen Maler zu sein, denn hier haben wir, wie gesagt, in Soest die älteste deutsche Malerschule überhaupt. Sie läßt sich bis in die hochmittelalterliche, die spätromanische Blütezeit um 1200 zurückverfolgen. Altarvorsätze und Altaraufsätze aus einer ungebrochenen Tafel sind die ältesten Formen deutscher Tafelmalerei**. Dieser Altar, d. h. religiöse Kunst, bleibt von den ersten Anfängen an und durch die ganze spätgothische Blütezeit die leitende Hauptaufgabe der deutschen Malerei. Sehr wesentlich war dabei die im 15. Jahrhundert sich vollziehende Entwicklung aus dem einfachen Altaraufsatz zu der reichen Form des spätgothischen Schnitzaltars. Dieses großartige Gesamtkunstwerk von Baukunst, echt nordischer farbiger Holzschnitzkunst und Malerei gehört zu den eigenartigsten und besten Schöpfungen des deutschen Geistes auf dem Gesamtgebiet der Künste. Man darf diesen Schnitzaltar ruhig neben das andere große deutsche Gesamtkunstwerk, die Schöpfung Richard Wagners, stellen, und andererseits neben alles, was die südliche Kunst in ihren eigentümlichen Formen hervorgebracht hat. Von diesem Schnitzaltar hat alles Bemühen um Verständnis der deutschen Malerei auszugehen. Die Entwicklung getrennter Nationalstile, die Eroberung der sichtbaren Natur durch die Kunst und der Individualismus gehen zwar mit den gleichen Erscheinungen in Italien parallel. Aber es kommt im Norden nicht zu einem Bruch mit dem Mittelalter, weder als religiös-christliche Kulturform noch als Stil. Das Neue wächst aus dem Alten langsam heraus und es bleibt Gothik. Spätgothische,

---

* Das soll nicht etwa ein Vorwurf gegen das Berliner Museum sein. Am besten wäre es natürlich, wenn auch in Deutschland möglichst viele Kunstwerke noch genau am ursprünglichen Ort erhalten wären. Aber so lange allgemein im Volke der Unverstand noch so groß ist, bedeutet der Museumsankauf meist die einzige Rettung vor Vernichtung.

** Beispiele in den Museen zu Berlin und Münster.

von 1350 bis 1550 sich beständig leise wandelnde, lebendig entwickelnde Bau- und Schmuckformen der Rahmungen und Krönungen verbinden sich also mit entsprechenden Elementen des Zeitstils in Proportionen und Gewandbehandlung der holzgeschnitzten und der gemalten Figuren. Alles greift ineinander und bedingt sich gegenseitig in seinen Stilgesetzen. Dazu stehen diese Schnitzaltäre nun in den prächtigen weiträumigen Hallenchören (z. B. Nürnberg, St. Sebald und St. Lorenz) oder in den durch Einziehen der Strebepfeiler gebildeten Seitenkapellen — zwei charakteristischen Neubildungen der deutschen Spätgothik. Die Linien des Altars klingen also zusammen mit den Linien gothischer Rippengewölbe, und Farbe und Gesamtton der Bilder sind berechnet auf die bestimmte, eigenartige Beleuchtung des Kircheninnern, d. h. in der früheren Spätgothik auf den farbigen Dämmer des durch bunte Glasfenster gebrochenen Lichtes, in der späteren auf die strömende, helle Lichtfülle, die durch möglichst große, farblose Fenster hereinfällt. Es versteht sich danach, daß die im falschen Licht unserer Museen stehenden und hängenden Bruchstücke von Altären niemals zu den feinsten und tiefsten Wesenheiten des Stiles führen können. (Ein Hauptbeispiel eines an Ort und Stelle erhaltenen Altares ist Pachers Hochaltar in St. Wolfgang am Mondsee.)

Wesen und Entwicklung der Malerei im besonderen können wir in den Anfängen nur an spärlichen Denkmälern verfolgen. Ein einziges Bild eines einzigen Malers muß oft eine ganze Generation repräsentieren. Aus dem Stil der Buchmalerei, aus byzantinischen, italienischen und französischen Einflüssen, die abgestoßen werden, windet sich langsam eine deutsche Tafelmalerei los. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts wird das Material reichlicher, bestimmte Künstlerpersönlichkeiten treten auf, und nun erblüht, ansteigend bis über die Mitte des 15. Jahrhunderts, ein Kunstfrühling von einer Fülle der originalen Talente in allen deutschen Landschaften und von einer Einheitlichkeit des nationalen Stiles, wie sie Deutschland nicht wieder erlebt hat. Wir wissen heute, daß die niederdeutsche und oberdeutsche Malerei der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts keineswegs schlechthin abhängig gewesen ist von der gleichzeitigen spätgothischen Kunstblüte der Niederlande, sondern daß es im wesentlichen eine parallele schöpferische Bewegung war; und wenn von Manchen die Beziehungen der westdeutschen Malerei zu den italienischen Schulen von Florenz, Siena und Verona im Sinne einer Beeinflussung von dort stark betont worden sind, so ist dabei aus einem alten Vorurteil für die italienische und gegen die deutsche Kunst übersehen, daß der Handelsverkehr auf der Straße von Avignon über Burgund das Rheintal hinunter hin und her gegangen ist, daß die Beeinflußten also nicht notwendig immer die Deutschen gewesen sein müssen, zumal in einem Zeitalter, wo anfangs Italien noch unter Einfluß der sicher nordischen Gothik stand und wo später mitten in Florenz sogar die Maler vor der großen niederländischen Malerei ihre Verbeugung machten. Wir wissen weiter, daß damals nicht nur Prag mit seinem Meister Dietrich*, Köln mit Meister

* Ausschmückung der Burg Karlstein, Teile daraus im Wiener Hofmuseum.

Wilhelm von Herle* und Hermann Wynrich**, Nürnberg mit dem Imhofaltar-Meister*** und dem großen Tucheraltar-Meister† Mittelpunkte waren. Westfalen strahlte mit Meister Konrad von Soest nach Hessen aus (Wildunger Altar) und mit dem Bildhauer und Maler Meister Bertram nach Hamburg††; Schwaben hatte einen Mittelpunkt in Ulm mit dem vielseitigen und entwicklungsreichen Hans Multscher††† und einen andern am Neckar mit Lukas Moser§; Baiern hatte seine Münchener und Landshuter Schule und Österreich seine Salzburger. Gerade die als Maler Bedeutendsten sind noch ziemlich junge Entdeckungen: Meister Francke, der Schöpfer des Thomasaltars der Hamburger Kunsthalle (1345) im Nordwesten und vor allem Konrad Witz aus Konstanz (um 1400—1447) im Südwesten, das Haupt der alemannischen Schule. An vielen künstlerischen Problemen und Fortschritten arbeitete man gemeinsam, so an der allmählichen Eroberung der Natur im Sinne einer optischen Illusion der Wirklichkeit (Raumstil an Stelle des Flachstils, Körpermodellierung), wenn auch mit verschiedenen künstlerischen Ausdrucksmitteln je nach der Stammesart. Nicht nur im Temperament der Menschen, die man malt, auch im ganzen künstlerischen Sehen, hat der Niedersachse und der Niederfranke, der Oberfranke und der Alemanne, der Schwabe und der Baier seine deutlich verschiedene Art, wie es deutschem Wesen durch alle Zeiten entspricht. Der alemannische Lichtmaler Witz ist z. B. von dem Nürnberger Zeichner, den wir Tuchermeister nennen nach seinem Hauptwerk in der Frauenkirche, sehr verschieden. Der Raum wird, wie bei den großen zeitgenössischen Niederländern, meist rein empirisch mit der malerischen Perspektive bewältigt (Witz, Moser, Multscher). Ein bildhauerisch sehender Künstler, wie der Tuchermeister, hat kein Interesse für dies Problem. Ein wichtiger gemeinsamer Grundzug bei allen, der aus der Rasse kommt, und daher ein dauernder Grundzug aller Blüteperioden und aller bodenständig deutschen Kunst ist die betonte Charakteristik. Ein bezeichnendes, sehr frühes Beispiel dafür ist der großartige Kruzifixus mit Maria und Johannes in Landschaft der Münchner Schule vom Ende des 14. Jahrhunderts (München, Nationalmuseum, Nr. 2 Abb. im Katalog). Der starke, leidenschaftliche Ausdruck des Innern, des Seelischen, ist dem Meister neben dem rein Malerischen, in dem er sehr viel kann (Aktmodellierung und flächige Gewandung im Licht), eine Hauptsache. So findet er in allen drei Figuren sehr bedeutende Ausdrucksmotive. Man

* Clarenaltar des Kölner Domes.

** Wahrscheinlich ist dies der Meister der vielgenannten Madonnen in Köln und Nürnberg und der Veronica in München.

*** Altar mit der Krönung Mariä in St. Lorenz zu Nürnberg, Madonna und Heilige in Berlin.

† Hauptwerke in der Frauenkirche, St. Lorenz, Kloster Heilsbronn und German. Museum.

†† Hochaltar der Petrikirche von 1379 und Buxtehuder Altar, beide in der Hamburger Kunsthalle.

††† Hauptwerke von 1437 in Berlin und von 1458 in Sterzing.

§ Magdalenenaltar in Tiefenbronn von 1431.

sieht hier an den Biegungen der Leiber, wie für den Deutschen von Anfang an dieses Ausdrucksmotiv ein künstlerisches Hauptproblem ist (vgl. die Geißelung des räumlich so weit entfernten Meisters Francke in Hamburg), wie aber das rein formale, bildhauerisch-zeichnerische Bewegungsmotiv, das die ganze griechische und italienische Kunst beherrscht, dieser Kunst wesensfremd ist.

Die um 1430—40 geborenen Generationen (nebst einigen etwas älteren und etwas jüngeren Meistern), die um 1450—60 hochkamen, brachten einen starken Umschwung in die deutsche Malerei, der sich zunächst durch die geringere schöpferische Selbständigkeit als Niedergang kennzeichnet, wenn die künstlerischen Resultate auch die Vorbedingung waren für einen neuen Aufschwung am Ende des Jahrhunderts. Es ging eine starke Woge des niederländischen Einflusses (van Eyck, Goes, Weyden, Memling, Bouts, Ouwater, Geertgen) von Werkstatt zu Werkstatt, von Schule zu Schule über Deutschland hin, die einen energischen Vorstoß in der Richtung des Naturalismus bedeutet. Eine helle, kühle Freilichtmalerei an Stelle eines vorherrschend warmen, dunklen Tones, starke Raumtiefe mit Bevorzugung der Landschaft, individuelle Bildnisfiguren, die es ja in der Natur allein gibt, die also der Naturalismus allein anerkennen kann an Stelle stilisierter Typen, und gebrochene Falten an Stelle der weich geschwungenen und gezogenen sind die Merkmale des neuen Stiles, den man im Gegensatz zu dem vorhergehenden frühspätgothischen bis um 1460 und dem folgenden spätspätgothischen ab 1490 passend den mittelspätgotischen zu nennen haben wird. Dabei ist zweierlei nicht zu übersehen. Die Niederlande gehörten damals politisch wie namentlich kulturell ja noch zu Deutschland und sie waren ein fast rein germanisches Land, auch die aus dem Süden stammenden Meister wie Weyden und der Meister von Flémalle (Daret?) haben einen rein germanischen Stil. Es war also eine stammverwandte, in den wesentlichen Grundzügen übereinstimmende Kunst. Außerdem gingen die Begabtesten der älteren Generation, wie Multscher und Witz, längst aus eigenen Kräften auf derselben Bahn voran. Zumal bei Witz finden sich schon in den vierziger, ja in den dreißiger Jahren alle Grundzüge des neuen Stiles (Berliner Kruzifixus, Straßburger Heiligenflügel, Genfer Altar von 1444)*. Es handelt sich also nicht um ein Nichtkönnen der Deutschen, sondern nur um eine Beschleunigung des Entwicklungstempos, wobei gerade die geringeren Talente die stärkste Abhängigkeit zeigen. Die Bewegung begann natürlich am Niederrhein und in dem Holland benachbarten Westfalen, wo in Köln von Lochner († 1451) zum Meister des Marienlebens ein ebenso schroffer Bruch erfolgte, wie in Westfalen vom Meister von Liesborn, der gerade damals 1465 erst sein Hauptwerk** vollendete, zum Langenhorster

* Abb. bei Diederichs, Die altdeutsche Malerei. Auch sonst findet sich dort manches hier besprochene Material. Dieser Hinweis soll nicht sagen, daß ich mich der dort beliebten Auswahl und namentlich der Auffassung und Wertung der deutschen Kunst im Text anschließen könnte. Vgl. meine Anzeige, Christl. Welt 1910, Nr. 2, 8, 13.

** Der oben genannte Hochaltar des Klosters Liesborn, dessen Bruchstücke heute in London, Münster, und Privatbesitz; ein hl. Michael in der Sammlung Weber in Hamburg.

und Schöppinger Meister*. Am alemannischen Oberrhein schloß sich der wohl schon um 1410 geborene Kaspar Isenmann in seinem Hochaltar von St. Martin in Kolmar (1462, jetzt Museum, anderes in Basel) der neuen Richtung an; dabei wäre noch zu untersuchen, wieweit der Naturalismus und die Freilichtmalerei Isenmanns etwa auf Witz zurückgehen, also selbständig deutschen Ursprungs sind. Auch der erst um 1440 geborene Martin Schongauer** wurde stark von dieser niederländischen Strömung getroffen. Auf derselben Stufe stehen Herlin in Nördlingen***, Schüchlin in Ulm†, Wolgemut†† (geb. 1434), Pleydenwurff und die unbekannten Meister des Peringsdörffer Altars von 1487 (im Germanischen Museum) in Nürnberg. Die ersten drei und ebenso Schongauer in seinen Bildern sind zweifellos weit geringere Talente als die führenden Maler vor 1460. Der feine Hans Pleydenwurff, der wie die warme, dunkeltonige Münchner Kreuzigung zeigt†††, sich nur zögernd der niederländischen Richtung anschloß, hatte sicher in Nürnberg die Führerstelle, die man früher dem als Lehrer Dürers zu ganz unverdientem Ruhm gelangten Wolgemut zuwies; leider ist die Vorstellung von ihm neuerdings durch stilkritischen Streit wieder sehr unsicher geworden.

Wenn auch keiner von diesen Nürnbergern den früheren Tuchermeister an selbständiger Größe erreicht, so wäre die Vorstellung von einem allgemeinen Niedergang der deutschen Malerei unter fremdem Einfluß um 1460 doch unrichtig. Es gab auch Maler, die von diesem Einfluß gar nicht oder kaum berührt wurden, und das waren gerade die stärkeren Begabungen. Der große Michael Pacher, Wolgemuts genauer Zeitgenosse (um 1435—1498), der im äußersten Süden, in Bruneck in Tirol, die deutsche Grenzwacht hielt, hat auf der allgemeinen naturalistischen Grundlage des Jahrhunderts seinen durchaus persönlichen Stil ausgebildet. Er hat mit Lust und großem Können Probleme der linearperspektivischen und luftperspektivischen Raumdarstellung, der Verkürzung und plastischen Körpermodellierung behandelt. Aber diese Beziehungen zur italienischen Kunst erklären sich völlig als Ausdruck der Begabung eines Sohnes der südlichen Berge, sie machen die Annahme einer Lehre in Padua nicht einmal notwendig. In seinen erhaltenen sicheren Werken, dem Hochaltar in St. Wolfgang (1481) und dem Kirchenväteraltar in München (1490) ist er als Baumeister, Bildschnitzer und Maler reiner Spätgothiker. Wie er in St. Wolfgang trotz der linearperspektivischen Raumdarstellung in den vier inneren Hauptbildern aus dem Marienleben den Goldgrund festhält, aus echt nordischem, malerisch-dekorativem Schmucktrieb und Spieltrieb, so ist er grade in den späten Kirchenvätern echt deutsch in der Charakteristik, im Lineament und

* Werke in Münster, Schöppingen und Berlin.

** Anbetung der Hirten, Berlin, Madonnen in München und Wien; die allzu berühmte, als Malerei keineswegs bedeutende große Kolmarer Madonna ist so wenig wie die zwei Flügel des dortigen Museums sicher echt.

*** Hauptwerke im Museum daselbst.

† Hauptwerk der Hochaltar in Tiefenbronn, 1469.

†† Hofer Altar von 1465 in München.

††† Andere Hauptwerke in Nürnberg und Breslau.

in dem phantasievollen dekorativen Reichtum. Sein Stil ist eine geschlossene organische Einheit; von der inneren Disharmonie und Auflösung bei Dürer, Gossaert, Scorel und den anderen deutsch-niederländischen Italisten nach 1490 ist bei ihm noch nichts zu spüren. Und ebenso ist der jüngere, wohl um 1450 geborene, große westdeutsche Maler und Radierer*, der Hausbuchmeister, ein ganz selbständiger, einheitlicher spätgothischer Naturalist, frei von niederländischem Einfluß, wenn auch in seinem Temperament, seiner Charakteristik und seinem malerischen Sehen etwas liegt, was immer wieder auf die Vermutung seiner ganzen oder halben holländischen Abkunft führt. Seine überragende Bedeutung geht zur Genüge aus der Menge der jüngsten Literatur und dem Eifer hervor, seinen sich hartnäckig verbergenden Namen zu finden (Heinrich Lang?). Seine Tätigkeit für den Holzschnitt, die jetzt erwiesen ist, ließ sich schon früher aus dem Stil seines Jugendwerkes, eben des Hausbuches, erschließen. Anfangs war er als Maler, Stecher und Reißer für den Holzschnitt am Oberrhein tätig, in Speier und Heidelberg, später, um 1500, am Mittelrhein**. Nach der Seite des Sittenbildlichen hat er in seiner Graphik das Stoffgebiet der deutschen Kunst beträchtlich erweitert, in seinem mit Recht berühmten sich kratzenden Hund ist er der erste große Tierbildner der deutschen Kunst, und unter den vielen großen Charakteristikern der deutschen Kunst ist er einer der feinsten und geistreichsten Beobachter, sicher der scharfäugigste, witzigste seines Jahrhunderts, und bis zuletzt hat er ein sehr nahes und ganz persönliches Verhältnis zur Natur.

Außer diesen beiden großen Naturalisten, die nicht dem niederländischen Einfluß erlagen, gab es nun aber gegen Ende des 15. Jahrhunderts noch eine zweite Gruppe von selbständigen Malern. Diese mit Pacher verglichen etwas jüngere, aber mit dem Hausbuchmeister noch gleichzeitige Generation ging auf ganz anderen Wegen, die zugleich ein wichtiges und merkwürdiges Stück allgemeiner Weiterentwicklung der deutschen Malerei bedeuten. Es sind das der um 1450 geborene, in Passau, Salzburg und Groß-Gmain tätige Baier Rueland Frueauf, dessen Todesjahr wir nicht kennen, und zwei Schwaben, der große Ulmer Maler Barthel Zeitblom (geboren um 1450 wahrscheinlich in Nördlingen, gestorben um 1520) und dessen um ein Jahrzehnt jüngerer Memminger Schüler Bernhard Strigel (um 1460—1528). Ihnen gemeinsam ist die Wendung vom Naturalismus also der künstlerischen Grundauffassung des ganzen 15. Jahrhunderts nördlich*** und südlich der Alpen, zu der entgegengesetzten Grundauffassung, der Stilisierung. Diese sehr merkwürdige Tatsache ist lange kaum bemerkt worden, weil gerade die Fachgelehrten unsere vaterländische Kunst nicht unbefangen und objektiv auffaßten und würdigten, sondern einseitig und parteiisch durch die italienische Renaissancebrille betrachteten (was sie für Wissenschaft hielten). So übersah man gerade das Wichtigste: diese

* So ist wenigstens die Absicht und Wirkung seiner Stiche und Kaltnadelarbeiten.

** Seine gemalten Hauptwerke sind in Freiburg, Sigmaringen, Oldenburg, Dresden, Mainz.

*** Daß die Deutschen grade, wie wir sahen, zum Teil nur zögernd und spät und in sehr verschiedener Weise hier mitgingen, beweist nichts gegen den Naturalismus als Hauptströmung des ganzen Jahrhunderts in Europa.

Wendung vom Naturalismus zur Stilisierung geht zwar zeitlich parallel mit der Entwicklung vom Quattrocentostil zum Cinquecentostil in Italien, wo ja der genaue Zeitgenosse Zeitbloms, der 1452 geborene Leonardo (gestorben 1519), schon in den siebziger und achtziger Jahren die Wendung vorbereitete (Engel der Taufe Christi, Hieronymus, Anbetung der Könige, Felsgrotten-Madonna) und in den neunziger den neuen Stil zur Herrschaft brachte. Aber diese deutsche Stilisierung hat sachlich mit der italienischen Renaissance nichts zu tun, sie ist und bleibt nordische Spätgothik, wie ja auch der Naturalismus des 15. Jahrhunderts in Deutschland, den Niederlanden und Frankreich zugleich als Zeitstil Spätgothik ist*.

Bei Frueauf (vier Passionsszenen von 1490/91 in Wien, vier Szenen des Marienlebens von 1499 in Groß-Gmain bei Salzburg) ist es noch ein unsicheres Suchen und Schwanken. Neben individuell verschiedenen, naturalistischen Bildnisköpfen (die zum Teil echt nordisch charakteristisch und ausdrucksvoll sind) hat er andere, die vereinfachend stilisiert und zugleich typisiert sind. Dazu begegnen, noch schüchtern und vereinzelt, Rückenfiguren und kontrastierende Vorder- und Rückenfiguren als Kompositionsmotive (Groß-Gmain, Jesus im Tempel); er komponiert zum Teil sehr sorgfältig architektonisch-symmetrisch (ebenda, Pfingsten) oder, komplizierter, in Dreiecksgruppen (ebenda, Darstellung im Tempel). Auf der Einzelfigur eines hl. Hieronymus von 1498 (im Kunsthandel) als weitere Elemente des neuen Stiles die Steigerung des Maßstabes im Verhältnis zur Bildfläche und die Vereinfachung der Gewandung. Das Festhalten des Goldgrundes bei perspektivischem Können in beiden Hauptwerken ist deutlich, wie bei Pacher, bewußte Absicht: der dekorative Kolorismus geht als eine Grundnote der deutschen Malerei wie mit dem Naturalismus, z. B. in der ganzen Holzschnitzkunst, so jetzt auch weiter mit der neuen Stilisierung Hand in Hand.

Sehr viel klarer und konsequenter ist diese dann bei Zeitblom. Schon in seinem Jugendwerke, dem Kilchberger Altar (von 1485 bis 1490 etwa) in Stuttgart, findet sich eine Einzelfigur, wie die hl. Margarete**: eine frontale Standfigur auf ganz kurzer Bühne vor einem Teppich, der Körper in leichtem Kontrapost*** gedreht. Der nach links (vom Beschauer) über den Körper herübergreifende linke Arm mit dem Buch und der rechte Arm, der den Kreuzstab hält, bilden eine Wagerechte, die die Mittelaxe des Körpers rechtwinklig schneidet. Diese Mittelaxe wird unterstrichen durch die Parallele des Kreuzstabes. Dieser Kontrapost und diese Linien sind aber nur Nebensache, Produkte eines noch unsicher tastenden Gefühls. Hauptsache ist der dekorative Rhythmus der farbigen Flächen. Die stilbestimmende, angeborene

* Welche Begriffsverwirrung gerade in der Fachliteratur zum Teil noch heute herrscht, erhellt daraus, daß in einem bekannten, sehr verbreiteten Handbuch diese nordische Spätgothik noch immer als „Renaissance im Norden" erscheint, und zwar nur die Malerei und Plastik, während man die gleichzeitige Baukunst zwei Bände vorher unter „Mittelalter" suchen muß.

** Abb. bei Baum, Ulmer Kunst, Stuttgart 1911.

*** Gegensätzliche Wendung der Körperteile.

Matthias Grünewald/Maria-Schnee-Legende.

Phantasie ist durchaus malerisch, nicht bildhauerisch, wie bei den Kontraposten der italienischen Hochrenaissance. Man vergleiche etwa die hl. Margarete des Louvre aus Raphaels Werkstatt. Auch bei Leonardo sind die Kontraposte nach Ursprung und Wirkung bildhauerisch; die malerischen Elemente seines Stiles sind andere. Und bei Michelangelo ist alles, auch das Gemalte, nach Wesen und Stil Bildhauerei. Dieser Unterschied ist wesentlich und wichtig. Daher auch hier bei Zeitblom Gewandfigur und nicht Akt. Die Hauptsache ist für Zeitblom das dekorative Zusammenstimmen der farbigen Flächen des Bodens, der Gewandung, des Inkarnats mit dem Gold von Krone, Nimbus und Hintergrundsteppich. Auch die drei übrigen Flügel mit Einzelgestalten haben daher solche goldenen oder roten Teppiche als Hintergründe, und der stärker bewegte St. Florian, der Partner der hl. Margarete, zeigt nicht etwa den südlichen Kontrapost, sondern ein rein und spezifisch gothisches Bewegungsmotiv. Von hier führt eine grade Linie zu Grünewalds Frankfurter Heiligen. In Zeitbloms großen Altären der neunziger Jahre ist dieser neue Stil dann völlig herausgearbeitet. Auf dem Beschneidungsbild des ehemaligen Hochaltares der Ulmer Wengenkirche* wird die stilisierende Komposition an den drei Rückensperrfiguren deutlich; auch diese wirken hier aber nicht plastisch, wie ähnliche Figuren Raphaels oder Masaccios, sondern wesentlich als Träger der farbigen Flächen ihrer Gewandung. Auf dem Meßopferbild desselben Altares in Karlsruhe ist für Zeitblom Hauptproblem das farbig-dekorative Zusammenstimmen der Flächen von Weiß (Chorknaben, Priester, Altardecke) mit den leuchtenden Farben und dem Gold, wobei die drei Vordergrundfiguren in strenger Symmetrie in ein lineares Dreieck eingeordnet sind. Besonders gut lernt man Zeitbloms Wollen und Können in der ausgezeichneten Staffel des Eschacher Altars in Berlin kennen** (1496). Hier kam der handlungslose Stoff der Begabung entgegen. So entstand eine Schöpfung von vollendeter innerer Harmonie. Der dunkle, braune (also deutlich malerisch stilisierte) Christuskopf steht gegen das weiße Tuch, daneben leuchten die weiteren weißen Flächen der Engelsgewänder, gestimmt zu dem zart rosigen Inkarnat, den blonden Haaren und den mattvioletten und graugelblichen Flügeln, alles gegen einen matt olivgrünen Grund. Es ist ein vollkommen persönlicher, überaus feiner Farbengeschmack. Aber wenn auch das Weiß malerisch gesehen ist mit bräunlichen und graugrünlichen Schatten, so ist der Stil im Ganzen doch noch nicht Malerei im eigentlichen und höheren Sinne. Die technische Arbeit geht aus von einer zeichnerischen, noch streng gebundenen Grundlage (mit vereinfachender Stilisierung des Nackten wie der Gewandung), das Formgefühl ist echt holzschnitzmäßig, die Gewandung behält die charaktervollen Ecken und Brüche des mittelspätgothischen Zeitstils. Das Malerische eines

---

* Im Ulmer Münster, andere Teile heute in Stuttgart und Karlsruhe.

** Die Stuttgarter Flügel sind zum Teil roh übermalt, wie man in seiner schwäbischen Heimat auch die ‚Verkündigung' des Heerberger Altars hat verderben und Teile des Kilchberger Altars hat untergehen lassen.

hellen, lichten Gesamttones und der leicht gebrochenen Farben schwebt nur darüber, wie im Kirchengesang ein hoher Diskant über dem cantus firmus der Männerstimmen. Der Stil als Ganzes ist nicht malerischer Stil, sondern dekorativer Kolorismus (wie in der modernen Kunst bei dem Amerikaner Whistler). Alles steht in der Fläche und wirkt als Fläche. Es ist der vollkommene Gegensatz zu dem naturalistischen Raumstil der ersten Hälfte des Jahrhunderts und seiner eignen Lehrer Herlin und Schüchlin. Der ‚Fortschritt' zur Stilisierung, der ja in Wahrheit immer nur der Wechsel zweier völlig gleichberechtigter bildkünstlerischer Auffassungsweisen ist, bedeutet hier also ebensosehr eine rückläufige Bewegung zu dem halben Flachstil des frühspätgothischen Stiles (Münchner Veronika, Meister von Liesborn noch 1465). Zeitbloms Verkündigung und Heimsuchung vom Eschacher Altar (1496, Stuttgart) sind im Wesentlichen prachtvoll farbige Teppiche, die aus den Farbenmassen der reichen Gewandung, dem Inkarnat, den goldenen Nimben und einer farbig gemusterten Hintergrundarchitektur dekorativ sehr harmonisch komponiert sind. Charakteristik, Ausdruck, Gebärdensprache sind dabei auf ein Minimum herabgedrückt.

Zeitbloms etwa ein Jahrzehnt jüngere Schüler, der Memminger Stadtmaler Bernhard Strigel teilt mit vielen bedeutenden und den größten deutschen Meistern das Schicksal, daß seine besten Werke heute auseinandergerissen, als gerettete Überbleibsel, in Galerien hängen, nur wenig noch in Memmingen, das Meiste und Beste in Berlin, Nürnberg, München, Karlsruhe, Wien. Man sieht deutlich, wie er aus dem von der niederländischen Welle berührten Naturalismus mit dem Interesse für Raumtiefe und individuelle Charaktere sich ganz in der Richtung Zeitbloms entwickelt zu einer selbständig deutschen Stilisierung (ohne allen Italismus), zu einem mit saftigen und glühenden Farbenmassen komponierenden, dekorativen flächigen Kolorismus. Koloristisch hat er dabei ganz seine eigne Note, z. B. in dem neuen Berliner Flügel ‚Eliut mit Memelia und Servatius'*, wo er aus dreierlei Rot, viererlei Gelb und dreierlei Grün zusammen mit Gold seinen eigenartigen, reizvollen Akkord gewinnt. Auch er hält, aus innerer Stilnotwendigkeit, sehr häufig den Goldgrund fest; und wo er Landschaft hat, z. B. in dem Berliner Flügel mit dem hl. Norbert und einem Stifter, kommt es ihm auf einen bestimmten blauen Ton an (der Sommernacht), den er zu seinem warmen Lackrot stimmt. In der Modellierung ist er weicher, breiter, malerischer als Zeitblom, in der Gewandung und Typenbildung aber stilisiert er weniger. Das ist ein Vorzug. Da bleibt er der Natur und dem Leben näher und damit reicher und ausdrucksvoller. Denn das war die gefährliche Klippe dieses Stiles, nicht nur die gesteigerte Form zu schaffen, sondern sie vor Allem auch in allen Punkten mit Leben zu erfüllen, sich von der Natur nicht zu sehr zu entfernen und einen Wesenszug deutscher Kunst nicht zu verleugnen, die ausdrucksvolle Charakteristik. Da zeigt sich die starke Begrenztheit

* Aus einer h. Sippe.

von Zeitbloms Begabung und Auffassung: die Menschen seiner Verkündigungen, Anbetungen, Heimsuchungen, Darstellungen (Ulm, Stuttgart) spüren von dem innerlichen, seelischen Erlebnis der Wunder und Mysterien nichts, sie werden immer ausdrucksloser und blöder. Da war diesem Stil ein rasches und bestimmtes Ziel gesetzt, über das diese Generation nicht hinaus konnte.

Diese Stagnation und die hierin wie in dem starken niederländischen Einfluß auf viele Schulen seit 1460 liegenden Niedergangsmomente werden am deutlichsten, wenn man von Ulm nach Kolmar blickt. Schongauer war, wie fortschreitende kunstkritische Einsicht ja jetzt allmählich begreift, so wenig wie Dürer ein großer Maler. Seine Bilder können sich schon mit denen seines älteren Stadtgenossen Isenmann nicht messen. Ebenso wissen wir nach den Entdeckungen der letzten Jahre, daß er nur einer gewesen ist unter den vielen führenden Meistern des 15. Jahrhunderts. Aber keiner hat, namentlich in den letzten beiden Jahrzehnten des Jahrhunderts, einen so mächtigen Einfluß durch ganz Deutschland hin ausgeübt wie er. Durch seine Stiche. Nicht nur, weil sie beweglich waren, sondern weil in ihnen überhaupt sein Können und seine Leistung liegt. Seine künstlerische Entwicklung ist geschichtlich ebenso wichtig, wie sie merkwürdig und lehrreich ist. Er beginnt, etwa um 1460, mit einem zarten, schüchternen, technisch noch unreifen, aber im seelischen Ausdruck schon bedeutenden Blatt, der von zwei Engeln gekrönten Madonna* (B. 31). Dann folgt sofort ein großer Wurf, die packende Offenbarung eines jungen starken Talentes: die Versuchung des hl. Antonius. Der rein zeichnerische Stecherstil ist schon hier und fortan charakteristisch für die Grundrichtung der Begabung. Schöpferische Kraft und Lebendigkeit der Phantasie, frische Schärfe der Einzelbeobachtung vor der Natur und eine bei einem Jugendwerk geradezu verblüffende Sicherheit der Komposition vereinigen sich hier zu einer großen Leistung. Dann ist, wohl anfangs der sechziger Jahre, auch Schongauer von der Woge des niederländischen Einflusses getroffen worden**. So stark geriet er nun in den Bann des großen Brüsselers Roger van der Weyden († 1464), daß man wohl eine persönliche Berührung auf der Wanderschaft annehmen muß. Die starke Anziehungskraft der Niederlande um die Mitte des Jahrhunderts ersehen wir ja u. v. A. auch aus Dürers Bericht in der Familienchronik, daß sein Vater „lang in Niederland gewest bei den großen Künstlern"; und die niederländische Kappe, die der Alte sich daher mitbrachte, kennen wir aus der ausgezeichneten Bildniszeichnung des jungen Dürer in Wien. Nach der Rückkehr vermutlich schuf Schongauer dann das zweite Hauptwerk, die gewaltige Kreuztragung. Er wählte ein Breitblatt, um den mächtigen brausenden Strom des wirklichen Lebens möglichst wahr und eindrucksvoll vorüberrauschen zu lassen; mit einer Unmittelbarkeit des Sehens und der Gestaltung, die unerreicht ist in der Graphik des ganzen Jahrhunderts. Hier kann man den Naturalismus

* Einige Abbildungen in Spemanns Museum.

** Vgl. oben S. 334.

nach seiner großen positiven Seite (auf die es bei *jeder* Auffassung vor allem ankommt) empfinden lernen. Bei konsequent naturalistischer Durcharbeitung jeder Einzelheit ist die Fülle der Erscheinungen doch durch eine wieder erstaunlich reife Komposition zusammengehalten. Die künstlerische Höhe dieser beiden Frühwerke, des Meisterwerkes echt deutscher Phantastik und des Meisterwerkes echt deutscher Charakteristik, hat Schongauer nicht wieder erreicht. Die schon ungleiche Passion leitet über zu der umfangreicheren, aber schwächeren Hälfte seines Werkes. Auch er vollzieht, zeitlich früher noch als Zeitblom, da die westdeutsche, rheinische Entwicklung immer im Tempo voraus ist — Witz zeigt es am Anfang des Jahrhunderts —, schon um 1470 die Wendung vom Naturalismus zur Stilisierung, aber mit ungesunder Entfernung von der Natur und ohne die gesteigerte Form mit Leben erfüllen zu können. Mehr und mehr wird es ein Posieren mit Kompositions- und Bewegungsmotiven ohne innere Notwendigkeit. Die besten Arbeiten sind jetzt bezeichnenderweise Ornamentstiche und Wappen. Die formalen Fortschritte in der Komposition in den Raum und in der Klarheit der Durchführung sind weit geringer, als die Rückschritte in der lebendigen Charakteristik. Immer mehr beschränkt er sich auf Einzelfiguren — auch bei Zeitblom sind in späterer Zeit, um 1500, Einzelfiguren, wie die weiblichen Heiligen in München, am besten. Die Einförmigkeit und Ausdruckslosigkeit der Köpfe nach *einem* öden Schema (spätere Madonnen, kluge und törichte Jungfrauen) ist bei Schongauer noch weit größer, und die eigentümlichen neuen, farbig-dekorativen Werte bei Zeitblom und Strigel bleiben hier, bei dem graphischen Zeichner, aus. Immer mehr ist es nur ein veräußerlichtes Virtuosentum einer glänzenden linearen Sticheltechnik. Danebenher geht ein ebenfalls für den Niedergang bezeichnendes Schwanken, einmal zwischen malerischem und zeichnerischem Stil (während Zeitblom seine angeborene Richtung in reifen Jahren doch konsequent festhielt), dann zwischen zierlich kleinem und wieder gesteigertem Format; sogar der fremde Einfluß Weydens kann in einem späten Blatt, wie der großen Kreuzigung (B. 25), wieder sehr stark durchschlagen. Die späte, innerlich so leere und trotz bewegter Gewandmotive schwunglose große ‚Verkündigung' zeigt in ihrer akademischen Erstarrung und Veräußerlichung aufs Deutlichste die notwendig nahende *große Krisis* der neunziger Jahre an.

Jugend, frische und genialere Kräfte mußten kommen, um den *lebendigen* gesteigerten Stil zu schaffen, der zugleich eine Verschiebung und Erhöhung des künstlerischen Gesamtniveaus bedeutete.

Diese Jugend war die neue, um 1470 geborene, von schöpferischen Kräften strotzende Generation, welche gerade um 1491, als Schongauer, ein längst Fertiger, in Breisach starb, anfing, Revolution zu machen und einen Frühlingssturm durch die Künstlerwerkstätten brausen zu lassen, wie ihn unser Vaterland nur noch einmal wieder erlebt hat, in der Dichtung um 1770, im Sturm und Drang. Bei allen, aus den gänzlich verschiedenen Zeitverhältnissen und der andern Kunstgattung erklärlichen, großen Unterschieden stimmen die beiden Bewegungen in zwei Punkten völlig überein: in der nordisch-germanischen Welt-

anschauung*, der Romantik (die spätere im Besonderen so genannte Bewegung im Anfang des 19. Jahrhunderts war ja nichts als die durch den Niedergang des antinationalen Klassizismus unterbrochene Fortsetzung des Sturmes und Dranges) und in dem Losungswort Leidenschaft. Dieser Grundzug des völlig gewandelten Empfindens vor allem unterscheidet jedes selbständige, schöpferische Werk der neuen Generation von aller Kunst der vor 1470 Geborenen. Die bei den Stilisierern, wie wir sahen, gegen Ende des Jahrhunderts immer mehr zurückgedrängten inneren Empfindungen, die unveräußerlichen Erbzüge der deutschen Kunst: seelischer Ausdrucksdrang und frei schweifende Phantastik, verlangten stürmisch ihr unterdrücktes Naturrecht. Damit wurde auch das Verhältnis dieser seelisch ganz anders gestimmten Menschen zur Natur, zur Landschaft, ein anderes. In ganz neuer, vom 15. Jahrhundert ungeahnter Weise werden die Menschen zur Landschaft in Beziehung gesetzt. Die Landschaft wird zum mittönenden Resonanzboden ihrer hocherregten, flutenden Leidenschaften. Zugleich aber wird die Natur rein optisch wieder mit frischen Augen angesehen und abermals durch die Kunst erobert in notwendigem Rückschlag auf die Naturentfremdung der Stilisierer. Mit freierem Sehen und glutvollerer Empfindung, mit tiefer bohrendem Willen und größerem technischem Können treten die Jungen vor sie hin.

Die Führer dieser Generation waren Matthias Grünewald, der größte deutsche Maler, und Albrecht Dürer, der größte deutsche Zeichner.

---

* Der Führer des Sturmes und Dranges, der junge Goethe, entdeckte 1770 in Straßburg den Eigenwert und die nordische Wesensart der Gothik wieder, den die Deutschen in fast vier Jahrhunderten fremdländischer Verbildung vergessen hatten. Sein flammender Aufsatz ‚Von deutscher Baukunst‘ ist an genial intuitiver Einfühlungsfähigkeit und nationaler Kulturbegeisterung nie übertroffen worden.

(Schluß folgt.)

Gibraltar / Von Graf Bay von Baya

X. Algeciras.

Eine praktische, die Verhältnisse erfassende Gesellschaft hat ein Hotel in geeigneter Entfernung errichtet. Die Wahl ist auf Algeciras gefallen. Man kann dahin ebensogut zu Wasser wie zu Land gelangen. Zu Wagen, zu Pferd, per Dampfschiff oder Segelboot, je nach Geschmack. Das ist der einzige Vorzug, den dieser öde Platz, ohne Vegetation und ohne Berge, bietet. Auf dem sandigen Ufer erhebt sich die ‚Reina Christina‘, mit allem modernen Luxus ausgestattet. Sogar mehr, denn die Verwaltung bemüht sich, anstatt falscher Gesuchtheit und vergoldeter Möbel den ländlichen Charakter in dem Geschmack eines vornehmen Landhauses festzuhalten.

Jedoch bei dieser einfachen Art herrscht ein wahrer Luxus an Wäsche, Warmwassereinrichtungen, Toilettezimmern, und als Ausschmückung eine verschwenderische Pracht von Blumen. Mit einem Wort, die ‚Reina Christina‘ besitzt alles, was nur ein raffiniertes Heim besitzen mag. Daher geht auch das vornehme Gibraltar beständig zum ‚Wochenend‘ dahin, trotz des Mangels an Zerstreuung und der außerordentlich hohen Preise. Allein um des ‚Change‘ willen.

In diesem kurzen Worte liegt eine ganze Lebensweisheit. Die Engländer, mit ihrer zur Analysierung neigenden Intelligenz, haben erkannt, daß weder die Entfernung noch die Schönheit eines Ortes zur Anregung nötig sind, sondern einfach ein Wechsel äußerer Eindrücke. Das Nervensystem wird darin schon die gewünschte Erholung finden. Eine Umwandlung findet hiedurch statt. Der Spleen verschwindet.

Eine vernünftig angewandte, in homöopathischen Dosen vorgeschriebene Zerstreuung bildet noch eine ernste Frage für die menschliche Gesellschaft. Physische und psychische Ablenkung sollen sich ergänzen. Der Körper wie die Seele werden auf die Weise die nötige Erholung finden. Selbst die einfachsten gebräuchlichen Spiele und Vergnügungen verlangen großen Scharfsinn und vervollkommnen die körperliche Kraft und den starken Willen. Eine Partie Fußball oder Kricket ist eine vorzügliche Gelegenheit, um persönliche Eigenschaften zu entwickeln. Die Annalen der großen öffentlichen Schulen zu Eton, Harrow, Winchester zeigen uns, daß die Meister der Spielplätze später im Leben die besten Führer geworden sind.

Hierin liegt die wahre Ursache, warum der Sport einen so hervorragenden Platz nicht nur in der Jugend, sondern auch in der späteren Lebenszeit einnimmt. Die Engländer sind zu praktisch, um so viel Zeit für Vergnügungen aufzuwenden, wenn nicht andererseits ein großer Vorteil darin läge. Denn nichts ist bei ihnen zufällig und nichts nutzlos.

XI. Künstler des Lebens.

Hierzulande ist das ‚ungefähr‘ ein unbekanntes Wort, und das ‚zufällig‘ vollständig verbannt. Man tut nichts ohne Vorbedacht. Die geringste Handlung hat einen Zweck, wenn nicht unmittelbar, so doch mittelbar, und selbst die Zerstreuungen und unbedeutenden Kleinigkeiten bringen schließlich Nutzen.

Hievon geben uns die Abende in Gibraltar den besten Beweis. Diners, Gesellschaften, Repräsentationen aller Art folgen sich beständig. Des Vergnügens halber, vielleicht mehr noch aus Pflichtgefühl, führen die Familien offenes Haus. Obgleich nicht förmlich verlangt, so wird doch als selbstverständig angesehen, daß von freigebig besoldeten Offiziersmenagen Höflichkeiten erwiesen werden. Der Gouverneur, der eine reizende, von blühenden Gärten umgebene Wohnung inne hat, gibt, allen voran, das gute Beispiel. In seinem offenen Hause sind Ansässige wie vorübergehend Fremde beständig eingeladen.

Die Familie des geringsten Subalternen wird, wenn sie keine größeren Ausgaben machen kann, doch den Kameraden zu einer Tasse Tee bitten. Denn die Hauptsache liegt nicht in dem, was angeboten wird, sondern in der Vereinigung. Dadurch gestaltet sich das soziale Leben selbst auf einer Klippe nicht nur erträglich, sondern sehr angenehm. Schon die Römer wußten von diesem Gesichtspunkt aus das Dasein für ihre Legionen auch in den verlorensten Weltwinkeln sehr anregend zu gestalten.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mich eingehend darüber zu äußern*, wie erstaunlich sich die Mittel und Methoden dieser beiden kolonisierenden Mächte gleichen. Die Analogie ist besonders auffallend, weniger bezüglich der Waffenmacht als der moralischen Überlegenheit. Dank einer hohen Kulturstufe fühlten sie sich überall daheim, indem sie in alle Weltteile ihre eigenen Gebräuche, Gewohnheiten und Ideen trugen. Ihrer intellektualen Übermacht verdankten sie ihre Weltherrschaft.

Vom soziologischen Standpunkt aus betrachtet ist es ebenso interessant wie instruktiv, die vielerlei besonderen Sitten und unzähligen Vereinbarungen zu beobachten, worauf, wie auf einem unbeweglichen Felsen, das öffentliche wie das Privatleben in England aufgebaut ist. Alles ist vorbedacht, jedes Verhältnis überlegt, die unbedeutendsten Äußerungen studiert, bis zu dem Grade, daß die Maßnahmen und Gebräuche mechanisch geworden sind. Man steht auf, ißt oder arbeitet, man amüsiert sich, geht zur Ruhe, alles zur gleichen Stunde im ganzen Reich. Die Ausnahmen — denn notwendigerweise muß es deren geben — sind im Vergleich hiezu so wenig zahlreich und haben vor allem so geringe Wichtigkeit, daß sie gar nicht mitzählen. Die Masse, das Land als solches, ist einig in den großen wie in den unbedeutendsten Handlungen.

XII. Exzentrizitäten.

Jeder Fremde wird natürlicherweise überrascht durch nicht wenige nationale Einrichtungen, englische Exzentrizitäten, die für die kontinentale Heiterkeit ein unerschöpfliches Thema bilden. Sicherlich erscheinen eine ganze Anzahl von Gebräuchen im höchsten Grade sonderbar, ehe man Gelegenheit hatte, sie auf ihren sehr praktischen Beweggrund hin zu untersuchen. Selbst die Frage der Höflichkeit oder vielmehr der englischen Nachlässigkeit wird beinahe stets falsch ausgelegt. Man ist leicht verletzt dadurch, daß der Engländer

* Die Römer in Afrika. 1910. Die Kultur.

keine Notiz von ihm unbekannten Personen nimmt. Er bemüht sich nicht im geringsten, überflüssige Liebenswürdigkeit zu bezeigen; würde sogar als ‚Gashing' angesehen werden, wollte er unnötigerweise seine Dienste anbieten oder Höflichkeitsphrasen aussprechen. Auf der Straße, in einem Verkaufslokal, dem Hotel oder der Eisenbahn gilt es als unendlich viel höflicher, gar keine Notiz von seinem Nachbarn zu nehmen und sich möglichst unbemerklich zu machen, als ihn mit tausenderlei nicht verlangten Aufmerksamkeiten zu belästigen oder mit zahllosen und meist indiskreten Fragen zu bestürmen.

Das Dasein des Nächsten erleichtern, ist die Tendenz englischer Sitten und Gewohnheiten. Die Höflichkeit verlangt weniger die äußerlichen Manifestationen als die Feinheit des Gefühls. To be never personel ist einer der Ratschläge der Anstandsgesetze, nie eine ungeschickte Frage zu stellen, nie in eine Familienangelegenheit sich zu mischen, jeden Gegenstand, bei dem die Meinungen und Interessen zu verschieden sein könnten, zu vermeiden. Dann aber, wenn es wirklich gilt, seinem Nächsten einen Dienst zu leisten, dies aus gutem Herzen zu tun.

Es ist im allgemeinen so leicht, seinen Nebenmenschen Freude zu machen, und anstatt ihnen Hindernisse in den Weg zu legen, ihre Bemühungen zu erleichtern. The human kindness fordert das, und dieses Wohlwollen ist ein sozialer Maßstab. Hat man nicht die Gabe, aus Tugend gut zu sein, so müßte man es wohl aus Überlegung werden. Es ist so viel nützlicher, gut als schlecht zu sein; man erreicht damit viel mehr im Leben.

In der berühmten, bewundernswert verfaßten Korrespondenz von Lord Chesterfield ist das Gesamtempfinden des Volkes ausgedrückt. Selbst die Flegelhaftesten und auch jene, die sehr oft durch das Gegenteil sündigen, wissen danach wenigstens, was sie tun sollten. Diese Weisungen des großen Lebenspsychologen sind im geringsten Weiler populär. Jedermann bemüht sich möglichst, ein vollkommener gentleman zu sein oder zu scheinen, überhaupt immer und überall gentle zu sein.

Die Anglomanie, diese sonderbare in der ganzen Welt verbreitete Mode, hat dem Wort eine ganz falsche Deutung gegeben. In der kontinentalen Auffassung ist es beinahe oberflächlich geworden, der Sinn nahezu gegenteilig von seiner ursprünglichen Bedeutung. Anstatt innere Eigenschaften des Menschen zu bezeichnen, begnügt man sich, die rein äußeren Formen darunter zu verstehen. Man bildet sich ein, daß der vollkommene gentleman, der nach neuester Mode gekleidet ist, mit oder ohne Geld, in gleicher Weise verschwenderisch, bei den Rennen spielt, seine Freunde ausplündert, ruhig die sieben Hauptsünden begeht, und anstatt sich dessen zu schämen, noch mit seinen Lastern prahlt.

XIII. Der praktische Sinn.

Glücklicherweise ist der englische Commonsens zu entwickelt, um als leitendes Element solch ungesunde und gefährliche Typen zuzulassen. Wenn es dergleichen Tagediebe gibt, wie überall auch anderswo, so verlieren sie sich in der emsigen Menge. Man läßt sie gewähren, aber man ist weit entfernt, sie zu bewundern. Merkwürdigerweise ahmen die Anglomanen stets die Mängel

anstatt die Tüchtigkeit nach; was sie erfassen, sind die geringen Seiten, statt der großen Eigenschaften. Über solch lächerliche Bestrebungen macht sich das Volk selbst zu allererst lustig. Es ist ganz unverständlich, daß Leute von angesehener Stellung in ihrem eigenen Lande sich bemühen, wie englische Commis voyageurs auszusehen. Italienische Prinzen, deren Namen auf den Blättern der Geschichte eingezeichnet stehen, Granden von Spanien, deren Vorfahren den Ruhm des Landes begründeten, oder reichsunmittelbare Herren des Kaiserreiches betrachten sich als größer, indem sie Mr. Johns oder Mr. Smith oder sonst einen bescheidenen, unbekannten Bürger des großen Britenreiches nachahmen. Diese Tatsache wäre sonderbar und selbst unbegreiflich, wenn sie nicht irgend eine tiefe Wahrheit enthielte, die wir freimütig bemerken wollen. Wenn sogar die vornehmsten Herren des Auslandes Mr. Johns oder Mr. Smith nachzuahmen suchen, so müssen sie ihre Erscheinung, ihre Art und Weise, ihre Gebräuche, kurz das ganze Leben, wie es sich auf der großbritannischen Insel abspielt, ihrem eigenen überlegen finden. In mancher Beziehung werden sie recht damit haben. Der Glanz der italienischen Palazzi ist imponierend, in Spanien die Grandezza der großen Bauten von stolzestem Ansehen; das Herrschaftliche eines alten Palastes zwischen Hof und Garten von St. Germain unvergleichlich — aber das geringste englische Landhaus übertrifft sie an wahrem Komfort. Warm- und Kaltwasserleitungen, Ventilation, Zentralheizung, Kanalisation, alles, was man bedarf, ist aufs vollkommenste eingerichtet; — an Ausschmückung, Luxus und Überflüssigkeiten wird erst danach gedacht, während auf dem Kontinent meist das Gegenteil der Fall ist. Man fängt mit Äußerlichkeiten an und vernachlässigt dann leider die innere Einrichtung. Ist es daher nicht die natürliche Folge, daß man sich nie wirklich zu Hause fühlt?

Man könnte viel von dem Leben, das da geführt wird, sagen: es ist weder leicht noch angenehm. Lieber gibt man nach außen hin aus als für seine Annehmlichkeit im Hause. Wegen eines Aufwandes, der von der Welt bemerkt wird, macht man bei sich Ersparnisse. Um allerlei Unnützes zu bezahlen, werden die notwendigsten Dinge geopfert. Ist es da nicht natürlich, wenn diese enormen Gebäude nichts Anziehendes bieten? Leer und unbewohnt machen sie tatsächlich den Eindruck von prunkvollen Mausoleen. Dem englischen Heim aber gibt die Art des Lebens, das sich vor uns abspielt, mit seinen tausend Bedürfnissen seine Gediegenheit. Die Reichhaltigkeit des Tisches, der Luxus der Wäsche, eine verschwenderische Blumenfülle, reichlich zur Verfügung stehende Dienstboten, der allgemein behagliche Ton — alles das macht einen viel tieferen Eindruck als die etwas theatralische Pracht des europäischen Festlandes oder das kindische Vergeuden der Vereinigten Staaten.

XIV. Die Anglomanie.

Wird die englische Art, wie schon früher bemerkt, nachgemacht, so geschieht es leider meist in verkehrter Weise. Einige gefällige Nebensächlichkeiten werden ohne Überlegung angenommen, während die wichtigsten Hauptsachen unbeachtet bleiben. Man läßt die Wohnung im Stile Queen Anne oder

Adams herrichten, die Möbel von London kommen, die Diener mit gepuderten Haaren bedienen, aber die Verhältnisse und Bedingungen des umgebenden Volkes bleiben natürlich unverändert. Mit den Möbeln kann die kulturelle Atmosphäre des Ursprungslandes nicht übertragen werden, und die Dienerschaft in britischer Verkleidung benimmt sich linkisch. Kurzum, die beste Kopie ist eine verfehlte. Die schönsten, so nach englischem Muster travestierten Herrschaftswohnungen machen einen kindischen und lächerlichen Eindruck.

Was wirklich bewunderswert an persönlichen und sozialen Kundgebungen in England ist, beruht nicht in den Einrichtungen und Gebräuchen, sondern in den Regeln. Wichtiger ist die Auffassung als die Form. Hauptsächlich unter diesem Gesichtspunkte findet die Berührung zwischen Gleichgestellten oder Höheren und Niederen statt und das ist die Ursache der vollkommenen Leichtigkeit, welche an offiziellen Orten, Bureaus, Kasernen oder wo immer im Mutterlande und in den Kolonien herrscht. Aber die Art dieser Leichtigkeit kann, wie gesagt, nicht nachgemacht, sie muß nachempfunden werden.

Das Gefühl der Verfeinerung gestaltet allem nach die Existenz auf dem Felsen von Gibraltar besonders angenehm. Diese vollendete Gewandtheit, zugleich nachlässig erscheinend, wirkt höchst anziehend. Jedermann ist vollständige Freiheit garantiert, denn man kann sicher sein, daß niemand dieselbe mißbrauchen wird; aus diesem Grunde fühlt man sich wohl unter der englischen Flagge. Hierin beruhen die großen Vorzüge und charakteristischen Eigentümlichkeiten der angelsächsisch-sozialen Verhältnisse. Allerdings resultieren sie aus einer sehr langen Entwicklung; man könnte sie die Kristallisation der nationalen Eigenart nennen.

Kultur im wahrsten Sinne des Wortes ist die Frucht des Nachdenkens von vielen Generationen. Gewissermaßen ein organischer Prozeß, der sich unbewußt weiterentwickelt. Jeder Tag bringt eine kleine Zugabe. Jede Epoche bildet sich und gestaltet sich wieder um. Neue Manifestationen machen sich beständig bemerkbar. Innere wie äußere Zustände spiegeln die Seele des Landes wider durch alle Zeitalter: von der Jugend, der Reife bis zu der Stunde, mit der das Alter kommen wird. Jede Epoche einer langen nationalen Existenz hat ihre eigene geistige Entwicklung, eine eigene Zivilisation. Eine diesbezügliche Zergliederung würde zu weit führen. Wichtig bleibt nur, die Übertragung der britischen Zivilisation zu beleuchten. Daß wir ihr in allen fünf Weltteilen begegnen, ist ein Beweis, wenn auch vielleicht nicht ihrer Überlegenheit über alle andern, so doch des größten Anpassungsvermögens ihrer Kraft. Denn wer auch prinzipiell den englischen Grundsätzen nicht folgen will, in der Ausführung tut er es sehr gewissenhaft. In der ganzen Welt nähert man sich mehr und mehr, oft unbewußt, einzelnen ihrer Einrichtungen. Vor allem im Erziehungswesen werden immer mehr jene überseeischen Methoden angenommen. Auch die Freiheit in der Berufswahl ist eine viel größere dank ihrer demokratischen oder, besser gesagt, praktischen Richtung. Der Vornehmste kann sich geschäftlich betätigen, Künstler werden oder irgendwelchen Beruf ergreifen, der ihm am meisten zusagt. Das Leben im allgemeinen wird dort besser verstanden. Man realisiert ungebundener seinen wirklichen Wert und opfert weniger leicht

seine Existenz reinen Vorurteilen. Jeder sucht seine Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Dank dieser seltenen Erkenntnis sind sie zu der weisen, oft geäußerten Schlußfolgerung gekommen: Every body must lead his own life*.

Dieses Sprichwort resümiert gewissermaßen die Essenz der ganzen englischen Weltanschauung. Der Sohn Albions, wenn schon sehr diszipliniert, sichert sich gleichwohl seine Eigenart. Und gerade weil er sich ebenso der Vernunft wie den sozialen Regeln unterordnet hat, bewahrt er sich volle Freiheit. Weil er genau die Grenzen seiner individuellen Rechte kennt, wird er sich nie in den Bereich anderer eindrängen, wenn nicht aus Nächsten- so doch aus Eigenliebe. Die Selbstachtung ist einer der entwickeltsten Charakterzüge dieses Volkes. Hierin liegt zugleich der wirksamste persönliche Schutz, wie der kräftigste soziale Zügel.

Jedoch vom ‚self respect' zum ‚self consciousness' ist es nur ein Schritt, und so sehen wir beinahe immer die große Tugend der Selbstachtung das rechte Maß überschreiten und zur Selbstüberhebung degenerieren.

XV. Charakterbildung.

Dieser den Kindern John Bulls charakteristische Eigendünkel macht sie in erster Linie so wenig sympathisch. Überdies ist solches Selbstgefühl von einer angeborenen Zurückhaltung begleitet, die den Eindruck vollendetster Eingebildetheit macht. Daher verstehen wir, wenn jene Leute nicht anziehend wirken, und daß man erst nach näherem Eingehen sich an manche einfache Lächerlichkeiten gewöhnt und durch besseres Kennenlernen ihrer ernsten Eigenschaften die harmlosen Mängel verzeiht.

Einzelne dieser Eigenheiten kann man selbst lieben lernen, denn es gibt darunter solche, die sogar nützlich sind und somit ihre volle Berechtigung haben. Dadurch, daß man z. B. nicht genötigt ist, sich vorstellen zu lassen, werden manche unangenehme Bekanntschaften vermieden. Im Hause bei Freunden steht es jedem frei, sich ohne Namenbenennung mit jedermann zu unterhalten. Für Fremde scheint es sonderbar, daß man sich während einer ganzen Woche Aufenthaltes in einem Schlosse nur im Augenblick der Ankunft und der Abreise die Hand reicht. Die Etikette bei Tische ist dagegen außerordentlich streng. Einen Zahnstocher benützen, würde sehr übel vermerkt werden, das Wort an sein Gegenüber schräg über den Tisch zu richten als schlechte Form gelten, und die gebrauchte Serviette darf nach beendeter Mahlzeit nie wieder auf das Tischtuch gelegt, sondern muß auf den Stuhl oder den Boden geworfen werden.

Die konventionellen Formen werden nirgends mit größerer Strenge beobachtet als in den öffentlichen Schulen. Die Jugend bildet in diesen bemerkenswerten Anstalten eine Welt für sich. Die Studierenden haben eine Gesetzgebung, die, obgleich nicht geschrieben, doch ebenso verpflichtend ist; sie entwickelte sich gleichsam unbewußt während der Jahrhunderte. Der Sohn eines Herzogs muß sich den selben Vorschriften unterwerfen wie derjenige des bescheidensten Bürgers; er muß blind seinen Klassenvorgesetzten gehorchen. Jeder neueintretende Schüler hat dem älteren Famulusdienste zu erweisen. Der ‚Fagging',

* Jeder soll sein eigenes Leben gestalten.

dieses im Gymnasiumsleben so charakteristische Servitut, nötigt den Reichsten, seinem armen Vorgesetzten zu dienen, und Mißvergnügen darüber zu zeigen, würde von seiten des ‚Fag' als eine Äußerung von schlechtestem Geschmack angesehen werden. Er soll sich mit Anmut unterwerfen, wie anderseits der jugendliche Master nie seine unumschränkte Autorität zu fühlbar werden lassen darf.

Der Umgang mit dem Nächsten wird auf diese Weise im zartesten Alter schon gelernt, gleichsam eingeimpft. Man bekommt eine ausgezeichnete Kenntnis der menschlichen Natur, noch mehr — man lernt sich selbst kennen. ‚To find his own level' seinen eigenen Wert zu finden, wie wir so oft wiederholen hören, ist der größte Vorzug der öffentlichen Erziehung des Engländers. Wenn er auch während dieser Jahre etwas weniger wissenschaftlich gelehrt wird, so hat er andererseits um so mehr an sonstigen nützlichen Kenntnissen gewonnen. Und gerade um dieses großen Vorteils willen wird der Jugend in England mehr Muße gegeben als irgendwo anders. Man läßt ihr Zeit zu ihren Spielen und Unterhaltungen. Die berühmten Regatten und vor allem der jährliche Kricketmatsch zwischen Eton und Harrow, der sich in London abspielt, nehmen den Umfang wahrer Nationalereignisse an.

XVI. Collegeleben.

Alles das dient dazu, gute Eigenschaften zu entwickeln und den Charakter zu bilden. Übrigens sind weniger das Spiel an sich als die dabei angewendeten Fähigkeiten von Wichtigkeit. Der Knabe, der die Stellung an der Spitze des bekannten Eleven* erreicht hat, wird zweifellos auch später im Leben höherstehen. Schon in der Kindheit eine hervorragende Position zu erringen, seinen Kameraden zu imponieren und ihre Achtung zu gewinnen, beweist mehr Tüchtigkeit und Überlegenheit, als eines Tages ins Parlament berufen zu werden. Im späteren Leben helfen äußere Umstände, soziale Stellung, das Geld oft ganz beträchtlich mit, durchzudringen; in der Welt des Kindes sichern nur persönliche Eigenschaften die Oberherrschaft.

Und daß dieselben bei jedem Kinde entwickelt werden können, ist der große Vorzug der englischen Colleges. Welches auch die Anlage eines Schülers sei, er wird immer Chance haben, sie geltend zu machen, zudem wird er Gelegenheit finden, den beim Verlassen der Schule zu wählenden Weg zu erkennen. Wie schon gesagt: Während der scheinbar so sorglosen und einfachen, aber im Grunde eigentlich recht komplizierten und bewegten Schulzeit hatte der Zögling vielerlei Möglichkeiten, sich selbst mit seinen Schwächen und Vorzügen kennen zu lernen. Der geringste Fehler wird schnell von den Mitschülern entdeckt und grausam gezüchtigt. Charakterschwächen, wie Verstecktheit, Neid, Lüge, werden am wenigsten geduldet. Wenn je ein Schüler sich einen fremden Gegenstand aneignen sollte, so müßte er, durch die allgemeine Verachtung gezwungen, die Schule verlassen.

Die Jugend ist immer sehr streng. Nicht die härteste Strafe des Lehrers kann so züchtigen, wie die unerbittliche jugendliche Grausamkeit. In diesem

* Die Elf Teilnehmer an jeder Seite des Spieles.

Alter werden Mitleid und Verzeihung kaum ausgeübt. Zahn um Zahn, Auge um Auge wird in dem arkadischen Urteil verlangt. Die Engländer haben erkannt, daß der beste Erzieher der Jugend sie selbst ist und die einzige erfolgreiche Erziehung bei gemeinsamem Leben erreicht wird. Der beste Professor wird nicht das lehren können, was die Praktik vermag. Persönliche Erfahrung ist der wahre Lehrer der Menschheit.

In ihr beruht der größte Vorzug der englischen Pädagogik. Darum werden die englischen Knaben auch ausnahmslos aus allen Gegenden des Landes oder entfernten Besitzungen in die großen Erziehungsinstitute geschickt. Man könnte sie ebensogut anderswo unterrichten, sie würden vielleicht bessere Examen machen und ihr Latein vollkommener gelernt haben, aber nie könnten sie sich in derselben Weise allgemein bilden und in ihrer ganzen Kraft entwickeln, nie sich besser vorbereiten und wirkungsvoller wappnen, um in die Welt hinauszutreten und den Kampf mit dem Leben aufzunehmen.

Die Schulen sind zwar verschieden, aber das System bleibt dasselbe. Überall herrschen die gleichen Gewohnheiten, überall ist das Kind der gleichen moralischen Zucht unterworfen. Denn allem nach ist es gerade das Betragen oder vielmehr das während der Erziehungsjahre erworbene innere Gleichgewicht, welches eines Tages nicht nur zu eigener Befriedigung, sondern auch zu allgemeinem Nutzen dient durch Gewinnung eines klareren Bewußtseins des eigenen Wertes im Vergleich zu anderen und einer bestimmteren Erkenntnis dessen, was man von sich selbst und von der Welt im allgemeinen erwarten kann. Eine auf diese Weise vorbereitete Jugend wird gewiß Erfolg im Leben haben. Unter so vielen Schattenseiten bei der Erziehungsmethode auf dem Kontinent ist eine der größten, daß die Jugend ohne die geringste praktische Allgemeinbildung in die Welt tritt, und daher ist es nicht zu verwundern, daß sie erst nach manchen Prüfungen und vielerlei trüben Erfahrungen auf den rechten Weg gelangt.

Im Gegensatz hiezu ist die zweckmäßige Leitung der große Vorzug der englischen Schulen. Bildung, Erziehung, Unterricht sind, obgleich oft verwechselt, drei ganz verschiedene Zweige. Charakterformung beruht hauptsächlich auf einer Zügelung des Temperaments im allgemeinen, Erziehung soll die Verfeinerung der Seele bezwecken und Unterricht den Geist kultivieren. Der Vorteil des Schullebens beruht in seiner Beschaffenheit. Deshalb vollendet der Prinz von Wales seine Studien in der Schule von Osborne wie jeder andere Zögling ohne jegliche Bevorzugung, ebenso mit einem Schilling Taschengeld in der Woche. Gerade diese vollständige Gleichstellung wird ihn günstig entwickeln. Er kann wohl die Krone seines Vaters erben und einstens König sein, aber nur, indem er die Wandelbarkeit des Lebens kennen lernt, wird er ein Mann werden.

(Schluß folgt.)

Kleine Bausteine

Eine unbekannte Operndichtung Richard Wagners / Von Eugen Schmitz

Zu Richard Wagners ‚Gesammelten Schriften und Dichtungen‘ erschienen unlängst zwei Nachtragbände* mit wichtigen Ergänzungen, worunter sich zwei bisher nicht zugängliche Operndichtungen aus des Meisters Jugendzeit befinden. Die eine von ihnen, das ‚Liebesverbot‘, ist zwar in der Wagnerliteratur schon verschiedentlich ausführlich besprochen worden, allein trotzdem bietet natürlich die Bekanntschaft des vollständigen Originals großes Interesse. Als absolutes Novum dagegen erscheint die andere: die zweiaktige Spieloper ‚*Die glückliche Bärenfamilie*‘, die Wagner im Herbst 1837 während seiner Tätigkeit als Musikdirektor am Theater in Riga entworfen hatte. Von der Existenz dieses Werkes wußte man bis vor kurzem nur durch zwei Bemerkungen in Wagners ‚Autobiographischer Skizze‘ und seiner ‚Mitteilung an meine Freunde‘. Wagner schreibt hier (Ges. Schr. I. 12) nämlich: ‚Im Herbste dieses Jahres (1837) ging ich nach Riga . . . ich fand da vortreffliche Mittel für die Oper versammelt, und mit vieler Liebe ging ich an die Verwendung derselben. Mehrere Einlagen in Opern sind für einzelne Sänger in dieser Zeit von mir komponiert worden. Auch machte ich den Text zu einer zweiaktigen komischen Oper: „Die glückliche Bärenfamilie“, wozu ich den Stoff aus einer Erzählung aus Tausendundeiner Nacht entnahm. Schon hatte ich zwei Nummern daraus komponiert, als ich mit Ekel inne ward, daß ich wieder auf dem Wege sei, Musik à la Adam zu machen; mein Gemüt, mein tieferes Gefühl fanden sich trostlos verletzt bei dieser Entdeckung. Mit Abscheu ließ ich die Arbeit liegen.‘ — Diese Notiz ergänzt Wagner später in der ‚Mitteilung‘ (Ges. Schr. IV. 257) durch die Bemerkung, er habe in seinem Operntext die ‚drollige Erzählung‘ des altarabischen Originals ‚mit gänzlicher Modernisierung des Stoffes‘ wiedergegeben. Daß diese ‚Modernisierung‘ in der Verlegung der Begebenheit in die Gesellschaftssphäre der französischen Revolutionszeit bestanden habe, war ebenfalls bekannt geworden, und dies hat zu der irrtümlichen, auch in meinem kleinen Wagnerbuch (in der Quelle-Meyerschen Sammlung ‚Wissenschaft und Bildung‘) vertretenen Auffassung verleitet, es handle sich bei der ‚Glücklichen Bärenfamilie‘ um eine ‚Revolutionsoper‘ etwa in der Art der durch Aubers ‚Stumme von Portici‘ inaugurierten und von Wagner selbst bereits im ‚Liebesverbot‘ betretenen, aus den politischen Stimmungen der Julirevolutionszeit geborenen Richtung. Daß dies in Wahrheit keineswegs der Fall, sondern die ‚Glückliche Bärenfamilie‘ eine gänzlich unpolitische, nur durch einen Seitenhieb auf den übertriebenen Adelsstolz der französischen Emigrés — und natürlich nicht nur dieser — gewürzte heitere Spieloper sei, ersah man erstmalig aus der eingehenden

* Verlag Breitkopf und Härtel. Preis zusammen 10 M.—. Ausstattung und Editionstechnik sind rühmenswert. Wagnerfreunde seien dringend auf diese höchst wichtige Neuerscheinung aufmerksam gemacht.

Inhaltsangabe des Textes, die Wagner in Band I des neuen Memoirenwerks ‚Mein Leben' bringt: ‚Eine originelle Erzählung aus „Tausendundeiner Nacht",' schreibt er hier, ‚. . . wenn ich nicht irre „Männerlist größer als Frauenlist" betitelt . . ., gab mir das Sujet. Aus Bagdad verlegte ich die Handlung in unsere Zeit und modernes Kostüm.' Ein junger Goldschmied reizt die Empfindlichkeit einer Kundin durch die auf seinem Ladenschild angebrachte oben erwähnte Devise. Die Gekränkte stellt sich in seinem Verkaufsladen ein und klagt dem von ihrer Schönheit hingerissenen Juwelier, daß ihr Vater, der sie sorgfältig verwahrt halte, jedem Bewerber seine Tochter als ein häßliches Ungeheuer schildere, wie sie vermute, lediglich um die Aussteuer zu ersparen. Der junge Mann, in rascher Liebe entbrannt, gelobt, sich durch diesen törichten Einspruch nicht abschrecken zu lassen. Er bringt seine Werbung bei dem ihm als Vater bezeichneten Baron von Abendthau an, und erkennt zu spät, nachdem der Ehekontrakt bereits unterzeichnet ist, daß er das Opfer einer Täuschung wurde: seine erkorene Braut Aurora ist nämlich wirklich das geschilderte bucklige, schielende, glatzköpfige Scheusal, während die Schöne, die er in seinem Laden kennen lernte, sich nun als Leontine, eine entfernte Verwandte des Hauses Abendthau entpuppt und die ganze Schale ihres Spottes über den Überlisteten ausgießt. — Soweit folgt Wagner dem arabischen Original; die Herbeiführung der Lösung bringt er nun durch eine neue Wendung: der verzweifelte Juwelier findet nämlich plötzlich in einem durchziehenden Bärenführer seinen verschollenen Vater wieder und bestellt ihn in den Garten, wo die unglückselige Verlobung gefeiert werden soll. ‚Nachdem nun', schildert Wagner, ‚vor feierlicher Versammlung einer Gesellschaft, die ich mir etwa aus der Elite der adelstolzesten französischen Emigrés zur Zeit der Revolution bestehend dachte, ein Ehekontrakt verlesen worden ist, in welchem der junge Mann sich allerhand ersonnene Adelstitel beilegt, wird plötzlich die Pfeife des Bärenführers gehört, welcher mit dem tanzenden Mutz den Garten betritt. Bereits unwillig über diese triviale Belustigung, gerät die Gesellschaft in staunende Entrüstung, als der Bräutigam nun seinem Herzen die Zügel schießen läßt und dem Bärenführer mit Freudentränen um den Hals stürzt, ihn laut als seinen wiedergefundenen Vater begrüßend. Das Entsetzen der Umgebung steigert sich aber noch, als der Bär selbst den vermeintlichen Mann von altem Adel umarmt; denn dieser ist sein leiblicher Bruder, welcher, nachdem der Kapital-Bär gestorben war, im Fell des Verlorenen die Fortsetzung des einzig den Verarmten übrig bleibenden Gewerbes ermöglichte.' Die offenkundige Entdeckung solch niederer Herkunft des Bräutigams löst sogleich die Heirat und die sich durch Männerlist besiegt erklärende Leontine beglückt den Befreiten durch ihre Hand. —

Nach dieser Inhaltsangabe erkennen wir in dem Stoff ein bereits früher in der Operngeschichte verwertetes Sujet. Das erwähnte Märchen aus ‚Tausendundeiner Nacht' liegt nämlich auch dem 1761 erschienenen französischen Singspiel ‚Le Cadi dupé' von Lemonnier, das außer von Monsigny auch von Gluck vertont wurde und die wohl erfolgreichste Buffooper dieses Meisters gewesen ist, zugrunde. Es ist gewiß nicht ohne Interesse, dem jungen Wagner hier auf

den Bahnen seines großen Vorgängers zu begegnen. Gekannt hat er dessen Werk wohl schwerlich; sonst wäre er vielleicht zu der Überzeugung gekommen, daß sich aus dem Sujet doch auch noch mehr herausholen läßt als ‚Musik à la Adam'. Der Gesichtspunkt, unter dem Wagner die Arbeit an dieser Oper in Angriff nahm, war der, zunächst einmal ein Werk zu schaffen, das bezüglich der Aufführungsansprüche sich den Verhältnissen eines kleineren Theaters anpaßte. Bei seinem als ‚Große komische Oper' bezeichneten ‚Liebesverbot' hatte er sich dieser notwendigen Zurückhaltung noch nicht unterworfen; hier hatte ihm bei der Konzeption mehr oder minder bewußt das Milieu der Weltopernbühnen, speziell — wie den jüngst bekannt gewordenen Briefen von Th. Apel zu entnehmen ist — bereits das der Pariser Grande opéra vorgeschwebt. Darum mußte die einzige Aufführung des Werkes mit den beschränkten Mitteln des Magdeburger Stadttheaters zu einer Enttäuschung führen. Der Entwurf der ‚Bärenfamilie' erscheint also demgegenüber zunächst als beachtenswertes Zeugnis der zunehmenden praktischen Erfahrung Wagners in Theaterdingen. Das Werk ist ganz im Stil einer einfachen Spieloper mit Dialog angelegt. Ein Chor und Ensemble der Kunden in des Juweliers Laden leitet ein; daran schließt sich ein Duett zwischen Leontine und Julius (dem Juwelier), das die Intrigue einfädelt. Eine Verwandlung führt ins Haus des Baron Abendthau; nach einer längeren Dialogszene zwischen ihm und seinem Diener Anastasius, die der Charakterisierung dieser beiden Typen sowie der der ominösen häßlichen Tochter dient, bringt in einem Terzett Julius vor dem erstaunten Vater und noch erstaunteren Diener seine Werbung an, und darauf folgt alsbald das Finale mit dem Abschluß des Ehekontrakts und der fatalen Überraschung, die zu einem echten, belebten Buffoensemble führt. An der Spitze des zweiten Akts steht eine Verzweiflungsarie des Julius, dann folgt nach einem die Situation klärenden Dialog zwischen ihm und Leontine ein Duett, das die unverhofft rettende Erscheinung des Bärenführers bringt. Verwandlung. Herrn v. Abendthaus Garten. Anastasius und die Diener schmücken den Platz zur Verlobungsfeier; dabei singt ersterer ein Couplet (!) mit dem Refrain: ‚Denn ohne Heirat weiß man schon, ist's heutzutag' nicht abgetan!', das interessante stoffliche Verwandtschaft mit der Romanze des Gernot aus den ‚Feen' aufweist: es behandelt nämlich wieder die bekannte Sage von der Verwandlung der Schönheit eines Weibes in Häßlichkeit durch Wechsel eines Zauberrings. Nach kurzem Dialog zwischen Abendthau und den Dienern beginnt das große Finale, in dem sich die bereits geschilderten, den Konflikt lösenden Ereignisse vollziehen, und das mit seinen tollen Überraschungen wieder als richtiges Buffostück erscheint. — Der Aufbau des Ganzen zeigt, wie man sieht, entschiedenen Blick für Bühnenwirkung; die Führung der Situation verrät gesunden Witz und ist dabei frei von jener beabsichtigten Frivolität, die den Text des ‚Liebesverbotes' ungleichwertig macht. Im Versemachen ergeht sich Wagner freilich teilweise noch mit einer recht saloppen Ungeniertheit, wie etwa der Schlußchor der enttäuschten Verwandten zeigt:

Hans Holbein d. J./Kreuzigung.
(Entwurf für ein Glasfenster)

Albrecht Dürer/Auferstehung Christi.
(Kupferstich-Passion)

Ha! was mußten wir erleben,
Die Blamage ging zu weit;
Einen Irrtum hat's gegeben,
Wer's nicht glaubt, ist nicht gescheit.

Das sind noch Nachwehen aus der ‚Liebesverbot'-Zeit. Daneben stehen aber Partien von wirklich originellem groteskem Witz; die Diktierung des Ehekontrakts durch den adelsstolzen Herrn von Abendthau und den ihn keck persiflierenden Julius möge als charakteristischestes Beispiel hier folgen:

Abendthau
(diktierend):

Ich, der Freiherr von Abendthau,
Remigius, Cäsar, Balthasar,
Deß erster Ahn im Nebelgrau
Der Vorzeit schon geboren war;
Deß fernere Ahnen, an der Zahl
Einhundertsiebenzig und acht,
In meinem Stammbaum allzumal
Bei Nam' und Alter angebracht —
Verlobe jetzt mein einzig Kind,
Erzeugt in unbefleckter Eh'
Mit Angela von Kühlenrind,
Freiherrin von Trompetensee.
Die Tochter dann, Eugenia
Aurora, Freiin Abendthau,
Zu wissen sei es fern und nah,
Geb Herrn von Wandrer ich zur Frau.

Julius
(ebenfalls diktierend):

Ich, Wandrer, Herr von Wandersfeld,
Albertus, Richard, Julius*,
Deß erster Ahn, ein großer Held,
Vor Christo sich noch finden muß,
Daß fernere Ahnen, an der Zahl
Einhundertsiebenzig und neun,
Mir zwar entfallen allzumal,
Doch leicht zu finden werden sein —
Ich reiche hiermit meine Hand
Der Tochter des von Abendthau,
Aurora Eugenia genannt,
Mit Vorbedacht zur (sic!) Ehefrau.

usw.

* Mit der Wahl dieser Namen spielt Wagner scherzhaft auf reale Verhältnisse an. Julius hieß nämlich einer seiner Brüder, der sich in Paris als Juwelier ausgebildet hatte und wenige Jahre vorher nach langer Wanderschaft in die Heimat zurückgekommen war. Nach ihm nennt er seinen Goldschmied-Helden ‚Julius Wanderer' und gibt ihm noch den eigenen Vornamen Richard sowie den eines anderen Bruders, des Würzburger Opernsängers Albert Wagner.

Allzu große Ansprüche hinsichtlich der Sorgfalt des sprachlichen Ausdrucks darf man zwar auch hier nicht stellen, aber in dem Ganzen liegt doch ein Zug wirklich humorvoller Satire. Und in dieser satirischen Seite, der Persiflage auf den Adelsstolz der vornehmen Gesellschaft von Anno dazumal liegt überhaupt der künstlerische Schwerpunkt des Stückleins. Namentlich mit dem alten Baron Abendthau ist dem Dichter ein köstlicher Charakterkopf geglückt, dessen Zeichnung allerdings fast mehr im gesprochenen Dialog als in den zur Komposition bestimmten ‚Nummern' liegt. Die ausgezeichnet bühnengemäße Anlage und Führung der dialogischen Teile fand, wie die Memoiren berichten, sogar das besondere Lob des alten Theaterpraktikers Holtei, der damals die Direktion der Rigaer Bühne inne hatte.

Warum hat nun Wagner die Komposition des in vieler Beziehung doch so gut gelungenen Textes aufgegeben? Er sagt, wie wir sahen, weil er sich dabei ertappte, wieder Musik à la Adam, d. h. im Stil der ihm damals bereits zuwideren dekadenten französischen Spieloper zu machen. Nun hätte er ja aber auch seine Auffassung revidieren und versuchen können, dem Sujet auf andere Weise musikalisch näher zu kommen. Warum er das nicht tat, wird uns jedoch nun nach Bekanntschaft mit der vollständigen Dichtung klar, obwohl keine ausdrückliche Äußerung Wagners in diesem Sinne vorliegt. Dem scharfen Blick des geborenen Musikdramatikers konnte es nämlich keinesfalls entgehen, daß das Stück so, wie es sich ihm unter der Hand gestaltet hatte, der Musik eigentlich nur wenig dankbare Anhaltspunkte biete. Bei Glucks, wie erwähnt, das gleiche Sujet behandelndem ‚Cadi dupé' liegt der Hauptreiz der Musik in der originellen Schilderung des türkischen Lokalkolorits; das Werk gehört diesbezüglich zu der bekannten Gattung der ‚Türkensingspiele', die später mit Mozarts ‚Entführung' den künstlerischen Höhepunkt erreichte. Dieses musikalisch dankbare türkische Lokalkolorit hatte aber Wagner gerade durch seine Modernisierung ausgeschaltet; die dadurch gewonnene Möglichkeit der geschilderten Satire auf den Adelsstolz, die für ihn entschieden den literarischen Reiz der Arbeit ausgemacht hatte, erwies sich aber später bei der musikalischen Arbeit als unfruchtbar, denn mit solchen ‚intellektuellen' Momenten kann bekanntlich die durchaus auf Ausbeutung des ‚Gefühlsmäßigen' angewiesene Musik nichts anfangen. Wagner mußte also beim Beginn des Komponierens empfinden, daß er gerade der dichterisch anziehendsten Seite seines Textes musikalisch überhaupt nicht näherzutreten vermöge; so hätte sich ja dann allerdings jene ihn so bald anwidernde äußerliche Musikmacherei ‚à la Adam' als die einzig mögliche musikalische Behandlungsart von selbst ergeben.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in den angedeuteten Verhältnissen den wahren künstlerischen Grund des Verzichts auf Vollendung der ‚Bärenfamilie' suchen. Dazu kam noch ein äußerer Gesichtspunkt, den Wagner selbst in der ‚Autobiographischen Skizze' mit folgenden Worten umschreibt: ‚Die gänzliche Unmündigkeit des Theaterpublikums unserer Provinzstädte in bezug auf ein zu fällendes erstes Urteil über eine neue, ihm vorkommende Kunsterscheinung . . . brachte mich zu dem Entschluß, um keinen Preis an kleineren Theatern eine größere Arbeit zur ersten Aufführung zu bringen.'

Die ‚Bärenfamilie‘ hatte er ja aber gerade zu diesem Zweck in Angriff genommen; darum mußte die Arbeit bei seiner nunmehrigen Sinnesänderung auch das äußere Interesse für ihn verlieren. So stellt die ‚Bärenfamilie‘ den Abschluß der tastenden Jugendversuche Wagners dar; mit dem nächsten Werk, dem wenige Monate später in Angriff genommenen ‚Rienzi‘, beginnt bereits die Meisterzeit.

Noch einige Gedanken zur Frage des Frauenstimmrechts / Von Marguerite Hellin

Du choc des esprits jaillissent les idées. — Durch Vergleichung der beiden Studien von Frau Gnauck-Kühne über Staat und Frau (Mai-Nummer) und von Frau v. Nell über Frauenstimmrecht (August-Nummer) ergeben sich einige neue Gesichtspunkte, die vielleicht zur Klärung der Frage beitragen können. Daher seien sie hier in Kürze dargelegt.

Während E. Gnauck in ihrem Essay die Frage vom prinzipiell-theoretischen Standpunkt betrachtet, sind B. v. Nells Erwägungen rein opportunistischer Art. Dies zeigt sich schon beim Erörtern der Bedingungen, die der ganzen Frage zugrunde liegen. ‚Wer für die allgemeine, gleiche, geheime Wahl ist, der erklärt sie als ein Recht, das aus dem Naturrecht abzuleiten ist, als ein Menschenrecht.‘ Aus dieser ihrer Voraussetzung folgert Frau Gnauck streng logisch: Da die Frauen auch als Menschen geboren sind, muß ihnen das Wahlrecht zuerkannt werden. Demgegenüber will Frau v. Nell die im Deutschen Reich bestehende Wahlgesetzgebung nur als eine ‚in ganz vortrefflicher Weise dem Reiche angepaßte‘ — eine Auffassung, die sich übrigens keineswegs allgemeiner Anerkennung erfreuen dürfte! — gelten lassen. Von diesem rein praktischen Gesichtspunkt läßt sich nun kein Argument für oder wider das Frauenstimmrecht gewinnen, und daher begründet Frau v. Nell ihre ablehnende Haltung diesem gegenüber auf andere Weise: Die von Frau Gnauck verfochtene Theorie der Gleichwertigkeit von Mann und Frau, die eine Gleichberechtigung nach sich zöge, wird von ihr in höchst selbstloser Weise abgelehnt. Nicht nur die größere Körperkraft, sondern auch die größere Geisteskraft spricht sie dem Manne zu und folglich die Befähigung zu höheren Leistungen sowohl auf physischem wie auf intellektuellem Gebiet (S. 594—595). Zur Begründung dieser Auffassung dient der Hinweis darauf, daß in der ganzen Geistesgeschichte die Frauen den Männern keine ebenbürtigen Leistungen gegenüberzustellen hätten. Dies kann ja ohne weiteres zugestanden werden. Ob jedoch die Gründe, die hiefür gewöhnlich angeführt werden, keine ausreichende Erklärung dieser Tatsache bieten und ob daher, damit sie vollkommen verständlich werde, eine geringere geistige Leistungsfähigkeit der Frauen angenommen werden muß, ist zum mindesten höchst zweifelhaft. Daß den Frauen von jeher weniger Gelegenheit zur geistigen Ausbildung geboten wurde, erkennt Frau v. Nell an.

Was sie aber nicht in Betracht zieht, das ist die aufreibende und absorbierende Hausfrauen- und Muttertätigkeit, die auch geistig hochstehenden Frauen die Betätigung ihres intellektuellen Triebs in viel höherem Maße erschwert, als jede berufliche Männerarbeit es tun kann. Jede Frau, die es versucht hat, so grundverschiedene Tätigkeiten wie Haushaltspflege und Kindererziehung einerseits, ernste wissenschaftliche Arbeit andererseits parallel zu betreiben, wird dies zugeben. Wer hat übrigens den Teil ermessen, der der Frau als Anregerin und stiller Mitarbeiterin des Mannes am Kulturwerk der Menschheit zukommt? Die von Frau v. Nell aufgestellte Behauptung, die größere Geisteskraft des Mannes könne vielleicht physiologisch letzten Endes auf die Muskelkraft zurückgeführt werden, die ihm andauerndere Geistesarbeit unter geringerer Ermüdung ermögliche, beruht jedenfalls auf der heutzutage wieder vielfach übertriebenen Schätzung der physischen Kräfte, gegen die von verschiedenen Seiten neuerdings lebhafter Protest erhoben wird. (Vgl. u. a. den Aufsatz von V. Eschbach über den Sport in der August-Nummer dieser Zeitschrift S. 518.) Das Beispiel so vieler großer Männer, die ihr Leben lang nicht nur kränklich, sondern wirklich krank waren, beweist zur Genüge, daß geniale geistige Leistungen nicht unbedingt eine außerordentliche Muskelkraft voraussetzen. Wollten wir aber B. v. Nell recht geben und die geringere geistige, also vorzugsweise wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der Frau zugestehen, so ist noch nicht ersichtlich, wie daraus ein Argument gegen das Frauenstimmrecht gezogen werden kann. Zur Leitung eines Staates, also auch zum Mitsprechen in staatlichen Angelegenheiten, ist nicht so sehr ein hoher Gedankenflug, eine intensive Fähigkeit des Eindringens und Sichvertiefens in wissenschaftliche Probleme, des begrifflichen Zersetzens der Wirklichkeit, als vielmehr ein sicherer, klarer Blick für die Erfordernisse der Zeit, ein intuitives Erfassen der realen Verhältnisse, mit einem Wort, ein scharfes praktisches Urteil vonnöten. Und es könnte scheinen, als ob gerade hierin die Frauen den Männern in den meisten Fällen überlegen wären. Die hervorragende praktische Tüchtigkeit seiner Frau wird wohl jeder Mann zugeben, der in schwierigen Lebenslagen, wenn er selbst sich nicht mehr zu helfen weiß, bei seiner oft bewährten Gefährtin den Rat sucht und findet, der ihm den Weg aus aller Verlegenheit hinaus weist. Durch Anerkennung der vorwiegend praktischen Veranlagung der Frau ließe sich auch die von E. Gnauck-Kühne angeführte, immerhin höchst auffallende Tatsache erklären, daß unter der Zahl weiblicher Staatenlenker ein ganz überraschend hoher Prozentsatz bedeutender Persönlichkeiten sich befunden hat, während der Prozentsatz der großen Männer auf dem Throne daneben merkwürdig klein ist. Eine nicht zu leugnende Tatsache, welche doch diejenigen nachdenklich stimmen müßte, die der Frau alle zur Leitung eines Staates erforderlichen Eigenschaften absprechen möchten, nur weil sie auf dem vollkommen heterogenen Gebiet des abstrakten Denkens und des künstlerischen Schauens bisher zurückstand! Die höhere Wertigkeit des männlichen Geschlechts kann demnach keineswegs als Glaubensartikel proklamiert werden. Bei Berücksichtigung aller Imponderabilien gelangen wir vielmehr zur Überzeugung einer vollkommenen Ungleichartigkeit von Mann und Frau, die eine

genaue Abwägung ihrer gegenseitigen Vorzüge überhaupt nicht zuläßt. Eine praktische Antwort auf die Frage, ob dem Manne ein höherer Wert innewohnt als der Frau, gibt es also nicht. Theoretisch kann die Antwort nur ‚Nein' lauten; dies erkennt Frau von Nell auch in gewissem Sinne an, indem sie von einem Gleichsein vor Gott redet.

Doch auch diejenigen, die trotz allem die einfache Tatsache des ‚Mannseins' als Vorzug betrachten, sollten einsehen, daß es erworbene Eigenschaften gibt, die diesen ‚Vorzug' wohl aufwiegen können. Oder wird man im Ernst behaupten wollen, daß ‚die Ackerknechte in Masuren, die Fischer in den Halligen, die Holzfäller im Hochgebirge' nur wegen ihres Mannseins befähigter sind, in Staatsangelegenheiten mitzusprechen, als z. B. eine akademisch gebildete, beruflich tätige Frau? Nach dem Vorschlage von B. v. Nell bekämen aber gerade diese Männer (da man ja in den unteren Volksklassen viel weniger Junggesellen antrifft als in der vornehmen Welt) sogar je zwei Stimmen, während die gebildete, unabhängige Frau vollkommen leer ausginge! Auf die Ungerechtigkeit, die darin läge, daß gerade die unverheirateten Frauen gar keine Möglichkeit hätten, ihre politische Meinung geltend zu machen, braucht wohl bloß hingewiesen zu werden. Das Tätigkeitsfeld der Ehefrau und Mutter wird mehr oder weniger durch den Familienkreis begrenzt. Dasjenige der unverheirateten Frau liegt vorwiegend außerhalb der Familie, ihre Interessensphäre ist weit ausgedehnter. Und so ist es begreiflich, daß sie die Vorgänge des öffentlichen Lebens mit viel größerer Aufmerksamkeit verfolgt und auch eher die Möglichkeit hat, Zeit und Kräfte der Erledigung einer der Allgemeinheit nutzbringenden Aufgabe zu widmen. So sollte, wenn eine, dann doch sie an erster Stelle berufen sein, bei der Wahl der Volksvertreter die Wünsche der Frauenwelt zum Ausdruck zu bringen. Statt dessen wird sie in Frau v. Nells Versuch einer neuen Verteilung der staatlichen Rechte vollkommen ausgeschaltet! Die Ehefrauen aber müßten die ihnen zugedachte, dem Gutdünken ihres Mannes übergebene Stimme nicht als eine zu schätzende Morgengabe, sondern viel eher als ein beschämendes und erniedrigendes, nur scheinbares Zugeständnis betrachten, für das sich die selbstdenkenden, ihres Eigenwerts bewußten zweifellos bedanken würden.

Zum Schluß noch eine Bemerkung.

Man hört neuerdings oft die Befürchtung aussprechen, daß die Frauen, wenn ihnen größere Unabhängigkeit von dem Manne und insbesondere politische Freiheit gewährt würde, nur noch geringe Neigung zur Ehe zeigten. ‚Aufgeben der freien Selbstbestimmung einem von Natur ganz Gleichgeordneten gegenüber, der Preis ist für Schutz- und Nährpflicht zu hoch,' sagt B. v. Nell. Gewiß, wenn die Frau in der Ehe nichts anderes suchte als Schutz und Nahrung! Und da, wie die erwähnte Verfasserin treffend darlegt, heutzutage diese Schutz- und Nährpflicht schon beinahe illusorisch geworden ist, da nur noch die wenigsten Frauen von ihrem Manne ‚ernährt' werden, und da die früher, in den Zeiten des Faustrechts, dem Gatten zukommende Pflicht des Schutzes der Frau nun vom Staate übernommen worden ist, so wäre nicht recht einzusehen, warum noch geheiratet wird, wenn es nicht andere, viel wichtigere und zwin-

gendere Motive gäbe, die zur ehelichen Vereinigung von Mann und Frau führen. Die Frau der Zukunft wird heiraten, wie die Frau von heute es tut und wie die von ehemals es getan hat, weil sie dadurch ihre natürliche Bestimmung erfüllt, außerhalb der es im allgemeinen für sie keine dauernde Befriedigung gibt. Die materiellen Vorteile, die ihr die Ehegemeinschaft mit dem Manne zusichert, fallen daneben kaum ins Gewicht und werden immer geringer bewertet werden, je selbständiger die Frau wird. Für jeden hochsinnigen Mann wird es aber weit wünschenswerter sein, eine Frau sein eigen zu nennen, die in ihm nicht ausschließlich den Versorger und Ernährer, sondern den gleichgesinnten Freund und Lebensgenossen sucht, dem sie sich nicht verkauft, sondern in freier und ungezwungener Wahl hingegeben hat. Ob sie dabei nun ihre ‚freie Selbstbestimmung' aufgibt oder nicht, hat wenig zu bedeuten. Ideeller Vorteile halber wird keine echte Frau dem Naturdrang widerstehen, der sie in der Familie den Schwerpunkt ihres Daseins suchen lehrt.

Die Regelung der Frauenstimmrechtsfrage ist, das verhehlt sich wohl keiner, äußerst schwierig, wenn man sich nicht einfach auf den Boden des aus dem Naturrecht sich ergebenden allgemeinen Wahlrechts stellen will. La critique est aisée, mais l'art est difficile. Deshalb soll auch hier keine Lösung versucht werden. Es kam uns darauf an, die Prinzipien der Frage klarzustellen. Das ist die erste Aufgabe. Denn daß, sei es in der Staatskunst, sei es anderswo, die Prinzipien jemals von der Form abhängig sein könnten, ist eine Maxime, die wohl eines Macchiavelli würdig ist, der logistischen Denkrichtung unserer Zeit jedoch stracks zuwiderläuft.

Kritik

Kleist, Hebbel, Grillparzer / Von Karl Muth

H. von Treitschke beginnt einen Essay über Otto Ludwig mit der doppelten Behauptung: ‚Kein Satz steht dem Ästhetiker so fest wie dieser, daß die Ideale unserer Zeit nur im Drama die vollendete künstlerische Gestaltung empfangen können. Und keine Tatsache steht dem Beobachter des Künstlerlebens so fest wie diese, daß nicht das Drama, sondern der Roman sich heute der höchsten Volksgunst erfreut.‘ Das war in den sechziger Jahren. Ist es heute anders? Kein Zweifel, das äußere Bild ist sich ziemlich gleich geblieben. Auch heute steht der Roman breitspurig und in behaglicher Leibesfülle auf dem literarischen Markt, während die ästhetischen Doktoren am Krankenlager der dramatischen Kunst nach wie vor beraten, wie dem geschwächten und in seinen Gliedern verrenkten Organismus wieder kunstgemäß wirkende Form und innere Kraft gegeben werden könne. Und dennoch ist die Lage nicht mehr dieselbe. Die Frage des Dramas ist kritisch geworden. Wir sprechen von einer ‚Krisis im Drama‘ und wollen damit sagen, daß die schönen Hoffnungen, die wir zweijahrzehntelang an die Eroberung der Bühne durch das naturalistische Drama geknüpft hatten, endgültig abgetan sind, ohne daß wir irgend einen befriedigenden Ersatz in der wortekünstelnden und auf ‚Stimmung‘ ausgehenden Dramatik der ‚Symbolisten‘ und Stil-Manieristen gefunden hätten. Mit andern Worten, wir geben uns keiner Täuschung mehr darüber hin, daß wir mit unsern dramatischen Experimenten auf einen toten Punkt gelangt sind, von dem aus nur eine gründliche Selbstbesinnung und Neuorientierung hinweg- und zu besseren Aussichten hinführen kann. Sie hängt im tiefsten Grunde mit der Frage nach dem eigentlichen Wesen unserer Kultur zusammen, und da man erkannt hat, daß alle wirklich großen Dramatiker nur die Sprecher des Kulturbewußtseins ihrer Zeit gewesen sind, so hofft man, daß eine Klärung unserer Kulturziele auch dem modernen dramatischen Genius die Wege bereiten müsse.

Es ist hauptsächlich der Sauerteig Hebbelscher Gedanken, der diese Gährung hervorgebracht hat. Hebbel hat ja wie kein zweiter einer modernen Kulturstimmung dramatischen Ausdruck gegeben, so zwar, daß er als die Grenzscheide zwischen dem Drama klassischer und moderner Weltanschauung gilt und man von einer ‚Antithese‘ Goethe und Hebbel glaubt sprechen zu müssen*. Eine ‚antiklassizistische Zeitströmung‘ kündige sich in seiner Kunst an, insofern als bei ihm das individuelle Wollen an dem modernen Zeitgefühl scheitere, daß alle persönliche Lebensbetätigung kosmisch gebunden, mit anderen Worten, daß unser Wille nicht frei, sondern einem ‚höheren‘ Willen, dem ‚Weltwillen‘ untergeordnet sei. Dieses Gefühl der Abhängigkeit vom Naturgesetz bildet den vollkommensten Gegensatz zu dem Idealismus der klassischen Dichtung, bei der des Menschen Wille die alles beherrschende Lebensmacht ist. Die Einseitigkeit, mit der Hebbel diesen seinen Standpunkt seiner dramatischen Aufgabe gegenüber für den ‚alleingültigen‘ hielt, begründet seine Stärke. Ihr verdankt er die Geschlossenheit seines dichterischen Werkes, und dieser hinwiederum die hohe Schätzung soviele Modernen, die in ihrer Zerfahrenheit einen festen Stützpunkt an ihm gefunden zu haben glaubten. Die Hebbelsche Mode der letzten Jahre beruhte zum guten Teil auf diesem Verhältnis. Aber wie so oft machen wir auch hier die Beobachtung, daß die von Hebbel angeregten Gedankengänge schließlich

* Goethe und Hebbel. Eine Antithese. Festvortrag zur Dezenarfeier des Württembergischen Goethebundes. Von Franz Zinkernagel (Mohr, Tübingen 1911.)

die Überwindungen der Hebbelschen These selber herbeiführen. Denn allein der Umstand, daß man jedes Drama großen Stils, das nicht zur Tragödie hinstrebt, als im Widerspruch zu dem Stilverlangen unserer Tage empfindet, gibt die Gewähr, daß die Einwendung Lublinskis gegen die Moderne*, ein Drama sei nicht möglich, wo ein Wille fehle stärker als Natur und Stimmung, sich allgemeine Anerkennung erringe und daß dann auch die Formel, in welche Zinkernagel die ‚Antithese' Goethe-Hebbel kleidet, nicht mehr als zu stark wird empfunden werden: ‚Goethes Kunst offenbart uns den Reichtum des Menschenlebens, Hebbels Kunst letzten Ends doch nur seine Armut.'

In diesem Ringen nach einer neuen dramatischen Kunstform ist natürlich eine vorbehaltlose Rückkehr zur klassizistischen Tradition ausgeschlossen. Das ist, wie gesagt, schon unmöglich infolge der Erkenntnis, daß jedes große Kunstwerk, so viel zeitlose Elemente auch notwendig seinem Wesen angehören, doch jeweils den Anschauungen und der Empfindungsweise seiner Zeit entsprechen muß, um wirklich lebendigen Kulturwert zu haben. Eine Orientierung an den dramatischen Größen der Vergangenheit ist uns heute jedoch nötiger als je. Insofern ist nicht einmal Hebbel überwunden, so sehr wir auch in der Einsicht vorangekommen sind, seine Größe nur relativ zu fassen, in ihm nur einen Vorkämpfer, nicht einen Vollender zu sehen. Es ist kein Zufall und hängt gewiß nicht nur mit anfallenden Säkulartagen zusammen, daß den drei anfangs genannten Dramatikern heute ein Interesse nicht bloß durch die literarische Forschung, sondern auch durch die Bühne und den Buchhandel zugewendet wird, wie es kaum jemals bestanden hat. Große abschließende Ausgaben der Werke Hebbels und Grillparzers sind im Gange, und wenn uns eine wirklich monumentale, der Bedeutung des Dichters entsprechende Ausgabe der Werke Kleists auch noch fehlt (die wissenschaftlich-kritisch im wesentlichen abschließende haben wir von Erich Schmidt in Meyers Klassikerbibliothek), so haben wir kürzlich von Heinrich Meyer-Benfey über ‚Das Drama Heinrich von Kleists'** den ersten Band eines ästhetischen Kommentars erhalten, der in seiner Art mehr leistet und bedeutet als eine neue Ausgabe. So viel die Kleistforschung auch getan hat, das äußere Leben des Dichters ins Licht der Geschichte zu ziehen***, sein Wirken im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte zu verstehen†, den Text der Werke in reiner Gestalt zu geben, so ist darüber eine Aufgabe noch immer verhältnismäßig zu kurz gekommen: das Verständnis der Dichtungen als Kunstwerke. Ein richtiges Verhältnis zu Kleist gewinnt man aber niemals, wie dies etwa bei Hebbel der Fall ist, von der Idee und dem Gedanklichen her, sondern nur vom Künstlerischen aus. Kleist ist derjenige deutsche Dramatiker, bei dem alles Gedankenhafte in Form aufgegangen ist, der somit dem ästhetischen Empfinden restlos zugänglich wird. Unkünstlerische Menschen werden von diesem sachlichen Gestalter nie ganz befriedigt scheiden. Sie behalten immer eine Frage auf der Zunge, die um so aufdringlicher wird, als sie am ‚Bild' nicht genug haben, während der künstlerisch Empfindende mit dem Bilde auch den Inhalt, das sich darin verkörpernde Lebensgefühl empfängt, selbst wenn er nicht vermöchte, die verstandesmäßige Formel dafür zu entdecken. Meyer-Benfey ist weit davon entfernt, in der Auffindung dieser Formel etwa seine Hauptaufgabe zu erblicken. Die Werke des Dichters sollen uns zunächst völlig klar und durchsichtig vor die Seele treten. Ihre Entstehung, ihre Anlage, ihren Aufbau, die Form in allen Beziehungen zu überschauen, ist die notwendige Vor-

* ‚Der Ausgang der Moderne' (Reißner, Dresden 1909, S. 116).

** Verlag Otto Hapke, Göttingen 1911. Gr.-8°. 620 Seiten, Mk. 12.—

*** Hier ist vor allem auf die abgerundetste Darstellung von Otto Brahm, Das Leben von Heinrichs von Kleist (Egon Fleischel & Co., Berlin 1911) hinzuweisen, die soeben als neue Ausgabe in 4. Auflage erscheint.

† Reinhold Steig, Kleists Berliner Kämpfe. Stuttgart 1901.

aussetzung, um in die innere ‚Geschichte‘ einzutreten, d. h. zu erkennen, welche persönliche Bedeutung das Werk für den Dichter hat, wie weit er ein Stück seiner Seele darin objektivierte. Dazu kommt ein sich bei Kleist besonders stark aufdrängendes formal-ästhetisches Interesse. Kleist hat bekanntlich mit einigen seiner Dramen nichts Geringeres angestrebt als eine neue Form. Was er tatsächlich geben konnte, sind nur Ansätze. Aber es lassen sich daraus in Verbindung mit einzelnen theoretischen Äußerungen Erkenntnisse gewinnen, die für das Ringen der Gegenwart nach einem neuen Dramenstil von großem Werte sind. Indem der Verfasser dem ersten Band seines Werkes den Untertitel gab: ‚Kleists Ringen nach einer neuen Form des Dramas‘, deutet er den praktischen Zweck seiner wissenschaftlichen Untersuchung an. Hier liegt das Schwergewicht des Buches. Für ein endgültiges Urteil wird man den abschließenden zweiten Band abwarten; doch darf man auch jetzt schon sagen, daß für die tiefere Einsicht in Kleists künstlerische Absichten Erkledliches geleistet ist. Die gefällige und von allen gelehrten Schrullen freie Schreibweise machen das Buch, trotz seines wissenschaftlichen Endzweckes, auch für den Liebhaber zu einer angenehm belehrenden Lektüre.

Nicht minder als dieses Werk möchte ich auch das neu erschienene von Wilhelm Herzog: ‚Heinrich von Kleist, sein Leben und sein Werk‘* trotz seines mehr biographischen Charakters einen Beitrag zur ästhetischen Bildung der Deutschen nennen. Denn auch hier liegt das Hauptbestreben auf der Einführung der Leser in die Dichtung Kleists als in das Werk eines Menschen, der wie kaum ein zweiter in der deutschen Literatur das Erleben seines Schicksals und der Welt nicht bloß poetisch aussprach, sondern mit Meisterschaft formte. Diese seltene Befähigung hängt aufs engste mit Kleists Naturell, mit seiner Charakteranlage zusammen. Will man sie weiteren Kreisen — und an diese wendet sich Herzogs umsichtig und ebenmäßig schön gearbeitetes Buch — verständlich machen, so bleibt nichts übrig, als die Darstellung von Kleists dichterischem Werk mit einer Schilderung seines Lebens und Charakters zu verknüpfen, und diese Aufgabe ist hier in wirklich geschickter Weise gelöst. Die Arbeit reiht sich den im gleichen Verlag erschienenen Werken von Bielschowsky (Goethe), Berger (Schiller), Wolf (Shakespeare und Molière) und Ehrhard-Necker (Grillparzer) würdig an und ist vielleicht von allen bestehenden Kleistbüchern dasjenige, welches mit dem geringsten Aufwand an Mühe in eine nähere Kenntnis des Dichters einführt. Obwohl der Verfasser hin und wieder seinen Standpunkt im Gegensatz zu dem anderer Beurteiler betont, kann sein Werk doch als ein Versuch gelten, alle gewonnenen Resultate zu einem fein abgetönten Bilde zu vereinigen. Ein tieferes Verständnis für Kleists Menschen- und Künstlertum verrät sich in vielen feinen Bemerkungen. In bezug auf das ästhetische Problem kann Herzog, seiner Aufgabe entsprechend, nicht so weit ausholen und vordringen wie Meyer-Benfey, doch bleibt er nichts Wesentliches schuldig, und in allen Hauptpunkten trifft seine Würdigung der einzelnen Werke mit derjenigen Meyer-Benfeys sehr nahe zusammen. — So tief bewegt man ein Buch wie das von Herzog auch aus der Hand legt, nichts kann schließlich den Eindruck ersetzen und überbieten, den die Briefe Kleists auf jeden machen, der sie im Zusammenhang liest. Man findet sie im fünften Band der Kleist-Ausgabe des Bibliographischen Instituts; eine billige Auswahl ist neuestens im Verlag der Schillerbuchhandlung, Charlottenburg erschienen.

Was H. von Kleist erst am Säkulartag seines Todes zuteil wird, das ist Friedrich Hebbel bereits beschieden am Tag der hundertsten Wiederkehr seiner Geburt (18. März 1813): der Mittelpunkt eines wirklich lebendigen literarischen

* 45 Bogen 8°. Mit einem Porträt von Slevogt und einer Gravüre des Miniaturbildnisses. Gebunden Mk. 7.50, in Liebhaberhalbfranz Mk. 10.—. (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1911).

Interesses und der Gegenstand zahlreicher Untersuchungen und popularisierender Bemühungen zu sein. Die ‚Hebbel-Mode' exklusiver literarischer Kreise hat sich nach unten fortgepflanzt, und das, was für Kleist vielleicht erst in Jahren oder nie eintreffen wird, — denn eine Kleist-Mode mit dem besonderen Akzent auf dem zweiten Wort kann man sich kaum recht denken, — das sehen wir heute bei Hebbel erfüllt: es gehört zur allgemeinen Bildung, wie seinerzeit Nietzsches ‚Zarathustra', so jetzt des grüblerischen Dithmarsen Schriften und Dramen in der Rocktasche und im Munde zu führen. Unter solchen Aussichten konnte es der Verleger der großen kritischen Gesamtausgabe von Hebbels sämtlichen Schriften (einschließlich der Tagebücher und Briefe), B. Behrs Verlag, Berlin, unternehmen, mit einer Säkularausgabe der Werke in 16 Bänden hervorzutreten, die sich als die vierte, durchgesehene und mannigfach verbesserte Auflage der von Richard Maria Werner besorgten großen historisch-kritischen Gesamtausgabe darstellt. Ein gewisser Abschluß der langen und umsichtigen Bemühungen um die Herstellung eines gereinigten Textes liegt in ihr vor. Auch ist nunmehr ein organischer Zusammenhang mit den im gleichen Verlag erschienenen Ausgaben der Tagebücher und Briefe hergestellt, da alle Zitate und Verweise, was bei den früheren Auflagen nicht der Fall war, sich genau auf diese beziehen. Wesentlich ist der außergewöhnlich niedere Preis von M. 2,50 für den stattlichen, ca. 400 Seiten in gr. 8° umfassenden Band, der sich mit seinen in Stahl gestochenen Titelblättern vornehm und gediegen präsentiert. Bis jetzt liegen die drei ersten Bände vor. Da alle sechs Wochen ein Band erscheinen soll, ist die Ausgabe im März 1813 abgeschlossen. Wir werden Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. Als dankenswerte Neuerung verdient erwähnt zu werden, daß die einzelnen Bände nicht mit den jeweiligen Anmerkungen und Lesarten beschwert sind; diese werden vielmehr in besondere Bände als Anhang vereinigt herauskommen. Die Einleitungen sind zusammen an die Spitze eines jeden Bandes gestellt. Die inzwischen reichlich angewachsene Hebbel-Literatur ist darin vollkommen berücksichtigt.

Die schlechte Behandlung Hebbels durch die zeitgenössische Kritik gehört zu den Wahrheiten, die heute jeder unbesehen als feststehend hinnimmt und weitergibt. Und doch war in den fünfziger und sechziger Jahren noch von keiner ‚Verrohung der Kritik' die Rede wie heute! In diesen alten Kritiken etwas herauszulesen, ist nicht ohne Gewinn sowohl in literarischer als auch in ästhetischer Beziehung, und man wird es um so lieber tun, wenn einem die Sache so bequem gemacht ist wie in dem Bändchen ‚Friedrich Hebbel in der zeitgenössischen Kritik'. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. H. Wütschke (Behr, Berlin 1910). Allerdings bietet Wütschke nur eine Auswahl, indem er die Kritiken in österreichischen Zeitschriften sowie alle bisher schon anderwärts neugedruckten ausschließt; aber auch aus diesen dreißig zum Teil ausführlichen Beurteilungen von Männern wie Gutzkow, Menzel, Duller, Alexis, Hettner, Jul. Schmidt, Palleske, Rötscher, Bamberg, Prutz, Heyse u. a. geht doch so viel hervor, daß man sich mit Hebbel ernstlich befaßte, und daß man sein großes Talent nichts weniger als unterschätzte. Im übrigen begegnet man schon damals den Einwänden, die auch heute noch und zum Teil mit Recht gegen die gesuchten Problemstellungen und die das unmittelbare Gefühl zersetzende rhetorische Dialektik erhoben werden.

Eine solche Auffassung läßt die auf Hebbel eingeschworene Forschung natürlich nicht zu. Sie erblickt vielmehr gerade in der Verbindung von Phantasie, Leidenschaft und kalter Reflexion einen Vorzug der Hebbelschen Dichtung. Das geht aus einer sehr eingehenden und beachtenswerten ‚Stilbetrachtung' von Dr. Albert Malte

Wagner über ‚Das Drama Friedrich Hebbels'* hervor, die für Hebbel das leistet, was das Werk Meyer-Benfeys für unsere Würdigung Kleists. Indem sie die theoretischen Äußerungen des Dichters mit seiner poetischen Produktion vergleicht und die eine durch die andere bestätigt findet, liefert sie schätzbare Beiträge zu unserer Erkenntnis nicht bloß der dichterischen Eigenart Hebbels, sondern des Dramas überhaupt.

Nach der Zahl der Bühnenaufführungen zu schließen, steht Grillparzer in der Schätzung der Gegenwart nicht hinter Hebbel, noch weniger hinter Kleist zurück. Und doch wird man, nicht ohne Widerspruch zu erfahren, sagen dürfen, daß ihm für das moderne Stilsuchen auch nur annähernd die Bedeutung dieser beiden zukomme. Die neuzeitliche Dichtkunst gesteht ihm hauptsächlich sachlich-rhythmische Anregungen zu, weist aber außerdem kein tieferes Verhältnis zu ihm auf. Es ist ähnlich wie bei Goethe: man schätzt den österreichischen Klassiker ob seiner universell gearteten und abgeklärten menschlichen Persönlichkeit, man entrichtet seinem dramatischen Werk den Zoll hoher literarischer Achtung, für ein bahnbrechendes Originalgenie aber, als das sich Goethe in seinem ‚Götz' erwies, hält man ihn nicht. Ein Anlaß, dies Urteil, das von impressionistischer Einseitigkeit vielleicht nicht ganz freizusprechen ist, zu revidieren, dürfte am Ende durch die große und endgültige Ausgabe von Grillparzers Werken gegeben sein, die kein Geringerer als August Sauer im Auftrage der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien' zu veranstalten im Begriffe steht. Bis jetzt liegt der erste Band (Verlag Gerlach und Wiedling, Wien und Leipzig 1909) vor, der die einführende Einleitung in die Gesamtausgabe, sowie die ‚Ahnfrau' und die ‚Sappho' nebst den besonderen Einleitungen und den Anmerkungen (am Schluß) enthält. Auch der Herausgeber scheint dieser Ansicht zu sein, denn in literarhistorischer Hinsicht, so meint er, bedeute diese Ausgabe nicht einen Abschluß, sondern einen Anfang. Sie ist die erste Gesamtausgabe von Grillparzer, die in Österreich erscheint. Grillparzer selber zwar hat nie eines seiner Werke im ‚Ausland' drucken lassen und war stolz darauf, als aber nach seinem Tod die Frage nach einer Gesamtausgabe entschieden wurde, trug unter allen Bewerbern der Cottasche Verlag den Sieg davon.

Die Geschichte dieser Verhandlungen skizziert der Herausgeber in der ‚Einführung'. Für die Würdigung Grillparzers war diese erste zehnbändige Ausgabe von unschätzbarer Bedeutung, trotz der großen textlichen Mängel, die ihr anhafteten und die auch die folgenden Auflagen nicht vermeiden konnten. Erst die fünfte Auflage, die gleich den beiden vorhergehenden in die Hände des Grillparzerspezialisten Sauer gelegt worden war, gab denjenigen Text, der nach dem ‚Freiwerden' von Grillparzer (1903) allgemein übernommen wurde. Ganze Arbeit aber soll erst in dieser ‚Wiener Ausgabe' geleistet werden. Österreich und besonders Wien erfüllt damit eine nationale Pflicht gegen seinen größten Dichter unter den neuzeitlichen und die Hauptstadt war dazu um so mehr in der Lage, als sie die Erbschaft des gesamten, sehr umfangreichen handschriftlichen und anderen Nachlasses Grillparzers angetreten hat. Auf ungefähr 25 stattliche Bände angelegt, deren letzter 1915 erscheinen soll, wird diese Ausgabe mehr enthalten als jede frühere. ‚Sie soll die Entwicklung des Dichters und jedes einzelnen seiner Werke in allen Einzelheiten überblicken lassen. Sie soll jedermann die Möglichkeit bieten, die Textgestaltung selbständig nachzuprüfen, die Überlieferung zu studieren. Sie soll den Werken im engeren Sinne auch die Tagebücher, die Briefe und die verwandten Dokumente, womöglich auch die Briefe an den Dichter und die amtlichen Schriftstücke

---

* XIII. Band der ‚Beiträge zur Ästhetik' herausgegeben von Theodor Lipps und Rich. M. Werner (Voß, Hamburg 1911).

von seiner Hand anreihen. Sie soll der gegenwärtigen Generation das Bild seiner gesamten Wirksamkeit in voller Deutlichkeit vor Augen stellen.' Die Ausgabe wird in zwei Abteilungen zerfallen; die erste wird die Werke der reifen Zeit, die zweite die Jugendwerke, Tagebücher, Briefe und amtlichen Schriftstücke enthalten. So schätzbar auch die erste Abteilung mit ihrem kritisch gesichteten Text und den literarhistorischen Einleitungen des Herausgebers sein wird, das wissenschaftliche Interesse, das auf ein genetisches Verständnis des Menschen und Dichters gerichtet ist, wird sich hauptsächlich dem vieles Neue bringenden zweiten Teil zuwenden.

In welchem Maße z. B. ‚die dramatischen Versuche des jungen Grillparzer' der wissenschaftlichen Forschung Aufgaben stellen, tut eine also betitelte Schrift von Dr. Heinrich Reidel* dar, worin diese Versuche ‚auf ihre Entstehung geprüft und mit der inneren Entwicklung des Dichters in Zusammenhang gebracht' werden. Eine seltsame Mischung von tief innerlichem Bildungsdrang und ganz nach außen gerichtetem Ehrgeiz macht diese Jugend wechselvoll unruhig. Wenig ursprüngliche Genialität, statt dessen ein von intellektueller Kraft getragenes Temperament, dem jedoch die Leichtblütigkeit fehlt, um seinen Träger schon damals zum Dichter des spezifischen Österreicher-, besser Wienertums, zu machen. Nichtsdestoweniger wird man ihm nur vom österreichischen Standpunkt aus ganz gerecht werden können. Nicht etwa nur in dem Sinn, den Grillparzer mit dem bekannten Wort bezeichnet: ‚Ein österreichischer Dichter sollte höher gehalten werden als jeder andere. Wer unter solchen Umständen (er meinte die politische Unterdrückung alles freien Geisteslebens) den Mut nicht ganz verliert, ist wahrlich eine Art Held;' denn diese Schätzung kommt doch letzten Ends nur dem Menschen, nicht dem Dichter als solchem zu, sondern gerecht, indem man sein österreichisches Temperament ins Auge faßt, aus dem sich die Mängel wie seine Vorzüge erklären und das auch, wie Sauer andeutet, die ‚Besonderheit seiner Tragik' bestimmt. Neben Hebbel wird Grillparzer immer den Rang eines zu harmonischer Schönheit strebenden, aus klassischer Tradition hervorgegangenen Dramatikers bewahren. Ihn mit Kleist zu vergleichen, hieße ihm unrecht tun, denn der Dichter der Penthesilea und des Käthchens von Heilbronn gehört einer anderen Größenordnung an.

Neue Romane / Von Max Behr

Selten wohl hat es eine in ihren geheimen Regungen, in ihren fertigen Offenbarungen, in ihren leisen und lauten Wünschen so komplizierte und nuancenreiche Zeit gegeben wie die unsrige — selten aber auch eine Zeit, deren scheinbar widerstreitendste Neigungen und Richtungen letzten Endes so einträchtig aus gemeinsamer Kraftquelle schöpfen und mit gemeinsamem Antrieb arbeiten wie eben die der unsrigen. Die Differenz zwischen Wollen und Können, die aller schöpferisch gestaltenden Geistesarbeit der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit die Bilanz herunterdrückt und der auch die größten ‚modernen' Dichter, wie Hauptmann, Dehmel, Thomas Mann nicht genügend positive Ausgleichswerte gegenüberzustellen haben, — diese Differenz, bald nur dunkel empfunden, bald bewußt beobachtet und bedauernd konstatiert, hat das leidenschaftliche Verlangen nach Ursprünglichkeit und Kraft, das die literarische Jugend seit den achtziger Jahren bewegte, zu einer zehrenden Sehnsucht nach einer Kunst ver-

* Verlag Theissing'sche Buchhandlung, Münster i. W. 1911.

feinert, die zugleich — wie alle wahre Kunst — natürlich-unbefangen und originell-zeitgemäß ist. Und diese Sehnsucht speist alle die Impulse, aus denen die zahlreichen und bunten Experimente geboren werden, die die Entwicklung der neuesten deutschen Dichtung zu einer so unruhigen und sprunghaften machen. So widerspruchsvoll es klingt, so wenig läßt es sich leugnen, daß alle diese Experimente, daß alle die vielfältigen Bestrebungen unserer modernen Literaten — in ihrem Kerne sogar die eklektische Manier, altes, dichterisches Gut von neuem darzubieten — schließlich nur darauf hinauslaufen, die Literatur wieder zur Poesie zu veredeln — freilich nur in ihren Absichten und durchaus nicht immer in ihren Erfolgen.

An alle Tore wird gepocht, das schlafende Königskind zu wecken, das uns und unserer Dichtung Leben gäbe, volles, warmes, naives, unverkünsteltes Leben; — das, frisch lächelnd und unbefangen plaudernd, durch sein bloßes Wachsen die geistige Atmosphäre reinigen würde von den leidigen Literaturbazillen, die uns so oft, gleich den Fliegen in der Suppe, den Genuß vergällen. Im Roman, als derjenigen poetischen Gattung, die die Wünsche der jeweiligen Gegenwart in ihrer ganzen breiten Realität zum Ausdruck bringt, als derjenigen poetischen Essenz der Zeit, die ihre Bestandteile am wenigsten verarbeitet enthält, die aber auch weit mehr auf ihre Rohstoffe angewiesen ist als Lyrik und Drama, spricht sich darum auch das Verlangen, neue Quellen natürlichen starken Empfindens zu eröffnen, und noch mehr das Bemühen, die alten, ewig jungen zu frischem Sprudeln zu bringen, bis in die materiellsten Einzelheiten hinein am vielseitigsten und deutlichsten aus.

Was hat vor Jahren dem ‚Peter Camenzind' Hermann Hesses, einem Roman, der doch eigentlich im landläufig beliebten Sinne des Wortes gar kein Roman war, die vielen Tausende von Lesern gewonnen? Die Spannung und epische Fülle des Werkes gewiß nicht, denn die haben wir alle vermißt. Wohl aber hat jeder gefühlt, daß hier ein Mensch zu uns redet mit einer köstlichen, echten und starken Freude an den Dingen dieser Welt, an Bergen, Tälern, Bäumen, an Wein, an Frauen, an Kindern und anderen Einfältigen. Was hat der traurigen Geschichte des armen Knaben in ‚Unterm Rad' so viele verständnisvolle Freunde geworben? Das Mitgefühl mit dem stillen Jungen, der zum Denken, Denken und abermals zum Denken gezwungen wird, während es ihm besser wäre, er läge am Bach und schaute seinen Lieblingen, den glitzernden Fischen, zu. Und was gibt auch Hesses kurzen Alltags- und Kleinstadtgeschichten, wie er sie neuerdings zu schreiben liebt, einen eigenen Reiz voll anmutender Herzlichkeit? Die Schlichtheit der Verhältnisse, in denen die Empfindungen so uralteinfach und vertraut, höchstens hie und da etwas biedermeierisch stilisiert, die Menschen zusammenbinden und auseinandertreiben. An diesem einen Beispiel, allerdings dem Beispiel eines unserer gefeiertsten und kultiviertesten Prosadichter, sieht man, wie vielerlei Echos das Verlangen nach Natürlichkeit und Ursprünglichkeit zu wecken vermag, das zum Sehnsuchtsruf unserer problembeschwerten Zeit geworden ist.

Bis ins Märchen hat man sich geflüchtet, um dort die verloren gegangene Unbefangenheit des Empfindens zu suchen. Aber konnte selbst ein so innig empfindender Dichter wie Paul Keller in seinem an naiver Poesie sonst so reichen ‚Letzten Märchen' vernünftelnder Satire nicht ganz entsagen — um so weniger kam das ein im engeren Sinne Moderner, wie Georg Hirschfeld, der einmal als der hoffnungsvollste Schüler Gerhart Hauptmanns galt, in seiner mit Betonung als ‚Märchen der Gegenwart' bezeichneten ‚Nixe vom Güldensee'*. Hirschfeld nimmt eine der widerwärtigsten Erscheinungen der modernen Kultur, die Fremdenindustrie, zum Ausgangspunkt seiner satirischen Absage an eben diese Kultur und läßt aus dem ehelichen Zusammenleben

* Berlin, S. Schottländers Schlesische Verlagsanstalt. M. 3.—, geb. M. 4.—.

von Nixe und Hotelunternehmer die drolligen Konflikte sich ergeben, deren heimliche Moral weiter nichts ist als eine Umschreibung der alten Losung: Zurück zur Natur!

Rein romantisch und tendenzlos, von sagen- und legendenhaften Stimmungsmotiven durchklungen, will Hugo Salus — in einem Novellenbande ‚Schwache Helden'* — seine rührende Geschichte von dem rauhen, unheiligen Ritter und seiner stillen, frommen Gattin erzählen, aber auch ihm rundet sich das Bild nicht zu einheitlicher, plastischer Wirkung; altertümelnd grelle Pinselstriche stören gleich Farbflecken die doch modern empfundene seelische Tönung, während umgekehrt bei Hirschfeld die Alltagsmodernität zu schroff in die Märchenwelt hineingestellt wird. Auch in der viel realeren und in Einzelheiten ungemein treffenden Charakterstudie, die Salus von dem Byronübersetzer entwirft, der sich in den Wahn hineinlebt, größer als sein Original zu sein, verstimmen die gelegentlichen Übertreibungen. Eigenstes gibt der Dichter erst mit der feinen Ethik der Künstlernovelle von dem Bildhauer, der eine Statue der Geliebten formt, die sein sprechendstes Geständnis sein soll. Sie aber, die Witwe und Mutter ist, sieht daraus, daß er von ihr erwartet, was sie ihm nicht mehr geben kann, die Jugend des Körpers, und sie heißt ihn verzichten. Satter noch in der Ausmalung, im Detail sorgfältig und fein gepinselt sind die bald fein ironischen, bald duftig zarten Szenen aus der Kleinstadt Eichau, die den Band eröffnen. Der reinste Spitzweg in Prosa. Hier kommt auch der persönliche Stil des Autors am reinsten zur Geltung, die von allem Raffinement freie und doch so erlesene Sprache, die den an sorgfältige Wortwahl gewöhnten Lyriker verrät, ohne jemals mit unangebrachten Lyrismen die Unfähigkeit der Gestaltung verdecken zu wollen. In diesen Fehler verfällt um so öfter ein im gleichen Verlage erschienenes prosaisches Sammelbuch: ‚Hildegard Ruhs Haus' von Hans von Hoffensthal. (Preis M. 3.—.) Zwar versucht auch Hoffensthal, ein junger Tiroler, der sich durch einen Roman ‚Lori Graff' und als Mitarbeiter weit verbreiteter illustrierter Zeitschriften bekannt gemacht hat, in der Titelnovelle und in einigen anderen Stücken, z. B. ‚Geschwister Santisfaller', ‚Tonele — schlafst?', spießbürgerliche Themata und Konflikte im angemessen schlichten, von Sentimentalität freien Tone zu behandeln und seine Hildegard Ruh, das unschöne Mädchen mit der Hausfrauensehnsucht, ist eine Gestalt mit lebendigem, eigentümlich rührendem Antlitz, aber im übrigen ist der Band die wahre Musterkarte eines eklektischen Anlehnungsbedürfnisses. Legendäre und mystische Motive, die von unseren Witzblättern gehätschelte ‚graziös angedeutete Pikanterie' hie und da eine Stimme voll würdiger Feierlichkeit, die aus einer alten italienischen Novelle zu stammen scheint, oder eine lyrische Schwärmerei, deren forcierter Gefühlsüberschwang die ruhige, erzählerische Wirkung zerstört. Dies Durcheinander zeigt an, daß der Verfasser noch mitten im Suchen ist nach einer eigenen Sprache und nach einem eigenen Stil der Menschendarstellung. Vorläufig kokettiert er noch in weibischer Art mit seinen Empfindungen und Begeisterungen, das heißt: er ist sentimental.

Die sich selbst betrügende Pose ist eben auch ein Stück der geistigen Charakterschwäche unserer Zeit. Um ihr zu entgehen, haben viele der modernen Prosadichter mit Vorliebe eine Welt voll reichen, ungekünstelten Gefühls aufgesucht: das Kinder- und Jugendland. Der Schwabenwinkel, von dem man einmal das Heil für unsere erzählende Literatur erwartete, hat hiezu zwei seiner reifsten Werke beigesteuert, Hesses ‚Unterm Rad' und den ‚Freund Hein' von Emil Strauß. Gegenüber diesen verinnerlichten Schülergeschichten rücken Karl Busses unterhaltsame ‚Schüler von Polajewo', die vor einiger Zeit in zweiter, stark veränderter Auflage erschienen**, um einige Grade näher in die Richtung von Ecksteins Schulhumoresken, obwohl ihr Humor fast immer

---

* Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 3.—.

** Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

ein wehmütiger, wenn nicht tragischer ist, und obwohl auch sie mit sicherer Hand manchen Punkt aus der Psychologie der Jugend um und nach fünfzehn ins Helle rücken, vor allem aus der eigenartigen Psychologie der Schulfreundschaft ('Orest und Pylades' u. a.), die auch in Friedrich Huchs seltsamem, tiefem, traurigem Knabenbuch 'Mao' eine Rolle spielt und der neuerdings ein homo novus, Hans Franck, seinen Erstlingsroman, betitelt 'Thieß und Peter'*, gewidmet hat. Dagegen stützt sich die Kindheitsgeschichte eines Berühmteren, Felix Holländers 'Unser Haus'** fast ganz auf Familienerinnerungen, gemahnt auch in der Anhänglichkeit an die Wohnräume und an die ganze Lebensführung der Kinderzeit von ferne an 'Mao', ist aber doch wohl zu sehr nebenbei geschrieben und daher zu sehr bloßer Stoff geblieben, um als Ganzes viel poetischer zu wirken als eine intime Biographie.

Da steigt aus Adam Müller-Guttenbrunns 'Kleinem Schwaben' der eigentümliche Duft der Erinnerungsstimmung viel reiner und wärmer auf, und dies kleine, schmale Buch ist ob der feinen Silhouetten des bäuerlichen Vaters und der weiblich impulsiven und dann doch wieder weiblich vernünftigen Hanni, überhaupt ob der schlicht-innigen Verhaltenheit des Vortrags, künstlerisch gewiß höher einzuschätzen als die größeren Romane desselben Autors, in denen er, wie schon in seinen sehr lesenswerten, überaus lebendig geschriebenen 'Schwäbischen Sittenbildern aus Ungarn', als der literarische Vorkämpfer seiner von der Magyarisierung bedrohten Landsleute — der Deutschen im ungarischen Banat — auftritt und die infolgedessen von den einen als 'Pamphlete' und von den andern als 'Taten' bezeichnet werden. Wie neuerdings der Brünner Schriftsteller K. W. Fritsch die deutsch-tschechischen, so benützte Müller die deutsch-ungarischen Nationalitätskämpfe zu dem jedenfalls interessanten Versuch eines modernen politischen Romans: 'Um Michelburg'***, des Brünners Werk ist ruhiger, beobachtender, sorgfältiger, die 'Götzendämmerung', das Buch Müllers, temperamentvoll, agitatorisch und in der Wahl der künstlerischen Mittel unüberlegt, aber der große Zug fehlt ihnen beiden, fehlt auch, trotz mancher Ansätze, Müller-Guttenbrunns neuem Roman, den vielgerühmten 'Glocken der Heimat'. Der schönen Absicht, 'Schwabenmut und Schwabentrotz inmitten der halb orientalischen Welt' darzustellen, ist die feuilletonistische Vergangenheit des Autors hinderlich, und sein letztes Buch, obwohl viel reicher an reinem Menschlichkeitsgehalt als die 'Götzendämmerung', leidet ebenfalls unter der in Österreich weit mehr als anderswo verbreiteten Sucht, die fast wie ein Zwang ist: alles und jedes und auch die neutralsten Kulturerrungenschaften in das grelle Licht des Parteistandpunktes zu setzen. Wenn Müller-Guttenbrunn seinen an sich maßvollen Antiklerikalismus gelegentlich in Anton Ohorns übler Manier pikant aufputzt, so entspringt das derselben Unreife, die ihn an manchen Stellen, z. B. in der Episode des betrügerischen ungarischen Wasserbauingenieurs zur Erzeugung von Spannung die Mittel eines Kriminalromans anwenden läßt. Seine Stärke liegt, wie sich schon in den 'Sittenbildern' und im 'Kleinen Schwaben' verrät, in der saftig-anschaulichen Schilderung der dinglichen Welt. Wie er etwa die Seidenwurmzucht, besonders das Einspinnen der Raupen (S. 90), so knapp und sachlich und doch ohne eine Spur von Nüchternheit beschreibt, das ist ein Muster natürlicher Poesie. Und überall, wo er an blanke Realitäten kommt, seien es Gerüche oder Geräusche, eine Metzelsuppe oder ein keifendes Weib, da wird er farbig, beweglich, plastisch, schlagend im Ausdruck, wird er originell, ohne sich naturalistischer Mätzchen bedienen zu müssen. Desto mehr hapert's an der psychologischen Fundamentierung: ein Hauptmotiv des Ringens zwischen bäuer-

* Berlin, Oesterheld & Co. M. 3,50, geb. M. 4,50.
** Berlin, Erich Reiß. 6. Aufl. 1911.
*** Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe, brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

lichem Deutschtum und städtischem Magyarentum, nämlich der bestechende Einfluß der ‚herrischen‘ Mode auf das Landvolk, hätte in den Vordergrund geschoben werden müssen. Dadurch wäre der Schwerpunkt von der spröden politischen Außenseite der Vorgänge noch mehr entfernt und einer ergiebigen, auch künstlerisch vollwertigen Quelle der Veränderung, den menschlichen Trieben, näher gebracht worden.

Die sinnliche Anschauungskraft und die derbe Freude am Materiellen, Eigenschaften, die von jeher als spezifisch bäuerliche gegolten haben, scheinen bei den Banater Schwaben noch besonders stark entwickelt zu sein. Sie sind in den meisten Beiträgen des deutschen Dichterbuches aus Ungarn zu spüren, das Müller-Guttenbrunn unter dem Titel ‚Schwaben im Osten‘ erscheinen ließ*, und am kräftigsten in den Stücken, die zugleich die schlichtesten und bodenständigsten sind: in Ludwig Schmidts, eines Schreinermeisters, reizender und eigenartiger Liebesgeschichte ‚'s Dummerle‘, in des Herausgebers gelungener Studie ‚Dorfbettler‘, in der echt gefärbten, tragikomischen Dorfgeschichte Franz Felds ‚Der Wachkaspar und sein Sohn‘, in Johann Klausners lustigen ‚Schwabenstreichen‘, schließlich auch in Otto Alschers, eines etwas bekannteren Autors, lebhaft bewegter, im Stil aber allzu manierierter Szene ‚Der Türk' stürmt‘ und in dem leisen herzlichen Humor der zwei Geschichten, die Ella Triebnigg, eine Offiziersgattin, beigesteuert hat. Der vielgewandte Otto Hauser, ebenfalls ein ungarischer Deutscher, ist in dem Sammelbuche mit einem Romankapitel ‚Ein Tag in Ungarn‘ aus der ‚Familie Geßner‘ vertreten, das uns eine Familienstube hinmalt, so derb-gemütlich wie ein altes niederländisches Interieur. Was er sonst noch bringt, die halb naturalistischen, halb symbolistischen Skizzen ‚Die Wallfahrer‘ und ‚Die Letzten‘, zeigt ihn mehr als geschickten Stilimitator, und als solcher erscheint er teilweise auch in seinem neuesten Buche ‚Alt-Wien‘**, mit dem er jedenfalls einen moderne Ansprüche befriedigenden historischen Roman liefern wollte. Die Realien sind sehr diskret behandelt, dafür werden die geistigen Kulturzustände und die Zeitstimmungen um 1800 möglichst ausgiebig herangezogen, leider mit nicht immer genügend versteckter Absichtlichkeit. Diese und der romanhafte Ausklang des Ganzen gestatten schwerlich eine höhere Einschätzung als die Bezeichnung Unterhaltungslektüre mit künstlerischen Aspirationen. Das Buch hat Form, aber nicht die höhere, die Ausdruck des Wesens ist; seine Form ist nur ein künstliches Kleid. Immerhin ist die Art, wie etwa gelegentlich, bewußt oder unbewußt, der uns ein wenig altmodisch-dozierend erscheinende Stil des älteren Goethe verwendet wird, recht drollig, und wo der Persönlichkeitsgehalt des Romans, der das Lebens- und Liebesschicksal eines österreichischen Bauernstudentleins zur napoleonischen Zeit darstellt, die historische Maske durchbricht, wo der moderne feinfühlige Ästhet in Hauser sein Sinnen- und Empfindungsleben den Menschen und der Natur, speziell den Farben gegenüber offenbart, da kommt es zu ganz aparten Wirkungen, wenn auch gerade hier wieder die verkünstelten Einschiebsel stören, die nicht recht aus dem Notizbuch heraus lebendig geworden sind.

Viel von dem gesunden, zukunftverkündenden Atem der Zeit ist auch in einem anderen Literatenbuche nicht zu spüren, dem ‚Tönernen Gott‘ Lion Feuchtwangers***, einem Münchener Roman, in dem sich das ernste biblische Leitmotiv seltsam genug abhebt von dem kleinen Treiben einer blasierten bohème dorée. Doch ist hier wenigstens einmal ein Versuch gemacht, einen typischen modernen Seelenzustand, den moralischen Nihilismus gewisser Ästhetengruppen, die undankbare kaltsinnige Eigenliebe, zu gestalten

---

* ‚Schwäbische Sittenbilder aus Ungarn‘ und ‚Schwaben im Osten‘ (geb. 4.— M.) sind bei Eugen Salzer in Heilbronn, ‚Der kleine Schwab‘ (kart. 1.— M.), ‚Götzendämmerung‘ (geb. 5.— M.), ‚Die Glocken der Heimat‘ (geb. 5.— M.) bei L. Staackmann in Leipzig erschienen.

** Stuttgart, Adolf Bonz.

*** München, E. W. Bonsels, brosch. 3.— M., geb. 4.— M.

und gestaltend zu überwinden. Ein Versuch, der freilich ein klägliches Ende nimmt, der vor allem durch die höchst unpassend eingeschobene oratio pro domo in Sachen des Münchener Phöbusskandals auf das Niveau des Schlüsselromans herabgedrückt wird.

Es ist eine alte Weisheit: was vom Dichter Form annehmen soll, mit dem muß der Mensch erst fertig sein. Der moderne Mensch aber steht noch mitten in der Krise, in der Umwälzung. Daher die Flucht zu den altvertrauten Gefühlen, wie sie den meisten der besprochenen Bücher eigen ist, daher die Flucht ins Altmodische: wir ruhen in der Biedermeierei aus, weil wir noch nicht kräftig genug sind, um auch im Geschaffenen durchswegs modern zu sein.

Pädagogik von Friedrich Paulsen*

Von W. Toischer

Im Sommer 1908 ist Friedrich Paulsen gestorben. Aus seinem Nachlaß sind dann im folgenden Jahre seine ‚Jugenderinnerungen' herausgegeben worden und es ist jetzt die Pädagogik gefolgt, bei der man erst aus dem Vorwort erfährt, daß Dr. Willy Kabitz, Privatdozent an der Universität in Breslau, sie nicht bloß herausgegeben, sondern zum Teil auch verfaßt hat auf Grund des Vorlesungskonzeptes, Nachschriften von Zuhörern und eines gedruckten ‚Grundrisses' zu den Vorlesungen; begonnen hatte allerdings schon Paulsen selbst mit der Ausarbeitung des Buches, und ein Teil rührt von ihm selbst her auch der Form nach. Wer mit seinen Büchern und Aufsätzen vertraut ist, wird aus der Pädagogik jetzt wenig Neues erfahren, und doch ist die Veröffentlichung des Buches sehr dankenswert. Paulsen kannte unser gesamtes Schulwesen, und er hatte einen scharfen Blick für seine Vorzüge und seine Bedürfnisse. Unvoreingenommen in seinem Urteil hat er auch seiner Überzeugung furchtlos Ausdruck gegeben, und seine Worte haben wiederholt entscheidend gewirkt. Sie erschienen im verworrenen und verwirrenden Geschrei nach Reform und Reformen in der Pädagogik als Stimme der Besonnenheit und der gesunden Vernunft, sie brachten ihm freilich auch Feindschaften bei den strengen Vertretern des Klassizismus und bei den extremen Neuerern. Mit Willmann stimmt er trotz der Gegnerschaft in der Philosophie häufig überein; in dem Buche jetzt finden sich manche direkte Anklänge an dessen Didaktik. Die historische Betrachtung ist auch ihm eigen und überlegene Ruhe. So wird man gern das Buch entgegennehmen, in dem zusammenhängend, wenn auch ohne strenge Systematik und mit einigen Wiederholungen alle die vielen Fragen der Erziehung und des Unterrichts erörtert werden. Es wendet sich an die weiteren Kreise der Gebildeten, nicht nur an gelehrte Fachleute, trotzdem es aus Uuniversitätsvorlesungen hervorgegangen ist. Der unbefangene Leser, gewonnen von dem schönen, leichten Fluß der Vorträge, merkt vielleicht gar nicht, daß der Verfasser ein großer Gelehrter war, weil alles so klar und selbstverständlich erscheint, eben Sache des ‚gesunden Menschenverstandes'. Näherer Betrachtung offenbart sich freilich die Gelehrsamkeit — auch die *besondere* Gelehrsamkeit des Verfassers steckt hinter dem Buche. Sein Hauptwerk ist die große Geschichte des gelehrten Unterrichts an den deutschen Schulen und Universitäten, und seine Ethik ist in vielen Auflagen verbreitet; dagegen stand er der psychologischen Forschung ferner. Das zeigt sich nun auch in der Pädagogik. Mancher moderne Psychologe wird vielleicht mit Entsetzen lesen, daß nach Paulsen das Schema der Psychologie, das auf Aristoteles zurückgeht, ‚noch immer das brauchbarste und handlichste

* Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1911. VIII und 430 S. 8°. 6.50 M.

ist für den Zweck aller praktischen Disziplinen'. Die Willensbildung geht in dem Buche der intellektuellen voran, wobei die Ausführung sich natürlich vielfach mit der Ethik berührt, und in sehr vielen Kapiteln ist der historische Teil der glänzendste; gerade diese Überblicke sind so treffend und beleuchten meist so scharf die erörterte Frage. Man sehe etwa gleich in der Einleitung die Gegenüberstellung von Individual- und Sozialpädagogik! Sie gehören zusammen, nur in der Theorie ist einmal jene, einmal diese stärker vertreten worden. Scharf abgelehnt wird der extreme Individualismus, wie er im ‚Jahrhundert des Kindes' so laut verkündet wird, dem das freie Belieben des Kindes einziger Wegweiser und Maßstab für die Erziehung wird und die einzige Aufgabe des Erziehers, diesem Belieben Befriedigung zu verschaffen. ‚Gott behüte die Freiheit vor diesen Freunden!' ist der Schlußsatz des Abschnittes.

Für eine vernünftige Individualisierung im Unterricht tritt Paulsen wohl ein. Sie ist nötig namentlich dort, wo die besondere Anlage sich stärker geltend zu machen pflegt auch in der Ablehnung des ihr nicht Gemäßen, wie das an den höheren Schulen im Jünglingsalter zu beobachten ist. Non omnia possumus omnes — Nicht jeder Magen kann alles vertragen. ‚Wirkliche Bildung', sagt Paulsen, ‚kommt nur da zustande, wo die Bildungsstoffe der Begabung nach Art und Maß angepaßt sind; nur da findet willige Aufnahme, innere Durchdringung und Umsetzung in lebendige Kraft statt' (S. 217). Früher haben sich die Philologen gegen diese Wahrheit vergangen, indem sie darauf bestanden, daß alle, welche zu irgend einem wissenschaftlichen Studium gelangen wollten, Latein und Griechisch in dem bestimmten Maße betreiben mußten, jetzt sind die Mathematiker und Physiker die Vertreter der Meinung, alle Schüler müßten in ihren Fächern das vollgestrichene Maß der in den Fachversammlungen festgesetzten, für den ‚Gebildeten' unbedingt nötigen Kenntnisse besitzen. Es läßt sich aber kein allgemein gültiges Maß von Kenntnissen festsetzen, das jeder in der Schule bewältigt haben muß, um als gebildet zu gelten — mancher ist das Gegenteil von gebildet geworden, weil er zuviel von allerlei Wissen auf der Schule ‚gehabt' hat; mancher wird aus der ihm naturgemäßen Bahn verdrängt, weil man von ihm auch Leistungen verlangt und zwar durch Jahre hindurch mit steigenden Anforderungen, die seinen Anlagen und Neigungen entgegen sind.

Verweichlichen will Paulsen die heranwachsende Jugend durchaus nicht. Gegenüber der ‚pessimistischen Jammerphilosophie von heute' rühmt er den Wert der Beharrlichkeit und der Anstrengung und Arbeit. Bene agere et laetari sei Sache der Jugend: Tüchtiges leisten und fröhlichen Sinnes sein; das zweite folgt von selber, wenn das erste da ist, und die Erziehung kann dafür sehr viel tun. Man beachte Kindern gegenüber besonders, daß der Mensch wird, wofür er gehalten wird; die ewige Angst vor ‚Überanstrengungen' ist der Jugend verderblich. Ihr ziemt der Wahlspruch: Nec aspera terrent — Vor Schwerem schrecken wir nicht zurück! Das zeugt von Kraft und Willensenergie, und nur wer die besitzt, ist gut ausgestattet für das Leben, aber um sie zu erreichen, gibt es nur einen Weg: von klein auf feste Zucht und Gewöhnung an strenge Arbeit.

‚Auf die Gefahr hin, unter die Prügelpädagogen gerechnet zu werden', vertritt Paulsen seine Überzeugung, daß die Rute und sogar der Stock ihre Aufgaben in der Erziehung haben; im rechten Augenblick verwendet, wirkt die Rute bei Kindern ‚wie das sicherste Spezifikum' gegen psychisch-physische Verstimmungen, sie ‚tut wahre Wunder'. Aber Rute und Stock haben ihre Grenzen in der Anwendung und ihre Gefahren. Beim heranwachsenden Knaben, bei Erwachsenen vollends ist die Prügelstrafe ‚schlechterdings unerträglich'; ‚Schläge gehören nicht mehr in die Schule', namentlich nicht in die höhere Schule! Sehr richtig! Aber merkwürdigerweise meint

dann der gelehrte Historiker, ‚im Süden, in Bayern, dem Lande der alten Jesuitenschulen, und in Württemberg, dem Lande der alten Klosterschulen', scheine noch geprügelt zu werden auch an den höheren Schulen, dagegen in Norddeutschland sei es ‚beinahe verschwunden'! Das sind eine Reihe auffallender Irrtümer. Zunächst wäre wegen der Jesuitenschulen auf Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts zu verweisen (I, 429), wo er berichtet, wie die Jesuiten mit der körperlichen Züchtigung viel zurückhaltender waren als die mittelalterlichen und protestantischen Schulen. Wie fürchterlich dagegen in Preußen um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert in den (niederen) Schulen geprügelt wurde, kann man z. B. aus den Jugenderinnerungen von Karl Friedrich v. Klöden (Wiesbadener Volksbücher Nr. 93) ersehen. Aber es handelt sich um die Gegenwart der höheren Schulen im Süden und Norden! Da ist in den deutsch-österreichischen höheren Schulen seit einem Menschenalter ein Schlagen der Schüler etwas ganz Unerhörtes, das eben nicht vorkommt, und in einer bayerischen pädagogischen Zeitschrift war im vergangenen Jahre zu lesen, daß die höheren Schulen dort ‚bekanntlich ohne körperliche Züchtigung ganz gut auskommen', wenn diese auch ein veraltetes Reservatrecht der Volksschule sei. Demgegenüber lesen wir im Süden mit größter Verwunderung, wie im Norden Deutschlands auch an den höheren Schulen geprügelt wird und was Männer wie Ad. Matthias und H. Morsch zur Verteidigung von Stock und Ohrfeige in der Schule vorbringen. Morsch (Das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich, 2. Auflage 1910, S. 86) sagt rühmend, es scheine wirklich so, ‚als hätte man nur noch in Preußen, Hamburg, Württemberg, Anhalt und in einigen kleineren Bundesstaaten sei es den Mut, sei es die Einsicht, körperliche Züchtigung im allgemeinen nicht zu verbieten'. — Nicht Süd und Nord ist da gegenüberzustellen, und es sind vorwiegend protestantische Länder, in denen das Prügeln in der Schule noch zu Recht besteht.

Es gibt also auch Irrtümer in dem Buch und Stellen, gegen die man Einsprache erheben muß. Ich füge noch etwas aus einem von dem besprochenen sehr weit entfernten Gebiet an. Auch Paulsen, dessen Ruhm und Bedeutung auf dem Gebiete der Pädagogik, nicht der Philosophie, ruht, spricht sich gegen die Errichtung eigener Professuren der Pädagogik an den Universitäten aus, und der Grund, den er anführt, ist völlig unzureichend; wenn keine eigene Professur für Pädagogik errichtet werden dürfte, weil diese nicht von der Ethik und Psychologie losgelöst werden darf, so dürfte es auch keine eigenen Professuren für Physik oder Astronomie geben, weil diese Wissenschaften doch nicht ohne Mathematik bestehen können.

Doch das sind Einzelheiten, neben denen immer wieder die Fülle von richtigen Beobachtungen und Bemerkungen erfreut. Auch für die Unterrichtslehre gilt das. Da wird eingehend über Geschichte, Bildungswert und Methode der einzelnen Lehrfächer gehandelt, über den Wert der formalen Bildung und die einzelnen Gattungen der höheren Schulen, wobei die Reform-Gymnasien und Reform-Realgymnasien sehr gut wegkommen; es wird das Übergewicht der humanistischen Fächer über die realistischen an unseren Lehranstalten als berechtigt verteidigt — selbstverständlich wird nicht überall gern gehört und angenommen werden, was da gesagt ist, und auf scharfen Widerspruch muß stoßen, was für den Religionsunterricht als wünschenswert hingestellt wird, was übrigens auch nicht zum erstenmal hier veröffentlicht ist.

Kann man Paulsen nicht überall beistimmen, so verdient er doch gehört zu werden; das Gute überwiegt in dem Buche weitaus das Mindergelungene. Gegenüber dem vielen Verkehrten, das über Erziehung und Unterricht fortgesetzt von allen Seiten auf den Markt gebracht wird, muß man dem Buche recht weite Verbreitung wünschen. Ein sehr ausführliches Namen- und Sachregister erleichtert die Benützung.

Rundschau

Philosophie

Die Einheit des Geisteslebens nach Dilthey. Je mehr sich unser geistiges Leben zerspaltet und zersplittert, desto stärker wächst die Sehnsucht, daß es wieder zur Einheit geführt werde. Viele erwarten die Erfüllung dieser Sehnsucht immer noch allein aus den Kräften gelehrten Wissens. Aus solcher Zuversicht proklamiert dann dort einer vor staunenden Hörern den ‚Beginn des monistischen Jahrhunderts‘, anderwärts organisiert man in bemessenerem Zirkel Professorengewerkschaften zur Abwehr jeder außerwissenschaftlichen Einheitsmacht und zur selbstgewissen Monopolisierung der allein ‚wahren Wissenschaft‘ und ‚guten Sitte‘. Aber trotzalledem fehlt es auch unter den Gelehrten nicht an feineren Geistern, die bei ihrer verwandten Sehnsucht und Zuversicht sich doch darüber klar geblieben sind, daß man zu so großem Beginnen den Hebel noch etwas tiefer ansetzen müßte, daß zum mindesten erst einzelne führende Geister erstehen müßten, die in sich selbst die volle Einheit errungen haben, ehe sich eine wirklich einheitliche Gefolgschaft zusammenfinden könnte. Zu diesen Tieferblickenden gehörte auch der jüngst verstorbene Berliner Philosophiehistoriker Wilhelm Dilthey. Und darum wünscht er in der an persönlichen Bekenntnissen reichsten seiner Einzelschriften, in dem Essay über Lessing*, unserer Zeit vor allem einen neuen solchen ‚schöpferischen Kritiker‘:

‚Was könnte uns heute ein Mann sein, welcher der ungeheuren Veränderung in unserer Anschauung vom Menschen und seiner gesellschaftlichen Natur und der hierdurch bedingten Umgestaltung unseres sittlichen Ideals einen so gewaltigen und gesunden Ausdruck verliehe, als er seinerzeit in Nathan und Antigoeze tat, zum erstenmal wieder in Deutschland seit den großen Jugendschriften Luthers. Aber ehe ein solcher erscheint — und sicher, diese gärenden intellektuellen und moralischen Zustände werden ihn hervorbringen, gleichwie sie seiner bedürfen —: soll jeder Buchstabe Lessings uns heilig sein.‘

Dilthey hat wohl nirgends sonstwo sein geistiges Testament nach den positiven wie negativen Richtlinien so knapp zusammengefaßt als in diesen Sätzen. Und er hat darin auch zum Ausdruck gebracht, was ihm selbst als unerreichtes Ideal all seiner eigenen Bemühungen vorschwebte. Dilthey sehnte sich, für seine Zeit ein ebenso schöpferischer Kritiker zu sein als Lessing; aber mehr noch als diesen hemmte ihn die Selbsterkenntnis der hierzu mangelnden reichfließenden Produktionskraft. So blieben denn seine beiden Hauptwerke ‚Das Leben Schleiermachers‘ (Bd. I, 1870; kurze Gesamtskizze in der Allgemeinen Deutschen Biographie) und die ‚Einleitung in die Geisteswissenschaften‘ (Bd. I, 1883; Bausteine zum zweiten Band im ‚Archiv für die Geschichte der Philosophie‘) trotz eines achtundsiebzigjährigen, arbeitsreichen Lebenslaufs unvollendet; und wenn es auch kaum ein Spezialfach philosophischen Wissens gibt, auf dem Dilthey nicht durch seine zahlreichen Einzelstudien höchst anregend gewirkt hat, so blieb es doch eben bei solchen manchmal schulemachenden Anregungen.

Als schöpferischer Kritiker erwies sich Dilthey namentlich gegenüber der einseitig auf die mathematisch-physikalischen Fächer zurechtgeschnittenen kantianisch-positiwistischen Erkenntnistheorie. Ihr gegenüber betont seine ‚Einleitung‘ das selbständige Daseinsrecht und die eigene Methode der Geisteswissenschaften, deren Aufgabe ihm letzten Endes gleichbedeutend ist mit der Geschichte des Geisteslebens, mit der psychologisch-genetischen Reflexion des Menschen-

---

* Dem ersten und besten seiner meistverbreiteten Schrift ‚Das Erlebnis und die Dichtung‘. 3. Aufl., Leipzig 1910 bei Teubner.

geistes auf sein eigenes Werden. In dieser Auffassung des menschlichen Erkenntnisfortschritts als höchsten Ziels und eigentlichsten Sinns aller Geschichte und alles Daseins überhaupt berührt sich Dilthey aufs engste mit Hegel (dessen Jugendgeschichte er geschrieben hat). Was ihn von Hegel und auch den positivistischen Geschichtsphilosophen, wie Comte, aber trennt, ist das noch entschiedenere Ankämpfen gegen jede auch nur unbewußt miteinspielende Metaphysik. Ihm, als universellerem Anwender der Schleiermacherschen Religionspsychologie, ergibt sich die Erkenntnis alles geschichtlichen Geisteslebens aus dem psychologischen Ergründen individuellen Bewußtseinsgeschehens: ‚Jede Formel, in der wir den Sinn der Geschichte ausdrücken, ist nur ein Reflex unseres eigenen belebten Inneren.'

Aber auch in der Weise, wie Dilthey die Psychologie zum Fundament aller Geisteswissenschaften machen will, erweist er sich wieder als ein schöpferischer Kritiker. Seine programmatischen ‚Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie' (Berliner Akademieberichte 1894) und die nachfolgende Auseinandersetzung mit dem Experimentalpsychologen Ebbinghaus bedeuten eine markante Absage an alle atomistische Auflösung und mechanische Wiederzusammensetzung des Seelenlebens aus bloßen Einzelstücken. Er betont den ‚Strukturzusammenhang', die Verständlichkeit des einzelnen nur aus dem Ganzen.

Auf keinem Gebiet hat Dilthey diesen psychologischen Grundgedanken zu so fruchtbarer Anwendung gebracht als auf dem der Ästhetik. Seine beiden Aufsätze über ‚Die Einbildungskraft des Dichters' (in der Zellerfestschrift 1887) und über ‚Die drei Epochen der modernen Ästhetik und ihre heutige Aufgabe' (Deutsche Rundschau 1892) bedeuten — weit mehr als seine literargeschichtlichen Einzelstudien, die unter dem Titel ‚Das Erlebnis und die Dichtung' erschienen — wirkliche Bausteine zu jeder künftigen Poetik. Sie machen jener empiristischen ‚Ästhetik von unten' ein Ende, die mit bloßem Beschreiben und Zergliedern der Einzelzüge die Wirkungsfähigkeit eines künstlerischen Ganzen zu erklären meint, aber sie erweisen es auch als aussichtslos, nur aus der — mit unseren bisherigen Begriffen so unvollkommen geratenden — Psychologie des künstlerischen Schaffens und Genießens selbst das Wesen der Kunst im tiefsten Kerne verstehen zu wollen. Die Kunst wie jede andere spezialisierte Geistestätigkeit weist, wenn man sie verstehen will, über sich selbst hinaus auf die letzte Gesamtheit im Leben des Geistes, auf dessen geschichtlich gewordene und immer neu werdende Einheit.

Hier wäre, so möchte man meinen, der Punkt, wo auch Dilthey der Metaphysik ihre Stelle gönnen müßte, und einer gewissen ‚unauflöslichen metaphysischen Stimmung, welche jeder Beweisführung zugrunde lag und sie alle überleben wird', kann er sich in der Tat auch nicht erwehren. Aber dieser Stimmung gedanklich weitere Folge zu geben, wehrt ihm jene Nüchternheit des Geistes, die er auch seinem Lehrmeister Schleiermacher mitten unter den ‚Träumern' der Romantik so hoch anrechnet, wehrt ihm jener sich die letzten Erkenntnisse selbstversagende Subjektivismus, der des von ihm einmal bekannten ‚stillgetragenen Leidens der gegenwärtigen Philosophie' tiefgewucherte Wurzel ist. Eine pessimistisch-ästhetische Stimmung ruht über allem, was sich Dilthey als höchste Leistungen des Geisteslebens ausmalen kann. Auch dann, wenn sich Wissenschaft und Kunst wieder mehr auf ihre eigentlichen Aufgaben besonnen haben, hier auf die gleichnismäßige Darstellung, dort auf die begriffliche Reflexion des geistigen Gesamtlebens, auch dann, wenn sie sich so aneinander wieder genähert haben und damit das Leben selbst wieder mehr Einheit gewinnt, bleibt diese Einheit doch stets eine provisorische, sich in schöpferischer Kritik unaufhörlich wieder auflösend und nur vorübergehend erneuernd.

Dilthey, am künstlerischen wie am wissenschaftlichen Leben seiner Zeit stets regen Anteil nehmend, erkannte, wie sehr es gerade heute der Einheit entbehrt und bedarf; aber allein mit den Mitteln, die er zur

Abhilfe an die Hand gibt, wird die Zerrissenheit sicherlich nicht überwunden werden:

‚Nur aus den Tiefen des germanischen Wesens kann unseren Dichtern ein der Gegenwart mehr entsprechendes Bewußtsein kommen, was das Leben sei und was die Gesellschaft sein soll. Ein Bewußtsein, das uns eben für heute genugtut, mehr nicht. Denn in dem geheimnisvollen, unergründlichen Antlitz des Lebens, mit dem lächelnden Mund und den schwermütig blickenden Augen, suchen alle Geschlechter denkender und dichtender Menschen zu lesen, und auch das hat kein Ende.‘ —

Die über allen Zeitenwandel dauerspendenden Kräfte, die menschliches Denken und Dichten allein aus dem religiösen Lebensganzen des Christentums zurückgewinnen kann und wird, hat Dilthey verkannt, obwohl seine Auffassung sicherlich zu solcher Zukunftsentwicklung bessere Ansätze bietet als manche andere. Diltheys historisch ergründendes Objektivitätsbemühen hat ihn wenigstens, das betont auch Willmann in seiner Geschichte des Idealismus, gleichwie Eucken gerechter urteilen lassen über jene Einheit des Geisteslebens, wie sie gegenüber der ‚metaphysischen Anarchie‘ unserer jetzigen philosophischen ‚Privatsysteme‘ die Scholastik des christlichen Mittelalters darbot. In seiner ‚Einleitung in die Geisteswissenschaften‘ schreibt darum Dilthey einmal:

‚Die Herrschaft der Religion gibt allen höheren Gefühlen und Ideen eine seltene Sicherheit und Tiefe . . . Das Auge des Betrachters sah damals in jedem geistigen Inhalte den Zusammenhang mit dem Gesetze Gottes oder den Widerstreit gegen dasselbe. Religion, wissenschaftliche Wahrheit, Sittlichkeit und Recht wurden nicht als relativ-selbständige Zweckzusammenhänge vom mittelalterlichen Denken aufgefaßt, sondern für dieses war ein Ideengehalt in ihnen . . . Darin war gegründet, daß der Denker eine Weltmacht war.‘

Wenn man diese geschichtliche Erkenntnis vergleicht mit dem Sehnsuchtswunsch Diltheys nach einem neuen denkgewaltigen Spender geistiger Einheit für kommende Zeiten, dann fragt man sich vergeblich, auf welchem Grunde diese Einheit gewonnen werden soll, wenn nicht auf dem gleichen wie damals.

Dr. M. Ettlinger.

Literatur

Ein ungedrucktes Albumblatt Annette von Droste-Hülshoffs. Aus dem Nachlaß einer verstorbenen Dame, die zuletzt in Münster, jedoch viele Jahre in der Gegend von Höxter wohnte, erhielt ich vor einiger Zeit ein Albumblatt mit der charakteristischen Schrift der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Daß es ein Albumblatt ist, sieht man an den vergoldeten Rändern; es hat Oktavform und eine Größe von 15,5×9,5 cm. Wir lassen hier den Wortlaut genau nach Schreibung und Zeichensetzung folgen:

Hülshoff, d. 19ten May 1826.

Die Zeit hat unendliche Gewalt, wir fühlen es selber nicht, wie auch die kleinsten Begebenheiten, auch die unbedeutendsten Umgebungen, ihren Eindruck auf Uns nicht verfehlen. — Nichts kann spurlos an Uns vorüber gehn, — wer Dieses zuerst gesagt, der hat es nicht bedacht, — Und selbst wenn Uns, so zu sagen, Nichts passirt, so erschlaffen, und verrosten, Wir mindestens in der Einförmigkeit. — Drum ist es so schwer, im strengsten Sinne, sein Wort zu halten, sobald es sich über ferne Zeiten zu erstrecken wagt, — nur zu oft bleibt die Form, während der wahre Sinn längst verloren gegangen, — und es ist eine der schwersten Aufgaben, so recht grundehrlich durch die Welt zu kommen. — Wem es aber gelungen, der besitzt ein unendlich großes Gut, größer, als Er selbst sich dessen bewußt seyn kann.

Dieses ist nur trockne Prosa, liebes Malchen, aber ich weiß, Du hörst es doch freundlich an von

Deiner

Nette v. Droste-Hülshoff.

Ehe wir über den Inhalt handeln, wollen wir zunächst versuchen, die Persönlichkeit

des ,lieben Malchens' festzustellen. In dem näheren Bekanntenkreise Annettens gab es zwei Malchen.

Die eine war Amalie Hassenpflug, die Schwester von Ludw. Friedrich Hassenpflug, der im Jahre 1832 zum kurhessischen Justizminister und zugleich zum Minister des Inneren ernannt wurde. Sie war mit Annette nahe befreundet; diese widmete ihr das Gedicht ,Der Traum': ,Jüngst hab' ich dich gesehn im Traum.' Annette wird sie schon im Jahre 1818, wo sie mit dem Vater eine Reise nach Kassel machte und außer mit den Grimms auch mit der Familie Hassenpflug in Verbindung trat, kennen gelernt haben *. In den Briefen Annettens ist öfter von Amalie (Malchen) Hassenpflug die Rede. Sie ist neben der Dichterin in Meersburg am Bodensee begraben.

Auch unter den Verwandten Annettens fand sich ein ,Malchen', und zwar Amalie Heereman von Zuydtwyck, die Tochter ihrer Stieftante Ferdinandine, die mit dem Freiherrn Werner Heereman von Zuydtwyck auf Burg Herstelle an der Weser verheiratet und bereits 1837 Witwe war. Die sämtlichen Onkel und Tanten Annettens waren Stiefgeschwister ihrer Mutter und zum Teil erheblich jünger als diese. Dadurch erklärt es sich, daß Annette in ihren Briefen die Tanten oft mehr als Cousinen behandelt**. Ferdinandine von Haxthausen war gewiß eine Lieblingsschwester der Mutter der Dichterin. In einer längeren, in Distichen verfaßten Epistel ,An Dinette' richtete die Mutter eine Einladung an die Schwester, den versprochenen Besuch bald auszuführen***.

Malchen von Heereman nun, die Halbcousine von Annette, hielt sich in den Jahren 1825 und 1826 in Hülshoff auf. An diese sind die Zeilen des Albumblattes gerichtet. Annette war 1825 zu einem Besuche bei ihrem Onkel Werner von Haxthausen und ihrer Tante Betty, geb. von Harff, nach Köln gereist. Aus einem Briefe, den sie am 25. April 1826 nach ihrer Rückkehr von Köln an die Tante Betty schrieb *, erfahren wir näheres über Malchen von Heereman: ,Malchen ist sehr gewachsen und sieht etwas besser aus, als bei meiner Abreise von Hülshoff; sie ist übrigens diesen Winter, wo, weil Keines von uns zu Hause war, manche Geschäfte auf ihr ruhten, um vieles gewandter und umsichtiger geworden und deshalb jetzt ein großer Liebling meiner Mutter . . . Malchen habe ich, auch vor der Reise nach Köln, nur sehr wenig Unterricht gegeben, da es sie so ungeheuer angriff, daß sie den ganzen Tag hindurch bleich war, wenn wir am Morgen Etwas vorgenommen; jetzt scheint sie stärker zu sein.'

Da unser Albumblatt vom 19. Mai 1826 datiert ist, am 28. Mai die Hochzeit des Bruders von Annette, Werner, stattfand und am 25. Juli ihr Vater starb, so werden wir wohl nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß Malchen von Heereman, vielleicht schon vor jener Hochzeit, von Hülshoff zu ihren Eltern nach Herstelle an der Weser zurückgekehrt ist und beim Abschied das Albumblatt als Andenken von Annette mit nach Hause nahm. Unter Berücksichtigung der Herkunft des Blattes aus der Wesergegend können wir nicht daran zweifeln, daß das ,liebe Malchen', dem Annette es gewidmet hat, Amalie von Heereman ist.

Auch später hören wir noch von dieser in den Briefen Annettens. Am 2. (und 12.) November 1825 schreibt die Dichterin an Frau v. Thielmann in Coblenz über eine gefährliche Krankheit, welche Malchen ergriffen habe und deren Besserung nur langsam fortschreite**.

,Eines Tages, als Annette längst erwachsen war, begegnet ihr die noch immer in der Familie weilende und geliebte Amme (eine „Riekerin") und sagt zu ihr: „Frölen, denken Sie, ich habe wieder etwas gesehen." „Was hast du denn gesehen?"

* H. Hüffer, Annette von Droste-Hülshoff (1. Aufl.) S. 28.

** Weiteres vgl. H. Cardauns, Die Briefe der Dichterin A. v. D.-H. S. 28.

*** Kreiten, A. v. D.-H. gesammelte Werke, Bd. I. S. 16.

* Cardauns a. a. O. S. 369.

** Cardauns S. 44.

„Ja, es betrifft die drei Frölens. Ich sah alle in einer Kirche versammelt. Fräulein Malchen kniete als Nonne am Altar — Fräulein Viktorine lag tot in einem Sarge — und Fräulein Maria wurde getraut mit einem Offizier." In demselben Jahre (1839) traf alles ein. Malchen (Heereman von Zuydtwyck) trat in Rom ins Sacré Coeur, Viktorine (von Twickel) starb und Maria (von Haxthausen) vermählte sich mit dem Freiherrn Friedrich von Brenken zu Erpernburg, der sich in der Landstände-Uniform trauen ließ*.'

Später im Orden scheint Malchen recht gesund geworden zu sein. Am 5. (11.) Juli 1843 teilt Annette aus Abbenburg ihrer Freundin Sibylla Mertens folgendes mit: ‚Bei den jungen Zuydtwycks war ich noch nicht, höre aber, daß dort Alles grünt und blüht, und immer brillantere Nachrichten von Malchen einlaufen, die in ihrem Gallizien rund wie eine Nudel sein soll, und königlich vergnügt. Allerdings war sie durch Verwöhnung und reines Phantasieleben für die Welt gänzlich verdorben, und namentlich gewöhnt, eine Rolle zu spielen, was sie nun in ihrem Klosterstiften und Regieren durchführen kann, also — Jedem das Seinige**!"

Von Abbenburg richtet sie auch einen Brief an ihre Schwester Jenny am 18. (19.) Juli desselben Jahres; dort heißt es: ‚Malchen Zuidtwick ist in Gallizien und richtet dort ein neues Kloster ihres Ordens ein. Sie ist gesund wie eine Nuß und seelenvergnügt, findet Gallizien sehr schön, und das Reisen kömmt ihr so sehr wie Nichts vor, daß sie ganz ernsthaft meint, es könne wohl zuweilen die Eine oder Andere von den Tanten oder Cousinen auf acht oder vierzehn Tage sie besuchen kommen. So weit haben wir Reisestümper es doch noch nicht in der Verachtung des Raumes gebracht***!"

Der Inhalt des Albumblattes erscheint im ganzen verständlich, indem es den bekannten Spruch: ‚Tempora mutantur nos et mutamur in illis, die Zeiten ändern sich und wir uns in ihnen' zum Gegenstand hat. Die Verfasserin leitet daraus die Schwierigkeit ab, ein Versprechen, namentlich ein vor langer Zeit gegebenes, zu halten. Indes erfordert die Zwischenstelle: ‚Nichts kann spurlos an uns vorüber gehn' usw. eine kurze Erklärung. Setzen wir für: ‚Der hat es nicht bedacht' den Satz: ‚Der hat ein so wichtiges Wort gesprochen, daß er dessen große Bedeutung wohl nicht genug bedacht hat,' dann ist der Sinn ganz deutlich. — Das ‚unendlich große Gut' am Schluß bezieht sich ohne Zweifel darauf, daß nur ein großer Charakter in allen Lagen des Lebens ‚grundehrlich' sein kann.

In Anbetracht der Jugendlichkeit der Cousine Malchen muß es uns auffallend erscheinen, daß Annette der Empfängerin, die doch wohl zehn Jahre jünger war als sie selbst, ein für diese immerhin hochliegendes Andenken gewidmet hat. Aus dem Schlußsatze: ‚Dies ist nur trockne Prosa' usw. könnte man vermuten, daß Malchen von Annette ein Gedicht erbeten oder erwartet hat. Schulrat Dr. Kraß.

Theater

Münchener Theater. Man darf gelassen behaupten, daß uns im deutschen Süden Adolf Paul* bisher nahezu unbekannt geblieben ist. Es wäre nur die Frage, ob er uns nach Art und Kunst je näher rücken kann und dann, ob sich gerade ‚Die Sprache der Vögel' zur Einführung schickte. Diese Komödie fand am 10. September im Residenztheater unter der Regie Steinrücks, dem sie ‚in alter Freundschaft' gewidmet ist, ihre Uraufführung.

Adolf Paul ist in Schweden geboren, in Finnland herangewachsen, in den mittleren Küstenstrichen Deutschlands zum Manne gereift und hat von seinen dutzend Dramen die einen schwedisch, die anderen deutsch geschrieben. So setzte sich wohl in ihm das Gefühl der Wurzellockerung, der Heimlosigkeit, des Fremdseins fest. Viel-

* Kreiten, Bd. I. S. 24 f.
** Cardauns, S. 289.
*** Cardauns, S. 293 f.

* Adolf Paul, ‚Die Sprache der Vögel.' Komödie in drei Akten. (München, Georg Müller.) Die beiden Titelblätter geben unrichtig vier Akte an.

leicht hörte er sich gerne Europäer nennen. Er ist es mit Einschränkung: Er ist nördlicher Europäer. Die meisten seiner Dichtungen betasten sich kühl, denn sie sind von den Quellen des Verstandes, vom Urteil aus gesendet, verlieren sich in grüblerische Konstruktionen, stecken voller kritischer Zwecke und sind doch ohne Ziel und ohne Befreiung, weil sie sich nicht aus Düsterungen zu entwirren, aus der Schwere, ja aus der Decadence zu lösen vermögen.

So ist es auch mit dem letzten Stück. Ein dialogisches Ticktack, ein psychologisches Pendelspiel, das vom Weibtypus zum Manne schlägt, wird von tragischen Gewichtern ideell belastet und gehemmt. Nach der formellen, dramaturgischen Seite hin könnte ich es so ausdrücken: Der Dichter stört durch subjektivistische Wortfärbung und Einrede die eigen- und zwiesprachliche Auseinandersetzung und damit die seelische Realität seiner Gestalten. Man höre die Fabel, die zwar in der Erfindung nicht stark ist, aber in einem durchsichtigen, schlanken Gerüstbau der Akte aufsteigt.

Sabud, der einzige, intime Freund Salomos, schien wortlos an einer Sehnsucht hinzuwelken. Da spürt der weise Fürst die Ursache in Abisag aus Sunem, der schönsten der königlichen Haremsfrauen, auf und gibt sie ihm zum Weib. Nicht genug damit. Noch einen Wunsch soll Sabud äußern, und zwar zum Zeichen der innigsten Freundschaft einen, zu dem sich sonst niemand erkühnen dürfte. Nur die Krone sei vom Begehren ausgeschlossen. Indessen nun draußen die Sonnenringeln über die kristallenen Brunnen ins Blütengezweige huschen und die Vögel darein singen, seufzt Sabud auf seinen Kissen und kann nicht froh werden, weil er bei seinen Schätzen, bei der Huld seines Gebieters, im Besitze der Blume aus Sunem auf keinen Wunsch der Seele mehr trifft. Doch Abisag weiß Rat. Salomo verstünde die Sprache der Vögel? Nach dieser Kenntnis, die eine Macht einschließt, soll Sabud haschen. Der König, der aus dem Wunsche sofort die weibliche Beschleichung und Beratung liest, ist ungehalten, will aber Gewähr schenken, nur daß er daran als Bedingung den Schwur des strengsten Geheimhaltens knüpft. Auf dem Eidbruch steht der Tod. Natürlich strauchelt Sabud. Was die Schmeichelworte, die Kosungen, die glühenden Verheißungen, die List, die Tränen Evas, was die fordernde Logik ihres Egoismus, die drohende Spitzfindigkeit ihres Weibtums nicht vermochten, das vermag der Anblick und Eindruck ihrer Häßlichkeit, ihrer brutalen, Schimpf gischenden Raserei. Noch ehe Sabud ein Wissender ist, sagt er ihr den Verrat zu. In demselben Augenblick läßt der vorausahnende, nein der vorausrechnende König die beiden verhaften. Der dritte Akt breitet dann das getrennte Verhör, das richterliche Urteil, die endlich glückliche Lösung und Einigung und die Idee aus. Fabula docet: Rede nicht in Worten, sondern in Gefühlen. (Die alte Antithese romantischer Denker! Tieck!) Wecke die Innerlichkeit! Dann: Über alle Macht siegt der Liebeszauber des Weibes. Darum müssen die, die herrschen wollen, allein gehen, abseits vom Weibe. (Ähnlich auch in Pauls Königsdrama ‚Karin Manstochter'.)

O weiser Salomo, fühlst du den Widerspruch nicht? Du rüttelst die anderen, du strafst sie, wenn sie nicht dem Herzquell lauschen, und du selbst mußt dich der seligsten Gefühle entschlagen. Du willst Kraft lehren, du willst ein Großer sein und bist ein Ohnmächtiger, weil du nur Gefahr und Lockung meidend, dich wahrst. Daraufhin würde der Dichter entgegnen, er wollte einen schlichtmenschlichen, nicht einen ragenden Salomo zeichnen, er weise überhaupt die heldischen Maße zurück, denn er bezweifle, wie seine heroischen Komödien bekundeten, die absolute Größe. Dafür senke er in seine Mittelfiguren leise klagende Tragik oder auch eine humorige Tragik, die sich unter Zähren belächle. Ja, aber nur die Tragik des Schwächlings, die literarisch aus der Neuromantik stammt, nicht eine freimenschliche, starke, die entkettet, während sie bezwingt. Übrigens zeigt Salomos seelische Anlage noch einen Riß. Wenn seine Erkenntnis dem zwischengeschlechtlichen

Geschehen, den Schwächen der Kreaturen, den Verwicklungen ihrer Schicksale berechnend und bestimmend so weit vorauseilt, dann konnte ihn der Fehltritt des Freundes nicht aus der gütig klugen Bedächtigkeit reißen, dann durfte er ihn nicht in gallige Affekte zerren, dann konnte er ihm nicht das Bild von Freundschaft und Welt beschatten, auch nicht den Schlag eines Herzens lang. Um es dramaturgisch zu wenden: Das tragische Motiv der Freundschaft wächst nicht kausal heraus. Ein leichtes Spielwerk bebürden bleierne Gewichter.

Solche Spalte lassen sich durch Form und Geste bis in den Sprachorganismus hinein verfolgen, wo entweder der gedankliche Kern nicht die Schale findet, die ihn charakteristisch rundet und einpanzert oder der Ausdruck vom Sinn und Lebensgefühl des Handelnden abirrt. Es ist ungewollte Paradoxie der Gestaltung, daß gerade der das Gefühl predigt, dessen Forderungen durchweg erklügelt, dessen Begriffe ausspintisiert, dessen Worte frostig und starr, dessen Griffe schmerzhaft sind. Wenn Salomo dem Sabud vorwirft: ‚Ich hoffte, du würdest mich um meine Freundschaft bitten', und dieser sanft entgegnet: ‚Deine Freundschaft hatte ich', so ruht alles Empfinden bei Sabud, während Salomo zur rein begriffsmäßigen Ausgliederung, zur Abstraktion drängt. Ein anderer Riß leitet sich aus der modernen Sprachskepsis (die auch in der ‚Brunhild' des Paul Ernst laut wird), daher, daß Paul das Wort kritisiert, statt daß er es bildet, daß er ihm die Gemütskraft aberkennt, statt daß er es mit Farben, Klängen und Leben, mit Deutungen und Heimlichkeiten füllte. Endlich klafft auch die soziale sittliche Schicht auseinander. Abisag, die Süße des Harems, die von einem Lustlager ins andere wandert, als Sache, als Tauschware, als Nichts, ergeht sich mit einem Male in der überfeinerten Dialektik eines ehelichen Gemeinschaftsrechtes und gelangt dabei zu den willkürlichen Folgerungen einer Nora Helmer.

Indem so Paul in seine Komödie zu viel einschlug: romantisierende Sinnbildlichkeit und realpsychologisches Wechselspiel, negativ projizierende Kritik und positive, grell aufgemalte Lehrformeln, zerstückelte er das, was erst ein Kunstwerk ausmacht, die Geschlossenheit.

Anders Joseph Rueberers* Tragödie ‚Der Schmied von Kochel', die am 30. Sept. im Schauspielhaus zum erstenmal über die Bretter zog. Hier sind darstellende Kritik und Symbolik in eins geflossen. Daß trotzdem die Bestätigung des Erfolges ausblieb, hat einen zwiefachen Grund, einen inneren und einen äußeren, einen notwendigen und einen, der nicht Stich hält. Dieser letztere war, daß der Dichter die tragende Figur nach seinen eigenen Gesetzen schuf, daß er sie anders modelte, als sie die schmückende Volkssage vorgeprägt hatte. Wenn er einen in Passivität Versonnenen hinstellt, einen, der sich eigentrotzig vom Gebot der Zeit und dem Drang der Massen loswindet, so konnte er schwerlich jene gewinnen, die in dem Schmied bislang den Bannerträger der Entknechtung gesehen hatten, die mit ihm die Vorstellung seit Generationen her von urbajuwarisch dreinschlagender Kraft verknüpften. Aber die literarischen Zünftler, die Rezensenten hätten das Wollen eines Poeten nicht zu verkennen brauchen, hätten nicht lediglich die Oberfläche abheben sollen, die grobstoffliche, politische, wo als Bodensatz in der Tiefe so schöner, menschlich weiter Schmerz lagert.

In ‚Kaiser und Galiläer' gibt Ibsen seinem Julian das Wort: ‚Seltsam, daß im Irrtum Stärke liegen kann'. Bei Rueberer würden sie sagen, ehe sie in die Sendlinger Schneeacker verbluten: ‚Wundersam, wie sich an den Irrtum unser Leben hängt'. Vielleicht würden sie es gar nicht Irrtum nennen, auch nicht Lebenslüge wie der spätere Ibsen, und es käme ihrem Daseinsproblem jene neuplatonische Philosophie näher, die von der sinnlichen Kraftfülle der Ideen spräche oder von schöpferischen Gesichten und dagegen verblassenden Wirklichkeiten oder von dem darstellerischen

* Josef Ruederer, ‚Der Schmied von Kochel', Tragödie in vier Akten. (München 1911, Süddeutsche Monatshefte.)

Spieltrieb und Spielernst der Menschen, der ihr Persönliches nach zugespiegelten Bildern umschafft. Die Leute um den Schmied herum sind alle von einer Idee besessen, jedes von einer anderen, oder von einer Zielsehnsucht oder von einem großen Wunsch, der noch Funken aus kümmerlichen Aschenresten wirbelt. Alle aber sehen die Erfüllung in dem Kurfürsten. Das ist nun das Prächtige an der Dichtung, wie da jegliches Leben, auch jedes nebensächliche Leben, das einmal draußen am Rande des dramatischen Geschehens aufruft, um einen Herzpunkt kreist, aus dem es sich beädert. Freilich die Untersten begehren nur aus materiellen und physischen Nöten heraus: nach dem abgeschlagenen Arm, nach der verlorenen Bettgenossin, nach einer eigenen gescheuerten Diele. Doch selbst die Beschränkten, die Trägen, die wiederkäuenden Stumpfen haben eine ehrfürchtige Vorstellung zu verlieren. Und auch die Kalten, Überlegenden und Überlegenen, denen mit dem Ideal zugleich die Anteilnahme an allem Wachstum schwand, setzen etwas an die leere Stelle der Brust, und wäre es die eingedrillte Gewohnheit eines Muß. Es gibt aber auch solche, denen sich die Lebensenergien steigern, wenn ihr Glaube zusammenbricht, die sich in eine Selbstbetäubung reißen, in denen der Stoßdrang so mächtig ist, daß er ihr Glücksbedürfnis, ihre Tatenglut und Tatenwut ins Abenteuerliche, ins Falschspiel leitet, die dann um Letztes paschen, um Weib und Kinder, und deren Würfel erst mit dem Kopf verrollt. ‚Unter den Menschen mußt du lügen', sagt der städtische Weingastgeber zum Schmied. Der faßt es nicht, denn der war nie in der Zeit gestanden und die Erde war ihm fremd und weit wie den Ausschreitenden die Nacht. Wenn der den Glauben an den Kurfürsten lassen muß, der alles an seine Visionen warf, der sich in sie eingrub und verwurzelte, dann ist er der Unseligste unter den Geschöpfen, dann gilt ihm die Welt nicht mehr so viel, daß er den Blick nach ihr wendet.

Noch ein Wesen wäre da, in das sich der Schmerz so tödlich tief einbrennte, falls es von Aufklärungen tragisch durchschauert würde. Aber Camilla gelangt nicht dahin. Ihr Glaube ist noch stärker als der des Schmieds. Sie ist nicht zuversichtlicher, aber unbeugbar, weil sie schon in Seligkeiten entrückt ist. Wo die Gesichte des Schmiedes sich zu maskulinen Forderungen spannen, da sind ihre Träume Verwirklichung und Hingabe. Camilla aber ist die Liebe.

Solches sprießt uns aus der rein dichterischen und bildnerischen Betrachtung zu. Die gedankliche Zerlegung aber stößt im Drama auf zweierlei Kritik. Da wird auf die Individuen hin der Idealbegriff wechselnd beleuchtet, durchspürt und bewertet. Ibsen bot hierzu die literarischen Anregungen in figuralen Umrissen, in den versteiften Gegensätzen von Ich und Familie und in der symbolischen Atmosphäre. Bedeutsam ist Ruederers Sozialkritik. Ich möchte sie die chemische Auflösung des Massentriebs und Massenwillens nennen, oder von den Keimzellen aus besehen das Anschwellen der Sondergefühlchen und Sonderwilleleien, der auseinander strebenden Stimmen, Seufzer, Flüche, der tausendspältigen Stimmungen und Leidenschaften zu jenem festen, aufgedämmten, umstachelten, unfaßbaren, mystischen Ganzen, das eben nur ein Ganzes *scheint*. In diesem, fast möchte ich sagen, ironischen Abheben der Gestalten vom Zeitbewußtsein offenbart sich das dramaturgisch Eigenkräftige, Neue gegenüber der kollektivistischen Breitenbehandlung Gerhart Hauptmanns und Schönherrs, die das Einzelwesen unfrei machen, indem sie es einem Sammeltrieb unterordnen, in ein Sammelelend einzwängen.

Dermaßen eine Entwicklungslinie aufzudecken, schien mir lohnenswerter, als den inneren Grund des Mißerfolges breitzutreten. Die Schwächen liegen ja bei der szenischen Verkörperung sofort blank wie ein kranker Nerv: die antidramatische Tendenz der untätigen Wundererwartung, die nur in der Psychologie der Epik hätte ausgebosselt werden können, die Überlastung des tragischen Opfermotivs, die aus dem Matthias einen weibischen, schuftigen Jammerkerl macht, die aufgetriebenen Aktschlüsse und gestellten Haltungen als bühnenmäßige

Ersatzmittel für natürliches Crescendo und einfache Größe.

Auf das Endbild sei noch außerdem verwiesen: Alle sind in die gerötete Schneedecke gesunken. Nur zwei bleiben aufdringlich stehen. Jeder an einer Ecke des Proszeniums, der Landpfleger und der Abt, die weltliche und die kirchliche Macht. Man erinnert sich des Banausios, der im ‚Wolkenkuckucksheim‘ den Thron des verscheuchten olympischen Träumers einnimmt und denkt an den Ausgang der Lokalkomödie ‚Morgenröte‘, wo der Geistliche hinter der fliehenden Freiheit entsühnend das Rauchfaß schwingt. Das ist Ruederer, der Liberale.

Josef Sprengler.

Kunst

Der Erwerb der Seegerschen Leiblsammlung durch die Stadt Köln. Aus Anlaß seines 50jährigen Jubiläums hat das Wallraf-Richartz-Museum zu Köln die berühmte Sammlung von Gemälden und Zeichnungen Wilhelm Leibls aus dem Besitze des Geh. Hofrates Seeger (Berlin) für zwei Monate ausgestellt. Zum ersten Male waren diese Werke durch die deutsche Jahrhundertausstellung weiteren Kreisen bekannt geworden. Im Jahre 1895 hatte Seeger mit Leibl das Abkommen getroffen, daß alle Bilder und Zeichnungen, die dieser fernerhin fertige, gegen eine von Fall zu Fall zu vereinbarende Summe von ihm erworben würden. Dieser nur mündliche Vertrag hat bis zu Leibls Tode bestanden und es Seeger ermöglicht, die einzigartige Sammlung von Werken des größten deutschen Malers des 19. Jahrhunderts zu vereinen. Er konnte sie noch um einige frühere Arbeiten erweitern, die er im Atelier des Künstlers aufstöberte, darunter die herrliche alte Pariserin, die er auf dem Dachboden von Leibls Wohnung in Aibling unter altem Gerümpel fand. Das Glanzstück der Kokotte erwarb Seeger aus Amerika zurück, wohin es verkauft worden war. Der stattlichen Sammlung ist aber später wieder manches entzogen worden. Heute umfaßt sie, wie sie augenblicklich im Wallraf-Richartz-Museum ausgestellt ist, 21 Gemälde und 16 Zeichnungen. Ihr Wert beruht vor allem darin, daß sie alle Epochen des Meisters in charakteristischen Werken kennen lehrt und so eine Studiensammlung ersten Ranges ist. Man hört so oft, daß Leibl schon während seines Pariser Aufenthaltes der fertige Künstler gewesen sei und sich später kaum mehr weiter entwickelt habe. Das ist irrig. Seiner Technik, die jeden Pinselschlag gleich an die richtige Stelle rückt und die nur ein Alprima-malen kennt, ist der Künstler stets treu geblieben, aber er hat sie fortgebildet zum Leichteren hin, und mit den flockigen, duftigen Mädchenköpfen der letzten Zeit verglichen, erscheinen frühere Arbeiten, selbst die Kokotte, schwer und erdig. Und mit dieser Vervollkommnung des Handwerks geht die gesamte künstlerische Verfeinerung Hand in Hand. Der Blick für das Wesen der Materie verschärft sich, und vor allem wird Leibls Auge nun empfindlicher für das reiche farbige Leben der Außenwelt. Bauernjägers Einkehr oder die Küche in Kutterling verglichen etwa mit dem Bilde des Kunstkritikers, das leihweise aus Privatbesitz zur Ausstellung beigesteuert wurde, machen solchen künstlerischen Wandel recht deutlich offenbar. Man braucht nicht so weit zu gehen, schon die Kokotte, neben das letztgenannte Bild gehalten, zeigt diesen Fortschritt. Denn hier sind Seide, Teppich, Muff usw. in ihrer stofflichen Wahrheit ausgezeichnet charakterisiert, was man bei dem andern Bilde noch vergebens sucht. Gerade in dieser Hinsicht wird man den vielgenannten und noch wenig untersuchten Einfluß Courbets wohl vermuten dürfen. Diese Befruchtung war nur kurz, aber dauernd wirksam. Wohl auch ohne Courbet wäre Leibl zu der gleichen Höhe aufgestiegen, denn die Entwickelung nach seiner Pariser Zeit ist so selbständig, kraftvoll und systematisch, daß deren Keime in einem Boden wurzelten, der durchaus und nur für sie bereitet war. Nicht die geradezu verblüffende Miederstudie, gleichzeitig gemalt mit dem berühmten Kirchenbilde und klassisch und vollendet wie dieses, wird man dabei als Leibls höchste Leistung ansprechen

dürfen, sondern am Ziele zeigen ihn erst die Werke der beiden letzten Jahre, wovon die Seegersche Sammlung ein Mädchen am Fenster aufweist, und das Brustbild eines rosigen Dirndls mit Pelzmütze. Bei solchen Bildern darf man erst von der flockigen Technik sprechen, denn diese leichte Art mit dem Pinsel und den Farben zu spielen, bei einem Höchstmaß stofflicher Wahrheit und einer stets als Grundton deutlich durchklingenden großen Kraft, hat dem Leibl keiner der deutschen Maler, selbst nicht Holbein, nachgemacht. Es war ja das rein Handwerkliche, was er auf eine unerreichte Stufe führte, aber solange Kunst und Können untrennbare Begriffe sind, wird Leibl wegen dieser malerischen Qualitäten zu den Besten aller Zeiten gehören. Wie er zu Anfang seiner Laufbahn von den Deutschen in seinem Werte nicht erkannt ward, während die großen Maltemperamente der Franzosen ihn gleich als wesensverwandt begriffen, so könnte vielleicht auch später vorübergehend hier und da eine Minderung der Schätzung sich zeigen. Aber stets würde Leibls Ruhm danach von neuem erstrahlen, denn als Maler ist er unsterblich geworden. Man muß dies betonen, weil einzelne Skeptiker meinen, die augenblickliche hohe Wertung dieses Meisters beruhe zum guten Teil auf einer Suggestion, die vielleicht wieder ihre Wirkung verlieren und ein Abflauen der Begeisterung mit sich bringen würde. Man muß dies betonen, da die Stadt Köln sich fürchtet, eine Million Mark für den Ankauf der Seegerschen Sammlung herzugeben. Sie rechnet nicht damit, daß das hier verausgabte Kapital sich bald verdoppelt haben wird. Denn wenn die Wirtschaftspolitiker recht prophezeien, daß der allgemeine Wohlstand sich heben und die Anhäufung der Riesenvermögen sich noch vermehren wird, dann muß die kommende Zeit einen Wertzuwachs der Kunstwerke alter und neuer Zeit bringen, der für uns heute noch an die Grenze des Phantastischen gehen mag.

Leibl ist ein Sohn Kölns, das war freilich von dieser Stadt vergessen worden. Drei Bilder besitzt bislang das Wallraf-Richartz-Museum von ihm, das Porträt seines Vaters, des Domkapellmeisters Karl Leibl, 1866 gemalt, das prachtvolle, robuste Pallenbergbildnis vom Jahre 1871 und einen männlichen Studienkopf; außerdem zwei Landschaften Sperls, in die Leibl die Staffage malte. Aber alle diese Bilder sind dem Museum geschenkt worden, und kein Werk des neben Holbein ersten deutschen Malers, den Köln so gerne seinen großen Sohn nennt, hat die rheinische Hauptstadt bislang gekauft. Selbst die große Ausstellung dieses Künstlers 1902, die im Wallraf-Richartz-Museum eine Anzahl seiner besten Werke vereinte, ging vollzählig wieder auseinander. Die Kölnische Volkszeitung hat, um der anfänglichen Begeisterung wieder neue Nahrung zu geben, ein Rundschreiben an verschiedene Fachautoritäten erlassen, um von ihnen ein Urteil zu hören über den Wert der Seegerschen Sammlung an sich und ihre spezielle Bedeutung für Köln. Wichert, Justi, Koetschau, Pauli, Swarzenski, Osthaus, W. Schäfer, Friedländer, Clemen, Thoma und Liebermann sind u. a. gefragt worden, und einmütig lautet ihre Antwort, daß Köln diese Sammlung nicht mehr aus seinen Mauern lassen dürfe, daß ihr Erwerb eine Ehrensache für die Stadt sei. Daß sie dadurch auch die Fremdenindustrie wesentlich fördern werde, wird ebenfalls gesagt. Denn wenn dem Wallraf-Richartz-Museum diese Bilderreihe geschlossen erhalten bliebe, vermehrt um den bisherigen Besitz und die fünf Leihgaben, insgesamt 31 Bilder und 16 Zeichnungen, dann hätte Köln ein Leibl-Museum, das, ein Gegenstück zu der Sammlung der Altkölner Schule, das lange gesunkene Ansehen Kölns als Kunststadt mit einem Schlage glänzend heben könnte und die rheinische Metropole zum Ziele zahlloser Künstler und Kunstfreunde machen würde. Es hätte die Leiblsammlung, wie Basel den Holbeinsaal besitzt. Daß die Tat des Erwerbes dem ungewöhnlichen, wirtschaftlichen Aufschwunge, den die Stadt jetzt nimmt, entsprechen würde, ward mit Recht ebenfalls in einzelnen Antwortschreiben betont. Denn Köln habe, so schreibt Wilhelm Schäfer, der wirt-

schaftlichen Stellung entsprechend, einen Ruhm zu verwalten und zu mehren, der nicht von gestern ist. Und zu diesem Ruhme gehört unzweifelhaft, wie alle Blätter seiner Geschichte dartun, die Kunst.

Dr. Heribert Reiners (Köln).

Musik

Die Wege des deutschen Männerchorgesangs. Wilhelm Kienzl, der bekannte Komponist der erfolgreichen und immer wieder gerne gehörten Oper ‚Der Evangelimann' hat vor einiger Zeit eine Sammlung musikalischer Aufsätze herausgegeben (‚Betrachtungen und Erinnerungen', Berlin 1909), in der sich beachtenswerte Ausführungen über das oben genannte Thema finden. Im Anschluß daran darf wohl auch hier dieser Punkt einmal berührt werden. Denn der Männerchorgesang ist, mag man über seine prinzipiellen künstlerischen Qualitäten denken wie man will, tatsächlich doch ein für die Organisation unseres Musikbetriebs nicht unwichtiges Moment, und andererseits geht es gerade auf diesem Gebiete mit der Verwirklichung guter Reformvorschläge recht zäh und langsam vorwärts. Um über die einschlägigen Fragen moderner Reform Klarheit zu gewinnen, gilt es zunächst Einsicht in das Wesen der Kunstgattung des Männerchorgesangs selbst, wie sich dieses aus seinem geschichtlichen Werden ergibt, zu erstreben. Hier kann man Kienzl nur zustimmen, wenn er energisch betont, daß dabei keineswegs nur musikalische, sondern nicht minder auch gesellschaftliche, soziale Gesichtspunkte in Betracht kommen. ‚Die außerordentlich starke Pflege,' schreibt er, ‚die dem Männerchorgesang besonders im Laufe des vergangenen Jahrhunderts in Deutschland zuteil geworden, läßt sich vom künstlerischen Standpunkte allein nie und nimmer rechtfertigen; denn es ist hinlänglich bekannt, daß dem unbestreitbaren Klangreize, den er ausübt, eine Einseitigkeit und Beschränkung der melodischen, harmonischen und kontrapunktischen Ausdrucksmittel gegenüberstehen, die ihren Grund in dem geringen Tonumfang eines ausschließlich von Männerstimmen gebildeten Komplexes haben. Über diese von der Natur gezogene Grenze können selbst die größten Meister nicht hinaus. Darum haben sich diese auch trotz des Stachels, den irgendein Zwang zuweilen für jeden souveränen Beherrscher künstlerischer Technik bildet, diesem Gebiet auffallend wenig zugewendet. — Wie ganz anders stellen sich hingegen die gesellschaftlichen Vorzüge des Männerchorgesangs dar! Sie reichen vom Vergnügen des durch Singen gewürzten heiteren, geselligen Zusammenseins bis zum ernsten Bedürfnisse, einer gemeinsamen großen Empfindung kraftvollen künstlerischen Ausdruck zu geben, sei diese nun drangvoller Not oder sieghaft feuriger Begeisterung des Volkes entsprungen. Der Deutsche hatte von jeher die Gewohnheit, Freud und Leid im Gesang ausströmen zu lassen. Unzählige Volkslieder geben davon Zeugnis. Das Alleinsingen genügte ihm aber nicht immer; er wollte sich mit anderen zusammen singend begeistern. So entstanden die Trink-, Tanz-, Kriegs-, Sieges- und Scharlieder. Dazu kam der dem Deutschen eingeborene Trieb zu künstlerischer Darstellung. Konnte er diesem aus Mangel an ausreichenden persönlichen Stimmitteln nicht allein entsprechen, so vereinigte er sich mit Genossen zum vierstimmigen Chorgesange. Stauffachers Wort (im „Tell") „Wir könnten viel, wenn wir zusammenstünden" sollte auch hier eine Anwendung erfahren. Man begann sich zu kleinen Sängergesellschaften zusammenzufinden.' Und nun gibt Kienzl eine knappe Skizze des historischen Werdens dieser Bewegung, wobei freilich manche wichtige Momente übersehen werden. Es ist zwar richtig, daß von einer zusammenhängenden Entwicklung des deutschen Männergesangs erst gesprochen werden kann seit der 1809 erfolgten Gründung der ‚Berliner Liedertafel' durch Zelter, allein es darf dabei nicht vergessen werden, daß dieser ersten Berliner Liedertafel das für die weitere fruchtbare Entwicklung des Männerchorgesangs unentbehrliche Moment der **Volkstümlichkeit** noch vollständig fehlte. Der Zeltersche Kreis war eine Vereinigung von vierundzwanzig Komponisten,

Dichtern und Berufssängern, die sich zur Pflege ihrer Kunst zusammengetan hatten, und niemand konnte den Statuten zufolge Aufnahme in diesen Kreis finden, der nicht ausübender oder schaffender Künstler war. Das musikalische Laienelement, das dann doch späterhin die Grundlage der weiteren Entwicklung und Pflege des Männerchorgesangs wurde, erscheint also hier noch vollständig ausgeschlossen. Der Schwerpunkt fiel in der Zelterschen Liedertafel auf den künstlerischen Soloquartettgesang, und erst ganz allmählich, unter dem Eindruck von Kompositionen, wie den Kriegsliedern von Weber, die Massenbesetzung erheischten, kam man in etwas volkstümlichere Gleise. Dagegen hat dieses so wichtige volkstümliche Moment bei einer anderen Quelle des Männerchorgesangs von Anfang an im Vordergrund gestanden, und zwar in der von Nägeli in Zürich ins Leben gerufenen Gesangsvereinigung. Nägeli, der als Komponist des volkstümlichen Liedes ‚Freut euch des Lebens' heute noch allbekannt ist, gründete 1805 ein Singinstitut und zweigte davon 1810 eine besondere Abteilung für Männerchorgesang ab. Hier war von Anfang an gegenüber der mehr ‚aristokratischen' Ordnung der Berliner Liedertafel eine durchaus demokratische Grundlage gewählt, indem von vornherein auf volkstümliche Gesangspflege auch mit Beteiligung stimmbegabter Laienkreise hingearbeitet wurde. Darum ist gerade für die soziale Seite der Entwicklung des Männerchorgesangs der Nägelische Kreis entschieden wichtiger gewesen als die Berliner Vereinigung. Und auch bei der nun raschen Verbreitung von Liedertafeln in allen Ländern deutscher Zunge waren die südlichen Vereinigungen den nördlichen in glücklicher Verwirklichung der volkstümlichen Momente noch lange Zeit voraus, wie etwa das Beispiel Stuttgarts zeigt, wo als Liedertafeldirigent Friedrich Silcher der Komponist volkstümlicher Lieder wie ‚Loreley', ‚Ännchen von Tharau', ‚Morgen muß ich fort von hier' u. a. wirkte. Nach und nach freilich trat das volkstümliche Element so ziemlich überall zurück; einerseits hinter einem platten, hohlen, verflachten Salonton, den man heute noch mit dem Kennwort ‚Liedertafelei' brandmarkt, andererseits hinter dem Streben nach immer kunstvollerer Ausbildung der technischen Seite des Männerchorsingens, das die Kunstgattung zuletzt auf Bahnen führte, die ihrem Wesen im Grunde genommen zuwider sind. Das ist die dramatisierend tonmalerische Richtung, der die großen Männerchorwerke von Brambach, Hegar u. a. angehören. Den Stimmen, die vor einer Überschätzung dieser in gewissem Sinne ja sicher dem Geist des Fortschritts entsprechenden Richtung warnen, schließt sich mit sehr beachtenswerten Ausführungen auch Kienzl an. ‚Keinem Zweifel kann es begegnen,' sagt er, ‚daß kein Material seiner Natur nach sich zur Schilderei in Tönen weniger eignet als das des Männerquartettsatzes. Die überaus beschränkten harmonischen und kontrapunktischen Möglichkeiten, die dieser selbst bei der raffiniertesten Ausnützung seiner Klangwirkungen und bei der rücksichtslosesten Behandlung der menschlichen Stimmen bietet, bilden die natürliche Abgrenzung gegen diese Kunstrichtung ... In der Verwendung der Singstimme zur tonmalerischen Schilderung äußerer Vorgänge vermag ich nur eine arge Verkennung ihrer zu einem weit höheren Zwecke, nämlich der Darstellung innerer Vorgänge, bestimmten Natur zu erblicken. Die Stimme wird sozusagen in eine niedrige Kategorie herabgedrückt, um Dienste zu leisten, die ihrer nicht würdig sind, und zu denen sie überdies weit weniger befähigt ist als der künstlich erzeugte Ton.' Kienzl erzählt dann weiter, wie diese seine Ansichten bestärkt wurden durch die Eindrücke gelegentlich eines großen Sängerfestes in Frankfurt a. M. ‚Man bekam hierbei unter den selbstgewählten Vorträgen, die natürlich nur das Schwierigste enthielten, um das Können der wettsingenden Vereine im glänzendsten Lichte zu zeigen, ein ganzes wohlgezähltes Dutzend Land-, See- und Schlachtenstürme, wobei gewöhnliche Gewitter gar nicht mitgerechnet sind, zu hören. Niemand wird es mir verargen, daß ich

trotz aller Anerkennung für die zum größten Teile ausgezeichneten Leistungen schon beim sechsten der Stürme des Lachens nicht mehr unterdrücken konnte, das sich unwillkürlich steigerte, als die Sänger immer wieder mit dem gleichen blutigen Ernste ihre klangvollen Stimmen zum Entfachen der stets mehr oder weniger mit denselben Mitteln geschilderten Windsbraut und zur Darstellung des Donnergerolls und Meeresbrausens mißbrauchten. Ich frage, richtet sich so etwas nicht von selbst? . . . Gegen die möglichste Ausnutzung des Materials ließe sich im Grunde gewiß nichts einwenden, wenn nicht die Hauptsache dabei vernachlässigt würde: der der menschlichen Stimme weit mehr als jedem Instrument eigene Gemütsausdruck. In dieser Tatsache erblicke ich aber das größte Übel. Ist es überhaupt schon beklagenswert, wenn die Tonkunst ihre eigenste Aufgabe, Seelenkünderin zu sein, unbeachtet läßt, um auf einem ihr zum größten Teile fremden Gebiet sich zu betätigen, so gilt das in erhöhtem Maße von der Gesangsmusik im besonderen. Wie lächerlich: Die Singstimme wird mit Willkür zum Instrument gestempelt, um „orchestrale Wirkungen" zu erzielen, als ob sie solche überhaupt je zu erreichen imstande wäre! Wozu aber auch? Haben wir denn dafür nicht das Orchester selbst? Sinfonisches kann ein Vokalchor ja doch nie bieten, mag er auch noch so viele kanonische Einsätze, unsingbare und unhörbare Engführungen enthalten und mögen darin die Singstimmen noch so unmenschlich behandelt sein.' — Das sind Worte, die gewiß einen guten Kern Wahrheit enthalten und die im Munde eines selbst sehr erfolgreichen Komponisten doppelt beherzigenswert erscheinen. Sein Wesen, das sich schon in der Art seiner Entstehung bekundet, weist dem Männerchorgesang als Hauptaufgabe nicht den Ausdruck lyrischer Individualempfindungen oder anspruchsvoller, dramatischer, balladenhafter Schilderungen, sondern den Ausdruck lyrischer Massenempfindungen zu, worin von selbst schon ein ausgesprochen volkstümliches Moment liegt. Es ist darum durchaus logisch und berechtigt, wenn man neuerdings von einer Rückkehr zum Volkslied (das Wort im weitesten und besten Sinne seiner Bedeutung genommen) sich eine fruchtbare Reorganisation des Männerchorgesangs verspricht. Die wertvollen Gaben, die in dieser Beziehung namentlich die durch die moderne Musikwissenschaft ans Licht gezogene ältere Gesangsliteratur bietet, haben bereits in dem vor einigen Jahren erschienenen, auf Anregung des Deutschen Kaisers herausgegebenen neuen Volksliederbuch für Männerchor reichlich Verwertung gefunden. Freilich auch die Volksliedrichtung darf nicht zu weit gehen, darf nicht einseitig werden; vielmehr hat daneben ‚das mit den Mitteln der Neuzeit behandelte weiter ausgebaute Chorlied vollen Anspruch auf eine ausgiebige Pflege'. Wenn sich beide Gattungen mit Vermeidung von Auswüchsen gegenseitig ergänzen, dann wird der Männerchorgesang wieder in ein goldenes Zeitalter seiner Entwicklung treten.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes

Rekrutenfürsorge. Die immer häufiger werdenden Klagen aus militärischen Kreisen über den von Jahr zu Jahr sittlich und moralisch sich verschlechternden Rekrutenersatz, die gewissenlose Agitation der Sozialdemokratie gerade unter den zur Fahne Einberufenen hat schon längst einsichtige Jugend- und Vaterlandsfreunde die Notwendigkeit einer unmittelbaren Vorbereitung der jungen Leute auf die Militärzeit erkennen lassen. Die katholischen Jugendvereine dürfen das große Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die Rekrutenfürsorge zuerst planmäßig in die Hand genommen zu haben.

Nachdem Militärpfarrer und Jugendvereinspräsides wiederholt schon im Jahre 1903 in der Präsides-Korrespondenz (herausgegeben von Dr. Pieper) darauf hingewiesen hatten, daß Vorbereitung auf die Soldatenzeit die beste Soldatenfürsorge sei, und bei dieser Vorbereitung das Hauptgewicht auf

die religiös-sittliche Belehrung gelegt werden müsse, richtete im Jahre 1905 Kaplan Kaiser zum erstenmal in Viersen (Rheinl.) Rekrutenexerzitien ein. Mit 50 Teilnehmern wurde der Anfang gemacht, aber von Jahr zu Jahr stieg die Zahl, und es stellte sich bald das Bedürfnis heraus, auch an andern Orten die Einrichtung von Viersen nachzuahmen. So wurden im Jahre 1909 bereits an elf Orten 2681 und 1910 an 21 Orten 4305 Rekruten durch dreitägige geistige Übungen religiös-sittlich für die Militärjahre mit ihren großen Gefahren für Leib und Seele vorbereitet, und wenn auch für dieses Jahr noch kein abschließendes Urteil vorliegt, so läßt sich doch schon jetzt mit Bestimmtheit sagen, daß die Zahl noch bedeutend gestiegen ist. Immerhin konnte man sich trotz dieser Erfolge nicht verschließen, daß die Zahl der Exerzitienteilnehmer verschwindend klein war im Vergleich zu den 72 000 katholischen Soldaten, die alljährlich zur Fahne gehen. Aus dieser Erwägung heraus rief im Jahre 1908 der Aachener Oberstleutnant a. D. Emil Hasse eine erweiterte Vorbereitung aller Rekruten im Anschlusse an die katholischen Jugendvereine ins Leben. Wiewohl auch er das Hauptgewicht auf die religiös-sittliche Festigung gegenüber den drei großen Feinden des Soldaten: Unglaube, Unsittlichkeit und Unmäßigkeit legt, so hält er doch andererseits zur Erzielung von körperlicher Spannkraft und Ausdauer Anleitung zum Turnen und Schwimmen für erforderlich. Und der Mehrzahl der katholischen Rekruten, denen es an Gelegenheit, Zeit, Geld oder gutem Willen fehlt, durch dreitägige Exerzitien sich religiös-sittlich zu festigen, bietet er einen Ersatz in zwanglosen Vorträgen über Selbstmord und Fahnenflucht, übermäßigen Alkoholgenuß im Militärverhältnis, Sittlichkeitslehre auf Grund der zehn Gebote und des Bürgerlichen Gesetzbuches, Kameradschaft, sexuelle Gefahren, denen sich dann noch einige rein religiöse Vorträge als Vorbereitung auf die gemeinschaftliche hl. Kommunion anschließen sollen. Das Ganze findet seinen Abschluß in dem Rekrutenabschiedsfest. Dieses auf weiterer Grundlage basierende sogenannte ‚Aachener System' fand neben der rein religiös-sittlichen Einwirkung nach Viersener Muster weitgehende Anerkennung durch die katholische Presse, die Bischöfe und Katholikenversammlungen. Und auch der Minister für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten hat sein reges Interesse an den Bestrebungen durch ein besonderes Schreiben vom 10. Juli d. J. an das Zentralkomitee zum Ausdruck gebracht, dem am 18. Juli ein Schreiben des Zentraldepartements des Preuß. Kriegsministeriums folgte, worin auch für die Zukunft Förderung der Bestrebungen in Aussicht gestellt wird. Wenn demgegenüber nicht nur die sozialdemokratische Presse, sondern auch Blätter wie die ‚Rheinisch-Westfälische Zeitung' (Nr. 1206, 1910), ‚Hann. Courier' (Nr. 29288, 1911) u. a. m. in der Rekrutenfürsorge der katholischen Jugendvereine eine ‚Ultramontanisierung der rheinischen Rekruten', ‚einen Versuch des Zentrums, an die katholischen Soldaten heranzukommen', erblicken, so beweist das nicht nur vollständige Unkenntnis der Sache, sondern auch, wie wenig Verständnis dort für wirkliche Volksnöte vorhanden ist.

Auf einer am 14. und 15. Februar 1910 in Köln stattgefundenen Konferenz wurde zum ersten Male ein einheitliches Programm festgelegt und eine Auskunftsstelle für die Militärfürsorge der katholischen Vereine Deutschlands in Aachen geschaffen, deren Leiter Oberstleutnant a. D. Hasse ist, während auf einer zweiten Konferenz am 21. und 22. Februar 1911 in Mainz Msgr. Schweitzer, der Generalpräses der katholischen Gesellenvereine Deutschlands, zum ersten Vorsitzenden gewählt wurde.

Auf evangelischer Seite hat man sich bisher hauptsächlich auf Gründung von Soldatenheimen zum Schutze der jungen Leute während der Dienstzeit beschränkt. Nun beginnt man, dem Beispiele der katholischen Jugendvereine folgend, auch hier den Gezogenen seine

Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Endlich sind neben den konfessionellen Vereinen besonders im letzten Jahre die Kriegervereine auf dieses für sie wie geschaffene Gebiet der Jugendpflege aufmerksam gemacht und durch das Kriegsministerium angewiesen worden, die Rekrutenfürsorge energisch in die Hand zu nehmen.

Wir sehen, eine erfreuliche Entwickelung des noch jungen Zweiges der Jugendpflege ist nicht zu verkennen. Was aber der Rekrutenfürsorge noch fehlt, ist: Einheit und planmäßiger Ausbau. Wenn irgendein Zweig sozialer und caritativer Tätigkeit geschlossenes Vorgehen aller an der Jugendpflege interessierten Kreise, aller Vereine, die sich der Jugendpflege widmen, erheischt, so ist es die Rekrutenfürsorge. Nur eine planmäßig ausgebaute Organisation, die sich nicht auf einzelne Orte und Gegenden, auf die Mitglieder der einen oder andern Konfession erstreckt, sondern möglichst alle Orte und Kreise, alle Gezogenen umfaßt, kann auf die Dauer einen großen Erfolg verbürgen. Die Vorbereitung selbst muß sich in der Hauptsache auf körperliche Ausbildung durch militärisches Turnen und Schwimmen, militärrechtliche und ärztliche Belehrungen in Vorträgen und vor allem auf religiös-sittliche Unterweisung beschränken. Nur der Rekrut, der sittlich und religiös gefestigt in die Kaserne zieht, kann und wird den kommenden Gefahren gewachsen sein. Es ist unbedingt erforderlich, daß man schon im Winter in der angegebenen Weise arbeitet, auf daß im nächsten Jahre mehr wie bisher Einheit bei dem so eminent nationalen Werke erzielt wird*.

Kurt Hein.

---

* Literatur: 1. Soldatenfürsorge und Jugendvereine vom Divisionspfarrer P. Biesenbach und Präses R. Dicke. M. Gladbach 1908, Volksvereinsverlag. 2. Wie man einen Rekrutenvorbildungskursus einrichtet. von W. Hurts und M. Desamari. M. Gladbach, Volksvereinsverlag 1910. 3. Soldatenfürsorge von U. v. Hassel, Oberstleutnant a. D. Barmen-U., Westdeutscher Jünglingsbund 1909. 4. Rekrutenfürsorge, Vorstand des preußischen Landes-Kriegerverbandes, Berlin. 5. Militärfürsorge, Berichte über die Konferenzen zu Cöln und Mainz zu beziehen durch die Auskunftsstelle Aachen. Weitere Literatur ist in Nr. 2 und 5 zu finden.

Vom Weihnachtsbüchertisch

Religiöse und philosophische Werke.

Den bereits im letzten Septemberheft besprochenen Werken reiht sich, in religiöser wie philosophischer Hinsicht gleich bedeutsam, vor allem an die in sorgfältiger Verdeutschung und Erläuterung neu erscheinende **‚Bibliothek der Kirchenväter'**, herausgegeben von Bardenhewer, Schermann und Weyman (60 Bde., Kösel. In Leinen M. 210.—, in Halbpergament M. 240.—). Gerade der bisher erschienene erste Band, Augustins grandioses apologetisch-geschichtsphilosophisches Hauptwerk **‚Vom Gottesstaat'** (Buch I—X. Separat in Leinen M. 4.30, in Halbpergament M. 4.80), ist besonders geeignet, diese Bibliothek religiöser Klassiker, in der das Denken und Fühlen der alten Christenheit für immer niedergelegt ist, nicht nur bei den Theologen, denen der Besitz selbstverständlich sein sollte, sondern vor allem auch bei den gebildeten Laien aufs eindrucksvollste einzuführen. Nur mit ehrfürchtigem Staunen wird man sich, so betont Bardenhewer mit Recht, in diese geistigen Schätze vertiefen, allenthalben durch sie ‚in der Überzeugung von der Wahrheit gefestigt und zum Leben aus der Wahrheit gekräftigt'. — Als ein Hilfswerk namentlich zum theologischen Gebrauch dieser umfassenden Bücherei erscheint gerade rechtzeitig als chronologisch geordnete und durch Sachindizes höchst übersichtliche lateinische Zitatensammlung (die griechischen auch im Urtext) das **‚Enchiridion Patristicum'**, zusammengestellt von M. J. Rouët de Journel S. J. (Herder. Geb. M. 11.—);

zugleich ein wertvolles Seitenstück zu Denzinger-Bannwarts unlängst empfohlenem ‚Enchiridion Symbolorum‘.

Wenn irgend ein moderner geistlicher Schriftsteller wegen seines allgemeinen Ansehens es verdient, ein Kirchenvater unserer Zeit genannt zu werden, dann ist dies Bischof Ketteler, dessen ‚Schriften‘ nunmehr in einer erschöpfenden Auswahl von J. Mumbauer vorliegen (Kösel, 3 Bde., in Geschenkeinband M. 7.50). Vor allem sei gerade in diesem Zusammenhang betont, daß hier neben dem sozialpolitischen und vaterländischen Bahnbrecher auch der religiöse Schriftsteller, der geistesgewaltige Prediger zu seinem vollen Rechte kommt. — Unter den Werken zeitgenössischer Kirchenschriftsteller ist wohl keinem ein so allgemeiner und anhaltender Erfolg beschieden gewesen als Bischof Kepplers sympathischem, wenn auch nicht immer leicht zu befolgendem Mahnruf ‚Mehr Freude‘; die neue, durch eingereihte Abschnitte vermehrte Auflage beziffert sich bereits auf das 54. bis 65. Tausend (Herder. In Leinen M. 3.—, in Leder M. 5.50, in Pergament M. 6.—). — Auch die Schriften eines ausländischen Kirchenfürsten gehören nunmehr bereits für uns Deutsche zum Grundbestand religiöser Erbauungsliteratur: Bischof Prohászkas ‚Betrachtungen über das Evangelium‘, deren erster, gerade als Weihnachtslektüre besonders willkommener Band Advent und Kindheit Jesu mit ebenso tiefsinnigen als herzbezwingenden Worten uns näherbringt (Kösel. In Leinen M. 3.—, in Leder M. 4.50). ‚Warum die Quellen des bessern, höhern Lebens anderwärts suchen, da wir uns zu Christus wenden, ihn anblicken und betrachten dürfen?‘ — Des gleichen Verfassers ernste und tröstliche Allerseelengedanken tragen den Titel: ‚Der König, dem alle leben‘. (Kösel, in Leinen M. 1.20, in Leder M. 2.20.) — Die Festtagsgedanken ‚Höhenblicke‘, mit denen K. A. Vögele die christlichen Hauptfeste umschreibt, bleiben hinter seinem Vorbild Keppler eine Strecke zurück, da die zusammengetragenen Lesefrüchte nicht immer hinreichend verarbeitet sind. Immerhin enthalten auch diese religiösen Essays viel Feinsinniges, das sie der Lektüre wert macht (Herder, in Leinen M. 3.—, in Pergament M. 6.—). — An einen breiteren Leserkreis wendet sich wohlgeeignet ‚Ein Sonntagsbuch‘ von J. Klug (2 Bde., Ferd. Schöningh; geb. M. 8.—), alle Sonntage des Kirchenjahrs mit schlichten und herzlichen, nur hie und da etwas sentimentalen Betrachtungen und lehrreichen Erzählungen begleitend. — Namentlich den christlichen Frauen und zumal den geistige Mutterschaft übenden widmet sich das reizvolle und prächtig ausgestattete Lebensbild der ‚Heiligen Hildegard von Bingen‘, leider das letzte Werk aus Johannes Mays treuschildernder Feder (Kösel, geb. M. 6.20). Möge man aus dem Leben dieser benediktinischen Seherin und Dichterin, Philosophin und Ärztin lernen, wie sehr innerlichste Glaubensmystik zum Werkdienst praktischer Nächstenliebe im großen wie im kleinen berufen macht. —

Schon allzu lange wurde eine Apologetik der katholischen Wahrheit vermißt, die vor allem mit den Gedankenströmungen gebildeter Laienkreise sich auseinandersetzt. Endlich nun wird sie uns von so berufener Seite wie Mausbach und Esser in Verbindung mit anderen hervorragenden Gelehrten geboten, und bereits der erste Band des Werkes ‚Religion, Christentum, Kirche‘ (Kösel, geb. M. 7.—), gibt uns die Bürgschaft, daß das Vollendete fortan zum eisernen Bestand katholischer Hausbüchereien zählen wird. Wir kommen auf diese bedeutsame Erscheinung noch näher zurück, ebenso wie auf Mausbachs bereits längst bestbekanntes Werk ‚Die katholische Moral und ihre Gegner‘ (Bachem, geb. M. 6.—), dessen neuer Schlußabschnitt so sehr dazu angetan ist, manche schwere Sorge der Zeit klärend und fördernd zu schlichten. Die umfassendste und zeitgemäßeste wissenschaftliche Darlegung der gesamten sittlichen Ordnung, die wir von einem katholischen Philosophen besitzen, Viktor Cathreins S. J. kompendiöse ‚Moralphilosophie‘ hat nun bereits die fünfte Auflage erreicht (2 Bde., Herder, geb. M. 23.—), ein augenscheinlicher Beweis dafür, wie sehr dieses ausgezeichnete Werk bei aller systematischen Gedankenentwicklung auch die fesselndste Wohllesbarkeit und Verständlichkeit zu wahren weiß. Als sein größter Vorzug erweist sich bei eindringenderer Lektüre immer wieder die folgerichtig durchgeführte Prinzipienklarheit; über manche praktischen Anwendungen auf Einzelfragen der Rechts- und Staatsordnung im zweiten Band kann man bei aller Grundsatzgleichheit verschiedener Meinung sein. Neu eingereiht ist dieser Auflage vor allem eine kurze Geschichte der Ethik. In gewinnender und gemeinverständlicher Form bieten eine Einführung in die Geschichte speziell der kirchlichen Sittenlehre die Vorträge von Franz Hamm über ‚Die Schönheit der katholischen Moral‘ (Heft 9 der apologetischen Tagesfragen, Volksvereinsverlag, br. M. 1.20). Eine wissenschaftlich gehaltene, aber des Allgemeininteresses keineswegs entbehrende ethisch-geschichtliche Untersuchung stellt Wilhelm Stockums über ‚Die Unveränderlichkeit des natürlichen

Sittengesetzes in der scholastischen Ethik' an (Herder, br. M. 3.—). Ganz auf praktisch erzieherische und rechtliche Nutzanwendung eingestellt und gerade aus diesen Konsequenzen die Bewährung alter Wahrheiten neuartig bestätigend, klärt F. W. Foerster die heute so oft verwirrten Begriffe **,Schuld und Sühne'** (Beck, geb. M. 4.50). Die Hochlandleser kennen viele Grundgedanken dieser Schrift bereits aus unserem letzten Februarheft, werden aber darum gewiß erst recht zu den ausgeführten und nun um so nutzbareren Darlegungen greifen.

Wir sind mit den letztempfohlenen Schriften bereits ganz in das Gebiet der eigentlichen Philosophie eingetreten, für die sich, wie im religiösen Bezirk, alte Wahrheiten immer wieder neu bewähren. Darum bleibt eine nähere Kenntnis der griechischen Denkweisheit stets die unerläßliche Voraussetzung zur gerechten Wertung auch der neuzeitlichsten Strömungen. Uns fehlt es so wenig an Sophisten wie damals, und darum sind gerade die Dialoge ,Protagoras' und ,Theaitetos', mit denen die elfbändige **,Deutsche Platonausgabe'** von Kaßner, Kiefer und Preisendanz zum Abschluß gelangt ist (Diederichs, geb. M. 6.50, insgesamt M. 49.50), so lesenswert als alle anderen. Ein ausgezeichnetes philosophisches Einführungswerk und zugleich ein ethisches Erbauungsbuch stellen auch die gesammelten Schriften Platons und Xenophons dar, die sich zu dem wohlerdachten Werke **,Sokrates, geschildert von seinen Schülern'** gruppieren (2 Bde., Inselverlag, geb. M. 12.—). Der Übersetzer und Herausgeber Emil Müller hat außer den orientierenden Vorbemerkungen nur wenige Erläuterungen beigefügt, denn diese Einheit von Leben und Lehre spricht für sich selbst. Erst nach solcher Einzeleinführung greift man mit Nutzen zu einer geschichtlichen Gesamtdarstellung, wie sie der Schopenhauerjünger Paul Deussen in seiner **,Philosophie der Griechen'** gibt (Brockhaus, geb. M. 8.—). Ist auch dieser erste Band seiner Allgemeinen Geschichte der Philosophie von mancher voluntaristischen Einseitigkeit nicht frei, so entschädigt er doch wieder durch die angemessene Berücksichtigung der sonst meist vernachlässigten religiösen Reflexionen und manchen lehrreichen Vergleich mit der Weisheit des fernen Ostens. Solche Vergleiche legt auch die neue Übersetzung nahe, die Richard Wilhelm **,Laotses Taoteking'**, dem Lehrgedicht ,Vom Sinn und Leben' gewidmet hat (Diederichs, geb. M. 4.—). Wie sehr klingt diese Anklage einer unwahrhaftig gewordenen Überkultur an Sokrates oder Tolstoi an und wie zeigt sie im Positiven, daß die höchste natürliche Weisheit des Menschengeistes überall dieselbe bleibt, und eine Vorstufe für das Christentum.

Die Brücke von der antiken zur modernen Philosophie nicht nur im geschichtlichen, sondern vielfältig auch im sachlichen Sinn schlägt ein Werk wie Sentrouls **,Kant und Aristoteles'** (Kösel, br. M. 6.—), auf das bereits im Novemberheft in größerem Sachzusammenhang verwiesen wurde. Ein so gelehrtes, quellenerforschendes Kompendium wie Grabmanns **,Geschichte der scholastischen Methode'** (bisher zwei von drei Bänden; Herder, geb. M. 6.80 und 10.40) kann freilich nur vom Spezialisten voll gewürdigt werden. Aber auch für jede gründlichere sachliche und historische Erkenntnis der mittelalterlichen Gedankenwelt stellt es fortan ein unerläßliches Hilfsmittel dar, sie von ihren Ansätzen in der Väterliteratur bis an die Schwelle der thomistischen Systematisierung verfolgend und klärend. Wissenschaftlich gründlich und doch zugleich gemeinverständlich beleuchtet diese krönende Schlußentwicklung Endres' musterhafte Monographie **,Thomas von Aquin'** (Kirchheim, geb. M. 4.—), auf die darum auch heuer wieder nachdrücklich empfehlend hingewiesen sei. Einen Einblick in die zeitgenössische Werkstätte christlicher Denkarbeit vermittelt Ettlingers Essaysammlung **,Philosophische Fragen der Gegenwart'** (Kösel, geb. M. 6.—). Namentlich Hauptprobleme der Psychologie (Sinnlichkeit und Verstand, Gehirn und Geist, Tier- und Pflanzenseele), der Naturphilosophie (Teleologie, Deszendenz) und der philosophischen Zeitgeschichte (Verhältnis ästhetischer und religiöser Weltansicht) werden darin durch Einzelstudien bezugreich verdeutlicht und geklärt. Auch die alten Hochlandfreunde seit Anbeginn, denen alle diese Aufsätze in erster Gestalt schon bekannt sind, werden nun aus dem Zusammenhang und der vielfach erweiterten Einzelausführung der neuartigen Ausblicke genug gewinnen.

Daß der Rahmen der neuscholastischen Philosophie weit genug ist, alle wirklichen Neuerkenntnisse der voranschreitenden Einzelforschung in sich einzuordnen, zeigt in glänzender Weise die beste und einheitlichste Gesamtbehandlung der empirischen und metaphysischen Psychologie, die wir überhaupt besitzen, F. Geysers **,Lehrbuch der allgemeinen Psychologie'** (F. Schöningh, geb. M. 8.50), zumal in seiner beträchtlich erweiterten Neuauflage. Mag dieses Werk immerhin nur dem eindringenderen, bereits fachlich vorgebildeten Studium sich voll erschließen, so weiß vom gleichen Standpunkt aus Hagemann-Dyroffs knapperer Leitfaden der **,Psychologie'** (Her-

der, geb. M. 5.60), wie das Vorliegen der bereits achten Auflage beweist, auch dem Selbstunterricht und Repetitorienzweck aufs beste zu dienen. Wem es zunächst nur um die allseitige Orientierung über die Tatsachen und nächstliegenden Schlußfolgerungen der experimentellen Psychologie zu tun ist, findet hierfür die zuverlässigste Zusammenfassung in den Ebbinghaus-Dürrschen **‚Grundzügen der Psychologie‘** (Veit & Co., Bd. I in 3. Aufl. M. 18.—, von Bd. II bisher zwei Lieferungen, je M. 1.80), deren Neubearbeitung manche theoretischen Einseitigkeiten noch mehr zurücktreten läßt. — Eine kurze **‚Einführung in die Psychologie‘** durch ihren Altmeister Wilh. Wundt (Voigtländer, geb. M. 2.60) entwickelt die wichtigsten Elementarbegriffe allein mit Hilfe weniger Metronomversuche in erstaunlicher Klarheit, wird aber den höheren, experimentell nicht zugänglichen Bezirken und Problemen nicht hinreichend gerecht. Für Pädagogen, denen diese Einführung in erster Linie dienen soll, ist doch wertvoller eine möglichst allseitige Einführung in die Kinderpsychologie, wie sie nun Dyroffs Schrift **‚Über das Seelenleben des Kindes‘** in ihrer sehr erweiterten Neuauflage (Hanstein, br. M. 4.—) oder auch, mehr biologisch orientiert, die Vorlesungen von Groos über **‚Das Seelenleben des Kindes‘** (3. Aufl. Reuther & Reichard, br. M. 4.80) bieten. Von diesem liebenswürdigsten Gebiet psychologischer Forschung wird bald im Hochland eingehender die Rede sein.

Über Naturphilosophie und Psychologie zugleich bietet der nun von P. Beck S. J. zeitgemäßer bearbeitete zweite Band des Lehmenschen **‚Lehrbuchs der Philosophie‘** (Herder; geb. M. 9,—) einen schulmäßig beweisenden Überblick. Ganz so klar steht es nun freilich mit der Lösung vieler Fragen doch nicht, als man danach glauben könnte. Der vielfältigen Begrenztheit unserer Einsicht und damit dem wirklichen Stand der Probleme tragen viel zutreffender Rechnung die sehr instruktiven und übersichtlichen **‚Vorlesungen über Christentum und Naturwissenschaft‘** des Straßburger Theologen und Philosophen Albert Lang (Le Roux; br. M. 3,—). Auch zu Dennerts Schriften, die sich freilich nachgerade allzusehr auf die Antihäckelei festbeißen und erkenntnistheoretisch öfters fehlgehen, kann man zur Orientierung über viele naturphilosophische Probleme immer wieder mit Vorteil greifen; namentlich gilt dies für seine Gesamtrevue **‚Die Weltanschauung des modernen Naturforschers‘** (2. Aufl., R. Mühlmann; geb. M. 8.—); daraus einzeln: Häckels Weltanschauung, naturwissenschaftlich kritisch beleuchtet (br. M. 1.50). Als ein neues Dokument für das niedergehende Ansehen Häckels in ernsten Fachkreisen und zugleich für das neue Aufblühen der Naturphilosophie darf auch das eigenartige Werk des Breslauer Dozenten der Anatomie und Biologie Friedrich Strecker **‚Der Wert der Menschheit‘** ‚in seiner historischphilosophischen und seiner heutigen naturwissenschaftlichen Bedeutung‘ (Engelmann; br. M. 7.40) verzeichnet werden. Die Art freilich, wie hier einer ‚anthropozentrischen und theologischen Grundauffassung neuer, veränderter Inhalt‘ pantheistischen Charakters einverleibt werden soll, ist im Ausgangspunkt und Endziel verfehlt. Aber die scharfe Stellungnahme gegen den mechanistischen und energetischen Monismus, gegen den Darwinismus, für den Vitalismus und für eine auch morphologisch begründete Sonderstellung des Menschen in der Organismenentwicklung machen die einschlägigen Abschnitte des Werkes für unterscheidende Leser doch sehr bemerkenswert. — Schließlich sei noch des Abschlusses von Mauthners irreführend betiteltem **‚Wörterbuch der Philosophie‘** gedacht (2 Bde. G. Müller; geb. ca. M. 38.—), in welchem dieser geistreiche Skeptiker, nur äußerlich einer alphabetischen Ordnung folgend, seinen Kampf gegen alle ‚Wortfetische‘ und namentlich gegen die jetzt üblichen philosophischen Kunstausdrücke durchficht. Wenn es ihm, nicht nur weil's das Alphabet so will, als ‚die letzte und vielleicht unlösbare Aufgabe der Sprachkritik‘ erscheint, die Entstehung des ‚unsinnigen‘ Zweckbegriffs im Menschen zu erklären, so zeigt er eben damit, daß er bei allen guten Einfällen seiner zersetzenden Wortgaukelei über Philosophie schreibt, wie der Blinde über Farben.

Dichtung und Literaturgeschichte.

An der Spitze aller Bemühungen, unserm Volke die nationale Dichtung in stets würdigeren Ausgaben zugänglich zu machen, stehen immer wieder die Neudrucke unserer Klassiker im engeren Sinne: Goethe und Schiller. Für jede Börse, für jeden Geschmack ist bei der Ausstattung, dem Umfang vorgesorgt. Wer, um eine schöne, eigenartige, auf dem Bücherregal imposant wirkende Ausgabe von Goethes Werken zu besitzen, etwas anlegen will, greift nach der **‚Propyläen-Ausgabe‘** (Verlag Gg. Müller, München), die auf 40 stattliche, typographisch hervorragende Bände berechnet ist und von der bis jetzt zehn Bände vorliegen, einen Supplementband ‚Die Bildnisse Goethes‘ enthaltend, nicht eingerechnet.

Eine Besonderheit rückt sie aus der Reihe der meisten Ausgaben heraus: Der Text ist chronologisch angeordnet, so daß man ein übersichtliches Bild der dichterischen Entwicklung Goethes vor sich hat, gleichsam sein Leben in seinen Werken. Zum flüchtigen Nachschlagen setzt sie die Kenntnis vom Leben des Dichters wenigstens in den Hauptlinien voraus, denn nicht wie herkömmlich ist hier Lyrik zu Lyrik, Drama zu Drama, Episches zu Epischem geordnet, sondern die einzelne Dichtung muß in dem Jahre aufgesucht werden, in welchem sie entstanden ist, und findet sich daher mit Gleichzeitigem beisammen, wozu auch Briefe und ähnliches gehören. Doch sind diese letzteren natürlich nach ihrer Bedeutsamkeit für das menschliche und künstlerische Verständnis Goethes ausgewählt. Obwohl die Herausgeber auf Grund der gelehrten Forschung gearbeitet und sich deren Ergebnisse zunutzen gemacht haben, ist ihrer Arbeit doch kein wissenschaftlicher Charakter im engeren Sinne aufgeprägt. Sie soll ganz dem unmittelbaren Genuß der Dichtung dienen und wurde daher weder mit Lesarten noch mit erklärenden Einleitungen und Anmerkungen beschwert. Ein besonders interessanter Band ist der als ‚Erstes Supplement' bezeichnete: **‚Die Bildnisse Goethes'** Herausgegeben von Ernst Schulte-Strathaus. Die großen Werke von Rollet und Zarncke leben hier ergänzt und berichtigt wieder auf. Wie die Einleitung betont, bildet die äußere Erscheinung Goethes die notwendige Ergänzung der gewaltigen inneren Persönlichkeit des Dichters. Auf 167 Lichtdrucktafeln werden uns seine Züge aus den verschiedensten Lebens- und Schaffensperioden vorgeführt. Von seinem 14. Jahre an haben wir fast für jedes Jahr ein Bild, meist sogar mehrere. Eine Lücke weisen die Jahre 1793—1800 auf, es ist die größte, denn selbst die spärlichen Knaben- und ersten Jünglingsbildnisse folgen sich in Abständen von 2 bis höchstens 3 Jahren. Der Herausgeber hat über diese Erscheinung keine Vermutung ausgesprochen. Es ist interessant, sich zu vergegenwärtigen, daß es die angeregteste Periode in Goethes dichterischem Schaffen ist, die Hauptzeit seiner Freundschaft mit Schiller, der Vollendung des Wilh. Meister, von Hermann und Dorothea, der Xenienkämpfe. Ein Charakterbild Goethes ohne die anschauliche Mithilfe dieser Sammlung zu schreiben, hieße sich großer Vorteile begeben. Daß in ihm ein Proteus steckte, tun sogar die Bildnisse dar.

Die von Max Morris besorgte neue sechsbändige Ausgabe **‚Der junge Goethe'** (Insel-Verlag, Leipzig) steht unmittelbar vor ihrem Abschluß. Von einzelnen Nachträgen, die dem den literarhistorischen Kommentar bietenden sechsten Band vorbehalten sind, ist mit dem vorliegenden fünften Band alles, was wir von dem jungen Goethe, d. h. bis zu seiner Übersiedlung nach Weimar, besitzen, in schöner Ordnung und wohlgeprüftem Wortlaut gedruckt. Man kann natürlich verschiedener Meinung sein über die Notwendigkeit, diese oder jene Stücke (z. B. Schularbeiten, flüchtige Aufzeichnungen von Wörterreihen, Einfälle, Satzbruchstücke) aufzunehmen. Aber nachdem nun einmal nicht nur den Goethefreunden ein möglichst vollkommenes Bild der genial verbrausten, in Art und Unart für die Erkenntnis des Mannes gleich wichtigen Jugendjahre des Dichters geboten, sondern auch der wissenschaftlichen Forschung ein gewisser Abschluß ermöglicht werden sollte, blieb kaum was anderes übrig, als so weit zu gehen wie der Herausgeber gegangen ist, selbst auf die Gefahr hin, geschmackloser Goetholatrie geziehen zu werden. Sobald der Schlußband vorliegt, wird Gelegenheit sein, auf das Ganze noch einmal ausführlich zurückzukommen. Der fünfte Band, alles von Goethe Geschriebene aus den Monaten Januar bis Oktober 1775 enthaltend, hinterläßt die gegensätzlich schärfsten Eindrücke, von dem lockeren Getändel des leichten Singspiels und Schäferliedes bis zu den machtvollen Orgelklängen des Urfaust, von lästerlich klingenden Brief- und Tagebuchaufzeichnungen über ‚Das liebe unsichtbare Ding' und den Zotereien aus ‚Hanswursts Hochzeit' bis zu dem ergreifenden Seelenschrei: ‚Könnt' ich doch ausgefüllt einmal von dir, o Ew'ger, werden. — Ach diese lange, tiefe Qual, wie dauert sie auf Erden!' —

Eine gleich der Propyläenausgabe mehr zum lesenden als zum gelehrten Gebrauch gedachte Ausgabe unserer Klassiker hat der Tempel-Verlag in Leipzig unter dem Namen **‚Tempelklassiker'** veranstaltet. Man findet darin bis jetzt Goethes, Kleists und Heines Werke abgeschlossen, während die **‚Werke Schillers'** noch im Erscheinen begriffen sind. Es liegen uns davon 11 Bände vor. Sie sind, was das Typographische anlangt, im Stil des ganzen Unternehmens, der Schule gemacht hat. Eine eigens von E. R. Weiß erfundene Frakturschrift gibt dem dem Längsformat angenäherten Druckspiegel einen eigenartigen Charakter. Altbekanntes in einer neuen Schrift zu lesen, hat hin und wider einen besonderen Reiz. Es erleichtert manchmal sogar eine andere Einstellung auch des inneren Blicks für das Inhaltliche, das wie mit einemmal frischer, unmittelbarer, neuer heraustritt. Auch hier

ist jeder kritische Apparat weggelassen, obwohl er bei den Textfassungen seine Dienste tun mußte. Besonders in der Goetheausgabe (ab und zu aber auch anderwärts) hat man in einzelnen Fällen die traditionell gewordenen Altersfassungen durch frühere ersetzt, die heute allgemein als lebensvoller empfunden werden. Die Schiller-Ausgabe ist auf 12 Bände berechnet, wozu ein Ergänzungsband kommt, der die Biographie enthält. Auf die mit 5 Bänden abgeschlossene Kleist-Ausgabe sei angesichts des durch das Kleistjubiläum geweckten Interesses nochmals besonders hingewiesen. — Daß man bei diesen Bemühungen um unsere klassische Dichtung der letzten Periode auch derjenigen früherer Epochen deutscher Geschichte eingedenk bleibt und uns **‚Das Nibelungenlied'** im gleichen buchtechnischen Gewande darbietet, ist erfreulich. Dem altdeutschen Text ist der neudeutsche in Simrocks Fassung gegenübergestellt; dennoch macht das Ganze nur zwei recht handliche schmucke Bände aus. Ein Neudruck ganz erlesener Art ist die mittelhochdeutsche Ausgabe des **Kudrunliedes** durch den Verlag Hans von Weber in München. In stattlichem Großfolio mit einer monumental wirkenden Letter auf weiches, reines Papier gedruckt, so stellt sich dieser Sang von treuer Minne Freud und Leid als nationales Schmuckstück in edelster Fassung dar. Was ihm an literarischer Bedeutsamkeit und inhaltlicher Größe im Vergleich mit dem Nibelungensang abgeht, ersetzt es durch zarten Schmelz der Töne, die aus Horands Harfe mit dem Gesang der Meereswogen zu melancholischer Klage zusammenfließen. Die Reichsdruckerei hat vor Jahren in ähnlicher Weise der Nibelungen Not erscheinen lassen. Möchten wir bald auch den Tristan und Parzival also erhalten. — Eine wohlfeile Ausgabe von Gottfried von Straßburgs ‚Tristan und Isolde'-Dichtung hat der Cottasche Verlag schon vor Jahren geboten und läßt ihr jetzt eine gleich wohlfeile von **‚Wolfram von Eschenbachs Parzival'**, ebenfalls in der sich gefällig lesenden Bearbeitung von Wilh. Hertz folgen. Der ‚Parzival' ist die klassische Schöpfung unserer mittelhochdeutschen Blüteperiode, und kein wahrhaft nach Bildung Strebender sollte sie ungelesen lassen. Im Mittelpunkt dieser Dichtung steht die Gralsage. Über ihre Herkunft, ihre volle Bedeutung und Ausdehnung weiß Wolfram uns jedoch nichts zu sagen. Wer sich darüber stofflich unterrichten will, findet in R. v. Kraliks gereimter Bearbeitung des gesamten Sagenstoffes, **‚Die Gralsage'** (Alber, Ravensburg), eine sachlich gute, aber mit Rücksicht auf die Jugend gekürzte Übersicht, die höchst charakteristische Einzelheiten opfert. Nach Hertzens sprachschöner Erneuerung ist es nicht ganz leicht, die ungelenke und stellenweis platte Verssprache Kraliks zu genießen.

In **Meyers Klassikerausgaben** ist neuerdings Lenau neu aufgelegt worden, während Grabbe, Gutzkow und Mörike zum erstenmal ihren Platz in dieser Sammlung erhielten. Das umsichtig angelegte und mit ernster Gründlichkeit geleitete Unternehmen wächst sich allmählich zu einer Bibliothek alles Bedeutenden der Weltliteratur aus, selbstverständlich mit entsprechender Bevorzugung der deutschen Dichtung. Durch eine Reihe wissenschaftlich man darf wohl sagen abschließender Ausgaben — es sei im Jahre der Säkularfeier die den Namen Erich Schmidts tragende von Kleists Werken genannt — hat sie sich ein solches Ansehen erworben, daß man ihre Ausgaben gerne und mit Nutzen neben anderen zu Rate zieht und wie bei Kleist, so neuerdings bei Mörike sie überhaupt gar nicht entbehren kann. **Mörikes Werke** herausgegeben von Harry Maync (3 Bände à 2 M.), sind der jüngste Versuch möglichst neuer Textgestaltung, und wenn auch, wie der Herausgeber selbst gesteht, die historisch kritische Arbeit von ihm noch nicht zu einem Abschluß geführt werden konnte, so ist sie doch über alle bisherigen Versuche hinausgeschritten. Nächstdem ist es das Drum und Dran dieser Ausgabe — Einleitung, Kommentar usw. —, was sie schätzbar macht. Harry Maync hat sich schon 1905 als Biograph des Dichters hervorgetan und konnte bei dem, was hier zu leisten war, aus dem Vollen schöpfen. — Was **Gutzkow** (2 Bände, hrsg. von Dr. Peter Müller) anlangt, so ist seine literarische Wirkung auf die Gegenwart gering, wenn nicht schlechthin null. Aber seit einigen Jahren hat sich die gelehrte Forschung der jungdeutschen Bewegung mehr als früher angenommen. Dadurch ist die Aufmerksamkeit auf einzelnes gelenkt worden, von dem man sich sagen mußte, daß sich bei seiner Betrachtung interessante Vergleiche mit der Gegenwart ergäben. So hat man z. B. den Gutzkowschen Roman **‚Der Zauberer von Rom'** in zwei Bänden (Brockhaus, Leipzig) neu aufgelegt, denn es ist unverkennbar, daß manches, was sich heute auf dem Gebiet des kirchlich-staatlichen Lebens als Kampf gegen den ‚Klerikalismus' und ‚Ultramontanismus' abspielt, die Auswirkung von Ideen ist, die schon in den 60er Jahren die Geister bewegten und Gutzkow den Anlaß zu dem genannten Roman boten. Rein zeitgeschichtlich kann dieses ‚Rundgemälde der katho-

lischen Welt' — über das noch besonders in diesen Blättern zu sprechen sein wird — bei aller tendenziösen Einseitigkeit ein nicht geringes Interesse beanspruchen. Gerade in den Tagen des ‚Modernismus' wird man darin manche überraschende Parallele zu Gegenwartserscheinungen entdecken. In der Ausgabe des Bibliographischen Instituts ist natürlich für diese und ähnliche romanesken Mißgeburten Gutzkowschen Geistes kein Platz. Sie beschränkt sich mit Recht auf das im engeren Sinn literaturgeschichtlich Bedeutsame, vornehmlich die Dramen, denen unter den Prosastücken auch die berüchtigte ‚Wally' beigegeben ist, die wirklich eine derartige Wiederbelebung nicht verdient hat. — Da ist Grabbe schon etwas ganz anderes, so schmerzlich-verzerrt sein Bild aus seiner Lebensbeschreibung uns auch entgegenstarrt. Dichterische Größe ist bei ihm unverkennbar, und so wird er niemals im Staub des Literaturkuriositätenkabinetts gänzlich verschwinden. **‚Grabbes Werke'** herausgegeben von Dr. Albin Franz und Dr. Paul Zaunert, drei Bände umfassend, können reichlich Gedanken anregen über Charakter und Entwicklungsmöglichkeit eines deutschen Dramas, wie es dem Dichter des Napoleon und der Hermannschlacht vorgeschwebt hat. Einen Teil seiner Gedanken hierüber hat Grabbe in dem Aufsatz über Shakespearromanie ausgesprochen, ein Aufsatz, der seinerzeit viel Aufsehen machte, dem wir jedoch heute in der Hauptsache recht geben müssen. Er beschließt den dritten Band dieser ganz vortrefflichen, zum guten Teil auf eine kritische Nachprüfung der Handschriften zurückgreifenden Ausgabe.

Bongs goldene Klassikerbibliothek steht heute ziemlich breit im Vordergrund aller derartigen Angebote. Cottas Eine-Mark-Bände, Hesses ausgedehnte billige Klassikerdrucke, Meyers Klassikerbibliothek (Bibliogr. Institut) müssen dem Wettbewerb dieses auf Grund der alten Hempelschen Edition rasch inszenierten neuen Unternehmens standhalten. Das erste Hervortreten dieser Bongschen Drucke erregte dem Bücherfreund, der auch bei billigen Erzeugnissen, die sich an weiteste Kreise wenden, Gediegenheit und guten Geschmack nicht missen mochte, geteilte Empfindungen. Die protzenhaft vergoldeten Einbände waren durchaus nicht geeignet, ein günstiges Urteil über das Unternehmen vorzubereiten. Darüber sind nun schon einige Jahre dahingegangen, und erfreulicherweise hat sich inzwischen ein Wandel vollzogen. Und nicht nur die äußere Erscheinung hat sich zu ihrem Vorteil verändert, sondern es sind in den letzten drei Jahren in Bongs goldener Klassikerbibliothek auch Ausgaben erschienen, die sich mit Recht philologischen Ansehens erfreuen durch die Gediegenheit der Texte, Einleitungen und Anmerkungen. Hierher gehören, von den Ausgaben Freiligraths, Jean Pauls und Wielands abgesehen, als neueste die zwei Bände **‚Sturm und Drang'**, herausgegeben von Karl Freye, welche die Zeitgenossen des jungen Goethe (Gerstenberg, Lenz, Klinger, Wagner, Leisewitz, Müller) mit charakteristischen Stücken (Dramen, Lyrik und Prosa) nach einer recht gut orientierenden Einleitung zu Worte kommen lassen. Eine Ausgabe des literaturgeschichtlich Wertvollen ‚Der Stürmer und Dränger' für weitere Kreise war nicht mehr im Buchhandel. Gerade in letzter Zeit hat sich aber nicht bloß die gelehrte Forschung, sondern auch die lebendige Literaturwelt diesen Vor- und Mitläufern des jungen Goethe wieder stärker zugewandt. Lenz ist sogar neu aufgelegt worden. Die beiden Bände ‚Sturm und Drang' sind somit eine willkommene Gabe, welche die gleichzeitig erscheinende Bongsche Ausgabe von **Goethes Werken** in 40 Teilen zu 20 Bänden à 2 M. sehr schätzbar ergänzen. Diese Ausgabe nennt sich eine vollständige, und sie ist es insoweit, als darin alles, was nicht ganz ausschließlich nur wissenschaftlichen Zwecken dient, aufgenommen ist. Alles zum besseren Verständnis Wissenswerte findet man in Einleitungen und Anmerkungen, welch letztere in zwei besondere Bände verwiesen sind. Sie können somit bequem neben jedem Band aufgeschlagen werden. Zeilenzählung erleichtert das Auffinden der angemerkten Stellen. Zahlreiche Porträts, Handschriftproben, Routenkarten und sonstige, auch farbige Abbildungen ergänzen den Text. ‚Einen Hauptvorzug' nennt der Verlag das einen Band füllende Gesamtregister mit den Unterabteilungen: Goethe über seine Werke; Sachregister; Personenregister; Ortsregister; Verzeichnis der Werke; Verzeichnis der Gedichte nach Überschriften und Anfängen. Die Ausgabe wird Weihnachten 1912 vollendet sein. — **Stifters Werke** (hrsg. von Dr. Gustav Wilhelm) bieten die reichhaltigste Auswahl, die bis jetzt erschienen ist. Von den Erzählungen und kleinen Arbeiten ist alles aufgenommen, aus dem Roman ‚Nachsommer' ist eine Probe gegeben. Die Bilder und Skizzen, sowie eine Auswahl aus den Schriften über Literatur, Politik und Kunst beschließen den letzten der sechs zu drei Bänden vereinigten Teile.

Bildende Kunst.

Noch mehr als die Kunstgeschichten ge-

winnen die Monographien über die einzelnen Künstler an dauerndem Wert durch die verfeinerten Reproduktionsverfahren und durch die Möglichkeit, das ganze Lebenswerk eines Künstlers in historisch feststellbarer Lückenlosigkeit chronologisch dem Auge vorzuführen. Denn je näher die Betrachtung dem einzelnen Kunstwerke rückt, desto weniger genügt ein allgemeines historisch und ästhetisch charakterisierendes Schlagwort, desto mehr vereinzelnen sich Gesamturteile und verlangt jedes Werk einen seinem Eindruck entsprechenden eigenen Ausdruck. Wenn auch dieser oft schwer zu finden ist, so wird die künstlerische Eigenartigkeit doch gefühlt, und solche Eigenarten in allen Abstufungen fühlen zu lassen, das macht den großen Wert der bekannten **‚Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben‘** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) aus, deren Zahl rasch, dieses Jahr wieder um drei Bände, wächst. Die Bände sind eigentlich unerschöpflich, da sie ganz unabhängig von den vielleicht zeitlich bedingten Einleitungstexten der Herausgeber stets neue Nachprüfungen und Entdeckungen gestatten. — ‚Die letzte Blüte der sterbenden Kultur des Mittelalters‘, die Kunst des engelgleichen Malers **‚Fra Angelico da Fiesole‘** bildet den Inhalt eines der schönsten und für weiteste Verbreitung geeigneten Bände. Die zarten und wie Gebete frommen Schöpfungen des mönchischen Künstlers sind darin in 327 Abbildungen mit vielen die Betrachtung festhaltenden Ausschnitten aufgereiht. Die Herausgeberin Frida Schottmüller würdigt sein Lebenswerk zugleich liebevoll und kunsthistorisch sachlich, indem sie den Künstler auf der Grenze zwischen Gotik und Renaissance stehend zeigt, bereitwillig die Augen für die naturhaften Eroberungen der Frührenaissance öffnend, aber durch Tradition und Neigung noch zur harmonischen Rhythmik der Gotik zurückgewandt. Von dieser in seiner Persönlichkeit harmonisierten Doppelstellung aus könnte ästhetisch auf seine Stilbedeutung eingegangen werden (9 M.).

Weit weg von wunschlosen Schönheiten und aus der ruhig verklärten historischen Ferne in eine viel unfrohere, mit Kunstkämpfen erfüllte Nähe führt der Band über **‚Alfred Rethel‘**, dessen Geschichte schreiben zwei Tragödien berichten heißt, wie der Herausgeber Joseph Ponten seine Würdigung beginnt: ‚Die einer Kunstrichtung, welche Gewaltiges erstrebte und Klägliches erreichte, die eines Künstlers, der im zweiten Menschenalter der neuen Ideale mühsam, unfroh ans Ziel kam, wo er, ein anderer Läufer von Marathon, zusammenbrach.‘ Rethel hält als Nazarenerschüler diese Tragödien zusammen. Die Würdigung gibt sich hier in Form eines lebhaften und gelegentlich auch unsachlichen Begleittextes zu den Kunst- und Lebensschicksalen des großen deutschen Künstlers, dessen Nachruhm die zeitgenössische Anerkennung so stark überflügelt hat. Rethels weite künstlerische Möglichkeiten umspannende Werke enthält der Band in 300 Abbildungen (9 M.).

Der letzterschienene Band führt in die Gegenwart und ehrt einen Vorkämpfer einer bestimmten modernen Kunstrichtung, den charakteristischen Repräsentanten des deutschen Impressionismus **‚Max Liebermann‘** als Kunstklassiker, nachdem bereits Uhde und Thoma, seine geistig oder doch volkstypisch umfassenderen Zeitgenossen, ihre eigenen Bände erhalten haben. Mit wenigen Ausnahmen, worunter ein Teil der Porträte gehört, zeigen die in 304 Abbildungen vorgeführten Gemälde Liebermanns — seine graphischen Arbeiten sind weggelassen — eine feine, impressionistisch scharfgesehene Ausprägung der Bildfläche, nur daß meist sozusagen das Metall, der Untergrund fehlt. Wenn Gustav Pauli in seinem Text darauf das Auge geschärft hätte, so hätte seine Würdigung des Künstlers noch mehr zur Erkenntnis des persönlichen und des zeitgenössischen Kunstgefühls beitragen können (10 M.). —

Ein Volkskunstbuch, oder, da dem breiteren Volke die besten aus seiner Mitte entsprungenen Quellen künstlerischer Kraft und Echtheit fremd geworden sind, wenigstens ein Buch für Kunsterzieher und Freunde deutschen Wesens ist das stattliche und billige Bändchen **‚Ulmer Kunst‘**, das Julius Baum herausgegeben und mit einer kurzen und guten historischen Orientierung über die darin vertretenen Meister eingeleitet hat (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 2.50 M.). Diese Meister sind hauptsächlich Multscher, Syrlin, Schüchlin, Zeitblom und Schaffner, an Kunstcharakter verschieden und doch alle ähnlich in einer kernigen Aufrichtigkeit ihres Gestaltens und in einer eckigen Zartheit ihres Empfindens, Eigenschaften, die in dem heutigen Kunstgetriebe meist zu allerletzt gewürdigt werden. Um so mehr sind unseren alten schwäbischen und deutschen Meistern verständige Freunde zu wünschen.

Einen schönen Zuwachs haben die bekannten ‚Blauen Bücher‘ durch einen Band **‚Michelangelo‘** mit hundert Abbildungen erhalten, wovon die Malereien in der Sixtinischen Kapelle mit zahlreichen kleinen und darum groß reproduzierbaren Ausschnitten, z. B. Köpfe von Propheten und Sibyllen, einen Hauptteil ausmachen. Die Einleitung

von **Max Sauerlandt** gibt gute Anregungen zum Verständnis der Werke dieses ‚dämonisch' großen Künstlers (Düsseldorf, Langewiesche, 1.80 M.).

Die erste einer geplanten Reihe von ‚Monographien zur Geschichte der christlichen Kunst', die Beda Kleinschmidt herausgibt, ist dem Spätnazarener **‚Franz Ittenbach'**, dem wie wenige populär gewordenen Madonnenmaler, gewidmet. Mit einer sympathisch gehaltenen und ansprechenden Darstellung von des Meisters Leben und Kunst führt P. J. Kreuzberg in jene Düsseldorfer künstlerische Welt ein, in der die durch Anmut geförderte Andacht im Kirchenbild und im religiösen Genre die vorderste Bildabsicht war. Die in dem Bande vereinigten fünfzig Lichtdrucktafeln nebst einem Farbenkunstblatt zeigen die gleichförmig in dieser Absicht gestaltende Kunst Ittenbachs, von der der Herausgeber schreibt: ‚Unstreitig bilden eine Anzahl der Werke Ittenbachs einen so klassischen Ausdruck des religiösen Empfindens seiner Zeit, daß sie in der Entwicklungsgeschichte der Kunst des 19. Jahrhunderts ihre Stellung behaupten werden.' Das wird richtig bleiben, auch nachdem sich die Begriffe über das Wesen christlicher Kunst geändert haben. Vielleicht bringt die Monographiensammlung, der ein guter Erfolg für weitere Leistungen zu wünschen ist, auch bald andere bedeutungsvolle christliche Stilphasen zur Sprache (M.-Gladbach, B. Kühlen, 5 M.).

Zunächst ist als 2. Band dieser Monographiensammlung ein populäres Kunstbuch erschienen, dessen Inhalt einer der schönsten christlichen Kunststoffe bildet. **‚St. Franziskus von Assisi in Kunst und Legende'** von P. Beda Kleinschmidt. Der Verfasser, der die Auswahl der 82 Abbildungen in der Art getroffen hat, daß sie das Leben des Heiligen ‚von der Wiege bis zu seiner Verherrlichung' zur Anschauung bringen, hofft, ‚den zahllosen Verehrern des Seraphischen Heiligen eine nicht unwillkommene Gabe zu bieten, die auch der einfachste Mann stets wieder mit Interesse zur Hand nehmen und zu seiner Belehrung lesen und betrachten, die aber auch dem Kenner der Franziskusliteratur manches Neue bieten wird'; dies letztere als Versuch einer Franziskus-Ikonographie. Diese Hoffnung ist das Buch, in dessen Text die lieblichen Legenden immer wieder das Wort haben, wohl zu erfüllen geeignet. Die Würdigung der bis in die Gegenwart datierenden Bilder ist hauptsächlich stofflich (5 M.).

Als ein Dokument einer bestimmten auf einige Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts beschränkten Kunstrichtung oder teilweise -mode, die einen anderen Teil der Bedeutung Düsseldorfs als Kunststadt ausmacht, darf auch das Lebensbild eines deutschen Genremalers **‚Johann Georg Meyer von Bremen'** betrachtet werden, das Fr. W. Alexander auffrischt. ‚Es ist kein bahnbrechendes Genie, kein Revolutionär auf dem Gebiete der Kunst, dessen Lebenswerk vor uns liegt', gesteht der in der Wertung sonst doch zu hoch greifende Herausgeber. Die 142 Abbildungen zeigen eine freundliche Durchschnittsqualität, die eine Notwendigkeit des Bandes nicht recht erweist (Leipzig, E. A. Seemann, 6 und 7.50 M.).

Der Name Köln hat von alters her guten Klang im deutschen Land, und den dankt er vor allem seinen schönen alten Kirchenbauten, von denen der Stadtplan übersät ist. Heribert Reiners hat diese große Zahl **‚Kölner Kirchen'** in einem handlichen Buche mit 78 Abbildungen geschildert, das mit seinen jeweiligen baugeschichtlichen Angaben und seinen detaillierten Erläuterungen der kunsthistorischen Formen weit mehr ist als ein einfacher Führer, aber als solcher trotzdem um so besser dienen kann. Dabei ist es jedoch auch für einen viel weiteren Kreis von Kunstfreunden und Liebhabern organischer Städtekultur bestimmt; wie ja auch die vielverbreiteten, jetzt auf fünfundfünfzig Bände angewachsenen **‚Berühmten Kunststätten'** (Leipzig, E. A. Seemann), in deren letzten die charaktervollen deutschen Städtebilder **‚Münster'** durch Hermann Schmitz (144 Abb., 4 M.) und **‚Würzburg'** durch Fr. Fr. Leitschuh 146 Abbild., 4 M.) dem historischen und kulturästhetischen Blicke geöffnet werden. Die stete Verbindung von Kunst und Geschichte gibt diesen Städtemonographien etwas Solides und Anheimelndes; man freut sich, beim Wühlen in der Vergangenheit immer wieder auf künstlerische Denkmäler von unvergänglichem Wert zu stoßen. Auch nach Italien führt wieder ein Band, und zwar abseits des gewöhnlichen Touristenverkehrs nach **‚Viterbo und Orvieto'**. Fritz Schillmann schildert Viterbo, die ‚Stadt der schönen Frauen und der zierlichen Brunnen', dann ihre Umgebung mit etruskischen Nekropolen, Bolsena mit seinem See und mit seinem Wunder der blutenden Hostie, schließlich Orvieto, dessen berühmter Dom dem Wunder von Bolsena seine Entstehung verdankt. Lauter Mosaikteile des großen italienischen Kulturgemäldes (110 Abbild., 3 M.).

Die stattliche Reihe der Kunstwartmappen ist durch eine **‚Boehle-Mappe'** vermehrt worden, die der schnell gewachsenen Gemeinde von Verehrern des Frankfurter

Meisters höchst willkommen eine nicht knappe Zahl von charakteristischen Werken vermittelt, zwölf große gute Drucke auf Karton und im Text noch viele etwas kleinere Bilder, die alle Seiten seines Schaffens zeigen: Gemälde, Radierungen, Plastiken. So sehr wir seine tüchtige Stilabsicht in allem schätzen, finden wir doch das Schönste seiner Kunst in einigen Radierungen. Der Text der Mappe dient der verehrenden Propaganda (München, G. D. W. Callwey 6 M.).

Einem guten pädagogischen Zwecke dient **‚Das katholische Kirchenjahr in Bildern'**, das Ulrich Schmid unter Mitwirkung der Katechetenvereine von München und Wien herausgegeben hat, drei nach Weihnachts-, Oster- und Pfingstkreis getrennte Teile zusammen in einer geschmackvollen Mappe mit einer Einleitung von Prälat Heinrich Swoboda (Leipzig, E. A. Seemann, 15 M.). Ein erläuterndes Textbuch von Ignaz Seipel gehört zu dem Werke. Die Güte der Reproduktionen ist bei dem hierin erprobten Verlage verbürgt. Das Werk enthält 60 Bildertafeln, von denen einige besonders schöne farbige benamst seien: der ‚Kardinal-Großpönitentiar' von Steinle, die ‚Transfiguration' von Raffael, die ‚Beweinung Christi' von Fra Bartolommeo, ‚Jesus und die Samariterin' von Annibale Carracci, die ‚Dornenkrönung' von Tizian, der ‚Kruzifixus' von Dürer, die ‚Auferstehung' von Grünewald, der ‚Zinsgroschen' von Tizian, die ‚hl. Zäzilia' von Raffael usw. Man sieht, ein schönes Bildermaterial, auch abgesehen vom praktischen Zwecke. Die Tondrucke sind ebenfalls vorzüglich. Wechselrahmen zu 3 M. gestatten die pädagogische Verwendung zugleich für Wandschmuck.

Volks- und Jugendliteratur.

Es ist erfreulich, daß man in der deutschen Literatur Vergessenes oder ungenügend Gekanntes beim Volk zu neuen Ehren bringt. **‚Verschollene Meister der Literatur'** heißt eine im Karl Schnabelschen Verlag, Berlin, erscheinende Sammlung, deren erster Band „Caesarius von Heisterbach" betitelt ist. Aus den zahlreichen lateinischen Schriften dieses auch in der Legende fortlebenden Zisterziensers ist hier das „Gespräch von Wundern' in Auswahl übersetzt. Der Herausgeber bemerkt in der von gerechter Schätzung mittelalterlicher Kultur diktierten Einleitung mit Recht, daß unter den lateinischen Werken unserer Vorfahren solche sind, die manchen sehr gefeierten Werken des Altertums wenig oder nichts nachgeben. Des Caesarius' Erzählungsbuch ist ein Beweis. Ein Mönch belehrt einen Novizen. Die fabulierende Lust verliert sich dabei oft ins Abstruse, aber dem schärfer Blickenden erschließt sich auch da noch ein Tiefsinn, wie wir ihm nicht oft in der neueren Literatur begegnen. — **‚Die deutschen Volksbücher'**, hrsg. von Rich. Benz (Diederichs, Jena), geben uns endlich einmal die Volksbücher in ihrer echten Gestalt. Für die Jugend sind sie so allerdings nicht brauchbar; ihr hat Schwab die bekannte Bearbeitung geboten. Die hochdeutsch bearbeitete Urform, wie sie hier geboten ist, wird vielen eine Ueberraschung sein. Volkslektüre im eigentlichen Sinne ist sie nicht. Aber jeder, der sich für echtes Volkstum interessiert, wird dem Herausgeber für die bis jetzt vorliegenden beiden Bändchen: ‚Die sieben weisen Meister' und ‚Historia von D. Fausten' sehr dankbar sein. — Daß man aber nach wenig Bekanntem und doch ganz Vortrefflichem nicht so weit zurückzugreifen braucht, wenn es gilt, dem Volke und der erwachsenen Jugend zugleich trefflichen Unterhaltungsstoff von literarischer Qualität zu bieten, das beweist ein Blick in Herders **‚Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen'**, hrsg. von Prof. Dr. Hellinghaus. Man kann sagen, daß in den vielen Stücken, welche die jetzt auf elf Bände angewachsene Sammlung enthält, keine Niete ist, daß wirklich aus dem Guten nur das Beste geboten wurde. Wer liest heute noch viel von Karl Stöber und Melchior Meyer, und doch hat der Herausgeber Novellen bei ihnen ausfindig gemacht, die er für würdig hielt neben solchen von Tieck, Eichendorff, Mörike, Stifter u. a. zu erscheinen.

Obwohl diese klassische Novellenbibliothek für die Familie gedacht ist, dürfte doch ein Buch wie die **‚Mädchenerzählungen deutscher Dichter'**, Auswahl klassischer Erzählungen für die reifere weibliche Jugend, gesammelt und mit einer liter. Einleitung versehen von Elise Kronberg (Bachem, Köln) eine vielen willkommene Gabe sein. Es ist eine Einführung in den Vorhof des Literaturtempels. Kleist, Brentano, Mörike, Stifter, Kurz u. a. sind herangezogen. Die Einleitung ist Anleitung zum richtigen Lesen. — Im Kampf gegen schlechte Literatur kann man nichts Besseres tun, als die Jugend zeitig mit dem Guten, ja Besten vertraut machen und dadurch den Geschmack veredeln; sie wird dann das Schlechte und Gemeine schon aus Geschmacksgründen niemals lange ertragen. Aus dieser Erwägung wird man auch ein Buch gutheißen, dem sein Herausgeber den nicht gerade klassisch lautenden Titel **‚Goethe für Jungens'** (Borngräber, Berlin) gegeben hat. Man ist einigermaßen überrascht, soviel Treff-

liches gerade für das jüngere Alter bei Goethe zu finden und man darf sagen, daß der Herausgeber mit Umsicht gewählt und glücklich gruppiert hat. Hierher gehören auch einzelne Bände der Sammlung von Volks- und Jugendschriften **,Aus allen Zeiten und Ländern'** (Bachem, Köln), insofern hier altes Erzählungsgut — nach zweckentsprechender Bearbeitung — in den Dienst der Jugendunterhaltung gestellt wird. ,Aus der Franzosenzeit' von Fritz Reuter, und ,Lichtenstein' von Hauff sind solche Bände, geeignet, den literarischen Geschmack unserer männlichen Jugend frühzeitig günstig zu beeinflussen. Für noch jüngere Leser und Leserinnen bieten **,Bachems Volks- und Jugenderzählungen'** ähnliche Auswahlbändchen, so Arndt, ,Ausgewählte plattdeutsche Märchen', Musäus, ,Legenden von Rübezahl', ,Zwanzig lustige Geschichten' aus deutschen Dichtern ausgewählt u. a. m. (Von solchen Sammlungen läßt man sich am besten einen Prospekt vom Verlag kommen.) — Ein Buch aus der Goethezeit, das man jungen Leuten von einiger Bildung, die ins Leben hinausgehen, zu deren Nutzen in die Hand geben sollte, sind **,Karl Friedrich von Klödens Jugenderinnerungen'** (Inselverlag, Leipzig 1911). Sie können als ein würdiges Gegenstück zu Kügelgens ,Erinnerungen eines alten Mannes' gelten, führen aber nicht wie diese in einen Künstlerkreis und seine Interessen ein, sondern schildern — und das in einem Deutsch, an dessen Einfachheit, Schönheit und Kraft unser Sprachgefühl sich wieder auf sich selbst besinnen könnte — das schwere Ringen eines wackeren Mannes aus den kümmerlichsten Verhältnissen heraus zu einer wissenschaftlich und organisatorisch bedeutsamen Stellung. Klöden ist der Begründer der ersten deutschen Gewerbeschule, und seine ,Jugenderinnerungen' erstrecken sich bis zu der Zeit, da er sein langerstrebtes Ziel erreicht hat. Klöden war von Hause aus orthodoxer Lutheraner. Was er über sein religiöses Leben sagt, wird einen jüngeren katholischen Leser kaum irre machen können. Auch hier wie anderwärts bekundet sich das feine, taktvolle Wesen Klödens. —

An volkstümlicher religiöser Unterhaltungs- und Weihnachtsliteratur ist kein Überfluß da. Um so mehr wird man Anna von Kranes Christuserzählungen **,Das Licht und die Finsternis'** (Bachem, Köln) schätzen, mit dem die Verfasserin ihrem so beifällig aufgenommenen Buch ,Vom Menschensohn' eine ebenbürtige Ergänzung gibt. Anna von Krane verfolgt keine ausschließlich sittlich und religiös erbauenden Zwecke wie etwa Paul Frieben in seinen Erzählungen für das Volk und die Jugend: **,Im Wandel des Lebens'** (Goerlich, Breslau), welche ,Erziehung zu einfach natürlicher Menschengüte' bewirken sollen. In Arbeiterkreisen, bei der ländlichen Bevölkerung, in Erziehungsanstalten und Spitälern sind sie gewiß am rechten Platz. Dahin gehört auch **,Das Dorf in der Himmelssonne'**. Ein Sonntagsbüchlein für schlichte Leute von Heinrich Mohr (Herder, Freiburg), von dem der Verlag mit Recht sagt, daß in ihm ,der Geist der religiösen Volksschriftstellerei, die in Alban Stolz ihren klassischen Vertreter fand', weiter wirkt. Wer zu seinen Weihnachtsgaben an Arme zur Linderung leiblicher Not etwas als ein Scherflein legen will, das seelischer Verarmung steuert, der mag hier wählen. Aus der Sammlung **,Aus Welt und Leben'** (Verlag Hausen & Co., Saarlouis) kommen hierfür die Bändchen von Cordula Peregrina in Betracht.

Die billige Volksausgabe von Hansjakobs **,Ausgewählten Schriften'** (zehn Bände, Bonz, geb. je M. 2.50), welche gerade seine besten und ursprünglichsten Frühwerke vereint, steht nahe vor dem Abschluß. Daneben erscheint auch die feiner ausgestattete **,Illustrierte Ausgabe'** gleichen Verlags bereits in hoher Neuauflage (geb. je M. 4.20 bis 7.—), der Hansjakob auch das langvergriffene Erinnerungswerk an seine badische Landtagszeit: ,In der Residenz' (geb. M. 6.—), vermehrt durch unwirrsche Zeitglossen, wieder angereiht hat. Die Unverblümtheit dieses schriftstellerischen Originals wirkt doch immer wieder erfrischend. — Ein lehrreicher Vergleich in literarischer wie sachlicher Hinsicht ergibt sich unwillkürlich mit den **,Erlebnissen und Erinnerungen'** seines geistesverwandten österreichischen Amtsbruders Schleicher, zumal sie mit dem vierten und fünften Band (Fromme, geb. Kr. 5.40 und 5.70) ebenfalls gerade beim politischen Leben angelangt sind. Namentlich auch als zeitgeschichtliche Dokumente werden diese Bände ihren Wert behalten.

Auf die buchhändlerische Märchenhochflut der letzten Jahre ist jetzt eine Ruhepause eingetreten. Die schöne Ausgabe von **,Andersens Märchen'** (Diederichs, Jena) ist in vier schmucken Bänden vollständig. Gegenüber den Volksmärchen wird sie immer als die umfangreichste Phantasieschöpfung eines einzelnen ihre besondere Stellung behalten. Sie hat viele zu ähnlichen Versuchen verlockt, die da glaubten, das Märchen gehöre zu den literarischen Gattungen, die auch dem mittleren Talent hübsche Er-

folge möglich machten. Daher die Unmasse von Geschmacklosem und Nichtigem, was als neue Märchen bei uns umgeht. Man könnte sich noch zufrieden geben, wenn derartige Erscheinungen immer noch so wären wie **‚Allerlei Märchen'** von Paul Frieben (Goerlich, Breslau), worin wenigstens ein natürlicher Sinn sich in saubere Sprachform kleidet. (Die Illustrierung ist unter dem Mittelmaß.) Allezeit schätzbar bleiben lokale Sammlungen, wie Ign. V. von Zingerles **‚Kinder- und Hausmärchen aus Tirol'** (Schweik, Innsbruck), ein Neudruck, der sich obendrein den Stift des Zeichners zu Hilfe gerufen hat. Belehrend und zugleich unterhaltend für die reifere Jugend zu schreiben, ist eine Kunst, nach der wir viele Bücher ringen, zu der wir von den vorliegenden kaum eines gelangt sehen. Von den **‚Mainzer Volks- und Jugendbüchern'**, herausgegeben von W. Kotzde (Verlag Jos. Scholz, Mainz), gehört unter zwei neuerschienenen Bändchen vor allem das von Charlotte Niese hierher, das unter dem Titel ‚Aus schweren Tagen' der deutschen Jugend in edel-volkstümlicher Sprache an einer Episode der Hamburger Geschichte die große Not des Vaterlandes unter dem Druck napoleonischer Eroberungsgier zeigt, eine Schilderung, die alle gerne lesen werden, die den Band der gleichen Sammlung ‚Was Michel Schneidewind als Junge erlebte', bereits schätzen lernten, denn sie bildet gleichsam eine Ergänzung dazu. Der andere neue Band dieser Sammlung von Trude Bruns, ‚Die Doktorskinder', erzählt von den Streichen zweier Kinder in einer Sommerfrische. Der ‚Humor' ist hin und wieder äußerlich, die Lustigkeit nicht ganz echt. Besser als hier ist kindliche Fröhlichkeit in Paul Maedes neuem Buch **‚Schön ist die Jugend'**. ‚Bilder und Gestalten aus den Lebensfrühlingstagen' (Wunderlich, Leipzig) getroffen; er nimmt damit den Ton, welchen er in den ‚Am Herzen der Natur' betitelten ‚Plaudereien von Kinderfreude und Jugendglück' unter dem Beifall pädagogischer Kreise erstmals angeschlagen hatte, in gutem Wechsel wieder auf.

Zeitige Einführung in eine liebevolle Beobachtung der Naturerscheinungen haben sich **‚Dr. Kraepelins Naturstudien'** (Teubner, Leipzig) zur Aufgabe gemacht. In Form von Plaudereien in der Dämmerstunde (‚Im Hause'), am Sonntagnachmittag (‚Im Garten'), auf dem Spaziergang (‚In Feld und Wald'), auf der Reise (‚Sommerfrische') bietet er unterhaltende Belehrung über die verschiedensten Erscheinungen des Tier- und Pflanzenwesens, der Erdbildungen, der physikalischen Erdbeschreibung, und sucht durch ein dialogisches Frage- und Antwortspiel sowohl den Reiz der Wißbegier als die Eindringlichkeit der ihn befriedigenden Lehre zu erhöhen. Als neuesten Band erhalten wir die **‚Naturstudien in fernen Zonen'**, die schon um ihrer exotischen Färbung willen des Beifalls junger Leser sicher sein können. Sie setzen jedoch, da hier die eigene Erfahrung den Leser meist in Stich läßt, eine größere Reife voraus, wie auch die Aufgabe für den Verfasser aus dem gleichen Grunde schwieriger war als bei den Bänden über die heimische Natur. Sie ist nichtsdestoweniger geschickt gelöst. — Die von Konrad Höller und Georg Ulmer herausgegebene **‚Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk'** (Quelle & Meyer, Leipzig), die wir auf Grund der ersten Bändchen schon früher empfehlen konnten, hat in den ‚Im Hochgebirge' betitelten tiergeographischen Charakterbildern von Prof. Dr. C. Keller einen würdigen Zuwachs erhalten. In knappem Rahmen finden wir ein höchst interessantes und dabei wissenschaftlich zuverlässiges Bild der physiologischen Lebensbedingungen der Hochgebirgsfauna, vom Gletscherfloh bis zum größten Säugetier ziemlich eingehend, was die europäische Gebirgswelt, in großen Zügen, was die außereuropäische betrifft.

Liebe zur Natur ist nicht allein aus Büchern zu gewinnen. Mit unserer Erkenntnis des Naturlebens sollte ein naturgemäßes Leben Hand in Hand gehen. Und gerade unserer Jugend den Sinn für die sie umgebende Wirklichkeit des landschaftlichen Lebens in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner organischen und unorganischen Formen zu erschließen, gehört zu den großen Kulturaufgaben der Gegenwart. Wie ihre Lösung in Angriff genommen wird, tut jene Literatur dar, die sich des Wanderwesens erinnert, es zu fördern, zu leiten, zu regeln sucht. In der Form der Erzählung geschieht dies in einem frisch geschriebenen Büchlein **‚Hinaus in die Ferne'**. Zwei Wanderfahrten deutscher Jungen durch deutsche Lande von Ed. Neuendorff (Teubner, Leipzig), die zum Teil recht ergötzlich zu lesen sind, die Form der sachlichen Anweisung hingegen finden wir in dem ‚praktischen Handbuch für jedermann' **‚Wandern, Spiel und Sport'** (Volksver.-Verlag, M.-Gladbach) gewählt, das die Bewegungsspiele im weitesten Umfang zum Gegenstand hat. Gute Anleitung findet man auch in der Sammlung ‚Kleine Schriften' des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland (Teubner),

aus denen besonders das Bändchen **,Das Wandern'** von H. Raydt und F. Eckardt hervorgehoben sei. In diesem Zusammenhang sei auch kurz auf die im gleichen Verlag erschienenen ,Tanzspiele und Singtänze', gesammelt von Gertrude Meyer, aufmerksam gemacht.

Abwechslung muß sein! Das Spiel im Haus, am Tisch, bei der Lampe muß der Bewegung im Freien das Gleichgewicht halten. Wie sehr es geeignet sein kann, die Aufmerksamkeit, die Fähigkeit zur Konzentration zu entwickeln, beweist ein Blick in die Nr. 2 der von Otto Maier, Ravensburg verlegten Spielbücher, wo **,Allerlei Brettspiele'** leichtfaßlich vorgeführt werden, der Gang der Spiele durch Abbildungen erläutert ist. Da der gleiche Verlag auch die Spiele selber in den Handel bringt, so empfiehlt es sich, einige der genannten billigen Heftchen zu Rate zu ziehen, ehe man sich für ein Spiel entscheidet. Die Art und Weise, wie man Spiel und Unterricht reizvoll verknüpfen, spielend lernen kann, tun die Dichter-, Musiker-, Zitaten-Quartette dar, ebenso diejenigen für Einprägung französischer und englischer Wörter und geographischer Bilder durch Landkarten und ähnliches aus dem Maierschen Verlag. Man lasse sich Prospekte kommen.

Zur Charakterbildung unserer Jugend sind einige Bändchen erschienen, auf die hier empfehlend aufmerksam gemacht sei. Dr. Konstantin Holl hat ,Sonntagslesungen für Jünglinge' über **,Die Jugend großer Männer'** (Herder, Freiburg) zusammengestellt, die in dritter vermehrter Auflage vorliegen. Heilige, Ordensleute, Bischöfe, Künstler, Dichter, Staatsmänner, Gelehrte wechseln in bunter Reihe ab. Mehreren der hübschen Charakterschilderungen ist das Bildnis der betreffenden Persönlichkeit beigegeben. Wie in der Jugend die Lektüre einzurichten sei, um wirklichen Gewinn für Gemüt, Geist und Seele aus ihr zu ziehen, sucht ein Büchlein **,Die Lektüre'** von Bernard Arens S. J. (Herder) darzutun. Der Verfasser stützt seine Anschauungen durch zahlreiche Aussprüche namhafter Autoren, mit Vorliebe solcher, die nicht auf dem Boden des gleichen Bekenntnisses stehen. — Gute Lebensführung ist auch beim jungen Manne nicht leicht möglich ohne Lebensklugheit, ohne eine gewisse Menschenkenntnis, ohne Unterscheidungsvermögen. Eine kleine Schule der Lebenskunde ist das Büchlein von William Cobbett, **,Guter Rat für junge Leute'**, übersetzt von August Schuster (Becksche Verlagsbuchhandlung, München). Cobbett war im besten Sinn des Wortes englischer Selfmademan, der es vom kleinen Schreiber zum Mitglied des Unterhauses brachte. Seine Ratschläge berücksichtigen die meist sich rasch folgenden Altersstufen bei dem zur Reife gelangten Jüngling: Sie wenden sich an den ,Jüngling', den ,jungen Mann', an den ,Liebenden' und den ,Ehemann'. Die sexuelle Lebensführung ist nur insoweit behandelt, als aus ihr Gewinn oder Verderben für den Charakter und echtes Lebensglück fließen. Ernste physiologische Aufklärung gibt das Büchlein **,Vom Jüngling zum Mann'** von Dr. Georg Buschan (Strecker und Schröder, Stuttgart). Es ist für reifere und den Gefahren des modernen Lebens unmittelbar ausgesetzte junge Männer berechnet. Die höheren Gesichtspunkte fehlen nicht.

Ein guter Rat, eine tüchtige Lehre, die bei der Jugend sich charakterbildend durchsetzen wollen, müssen oft und in wechselnder Beleuchtung und Anwendung an die Türe pochen, heute in Form eines Lebensbildes die jugendliche Nacheiferung anspornend, morgen im Gewande der Dichtung dem Gemüte und der Phantasie sich einprägend, bald als Spruch das Gedächtnis, bald als Betrachtung und Kritik das Urteil herausfordernd, und diese Aufgabe vermag eigentlich nur die periodische Druckschrift mit einiger Umsicht durchzuführen. Indem wir diesen Gedanken hier aussprechen, haben wir schon gleich ein Stück Progamm dreier Jugendzeitschriften umschrieben, die zu dem allerbesten zählen, was je in diesem Fach geleistet worden ist; wir meinen **,Die Efeuranken'** Illustrierte Jugendzeitschrift, herausgegeben v. J. M. Tressel (Ernst Thrasolt, **,Der Kranz'**, Halbmonatsschrift für die katholische Mädchenwelt und **,Jung Land'** Halbmonatsschrift für das junge Landvolk, sämtlich im Volksvereinsverlag in M.-Gladbach erscheinend. Die ,Efeuranken' stehen bereits im 22. Jahrgang, ihre heutige Gestalt und Bedeutung ist jedoch älter als ,Der Kranz', welcher im fünften Jahrgang steht, während ,Jung Land', im dritten Jahr erscheint. Die Art und Weise, wie diese Zeitschriften unverdient der Vergessenheit anheimgefallene ältere literarische Erzeugnisse sich zunutzen machen, ähnlich wie die für das Volk im weiteren Sinne gedachte Wochenschrift **,Die Lese'** (München), ist sehr geschickt und verdient alle Anerkennung. Während in ,Jung Land' den praktischen Interessen des Landvolkes Rechnung getragen wird, liegt in den ,Efeuranken' der Nachdruck auf dem Literarischen

im weitesten Umfang. Bürgerkundliche **Belehrung** fließt ab und zu ohne politischen **Beigeschmack** mit unter. Kurzweg, es ist **ein hübscher**, zeitbewußter und dabei doch **frommer**, gut kirchlich-religiöser Zug in diesen ‚Efeuranken'. Die Beiträgerliste weist Namen wie Cardauns, Ettlinger, Willmann, Herbert, Kaiser u. a. auf.

Neben dem Märchenbuch ist es das Bilderbuch, das die ersten Leseversuche unserer Kleinen lustvoll macht. Da gibt es alte Bekannte, die man immer wieder gerne sieht und empfiehlt, weil man seine eigenen Erfahrungen damit hatte. So **Georg Scherers Deutsches Kinderbuch** (Dürr, Leipzig) das in neunter Auflage vorliegt. Illustrationen von Meistern wie Richter, Schwind, Neureuther, Pletsch, Kaulbach usw. haben etwas so Liebes und Kindliches, wie es unseren Modernen nicht gelingt, trotz des größeren Aufwandes an Phantasie und Farben, und vielleicht gerade deshalb! Und diese schönen alten Lieder, wie sie mit den neuen aus guten Dichtern (Brentano, Hebel, Güll) im Ton zusammengehen! Das gilt auch von einem neuen Pocci-Buch **‚Kunterbunt'** (G. W. Dietrich, München), zu dem Franz Poccis gleichnamiger Enkel und Konrad Dreher Verse und Prosa, P. Dr. Expeditus Schmidt, O. F. M., aber die Einleitung beigesteuert haben. Nur äußerlich in Pocci-Spuren wandelt eine **Reihe** von **Kasperl-Bilderbücher** (Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle), worin Carlo Boecklin kleine Theaterspiele von Beata Bonus mit Kasperlszenenbildern versieht, die bei allem Übermut in Bewegung und Farbe hin und wieder das Bedenken gegen sich haben, daß allzu gewagte perspektivische Verkürzung und Vereinfachung der unmittelbaren Erfassung Schwierigkeiten bereiten. Originalität kann man den Zeichnungen indes nicht absprechen, und vielleicht wirken sie gerade dadurch, daß sie dem kindlichen Auge Aufgaben stellen, bildend auf das Sehvermögen ein. Die Stücke können auch als Texte für Aufführungen auf dem Kasperlpuppentheater dienen.

Eine Reihe künstlerisch ansprechender Bilderbücher mit Text für das Alter von 6 bis 11 Jahren legte J. Scholz in Mainz auf. Besonders reizend sind die Bände **‚Gullivers Reisen'**. Nach Jonathan Swift für die Kleinen erzählt von Wilhelm Kotzde (mit acht farbigen Bildern und Zeichnungen von Hans Schroedter) und **‚Tierleben der Heimat'** (mit 16 farbigen großen Bildern).

Von mehreren Bilderbüchern aus dem Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen und München sei besonders auf **‚Waldnacht'** und **‚Weißt du, wieviel Sternlein stehen'** und auf die reizende Sammlung von Kinderliedern von Friedrich Güll aufmerksam gemacht. Auch Meggendorfer hat sich wieder mit ‚Bubenstreichen' und einer ‚Puppenstube' eingestellt, die leporelloartig auseinandergefaltet und aufgestellt wird. Ein ‚Abc in schwarzen Bildern' und Hefte zum Ausmalen gehören ebenfalls zu den Schreiberschen Neuheiten.

Allgemeine Nachschlagewerke.

Neben **‚Herders Konversationslexikon'**, das im Vorjahr durch seinen Ergänzungsband die letzten Lücken ausgefüllt hat (neun Bände, M. 115.—), sollte in der Hausbücherei jedes Katholiken, der am öffentlichen Leben pflichtgemäß Anteil nimmt, mit in erster Reihe stehen das nun binnen kürzester Frist in dritter Auflage vollendete **‚Staatslexikon'** der Görresgesellschaft (fünf Bände, Herder, M. 90.—). Das Gesamtwerk wird im ‚Hochland' noch die gebührende ausführliche Würdigung finden. Für diesmal sei nur der wohl bei manchen noch obwaltenden, irrtümlichen Vorstellung widersprochen, als handle es sich hierbei um ein Werk, für das nur der volkswirtschaftlich, verwaltungsrechtlich oder parteipolitisch speziell Interessierte eigentlich zuständig sei. In Wahrheit bietet es viel mehr: für jeden vaterländisch Denkenden eine höchst wertvolle Bürgerkunde und für jeden im Weltanschauungskampfe Klarheitsuchenden eine sicherführende Prinzipienlehre. Gerade dem heute so vielerörterten Verhältnis von Staat und Kirche ist besonderes Augenmerk zugewandt. — Die erstaunlich rasch fortschreitende, nun schon beim elften von fünfzehn Bänden angelangte, für eine internationale Leserschaft bestimmte Catholic Encyclopedia (Deutscher Verlag bei Herder, je M. 27.—) ist freilich zu umfangreich und kostspielig, als daß sie in vielen deutschen Privatbüchereien eine Stätte finden könnte. Aber in allen öffentlichen Bibliotheken und in allen gut ausgebauten Spezialbüchereien sollte sie ausnahmslos zu finden sein; denn wir verfügen in deutscher Sprache noch über kein einziges Werk, in dem dieser ganze Stoffkreis: Verfassung und Lehre, Disziplin und Geschichte der katholischen Kirche mit so umfassender Genauigkeit in allen Einzelheiten bewältigt wäre. Nicht wenige der tüchtigsten deutschen Federn haben ihren redlichen Anteil an diesem Erfolg des Werkes, das übrigens in seiner redaktionellen Kontrolle hie und da noch ein weniges mehr an deutscher Gründlichkeit hätte vertragen können. Im übrigen steht es, auch

buchtechnisch und illustrativ, ganz auf der Höhe. Es ist nicht nur ein Nachschlage-, sondern zugleich ein Unterrichtswerk, da den wichtigsten Schlagworten ganze, lange Abhandlungen gewidmet werden. Das früher mehrfach besprochene ‚**Deutsche Wörterbuch**' von Weigand, in fünfter Auflage neu bearbeitet von Bahder, Hirt und Kant (Töpelmann, Gießen), liegt nunmehr in zwei Bänden vollständig vor. Kein Geringerer als J. Grimm hat seinerzeit den Wert dieses Wörterbuches anerkannt. Die fünfte Auflage zeigt es ganz auf der Höhe unserer heutigen Sprachforschung. Für die Familie sowie für den Studierenden ist damit ein unentbehrliches Hilfsmittel geschaffen, ja wichtiger als ein Fremdwörterbuch, denn es ist die Muttersprache, in deren tieferes Verständnis es einführt. — Nicht als ein Hilfsmittel, um mit Zitaten zu prunken, wohl aber, um sich an der Spruchweisheit aller Zeiten und Völker zu erfreuen, sei der von Zoozmann erlesene und neuvermehrte ‚**Zitaten- und Sentenzenschatz der Weltliteratur**' (Hesse & Becker, geb. M. 3.—) in diesem Zusammenhang empfohlen. — Als nun schon oft und vorzüglich bewährtes Orientierungsmittel des Bücherfreunds nicht nur für die Weihnachtszeit, sondern das ganze Jahr hindurch stellt sich auch heuer wieder der ‚**Literarische Ratgeber für die Katholiken Deutschlands**' ein (Kösel, br. M. 1.—), herausgegeben von M. Ettlinger mit ansehnlichem Mitarbeiterstab.

Unsere Kunstbeilagen

Sämtliche Kunstbeilagen nach Werken Grünewalds, Dürers und Holbeins in diesem Hefte sowie im kommenden Januarhefte finden in dem Aufsatz über ‚Matthias Grünewald' von Universitätsprofessor Dr. Franz Bock ihre Erklärung. Der Aufsatz mußte leider in letzter Stunde geteilt werden, weshalb auch das Bildermaterial auf die beiden Hefte verteilt werden mußte, die demnach in ihrem künstlerischen Teile eng zusammengehören.

Die ‚Madonna mit dem Engelkonzert' und die ‚Kreuzigung' von Grünewald haben wir mit freundlicher Erlaubnis des Verlages F. Bruckmann in München nach den betreffenden beiden großen Farbentafeln aus seinen ganz hervorragend schönen, in der farbigen Bildwirkung unübertroffenen Verlagswerke: Matthias Grünewald ‚Der Isenheimer Altar', herausgegeben von Max J. Friedländer, reproduziert; Großimperialformat (59×72 cm), sechs Farbenfaksimiles und ein Lichtdruck mit Text in Leinenmappe 120 M. — Die ‚Maria-Schnee-Legende' verdanken wir dem Verlage Georg D. W. Callwey; sie ist dem daselbst erschienenen Buche über Grünewald von Professor Franz Bock entnommen, das neunundzwanzig Textabbildungen und neunzehn Vollbilder enthält und das wir zur weiteren Beschäftigung mit dem großen Maler besonders empfehlen.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schretter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Matthias Grünewald/Der hl. Erasmus und der hl. Mauritius.

Hochland, hohen Geistes Land — Sinn dem höchsten zugewandt.

Hochland

Neunter Jahrgang Januar 1912

Nationalismus u. christlicher Universalismus

Von Joseph Mausbach

So sehr der moderne Verkehr die Völker einander näher gerückt, so stark er in allen Ländern den Drang in die Ferne, z. B. das koloniale Interesse, geweckt und das wissenschaftliche Studium der Völkerkunde gehoben hat, so sehr die Mittel formaler Bildung und geistigen Austauschs auch auf einen Ausgleich der Ideen und Bestrebungen hindrängen, auf der anderen Seite hat sich nicht minder das Selbstgefühl und Sonderbewußtsein der Nationen gefestigt, und es äußert sich in seelischen und politischen Gegensätzen, in inneren und äußeren Verstimmungen und Verwicklungen, die einen seltsamen Kontrast zur Lebendigkeit und Innigkeit jener einigenden Kräfte bilden. Nicht nur die äußere Wehr und Rüstung der Völker wird schwerer und drückender; auch eine innere Entfremdung und Härte legt sich wie dreifaches Erz um ihre Brust und nimmt den zahlreichen Friedensversicherungen der Staatslenker den warmen, eindringenden Ton der Wahrheit. Ein starker Zug der Billigkeit und Menschenfreundlichkeit geht freilich durch das soziale Leben im engeren Sinne und mildert den Kastengeist, das Pochen aufs eigene Recht innerhalb der Stände der Gesellschaft; aber dieses weichere Empfinden und praktische Entgegenkommen macht Halt an den Grenzen der Nation, um hier einem anderen Prinzip, dem stolzen, egoistischen Machtwillen, die Führung zu überlassen. Der alte Humanitätsgedanke wird heute belächelt als eine schöne Utopie der Aufklärungszeit; die neue Friedensbewegung faßt in den maßgebenden, den Gang der Ereignisse beeinflussenden Kreisen nur schwer Wurzel; die Deputationen von Geistlichen, Schriftstellern, Arbeitern, die zur Förderung der gegenseitigen Beziehungen ins Ausland gehen, richten gegen jene elementaren

Mächte wenig aus, und das Schiedsgericht im Haag wird mit Fragen, die das Nationalgefühl stärker erregen, kaum behelligt. Weil die Kirche als katholische, d. h. allgemeine Kirche alle Völker mit gleicher Liebe umfaßt, weil sie jede nationale Einschränkung des christlichen Gedankens und jede Verletzung der allumfassenden christlichen Liebe verbietet, stellt man sie dem internationalen Sozialismus an die Seite, unterschiebt man ihr den Gedanken, der Nationalstaat unserer Zeit sei etwas Widerchristliches, legt man ihr die Absicht bei, die Nationalitäten zu vergewaltigen und in eine und dieselbe Form zu pressen*. Ja, H. St. Chamberlain hat seinen Kampf für die ‚Rasse', wie er ausdrücklich sagt und wie sein bekanntes Buch zeigt, gerade darum unternommen, weil er außer der gelben Gefahr, der schwarzen Gefahr, der jüdischen Gefahr eine noch schlimmere Gefahr kennt, die ‚ultramontane' oder ‚völkerchaotische' Gefahr, die die Rassenfrage aus einer akademischen zu einer Lebensfrage umschaffe**. Mit größerem Rechte dürfen wir als Christen das Emporwuchern eines überspannten, völkertrennenden Nationalismus und einer noch inhumaneren, naturalistischen Rassentheorie als eine Gefahr für die Menschheit bezeichnen. Jedenfalls läßt sich die Frage, wie der berechtigte nationale Gedanke sich ins christliche Ideal der Menschenwürde und des einen Menschheitsreichs eingliedert, als eine wirkliche Lebensfrage unserer Zeit bezeichnen.

I.

Schon über den Begriff der Nation gehen die Meinungen auseinander. Die ältere Auffassung legt im Anschluß an die Herkunft des Wortes (von nasci) das entscheidende Gewicht auf die gemeinsame Abstammung der Glieder einer Volksgemeinschaft. Aus der Abstammung entwickelt sich nach ihr eine physiologische Verwandtschaft, eine Ähnlichkeit der variablen Züge der körperlichen Natur, die wieder einwirkt auf die Sphäre des sinnlichen Fühlens und Strebens, des Temperaments, und indirekt auf den geistigen Charakter des Volkes. Diese seelische Verwandtschaft wird aber ebenso stark bestimmt durch nicht-physiologische Faktoren: durch die gemeinsame Geschichte und Kulturbetätigung, durch die Gestalt des wirtschaftlichen und sozialen Lebens; sie erhält eine besonders starke Prägung und Auswirkung im politischen Leben der Nation. Das Lebensblut, das diesen höheren, geistigen Organismus des Volkes durchströmt, seine einheitlichen Funktionen ermöglicht, seinem Dasein Farbe und Ausdruck verleiht, ist die gemeinsame Sprache und die aus ihr bei fortschreitender Bildung sich entfaltende Literatur. Nach dieser Auffassung ist die Nation deutlich verschieden vom Staate, von der ausgesprochen politischen Organisation des Volkes; beim Staate liegt der physische Einheitsfaktor nicht in der Blutsgemeinschaft, sondern in der gesammelten Macht des Volkes, der geistig-moralische nicht in der Gleichheit der Denkart, Sitte und Sprache, sondern in seiner einheitlichen Rechtsordnung und Rechtsgewalt.

Neuere Gelehrte sind der Ansicht, daß bei dieser Erklärung und Unter-

* K. Sell, Katholizismus und Protestantismus, S. 229.

** Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts, Vorwort zur 4. Auflage (Separatausgabe S. 14).

scheidung die feineren Nüancen des Sprachgebrauchs übersehen werden, daß eine zutreffende Formel für die mannigfaltigen und fließenden Vorstellungen, die wir an das Wort Nation knüpfen, kaum möglich sei. Renan bezeichnet die Nationalität als ein Gut, über das ein Volk abstimmen, das es sich durch sein bloßes Wollen selbst geben könne. Fr. Meinecke fordert ‚unter allen Umständen irgend eine geschichtlich erwachsene geistige Gemeinschaft und ein mehr oder minder helles Bewußtsein von ihr'*. Aber das bloße Wollen der Menschen vermag ebensowenig angeborene und geschichtlich erwachsene Eigenschaften und Zusammenhänge mit einem Schlage aufzuheben, wie ein neues, lebensfähiges soziales Gebilde aus dem Nichts ins Dasein zu rufen. Auch das Bewußtsein von der nationalen Gemeinschaft kann nicht primäres Merkmal der Nation sein; alles, was man im Bewußtsein erkennen soll, muß zunächst als Wirklichkeit gegeben sein. Zur wirklichen nationalen Einheit scheint doch etwas mehr erforderlich als ‚irgend eine geschichtlich erwachsene geistige Gemeinschaft'; sonst könnte man jeden Staat von einiger Dauer sofort auch als Nation bezeichnen und schließlich das ganze Abendland mit seiner einheitlichen Zivilisation als eine ungeteilte nationale Einheit betrachten. So gehen denn auch diese erwähnten Gelehrten (F. J. Neumann, A. Kirchhoff, F. Meinecke) dazu über, außer den Kulturnationen, d. h. solchen, die auf einer ererbten Kultur und Sprache beruhen, Staatsnationen zu unterscheiden, d. h. solche, die durch eine gemeinsame politische Verfassung und Geschichte geeinigt sind; je fließender und beweglicher ihnen damit die Merkmale der Nationalität erscheinen, um so mannigfaltiger, ja verwirrender werden auch die Unterarten dieser Begriffe.

Der überwiegende Sprachgebrauch zwingt nicht zu solcher Erweiterung des Begriffs der Nation. Verhältnismäßig selten bezeichnen wir Staaten, die nicht durch eigene Sprache und Kultur, sondern nur durch politischen Zusammenhang abgegrenzt sind, als Nationen. Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen gelten nicht als Nationen, sondern als Staaten innerhalb der deutschen Nation; ebenso ist Österreich keine Nation, sondern ein politisches Reich, das Teile verschiedener Nationen umfaßt. Zwei Umstände verbinden sich heute, diesen sprachlichen und begrifflichen Tatbestand noch schärfer herauszustellen, das ältere Nationalitätsprinzip und der jüngere Rassenkultus. Das erstere stellt freilich die politische Einheit und Selbständigkeit als einen Vorzug hin, den jede Nation als ihr angeborenes Recht fordern kann; aber dadurch, daß eine Nation Forderungen stellt, Rechte beansprucht, zeigt sie eben, daß sie — auch ohne politische Einigung — da ist; und dadurch, daß man die jetzt bestehende staatliche Gruppierung trotz ihres historischen Charakters als Unnatur und Unrecht ablehnt, bekennt man, daß man unter Nation etwas anderes versteht als ein historisch und politisch erwachsenes Staatsgebilde. Der positive Begriff der Nation wird von den Vertretern des Nationalitätsprinzips allerdings nicht genau umschrieben — das erklärt sich schon aus ihrer praktisch-opportunistischen Richtung. Aber hier kommt uns die Rassentheorie zu Hilfe. Sie hat ohne Zweifel das Verdienst,

* Weltbürgertum und Nationalstaat, 2. Auflage 1911, S. 2. München, R. Oldenbourg. geb. Mk. 12.80.

das anthropologische Moment in der Bildung der Nationen, das sich unter den Händen der Kulturhistoriker zu sehr verflüchtigt hatte, das alte Merkmal der Abstammung und Blutsgemeinschaft, das man in ‚irgend eine geistige Gemeinschaft' aufgelöst hatte, wieder stärker in den Vordergrund zu stellen.

Dabei ist freilich ein Mißverständnis fernzuhalten, das zu berechtigter Kritik des Rassen- und Stammesgedankens in seiner Anwendung auf die Nationalität Anlaß gegeben hat. Die bezeichnete Gemeinsamkeit der Abstammung soll nicht bedeuten, daß jede Nation von einem Stammvater oder einem Ahnenpaare abstamme, oder daß sie notwendig eine reine, ungemischte Gruppe in einer bestimmten Menschenrasse sei. Wenn wir heute innerhalb der großen indogermanischen Völkerfamilie eine Reihe von Nationen unterscheiden, die sich von dem ursprünglichen Stamme allmählich und jede als größere Gruppe abgezweigt haben, so ist es klar, daß für alle diese Nationen schon bei ihrer Abzweigung ein Nebeneinander von Familien und Stämmen bestand. Ja, selbst wenn wir die Entfaltung eines einzigen Stammes verfolgen, so bringt schon die Ehe, diese Voraussetzung aller ferneren Entwicklung, die Notwendigkeit mit sich, daß der erste Familienkreis rasch erweitert und ‚fremde' Elemente dem Urstamme einverleibt werden. Eine stärkere Mischung tritt durch Wanderung und Eroberung, durch Zusammenwohnen mit anderen Völkerschaften ein; Franken, Romanen, Kelten trafen sich auf dem Boden Galliens, Deutsche und Slaven drängten sich zwischeneinander im Nordosten Deutschlands. Solange diese Völkerschaften nur örtlich und politisch vereinigt waren, aber in ihrem Geschlechtsleben gesonderte Einheiten bildeten, konnte von einer einheitlichen Nationalität keine Rede sein; in dem Maße aber, als diese Verschmelzung vor sich ging, als nun wirklich neue Generationen durch ‚Abstammung' von den ersten Mischungen ausgingen und einen Gesamtbestand erreichten, der sich durch Inzucht fortpflanzen und in seiner Eigenart erhalten konnte, dürfen wir wieder von einer charakteristischen Volksart, einer Nationalität reden. Wir bestimmen ja auch im Leben die Nationalität eines Menschen danach, ob er der Geburt nach aus dem betreffenden Volke stammt oder nicht; die politische Zugehörigkeit zu Frankreich und selbst die völlige Vertrautheit mit seiner Sprache und Kultur genügt uns nicht, einen geborenen Deutschen oder Russen als Glied der französischen Nation zu bezeichnen. So hat denn auch die Gesamtheit der jetzigen Franzosen ihre Nationalität tatsächlich durch Abstammung von einer ihr vorangehenden gleichartigen Generation erhalten. Wo aber Teile verschiedener Völker im ganzen ohne Konnubium zusammenleben, wenn auch Jahrhunderte hindurch, wie die Juden im Abendlande, die slavischen Bevölkerungen in Österreich und in der Türkei, da denken wir nicht daran, das Ganze als nationale Einheit zu bezeichnen, auch wenn die Minoritäten politisch und sogar sprachlich, wie die Juden, sich der herrschenden Nation angeschlossen haben.

Es ist vom Schöpfer in die Natur hineingelegt, daß das eine Menschenwesen sich in den Individuen zu mannigfaltiger konkreter Erscheinung differenziert, und daß die eine Menschengattung verschiedene Nationen von bestimmtem Gepräge aus sich hervorbildet. Wie die Kinder einer Familie sich trotz durchgreifender Ähnlichkeiten in Gesichtsbildung, Gemütsart und Neigung unter-

scheiden, so herrscht auch in der großen Menschheitsfamilie kein charakterloses, nüchternes Einerlei, sondern eine Mannigfaltigkeit von Völkertypen, eine durch Gegensätze belebte Wesenseinheit. Wie dort, bei der Prägung der Individuen, Gesetze der Notwendigkeit und Freiheit zusammenwirken, wie neben dem Spiel der biologischen Kräfte und dem Einfluß der Natur- und Arbeitswelt die freie Betätigung, das geistige und sittliche Leben den Einzelnen schärfer bestimmt, das Individuum zur Persönlichkeit erhebt, so entwickelt sich naturgemäß auch bei großen Menschheitsgruppen von den verschiedensten Seiten her, durch äußere und innere Faktoren, jene charakteristische Besonderung, die wir als Nationalität bezeichnen und der Eigenart der Person an die Seite stellen können. Physiologische Anlage und Wohnsitz, Klima, Nahrung und äußere Beschäftigung wirken auf das Stoffliche, gleichsam auf den Leib der nationalen Persönlichkeit; Religion und Sittlichkeit, geistige Regsamkeit und geselliger Verkehr, geschichtliche Taten und Vorbilder, freundliche und feindliche Berührung mit anderen Völkern hauchen dem Organismus das seelische Leben ein, bestimmen unter maßgebender Beteiligung der Freiheit den eigenartigen Geist der Nation. Diese Herausbildung besonderer Völkerpersönlichkeiten gibt der Menschheit ästhetisch neue Werte, reizvolle Beziehungen und Gegensätze; sie ist aber auch die Voraussetzung für jedes große geschichtliche Leben mit seinen dramatischen Spannungen und Verwicklungen und für den Fortschritt der Kultur, der sich überall in Berufs- und Arbeitsteilung, im Austausch des Eigenen und Fremden, im Geben und Nehmen vollzieht. Das Entstehen eigenartiger Nationen hat keine geringere Bedeutung für das innere Volksleben. In sich natürlich und gottgewollt, bringt es mit seinen bestimmten Charaktergaben und Kulturgütern allen Volksgenossen natürliche Segnungen und Verpflichtungen. Wie das engste soziale Gebilde, die Familie, die gedeihliche Entfaltung der Individuen wesentlich bedingt, wie die Wärme und Weihe, die schützende Macht und Poesie des Elternhauses uns zu unauslöschlichem Danke verpflichtet, so hält uns das nationale Leben, die erweiterte Heimat und Familie, mit tausend Fäden wohltätiger Einflüsse, ernster Erinnerungen und erhebender Gefühle an sich gefesselt. Neben der Liebe und Teilnahme, die wir allen Menschen schulden, gibt es eine Pflicht besonderer Liebe und Pietät gegen die eigene Nation. Auch die christliche Nächstenliebe kennt eine pflichtmäßige Ordnung und Abstufung; die ‚Gemeinschaft des Blutes', die genetische Verwandtschaft der Menschen ist ein Titel besonderer sittlicher Verpflichtung, der, wie die staatliche Zusammengehörigkeit, unter dem allgemeineren Gesetze seine volle Geltung bewahrt. (Thomas v. Aquin S. th. II. II. 26, 8.) Ja, wir dürfen auch von Rechten der Nation gegenüber ihren Mitgliedern und anderen Körperschaften und Gemeinwesen reden. Ein neuerer Ethiker meint, man könne einer Nation, die nicht staatlich geeint sei, ein eigentliches Recht nicht beilegen, da sie keine physische oder moralische Einheit, sondern nur eine logische oder begriffliche bilde. Aus allem Gesagten geht jedoch hervor, daß wir die Nationen nicht nur als logische, sondern in etwa als physiologische, und jedenfalls als starke moralische Einheiten anzusehen haben, die als solche vom Standpunkt des Naturrechts auch rechtliche Ansprüche geltend machen können. Leo XIII. weist in dem Rundschreiben ‚Rerum nova-

rum' jeder Familie bestimmte ‚Rechte und Pflichten' zu, die älter seien als die vom Staat verliehenen Rechte. In ähnlicher Weise sind die aus der Familie hervorgegangenen Stämme, schon ehe sie die zum Staatswesen erforderliche Festigung und Organisation gewonnen hatten, als moralische Körperschaften im Besitz von Rechten gewesen. Gerade die Sippe tritt uns in ursprünglichen Rechtsverhältnissen, z. B. bei der Blutrache, deutlicher als Rechtsträgerin entgegen wie die Einzelperson. Als die Stämme Israels in Ägypten bedrückt wurden, also vor ihrer Erhebung zum theokratischen Volke, empörte sich das Volksgewissen gegen die Verfolgung wie gegen ein dem Ganzen zugefügtes Unrecht. Jeder rechtlich Denkende hat die grausame Behandlung, welche Irland solange von den Engländern ertragen mußte, als eine Vergewaltigung natürlicher Volksrechte empfunden; und die preußischen Polen fordern die Schonung ihrer Muttersprache nicht nur im Namen der bürgerlichen Freiheit und der modernen Kultur, sondern auch unter Berufung auf ein nationales Recht.

Allerdings steht die Nation, was die Einheit und Geschlossenheit ihrer ‚Persönlichkeit' angeht, nicht nur hinter dem Einzelgeiste, sondern auch hinter der Familie und dem Staate zurück. Denn an sich fehlt ihrem Wesen die Konzentration, die geordnete Bindung der physischen und geistigen Lebenskräfte an ausgezeichnete, beherrschende Mittelpunkte. Dieser umfassenden Familie fehlt die elterliche Autorität, vor allem die gebietende Macht des Vaters, die für innere Ordnung und äußere Vertretung und Verteidigung sorgt. Zu einer solchen Sammlung und Erhöhung des Volkslebens kommt es erst mit der Entstehung des Staates; hier tritt ein fester Gemeinwille, der zugleich Gottes weltordnenden Willen reflektiert, an die Spitze des sozialen Ganzen und nimmt die wichtigsten Güter des Volkslebens, zunächst den Rechtsschutz im Innern und die Sicherheit nach außen, in seine starke Obhut. Der staatlichen Autorität, wenn sie nach christlicher Weise als Gottes Stellvertreterin anerkannt wird, eignet eine stärkere Zwangsgewalt, aber auch eine eindringlichere sittliche Macht, als dem diffusen Wollen und Fordern, das in den ‚nationalen Lebensbedürfnissen', in dem ‚zwingenden Lebensinteresse der Nation' zum Ausdruck kommt. Die Norm des Gesetzes ist deutlicher umschrieben und unbedingter verpflichtend als die der Volkssitte; die Zwecke des Staatslebens stellen aktuellere und unabweisbarere Postulate auf als die Impulse und Regungen des Nationalgefühls. Elementare Notwendigkeiten, wie der Schutz des Lebens, die wirtschaftliche Existenz und Entwicklung, die Ordnung von Handel und Verkehr, darüber hinaus auch die idealen, alle Völkergrenzen übersteigenden Interessen der Religion, Wissenschaft und Kunst, treten im heutigen Staatsleben oft bedeutsamer in den Vordergrund als spezifisch nationale Werte; sie erhöhen auch, weil sie im Staate einen mächtigen Halt, einen wirksamen Schirmherrn und Förderer finden, ihrerseits den Wert des politischen Ganzen gegenüber dem nationalen Ganzen. Dabei darf die innige Beziehung und Wechselwirkung zwischen staatlichem und nationalem Leben gewiß nicht verkannt werden. Eine geschlossene und tüchtig entwickelte Nationalität ist zweifellos die günstigste Basis für das Gedeihen des Staatswesens; tiefer

und kräftiger wurzeln Recht und Gehorsam, Vaterlandsliebe und Loyalität in dem gewachsenen Erdreich der Sitte und Pietät, der Heimatliebe und Nationalität. Manche Anlässe zu inneren Reibungen und Entzweiungen werden so ferngehalten; manche Forderungen des Staatswohls, die der bloße politische Gemeinsinn als unbillige Zumutungen empfinden würde, erscheinen im Lichte des nationalen Denkens und Fühlens als rühmliche, gern getragene Opfer. Der Staat, so bemerkt schon der hl. Thomas, ‚steht sich besser, wenn er sich aus einer Völkerschaft zusammensetzt; denn eine solche besitzt Einheit der Sitten und Gewohnheiten, die naturgemäß der Eintracht der Bürger dient; daher sind Staaten, die aus verschiedenen Nationen bestanden, wegen der Zwistigkeiten, die aus der Verschiedenheit der Sitten erwuchsen, zugrunde gegangen, indem ein Teil sich aus Haß gegen den anderen mit Feinden verband.‘ (Comm. Polit. I. 3. lect. 2.)

II.

Ist das lebhaft entwickelte Nationalgefühl unserer Zeit mit der christlichen Auffassung des Menschheitslebens vereinbar und wurzelverwandt, oder weist es auf heidnische Anschauungen und Sitten zurück?

Die antike Welt zeigt uns eine Scheidung der Menschheit in gesonderte Völker, eine Betonung und Schärfung des Nationalgefühls zur feindseligen Abschließung gegen alles Fremde, die allerdings vom Christentum aus religiösen wie aus sittlichen und sozialen Rücksichten bekämpft werden mußte. Die Nationen standen sich egoistisch und verständnislos gegenüber; der Ausländer galt als Barbar, der Fremde als Feind, und wenn im Einzelverkehr dieser Gegensatz oft gemildert wurde, zwischen den Völkern blieb eine schroffe Scheidewand. Selbst die Götter waren für die Reiche, und oft genug für Stämme und Städte, geschieden, und nahmen teil an der Eifersucht und Feindschaft der Nationen. Der Universalismus des Christentums, die weltumfassende Einheit seines Glaubens und Liebens, der neue, gewaltige Gedanke der Weltkirche erschütterten diesen extremen Nationalismus, sie lenkten überhaupt die Energie des Denkens und die Begeisterung des Schaffens auf höchste, allgemeinste Lebensziele. Dennoch fehlte es dem Christentum niemals an Verständnis für den Eigenwert der Völker und an dem Willen, ihm praktisch soweit gerecht zu werden, als es seine übernatürliche und übernationale Mission zuließ. Nicht ohne Bedeutung hierfür ist schon der nationale Charakter des israelitischen Religionswesens, das nach Gottes Willen das Samenkorn des Christentums bildet, und die Kraft und Wärme jenes Nationalgefühls, das in Israel nicht nur die Fanatiker und irdisch gesinnten Massen erfüllt, sondern mit geläuterter Glut, Zartheit und Tiefe auch aus den Propheten und Psalmensängern hervorbricht. Viel wichtiger aber ist die Stellung, die im Neuen Testamente Christus und seine Jünger zu ihrem Volke einnehmen. Obgleich ihre Arbeit für die Weltreligion und Welterlösung nach der damaligen Beschaffenheit des Volkes zur schärfsten Bekämpfung des jüdischen Partikularismus werden muß, bleibt ihre persönliche Anhänglichkeit und ihre gottgewollte Rücksichtnahme auf das auserwählte Volk um so bemerkenswerter. Mit

der Ankündigung eines Gottesdienstes ‚im Geist und in der Wahrheit' verbindet der Heiland sogleich ein Zeugnis für den Vorzug der jüdischen Religion: ‚Das Heil kommt von den Juden'; als ‚Kinder des Hauses' ladet er die Israeliten mit besonderer Liebe zur Annahme des Evangeliums ein, und in schmerzlicher Klage beweint er das Schicksal Jerusalems, das er, wie eine Henne ihre Küchlein, unter seine Flügel nehmen wollte. Der unerschrockene Verteidiger des christlichen Universalismus, der Völkerapostel Paulus, bewahrt zugleich die treueste Erinnerung an sein Volkstum, die rührendste, liebevollste Besorgnis für seine Volksgenossen; ihre Bekehrung ist nicht nur seine erste Amtssorge, sondern auch sein letzter und heißester persönlicher Wunsch, dem er, wenn es gestattet wäre, sein eigenes Heil opfern möchte. Bestrebt, den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche zu werden, wählt er bei seiner Rede zu Jerusalem ‚die hebräische Sprache' und beruft sich in Athen auf griechische Dichterworte.

Das Sprachenwunder am Pfingstfeste, bei dem der eine Geist in verschiedenen Zungen erschien, die eine Predigt ‚einem jeden in seiner Sprache' erklang, ist der prophetische Hinweis auf die grundsätzliche Stellung der Kirche zur Nationen- und Sprachenfrage. Es zeigt uns: **Der christliche Universalismus ist die beste Bürgschaft für eine gerechte und weitherzige Schonung aller nationalen Besonderheiten**, während das partikularistische Nationalbewußtsein, der egoistische Nationalismus, sich selbst die Lebensluft entzieht. Eine weltumfassende Wahrheit, ein überstaatlicher Gesellschaftsorganismus waren notwendig, um den Geist von irdischer Befangenheit und Leidenschaft zu befreien, ihn aus dem Flachlande menschlicher Vorurteile zu jener Bergeshöhe zu erheben, von wo man die Dörfer und Städte, die Hügel, Täler und Seen besser und richtiger überschaut als aus der Nähe, in ihrer wahren Größe und Anordnung, in ihrer charakteristischen Lage und Schönheit. Und bis heute ist Rom, das so vielen als Zentrum eines verflachenden Internationalismus gilt, diejenige Stätte, wo neben der einheitlichen Macht der Weltkirche auch die Differenzierung und nationale Färbung der Völkerkirche am klarsten hervortritt: ich erinnere an die vielen theologischen Kollegien und Seminarien für die Angehörigen aller christlichen Länder und ferner an das Institut der Propaganda für das weite, unabsehbare Missionsgebiet, dessen Zöglinge sich eidlich verpflichten, zu ihren Stammesgenossen zurückzukehren, um ihnen ihre priesterliche Sorge zu weihen. In alter Zeit vollzog sich auch der liturgische Opfer- und Gebetsdienst der Kirche stets in der Volks- und Landessprache; überall, wo sich nationale Riten in natürlicher geschichtlicher Entwicklung erhalten haben, ist auch nach heutiger kirchlicher Gesetzgebung ihr Gebrauch nicht nur gestattet, sondern geboten. Die ebenso natürlich erwachsene Herrschaft der lateinischen Sprache und des römischen Ritus im Abendlande läßt allerdings die Kirche aus wichtigen symbolischen und praktischen Gründen nicht antasten; aber auch diese Uniformität hat die Ausbildung zahlreicher Diözesangebräuche und Feste, die Erhaltung national verschiedener Kirchen- und Volkssitten von kerniger und anheimelnder Art nicht verhindert. Die kirchliche Predigt und Volks-

belehrung mußte natürlich zu allen Zeiten sich der Landessprache bedienen; daher nahm die Kirche auch grundsätzlich das Recht der Volks- und Muttersprache ebenso gegen weltliche Bedrückung wie gegen geistliche Vernachlässigung in Schutz. Das vierte Laterankonzil (1215) gebietet im 9. Kanon: ‚Da in manchen Gebieten in derselben Stadt und Diözese Völker verschiedener Zungen untereinander wohnen, die unter dem einen Glauben verschiedene Riten und Sitten haben, so schreiben wir streng vor, daß die Bischöfe dieser Städte oder Diözesen für taugliche Männer sorgen, die denselben nach der Verschiedenheit der Riten und Sprachen den Gottesdienst halten, die Sakramente spenden und sie durch Wort und Beispiel belehren.' Die alte Praxis der kirchlichen Mission ging dahin, in den bekehrten Gegenden möglichst bald einen einheimischen Klerus heranzuziehen; das gab der Gemeinde eine Fruchtbarkeit von innen heraus und bewirkte die schnellere Durchsäuerung des Volksgeistes mit christlichen Gedanken und Lebenskräften. Diesen Grundsatz, der sich so erfreulich in der apostolischen Zeit und in der Bekehrung der germanischen Völker bewährte, hat die Kirche bis in unsere Tage für die Missionstätigkeit festgehalten, wenn schon die große Schwierigkeit seiner Durchführung in der heutigen Heidenmission nicht zu bestreiten ist. Die Geschichte des frühen Mittelalters ist überhaupt voll von Beweisen für die Tatsache, daß die katholische Missionstätigkeit die Eigenheiten der Völker schonte, liebgewonnene Sitten nicht ausrottete, sondern umbildete und läuterte, ererbte Neigungen und schlummernde Kräfte nicht erstickte, sondern anregte und in neue Bahnen lenkte; durch diese Praxis hat sie sich ebensowohl die dankbare Anhänglichkeit der Völker gewonnen, wie deren Heranreifen zur nationalen Bewußtheit im Rechte, in der Literatur, im wirtschaftlichen und politischen Leben gefördert. Was A. Schulte auf Grund seiner rechts- und kirchengeschichtlichen Studien von der deutschen Kirche des Mittelalters sagt, daß sie ‚deutscher', eigenartiger entwickelt und geprägt gewesen sei, als man bisher angenommen habe, das wird mehr oder weniger von der Gestaltung aller Landeskirchen im Mittelalter gelten.

Trotz der starken Jenseitsstimmung der altchristlichen Zeit waren schon die Kirchenväter nicht ohne patriotische Teilnahme für die Schicksale ihres Volkes. Der hl. Augustinus beteuert mit Nachdruck und herzlicher Empfindung seine Sorge für das Wohl des römischen Reiches; er stellt den Grundsatz auf, das angebliche ‚Altern' der Nationen sei kein unabwendbares Verhängnis, es lasse sich durch sittlich-religiöse Erneuerung abwehren: ‚wie die Menschen sind, so sind auch die Staaten und Zeiten*!' Das Geschlecht der Scipionen und Fabricier soll im Christentum nicht seines echtrömischen Charakters beraubt werden, sondern, ‚was Löbliches an ihm natürlich hervorragt, das will die wahre Religion reinigen und vollenden'**! Die Erweiterung des Reiches zur Weltmonarchie findet allerdings nicht seinen unbedingten Beifall; abgesehen von der bedauernswerten Notwendigkeit der Kriege, erscheint ihm auch an sich die Mannigfaltigkeit kleinerer nationaler Staaten wün-

* Sermo 81, 8. 9. Sermo 80, 8.
** De Civ. Dei II, 29.

schenswerter: ‚Es stände glücklicher um die Welt, wenn alle Reiche geringeren Umfang besäßen und nachbarliche Eintracht hielten, wenn es so in der Welt eine große Zahl von Völkerreichen gäbe, wie es in der Stadt eine große Zahl von Bürgerhäusern gibt*.‘ Dieser letzte Vergleich ist mehr als ein Vergleich; das Haus ist ihm der Anfang des Staates, aus der Familie wächst die Volksgemeinschaft hervor**. Die überragende Stadt aber, welche die Häuser der Nationen umfaßt, ist die Gottesstadt der Wahrheit und Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens; ihre himmlische Bestimmung, ihr weltweiter Charakter gestattet ihr am besten die Anpassung an die einzelnen Länder, die unparteiische und doch sympathische Rücksicht auf das Individuelle und Mannigfaltige des Völkerlebens. ‚Dieser himmlische Staat beruft . . . aus allen Völkern seine Bürger, sammelt aus allen Zungen seine Pilgergemeinde. Ihn kümmert nicht, was sich in den Sitten, Gesetzen und Einrichtungen . . . Verschiedenes findet; ihm ist es eigen, nichts davon aufzulösen oder zu zerstören, sondern es im Gegenteil zu wahren und zu befolgen; dieses Verschiedene in verschiedenen Nationen bleibt ja auf den einen und gemeinsamen Zweck des irdischen Friedens hingeordnet, wenn es nur die Religion des einen, höchsten und wahren Gottes nicht hindert. Der himmlische Staat verwertet also auf seiner Pilgerschaft den irdischen Frieden; er schätzt und begrüßt die Willenseinigung der Menschen bezüglich alles Natürlichen, soweit es ohne Schaden für Frömmigkeit und Religion möglich ist***.‘

So hat denn auch die mit der Weltmonarchie verbündete Weltkirche des Mittelalters der kräftigen Entwicklung eines edlen und stolzen Stammes- und Nationalsgefühls keinen Abbruch getan. A. Weiß erinnert an ‚die Ergüsse des hochherzigen Patriotismus, welche dem Verfasser der Einleitung zum salischen Gesetzbuche oder dem Mönchen Otfried entströmen, sobald er seines fränkischen Volkes gedenkt‘, an den urwüchsig deutschen Charakter, der das Rechts- und Volksleben jener Zeiten beherrschte, an die Herausbildung der unterschiedlichen, reizvollen Sondertypen deutscher Völkerschaften; er weist hin auf die Zeugnisse der bedeutendsten Historiker, die dem hl. Bonifatius neben dem großen Werk der Einigung der deutschen Kirchen untereinander und mit Rom auch das Verdienst zuschreiben, die Grundlagen zur politischen Einigung der deutschen Stämme geschaffen zu haben (Apologie des Christentums[3] IV, 1021 ff.).

Die Einigung des gesamten Abendlandes unter der Macht der beiden Schwerter war ein Ideal, das auch im Mittelalter nur unvollkommen verwirklicht war. Die Erziehung der Einzelvölker zu bodenständigen, mannigfach nüancierten Typen des christlichen Volksgeistes, wie die Kirche sie duldete und förderte, das Heranwachsen und Reifen des politischen Geistes zum vollen Staatsbewußtsein, wie die steigende Kultur es mit sich brachte, hätte die Auflösung des mittelalterlichen Weltreiches in gesonderte, souveräne Staaten allmählich herbeigeführt, auch wenn die besonderen geschichtlichen Trennungsgründe nicht eingetreten wären. Als solche sind zu betrachten der sobald gescheiterte absolutistische Machttraum

* Ebd. IV, 15. – ** Ebd. XIX, 16. — *** Ebd. XIX, 17.

der Hohenstaufen, dem als Rest oder Reaktion ein ebenso absolutistisches Regime kleinerer Fürsten folgte, die fortschreitende Entkräftung des Kaisertums im Innern Deutschlands, die Erschütterung des päpstlichen Ansehens durch die Kämpfe mit den Kaisern und durch die theoretischen Fehden der Kurialisten und Spiritualisten über die Macht des Papstes, die Beeinflussung der avignonesischen Päpste durch das machthungrige Frankreich, die aus dem Schisma stammende Verwirrung und Zersplitterung. Bezeichnend für diese Übergangszeit ist die Einführung der Abstimmung nach Nationen auf dem zur Reform und Einigung der Kirche berufenen Konstanzer Konzil. In diese Zeit reichen auch die Wurzeln des späteren Gallikanismus zurück; in ihr entbrannte der aus nationalem wie aus religiösem Fanatismus genährte Hussitenkrieg; von ihr leiten mannigfache kirchenfeindliche und partikularistische Strömungen zur Reformationszeit hinüber, die dann ihrerseits nicht nur die kirchliche Einheit auflöst, sondern auch dem Drang nach Verselbständigung der Einzelstaaten willkommenste Betätigung gab. Es ist aber zunächst die Bejahung und Überspannung des staatlichen, weniger die des nationalen Gedankens, die den Beginn der neueren Zeit kennzeichnet; die Staatsgewalt, nicht der innere Staatszweck, trat in den Vordergrund, und zwar ohne die sittlichen Schranken, die ihr früher durch Volksrechte und kirchliche Überwachung gezogen waren. Die ‚Landeskirche‘ war den Fürsten, nicht dem Volke günstig; die Erneuerung des römischen Rechts untergrub die echt nationalen, aus der Volksseele entsprungenen Organisationen; das erstarkte Sonderbewußtsein und Einheitsstreben neigte vielfach dazu, den rücksichtslosen Machtgebrauch in einer Hand zu vereinigen, wie es vor allem der nationalistische Principe Machiavells zeigt. So konnten auch das 17. und 18. Jahrhundert noch nicht den nationalen Gedanken, wie wir ihn heute fassen, lebenskräftig und politisch wirksam machen, zumal in Deutschland, wo die Steigerung der einzelstaatlichen Macht das nationale Ganze nur noch trauriger zerbröckelte und schwächte. Gerade in diesen Jahrhunderten sehen wir in den zahlreichen ‚Erbfolgekriegen‘ ein Überwiegen dynastischer Interessen und Abmachungen über das Volkstum und seine geschichtliche Entwicklung, die zum wahrhaft nationalen Empfinden im schroffsten Widerspruche steht.

Es scheint eine der stärksten Paradoxien der Geschichte zu sein, daß das Erwachen des nationalen Bewußtseins an die Ära der französischen Revolution anknüpft, also an eine Zeit, die dem extremen Universalismus huldigt, ein allgemeines Menschenrecht auf Grund aufklärerischer Gleichmacherei verkündigt, die ehrwürdigsten nationalen Einrichtungen und Verbände zugunsten der freien Bewegung des Individuums zerschlägt. Und dennoch ist jene Anknüpfung und die sich anschließende Entwicklung nicht so fremdartig, wie man beim ersten Blicke denkt; ich meine, es gibt auch eine konkretere Erklärung für sie als das vage, allgemeine Prinzip, daß die Extreme sich berühren und vorwärtsdrängen. Bedenken wir zunächst, daß die Berufung auf die allgemeinen Menschenrechte in der Revolution nicht gegen die nationale Besonderung dieser Rechte, sondern gegen ihre politische Verkümmerung und Vergewaltigung gerichtet war. Weil der Druck des Despotismus und der historischen Vorrechte zu stark geworden war, berief man sich ‚auf das Recht, das mit uns geboren ist‘, das allen Bürgern

gemeinsam ist. Sowie aber ein ‚Volk' im politischen und wirtschaftlichen Sinne gegen die Machthaber und Privilegierten aufgerufen wird, wird es auch wachgerufen in dem Sinne, daß das schlummernde Gefühl seiner geschichtlichen Lebenseinheit, der nationalen Anlagen und Kräfte ins Bewußtsein erhoben wird. Dies geschieht ganz unmittelbar, wenn sich die Volksbewegung gegen eine fremde Dynastie oder gegen eine durch fremde Einflüsse geleitete Kabinettspolitik richtet. Der Fortschritt, das Gelingen eines solchen demokratischen Strebens bewirkt ein weiteres Steigen dieses Selbstbewußtseins; die lebendigere, freiere Beteiligung aller Bürger am staatlichen Leben gibt auch höheres Interesse, Vertrauen und Gemeingefühl, während Untätigkeit und absolutistische Bevormundung der Untertanen den noch vorhandenen Gemeinsinn ersticken. Der Individualismus erregter Zeiten braucht nicht notwendig diesen Aufschwung zu gefährden; ja er führt in den regsameren Individuen auch dem Leben der Nation tätigere Elemente, beseeltere Atome zu. Wenn er sich auflehnt gegen überlebte Konvention und Satzung, so kann er zugleich sehr wohl einem neuen, stolzeren Ideal des nationalen Lebens huldigen. Und selbst das Extreme, das eigentlich Revolutionäre und Verflachende solcher Krisen enthält Momente, die indirekt das Nationalgefühl befruchten. Wie schnell war der Rausch kosmopolitischer Begeisterung, der in der Revolutionszeit durch alle Länder ging, bei den Besseren einer tiefen Ernüchterung gewichen, wie begierig wandte man sich aus dem öden Einerlei naturrechtlicher Pläne und Konstruktionen zu den geschichtlichen Lebensmächten zurück, wie bald hatte die Weltmonarchie des großen Revolutionskaisers nicht nur die Regierungen, sondern auch die Völker zum Widerstande aufgerüttelt, den besten Teil ihres nationalen Gewissens getroffen und aufgeregt!

Die Restauration mit ihrem schwächlichen und engen Paktieren zwischen Altem und Neuem konnte diese in den Befreiungskriegen zu höchster und edelster Leidenschaft gestiegene Erregung nicht befriedigen. Die unwürdige Art, wie auf dem Wiener Kongreß über Trennung und Zusammenlegung von Volk und Land gehandelt und gefeilscht wurde, und die Rückkehr der meisten Regierungen zu einer unpopulären, argwöhnischen Kabinettspolitik hemmte eine Zeitlang die gesunde Entwicklung des Nationalgefühls, vermochte aber auf die Dauer seinem elementaren Drange nicht zu widerstehen. Diese Hemmungen tragen aber einen großen Teil der Schuld an der späteren Überhitzung des Nationalgefühls und an dem Mißbrauche, den die Völker selbst oder berechnende Staatslenker wie Napoleon III. und Cavour mit ihm getrieben haben. In den Volksschulen gewisser italienischer Staaten war es dazumal verboten, den Namen Italien auch nur auszusprechen. Ein Katechismus über die Untertanenpflichten für das österreichische Venezien und die Lombardei suchte der Jugend nicht nur eine schroff absolutistische Vorstellung vom Staate beizubringen, sondern gab auch auf die Frage: ‚Was hat man unter Vaterland zu verstehen?' die Antwort: ‚Vaterland heißt nicht bloß das Land, in welchem man geboren, sondern auch das Land, welchem man einverleibt ist.' Die kurzsichtige Unterdrückung aller selbständigen Regungen der Volksseele in den italienischen Kleinstaaten schärfte die Sehnsucht

nach dem Einheitsstaate; schon 1821 sang Manzoni: Liberi non sarem, se non siamo uni*!

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat dann der Nationalitätsgedanke überall Fuß gefaßt und Siege gefeiert, bald in stürmisch-revolutionärer Weise, bald in zähem, stufenweisem Vorwärtsdringen, in seiner Lebendigkeit gefördert durch den erstarkten geschichtlichen Sinn, durch die nationale Literaturbewegung, durch den Fortschritt des naturalistischen Entwicklungsgedankens und die Abschwächung der christlichen Einheitsidee, nicht zuletzt auch durch politische Machtinteressen und das Beispiel anderer, konkurrierender Nationen. Nach Italien, Frankreich, Deutschland, Böhmen, Rußland sehen wir später auch Serbien, Bulgarien, Norwegen, Finnland, neuestens sogar die Türkei, Persien und China unter den Einfluß mächtiger, vielfach umwälzender nationaler Strömungen geraten.

III.

Eine interessante und lehrreiche Entwicklungsgeschichte der nationalen Staatsidee in Deutschland gibt uns Fr. Meinecke in dem schon zitierten Werke ‚Weltbürgertum und Nationalstaat‘. Ausgehend von der französischen Revolution, die den engen Zusammenhang zwischen demokratisch-weltbürgerlichen und nationalstaatlichen Bestrebungen illustriert, zeigt er, daß in Deutschland der Gedanke der Nation nicht ‚kerzengerade‘ wie in Frankreich, sondern mit unendlich größerer Verzweigung und Langsamkeit emporgestiegen ist. Bei den Männern, die zuerst an die Erneuerung des Staatslebens denkend oder handelnd herantraten, war der Eindruck der traurigen Zersplitterung Deutschlands und die Erinnerung an die Ausschreitungen des Absolutismus so stark, daß sie in der revolutionären Bewegung fast nur die Freiheit der Individuen, die Entfaltung aller Geisteskräfte zur edlen Bildung und Menschlichkeit mit Wärme begrüßten, dem spezifischen Wesen der Nation aber höchstens ein kühles Verständnis entgegenbrachten, und zwar je nach dem Maße, als das Nationale geeignet erschien, das allgemeine Menschenwohl zu fördern. So findet W. von Humboldt am deutschen Nationalcharakter ‚eben das schön und groß, daß er die naturhaften Schranken anderer Nationalcharaktere nicht kenne, sondern reiner und freier zum allgemein Menschlichen sich erhebe‘ (52). So kann nach Novalis jeder, der will, ein Germane sein, und ist ‚das beste, was die Franzosen bei der Revolution gewonnen haben, eine Portion Deutschheit‘ (67); so sagt noch später Adam Müller: ‚Alles Große, Gründliche und Ewige in allen europäischen Institutionen ist ja deutsch‘ (148). Dieser Auffassung lag der Gedanke an einen politischen Zusammenschluß und Ausbau der Nation fern; und doch verdanken wir ihr, daß die nationale Idee in sich gereinigt, mit geistigem und ewigem Gehalt erfüllt wurde und in der Folge, als der Nationalstaat kam, diesem ein vertieftes und veredeltes Nationalgefühl entgegenbrachte. Zugleich wandte sich die Hoffnung mancher dieser Männer auf eine überstaatliche Vereinigung der Völker, ein religiöses Universalreich, dessen glänzende Farben sie dem mittel-

* Kraus, Cavour 12, 22.

alterlichen Kaisertum und Papsttum entnahmen. Neben Novalis kommt vor allem Fr. v. Schlegel zu Wort, der anfangs eine mehr naturrechtliche Föderation der Staaten, nachher ein universales christliches Kaisertum ersehnte. Bei ihm finden wir aber zugleich ein kräftiges Bewußtsein nationaler Stammes- und Kulturbesonnenheit; nicht minder schätzt er den Wert der Reibung und des Wettkampfes unter den Völkern. Dabei verfällt er in den Fehler, bestimmte Entwicklungsstufen der Nation, z. B. die alte ständische Verfassung, als allgemeingültig, jede Abweichung von ihr als Korruption und Verfall zu bezeichnen. Fichte zeigt sich in seiner Frühzeit und noch in seinen ‚Reden an die deutsche Nation' als Patriot in dem erwähnten geistig-universalistischen Sinne; sein Patriotismus ist ohne Erdgeschmack, sein Deutschtum ist Philosophie und Humanität; seine Forderung des autonomen Nationalstaates zielt auf einen ethisch konstruierten Vernunftstaat ohne bestimmte Verkörperung. Die späteren Schriften zeigen Ansätze zu realerem Verständnis des spezifisch Nationalen, daneben aber noch stärkere Beweise dafür, daß er den unbewußten Naturgrund und die geschichtliche Determination des Volkstums nicht erfaßt hat, sondern den Nationalgeist als einen idealen Vernunftgeist betrachtet. Tiefer als Fichte dringt in die Erkenntnis des Nationalstaates ein Adam Müller, dessen universeller Geist mit tiefem Respekt vor der allem Lebendigen und Historischen innewohnenden Weisheit auch eigene geniale Gedanken verband. Von der Frühromantik trennt ihn sein scharfer Blick für die Individualität sozialer Gebilde und ihren Vorzug vor den Einzelmenschen, speziell für die ‚Persönlichkeit' des Staates, für die Kontinuität seines Wesens und die Berechtigung, es mit kriegerischer Macht durchzusetzen. Die Nationalität, die er als erster zu definieren versucht, trägt bei ihm mehr die Züge der Staatsnation als der Kulturnation; was ihn nicht hindert, vorgreifend zu bemerken, daß Deutschland die politische Einheit notwendig auch zur Behauptung seiner wirtschaftlichen Existenz brauche. So gründlich er die Sonderung der Staaten als eine Bedingung für die Entwicklung der Menschheit nachgewiesen hatte, so klar erkannte er, daß die christliche Welt einen abgeschlossenen Patriotismus im antiken Sinne nicht mehr kenne; die christliche Kultur fordert über den Staaten einen Staatenbund, dessen rechtliche Garantien ihm in der Solidarität der katholischen Weltreligion am festesten und lebendigsten begründet erscheinen.

In überraschender Weise tritt uns der Einfluß des älteren, aufklärerischen Kosmopolitismus noch bei den preußischen Staatsmännern entgegen, die durch ihre Taten vor und in den Befreiungskriegen soviel zur Erstarkung des deutschen Nationalbewußtseins beigetragen haben. Obschon Stein gelegentlich die nationale Organisierung Deutschlands und Italiens fordert, hat er doch in seinen politischen Äußerungen in erster Linie immer die Freiheit und das Gleichgewicht Europas im Auge; unbefangen beteiligt er sich an Vorschlägen zur willkürlichen Aufteilung alter und zur Zusammenlegung neuer Staaten und erwartet die innere Ordnung Deutschlands nicht so sehr von dessen Selbstbestimmung, wie von den europäischen Großmächten. Gneisenau kommt aus ähnlichen Motiven sogar zu dem Vorschlage, in Nordwestdeutschland ein eigenes mit England verbundenes Welfenreich zur Ab-

wehr Frankreichs und zum Schutze Preußens zu schaffen. Die Nation ist auch für Gneisenau in erster Linie ein Inbegriff von Freiheiten, selbständiger Gesittung und Bildung, ‚ein Feuer, das im Notfalle auf einen anderen Herd übertragen werden konnte, wenn der ursprüngliche erkaltete'. Eine positivere, aus dem inneren Wesen der Nation geschöpfte Vorstellung des Staates begegnet uns in den späteren Schriften W. v. Humboldts. Nicht nur um fremde Angriffe abzuwehren, bedarf es der machtvollen Organisation des Staates: Deutschland ‚muß frei und stark sein, um das, wenn es auch nie einer Prüfung ausgesetzt würde, notwendige Selbstgefühl zu nähren, seiner Nationalentwicklung ruhig und ungestört nachzugehen' (186). Und doch vermochte auch er sich nicht von dem Gedanken zu befreien, Deutschlands Größe müsse auf übernationale Gemeinsamkeiten gestützt werden; und doch fürchtete er geradezu, ein geeintes deutsches Reich könne sich leicht versucht fühlen, ein erobernder Staat zu werden. Deutschland als Friedensstaat inmitten Europas, alle Legitimität schützend und durch sie geschützt, ein Reich ‚schwach zum Angriff, aber stark zur Verteidigung', diese widerspruchsvolle Idee schlummerte nach dem Wiener Kongreß in vielen der besten Gemüter. Kräftig betont Niebuhr die durch ‚Stammart, Sprache, Sitten, Tradition und Literatur begründete Einheit der Nation'. Er ordnet die Nation dem Staate über, sucht aber vorsichtig diesem Gedanken jede Spitze abzubrechen, die wider die politische Ordnung in Deutschland und das vor allem hochgeschätzte Gleichgewicht Europas hätte gerichtet werden können.

Auf die Zeit Friedrich Wilhelms IV. und die Jugendzeit Bismarcks leiten uns die Ideen des einsamstehenden K. L. von Haller über, die an sich wenig mit der Begeisterung für das Nationale, für Recht und Poesie des Volkstums zu tun haben. Das Recht ist ihm jede gottgegebene Macht; jene Macht, die dem Kräftigen über die Schwachen gebührt, die dann aus der Macht des Grundherrn zu der des Landesherrn sich auswächst und an dem patriarchalischen, höchstens durch aristokratische Ständevertretung ins Volk hinabreichenden Kleinstaate ihre natürliche Grenze erreicht. Aber auch diesen Gegner alles dessen, was sich allgemein und universal nannte, trieb sein noch größerer Haß gegen die Revolution dazu, eine übernationale Autorität und Weltmacht zum Schutze seines Patrimonialstaates anzurufen, den religiösen ‚Weltbürgerstaat' der Kirche. Der konservative Kreis der Brüder v. Gerlach, Leo Haxthausen, Philipps, Jarcke, v. Radowitz suchte das Harte und Egoistische des Hallerschen Machtstaates von vornherein durch stärkere Betonung des Christlichen zu mildern, die Macht durch das Recht zu vergeistigen, um dem Absolutismus der Fürstenmacht auf der einen, der Volkssouveränität auf der anderen Seite vorzubeugen. Das Nationalgefühl war diesen Männern ursprünglich verdächtig als eine ungeistige, pantheistische Naturmacht; die Erkenntnis aber, daß in der Volksseele doch oft der stärkste Hort der christlichen Legitimität zu finden sei, und die Wahrnehmung, daß der Liberalismus sich anschickte, die nationalen Regungen vor seinen Wagen zu spannen, führte im Bunde mit der nachwirkenden Romantik und historischen Rechtsschule bei ihnen zu einer Umstimmung, die geschichtlich für die politische Einheitsentwicklung sehr bedeutungs-

voll wurde. Sie dachten zwar nicht an eine politische Zusammenfassung der deutschen Kulturnation; aber sie sahen in letzterer, der ‚christlich-germanischen‘ Kulturnation, den fruchtbaren Mutterboden für die deutschen Einzelstaaten, speziell für den preußischen Staat, dem ihr Hauptinteresse zugewandt war. Diesen konservativen und preußisch gefärbten Nationalstaat hat dann F. J. Stahl, der eine selbständigere Stellung einnimmt, besonders gegen unitaristische und demokratische Tendenzen mit Energie verteidigt.

Als die großen Befreier des autonomen nationalen Staates nennt Meinecke schließlich Hegel, Ranke und Bismarck. Allerdings hören wir von Hegel wenig bezeichnende Äußerungen für seine Schätzung des Nationalen; die Nation ist bei ihm dem Staate, wie dieser dem Weltgeiste untergeordnet. Ja, seine Anschauung führt konsequent dahin, ‚alle Individualitäten der Geschichte ihres Eigenrechtes zu berauben, sie zu bloßen bewußtlosen Werkzeugen und Funktionären des Weltgeistes zu machen‘ (277). Als eigentliches Verdienst scheint ihm dann seine absolutistische Staatsidee, die Anerkennung der ‚autonomen Machtpolitik‘ des Staates angerechnet zu werden. Rankes Anschauung gibt der empirischen Geschichte das ihr von Hegel entzogene Blut wieder zurück. Seine politischen Schriften aus den dreißiger Jahren zeigen den Nachhall der klassischen und romantischen Zeit, nicht minder auch die Berührung mit dem konservativen Gerlachschen Kreise. Die Nationalität ist ihm vorwiegend eine unbewußt-vegetative Macht, der dunkle Mutterschoß des eigenartig verschiedenen Lebens der Völker. Ihre Gestaltungskraft läßt sich nicht a priori, sondern nur historisch feststellen; sie erschöpft sich nicht in bestimmten Entwicklungsformen, etwa der feudalen des Mittelalters, sondern schreitet mit der Zeit fort. Der Staat saugt aus der Nation seine besten Kräfte und wirkt durch seine moralische Energie auf alles Nationale belebend zurück. Das universale Moment zeigt bei Ranke eine schwebende, fast verschwimmende Art, so daß es den rein egoistischen Charakter der wirklichen Staatsaktion nicht hemmt. Auf eine strengere politische Einheit Deutschlands hat auch er verzichtet, und die darauf hindrängende Kraft der deutschen Kulturnation erheblich unterschätzt. Bismarck fußt nicht minder auf dem konservativen preußischen Nationalgedanken, der darauf ausgeht, die deutschen Einzelstaaten zu stärken und höher zu bilden und sie höchstens dadurch für eine Eingliederung in den künftigen Einheitsstaat vorzubereiten. Ganz ursprünglich ist in Bismarck nur der märkische, preußische Edelmann; wenn er schon bei seinem ersten Auftreten gelegentlich auch als deutscher Patriot auftritt, so liegt darin, wenn nicht politische Rücksicht, so doch mehr das trotzige, elementare Pochen auf die deutsche Volkskraft als eine tiefere Sympathie mit dem Volksgeiste und der nationalen Idee. Den weltbürgerlichen Universalismus vollends wies er als eine nur zeitgeschichtlich erwachsene und heilsame Reaktion gegen den Universalismus der Revolution für seine Zeit direkt ab; als einzige gesunde Grundlage des Staates erkannte er den Egoismus, die Autonomie der Selbsterhaltung und -entfaltung. Von dieser Grundlage aus, jedesmal durch nächste praktische Ziele bestimmt, hat er später den preußischen Staat tatsächlich zum deutschen Nationalstaat erweitert; bei diesem großen Werke sind

Matthias Grünewald/Madonna in Stuppach.

ihm allerdings sämtliche bisher aufgewiesene Elemente kulturnationaler und universaler Bestrebung zugute gekommen. Die nähere Entwicklung dieses Werkes, welche Meinecke im zweiten Teil seines Buches schildert, hat für unsern Zweck kein Interesse.

Aus allen Teilen der feinsinnigen Darstellung Meineckes merkt man die Absicht gerechter, auch konfessionell unbefangener Berichterstattung. Die Werturteile freilich, die sich anschließen, erscheinen durch sein Referat nicht immer begründet; man vergleiche z. B. die Hochstellung von Fichte, Humboldt, Hegel, Ranke gegenüber F. Schlegel und A. Müller (79. 107. 112. 189. 277 ff. 288. 300). Wenigstens gilt dies, wenn man als Wertmaßstab den offenen Blick für die nationale Eigenart und Einheit anlegt, die doch den wirklichen Gegensatz zum Weltbürgertum bildet; Meinecke scheint freilich ebenso hoch, fast noch höher zu stellen die Betonung der Autonomie, der Auswirkung des immanenten Machttriebes der Nation (187) — auf diesen Punkt werden wir noch zurückkommen. Um so mehr bedeutet es, daß dennoch in der Reihe der Träger des Nationalitätsgedankens die Katholiken Schlegel, Müller und Haller einen so bedeutenden Raum einnehmen; gelegentlich werden noch Görres und die katholischen Mitglieder des Gerlachkreises erwähnt. Dem ersteren hätte zweifellos eine eingehendere Würdigung gebührt. Görres war nicht nur einer der ersten, der das Wort Nationalität gebraucht (144), und einer der kräftigsten Mahnrufer zur nationalen Erhebung; er hat die Bedeutung der Nation und ihr Verlangen nach politischer Gestaltung und Einigung auch theoretisch nachdrücklich vertreten und gerechtfertigt. In dem kleinen Schriftchen ‚Teutschland und die Revolution‘ (1819) empört er sich gleich im Anfang wider die geschehene Neuordnung der politischen Verhältnisse durch fremde ‚Hilfe‘, durch ‚englischen und russischen Einfluß‘, da doch diese innerdeutsche Ordnung ganz die Sache Deutschlands gewesen sei (11). Man machte Deutschland zu einem ‚kleinen Europa‘ inmitten des großen, ‚gewährleistet nicht durch eigene Macht, die notwendige Grundbedingung aller sichern Bürgschaft, sondern allein durch fremden Schutz und Gegenstreit der Interessen‘ (17). Wie die Fürsten versagt haben, so wünschen jetzt manche Liberale auf verkehrtem Wege Besserung; sie kopieren den französischen Liberalismus, sie wollen ‚germanische Einrichtungen nach gallischen Sitten, Eigentümlichkeiten, Gesinnungen‘ richten. Nach Görres muß dagegen das neu erstehende Deutschland ‚notwendig in der Eigentümlichkeit des alten, in seiner Sitte und Sinnesart wiedergeboren werden aus den noch vorhandnen Elementen und in dem Typus, der diesen unbewußt noch in allen Bildungstrieben einwohnt‘ (96. 87). Nachdem er offen ausgesprochen, daß das Herz der Nation vom Bundestag sich abgewendet und nach einem Schattenkaiser ohne Kammer kein Verlangen trage, ruft er: ‚Was vermag alle diplomatische Kunst gegen die mächtige Naturgewalt, die sich in den Völkern mehr und mehr entkettet? Die Kammern (der Einzelstaaten) werden ihr Recht der Einwirkung auf die Beschlüsse des Bundestags durchfechten; sie werden ebenso kollektiv insgesamt die zweite Kammer konstituieren, und ist es erst zu einem einverstandenen Wirken gekommen, dann wird von selbst die Notwendigkeit sich aufdrängen, dem Rumpfparlament, durch

die Stärkung der kollektiven vollziehenden Macht, in ihrer Konzentration ein Haupt zu geben. Das ist der Naturgang der Dinge, der Vorschritt der Geschichte, den keine menschliche ohnmächtige Willkür irren und kein Kongreß aufhalten wird. Die Nation dringt auf Einheit, und dies Dringen ist wie Baumes Wachsen und Windes Wehen, kein Bemühen mag es in seinem Fortgang hemmen' (123 f.). In wundervoller Weise vermittelt er dann zwischen denen, die das Mittelalter schrankenlos preisen, und anderen, die nach Neuem drängen, ‚damit die Vergangenheit ihr Recht erhält, die einst Gegenwart gewesen, und die Gegenwart sich selbst nicht aufgibt'; denn ‚aus Zeiten wird die Geschichte', und ‚alles Allgemeine, alles, was instinktartig in der Masse wirksam treibt, ist historisch' (136—144). Vor allem der dritte Stand will nichts wissen von Romantik und Mittelalter; gegen die veralteten Rechte sind in ihm ‚junge, grünende Rechte aufgestanden, die er in keiner Weise aufgeben will' (183). Görres' Plan einer neuen Ständeeinteilung, der uns in manchen Einzelheiten sonderbar anmutet, ist daher nicht schematisch, ungeschichtlich zu verstehen. In dem Grundgedanken, daß für Deutschlands Eigenart ein Kaisertum auf föderativer Grundlage das Richtige ist, zeigt er den treuesten Blick für die Wirklichkeit. Die Deutschen müssen begreifen, ‚daß ihre Vielheit zwar ein kostbares Gut sei, das sie beinahe vor allen jetzigen Völkern sich erhalten, daß dieser Segen aber zu einem Fluche werden müsse, wenn ihm keine bindende Einheit gegeben wird. Und diese wird . . . wohl auch einmal wieder von einem starken Geschlechte gehandhabt werden, das die Krone Karls des Großen nicht niederdrückt, dem sein Mantel gerecht, und das sein Schwert zu schwingen imstande ist' (201).

(Schluß folgt.)

Markus, der Tor / Roman von Josef Gangl

II.

(Fortsetzung.) Jenseits des Stromes, welcher den Nordosten der Stadt einsäumt, bilden üppige Laubwaldbestände und kleine Teiche ein Durcheinander, das für einen, der es nicht kennt, ein wahrer Irrgarten werden könnte. Durch diese grüne, wasserreiche Gegend zieht von einer der mächtigsten Brücken des Stromes eine breite Straße in das ebene Land hinaus. Ein beträchtliches Stück weit reihen sich zu beiden Seiten des vielbelebten Verkehrsweges allerlei Buden, Schenken und Vergnügungsanstalten aneinander. Wo das Gehölz aufhört, stehen Fabriken und Lagerhäuser an der Straße, hernach breiten sich rechts Gärtnereien aus und links benimmt ein neuer Stadtteil die Aussicht. Hinter den buntfärbigen Gärten beginnen grüne Wiesenflächen, gelbe Stoppelfelder und schwarze Sturzäcker. Grün, gelb und schwarz sind dann weithin die vorherrschenden Farben. Die Fernen des ebenen Landes scheinen freilich vom Himmelsblau übergossen und hinter der letzten ihrer sanften Erhebungen, die man jetzt von hier aus kaum vom Höhenrauche unterscheiden kann, ragt ein nebelgraues Gebirge empor. Ein schöner Fahrweg, der von der Straße abzweigt, scheidet zuerst zwei Gemüsegärten voneinander und dann zwei Maisfelder, die sich bis zu einem Bache hin erstrecken, der langsam und trübe durch die vorderste Senkung der Ebene fließt. Am diesseitigen Ufer des Baches steht der Schwemeißerhof. Die Wirtschaftsgebäude dieses Gutes nehmen mehr Platz ein als manches kleine Dorf, aber sein Herrenhaus, das die Vorderseite der Straße zukehrt, ist klein und einfach, es hat an einer jeden Seite des Einfahrtstores nur je drei dichtvergitterte Fenster. An der gewölbten, grobgepflasterten Einfahrt liegen eine Küche und ein großer Raum, in welchem das Gesinde gespeist wird, der Herrenwohnung gegenüber, die nur aus drei Stuben besteht.

Hinter den Scheunen des Hofes führt eine feste Holzbrücke über den Bach. Drüben bilden an einem schlechtgepflegten Feldwege zwölf kleine, einander ganz ähnliche Häuschen eine Gasse. Das sind Arbeiterwohnungen des Schwemeißergutes. Ungefähr tausend Schritte weit vom Hofe mündet das träge Wasser in einen Teich, der sich lang und schmal aus dem Gehölze hervorwindet und der besonders jetzt, wo seinem dunklen Grau von dem Abendsonnenscheine unzählige rote und weiße Lichter aufgesetzt sind, einer schillernden Riesenschlange verglichen werden könnte. Von dem dichten Grün alter Espen ganz überschattet, steht ein hölzernes Haus auf dem breiten, weißen Sandufer des Teiches.

Das Mittelstück dieses Baues trägt einen mit plumpem Schnitzwerk verzierten Giebel und ist schon von außen leicht als ein Tanzsaal zu erkennen. Über den Saalfenstern hängt ein Schild, auf welchem ein mehr

27*

üppiges als feenhaftes Weib und die Worte hingemalt sind: ‚Leopold Hawechls Gasthaus zur Donaunixe'. Linksseitlich von dem Giebel bedeckt ein langes Flügeldach zwei große Schankstuben und einen offenen Schuppen, in welchem zur Winterszeit die vielen Kähne untergebracht werden, die jetzt vor dem Wirtshause auf dem Wasser liegen.

Außer diesem Wirtshause gehört in einer weiten Runde schier alles zu dem Schwemeißergute: die erträglichen Felder, ein ansehnliches Stück der Au, einige Fischteiche, ein schöner Weingarten, der draußen vor der Bachmulde dem Süden zugewendet liegt und eine der an die große Landstraße grenzenden Gemüsepflanzungen. Im Hofe sind soeben mehrere Frauen mit der Stallarbeit fertig geworden und gehen über die Brücke, den kleinen Häuschen zu.

Frau Ramscher, die hübsche, braune, schwarzhaarige Hofschafferin, sperrt indessen das hintere Hoftor von innen und das vordere von außen zu, setzt sich dann in einen feinen, mit zwei Schimmeln bespannten Landauer, auf welchem sie ein junger Kutscher erwartet und fährt nach der Stadt, wo sie heute, wie fast allabendlich, irgend einem Konzerte oder einer Theatervorstellung beiwohnen wird. Ihr Mann, der Hofschaffer, ist, wie allabendlich, so auch heute nach dem neuen Vororte hinübergeritten. Dort hat er einige Freunde, mit denen er allerlei Sport betreibt. Die Arbeiter haben heute tagsüber ein Halmfeld gepflügt und sitzen jetzt unten in der ‚Donaunixe'. Nur zweie der Hofknechte sind jetzt daheim, der alte, bucklige Deßl und der junge, kraftvolle Rankorn. Der Alte wohnt in dem dritten Häuschen der rechten Gassenzeile. Er steckt seinen schneeweißen Kopf zwischen rotblühenden Monatsrosenstöcken heraus, die auf dem einen seiner zwei Fensterchen stehen, schmaucht an einer Pfeife und hofft, daß der Abendwind den Tabaksrauch verwehen werde, denn in dem Stübchen sitzt und schlummert eine Greisin, die gar leicht einen Hustenreiz bekommt. Der junge Rankorn sitzt vor seiner Hütte, welche die sechste und letzte derselben Zeile ist, auf dem Rasen und liest eine Raimundposse, ‚Den Barometermacher'. Dabei lächelt er so, daß sein sonst etwas derbes Gesicht eigentümlich fein aussieht. Der Lärm, den ungefähr zwanzig Kinder auf der Gasse machen, indem sie ‚Polizei und Pülcher' spielen, stört den Lesenden nicht. Der Deßl aber fürchtet, daß die grellen Pfiffe der Buben seine Frau wecken könnten. Er möchte ihnen gerne etwas zurufen, unterläßt es aber, weil er ja damit selbst die Schlummernde aufschrecken würde.

So droht er den Kindern nur immerzu mit der Faust und macht ein grimmiges Gesicht. Die Jungen wissen es, weshalb er ihnen keinen lauten Verweis gibt und sie drohen ihm zurück, indem sie seine Mienen und

Gebärden sehr gut nachahmen. Dann schreit plötzlich einer der Kleinen: ‚Ui! Dort verfährt sich einer!‘

Dabei zeigte er nach dem Automobile, das Egid soeben von der Straße in den Feldweg einlenkt.

‚Das ist ja 's Liebricher Auterl!‘ ruft ein anderer. Dann stockt das Spiel der Kinder völlig und alle werden auf das schnelle Fahrzeug neugierig, das sie aber nicht lange sehen können, weil es vor dem Herrenhause stehen bleibt.

Sie laufen das Gäßchen hinab, dann über die Brücke und um den weitläufigen Hof herum. Der junge Rankorn hebt den Kopf, sieht das Automobil ein Weilchen, ehe es hinter den Dächern des Hofes verschwindet, dann ruft er nach seinem Häuschen hin: ‚Mutter! Ich glaub', jetzt sind sie da!‘

Durch die offene Türe kommt eilends eine hagere Frau heraus, späht nach dem Hofe hin und fragt hastig: ‚Wo sind sie, wo?‘

‚Vor dem Herrenhaus. Und können wohl nicht hinein. Die Schafferin ist vor einer Weil' weggefahren.‘

Die Alte schlägt die Hände über ihrem Kopfe zusammen, aber gleichzeitig lächelt sie schadenfroh. ‚Das wird der närrischen Fuchtl eine schöne Nase einbringen‘ sagt sie. ‚Recht geschieht ihr. Weil sie allweil auf der Gaudee sein muß, die Rammen, die verbrennte.‘

Dann bückt sich die alte Frau und gibt ihrem Sohne, der noch immer auf dem Boden sitzt, einen Rippenstoß. ‚Wie kannst du denn noch hocken bleiben? Renn'! Schau' ob sie richtig da sind! Zeig' dich dienstfertig! Sie sollen es sehen, daß du der einzige von allen bist, der am Platz' wär', wenn dem Hof' was geschäh'!‘

Die letzteren Worte sagte sie in einem Flüstertone, um von einer jungen, prallen Nachbarin nicht gehört zu werden, die nun an einem Fenster erscheint. Aber die Nachbarin hat doch schon etwas erlauscht. Sie verschwindet am Fenster, kommt im nächsten Augenblicke zur Türe heraus und läuft dem Hofe zu. Zu gleicher Zeit verläßt auch eine andere Frau eines der gegenüberliegenden Häuschen so schnell, als ob dieses von einem Erdbeben geschüttelt würde. Als die beiden kaum die Brücke erreicht haben, sind schon mehrere andere Weiber so hurtig hinter ihnen her, daß man die Röcke und Schürzen im ganzen Gäßchen sausen hören kann. Die alte Rankorn sieht nun schon ganz verzweifelt aus und gibt mit ihrer knöchernen Faust dem jungen Manne eine Kopfnuß.

‚Jetzt läßt sich der Tepp die Wohldienerinnen zuvorkommen.‘

‚Ich will nicht der erste Wohldiener sein,‘ antwortete Rankorn und wendet ein Blatt seines Buches, um weiterzulesen. Da entreißt ihm die Alte das Buch, schleudert es zur offenen Türe hinein und stürmt den Wei-

bern nach. Der junge Mann steht langsam auf. Er holt sein Buch, legt sich dann bäuchlings hin und liest.

Als der alte Deßel die Weiber vorüberstürzen sah, wußte er es, daß der Baldringer angekommen war. Er hörte deswegen nicht zu rauchen auf und redete leise vor sich hin: ‚Um zwanzig Jahr früher hätt' so ein Baldringer kommen und das nachzahlen sollen, was mir der Schwemeißer zu wenig geben hat. Dann hätt' ich vielleicht mein Waberl um Mitternacht aus dem Bett g'rissen und hätt' mit ihr ein'n Zepperlpolka tanzt. Aber heut? Heut' laß' ich's schlafen. Jetzt ist der Schlaf schon das beste für sie.'

◆ ◆ ◆

Als die zwei Baldringer und Egid das Einfahrtstor versperrt fanden, schien es ihnen zuerst noch nicht wahrscheinlich, daß der Hof von seinen Hütern verlassen sein könnte. Die zwei jungen Männer pochten ein Weilchen so stark, daß es unten in der Au widerhallte. Dann kam die vorhin so laute Kinderschar still und scheu um die Ecke geschlichen.

‚Ist denn niemand da drinnen?' fragte Egid.

‚Nein', antworteten mehrere der Kleinen zugleich. ‚Der Herr Schaffer ist ausgeritten.'

‚Aufs Derby,' meinte ein blonder, brauner Knirps.

Da lachten ihn einige aus. ‚Auf d' Nacht gibt's doch kein Rennen mehr,' sagten sie. ‚Auf der Fuchsstuten tut er drüben am Firenzdorfer Sportplatz Trainingreiten.'

‚Gehört denn die Fuchsstute ihm?' fragte Egid.

‚A wo. Zum Hof g'hört's.'

‚Und nachher wird sie z'teilt,' erzählte sehr ernsthaft eine Vierjährige. Die wurde auch von den größeren ausgelacht.

‚Wann kommt denn der Schaffer heim?' fragt Egid. Darauf sagten die Kinder nichts Sicheres. Einige der Gescheiteren sagten aus Vorsicht nichts. Sie ahnten es, daß die zwei ihnen fremden Menschen die vielberedeten Baldringer waren und sie hielten es nicht für ratsam, alles zu sagen, was sie von dem Hofschaffer wußten. Einer der arglosesten antwortete so ausführlich, als es ihm möglich war: ‚Meistens schlafen wir schon, wenn er kommt; aber manchmal sind wir auch schon wieder auf.'

‚Und die Schafferin?' forschte Egid weiter.

‚Die ist zu einer Operett' g'fahren.'

‚Wer geht denn nachher bei der Nacht in den Kuhstall, wenn dort was los ist?' fragte nun Benna.

‚Oft sind ja der Gnädigen ihr Dienstmädl und die Hofköchin z'Haus,' lautete die Antwort. ‚Aber heut übernacht' die Hofköchin wieder bei

ihrer kranken Mutter drent in Lepoldau und das Dienstmadl ist mit ihrem Alemanten in den Prater gangen.'

Jetzt kamen die Weiber nacheinander um die Ecke. Sie verbeugten sich und knicksten sogar. Eine jede wollte höflicher als alle anderen erscheinen. Benna wandte sich ab, um ihnen nicht in die Gesichter lachen zu müssen.

Eine, die hinten stand, zog einen der Buben zu sich und flüsterte ihm in das Ohr: ‚Sag's dem Vater, daß sie da sind.'

Dann bedeutete sie es dem Kleinen mit einem Puffe, daß er nicht an den Ankömmlingen vorüber, sondern um den Hof herum nach der ‚Donaunixe' laufen solle.

Markus bedankte sich für die viele Höflichkeit der Weiber, indem er einer jeden die Hand reichte. Er sprach dabei sonst nichts als zu allen miteinander: ‚Der Markus Baldringer bin ich.' Sie sagten ihm dann ihre Namen. Benna besah indessen eine Seitenwand des Hofes. Jetzt trat sie zu Markus zurück. ‚Da hinten hab' ich ein Tor gesehen, durch das wir leicht einbrechen könnten. Ich sehne mich schon stark nach einem Obdach,' sagte sie.

Markus nickte, dann ging er hin und riß, ohne sich gar viel plagen zu müssen, zwei Bretter von jenem Tore weg.

Während er damit beschäftigt war, stand Benna bei ihm. Egid wandte sich unterdessen an die Weiberschar und fragte: ‚Wer will die neue Herrschaft bedienen?'

Da boten sich alle, selbst die ältesten übereifrig an. Egid wählte nun aber zum Verdrusse aller anderen die zwei jüngsten und hübschesten.

Darauf stiegen Benna, Egid, Markus und die zwei auserkorenen Weiber durch die neue Torlucke ein.

Die anderen Weiber verweilten noch ein wenig vor dem Hause und schimpften dabei, zunächst zwar ganz leise, aber doch kräftig genug über Egid.

Er war ihnen als einer bekannt, der es mit den Armen nicht gut meint. Etliche befürchteten es ernsthaft, daß er auf den Baldringer einen für sie schädlichen Einfluß nehmen könnte, und alle waren darüber einig, daß er sich nicht ohne schlechte Ursache diesem guten Menschen angeschlossen habe.

‚Derwürgen sollt man ihn! Vergiften! Zermalmen!' Das waren die Worte, denen schließlich die ganze Versammlung beistimmte. Dann sagte die alte Rankorn: ‚Jedenfalls krieg' ich heut mein'n Teil von der Erbschaft noch nicht. Drum geh' ich wieder heim.' Sie ging allen voran, dem Gäßchen zu. Die anderen gesellten sich auf dem Rückwege so zu einander, wie ihnen das zu einer weiteren Aussprache paßte.

Über den großen Hofraum ging Egid allen voran zu der versperrten Türe der Herrenwohnung.

Aus dem Schuppen, durch welchen sie hereingekommen waren, hatte er einen großen Spaten mitgenommen, um die Türe aufsprengen zu können.

Als er sich eben an das Werk machte, hielt ihn Benna am Arme und wies nach vier großen mit prachtvollen Spitzenvorhängen verhängten Fenstern, die in den Hofraum mündeten.

‚Ist das die Schafferswohnung?' fragte sie.

‚Ja,' antwortete er, dann zwängte er die Türe auf.

Sie betraten nun eine große, aber spärlich eingerichtete Küche, dann ein Zimmer, in welchen nur zwei leere, alte Kästen, ein Tisch und zwei Sesseln standen.

In den zwei nach vorne hinausliegenden Räumen fanden sie wohl etliche bessere Möbelstücke, aber nur ein Bett. Benna betrachtete die Leinenüberzüge dieses Lagers sehr mißtrauisch.

‚Wir werden hier wohl auf Stroh schlafen müssen,' meinte sie dann.

‚Nicht doch,' sagte Egid. ‚Ich schicke Ihnen sogleich zwei Betten aus meinem Hause herüber, oder ich bring' sie Ihnen selbst!'

‚Ja, das dürfen Sie,' erlaubte Benna.

Egid ging nun zu der Türe und rief die zwei Frauen, welche bescheidentlich in der Einfahrt zurückgeblieben waren: ‚Kommen Sie hierher! Entfernen Sie dieses Möbel!'

Die zwei Frauen trugen das Bett hinaus, und die Baldringer wußten nun, daß in demselben der Schwemeißer gestorben war.

‚Die wertvollen Möbelstücke, welche ihr Großvater besaß, hat seine Wirtschafterin samt seinem Barvermögen mitgenommen, als sie gleich, nachdem er begraben war, in die Stadt gezogen ist,' erklärte Egid.

‚Das braucht sie nur vor Gott zu verantworten,' erwiderte Markus.

Egid sah nun hier noch ein Weilchen herum, dann fragte er: ‚Möchten Sie beide nicht so lange meine Gäste sein, bis diese Wohnung ordentlich in Stand gesetzt wäre?'

‚Nein,' antwortete Benna. ‚Ehe wir zweimal übersiedeln, hab' ich's hier rein gemacht.' Dann fügte sie ein bißchen geschämig lächelnd ein Geständnis hinzu: ‚Hunger und Durst hab' ich jetzt. Wenn Sie meinen, daß es hier nichts Rechtes zu essen gibt, so bringen Sie uns etwas mit.'

‚Du bettelst ohne Not,' sagte Markus. ‚Wir werden uns hier schon etwas Eßbares verschaffen. Bringen Sie nur die Betten,' wandte er sich hierauf an Liebrich, der dann auch gleich davonfuhr.

Die Baldringer säuberten sich zunächst vom Reisestaube und labten sich sodann an dem Gulasch und dem Biere, das ihnen eine der Frauen aus der ‚Donaunixe' geholt hatte.

Als die Frau das Wirtshaus betrat, sah sie zu ihrer Verwunderung keinen einzigen Gast in der Schankstube.

Kurz vorher hatten in dem großen Raume noch zehn Hofknechte gelärmt und getrunken. Dann wirkte der Ruf eines zarten Kinderstimmchens gar gewaltig auf die Arbeiter.

‚Da sind's!‘ rief der Kleine zur Türe herein.

Einige der Arbeiter schnellten jäh empor. Die anderen heuchelten Ruhe, indem sie noch sitzen blieben, und einer, der vierschrötigste von allen, protzte sogar mit seiner Gelassenheit, indem er ausrief: ‚Wenn ihr euch jetzt derstoßt, so nutzt euch dann die Erbschaft nichts mehr!‘

‚Was tun wir denn jetzt?‘ fragten zweie zugleich.

Ein kleines, rundliches Männchen, das in seinem ganzen Gehaben etwas Gespreiztes zur Schau trug und das sich allen Anwesenden geistig weit überlegen zu fühlen schien, gab die Antwort:

‚Es ist doch eh schon zum Beschluß' erhoben, was zu geschehen hat, wann er ankommt. Ein Fackelzug wird arrangiert. Unsere Hauskapelle spielt und ich halt die Begrüßungsred', die was mir mein Franzl, der Burgtheaterchorherr, einstudiert hat.‘ Dann rief der Kleine den außergewöhnlich langen, mageren Wirt: ‚Hawechl, gib g'schwind die Papierlampions und die Kerzenstumpferln her, die unlängst von der venetianischen Nacht überblieben sind.‘

‚Nehmt's euch's. Im Schuppen sind's, in einer Werkzeugtruhen.‘

Die Männer eilten fort.

Bald nachher bewegte sich ein kleiner Festzug aus dem Gäßchen vor das Herrenhaus hin. Voran gingen die Arbeiterkinder und trugen die beleuchteten Lampions, dann folgte die besagte Hauskapelle. Das waren vier junge Arbeiter. Zwei trugen Geigen, einer eine Gitarre und der vierte eine Zugharmonika. Nach den Musikern kamen zehn Männer, bei denen sich auch der alte Deßl und der junge Rankorn befanden, und hintenach zog eine fünfzehnköpfige Weiberschar.

Markus und Benna hatten sich gerade in der ersten der vorderen Stuben satt gegessen, als draußen vor den offenen Fenstern die Musik einen lustigen Marsch zu spielen begann.

Die beiden standen auf, sahen flüchtig hinaus und traten wahrhaftig mehr erschreckt als angenehm überrascht zurück.

Dann sahen sie einander ratlos an. ‚Das hätten die Leute bleiben lassen sollen,‘ sagte Markus. ‚Es ist mir unbegreiflich, daß sie so eine Komödie für artig halten können. Daß sie mich damit verhöhnen, kann ich auch nicht glauben.‘

Benna guckte wieder hinaus und sagte: ‚Nein, nein, sie sind mit erwartungsvoller, frommer Andacht bei ihrer lustigen Veranstaltung.‘ Markus sah nun seiner Base tief in die Augen und seufzte dabei.

Sie nickte so, als ob sein Blick eine Rede gewesen wäre. ‚Ja, ich

versteh' dich, mein lieber Markus. Jetzt möchtest du sie alle sogleich reich machen können, ohne vorher einen einzigen auf seinen Wert zu prüfen. Jetzt fühlst du dich unglücklich, weil du ihnen sagen sollst, daß es mit der Verteilung noch seine guten Wege hat.'

‚Ich werd' es ihnen dennoch sagen,' antwortete er. Dann trat er an eines der Fenster und verneigte sich.

Da schrie nun draußen fast ein Jedes soviel es konnte: ‚Hoch! Hoch soll er leben!' Die Musiker hörten zu spielen auf und schrieen mit.

Dem Markus wurde es schwer bei dieser Huldigung, so auf die lärmende Schar zu sehen, wie sich das gehörte. Die Scham wollte ihm immerzu die Augenlider niederdrücken. Das stärkste Gefühl in ihm war jedoch die Furcht davor, daß die Erklärung, zu welcher er sich nun schon allein von seiner Ehrlichkeit gezwungen sah, gar zu schreckhafte Eindrücke auf diese Menschen machen könnte.

Nun trat der kleine, gespreizte Mann, welcher vorhin im Wirtshause die maßgebende Weisung erteilt hatte, vor alle hin und winkte dem Lärm mit einer dirigentenmäßigen Handbewegung ab. Das Geschrei nahm auch wirklich sogleich ein Ende.

Der Kleine breitete nun ganz theatergerecht seine Arme gegen den Baldringer aus und schrie: ‚Heil! Heil dir, der du gekommen bist, um Gerechtigkeit zu üben, um Segen zu streuen, Elend in Glück zu verwandeln, Tränen zu stillen, die sonst diesen Boden unfruchtbar, zu einem verfluchten machen würden. Schreite ohne Zögern an dein hehres Werk, erfülle die Hoffnungen, die du in uns geweckt hast, tilge mit deiner Gnade, was ein anderer an uns verbrach, so flehen wir dich an! Und ernte dann hier und dort unendlichen Lohn für deine unsterbliche Tat! Sei dann gepriesen von uns, so lange unser Mund offen steht, und von unseren Kindern und Kindeskindern! Sei von allen, die sich für das Gerechte und Schöne begeistern können, bis in die fernsten Zeiten gepriesen, hoch —' Er gab es nun wieder mit einem Zeichen den anderen zu wissen, daß sie weiterschreien sollten. Das taten sie denn auch, und Markus sah es mehreren von ihnen an, daß sie seiner Antwort in Hoffen und Bangen entgegenzitterten.

Er hätte es ihnen gerne auf eine möglichst tröstliche und vernünftige Art geoffenbart, daß er die Verteilung anders vornehmen wollte, als sie sich es vorstellten; weil nun aber die Ruhe nicht in ihm war, welche er da zum Denken brauchte, sprach er, so gut es ihm eben gelang.

‚Ich verdien' hier noch gar keine Belobung,' sagte er. ‚Es muß einem jeden, der nicht schon die einfachst' Gerechtigkeit für was Unerhört's betracht't, ganz selbstverständlich erscheinen, daß ich mir meines Großvaters Sach' nicht behalten will. Ich möcht' aber mit dem Verteilen mehr

als eine ganz gewöhnliche Schuldabtragung bezwecken. Rechtschaffen, christlich möcht' ich die Erbschaft verwenden, das heißt für Menschen, denen ich damit wirklich Gutes tu'.

Zu einer solchen Verwendung der Hinterlassenschaft gehört eine Menschenkenntnis, die ich jetzt nicht hab' und nach der ich streben will. D'rum bleib' ich vorderhand da auf dem Schwemeißergut. Ich hoff', daß euch das recht sein wird.'

Jetzt wollte er es auch irgendwie erklären, daß er denjenigen, welche etwa ihrer Armut halber besonders schwer auf ihn warteten, vorläufig aus der ärgsten Not helfen möchte, aber er war nicht gleich eines Weiterredens fähig, denn die Veränderung, welche sich nun auf den ihm zugewendeten Gesichtern vollzog, wirkte gar schreckhaft auf ihn ein. Er hörte die Leute zueinander flüstern, ohne sie zu verstehen, aber soviel bemerkte er wohl, daß sie einander nichts beruhigendes sagten.

Das gespreizte kleine Männchen starrte ihn an, als ob es verblödet wäre; es bewegte mehrmals wie ein luftschnappender Fisch den Mund und brachte kein Wort hervor. Dann ließ sich mitten aus der Menge ein großer, blondbärtiger Mann in einer innig flehenden und dabei doch festen Weise vernehmen. ‚Sagen's uns einen besseren Bescheid, gnädiger Herr, uns hat Ihre Red' gar bang' gemacht. Sie werden doch nicht von dem guten Willen abstehen wollen, der uns schon so lang bekannt ist. Seit dem vorigen Winter haben wir uns sicher darauf verlassen, daß Sie einem jeden von uns zurückzahlen werden, was da ein anderer vorenthalten hat. Die Teilung könnt' wohl gar ungerecht ausfallen, wenn sie auf Grund einer Menschenkenntnis geschäh', die sie bei uns erst erwerben wollen. Handeln Sie doch ohne Verschub nach der Gerechtigkeit, die wir von Ihnen erwart't haben. Wir bitten recht gar schön.' Er faltete die Hände und hob sie empor. Dann flehten auch mehrere andere so wie er: ‚Wir bitten recht gar schön.' Etliche bettelten schandhalber nicht mit und die übrigen deshalb nicht, weil sie verwirrt und unschlüssig waren.

‚Es soll euch nicht schrecken, daß ich von jenem erstlichen Willen abg'standen bin,' antwortete Markus. ‚Wenn Ihr christlich gesinnt seid, so wird es euch, wie ich hoff', bald recht sein, daß ich nicht derart mit euch abrechne, wie ihr es jetzt von mir erwartet. Ich weiß es nicht, wie reich oder wie arm alle sind, die auf diese Hinterlassenschaft einen Anspruch haben und ich will das beiläufig erfahren. Es gibt viel Not, die mit aller Macht und Möglichkeit behoben werden sollt' und drum will ich kein Geld oder Sach' wo hingeben, wo's überflüssig wär', oder wo's anstatt zum Guten zum Schlechten verwend't würd'. Einer, an dem der Teil, den er nach eurer Rechnung von mir zu kriegen hätt', verschwend't wär', müßt' mir zugunsten des Ärmeren verzichten. Als

Christen werdet ihr euch also um desto mehr über die Teilung zu freuen haben, je richtiger sie dem Beteilten hilft.‘

Diese Rede gab nun keinen dieser Menschen eine merkliche Befriedigung, und der blondbärtige Mann antwortete unverweilt: ‚Sie wollen was besser's als das Grade und Einfache tun, gnädiger Herr, und könnten drum was g'fehlts vollbringen. Von allen, die da stehen und auf Sie hoffen, ist niemand so reich, daß er das, was ihm von dem Schwemeißerischen Nachlaß gebührt, nicht brauchen tät, und niemand so schlecht, daß Sie ihn unbeteilt lassen könnten, ohne sich einer Grausamkeit schuldig zu machen. Wohl aber sind manche, denen die nötige Hilf' zu spät käm' — wenn Sie lang schauen, wie Sie am besten helfen könnten.‘

Diesen Worten wurde von vielen ganz laut beigestimmt.

‚Ich weiß es ja, daß man Hungernde eher laben als auf ihre Seel' erforschen muß,‘ sagte Markus. ‚Sind solche unter euch, so will ich Ihnen, so bald es nur sein kann, aus der allerärgsten Not helfen.‘

‚Herr, wir bitten Sie um kein Almosen, sondern um die verheißene rechtliche Entschädigung,‘ erklärte eindringlich der Blondbärtige.

‚Die kann ich euch nicht geben,‘ erwiderte Markus.

Da nahm der Blondbärtige eine stolze Haltung an, schlug sich an die Brust und rief: ‚Ich zähl' mich nicht zu den Schlechten, und grad deshalb verbiet't es mir mein Ehrgefühl, daß ich mich der B'schau unterwerf', von der Sie die Teilung abhängig machen wollen. Obwohl ich arm bin, verzicht' ich auf den Teil, den Sie mir nach rechtem schuldig wären. Geben Sie ihn irgendwo dorthin, wo es sich herausstellt, daß Sie sich bei der Tugendprüfung geirrt haben. Irren werden Sie sich dabei gräulich arg und viel. Himmelschreiend wird's ausfallen, weil Sie es gar zu christlich machen wollen.‘

Er ging nun den Arbeiterwohnungen zu. Zwei Männer, die sich von der Straße her zu der Schar gesellt hatten, schrien nun: ‚Bravo, Niemarb! Das ist Gesinnungsfestigkeit! Ja, der Niemarb, der ist halt mannbar!‘

‚Ja, mannbar ist er, aber dumm,‘ sagte einer, der mitten in der Schar stand.

Zu gleicher Zeit drängte sich eine hochgewachsene Frau gegen den Baldringer hin. ‚Ich brauch' eine schnelle Hilf' und bin drum zum Almosennehmen nicht zu stolz,‘ sagte sie. ‚Von dem Schwemeißer sein'm Sach' hätt' ich mehr als ein jeder andere zu fordern; er war schuld an mein'm Mann sein'm Tod und hat mich dann sogar um alle gesetzmäßige Entschädigung betrogen. Aber ich bitt', helfens mir lieber gleich jetzt aus Erbarmen als später aus Gerechtigkeit, denn mir geht's schlecht.‘

‚Helfen Sie auch mir gleich!‘ schrie ein zweites Weib, und ein lendenschiefer alter Mann wiederholte den Ruf: ‚Auch mir!‘

Dann sagte eine kleine, hexenhaft aussehende Greisin: ‚Andere sind auch arm und doch nicht so schamlos zudringlich wie diese da.‘

‚Jawohl! So ist's! Das ist wahr!‘ bestätigten etliche. Jetzt wandten sich die Drei, welche sich zum Bitten vereinigt hatten, aufgeregt an ihre Verurteiler.

‚Sie sind nicht arm,‘ erwiderte die Hochgewachsene der Greisin. ‚Sie haben den Kropf voll und schauen anderer Leut' Elend lustig zu.‘

Die zweite Bittstellerin verwarnte indessen ein Weib, das der Greisin recht gegeben hatte: ‚Stell' dich nur du nicht bescheiden, sonst erzähl' ich's dem Herrn, wie du da auf deine Rechnung gekommen bist!‘

Der verkrüppelte alte Mann ereiferte sich zunächst gegen alle miteinander, die ihm das Bitten verübelt hatten. Er rief: ‚Euch sollt' der Herrgott arm werden lassen! Wenn ihr wüßtet, wie das Armsein ist, dann hättet ihr mehr Einsicht. Es geht euch zu gut, und deshalb fühlt ihr euch zu groß unserein'm gegenüber. Wenn euch der Herr Baldringer was gäb', so tät' er grad das verkehrte von dem, was er vorhat, denn da tät' er eueren Hochmut und euere Hartherzigkeit erst recht vermehren. Und er will ja mit dem Sach' was Gut's stiften. Ihr kriegt nichts von ihm, gar nichts. Euch soll man was nehmen, nicht aber was geben.‘

Nun meinten einige, daß ihnen die Worte des Krüppels arg schaden könnten, und hielten es deshalb für nötig, ihn vor dem Markus als einen lügenhaften, schlechten Menschen herzustellen.

‚Schlimmer könnt' der gnädig' Herr nimmer fehlen, als wenn er dir was gäb'!‘ rief einer. ‚Dich hat Gott deshalb so grauslich verschanigelt*, damit man's erkennen soll, daß du kein Erbarmen verdienst.‘ Ein anderer fügte hinzu: ‚Und anstatt daß du demütig die Straf' tragen tätst, die dir Gott für dein'n sündhaften Lebenswandel auferlegt hat, geiferst du gegen alle Rechtschaffenen.‘ Nun wollten noch mehrere den Krüppel zuschanden stellen, und auch den zwei verbündeten Weibern, denen man unterdessen schon scharf erwidert hatte, waren noch kräftige Rügen vermeint, aber da wurde nun die ganze Schar von einem jener drei Männer, welche ihr nicht zugehörten, zum Aufhorchen gebracht.

‚Geht's nicht gegeneinander!‘ rief der noch junge Mensch, der mit seinem weißen, außergewöhnlich schönen Gesichte mehr als seine Begleiter aus der Dunkelheit hervorleuchtete. ‚Geht's lieber gegen den Liebrich, der dort herkommt, und leid't es nicht, daß er sich da eintegelt**! Ich hab's von meiner Werkstatt aus gesehen, wie er mit dem Herrn Baldringer ankommen ist, und da hat mir gleich nichts Gut's g'ahnt. Ich behaupt's keck, daß euer Herr nur vom Liebrich umg'stimmt worden ist, der, wie ihr

* verschanigelt = verunstaltet.
** eintegelt = einschmeichelt.

wißt, als Großgrundherr nicht will, daß sein Nachbargut verstückelt wird. Wenn sich aber der Herr Baldringer von dem Ruch* wirklich leiten ließ', dann wär's zu viel Ehr' für ihn, wenn ein ehrlicher Bettler auch nur ein Stück Brot von ihm annähm'.'

An der Aufmerksamkeit, mit welcher die Meinung des jungen Menschen angehört wurde, war es zu ersehen, daß er hier als kein Geringer galt. Er war ein Schlossergeselle, der sich in der Gegend schon öfters als ein freiheitsbegeisterter Volksredner hervorgetan hatte, und hieß Wunibald Sphändl.

Etliche riefen nun allzugleich den Markus an, und aus ihrem Stimmengewirr drangen am lautesten die Rufe hervor: ‚Wenn Sie gut gewillt sind, so lassen Sie sich nur von dem Liebricher nicht verführen! Nur dem trauen Sie nicht! Er heißt eh schon überall der Armeleutfresser! Derselbe Räuber wie der Schwemeiß ist er! Er möcht' halt ein'n Nachbarn, mit dem er gegen die Armen arbeiten könnt', wie's schon sein Vater mit dem Schwemeiß getan hat! Werden Sie nicht unser Feind, indem Sie dem sein Freund werden! Halten Sie uns Ihr Wort!'

Mehrere hatten sich unterdessen schon dem Liebrich zugewendet, der nun auf seinem Kraftwagen den Baldringern verschiedenes Bettzeug daherbrachte. ‚Pfui!' schrien sie ihm zu. ‚Wir wissen schon, was du da willst! Um unsere Sach' möcht'st uns bringen! Den Herrn möcht'st du zu einem Blutsauger machen, wie du einer bist! Wir lassen dich nicht zu ihm! Zieh ab!'

Liebrich kehrte nur deshalb nicht um, weil er sich vor den Baldringern mutig zeigen wollte. Er fürchtete diese Arbeiter, die er als seine Feinde kannte und deren Feind er war. Nachdem er sein Gefährt vor denen, die den Weg verstellten, schleunig zum Stehen gebracht hatte, gab er seinen Mienen ein spöttisches und etwas stolzes Aussehen; dann rief er: ‚Weicht aus! Ich werd' ja schließlich doch ohne eure Bewilligung alle meine Wege fahren!'

‚Diesen nicht,' wurde ihm erwidert. ‚Der Herr Baldringer wird auch nichts mehr mit dir zu tun haben wollen, weil er so ein allgemeines Urteil über dich hört!' Dann schmähten sie ihn noch weiter als einen volksfeindlichen, raubsüchtigen, hochmütigen Menschen, und ihr Geschrei, sowie auch ihre Gebärden wurden so drohend, daß er aus Angst nicht imstande war, sich über den vielen Schimpf zu ärgern.

Sobald Markus die Leute gegen Liebrich hindrängen sah, verließ er das Fenster und eilte durch den Hof in das Freie. Benna folgte ihm bis vor das erbrochene Tor; dort blieb sie stehen, und er ging mitten durch die Schar zu Liebrich.

* Ruch = Nimmersatt, Wucherer.

Da wurden nun bei der neugierigen Erwartung seines Beschlusses die Schreier jählings stille. Vor dem Wagen pflanzt sich Markus auf, wandte sich an die Leute und rief: ‚Ich kann euch jetzt über das, was ihr von früher her mit Herrn Liebrich auszutragen hättet, keinen Richter machen. Gegenwärtig tut ihr ihm jedenfalls unrecht, denn umgestimmt, wie ihr meint, hat er mich nicht. Eher könnt' wohl ich ihn umstimmen, als er mich. Deshalb sollt' es euch wohl eher freuen als schrecken, wenn er zu mir kommt!'

Dann gebot er denen, die noch auf dem Fahrweg standen, das Beiseitetreten. Sie gehorchten ihm und er ging vor Liebrich, der ihm langsam nachfuhr, dem Tore zu.

Zwei Männer, in deren Nähe er vorüberschritt, sprachen ihn an. ‚Trauen Sie doch diesem Menschen nicht mehr als uns allen,' bat der eine und der andere sagte: ‚Gar so groß sollten Sie uns nicht zurücksetzen, gnädiger Herr.'

Markus antwortete: ‚Ich tät' euch eine schlechte Ehr an, wenn ich ihn hassen möcht', wie ihr es verlangt. Dann rief er so laut, daß es alle Anwesenden deutlich hören konnten: ‚Die, welchen ich bei dem vorherigen Lärm auf ihre Bitt' nicht geantwortet hab', will ich noch heut' besuchen!' Gleich darauf trat er mit Liebrich und Benna in den Hof.

‚Da müssen wir halt aufs neue Geduld fassen,' sagte nun einer der älteren Männer.

‚Ja und schön brav sein müßt's dabei oder, besser gesagt, recht scheinheilig!' rief der junge Mann, welcher mit dem Sphändl gekommen war. ‚Wer am scheinheiligsten tun kann, der hat von dem Herrn Baldringer, dem Musterchristen, das meiste zu hoffen. Da könnt ich schon allein aus Scham nicht mit euch wetteifern.'

Dann redete wieder der Sphändl: ‚Ihr müßt dem Baldringer euere Würde entgegensetzen, mit welcher er — als ob ihr überhaupt keine hättet — gar nicht zu rechnen scheint. Denkt er ernstlich an die Sittenprüfung, von welcher er spricht, so müßt ihr es ihm zeigen, daß ihr euch zu gut und zu frei fühlt, als daß ihr seinem Urteil entgegensehen und euch von ihm einschätzen und hintereinanderstellen lassen möchtet. So eine Einschätzung tät' euch zu tief demütigen und brächt' einen jeden mit der Reihenummer, die er dabei bekäm, in ein Gespött, das wohl mancher nicht um den Betrag erdulden möcht', den er nachher bei der Bescherung erhalten tät'. Auch um eurer Zusammengehörigkeit und Eintracht wegen dürftet ihr euch ein solches Hintereinandersetzen selbst dann nicht gefallen lassen, wenn es — was ja gar nicht zu erwarten steht — halbwegs euerem Werte entspräch'. Ist aber alles, was uns der Herr Baldringer da gesagt hat, verlogne Ausred', hat er durch den Einfluß des Liebrichers oder anderswie

den Entschluß gefaßt, das Gut zu behalten, will er spähen, wie er euch — um sich selbst zu rechtfertigen — der Beteiligung für unwürdig erklären könnte, dann ist es erst recht notwendig, daß ihr euch alle miteinander fest gegen sein Urteil verwahrt. Vielleicht wird er das, was er euch so lange zu erwarten gab, auch erfüllen, wenn er sieht, daß ihr einhellig gesinnt seid, ihn nicht früher zu achten. Auch euere Ärmsten sollten mit euch einhellig sein und kein Almosen von dem Baldringer annehmen, sondern nur den Teil, der ihnen von der Erbschaft gebührt.'

Da lachten nun die zwei Weiber, welche vorhin dem Markus so eindringlich ihre Hilfsbedürftigkeit erklärt hatten, hohnvoll auf, und der verkrüppelte alte Mann rief: ‚Wenn's dir so ging' wie uns, tät'st auch mit uns betteln. Der Herr Baldringer wird übrigens schon tun, was recht ist, ich trau' und bau' jetzt auf ihn und mag dein aufhetzerisch' Reden nimmer anhören.' Dann verließen der Alte und die zwei Weiber den Platz. Einige Arbeiter, die sich besonders davor fürchteten, daß sie Markus der Ausbezahlung unbedürftig finden könnte, hielten Sphändls Ratschläge für gut, damit aber ihre Furcht nicht offenkundig werde, verschwiegen sie vorläufig ihre Willensmeinung.

Die Mehrzahl der Anwesenden sprach sich leise und doch entschieden gegen die Worte des jungen Schlossers aus, laut reden wollte nun keines, um nicht von der Wohnung aus belauscht werden zu können, in welche soeben der Baldringer mit seinen zwei Begleitern zurückgekehrt war.

‚Du sollt'st den Herrn nicht so grauslich verdächtigen,' sagte man dem Sphändl. ‚So schlecht wie du meinst, kann der gar nicht werden. Es wär' ganz verkehrt, wenn man sich ihm gegenüber so stolz und stützig stellen tät, wie du es haben willst. Mit Höflichkeit und Demut wird man da mehr ausrichten.'

Dann sagte einer: ‚Wenn er mich durchaus kennen lernen will, so werd' ich mich dagegen nicht sträuben. Ich brauch' das Erkanntwerden nicht zu scheuen. Seh' ich's, daß er mich zu arg verkennt, so will ich schon für mich reden.'

So, wie dieser letztere Sprecher, wollten es auch mehrere halten, und dann erschien einem um den anderen ein weiteres Stehenbleiben zwecklos. Die Schar zerteilte sich in kleine Gruppen, welche hernach gegen die Arbeitshäuser hinzogen. Manche der Abgehenden zeigten es dem Sphändl mit Gebärden an, daß sie jetzt seine Ansicht geringschätzten, und alle sahen noch mehrmals auf das offene Stubenfenster hin, an dem sich nun Markus nicht mehr zeigen wollte.

Sphändl sah diesem Ende der Versammlung schweigend und mit einer kummervollen Miene zu, und sein Genosse beobachtete ihn dabei spöttisch lächelnd von der Seite. Von denen, die hier am längsten standhielten, sprach einer den Sphändl sehr artig an:

Hans Holbein d. J./Madonna des Bürgermeisters Meyer.

‚Uns gefällt Ihr Vorschlag, und es tut uns leid, daß wir uns deshalb nicht in Ihrem Sinne charaktervoll zeigen können, weil sich halt die andern nicht mit uns solidarisch erklären mögen.‘

Sphändl sah bei dem Scheine des einzigen brennenden Lampions, das sich noch hier befand, dem Artigen in das Gesicht und fing hellauf und gar höhnisch zu lachen an.

Hernach zog er seinen Begleiter mit sich fort, gegen das Wirtshaus hin.

‚Weshalb lachst du denn so unheimlich?‘ fragte der junge Mensch.

‚Weil dieser einzige Beifallsspender ein Verbrecher ist, der freilich vielen Grund hat, das Durchschautwerden zu fürchten. Die, welche neben ihm gestanden sind, verdienen für ihre Rechtlichkeit auch keinen Ehrenpreis. Also nur grad der Auswurf aller dieser Leut' möcht' sich auf mein' Red' hin solidarisch erklär'n! Und ich hab' wahrhaftig mehr für die Besten als für die Schlechtesten reden wollen!‘

Durch sein abermaliges Lachen klang nun fast ein Weinen.

‚Schau', Gitzgrill,‘ sagte er hernach in einem weichen Tone, ‚ich mein's den Leuten wirklich gut und find's so traurig, daß ihnen das Ehrgefühl und Wertbewußtsein mangelt, mit dem sie sich von Rechts wegen gegen die Urteilsanmaßung des Baldringers erheben sollten.‘

Der Gitzgrill zuckte die Achseln und entgegnete:

‚Diesen Bauernknechten kann man halt ihre Menschenrechte nicht sobald zu kennen geben und ausnützen lehren, wie zum Beispiel einem unserer städtischen Arbeitsgenossen. Du ereiferst dich überhaupt wegen dieser Sach' in einer unrichtigen Weis'.‘

Sphändl schüttelte den Kopf. ‚Wenn mir ein tüchtig's Trumm von dieser Erbschaft gebühren tät', so hätt' ich mich nicht mehr auf dem Baldringer sein' Ankunft freuen können, als es der Fall war,‘ sagte er. ‚Das große Geschrei, durch das er schon langher angemeldet worden ist, hat mich beinah' schon überzeugt, daß ich an ihm den reinen Sozialisten sehen werd', von dem ich geträumt und den ich gesucht hab'. Ich hab' mir freilich auch immer gedacht, daß ich diesen Gesuchten schwerlich wo anders als bei meiner Partei, den Sozialdemokraten finden könnt'. Wie ich erfahren hab', daß der Baldringer zu den gläubigen Christen gehört, ist mir meine Partei deshalb gleich um etwas weniger wert geworden, weil er nicht aus ihr hervorgegangen ist. Schier zweifelhaft bin ich dran worden, ob man die Rarsten nicht doch unter den Christen suchen muß. Und wann ich's heut' gesehen hätt', daß er das erfüllen wird, was von ihm vorausgesagt worden ist, da wär' ich dem Christentum, dem ich, wie du ja weißt, abg'schworen hab', doch wieder um ein Stück näher kommen, denn da hätt' ich ja wieder an Heilige glauben müssen, und wer das muß,

der ist der Bekehrung nicht weit. Ja, ja, Gitzgrill, schau' mich nur an, ich hab's schon in aller Heimlichkeit für möglich gehalten, daß mich der Baldringer unserer Partei untreu machen könnt'. Aber jetzt bleib' ich ihr wieder treu. Er hat mich gar zu groß enttäuscht und auf ihn mißtrauisch gemacht. Eine Heiligenkraft ist keinesfalls in ihm. Ein unverläßlicher, wankelmütiger Mensch ist er ganz sicher, und bildet er sich bei diesem Wesen die Weisheit wirklich ein, die er brauchen würde, um die Leute hier richtig zu erkennen, dann ist er ein Narr. Bereut er's aber, was er verheißen hat und sucht er Grund, um sich seines Versprechens entheben zu können, so ist er ein erbärmlicher, schuftiger Schwallhans. Eines oder das andere ist er. Es ist wohl begreiflich, daß ich mich so gegen ihn ereifere, wie ich's tue.'

Der Gitzgrill erwiderte leise lächelnd und in einem ruhigen Tone: ‚Es sollt' dir überhaupt nicht so viel daran liegen, daß diese Teilung stattfind't. Für unsere Partei wär's ein Schaden, wenn der Baldringer so ein großes Beispiel gäb. „Ja, so tut halt eben ein rechter Christ," wird es heißen, und dann werden die Holzknecht', die bei der letzten Wahl schon für den sozialdemokratischen Kandidaten gestimmt haben, aus Liebe zu ihrem Wohltäter christlich wählen, wenn er's auch nicht von ihnen verlangen sollt'. Hernach mußt du bedenken, wie so eine Tat auch noch andere Leut' in der Wahlgemeinde ergreifen tät. Unsere fünfundzwanzig bis dreißig Wähler könnten wir da verlieren. Aus Parteiinteresse sollt' man diese Teilung zu hintertreiben suchen, nicht aber für sie eintreten wie du. Ich hab' auch vorhin einen Augenblick gemeint, daß du den Baldringer und diese Leut' damit gegeneinander hetzen willst, indem du so tust, als ob dir ihr Einigwerden am Herzen läg'. Dann hab' ich's freilich gleich erkennt, daß ich mich an dir geirrt hab'.'

‚Ich hab' mich auch an dir geirrt,' sagte Sphändl. Dann ging er dem anderen mit langen, schnellen Schritten davon.

Der Gitzgrill lachte hohnvoll auf. ‚So ein Patschachter!' rief er dem Sphändl nach. ‚Und der will sich zu einem Volksmann ausbilden!' Dann kehrte er sich nach links und ging über ein Stoppelfeld der großen Straße zu. Die beiden arbeiteten schon lange miteinander als Schlosser in einer Fabrik und hatten schon oft bei Streiks und Versammlungen allzugleich: ‚Pfui!', ‚Bravo!', ‚Hoch soll er leben!' und ‚Nieder mit ihm!' gerufen. Daß sie trotzdem zwei verschiedene Sozialisten waren, das erfuhren sie erst jetzt. (Fortsetzung folgt.)

Bedeutung des akademischen Frauenstudiums für die Gegenwart* / Von Hedwig Dransfeld

I.

Jedes Ding hat seine Kehrseite! Ein alltägliches Sprichwort, und doch ein Sprichwort voll tiefer Weisheit. Die Erfahrungen von Tausenden müssen sich eben vereinigen, bis der Volksmund zur gelegenen Stunde ihren Kern in einer knappen Sentenz zusammenfaßt. Das Licht erzeugt den Schatten, beide bedingen sich und entsprechen sich, nicht nur im Leben des einzelnen, sondern auch in dem großen, zwischen Hoch- und Tiefpunkten auf und ab wogenden Leben der Völker und der Menschheit. Von diesem allgemeinen Los macht kein Kulturwert eine Ausnahme, auch nicht das akademische Frauenstudium.

Zwar waren wir geneigt, zuerst nur die Lichtseite zu sehen, eine allerdings strahlende Lichtseite. Das Jahr 1908 bedeutet für das akademische Frauenstudium einen Triumph, der alle nach neuen Zielen ausschauenden Frauen mit freudiger Genugtuung erfüllte. Das Königreich Preußen öffnete fast vorbehaltlos den Frauen die Tore seiner Universitäten, dieses zähe, konservative Preußen, das auf hundert andern Gebieten die Tradition hartnäckig gegen den Ansturm moderner Ideen verteidigte und noch verteidigt. Fast alle Kulturländer hatten offiziell oder stillschweigend den Frauen die letzten Hindernisse hinweggeräumt, die Grenzbarrieren vor dem aristokratischen Reiche der Männer, das unsere Hochschulen in ihrer Gründungsidee und ihrer Entwicklung repräsentierten. Auch die süddeutschen Bundesstaaten hatten der Zeitentwicklung bereits nachgegeben. Nur Preußen zögerte noch, das Land der eisernen Subordination und das Land des bedächtigen Weiterschreitens, das keine unreifen Früchte zu brechen pflegt.

Als aber dann auch dieses zähe Preußen seine grundsätzlichen Bedenken gegen das akademische Frauenstudium fallen ließ, da war der Triumph doppelt groß, da durften wir Frauen in Wahrheit uns freuen. Denn einer Modeströmung, einer nicht in sich gegründeten und naturnotwendigen Bewegung hätte unser großes norddeutsches Königreich niemals nachgegeben, dieses Land mit der harten Geschichte, dessen Gegenwartskultur mehr, als man gewöhnlich annehmen möchte, in der Tradition wurzelt und von der Tradition beherrscht wird.

Und es kam der Herbst 1908, und die Rektoren der preußischen Universitäten begrüßten zum ersten Mal die Frauen als gleichberechtigte akademische Bürger, als legitime Töchter der Alma mater. Das war auf dem vielfach so rauhen Wege der Frauenbewegung eine Etappe, um feiernd innezuhalten und die durchlaufene Wegstrecke mit einem prüfenden Blicke zu messen. Man durfte im allgemeinen zufrieden sein. Und deshalb war man geneigt, die Zukunft des akademischen Frauenstudiums in besonders hellem, augenerfreuendem Lichte zu sehen. Es ist ja auch etwas viel verlangt, im Rausche der Freude gleich die Schatten zu finden und mit in die Berechnung zu setzen.

---

* Nach einem Vortrag auf der Generalversammlung des Hildegardisvereins (zur Unterstützung studierender katholischer Frauen) in Düsseldorf am 23. Oktober 1910.

Mittlerweile sind Monate und Jahre ins Land gegangen, und wir haben Zeit gehabt, die Bedeutung des akademischen Frauenstudiums zu erwägen und seine Folgen in gewissem Umfange zu prüfen. Wenn auch die Erfahrungen noch nicht alle wissenschaftlichen Gebiete und alle Möglichkeiten der Auswirkung des Frauenstudiums umfassen, so sind sie doch im einzelnen typisch und deshalb geeignet, die Aussichten der Zukunft und die Gestaltung der Zukunft mit annähernder Sicherheit nach ihnen zu beurteilen.

Bei diesen Erwägungen drängen sich allen, denen es sich beim akademischen Frauenstudium nicht um unfruchtbares geistiges Hervortun, sondern um wirkliche Kulturförderung handelt, einige schwerwiegende Fragen auf: Für welche Gebiete des Lebens und der Gesellschaft ist das akademische Frauenstudium von wirklichem und echtem Vorteil? Kann es auch nachteilige Folgen haben, und wie ist diesen zu begegnen? Und gibt es etwa auch Gebiete, auf denen das Frauenstudium weder Vorteil noch Nachteil nach sich zieht, wo es vielmehr als ideale Größe steht, die niemals in reale Werte umgesetzt werden kann, so daß es also im besten Falle für die Entwicklung der Menschheitskultur gleichgültig ist?

Auf die letzte Frage pflegt ein großer Teil der männlichen Gelehrten mit einem festen und entschiedenen Ja zu antworten. Für das *Gebiet der Wissenschaft sei das akademische Frauenstudium im besten Falle indifferent.* Tatsächliche Werte könne es hier niemals zutage fördern, niemals im Reiche des Gedankens schöpferisch wirken, niemals durch eine große Erkenntnistat die geistige Entwicklung mit einem Ruck um eine Stufe höher heben, wie es so manchem genialen männlichen Denker gelungen ist.

Ein zweiter Einwurf lautet: Das akademische Frauenstudium ist *nicht zum Heile eures eigenen Geschlechtes.* Die Frau ist nun einmal nicht gemacht für die kühlen Höhen, auf denen die Probleme der menschlichen Erkenntnis durchdacht und vielfach — unter Einsatz und vielleicht auch Einbuße wesentlicher Persönlichkeitswerte — durchrungen werden; sie soll nach dem Willen der Natur in größerer Lebensnähe und Erdnähe gerade Persönlichkeitswerte pflegen. Jede Angleichung ihrer Natur an die wesentlichen Eigentümlichkeiten der männlichen Natur ist für sie nicht ein Emporsteigen, sondern ein Fall, weil sie zugleich eine Verkümmerung ihrer spezifisch weiblichen Anlagen und Vorzüge bedeutet.

Und ein dritter Einwurf: weil das akademische Studium nicht zu euerm eignen Heile dient, deshalb kann es auch *kein Mittel der allgemeinen Kulturförderung* werden. Was soll aus dem deutschen Familienheim werden, wenn Frauenanmut es nicht mehr schmückt, Frauensorglichkeit es nicht mehr durchwärmt, was aus dem von den Problemen der Gegenwart zermürbten Männergeschlecht und was vor allen Dingen aus unserer heranwachsenden Generation, wenn der Jungbrunnen der Menschheit, das Weib, und mit ihm all die unendlich feinen Auswirkungen der echten, treuen, naturfrohen Weibesseele im dürren Sande irgendeiner abstrakten Gelehrsamkeit versickern? Ganz abgesehen von dem Problem, daß die weibliche Konkurrenz, die heute in so manchen

Berufen das Mannesdasein erschwert, nun auch in die stillen Gebiete der Wissenschaft einrückt, Gebiete, denen der sozialwirtschaftliche Kampf möglichst ferngehalten werden sollte, damit sich alle Kraft auf geistige Minierarbeit und geistige Kämpfe und Siege konzentrieren kann.

Das sind drei Einwürfe, die wohl verdienen, ohne Voreingenommenheit untersucht zu werden. Denn es kann unsere Sache nicht fördern, wenn wir Tatsächlichkeiten leugnen oder vornehm übersehen, wenn wir Gefahren verschleiern oder gering achten, weil sie vielleicht für die einzelne Persönlichkeit keine Gefahr bedeuten. Die Wahrheit ringt sich schließlich doch immer durch, und je mehr Barrikaden man ihr zu errichten suchte, desto wüster ist nachher das Trümmerfeld, das ihren Triumphzug sieht.

* * *

Dem ersten Einwurf, dem Protest der Wissenschaft, scheint die Geschichte tatsächlich recht zu geben. Zwar klagen manche Frauen: Die vergangenen Jahrhunderte beweisen in diesem Falle nichts. Wir waren eben äußerlich und innerlich gebunden, man hielt uns in geistiger Unmündigkeit, man versperrte uns die Quellen der Wissenschaft durch Mauern und Dornenhecken, man ließ diese Quellen lieber versickern und versumpfen, ehe man uns erlaubte, auch unsern Becher aus ihnen zu füllen.

So sehr man es bedauern mag, man muß diesen klagenden und anklagenden Frauen widersprechen. Die vergangenen Jahrhunderte beweisen doch etwas. Sie beweisen vor allem die Priorität des Mannes auf dem Gebiete des kühlen, klaren Erkennens. Und so bedingungslos von Mauern umgeben und von Dornenhecken eingefriedigt waren die Quellen der Wissenschaft denn doch nicht, wenigstens soweit die einzelne weibliche Persönlichkeit in Frage kommt. Es hat immer Frauen gegeben, ausgezeichnet durch Reichtum, Familienansehen, geistige Verbindungen, denen das Studium, obgleich es der Tradition entgegenlief, dennoch leichter gemacht wurde, als so manchem armen Sohn des Volkes, der unter Hunger und Durst, Hitze und Kälte, Qual und Entbehrung fast zusammenbrach und trotz allem zu einem Heros des Gedankens geworden ist. Wo aber ist die Heroine des Gedankens seit den Anfängen der Menschheitsgeschichte bis auf unsere Tage? Gewiß war die vorchristliche Zeit der geistigen Entwicklung des weiblichen Geschlechtes, selbst der bescheidensten, nichts weniger als günstig. Aber les extrêmes se touchent. Insbesondere das nachperikleische Griechentum, in welch enger äußerer und innerer Haft es auch das Alltagsweib halten mochte, gewährte gewissen weiblichen Ausnahmenaturen dennoch fast unbedingte geistige Freiheit. Die Philosophin, die sogar einen öffentlichen Lehrstuhl bekleidete, war in dieser Zeit bekanntlich keine Seltenheit. Das Mittelalter pflegte die Frauengelehrsamkeit hauptsächlich in den Klöstern, die Renaissance samt ihren Ausläuferperioden an den großen und kleinen Fürstenhöfen. Besonders blühte sie damals in Frankreich empor, wo die Kulturentwicklung durch die schöngeistige Frauenherrschaft und wissenschaftliche Salonkultur des siebzehnten Jahrhunderts ein ganz besonderes Gepräge erhielt. Nach langer Unterbrechung regte es sich mit der klassischen

Dichtungsperiode und vor allem mit der Romantik in geistiger Beziehung denn auch wieder unter den Frauen unseres deutschen Vaterlandes, das hartnäckiger als andere Länder und Völker die schlüsselbundrasselnde Hausmutter als einziges Frauenideal hochhielt. Und in der neueren Zeit hat sich das Privilegium wissenschaftlich vertiefter Bildung, das früher nur von einigen wenigen bevorzugten Frauenpersönlichkeiten erworben werden konnte, zum Vorrecht ganzer Schichten ausgewachsen: das Frauenstudium und die Frauengelehrsamkeit sind ja im Begriffe, recht populär zu werden.

So zieht sich also ein Faden — mag man ihn immerhin einen zuzeiten spinnwebdünnen Faden nennen — wirklicher Frauengelehrsamkeit durch die Jahrhunderte, und die Geschichte hat mit ihrer Anerkennung nicht gekargt. Gewöhnlich sind die zeitgenössischen Schriftsteller diesen gelehrten Frauen gegenüber des Lobes voll. Ihrem Zeugnisse nach muß die Mitwelt diese geistige Auslese des weiblichen Geschlechtes fast wie Weltwunder angestaunt und verehrt haben. Als ein Beispiel aus uns nahestehender Zeit seien die Frauen des Jenenser Kreises genannt, vor allem Karoline von Schlegel, die spätere Gemahlin Schellings. Es wirkt geradezu frappierend, wenn man in Briefen und andern Zeitdokumenten dem fast zauberisch wirkenden Einfluß dieser seltsamen Frau nachgeht, die es wenigstens eine Zeitlang verstanden hat, die Evolutionskräfte der jungen romantischen Bewegung mit der Sicherheit eines überlegenen Geistes zusammenzuhalten und zu leiten.

Wenn man aber einmal ruhig und nüchtern fragt: Welche bewegende, eine geistige Entwicklungsetappe bezeichnende Geistestat haben diese gelehrten Frauen denn nun eigentlich vollbracht? so bleibt die Geschichte gewöhnlich die Antwort schuldig. Denn diese Frauen waren im wesentlichen Schülerinnen, Nachempfinderinnen, Ausgestalterinnen männlicher Ideen. Der gewaltige Einfluß, der von ihnen ausging und für die Mitwelt oft den Einfluß des eigentlichen Meisters weit übertraf, war nicht das Produkt ihrer rein wissenschaftlichen Betätigung, sondern ihrer gesamten Persönlichkeit und ihrer eigenartigen Gabe, fremde Erkenntniswerte zu vermitteln. Sobald aber diese Persönlichkeit zusammenbrach, war ihr Einfluß dahin; er strebte nicht strahlenförmig in die Jahrhunderte oder Jahrtausende, wie der Geist eines Plato oder eines Augustinus, denn er leuchtete ja nicht mit eigenem Lichte. Und die Geschichte, deren eherner Griffel nur das Bleibende aufzeichnet, vermeldete entweder nichts von ihnen, oder sie nannte nur ihre Namen und schlang auch wohl feiernde Blütenkränze um deren Lettern. Aber von eigentlichen Schöpfungen sagte sie nichts und konnte sie nichts sagen.

Natürlich bestätigt eine Ausnahme nur die Regel. Ist doch gerade in unserer Zeit eine Entdeckung gemacht worden, die in ihrer weiteren Entwicklung vielleicht altehrwürdige naturwissenschaftliche Theorien umstürzt, die jedenfalls heute schon eine bedeutungsvolle Perspektive in ein Neuland wissenschaftlicher Naturbetrachtung eröffnet. Und den Schlüssel zu diesem Neuland hat eine Frau gefunden: die Radiumentdeckerin Marie Curie in Paris. Aber man kann die Ausnahme eben nur als Ausnahme zitieren, niemals als Kronzeugen für die Regel, die sich durch eine einzelne Abirrung zu einer Entwicklungskurve nicht zwingen läßt.

Haben nun die Pessimisten recht, daß das Frauenstudium für die Wissenschaft zum wenigsten indifferent sei? Wir müßten diese Frage mit einem Ja beantworten, wenn es sich auch in Zukunft nur um wissenschaftliche Helferdienste der Frauen handeln sollte, wie es in der Vergangenheit im wesentlichen der Fall war. Es ist für die Wissenschaft als solche tatsächlich gleichgültig, ob eine männliche oder weibliche Intelligenz das Material herbeischleppt, die notwendige Kärrnerarbeit verrichtet, wenn es die Könige der Wissenschaft zu bauen gelüstet.

Diese wissenschaftlichen Helferdienste wurden in früheren Zeiten eigentlich nur von weiblichen Ausnahmenaturen geleistet. Aber man braucht nur hellen Blickes in der Gegenwart Umschau zu halten, um die Erfahrung zu machen, daß auch der weibliche Durchschnitt dazu geeignet ist. Auch dieser, analog dem männlichen Durchschnitt, vermag den gewöhnlichen akademischen Lehrgang glatt zu durchlaufen. An den wissenschaftlichen Instituten der meisten Universitäten finden wir jetzt weibliche Assistenten, und nur die Tradition und vielleicht auch das Zugeständnis an die neuerdings aufgetauchten Schlagworte vom beleidigten Mannesgefühl und von der beleidigten Manneswürde verhindern es wohl, diese wissenschaftlichen Hilfsarbeiterinnen etatmäßig aufrücken zu lassen. Frauen lösen akademische Preisaufgaben, Frauen absolvieren die Kette der akademischen Prüfungen mit vielfach überraschendem Erfolge. Aber damit ist noch keine schöpferische Begabung erwiesen, wie sie das männliche Geschlecht in seinen wissenschaftlichen Pfadfindern so oft glänzend herausgestellt hat.

Obwohl nun jeder, der ohne Voreingenommenheit urteilt, ohne weiteres zugeben muß, daß die vergangenen Jahrhunderte bis in die jüngste Gegenwart hinein an tatsächlichen Werten der Frauengelehrsamkeit arm gewesen sind, eine schöpferische Begabung des Frauengeistes auf wissenschaftlichem Gebiete also nicht nachgewiesen haben, so würde es doch verfrüht sein, ein ungünstiges Endurteil zu fällen. Die Bedeutung des akademischen Frauenstudiums für die Gegenwart ist so sehr von dem kulturellen Gesamtbild dieser Gegenwart abhängig, ist so intensiv das Fazit aus modernen und modernsten Faktoren, daß die Erfahrungen der Vergangenheit wohl zur Klärung herangezogen werden können, aber nicht fähig sind, gänzliche Klarheit zu vermitteln. Diese entsteht nur im Lichte der eigenen Zeitumstände, und sie zeigt uns — um das Endurteil vorwegzunehmen — den schließlichen Sieg des akademischen Frauenstudiums und damit die Niederlage der pessimistischen Auffassung. Die Teilnahme der Frauen an der Wissenschaft der Zukunft verspricht tatsächlich nicht nur Helferdienste, sondern die Förderung der Wissenschaft im Sinne eines schöpferischen Ausbaues und einer selbständigen Weiterführung. Beides wird, so weit Allgemeines in Frage kommt, spezifisch weiblichen Charakter tragen, wird eine wesentlich neuartige Ergänzung wissenschaftlicher Mannesarbeit sein.

Aber sofort tönt der Einwurf: ‚Wissenschaft ist Ermittlung der Wahrheit, und Wahrheit ist geschlechtslos. Selbst der schärfste, ja genialste Frauengeist kommt schließlich nicht darüber hinaus, daß zweimal zwei vier ist. Und wenn

Frau Curie heute eine weltbewegende Entdeckung machte, so hätte man nur bis morgen oder übermorgen zu warten brauchen, um die gleiche Entdeckung von einer männlichen Intelligenz gemacht zu sehen. Wie will man also von einer spezifisch weiblichen Wissenschaft sprechen?‘

Man kann beide Folgerungen zugeben und doch, allerdings mit gewissen Vorbehalten, den Obersatz anfechten: Die Wahrheit ist geschlechtslos. Die Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? pflegt ja die Wissenschaft der Gegenwart ernster und nachdrücklicher denn je in ihren berufensten Vertretern sich selber und der Welt zu stellen, ohne bisher eine Antwort gefunden zu haben.

Es gibt eine objektive Wahrheit, im wesentlichen das Resultat der exakten Wissenschaften, die sich auf unverrückbare Formeln bringen läßt. Sie ist das Produkt des auf sich selbst gestellten kühlen Erkennens, das in seiner gesetzmäßigen Arbeit alle andern Seelenfähigkeiten ausschaltet, ja vielfach ausschalten muß, um klare Bahn zu behalten. Ob eine männliche oder eine weibliche Intelligenz in diesem Sinne ‚erkennt‘, ist dem Wesen nach völlig gleich, kann nur graduell verschieden sein. Etwas Eigenes vermag der Frauengeist auf diesem Gebiete also nicht zu leisten.

Es gibt aber auch eine subjektive Wahrheit (dieser Ausdruck, der logisch zweifellos anfechtbar ist, wird nur des Gegensatzes wegen gebraucht; er will besagen: eine subjektive Überzeugung von der Wahrheit oder Nichtwahrheit eines Dinges), die objektiv möglicherweise ein Irrtum ist, die von mir aber als Wahrheit erfaßt und festgehalten und andern als Wahrheit übermittelt wird. Sie ist nicht nur das Resultat meines Erkennens, sondern auch ganz bestimmter, in meiner eigentümlichen seelischen Veranlagung wurzelnder Voraussetzungen, aus denen ich unter Zuhilfenahme all meiner geistigen Fähigkeiten, der Imponderabilien meiner von allen andern unterschiedenen Persönlichkeit, etwa ein sittliches Werturteil herleite, eine geschichtliche Entwicklung aufzeige, ein soziales System entwerfe, das letzte Glied in eine Kette psychologischer Beobachtung einfüge. Diese Wahrheit ist nicht in eine feste Formel zu prägen, sie ist veränderlich wie die schaffenden Individuen. Und nach all den Untersuchungen über männliche und weibliche Wesensart, ihre Betätigungsformen und gegenseitigen Beziehungen, müssen wir als feststehend betrachten, daß es nicht einerlei ist, ob die subjektive Wahrheit in einem männlichen oder weiblichen Intellekt ihren Ursprung hat. An diesem Punkte müssen wir auch einsetzen, um den Nachweis zu erbringen für den ganz eigentümlichen, von keinem männlichen Schaffen zu ersetzenden Wert des akademischen Frauenstudiums; denn hier hat die weibliche Gelehrsamkeit eine tatsächlich vorhandene Lücke in der Wissenschaft auszufüllen. Daß diese Lücke bisher nicht empfunden wurde, ist kein Beweis für ihr Nichtvorhandensein. An diesem Punkte beginnt auch die Klärung für die immerhin seltsame Tatsache, daß wir von der Zukunft des Frauenstudiums erwarten, was uns die Vergangenheit nicht gebracht hat.

Das klassische Altertum war mit seinen vorwiegend philosophischen und grammatisch-mathematischen Studien, ebensowohl wie das Mittelalter, in erster Linie spekulativ gerichtet. Beide Zeitalter pflegten besonders die Wissenschaften des reinen Intellekts, und das ausgehende Mittelalter und die beginnende Neu-

zeit fügten die auf Beobachtung und Erfahrung beruhenden realen Wissenschaften hinzu. Die Resultate der meisten dieser Wissenschaften sind die kühlen, klaren Erkenntniswerte, die zwischen Subjekt und Objekt keine Verbindungsfäden schlingen, die mehr oder weniger nur den Intellekt beanspruchen und alle andern Geistesfähigkeiten auf dem toten Punkte liegen lassen. Selbst insofern der Mensch Objekt der Wissenschaft war, blieb dieses Verhältnis bestehen. Die Philosophie suchte das in ihm waltende geistige Prinzip zu erforschen, die Medizin, als Teilgebiet der Naturwissenschaften, sezierte den Körper. Auch der Mensch war in diesem Falle nur ,ein Ding unter Dingen'. Die profane Wissenschaft — die Theologie, als streng zusammengehaltenes und in ihrer folgerichtigen Entwicklung scharf betontes und umrissenes Inselgebiet, bleibt hier ausgeschaltet — kannte noch keine Lehre von den Auswirkungen der Persönlichkeit und den Beziehungen des Menschen zum Menschen.

Dieser reine, auf sich selbst gestellte, von allen Nebentätigkeiten mehr oder minder abgetrennte Intellektualismus ist nun einmal die geistige Domäne des Mannes. Nicht das Ding an sich, das Tot-Sachliche, entspricht der Frauenbegabung, sondern das Lebendig-Persönliche, auch in der Wissenschaft. Der Mann will das Resultat, die Frau will Beziehungen, der Mann blickt auf das Ziel, die Frau auf den Weg zum Ziele. Und nur da kann sie wirklich Eigenes leisten, wo das Lebendig-Persönliche neben ihrem Intellekt auch ihre ganz speziellen Persönlichkeitswerte in Anspruch nimmt.

Auf dem Gebiete der rein intellektualistischen Wissenschaften wird es also nie ein eigentliches Nebeneinander der männlichen und weiblichen Gelehrsamkeit geben — die Ausnahme als Ausnahme immer festgehalten — geschweige denn einen weiblichen Vorsprung. Wir tun gut, hier auch den Hauch einer Illusion abzuweisen und uns vor allem vor großartigen Versprechungen zu hüten. Das Fiasko wäre doppelt kläglich. So unverrückt muß diese durch Jahrtausende bezeugte Wahrheit vor uns stehen, daß wir es als ein nationales Unglück empfinden würden, wenn die Pflege der Wissenschaft einmal zu einem das vernünftige Maß überschreitenden Bruchteil in die Hände der Frauen übergehen sollte. Dieses Schicksal prophezeit man wohl Amerika, das bekanntlich seine Männer mehr und mehr in der wirtschaftlichen Betätigung festlegt. Auch Deutschland ist auf dem besten Wege, fast ausschließlich ein Industrie- und Handelsstaat zu werden. Mögen die deutschen Universitäten bewahrt bleiben vor dem Einbruch dieser rein materiellen Interessen, die Männer in den unersättlichen Strudel des wirtschaftlichen Lebens ziehen und die entstandenen Lücken notgedrungen in unverhältnismäßiger Höhe mit Frauen ausfüllen. Unsere deutsche Wissenschaft mit ihrer glorreichen Geschichte würde den Abstieg beginnen müssen.

Es soll aber nun vor allem nicht gefordert sein, das Studium der rein intellektualistischen Wissenschaften dem weiblichen Geschlecht zu verwehren oder zu erschweren. Das wäre eine Vergewaltigung, die man mit dem ritterlichen Schilde der Wissenschaft nicht decken dürfte. Ihr Interesse heischt nur dieses: Freie Bahn jedem Talent; und nicht nur freie Bahn, sondern auch Pflege und Förderung! Aber unnachsichtige Strenge jedem Scheintalent und Halb-

Frauenkraft, doch die Grundfasern liefern. Je unbemerkter sich das Frauenschaffen an der Zeitkultur vollzog, desto segensvoller mag es oft gewesen sein: wie jene unterirdischen Wasser, die mitten im Wüstenbrand fruchtbare Oasen hervorzaubern.

Frauenmitarbeit an der Zeitkultur! von der stillen Erziehungsarbeit der Mütter, die den Söhnen jene durch keinen Lebenssturm zu verwischende Persönlichkeitsprägung geben, bis zu dem Einfluß eigenartiger Weibcharaktere, auf unsere Großen und Größten, den beispielsweise Goethe, diesmal ohne erotische Abtönung, in folgenden Versen umschreibt:

> Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
> Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
> Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
> Die mein Geschick an deines angehangen.
> Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne,
> Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
> Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
> Mein Leben nur an deinem Leben hängt.

Frauenmitarbeit an der Zeitkultur aber auch in breiter Öffentlichkeit! von der legitimen-Politik großer Fürstinnen bis zu den verhängnisvollen Heimlichkeiten der Maitresse, von den zähen Verteidigerinnen altererbter Sitten bis zu den unblutigen Martyrerinnen neuer Zeitkonstellationen. Wenn der Mann den intellektuellen Höhengrad seiner Zeit bestimmt, so bezeichnet die Frau, freilich zuweilen nur passiv, den sittlichen; und zusammen schaffen sie die Kultur eben als Ausdruck unserer gesamten geistig-sittlichen Lebenshaltung.

Es ist die Aufgabe der Kulturwissenschaften, diese geistig-sittliche Lebenshaltung zu erforschen und darzustellen. Hierher fällt beispielsweise das Ergründen *historischen* Entstehens und Vergehens, das Herleiten einer Zeitlage aus verborgenen Ursachen, das Suchen nach dem geheimen Knoten, der die Leitlinien einer Geschichtskonstruktion in einem Punkte zusammenfaßt; hierher fallen die *sozialen* Wissenschaften mit all ihren Zweig- und Grenzgebieten, die nicht nur Muskeln und Nerven des Gesellschaftskörpers bloßlegen, sondern auch ein Programm besserer Möglichkeiten aufstellen; hierher fallen *Kunst* und *Literatur* in ihrem Verhältnis zur Volksentwicklung, *Pädagogik*, *Rechtskunde* und *moderne Medizin*, die nicht nur leibliche Schäden heilt, sondern zugleich sozialerzieherisch und sozialhygienisch arbeitet; hierher fällt die *Psychologie*, besonders soweit die kindliche und die weibliche Seele in Frage kommt.

Der Anteil beider Geschlechter an der Kulturgestaltung ist aus allertiefsten Quellen der geschlechtlichen Eigenart genährt, und deshalb kann er immer nur von dem einen Geschlechte geleistet, aber auch nur von ihm voll überschaut und bis in die letzten Verästelungen seines Woher und Wohin verfolgt werden. Wenn nun die Wissenschaft Erforschung und Darstellung ist, dann bedeutet es einen Mangel, daß bisher nur der eine Partner das Werk beider zu erfassen suchte. Wir schauen das historische Weltbild nur im Spiegel der männlichen Persönlichkeit; ein wissenschaftliches Sozialprogramm entsteht nach

dem Maßstabe nur männlicher Anschauungen von den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedürfnissen beider Geschlechter; und sogar die Schriften über die Psychologie des Weibes geben sich — müssen sich geben — mit allen Imponderabilien der Mannesnatur. Wer an der Differenzierung der Geschlechter festhält, muß diese Einseitigkeit zum wenigsten als das Unvollkommene empfinden, das Unzulängliche, das aber in diesem Falle bis zu einem gewissen Grade ergänzt werden kann.

Die Frau schuldet uns beispielsweise noch die ganze Wissenschaft über ihr eigenes Geschlecht, soweit es sich nicht um allgemein-menschliche Eigenschaften und Vorgänge handelt. Denn diese sind selbstverständlich jedem Beobachter zugänglich. Aber das seelische Innenleben der Frauen verbirgt sich, wie der Erzgang im Gestein, und nur Wissende vermögen die richtigen Stollen in diese terra incognita zu treiben. Dennoch — und es ist ein seltsamer Entwicklungsgang —: die Psychologie der Frauen ist bisher fast nur von Männern geschrieben worden. Unsere Ärzte berufen sich dabei mit einer gewissen Berechtigung auf die Geheimnisse ihres Ordinationszimmers. Aber was da bekennt, angeblich restlos bekennt, untersteht doch stark dem Verdachte, Abart oder Spielart zu sein, abgesehen von den unmeßbaren Störungen des normalen Lebens, die eben zum Arzte geführt haben.

‚Die Frau', d. h. die Repräsentantin ihres Geschlechtes in der Volksauffassung und somit die Repräsentantin weitaus der Mehrheit, ist heute noch, soweit es allertiefstes Innenleben angeht, ein Buch mit sieben Siegeln. Muß es sein, weil sie noch nicht zur methodischen Selbstbeobachtung erzogen ist und auf diese Weise viele Reizungen und Regungen und Zustände nur traumartig durch ihr Unterbewußtsein wehen läßt; muß es aber auch ferner sein, weil sie den rücksichtslosen Grundsatz der Wissenschaft noch nicht zu erfassen vermag: Pereat mundus, maneat veritas; nicht einmal im Ordinationszimmer des Arztes. Eher mag sie, wenn auch vielleicht unter tausend Qualen, unaufrichtig werden. Denn was ‚die Frau' heute erfaßt, und wofür sie kämpft und leidet, das ist vielmehr jener andere Grundsatz: Möge die Welt untergehen, aber bestehen bleibe Frauenzucht und Frauenscham, die durch Bekennen über eine bestimmte Grenze hinaus verletzt werden.

Man beurteile das weibliche Geschlecht in dieser Beziehung doch nicht nach einigen sogenannten Bekennerinnen in der Literatenwelt, denen eine anormal glimmende Erotik oder die aufgepeitschte Sensationslust oder auch — buchhändlerische Geschäftstüchtigkeit die Feder führt. Wir haben ja gerade in der Dänin Karin Michaëlis ein abschreckendes Beispiel dieser Praxis vor Augen gehabt. Man beurteile die Frauen ferner nicht nach der kleinen Hysterischen, die mit den Abgründen des Frauengemütes kokettiert. Anfangs vielleicht eine brave Kränzchenschwester, die von der eigenen hoffnungslosen Hausbadenheit schon überzeugt war, ist ihr etwa der psychologische Lehrsatz irgend einer Universitätsberühmtheit: in jeder Frau stecke etwas Dämonisches, zu Kopfe gestiegen. Nichts Gefährlicheres für eine schwache, eitle Natur als die Angabe eines Mittels, interessant zu werden! Ein einziger Satz kann als Suggestion wirken. Und die arme Kränzchenschwester verfällt einer Dämono-

manie, die mit wirklichem Dämonismus wenig zu tun hat und gewöhnlich mit dem Spielen der ‚traurigen Figur‘ endet. Aber, aber — der psychologische Lehrsatz scheint, wenigstens aus der Ferne gesehen, dennoch bestätigt.

Welch eine Aufgabe wird es für die wissenschaftlich geschulte Frau sein, in diesem Wust der Meinungen aufzuräumen, nicht nur mit den Mitteln gelehrter Technik, sondern auch kraft gewissenhafter Selbstbeobachtung und divinatorischer Geschlechtsintuition!

Ein weiteres Beispiel — es kann hier natürlich nur mit Beispielen gearbeitet werden, da eine programmatische Weiterführung des angeschlagenen Leitmotivs über den Charakter eines einzelnen Aufsatzes zu weit hinausginge — für die Zukunftsaufgaben der studierenden Frauen sei aus der angewandten Wissenschaft, der Rechtspraxis, angeführt.

Das St.-G.-B. bedroht in seinem § 182 Absatz 1 mit Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre, wer ein unbescholtenes Mädchen unter sechzehn Jahren zu einer gewissen unsittlichen Tat verführt (genauer gesagt: ein Mädchen zwischen vierzehn und sechzehn Jahren, da die Verführung eines noch nicht vierzehnjährigen Kindes ein schweres Delikt ist und mit Zuchthausstrafe geahndet wird). Dieser Paragraph schließt die Folgerung ein, daß die Verführung eines bescholtenen, d. h. eines schon einmal sittlich gefallenen Mädchens unter sechzehn Jahren zur gleichen Tat straflos bleibt, welche Praxis das Reichsgericht bei einer entsprechenden Entscheidung folgendermaßen begründet hat: Die sog. bescholtenen Mädchen blieben von dem Schutze des Gesetzes gegen den Verführer ausgeschlossen, weil sie dieses Schutzes nicht mehr bedürftig oder würdig angesehen werden.

Seltsamerweise kommt hier sowohl die nach ihrem natürlichen Gefühl als auch die nach wissenschaftlichen Kriterien urteilende Frau zur genau entgegengesetzten Rechtspraxis (und in diesem Sinne hat beispielsweise der Bund deutscher Frauenvereine bei den gesetzgebenden Behörden petitioniert). Die Erwägungen würden, in die Sprache des Tages übersetzt, etwa folgenden Gang nehmen:

Das Gesetz stellt sich auf den Standpunkt, daß das Kind unter sechzehn Jahren noch nicht fähig ist, allein die Verantwortung für sein sittliches Verhalten zu tragen. Mit Recht: weil ein solches Kind die Folgen eines etwaigen Falles noch nicht überschaut, weil es sich leichter blenden, überreden, einschüchtern läßt, und weil es endlich in den schweren Stürmen des Entwicklungsalters steht. Fällt es, so liefert es den Beweis, daß die Voraussetzungen, aus denen das Gesetz entstand, richtig waren. Das Kind ist aus seinem ersten Fall mit einer Verminderung an Willenskraft und sittlichem Gefühl hervorgegangen. War also das schwache schutzbedürftig, so sollte man das schwächer gewordene, wenn es möglich wäre, mit doppelten und dreifachen Dornenhecken umgeben, um den Lüstling abzuschrecken. Wehe ihm, wenn er sich dennoch die unglückliche Schwäche gerade dieses Kindes zunutze macht. Von einem Würdigsein hat das Gesetz übrigens nicht zu reden. Ein derartiges Argument ist, wie man es so gern den Frauen vorwirft, gefühlsmäßig. Wer am Ertrinken ist, hat ein Recht auf Rettung, selbst wenn er seinen Fall ins Wasser durch eigenen Leichtsinn verschuldete.

Anders folgert das St.-G.-B.:

Du, Kind unter sechzehn Jahren, bist einer Gefahr erlegen, die das Gesetz dir bei der Unreife deines Alters durch seinen § 182 fernhalten wollte, aber leider nicht fernhalten konnte. Du bist jetzt noch gerade so unreif, ja bedauerlicherweise sittlich noch viel schwächer und armseliger. Aber wir haben unsere Ansicht über deine Schutzbedürftigkeit geändert. Das Gesetz ist etwas so Erhabenes, daß es seinen ritterlichen Schild nur über die sittlich Starken halten kann; zu den sittlich Schwachen darf es sich nicht herablassen. Dein erster Schritt auf dem Wege des sittlichen Niedergangs hat uns so tief gekränkt, daß uns dein zweiter und dritter Schritt auf dem gleichen Wege, vielleicht mit dem Endziel des Sterbens und Verderbens in der Straßenrinne, gleichgültig geworden ist. Mit all deiner jugendlichen Unreife und deiner erwiesenen sittlichen Schwäche sollst du, Kind unter sechzehn Jahren, Freiwild sein. Der Lüstling mag dich treiben, wohin er will; nur das unbescholtene Kind unter sechzehn Jahren rühre er uns nicht an, d. h. nur so lange nicht, bis auch dieses etwa das Unglück hat, verführt zu werden.

Das sind freilich drastische, aber zugleich logische Folgerungen. Und sie sind nicht angeführt aus Freude am unfruchtbaren Lamentieren über die ‚männliche Rechtswissenschaft', sondern als ein bescheidener Versuch zu beweisen, daß das Befangensein, das Vorurteil nicht ein Privileg der Frauen ist. Vielmehr können auch männlicher Intellekt und männliches Gerechtigkeitsgefühl in seinen Fesseln liegen, besonders wenn diese von der tausendjährigen Geschlechtsmoral und Geschlechtstradition geschmiedet wurden. Denn von beiden machen wir uns, Männer und Frauen, am schwersten los.

Wird also für die Kulturwissenschaften und ihre Praxis das goldene Zeitalter anbrechen, wenn die Frauen erst in größerer Zahl mitzuarbeiten fähig sind? Es wäre Torheit, es zu hoffen, doppelte Torheit, es zu versprechen. Dornen und Disteln wird die Erde immer und auf jedem menschlichen Betätigungsgebiete tragen, nachher wie vorher. Ein goldenes Zeitalter ist zu unserer Entwicklung auch nicht notwendig. Notwendig ist nur, daß die Geister sich gegenseitig schleifen, wie zwei Diamanten, die in scharfem Zug und Gegenzug blinde Stellen entfernen und alles Licht und alles Feuer des einen wie des andern Edelsteines freimachen.

In ihrem eigenen Interesse muß also die Wissenschaft die Frauen vor die Front rufen.

Die Spuren mittelalterlicher Mönchskultur in Süditalien / Von Martin Wackernagel

◆◆

II. Verlassene Klosterbauten der Benediktiner.

Es sind zwei durchaus gegensätzliche Formen mönchischen Lebens, die uns in den zahlreichen, freilich meist verlassenen und in Ruinen liegenden Klosteranlagen Süditaliens nebeneinander entgegentreten. Einmal die geschlossene, nach fester Regel organisierte Mönchsgenossenschaft, deren Sitz als stattlicher Komplex monumentaler, kunstgezierter Gebäulichkeiten sich darstellt; und dann die lockere Ansiedelung von Eremiten und Anachoreten, die in ihren über unwegsame Berghalden und Schluchten verstreuten Einzelzellen die völlige Isoliertheit und Weltensagung auf sich genommen haben.

Das am Monte Gargano gelegene, erst neuerdings ausgestorbene Kloster S. Maria di Pulsano, von dem in einem früheren Aufsatz an dieser Stelle bereits die Rede war*, zeigt die beiden Tendenzen in merkwürdiger Weise miteinander verknüpft, während sie anderswo immer nur jede für sich allein in Erscheinung treten. So läßt sich die schwarmartige Einsiedlerkolonie, der sogar ein größeres zentrales Heiligtum oft gefehlt zu haben scheint, die charakteristische Lebensform des aus dem Orient in Süditalien eingewanderten Ordens der Basilianer, namentlich durch die südlichen Teile von Apulien und Basilikata und durch Kalabrien hin in zahlreichen Beispielen noch beobachten. Darüber wird in einem folgenden Aufsatz des näheren berichtet werden. Hier sollen zuvor, im Anschluß an jene Schilderung des stolzen und prächtigen Benediktinersitzes Pulsano, einige Mitteilungen über verwandte Denkmäler dieses Ordens ihren Platz finden.

* * *

In der nächsten Umgebung von Pulsano, auf demselben Garganusgebirge — dessen schroffe Weltabgeschlossenheit seinen mittelalterlichen Denkmälern den wirksamsten Schutz vor allen späteren Umformungen und Erneuerungen geboten hat — finden wir gleich noch zwei andere, nicht minder eindrucksvolle benediktinische Klosterbauten; einmal die Ruinen einer großen Mönchsniederlassung auf dem Monte Sacro an der Südkante des Vorgebirges, dann in einer nach Norden ans Meer ausmündenden Talsenkung das viel bescheidenere, aber zum Teil noch gut erhaltene Kloster S. Maria di Kálena.

Der Besuch des Monte Sacro, zu dem der Verfasser auf einer vom Preußischen Historischen Institut in Rom veranstalteten Forschungsreise Gelegenheit fand, kam einer kleinen Bergtour gleich, bei der man sich zeitweise in die Schweiz versetzt glauben konnte. Wir waren in der ersten Morgenfrühe mit einem Wagen von unserem Gargano-Standquartier Monte S. Angelo nach dem kleinen Fischerstädtchen Mattinata gelangt, das am Fuße des Monte Sacro zu einer von aller Welt abgeschnittenen tiefen Bucht liegt. Der liebenswürdige, altertumskundige Gemeindeschullehrer, professore Tan-

---

* ‚Der letzte Mönch von Pulsano', s. ‚Hochland', Sept. 1910, VII, 742 ff.

Albrecht Dürer/Die Apostelbilder.

credi, gab uns das Geleit; zudem hatten wir ein Schreiben des Sindaco von Monte an den Polizisten von Mattinata mit, so daß es keine Schwierigkeiten machte, hier rasch die nötigen Reittiere — denn ohne solche konnte nach den hierorts geltenden Anschauungen eine Exkursion wie die unsrige unmöglich gewagt werden — zusammenzubringen, kleine, starke, berggewohnte Packpferde, deren einem man außer seinem Reiter noch in der ‚bisaccia' (dem quer über den Sattel gehängten Doppelsack) unsern photographischen Apparat und als Gegengewicht einen Proviantkorb mit auflud, ohne daß dadurch das brave Tierchen sich nachher in seiner regelmäßigen Gangart irgendwie hinter den andern zurückgehalten zeigte. Der Vertreter der öffentlichen Ordnung, der uns diese Pferde ohne langes Parlamentieren sozusagen requiriert hatte, ließ es sich aber auch nicht nehmen, persönlich als bewaffnete Eskorte mitzukommen.

Es ging nun mehrere Stunden lang immer in dem langsamen, unerschütterlich gleichmäßigen Tempo unserer Reittiere auf einem miserabeln, holperigen Saumpfad die steilen Berghänge hinan. Die Vegetation, die unten in der geschützten, nur nach Süden offenen Talmulde die herrlichste südländische Üppigkeit entfaltet hatte, Orangen, Feigen, Reben usw., wandelt sich jetzt fast mit jeder Viertelstunde mehr in die kärgliche Rauheit der Hochgebirgsnatur. Dafür steigert sich in demselben Maße die Weite des Rundblicks über die mannigfachen Schluchten, Kuppen und Felsvorsprünge und über den immer umfassenderen, immer höher ansteigenden, wundervollen Horizont des Meeres.

Wie in unseren Alpenländern sind auch hier die höheren Regionen, die nur noch krüppeliges Gestrüpp, aber einen kräftigen Graswuchs hervorbringen, zu Viehweiden ausgenützt, und sogar eine richtige Sennhütte treffen wir hier an, deren padrone uns sogleich mit sehr un-alpiner, aber echt meridionaler wortreicher Liebenswürdigkeit zu einem Frühstück aus vorzüglicher Alpenmilch und selbstgefertigtem Käse hereinbittet. Aber nur kurze Rast dürfen wir uns gönnen, denn schon ist der Mittag nahe und noch eine hohe, fast unwegsame Bergwand steht vor uns und trennt uns vom Ziel. Dies letzte schwierigste Stück konnten wir nicht länger im Sattel bleiben und auch der gute Brigadiere von Mattinata, der es am längsten versuchte, mußte sich schließlich unter vielem Seufzen dazu bequemen, sein Bäuchlein auf den eigenen Füßen über die schroffen Felsstufen bergan zu tragen. Endlich, die Sonne steht uns jetzt im Scheitel, haben wir die Höhe erreicht und betreten das große Hochplateau, das Kernmassiv der Halbinsel, wo nun auch schon, zunächst vor uns, das Kloster sichtbar wird.

Wie die Ruinen eines ausgestorbenen Städtchens sieht es aus, so weit ausgedehnt und vielgestaltig, mit dem ringsumlaufenden, nur stellenweise beschädigten Mauerring, über dessen Rand verschiedene hohe Giebelwände, Gewölbebogen, Türme hervorragen. Ein paar hundert Meter davon, mehr zu uns hin, zeigt sich noch eine zweite kleinere Ruinengruppe, offenbar zu dem an das Kloster angegliederten Pilgerhospiz gehörend. — Es macht einen seltsam ergreifenden Eindruck, alle diese längst erstorbenen, aber doch so deutlich sprechenden Zeugen eines einstmals hochentwickelten, regen und vielfäl-

tigen Lebens jetzt so daliegen zu sehen, verlassen und schier völlig vergessen in der wilden Bergeinsamkeit.

Und das Staunen wächst, wenn wir nun näher herankommen, hineintreten in den Bannkreis der mittelalterlichen Trümmerwelt. Am Hospiz vorüber, wo noch ein kleines, schlichtes Kirchlein und ein langgestreckter, ehemals steingewölbter Saal erkennbare Gestalt besitzen, schlagen wir uns, mühsam genug, durch niederes, stachliges Gestrüpp hinüber zum Kloster selbst. Es liegt in einer windgeschützten, flachen Senkung des Plateaus, und so hat eine reiche, frischgrünende Vegetation um die alten Mauern herum Wurzel fassen können, die uns in der ringsum ausgebreiteten rauhen Steinwüste gleich eine wärmere, beinahe behagliche Stimmung entgegenbringt. Aber nicht bloß schlichte, überhaupt menschenmögliche Wohnlichkeit, vielmehr eine fein kultivierte, vornehme, kunstprächtige Existenz ist es, was aus zahlreichen Überresten und Andeutungen im engeren Umkreis des Ruinenkomplexes völlig deutlich anschaubar in die Vorstellung tritt.

Wir betreten die Eingangshalle, einen schön gewölbten Raum mit ornamental skulpierten Portaleinfassungen und Wandsäulen, deren Kapitäle mit üppigem Akanthusblattwerk und Adlern besetzt sind. All dieser Schmuck freilich, der seit wer weiß wie lange allen Unbilden von Wind und Wetter ausgesetzt war, ist stark verwaschen und verwittert, der Raum als solcher durch die am Boden sich aufhäufenden Massen von Steingetrümmer und Schutt aus seinen wahren Verhältnissen gebracht, das Ganze aber auch so noch immer ein höchst eindruckskräftiges Beispiel der apulischen Baukunst im klassischen Zeitalter der Hohenstaufen.

Jedoch ein noch merkwürdigeres, ein ganz unvergleichliches Bild tat sich vor uns auf, indem wir nun durch dieses Vestibül hindurch in den Innenbezirk der Klostersiedelung eintraten. Eine wunderbare, malerisch-prächtige Wildnis erfüllt den ganzen von der alten Ringmauer umschlossenen Raum. Breite Trümmerhaufen, von loderem Gesträuch und Schlinggewächsen überwuchert, darüber hochragende Ruinenstücke, Mauerwände aus schwerem Quaderwerk, einzelne solide Pfeiler, einzelne Bogen und Wölbungen — ein verworrenes Chaos von Baugliedern, die durch überall sich dazwischendrängende Gestrüppmassen aus jedem begreifbaren Zusammenhang gerissen scheinen.

Aber mitten in der dichtesten Wirrnis stoßen wir auf eine kleine Lichtung, wohl das Areal eines ehemaligen Hofes; hier deckt eine frisch grünende, blumenreiche Rasenfläche den Boden; Veilchenduft strömt uns entgegen, Vögel singen in dem dichten Gebüsch, das dieses idyllische Plätzchen umschließt, und ein schlanker, efeuumrankter Turm, dessen eine Seitenwand von oben bis unten durch einen Blitz zerspalten ist, steigt gegenüber aus einer hellen Birkengruppe empor. Wir sind wie im Traum in das lebendige Märchenland mittelalterlicher Romantik hineingeführt, und mit berückendem Zauber umfängt uns diese ganz unberührte Dornröschenpoesie, mit der alle Reize einer frühlinghaften Natur wie zur Steigerung des Eindruckes sich verbunden haben.

Jedoch wir müssen uns diesem Zauber entreißen; nur kurze Stunden sind uns noch gegönnt, um in das verschleierte, dicht verschlungene Geheimnis

dieser merkwürdigen Ruinenwelt einzudringen, all den Kunst- und Altertumsschätzen nachzuspüren, die überall aus Gebüsch und Trümmerhaufen hervor uns zu rufen scheinen. So durchstreiften wir denn nach allen Richtungen das ganze Gebiet innerhalb der Umfassungsmauer, trugen auf Planskizzen, so gut es ging, die Mauerreste und sonstigen Spuren von zahlreichen, mannigfaltigen Gebäulichkeiten zusammen und gewannen so doch ein wenigstens andeutendes Vorstellungsbild der ehemaligen Gestalt und Einrichtung dieses klösterlichen Gemeinwesens, das in der Tat, wie ein kleines, selbständiges Städtchen, alles das in sich umschlossen haben muß, was für die notwendigsten täglichen Bedürfnisse mönchischer Lebensführung nötig war.

Die Hauptschuld an der eingreifenden Zerstörung, die uns hier überall entgegentritt, wird wohl einem der häufigen Erdbeben zuzuschreiben sein, von denen auch diese Gegend Süditaliens immer wieder heimgesucht worden ist. Und dabei scheinen dann gerade die Hauptgebäude, die Kirche z. B., nach der wir vor allem suchten, offenbar um ihrer hochgetürmten und kunstreichen Gestaltung willen, diesen Erschütterungen am schlechtesten widerstanden zu haben. Die paar Pfeiler und Bogenwölbungen, gleich der Torhalle gegenüber, sind das einzige, was von diesem vornehmsten Bau noch aufrecht geblieben ist; aber in dem weitgedehnten Schutthügel, der seine ehemalige Stätte bezeichnet, finden sich überall schönprofilierte Blöcke und Ornamentgesimse von zierlicher Arbeit, die vernehmlich genug von seiner einstmaligen Bedeutung und Prächtigkeit zeugen. Nach einer Inschrift indessen, die vielleicht ein deutlicheres Licht auf diese Trümmer und ihre Geschichte geworfen hätte, suchten wir, so manchen vielversprechenden Quaderblock wir auch aus dem Gestrüpp hervorzogen und umwälzten, vergebens. —

Inzwischen war es aber auch schon höchste Zeit geworden zur Rückkehr. Schweren Herzens nahmen wir Abschied von dem schönen Ruinenfeld und seinen verborgen schlummernden Schätzen und stiegen, so eilig es gehen mochte, die schlechten Holperpfade bergabwärts; denn je tiefer wir kamen, desto dunkler wurde es und desto schwieriger, vorwärts zu kommen. Wir durften froh sein, daß wir noch eben vor dem völligen Einbruch der Nacht Mattinata und die feste Fahrstraße erreichten.

* * *

Die dritte der benediktinischen Niederlassungen auf dem Gargano, S. Maria di Kálena, ist eine kleine Tochterstiftung der uralten Abtei auf den Tremitischen Inseln, die wir vom nördlichen Küstenrand des Vorgebirges aus als blasse Silhouette über dem fernsten Meereshorizont schwimmen sehen. Das seit langem säkularisierte Klösterchen, jetzt ein ländlicher Pachthof, liegt eine halbe Stunde landeinwärts von Peschici, einem kleinen Fischerstädtchen an der Nordküste.

Von dem Parlamentsabgeordneten des Garganokreises, Onorevole Z., dessen Gastfreundschaft ich auf seinem Gut Ripalta hatte genießen dürfen — auch das ein ehemaliges Kloster, und zwar des Cisterzienserordens, dessen mächtiger dreischiffiger Kirchenbau in seinen charakteristischen frühgotischen Formen

wohl erhalten, aber in der seltsamsten Weise zu einem modernen, komfortabeln Herrschaftssitz umgestaltet ist, — war ich u. a. auch mit einem Empfehlungsschreiben an den Eigentümer der Kalena, einem Grundbesitzer in Peschici, versehen worden. So kam ich denn eines Morgens von Vieste, der alten Stadt der Vesta, wie sie da sagen, mit dem Maultier den langen, felsigen Höhenzug herunter auf Peschici zu, das als ein weißschimmerndes Häufchen Häuser auf der äußersten, jäh ins Meer abstürzenden Felskuppe hängt.

Dieses kleine Fischernest tat es mir nun gleich sehr an mit seinem lustigen Gewinkel ganz schmaler, auf- und absteigender Sträßchen und Gäßchen — die Hauptverkehrsader, der ‚Corso Vittorio Emannuele‘, hat eine Breite von vielleicht zwei Meter fünfzig —, alles so malerisch, lustig und originell gebaut, mit kleinen Freitreppen, offenen Loggien und Terräßchen, durchweg blendend weiß getüncht, sauber, voller Sonne und frischen Meerwindes. Mein Maultiertreiber brachte mich gleich in die Locanda, das Gasthaus in seiner primitivsten, sozusagen mittelalterlichen Urform, das an allen kleineren Orten in Süditalien die einzige Unterkunftsmöglichkeit zu sein pflegt. Hier in Peschici war auch die Locanda bei aller Simplizität von einem so durchaus appetitlichen und gemütlich patriarchalischen Charakter, daß ich keinen Moment die Hotelkultur der italienischen Fremdenrouten vermißte. Ohne daß ich lange zu bitten brauchte, deckte mir die Wirtin oben im großen Schlafraum ein Tischlein, stellte einen Teller Makkaroni drauf, etwas Wein, Brot und einen Korb voll Orangen und gerösteter Mandeln dazu, und ich tafelte höchst behaglich, am offenen Fenster sitzend mit dem Blick über die sonnenbeglänzten Dächer hinaus auf das mittäglich strahlende Blau des Meeres. — Dann aber auf nach der Kálena. Freilich, deren Besitzer, an den ich empfohlen war, durfte vor vier Uhr in seinem Mittagschlaf nicht gestört werden; so ließ ich den Brief des Onorevole für ihn zurück und ging schon voraus, geführt von einem alten Weib, das in der Locanda als Zimmermädchen und Hausknecht zugleich fungierte und das meinen schweren Photographenapparat ganz bequem und sicher auf dem Kopfe vorantrug, so unheimlich das allerdings aussah auf dem steilen Ziegenpfad die Berghalde hinunter.

Unten in der stillen, grünen, olivenbestandenen Talschlucht, in die nur ganz gedämpft das ferne Rauschen der Küstenbrandung hereinklingt, liegt das alte Klösterchen. Noch scheint von außen alles unverändert. Die hohe, starke Mauer läuft ringsum, zum Schutz vor neugierigen Einblicken wie vor feindlich räuberischen Absichten der Außenwelt. Aber wenn wir durch das nun stets offene Tor eintreten, so finden wir nichts mehr von mönchischer Beschaulichkeit und Kultur; eine vielköpfige Pächterfamilie mit Knechten und Vieh hat die alten Klostergebäude in Besitz genommen und alles zu ihren bäurisch ökonomischen Zwecken hergerichtet. Selbst von der Kirche ist die vordere Hälfte, ein seltsam unregelmäßiger, auf mächtigen schwarzen Pfeilern ruhender, im Mittelschiff von kleinen Kuppeln überwölbter Raum in einen Kuhstall umgewandelt; nur die hintere Partie mit dem Chor ist frei gehalten, und auch ein Altar ist hier vorhanden, auf dem an gewissen Festtagen noch Messe gelesen wird. Dieser Raum, der ins frühe 13. Jahrhundert zurückgehen

dürfte, ist gerade in seinen strengen, schlichten Formen, die durch keinerlei Schmuck oder bunten Aufputz verhüllt sind, von hoher architektonischer Schönheit. Das System mit den rundbogig überwölbten Seitenschiffkapellen, die durch schmale Durchgänge unter den das Mittelgewölbe tragenden Pfeilermassen hindurch verbunden sind, ist genau dasselbe, das wir schon in Pulsano an der in Fragmenten erhaltenen ehemaligen Kirche im vorderen Hof beobachteten; es erinnert aber auch in auffallender Weise an gewisse Bauten im südlichen Frankreich.

Außerordentlich reizvoll malerisch präsentiert sich der alte Klostergarten hinter dem Chor, ganz angefüllt von Orangenbäumen und Rosen. Hier verweilte ich mich in Gesellschaft der zwei hübschen Pächterstöchter, die auf allen meinen Photographien mit drauf sein wollten und sich in unverfälschtem Dialekt mit mir, so gut es ging, unterhielten, bis endlich der Padrone erschien, zu meiner großen Überraschung ein feiner junger Herr, dem man die offenbar alljährlich aufgefrischte neapolitanische Stadtkultur auf den ersten Blick ansah.

Er zeigte sich auch gleich äußerst liebenswürdig, ließ sämtliche Türen aufschließen und führte mich überall herum, auch in seine eigenen Zimmer im Obergeschoß des Pächterhauses, offenbar die ehemaligen Zellen der Mönche, in denen es aber jetzt so behaglich und nett aussah wie in einem guten, herrschaftlichen Landhaus aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Wir fanden auch beim Herumstöbern in den Nebengebäuden noch manches Interessante an Altertümern, von dem der Besitzer zum Teil selbst nichts gewußt hatte, halbverblichene Renaissancefresken in dem ehemaligen Kapitelsaal, ein paar mittelalterliche Kapitäle und Ornamentstücke, eine halberloschene rätselhafte Inschrift und dergleichen mehr. Erst als es dunkelte, kehrten wir endlich zusammen nach Peschici zurück, während über dem dämmerigen, vom blassen Silberschimmer der Oliven erfüllten Tal der hohe Meereshorizont, die Felswände und das Städtchen im herrlichsten Sonnenuntergang erglühten.

* * *

Aber bei weitem das prunkvollste, künstlerisch am höchsten stehende Benediktinerkloster liegt südwärts, im innersten Bergland der Basilikata, vor den Toren von Venosa, der alten Römerstadt Venusia, in der Horaz geboren ist.

Venosa hat zwar eine eigene Bahnstation, doch sie liegt an die zehn Kilometer vom Ort entfernt und an einer höchst sekundären Nebenlinie, wo nicht mehr als zwei entsetzlich bummelige Lokalzüge im Tag verkehren. So zogen wir vor, direkt von Melfi, der Kreishauptstadt, aus mit dem Wagen hinüberzufahren. Vier bis fünf Stunden geht es durch die prächtige, tiefeinsame Berglandschaft, deren gleichförmig herber Ernst kurz vor Venosa sich wandelt und mehr und mehr einen ganz eigentümlich anmutigen, heiter blühenden Reiz gewinnt. Sonnenheiße Rebhänge wechseln mit steiler ansteigenden Halden, wo zwischen breiten, blattreichen Feigenbäumen und dem zierlichen Geschlecht zartgeästeter, silbergrün glitzernder Oliven weiße Ziegen weiden; unten aber die schmale, gewundene Talsohle mit grünen Wiesen und kleinen Bächen, die von Gebüsch und einzelnen schlanken Pappeln umstanden sind. Es ist durchaus diese idyllenhaft beseelte, in sich glückliche und genußvolle Szenerie der horazischen Hirtenlieder und Naturgedichte, die hier noch unverändert weiterzuleben scheint.

Das Städtchen selbst, das darüber auf der Höhe thront, macht einen bäuerisch-primitiven Eindruck; aber des antiken Ruhmes, der an ihrem Namen haftet, sind sich auch die Venusiner von heutzutage noch mit Stolz bewußt. Gleich am Stadteingang zeigt man uns ein kleines antikes Grabtempelchen, einen halb verfallenen Ziegelbau, wie man sie in den Umgebungen Roms häufig antrifft, als ‚Casa di Orazio'; auf dem Marktplatz aber steht inmitten des kleinen, ländlich bunten Getriebes, ernst und groß ein schönes Bronzedenkmal des römischen Dichters, das sich die braven Bürger unlängst für die sauer zusammengesparte Summe von 60000 Lire angeschafft haben, und den Namen des weinfrohen Sängers evoziert selbst der kleine Kneipwirt, bei dem wir Mittag halten, um uns zu eifrigerem Trinken anzuspornen. Aber die antike, horazische Stimmung ist gleich verweht, wenn wir auf der anderen Seite zum Städtchen heraustreten auf die baumlose Hochebene, wo in geringer Entfernung die langgestreckten Mauerzüge der ehemaligen Benediktinerabtei S. Trinità vor uns aufsteigen.

Dieses Kloster ist das Stammheiligtum der normannischen Herzöge gewesen; Robert Guiskard und seine Brüder haben es um die Mitte des 11. Jahrhunderts gegründet, und Papst Nikolaus II. kam im Jahre 1059 nach der denkwürdigen Synode von Melfi herüber, um den vollendeten Kirchenbau zu weihen. Hier haben sie dann auch alle, die Glieder des stolzen Abenteurer- und Eroberergeschlechts, ihre letzte Ruhestätte gefunden.

‚Urbs Venusina nitet tantis decorata sepulchris' heißt es in einer alten normannischen Verschronik; aber aus der langen, prächtig ruhmvollen Reihe fürstlicher Grabdenkmäler hat sich nur ein einziges bis auf uns erhalten, das der Alberada, der ersten, verstoßenen Gemahlin Robert Guiskards, ein ganz schlichter Sarkophag unter säulengetragenem Baldachin; an alle die anderen, längst zerstörten, erinnern nur noch kümmerliche kunstlose Ersatzstücke, über denen die klangvollen historischen Grabinschriften jeweilen auf die Wand gemalt worden sind.

Freilich manches bemerkenswerte Stück Kunst und Altertum ist in der Kirche sonst noch anzutreffen, und die Vorstellung einer weit zurückreichenden, höchst wechselvollen Geschichte tut sich auf: ein großes, zierlich ausgeschmücktes Portal aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, Freskenreste des 14., einzelne prächtige Marmorkapitäle altbyzantinischer Arbeit, halb versteckt unter der Orgelbühne; ein anderes, noch größeres Kapitäl, mit allerhand fratzenhaften Gestalten verziert, in der Art der romanischen Plastik des Nordens, ist als Weihwasserbecken hergerichtet. Doch dies sind alles nur vereinzelte Fragmente und Andenken an frühere Zeiten; der Raum, der sie beherbergt, ist ein ärmliches, zusammengeflicktes Gebäude, ein bescheidenes Landkirchlein.

Jedoch außer diesem ganz degenerierten ältesten Kirchenbau besitzt die Trinità noch einen zweiten, der auch in seiner nur fragmentarischen Gestalt als ein Architekturdenkmal eindrücklichster Art sich darstellt. Während der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, da das Kloster in eine glanzvolle Blütezeit einzutreten begann, beschloß man, die bisherige, allzu einfach scheinende Kirche durch einen mächtigen Erweiterungsbau zu vergrößern, der unmittelbar hinter der ursprüng-

lichen Chorwand beginnen und derart angelegt werden sollte, daß die alte Kirche nur mehr als ein Durchgangsraum, eine Vorhalle der neuen erscheinen würde. Aber dieser Bau, nach einem überaus großzügigen, kühnen Plan begründet und begonnen, ist niemals zur Vollendung gelangt; nach einer längeren Unterbrechung um die Mitte des Jahrhunderts, mit erneutem Mut noch einmal in Angriff genommen, ist er schließlich völlig aufgegeben und liegen gelassen worden. Ringsum stehen noch die festgefügten hohen Außenmauern, es stehen das Mittelschiff und die Chorrundung einfassend die zwei Reihen massiver Säulen und Pfeiler, von prächtigen Kapitälen bekrönt; aber die Gewölbe, die diese Hallen überdachen sollten, sind unausgeführt geblieben, der weite Kirchenraum liegt unter freiem Himmel. In diesem wohlumhegten, windgeschützten Bezirk hatte der frühere Eigentümer einen trefflichen Baumgarten angelegt mit Feigen, Mandeln und Weinreben, der erst vor einigen Jahren, als der Staat das Bauwerk erwarb und als Monumento nazionale registrierte, beseitigt wurde; eine schöne Grasfläche deckt jetzt den Kirchenboden und nur im Chor ist einiges lockere Gesträuch aufgeschossen. Manche Werkstücke sehen wir auch noch an den Wänden entlang herumstehen, Kapitäle, ornamentierte Gesimsblöcke u. dgl., sauber gearbeitet und tadellos erhalten, als wären sie eben erst aus der Steinmetzwerkstatt hergebracht und warteten auf den Maurer, der sie dem Bau einfügen würde; aber nirgends Trümmer oder Schutt; was ausgeführt war, hat standgehalten alle die Jahrhunderte hindurch.

Das Baumaterial, das hier verwendet wurde, ist aber auch von einer ganz ungewöhnlichen Solidität und Gewichtigkeit, lauter kolossale quadratische Blöcke, wie wir sie sonst nur an den antiken Ruinen Roms zu sehen gewöhnt sind; und in der Tat, es ist das ehemalige römische Amphitheater von Venusia, das diese Steine hat liefern müssen, von denen auch noch manche die tief eingegrabenen Buchstaben antiker Inschriften an ihrer Oberfläche erkennen lassen. Daneben finden wir auf anderen Blöcken, die demselben Römerbau entstammen, aber schon im frühen Mittelalter einmal wieder verwendet worden waren, allerlei altertümlich hagere Flachornamente ausgeprägt, im Stil der langobardisch byzantinischen Epoche. Aber alle Kapitäle und Friese, die eigens zur Ausschmückung der neuen Klosterkirche gearbeitet wurden, zeigen die vollentwickelte Meisterschaft der romanisch apulischen Plastik. Dies sind die einheimischen Kunstelemente, die von den Erbauern der Trinità vorgefunden und verwendet wurden; sie selbst brachten dann noch hinzu, was ihnen im Zusammenhang der kluniazensischen Reform aus der burgundischen Ordensprovinz vermittelt worden war: den merkwürdigen, in Italien völlig ungewöhnlichen Bauplan und Grundriß, dessen hervortretendste Eigentümlichkeit in einem den Chor umfassenden Säulengang mit drei halbkuppelig überwölbten ausladenden Altarnischen sich kundgibt und der dem Gebäude in der Architekturgeschichte Italiens eine sehr anhaltende Sonderstellung zuweist. So erscheint die Trinità von Venosa als eines der namhaftesten Zeugnisse für die Verbreitung, den internationalen Austausch künstlerisch-kultureller Errungenschaften, um dessentwillen dem Benediktinerorden ein so bedeutsamer Anteil zukommt an der Entwicklung der italienischen Kunst des Mittelalters.

Gibraltar / Von Graf Vay von Vaya

XVII. Staatswesen.

Das Staatswesen ist unter so vielen ausgezeichneten Einrichtungen in England vielleicht das umfassendste und bewunderungswürdigste. Das Parlament ist ebenso wichtig als Vertretung des nationalen Willens, wie in seiner Eigenschaft als höchste Stelle der Gesetzgebung. Seine in der Geschichte der Völker einzig dastehende Vergangenheit, sein hohes Alter und seine unveränderte Lebenskraft sind gleich wunderbar. Als volksvertretende Regierung von ganz Europa zuerst in England eingeführt, entspricht es vollkommen den nationalen Bedürfnissen, so heute wie einst. Einige unwesentliche Abänderungen von Zeit zu Zeit genügen, um die mehrhundertjährige Regierungsform zu erhalten.

Das Parlamentsgebäude ist ein würdiges Heim für die politische Tätigkeit, der prächtigste Palast der Residenz, an der Hauptverkehrsader der Riesenstadt gelegen. Seine majestätische Fassade spiegelt sich in den düstern Wassern der Themse wieder. Sein gotischer Tudor-Stil, obgleich oft rekonstruiert, gibt ihm einen ernsten Charakter. ‚Westminster Hall' ist unversehrt erhalten. Diese einzigartige Stätte so vieler ruhmreicher und trauriger Begebenheiten, die von einem ungeheuren Gewölbe überspannte Halle war genau so, wie sie sich jetzt darbietet, der Schauplatz zahlloser ereignisreicher Kapitel der Geschichte der vereinigten Königreiche.

Sie bildet den Mittelpunkt des nationalen Lebens und jederzeit finden sich dort die berühmtesten Söhne des Landes. Ihre großen Toten aber ruhen unter der Krypta der Westminster Abbey, welche sich stolz gegenüber erhebt. Alle jene, die das Vaterland ehren wollte, sind in dieser wundervollen Kathedrale mit ihren hochstrebenden Spitzbögen beigesetzt. Nie und nirgends, weder in alter noch in neuer Zeit, hat der Patriotismus würdigere und in solch unmittelbarer Nachbarschaft vereinigte Denkmäler gehabt. Der glänzende Weg von einem zum andern bildet den höchsten Ehrgeiz jedes Sohnes von Albion: hier einzudringen, seine Spuren zu hinterlassen, zu schaffen, zu glänzen, im Schutze von Westminster Hall zu leben — und dann in Westminster Abbey begraben zu werden, sein Epitaph zum unsterblichen Gedächtnis dort zu haben. Wenn jenes den Olymp für die Auserwählten der Nation bedeutet, so ist dieses die Walhalla für ihre großen Toten.

Heute wie einst konzentriert sich das nationale Leben zum wirklichen Brennpunkt im Parlament. Es ist wie ein Land für sich im Lande. Alles ist besonders, alles eigenartig. Jede geringste Handlung hat ihren hundertjährigen Ursprung. Die kleinste Gewohnheit hat ihr Recht, zu existieren, und ist eine Art Ritus geworden. Sie zu vernachlässigen, würde als ein Sakrilegium angesehen werden. Der ‚Speaker' trägt, wie seit Jahrhunderten, gewissenhaft seine Perücke. Die Mitglieder behalten ihre Hüte selbst in der größten Hitze auf, und was die Frauen anbelangt, so können sie, wenn sie den Sitzungen anwohnen wollen, dies nur hinter den engen Logengittern.

XVIII. Parlament.

Daß alles das und so viele andere Maßnahmen des Mittelalters immer noch obligatorisch sind, ist um so erstaunlicher, als es andererseits kein fort-

geschritteneres Land gibt und in vielen Gegenden das schwache Geschlecht sogar Wahlrecht hat. An den Einrichtungen des Parlaments jedoch kann und soll nichts geändert werden. Es herrscht, wie ich bemerkt habe, ein eigenartiges Leben dort. Sobald die Sessionen beginnen, muß sich jedermann danach richten. Alle andere Verpflichtung wird ungültig während der Sitzungen. Man kann überallhin zu spät kommen oder überall fortgehen mit dem einfachen Wort auf den Lippen: ‚Parlament'; man hat auch das Recht, ungestraft alle seine Pflichten zu versäumen, indem man an die Kammer appelliert.

So riesengroß die Hauptstadt auch ist, zur Zeit der Sitzungen wird sie doch vollständig umgewälzt. Eine außergewöhnliche Bewegung macht sich schon in der Umgebung Westminsters bemerkbar. Die Straßen sind mit unaufhörlich kommenden und gehenden Passanten gefüllt. Die Höfe von einer dichten Menge besetzt, und vor den verschiedenen Eingängen stehen zahlreiche Gaffer, die mit lauter Stimme jeden besonders bekannten Deputierten kommentieren. Alle haben ihre Anhänger oder Gegner. Die Parlamentarier schenken dem kaum Beachtung. Einmal mit Beifallsrufen, dann wieder mit Zischen empfangen, wie die Schauspieler, haben sie seit lange die Gewohnheit, vor der Rampe sich zu zeigen. Das scheint zu den Reizen des Berufes zu gehören.

Wenn man als Abgeordneter auch nicht beliebt werden kann, so gelangt man doch wenigstens zu einer Art von Popularität, welche nicht wenigen jungen Politikern in gewisser Hinsicht Befriedigung gibt. Ihre Namen werden in den Zeitungen genannt. Jedes Wort wird stenographiert und andern Tags publiziert. Heute unbekannt, wird der junge ‚Member of Parliament' morgen ein Mann der Öffentlichkeit. Auch läßt er auf seine Visitkarten mit größter Befriedigung das magische M. P. drucken, welches ihm ein gewisses Ansehen — wenigstens in der Provinz — verschaffen wird.

Der Nimbus des Parlaments ist tatsächlich sehr beträchtlich, selbst vom sozialen Gesichtspunkt aus. Ein englischer Abgeordneter ist an sich schon jemand. Wenn er keine anderen Eigenschaften besitzt, so läßt er doch finanzielles Besitztum vermuten. Überall ist die Politik kostspielig, aber in England am teuersten. Die Wahlkampagnen verschlingen tolle Summen; zudem werden die Deputierten nie bezahlt. Man muß ein ganz unabhängiges Vermögen haben, um diese Karriere einschlagen zu können. Die Sitzungen machen einen höchst exklusiven und ernsten Eindruck. Alle Mitglieder sind aufs sorgfältigste gekleidet und trachten, möglichst würdevoll aufzutreten. Infolgedessen sind die parlamentarischen Debatten von einer gewissen Feierlichkeit begleitet und zahllose Empfänge folgen sich. Da die Abgeordneten während der Session beinahe ihre ganze Zeit in dem großen Palais verbringen, laden sie ihre Freunde zu den Mahlzeiten in das house of Lords und house of Commons ein, je nachdem sie einem derselben angehören. Es gibt dort wundervoll eingerichtete Speisesäle oder Separatzimmer, und man kann sich nichts Angenehmeres wünschen als diese politischen Mahle, wobei man gewöhnlich das Glück hat, einige Koryphäen zu treffen. Die beliebteste Art zu empfangen sind jedoch die Nachmittagstees auf der großen, den Fluß entlang gehenden Terrasse. Während des Sommers begegnet sich hier die ganze große Welt der Hauptstadt. Die Damen, die bei

den Sitzungen hinter den dichten Gittern bleiben müssen, machen jetzt die Honneurs für ihre Väter, Gatten oder Brüder und deren Gäste.

XIX. Politisches Leben.

Der ‚Speaker' ist der absolute Herr dieser ganzen Welt. Er wohnt mit seiner Familie in dem Palais selbst. Außer in der Kammer muß er auch bei sich repräsentieren. Seine Räume sind fürstlich, seine Bewirtungen reicher als diejenigen eines Gesandten. Um würdig das Parlament zu vertreten, werden ihm alle Mittel zur Verfügung gestellt und seine Empfänge bilden eine ganz charakteristische Vereinigung für die Londoner Saison. Abgesehen davon, daß man bei ihm allen jenen begegnet, die eine höhere Stellung einnehmen, vermehrt die historische Ausstattung noch den Reiz dieser Soireen. Viele Einrichtungen sind sehr merkwürdig, aber man hält an allem fest, selbst an der Gewohnheit, die am meisten die Fremden erstaunt, Sitzungen bei Nacht abzuhalten. Eine eigentlich verkehrte Welt; denn wenn man sonst in der ganzen Stadt sich von der Arbeit zur Ruhe zurückzieht, erwacht man für das Parlament. Man kommt von den Diners, vom Theater und anderen Vergnügungen in Frack und weißer Halsbinde, um neue ‚Bills' einzubringen und neue Gesetze zu machen für das unermeßliche Reich diesseits und jenseits des Ozeans.

Vor allem unverständlich, wie so viele Dinge in diesem abgesonderten Lande, ist auch sein parlamentarisches Leben, eine von jenen Manifestationen, die sich im Lauf der Jahrhunderte herausgebildet haben.

Es bedurfte einer ganzen langen Lebensentwicklung einer Nation, bis sie sich kristallisiert hatte. Sein gegenwärtiger Stand ist die definitive Endform von unzähligen Änderungen. Es würde daher ein ganz vergeblicher Versuch sein, dieses System in ein anderes Land überzupflanzen. Der Parlamentarismus, wie er sich heute in England gebildet hat, ohne seine Vorbedingungen, ohne die nationale Erziehung, die große individuelle Disziplin und die organische Entwicklung, vor allem ohne den britischen Charakter, ist ganz undenkbar und darum führen alle Parlamente anderer Länder gewöhnlich nur den Namen, ohne den wahren Sinn erfaßt zu haben. Oft sind sie nur eine Einrichtung zur Unterhaltung der Allgemeinheit, ohne daß je der Wille sich geltend machen könnte. Es kommt selbst vor, daß solche Neu-Parlamente seit den letzten Jahrzehnten, die wie Pilze überall in der ganzen Welt entstehen, nichts weiter sind als traurige Karikaturen des englischen.

Die Entwicklung der persönlichen Eigenschaften, das Verantwortlichkeitsgefühl, die Willenskraft, kurz, die ganze Charakterbildung ist der große Vorzug der englischen Methoden.

XX. Organische Entwicklung.

Wie wir gesehen haben, wird das Kind vom zartesten Alter an darauf hingewiesen, sich auf sich selbst zu verlassen. Kaum fängt es an zu sprechen, so behandelt man es als vernünftiges Wesen, das verstehen lernen soll, sich Rechenschaft über seine Handlungen zu geben. Wenn man ihm viel Freiheit gewährt, um es möglichst vollkommen zu erziehen, so wird es dieselbe kaum mißbrauchen. Sein Verantwortungsgefühl und seine Eigenliebe wurden entwickelt, um ihm als sicherstes Schutzmittel zu dienen. Ohne diese solide Grund-

lage würde das ganze Leben in den Schulen zu einer vollständigen Anarchie ausarten.

Deshalb ist eine Nachahmung des englischen Systems so wenig befriedigend. Ohne die günstigen Vorbedingungen, ohne das Prinzip gänzlicher Unterwerfung, ohne die Erziehung zum Selbstbewußtsein, kurz, ohne diese lange und sorgfältige Vorbereitung könnte die englische Schule nie ihrer Aufgabe nachkommen. Alle äußerlichen Einzelheiten, welche gefallen, wie die Eleganz, die Haltung der Kinder, ihre gute Art und vollendeten Manieren sind nur der natürliche Ausdruck des inneren Zustandes der Dinge. Die Grundlage alles dessen ist sehr solid. Jede Kleinigkeit, wie der Schnitt der Kleider oder die Art, den Hut zu tragen, hat ihre Berechtigung. Die komischsten Einfälle, wie das Recht, einen Regenschirm zu brauchen oder die Beinkleider aufzuschlagen, dienen zur Entwicklung der Disziplin. Jede geringste Handlung in diesen scheinbar so freien Instituten ist einer genauen Kontrolle unterworfen. Nur durch Beugung unter die strengen Gesetze und kleinen Gewohnheiten kann man seine Stellung in der Schule einnehmen und seinen Zweck dort wie später im Leben erreichen.

Wenn man diese ernsten Seiten kennt, muß es noch absurder erscheinen, zu sehen, wie die Nachahmer nur die Äußerlichkeiten auffassen, ohne das Wesentliche zu ergreifen. Es ist vollkommen lächerlich, die Tracht der englischen Gymnasien anzulegen, ohne je eines besucht zu haben. Diese Sucht nach englischer Art und Mode, ohne Verständnis für die praktischen Vorzüge der Kleidung ist eine reine Afferei. Wenn die Abneigung vor England, wie jedes Vorurteil, auch unvernünftig ist, so ist doch die übertriebene Bewunderung der englischen Modetorheiten noch trauriger.

Wie in jeder anderen Kolonie, so begegnet man auch auf Gibraltar keiner Jugend. Sobald die Kinder zu lernen beginnen, bringen die Eltern das große Opfer, sich von ihnen zu trennen und sie in das vereinigte Königreich zu schicken. damit sie die Vorzüge genießen, welche das Leben in den dortigen Schulen bietet, und daß sie wie ihre Väter echte Söhne Albions werden.

Diesem Erziehungssystem verdankt England mehr als jedem anderen Vorteil seinen überwiegenden Einfluß. Mehr als Waffenstärke und Macht des Geldes hat die öffentliche Schule zu der nationalen Oberherrschaft beigesteuert. Für den in der Prüfung standhaltenden Gemeinsinn, die beständige Solidarität und die heldenmütige Vaterlandsliebe ist der Grund in der von Lebenskraft und Ehrgeiz durchdrungenen Kindheit gelegt worden. Die mancherlei Institutionen, tausenderlei scheinbar unnötigen Gebräuche und überflüssigen Unterhaltungen haben alle beigetragen, die jungen Leute tüchtig zu machen. Ihre Zähigkeit und Treue bewährt sich besonders während ernster Krisen oder nationalen Unglückes. Sobald es sich um wirkliche Gefahr handeln würde, sobald das Land bedroht wäre, so würde alle nur ein Gedanke und ein Gefühl bewegen: alles zu opfern, um seinen Ruhm zu retten.

XXI. Disziplin.

Die große Einmütigkeit der Engländer ist eine ungeheure Macht und eine ebenso schöne als nützliche Tugend. Wo der einzelne nichts beginnen kann,

in der Gesamtheit wirkt er, wenngleich nicht sehr zahlreich, als Gewalt. Denn wenn nicht aus Zuneigung, so verbündet man sich mit ihr aus Vernunft. Zu dieser weisen Einsicht sind die Engländer nicht nur gelangt, sie haben sie auch praktisch angewendet. Bei kleinen und großen Ereignissen werden sie widerspruchslos vereinigt und gerne dem leitenden Befehle sich beugen, auch wenn sie zufällig anderer Ansicht sind oder die Parteien sich sonst entgegenstehen. In allen kritischen Lagen bewährt sich diese einmütige Unterwerfung beim einzelnen Individuum ebenso wie bei der ganzen Nation.

Loyalität ist eine weitere volkstümliche Eigenschaft, die das Ansehen vermehrt. Der Herrscher ist unantastbar, wenn auch nicht der Mensch, so doch der König. Die verschiedenen Karle, George und Eduarde haben wohl fehlen können und waren gewiß nicht frei von Schwächen. Aber der König handelt immer recht, der Repräsentant des weiten Reiches steht über allem Tadel. Er ist nicht nur das oberste Haupt des Landes, er ist gleichsam die Personifikation der Nation. Als solcher kann er keine Fehler begehen, oder vielmehr es würde wenig vorteilhaft sein, sie zu verschleiern. Er kann sie wohl haben und man kann sie auch kennen, aber es würde von schlechtem Geschmack zeugen, davon zu sprechen.

Dadurch ist der König weniger eine Person als ein Begriff. In den Augen des Volkes ist er weniger eine konkrete Sache als eine abstrakte Idee. Obgleich die Krone nur auf den Kopf einer Person gesetzt werden kann, so fällt doch von dem Glanze ihrer Aureole auf den geringsten der Untertanen. Das gekrönte Haupt ist sicherlich nicht immer das gleiche, einmal schwach, einmal stark, einmal beschränkt, dann wieder begabt, wie es bei jedem Sterblichen vorkommen kann; nur ebenso wie man kaum von seinen eigenen Schwächen spricht, so schweigt man auch von denen seines Königs.

Die Krone und die Nation sind zu einig, um nicht im Einverständnis zu handeln, und wenn nicht aus Liebe, so aus Achtung; immer ist es das Interesse, welches sie zusammenhält. Im Laufe der Zeiten hat sich eine Art Wechselseitigkeit zwischen ihnen gebildet. Die ununterbrochene Tradition befestigte ihre Stellung ebenso im öffentlichen wie im Privatleben; ungefähr wie sie bei Eltern seit unzähligen Generationen gilt. Die guten und die schlechten genießen von seiten der Kinder die gleiche Achtung; man bringt ihnen unverändert dieselbe Rücksicht dar, und wenn nicht ihretwegen, so um seiner selbst willen.

Der ‚self respect' und die so außerordentlich entwickelte Eigenliebe verlangen es so. ‚De mortuis nil nisi bene', sagten die Römer, und das ist auch die Meinung der Engländer. Von Heinrich VIII. wiederholt man nur die guten Herrschereigenschaften, bei der Königin Elisabeth vergißt man alles, was nicht recht war. Die James, die Karle und selbst die George, deren Andenken oft ein trauriges ist, werden mit Schweigen übergangen. Aber diese Höflichkeit wird nicht nur den Toten bezeugt, sie wird auch den Lebenden gegenüber geübt. In bewunderungswürdiger Weise, wie wir gesehen haben, während der langen Regierung der Königin Viktoria, auch während der wenigen Herrscherjahre ihres Nachfolgers Eduard VII.

Unter solchen Bedingungen ist es leicht, zu regieren, und wenn der Souverän seine Pflichten erfüllt, so wird er zugleich populär und geliebt. Die wirklichen Interessen des Landes sind, wenigstens in großen Umrissen, jedem Untertan bekannt. Welcher Partei er auch angehört, er wird immer die gleichen Hauptzwecke verfolgen. Die beiden großen Hauptparteien, die Torys oder Konservativen und die Whigs oder Liberalen sind einander, weniger im Prinzip als in der Methode, entgegen; sie stehen auch auf bestem Fuße miteinander. Sie verlassen die Kammer im besten Einvernehmen. Zudem gehören alle Abgeordneten der gleichen Gesellschaft an, begegnen sich in denselben Kreisen und besuchen die nämlichen Klubs. In vielen adeligen Familien ist es beinahe ein Gebrauch geworden, daß der älteste Sohn stets ‚tory' wird, der jüngere aber ‚whig'. Dadurch hat jeder Gelegenheit, sein Können und seine guten Eigenschaften zur Geltung zu bringen.

XXII. Politische Wechselwirtschaft.

Diese politische Wechselwirtschaft, die wir im englischen Parlament finden, ist noch eine jener typischen Äußerungen eines praktischen Sinnes und intellektueller Herrschaft über die Leidenschaften. Allen Parteien ist die Möglichkeit gegeben, ein Kabinett zu bilden, aber zugleich wird Sorge getragen, daß jedes sich nicht in die Länge zieht. Das beste Mittel, die Oppositionen zu beruhigen, ist, sie zu entwaffnen. Sobald sie in der Übermacht sind, werden sie ihr Unvermögen beweisen, die so laut angekündigten Utopien zu verwirklichen; keine der schönen, während der Wahlkampagnen geäußerten Phrasen erfüllt sich, und die radikalsten Abgeordneten beruhigen sich leicht, wenn sie das ersehnte Ministerportefeuille oder ihr sonst heimlich gewünschtes Ziel erhalten haben. Das Land ist reich genug, um mancherlei harmlose kleine Geschenke an seine Kinder auszuteilen.

Eine gewisse erquickende Naivität ist nicht selten neben den ernstesten Momenten zu finden. Die menschliche Komödie besteht eigentlich aus einer unendlichen Reihe tragischer und komischer Szenen. Die sonderbarsten Auftritte folgen sich ohne Unterbrechung. Unsere ganze Existenz, so wie sie die gegenwärtige Gesellschaft gebildet hat, ist eine Anhäufung der unzusammenhängendsten Tatsachen und Handlungen. Die ernstesten Augenblicke sind mit den lächerlichsten vermengt. Die bedeutendsten Handlungen sind oft von unsinnigen Bedingungen begleitet, und das idealste Bestreben wird vielfach eine komische Art und Weise haben in England wie auch anderwärts. Mit dem einzigen Unterschied vielleicht, daß selbst ihre veränderlichen Moden und unzähligen Konventionen der Vernunft untergeordnet sind und dadurch, wenngleich oft indirekt, doch irgend einem guten Zweck dienen. Eitelkeit, Ehrgeiz, Snobismus, alle sind dem allgemeinen Gesetz unterworfen. Die törichten Gebräuche dienen zu irgend einem Vorteil.

Aber um in eine öffentliche Schule eintreten zu können, muß man kurze Zeit in einem jener Privatinstitute gewesen sein, das unseren Elementarschulen entspricht. Außer der Einführung in die ersten Lehrgegenstände wird dort vor allem für das physische Gedeihen Sorge getragen. Die Kinder beginnen den

Tag mit einer kalten Waschung, machen Turnübungen und wechseln danach die Kleider, ehe sie in die Klassenzimmer gehen. Der Nachmittag ist beinahe ausschließlich verschiedenen Spielen gewidmet, abends wird noch gelernt und vor dem Schlafengehen ist ein Bad vorgeschrieben. Diese beständige Abwechslung schließt jede Trägheit aus. Man gewöhnt sich von Kindheit an, immer auf die eine oder andere Weise beschäftigt zu sein und nie seine Zeit zu verlieren. Außerdem lernt man auf sich zu achten und ist bemüht, sich von seiner besten Seite zu zeigen.

XXIII. Grundlagen.

Die Grundlage von diesem komplizierten System scheint die nursery zu sein. Nursery bedeutet weit mehr als nur den Raum, in dem die Kinder sich befinden, das Wort drückt einen Zustand aus, einen vollkommenen Begriff. Der markanteste Zug in diesem Reich ist, daß die kleinen Inwohner wie große Leute behandelt werden. Von Anfang an nimmt man sie ernsthaft. Und warum nicht? Das Kind nimmt sich selbst auch sehr ernsthaft. Es kennt und gestattet nur seine eigene Art, den kleinen Kreis zu betrachten, der es umgibt und den es als Universum ansieht. Auch die Kindermädchen sprechen ernsthaft mit den Kindern und vor allem vernünftig. Glücklicherweise werden sie nie als Puppen behandelt, etwa um die Verwandten zu unterhalten, und überhaupt wenig zu den Erwachsenen gebracht. Ihre Nahrung bekommen sie für sich; sie werden öfters im Laufe des Tages gewaschen. Zur Unterhaltung werden sie unter andere Kinder geführt und entwickeln sich auf diese Weise sehr natürlich zu gesunden, robusten Wesen.

Dem Vergnügen dieser physischen Behandlung steht die moralische Erziehung an günstigen Resultaten nicht nach. Sie stellt sich von Anfang an zur Aufgabe, den Charakter zu bilden. Kleinen Unarten wird keine Wichtigkeit beigemessen, aber um so strenger die geringste Übeltat unterdrückt, die irgend einen schlechten Trieb verrät. Kurz, der große Ehrgeiz jeder Mutter ist, daß ihr Kind gesund, aufrichtig, edelmütig und fromm in die Schule eintrete. Auf Grundlage einer solch guten Basis ist für den Charakter nichts zu befürchten, und die vollkommen organisierte Gesellenschaft wird ihn weiter vorteilhaft entwickeln.

Überpflanzt auf andere Hemisphären ist die Überlegenheit der angelsächsischen Zivilisation noch staunenerregender. Die Oberherrschaft inmitten der fremden Völker gilt als bester Beweis ihrer Macht. Ihre Lebensfähigkeit und ihre praktischen Vorteile werden besonders augenscheinlich, wenn man erwägt, wie sie sich mehr und mehr den Sitten der anderen zivilisierten Völker einfügt. Daß die englischen Gewohnheiten und die Art, englisch zu denken, sich in den Reichen alter Kultur immer weiter ausbreitet, ist eine für sich feststehende Tatsache. Die Art und Weise, wie Länder, gleich Italien und Frankreich, deren Zivilisation lange eine dominierende war, sich vor den neuen Einrichtungen Englands beugen, ist eine sehr bemerkenswerte. Noch eigentümlicher erscheint es, daß werdende Reiche, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, oder bei all seinem blühenden Entfalten Deutschland un-

zählige Manifestationen dieser besonderen überseeischen Sittenverfeinerung einführen und, obgleich ungern, von Tag zu Tag mehr davon beeinflußt werden.

Städte wie Rom, welche unstreitig herrschten und wo selbst die Fremden nach dem Sprichwort: ‚fare come gli Romani‘ handeln sollten, trachten heute nach englischer Art zu leben. Man spricht in den Salons englisch. In den Straßen liest man die Aufschrift ‚Magasin Anglais‘, selbst wenn die fraglichen Gegenstände in einem Winkel des Trastevere hergestellt wurden. In Paris, dem Mittelpunkt der Eleganz und des französischen Wohlstandes, wird es nur wenige Jahre noch dauern, bis man, um im Bereich der modernen Forderungen zu sein, sich dieser Richtung anpaßt. Alles ist englisch geworden. Selbst die berühmten ‚Restaurants français‘ wurden durch ‚English Grill Rooms‘ ersetzt und die ‚Buvettes‘ in ‚Bars‘ umgetauft, um die Kundschaft anzuziehen. Ganze Viertel haben sich umgewandelt, so daß man sich jenseits des Ärmelkanals glauben könnte.

XXIV. Nationalkultur.

In Gibraltar, das einerseits Spanien berührt und andererseits Mauritanien gegenüberliegt, haben wir reichlich Gelegenheit, zu beobachten, wie diese Kultur sich ausbreitet. Die beiden Länder erreichten den höchsten Grad ihrer Entwicklung. Eines wie das andere genossen der Reihe nach die höchste Macht. Ihre Kultur zur Zeit ihrer Blüte war ebenso ernst wie despotisch. Der Geist von Damaskus, die Zivilisation der Kalifen beherrschten während Jahrhunderten die Völker des Mittelmeeres und wurden nur durch den Ruhm des Hauses Kastilien verdrängt, der durch Karl V. auf seinem Zenith gebracht worden war.

‚Nec plus ultra‘, dieser herrliche Wahlspruch des großen Kaisers ist heute kaum noch lesbar auf dem Triumphbogen bei der Bucht. Sein Inhalt hat die stolze Bedeutung längst verloren. Verschwunden ist die ganze Epoche. Die wichtigsten Ereignisse und Heldentaten jenes glänzenden Reiches, in dem die Sonne nie unterging, vergingen spurlos. Von allem Glanz blieb nur die Erinnerung, und jene Denkweise wiederspiegelt sich höchstens noch in einigen verblaßten Reminiszenzen. In einzelnen Augenblicken äußert sich noch die alte Kultur; hie und da flackern einige Spuren davon auf inmitten des vollständigen Verfalles.

Neben zerrütteten Verhältnissen ist das Beispiel einer mannhaften Nation doppelt wirkungsvoll. Daher zählen auch die Engländer viele Anhänger unter diesen niedrigstehenden Leuten; nirgends scheint man mehr unter ihrem Einfluß zu stehen als in Spanien. Man bewundert alles, was englisch ist, ahmt so viel wie möglich ihre großen und kleinen Einrichtungen nach. Der Hof gibt hiezu das erste Beispiel und die Großen folgen ihm. Wer die Mittel dazu hat, schickt sogar seine Söhne in die Schulen nach England. Und zum Übermaß geht man sogar dorthin, um die Königin zu holen.

Von einem ‚mondainen‘ Leben auf einem nur wenige Quadratkilometer großen Felsen zu sprechen, mag sonderbar klingen. Alle jene, welche nie persönlich daran teilnahmen, werden hierüber ungläubig den Kopf schüt-

teln. Jedoch, so merkwürdig es scheint, Gibraltar hat seine Gesellschaft und ein sehr animiertes geselliges Leben. Es gibt viele verheiratete Offiziere, deren Familien sich dort so gut wie möglich einrichten. Wenn die Örtlichkeit an sich auch nicht sehr annehmbar ist, so hindert das doch nicht, alle seine Freunde einzuladen. Man muß sich sehen und sich unterhalten. Eine weitere Besonderheit der englischen Sitten ist, daß man, wo auch immer, nicht existieren kann, ohne einen Kreis von Bekannten um sich zu schaffen.

XXV. Gesellschaftliche Pflichten.

Je nach Verschiedenheit der Lage und des Vermögens bietet man mehr oder weniger, aber Gäste hat man immer, denn Gastfreundschaft gilt als eine Pflicht. In den Kolonien müssen die Gouverneure das gute Beispiel geben. Es ist unbedingt notwendig, daß sie als englische Untertanen ein großzügiges und verfeinertes Leben führen und imponieren. Sie sollen gerne Geld ausgeben und sich nichts versagen, was ihnen Vergnügen macht.

Etwas Pose und ein wenig Protzerei ist alledem freilich beigemengt. Aber wenn schon das gemeinsame Leben im kleinsten Heimatdorfe ebenso wie in den großen Hauptstädten notwendigerweise das Bedürfnis erweckt, beim Nachbarn durch persönliches Wichtigmachen Erstaunen und Eindruck hervorzurufen, so ist dies noch weit mehr der Fall in der Fremde, wo jedermann sich seine Stellung erst schaffen muß. Daher ist es verzeihlich, wenn man darauf bedacht ist, sich seinen Platz, und womöglich einen hervorragenden, zu erringen. Alle diese Züge sind sehr menschlich. Wenn sie auf dem Boden des britischen Besitztums besonders ins Auge fallen und einen charakteristischen Zustand im kolonialen Leben bilden, so rührt dies daher, daß es mit mehr Logik als anderswo geordnet wurde. Die Engländer haben selbst diese kleinen sozialen Eitelkeiten als eine Art System, eine nützliche Einrichtung, entwickelt.

Ihre Einteilung des täglichen Lebens hat den Grad der Vollkommenheit erreicht an Ordnung, Exaktheit, Sorgfalt bei Festsetzung und Ausübung der kleinsten Einzelheiten. Der englische Haushalt ist ein Triumph der Methode. Seit Urelternzeiten wurde alles systematisiert. Jedes Haus hat die gleiche Anordnung, nur der Umfang ändert sich. Die Dispositionen sind überall dieselben vom Keller bis zum Dach. In Mietswohnungen werden sie wohl etwas hühnersteigenartig eng, haben aber andererseits den großen Vorzug, daß jedes Haus, nur von einer Familie bewohnt, auf diese Weise ein eigenes Heim bedeutet und, so mangelhaft es auch sei, doch eine Art moralische Feste bildet: ‚My house is my castle' (mein Haus ist meine Burg).

Die Verwaltung dieser Festungen ist für alle Zeiten festgesetzt, der englische Haushalt in seinen wesentlichen Zügen unveränderlich. Infolgedessen kennen die neu eintretenden Dienstboten schon vollkommen ihre Pflichten. Überall finden sich die gleichen Einteilungen, die gleichen Raumverhältnisse, dieselben Möbel und Gebrauchsgegenstände. Im Souterrain, wo die Arbeit getan wird, ist das Reich der Dienstboten; sie haben ihr Leben ebenso be-

Kruzifixus mit Maria und Johannes. (Münchner Schule.)

stimmt geordnet, wie oben der Herr des Hauses. Auch bei ihnen fehlt der Salon nicht, nur führt er den Namen: servants hall. Dort vereinigen sie sich während der Ruhezeiten, und die guten Formen werden unter ihnen ebenso beachtet, wie im Empfangszimmer des ersten Stockes. Zum Diner kleiden sie sich um wie die Herrschaft, und auch das Recht des Vorranges wird streng unter ihnen ausgeübt*. Zu dem jährlich von den Angestellten gegebenen Ball kommt selbst die königliche Familie und nimmt Teil an der Ehrenquadrille.

Wenn nun das Souterrain schon so zeremoniell ist, kann man sich vorstellen, welcher Ton in den Empfangsräumen verlangt wird. Dank dieser förmlichen Art ist der Verkehr so leicht. Es gibt Regeln für jede Gelegenheit, und feststehende Phrasen für jede Situation. Man kann zu spät kommen, ohne sich mit vielerlei einfältigen und selten geglaubten Ausreden in Verwirrung zu bringen; das einfache Wort: ‚So sorry‘ entschuldigt. Und man kann fortgehen, wenn man Lust hat, ohne sich verabschieden zu müssen. In anderen Punkten ist man um so kleinlicher. Zum Lunch verlangt die Vorschrift, daß die Damen im Hut erscheinen, zum Diner dagegen würde dies als sehr schlechte Manier gelten. So müde man auch ist, und wenn auch ganz allein im Hause, so muß man sich doch aus Achtung vor sich selbst oder aus Rücksicht für die Dienstboten notwendig entweder zu der Mahlzeit umkleiden, oder andernfalls in seinem Zimmer servieren lassen. Ein Haus, das geachtet sein und als Beispiel gelten will, muß alle diese und hunderterlei andere konventionelle Regeln beobachten. Wie der Herr, so der Diener, das ist tatsächlich der Fall in diesem Lande. Die Angestellten sollen repräsentieren wie die Herren. Als Kammerdiener werden nur großgewachsene Leute engagiert. Jeder Bart wäre unmöglich, nur dem Haushofmeister ist als ganz besondere Vergünstigung ein Backenbart gestattet, auch wird er stets mit seinem Familiennamen angeredet, während man die übrigen Bediensteten kurz beim Vornamen nennt. Auf dem Wagen muß der Bediente seine behandschuhten Hände auf die Knie legen, der Groom dagegen hat sie über der Brust gekreuzt zu halten. Er trägt auch die Haare, wie sie die Natur wachsen ließ, während der Diener eines reichen Hauses sie gepudert hat.

XXVI. Vanitas vanitatum.

Alles das sind wunderliche Einfälle, aber wenn auch noch so übertrieben, tun sie doch niemand etwas zuleide.

Überdies hat jede geringste Kleinigkeit irgendeinen vernünftigen Zweck bei diesen so ausgezeichnet geordneten sozialen Verhältnissen, die den Scharfblick erkennen lassen, womit begriffen wurde, daß die Menschheit in jeder Altersstufe ihre Spiele braucht. Selbst inmitten der ernstesten Beschäftigung sind die kleinen Unterhaltungen unentbehrlich. Nur von Zerstreuung unterbrochen wird Arbeit gerne getan. Wenn auch beim ersten Anblick des Lebens auf Gibraltar

* In einem Schloß wollte mein Diener nicht bleiben, bis man ihm den gleichen Platz neben der ‚House Keeper‘ zugestand, den ich schon im Speisesaal neben der Hausherrin einnahm.

nur die blühenden Gärten und die Belustigungen der lebensfrohen Einwohner ins Auge fallen, so gibt ein längerer Aufenthalt doch einen um so tieferen Eindruck ihrer ernsten Bestrebungen, die von großer Tragweite sind.

Die englische Marine, die gewaltigste von allen Nationen, ankert dauernd in der Bucht von Gibraltar. Ihre mächtigen Dreadnoughts, schnellen Kreuzer oder unsichtbaren Unterseeboote laufen ein und aus unter dem Schutz des Felsens von Calpe mit einem beständigen Hin und Her von unbekannten Bestimmungen. Eine bessere und sicherere Lage als dieser zwischen zwei Meeren erbaute Hafen ist undenkbar.

Hundertfünfzigtausend Menschen, die annähernde Zahl der Seeleute, besuchen ihn abwechselnd und setzen den Fuß auf diesen kleinen Flecken Erde. Gibraltar ist eine der Hauptankerungsstätten für die englische Flotte und seine Festung die wichtigste für die Seemacht von Großbritannien.

Bei dem letzten Krönungsfest, wobei so großer Reichtum entfaltet wurde, galt als Glanzeffekt die Parade der alljährlich unberechenbare Summen verschlingenden Flotte. Allein für das vergangene Jahr betrug das Budget hiefür 36 782 990 Pfd. Sterl. und erhöht sich fortgesetzt.

Die Flottenschau von Speathead war sicherlich der imposanteste und erhabenste Anblick, den die Nation bieten konnte. Alles, was dieses Volk an Kostbarem, an Reichtum, Seetüchtigkeit und Manneszucht besitzt, wurde hier vereinigt. Noch größeren Eindruck aber als der außerordentliche materielle Aufwand rief die aus dem ganzen Schauspiel heraus empfundene moralische Stärke hervor.

Die sittlich hohen Eigenschaften sind die unbestreitbarsten Vorzüge der englischen Marine, sagen wir ganz Großbritanniens, und sie sind es, die ich am meisten bewundert habe sowohl im Mutterlande als in den entfernten Kolonien. In der Hauptstadt wie in der geringsten Niederlassung haben sie mich erstaunt, in London wie in Gibraltar, überall wo die englische Flagge weht, kommt ihr günstiger Einfluß zur Geltung und äußert sich in kleinen wie großen Ereignissen, in ernsten Momenten wie in den Flüchtigkeiten des täglichen Lebens.

Im Augenblick der großen umwälzenden Bewegung, welche seit einiger Zeit gärt und, mit einem radikalen, ganz unvorhergesehenen Wechsel drohend, noch an Umfang gewinnen wird, ist die wichtigste aktuelle Frage, die alte soziale Ordnung aufrecht zu erhalten. Diese letzten Zeiten haben uns so ernste Ereignisse von Streiken, Aufständen und Widersätzlichkeit gegeben, daß es unmöglich ist, vorauszusehen, was die nächste Zukunft an Überraschungen bringen kann. Denn wenn Großbritannien bedenkliche Feinde und nationale Gefahren besitzt, so sind sie nicht außerhalb, sondern im Lande selbst zu suchen. . . .

XXVII. Geschichtlicher Überblick.

Die Besitzergreifung Gibraltars durch England datiert eigentlich seit dem Erbfolgekrieg. Prinz Georg von Hessen und Admiral York haben die Festung belagert und sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts zu Herren der Stadt gemacht. — Doch konnte man während einer Reihe von Jahren kaum

die Früchte des Sieges genießen, da die Besatzung beständigen Angriffen ausgesetzt war. Endlich, durch den Frieden von Utrecht, mußten die Spanier definitiv auf ihre wichtigste Seefeste verzichten.

Der Friede war jedoch noch lange nicht dauernd, Belagerungen folgten sich noch unausgesetzt, von denen eine der furchtbarsten von 1779—1783 dauerte, ohne daß die Engländer dadurch hätten vertrieben oder die allgemeine Lage hätte verändert werden können. Gibraltar ist eine feste Schutzwehr für das britische Reich. Die Herkulessäulen repräsentieren und behüten Albions Macht.

Die Geschichte dieses schroffen Felsens war daher immer eine reich bewegte. Seit undenklichen Zeiten kämpften die Völker um seinen Besitz. Schon die Phönizier kannten seine Wichtigkeit für den Seeverkehr und belagerten ihn. Mit einem ganz ebenso habsüchtigen Handelsinstinkt wie die Angelsachsen begabt, ergriffen sie Besitz von seinem Hafen und errichteten daselbst einen ihrer zahlreichen Stapelplätze zur Erleichterung ihres Welthandels.

Danach wurden die Karthager die Herren und beuteten, wie wir aus der Geschichte wissen, einen sehr beträchtlichen Teil der Halbinsel aus. Selbst heute finden sich in den Kupferminen noch Spuren aus diesem, unserer christlichen Ära vorangegangenen Zeitalter, welche auf eine ausgebreitete Tätigkeit schließen lassen.

Die ruhmreichste Epoche dieses wunderbaren Erdenwinkels bildete die römische Herrschaft. Während ihrer nahezu vierhundertjährigen Verwaltung hat die Bevölkerung die klassische Kultur bekommen. Überall finden sich noch deren Spuren. Einen Begriff von der Bedeutung dieser Kolonie wird uns die Tatsache geben, daß drei von den Kaisern auf spanischem Boden geboren sind.

Calpe wie Carteia, eine wichtige Stadt da, wo sich heute die weißen Häuser von Algeciras in den glitzernden Wassern der Bucht spiegeln, sind bei der Invasion der Vandalen und später der Westgoten zerstört worden. Alle Kultur verschwand nach und nach und auch vom strategischen Gesichtspunkt aus ist Calpe in Vergessenheit gesunken.

Im Jahre 711 landet dann Tarik ibn Zajd, einer der Führer der arabischen Truppen der Kalife von Damaskus, in der Bucht und erbaut die Festung, von der wir noch Ruinen auf dem Felsen von Calpe vorfinden und welche von da ab nach dem Eroberer ihren gegenwärtigen Namen Dschebel al Tarik, Berg des Tarik, führt, woraus Gibraltar wurde.

Gegen Ende des Mittelalters, während der langen maurischen Herrschaft, einer Macht von höchster Kultur, hat Gibraltar eine gleichsam doppelte Rolle gespielt. Denn außer als Warte gegen feindliche Einfälle diente es als Verbindungsglied für alle afrikanischen Verwaltungen, von denen das gegenüberliegende Ufer nur durch fünfzehn Kilometer getrennt ist.

Erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts, unter Isabella und Ferdinand, mußte der Halbmond endgültig von den stolzen Wällen verschwinden. Aber daß damals viele seiner Untertanen zurückgeblieben sind, ist heute noch leicht zu erkennen. Wie ich früher schon gelegentlich bemerkte, finden wir bei jeder Wendung maurische Erinnerungen und begegnen bei jedem Schritt dem arabischen Typus, auch unter englischer Verkleidung.

Der stolze Felsen von Calpe hat oft die Herren gewechselt, seit Vulkan ihn mitten in die Wellen warf, wie eine Schildwache auf die äußerste südliche Spitze des westlichen Europas. Die Weltmächte, auf dem Gipfel ihrer Macht, wie wir sahen, haben abwechselnd ihre Flaggen dort gehißt. Phönizier, Karthagener, Römer, Vandalen, Goten, Araber, Spanier beherrschten die Meere von der wundervollen Klippe aus. Wird Großbritannien, der gegenwärtige Gebieter, in diesen Zeiten des schnellen Wechsels noch lange bleiben? Doch das zu entscheiden wird die Aufgabe der Weltgeschichte sein. —

Schmerz

Ein Letztes in mir den Schmerz stets besiegt!
Es lächelt, wenn er mich heftig bekriegt,
Es spottet leise:
‚Nur zu, nur zu!‘
Meine Seele ist doch stärker als du!

Nimmst du in deine herbe Haft
Auch meiner Jugend frohe Kraft,
Beugst du auch meine Schaffenslust,
Brichst du das Leben in meiner Brust:

‚Nur zu, nur zu!‘
Das Ew'ge ist doch stärker als du!
Und in dem ruh ich, ein müdes Kind,
Und Schmerz ist flüchtig — wie Welle, wie Wind!

A. v. Keller.

Matthias Grünewald / Von Franz Bock

(Fortsetzung.) Von den übrigen deutschen Malern, die neben Grünewald und Dürer die neue Generation der um 1470 bis um 1490 Geborenen hauptsächlich ausmachen, war keiner ersten Ranges, keiner ein Genie. Von den stärkeren Malertalenten knüpfte nur der Augsburger Hans Burgkmair (geb. 1473) selbständig an denselben Schongauer an, von dem Grünewald und Dürer ausgingen. Der Regensburger Albrecht Altdorfer (geb. um 1480) und der wohl nur wenig jüngere Passauer Wolf Huber, die man neuerdings unter den recht unklaren, keiner Stammesart entsprechenden Begriff „Donauschule" stellt, ferner der Alemanne Nikolaus Manuel (geb. 1484) und der Franke Lukas Cranach (geb. 1472), der erst als reifer Mann nach Sachsen zog, standen im wesentlichen unter Grünewalds, in geringerem Maße unter Dürers Einfluß; der aus schwäbischer Familie bei Straßburg (um 1480) geborene, seinem Stile nach alemannische Hans Baldung ist in dem Konflikt der entgegengesetzten Einflüsse Grünewalds und Dürers niemals zu einem einheitlichen persönlichen Stile durchgedrungen. Die nächste Reihe, die Dürerschüler Hans von Kulmbach (geb. 1476) und Hans Schäuffelein (geb. um 1485), der Ulmer Martin Schaffner (geb. um 1480), der Augsburger Jörg Breu (geb. um 1480), der Schweizer Hans Leu d. J. (geb. um 1485), ist schon viel geringer an Talent und Leistung. Weit bedeutender als Maler und als selbständige Maler sind die beiden in Köln um 1500 führenden Meister, die wir in Unkenntnis ihrer Namen und näherer Daten „Meister von St. Severin" und „Meister des Bartholomäus" nennen. Der alemannische und der fränkische Stamm war, wie man sieht, besonders fruchtbar an Talenten. Die meisten von diesen Künstlern waren — das ist ein charakteristischer Wesenszug der deutschen Kunst — mindestens ebenso sehr Graphiker wie Maler. Namentlich Dürer ist (das muß gegenüber der herkömmlichen falschen Vorstellung, die durch schlechte Abbildungswerke genährt wird, immer wieder gesagt werden) nach Begabung und Leistung sogar in erster Linie Zeichner und Graphiker und erst in letzter Linie Maler.

Indem wir uns nun aber dem Größten unter allen diesen Malern, **Grünewald**, zuwenden, stockt der Fluß unserer Darstellung, und wir sehen uns dem häßlichen Gestrüpp heftigen kunstgeschichtlichen Streites gegenüber.

Wann und wo Grünewald geboren wurde und wer sein Lehrer war, über das alles haben wir keine äußeren Zeugnisse. (Warum, werden wir unten sehen.) Wir haben **ein** bezeichnetes Bild in Frankfurt und **eine** bezeichnete Handzeichnung in Berlin; ein Rahmen in Aschaffenburg trägt das Monogramm und das Datum 1519; eine Urkunde von 1517 und ein Bild in Freiburg werden schon durch Kombination damit verbunden, wobei der stilkritische Befund entscheidend ist. Endlich wissen wir urkundlich, daß Grünewald 1514 in Seligenstadt am Main war. Alles andere ist stilkritische Zuschreibung, auch der Isenheimer Altar. Bei Grünewald gibt es also, das ist mit Nachdruck zu betonen, vorläufig nur Meinungen, aber nicht ausgemachte Tatsachen bezüglich des Umfanges seines Werkes und bezüglich seiner künstlerischen Herkunft und Jugendentwicklung. Der Meinung mancher, daß uns

von Grünewald nur die wenigen Bilder und Zeichnungen aus den ersten drei Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts erhalten und daß die Basler Kreuzigung und die Münchner Verspottung die frühesten Jugendwerke seien, kann ich nach den Entdeckungen der letzten Jahre noch weniger folgen als früher. Beide Bilder sind dem Stile nach keine Anfängerarbeiten, wir haben genug sicheres Material bei andern deutschen Malern, um das zu erkennen. Die Kreuzigung ist außerdem, wie nachgewiesen wurde, in Stil und Technik zwiespältig; das nicht datierte Werk ist nach einer Unterbrechung der Arbeit in reiferem Stile vollendet worden. Dieses Bild kann also nicht, wie es vielfach geschehen ist, zur alleinigen Grundlage für die Vorstellung vom jungen Grünewald gemacht werden. Und die Münchner Verspottung ist nicht, wie in der nachlässigen ersten Veröffentlichung und daraufhin vielfach behauptet wurde, 1503 datiert. Dieses später aufgefälschte Datum ist bei der Reinigung verschwunden.

Von diesem nicht vorhandenen Datum und der vorgefaßten Meinung aus, daß vor dem Basler Bilde keine erhaltenen Jugendwerke liegen könnten, ist dann kürzlich die befremdliche Hypothese aufgestellt worden* — in sehr apodiktischer Form, aber ohne wissenschaftliche Beweisführung —, daß Grünewald erst um 1485 geboren und um 1501 in Frankfurt Schüler des Schwaben Hans Holbein d. Ä. gewesen sei. Dabei war der Vater dieser Hypothese gleichzeitig an anderer Stelle noch der allgemeinen bisherigen, m. E. durchaus richtigen, Annahme gefolgt, daß Grünewald ein um 1470 geborener genauer Zeitgenosse Dürers sein müsse. Jene Herunterrückung des Geburtsjahres ist schon deswegen unglaubhaft, weil es höchst unwahrscheinlich ist, daß die dann älteren Meister Baldung, Altdorfer, Cranach so stark unter dem Einfluß des Jüngeren gestanden hätten. Die Behauptung aber, Holbein sei Grünewalds Lehrer gewesen, ist die falsche Erklärung der richtigen Beobachtung, daß sein Frankfurter Altar (im dortigen Städtischen Museum, 1501) teilweise eine auffallende stilistische Verwandtschaft mit Grünewald zeigt. Dieser Holbein Vater selbst ist nun noch eine sehr dunkle und schwankende Gestalt in der Geschichte der deutschen Kunst. Sein Geburtsjahr, ob um 1460 oder um 1470, ist umstritten, über seine künstlerische Abkunft und die Chronologie seiner Jugendwerke herrscht keineswegs Klarheit und Einigkeit. Dieser Knäuel schwieriger Fragen kann hier nicht erörtert werden. Nur soviel sei angedeutet, daß m. E. die sichtlich stärker unter fremden Einflüssen stehenden, nicht genau datierten Bilder in Eichstätt, Basel (Afraaltar) und Pariser Privatbesitz (Marientod) vor dem reiner schwäbischen und viel individuelleren Weingartner Altar von 1493 im Augsburger Dom entstanden sind. Aus diesen und anderen Frühwerken ergeben sich Beziehungen zu Zeitblom in Ulm, zu den Niederländern und namentlich zur alemannischen Schule, zu Schongauer, Isenmann und besonders zum Hausbuchmeister, der der Hauptlehrer gewesen zu sein scheint. Daß dies bisher auch von Spezialisten nicht bemerkt wurde, ist um so auffallender, als vor Jahren der Hausbuchmeister doch sogar einmal mit Holbein identifiziert worden ist. Dabei waren eben die engen Beziehungen richtig erkannt, nur ein

* Repertorium für Kunstwiss. XXXII, 412.

wesentlicher Temperamentsunterschied übersehen worden. Ein ähnlicher Temperamentsunterschied allein macht es m. E. nun schon zweifellos, daß im Frankfurter Altar Holbein der von Grünewald Beeinflußte war, aber nicht umgekehrt. Niemand hat bisher in den zahlreichen Werken Holbeins vor dem Frankfurter Altar mit ihrem halb koloristischen, halb zeichnerischen Stil und ihrem schwäbischen Phlegma eine organische Vorstufe zu dem auffallend malerischen, leidenschaftlich bewegten Stil der Passionstafeln und der Staffel des Frankfurter Altars entdeckt. Ja, die ehemalige Rückseite des Altars mit den Stammbäumen Christi und der Dominikaner ist in ihrem rein schwäbischen, holbeinischen Stil von dem Übrigen so verschieden, daß man an zwei Meister denken könnte. Und in den auf den Frankfurter Altar folgenden Werken Holbeins bis zur Paulusbasilika (Augsburg, um 1504) hin, z. B. in der mit der Basler Grünewalds zu vergleichenden Augsburger Kreuzigung, bemerkt man deutlich das schrittweise Nachlassen der Leidenschaft und die Rückkehr zur alten Art der Komposition und Modellierung, zum früheren Kolorismus. Für jeden Unbefangenen, der hier nicht den vermeintlichen Schlußstein eines verfehlten hyperkritischen Hypothesenbaus, einer zu engen Grünewaldvorstellung, zu haben wähnt, ist es ganz klar, daß Holbein hier unorganisch von außen von dem starken, erregenden Einfluß eines Größeren, malerisch Fortgeschrittenen, eben Grünewalds, getroffen wurde. Denn bei Grünewald ist dieses Temperament, diese Art der Charakteristik, dieser malerische Stil d a u e r n d vorhanden als o r g a n i s c h e r Ausdruck seines Sehens und seiner individuellen Begabung. Umgekehrt, als jene Hypothese will, bedeutet der auffallende Stil von Holbeins Frankfurter Altar gerade eine Stütze unserer entgegengesetzten Meinung, daß Grünewald um 1470 geboren sein muß, daß die heute allgemein anerkannten Werke nur die Schöpfungen seiner mittleren und späteren Zeit sind, daß vor dem Basler und dem Münchner Bilde eine ganze Reihe erhaltener Jugendwerke, namentlich Handzeichnungen (in Oxford, Koburg, Frankfurt, Wien, München, Berlin, London, Paris, Erlangen), liegen, die heute noch meist unter falschem Namen gehen. Nur wissenschaftliche Unehrlichkeit kann verschweigen oder leugnen oder in einem vorgeblich „Die (sämtlichen) Gemälde und Handzeichnungen von Matthias Grünewald" bringenden Tafelwerk unterschlagen, daß seit zwanzig Jahren bald eine bestimmte Gruppe hochbedeutender Handzeichnungen, Holzschnitte, Bilder und Kupferstiche für Grünewald in Anspruch genommen wird, weil alle wesentlichen Grundzüge des Stiles, dazu Temperament und Qualität in seinen späteren Werken und nur in diesen sich wiederfinden. Diese brennende Grünewaldstreitfrage ist aber zugleich die brennendste Dürerstreitfrage, denn eben unter Dürers Namen geht heute noch, zum Teil auf Grund nachweisbar falscher Bezeichnungen, das Meiste dieser Denkmälergruppe. Immer mehr Dürerforscher, auch solche, die sich früher heftig dagegen sträubten, kommen aber zu der Überzeugung, daß diese nicht etwa minderwertigen, sondern gerade besonders genialen Werke wegen des wesentlichen Unterschiedes in Temperament und Auffassung aus Dürer auszuscheiden sind. Nur eine nicht ausreichende Grünewaldkenntnis einerseits, und eine von einer bestimmten Stelle aus in Aufsätzen und Rezensionen geradezu planmäßig betriebene, raffinierte Irrefüh-

rung andererseits, haben bei dieser Sachlage zur Aufstellung eines „angeblich unbekannten" großen Doppelgängers Dürers führen können, und nur mangelndes Qualitätsempfinden hat den unbedeutenden, von Grünewald und Dürer abhängigen Straßburger Wechtlin (statt Grünewalds) zum angeblichen Schöpfer dieser hochbedeutenden Werke machen können. Hier sehen wir von den ersten Anfängen um 1490 an jenes so hochgesteigerte, spezifisch malerische Sehen und die entsprechende neue, freie Technik sich organisch entwickeln, dazu jene neuen, so packend von innen heraus erfaßten Typen und Ausdrucksmotive und endlich jene neue, leidenschaftliche Bewegung, kurz, den neuen Stil der Malerei, der den phlegmatischen Schwaben Holbein um 1501 so mächtig erregte, daß er vorübergehend zum Nachahmer Grünewalds wurde. Wir wissen nicht, wo Holbein von Ende 1499 bis 1501 sich herumgetrieben hat. Eine persönliche Begegnung mit Grünewald braucht nicht angenommen zu werden; und umgekehrt beweist jener Einfluß Grünewalds auf Holbein natürlich keineswegs, daß Grünewald selbst damals am Mittelrhein war. Wir haben vielmehr gute Gründe für die Annahme, daß Grünewald damals in Nürnberg war, nicht nur in der Entstehung datierter Holzschnitte jener obigen Gruppe, sondern auch in der Tatsache eines auffallenden Einflusses Grünewalds erstens auf Dürer in bestimmten Handzeichnungen und Bildern um 1503 und zweitens auf Cranach in Handzeichnungen (Berlin), Holzschnitten von 1502/3 und der Münchner (ehemals Schleißheimer) Kreuzigung von 1503. Gerade 1503 aber war Cranach urkundlich in Nürnberg. Diese von den meisten Forschern anerkannte Nachahmung Grünewalds durch Cranach steht in genauer Parallele zu jener durch Holbein im Frankfurter Altar. Hier würde aber wohl niemand umgekehrt behaupten wollen, Cranach sei nach diesem Bilde der maßgebende Lehrer Grünewalds gewesen und dieser womöglich noch später als 1485 geboren. Ein oder mehrere Werke Grünewalds muß Holbein um 1501 gesehen haben, am Oberrhein oder am Mittelrhein, vielleicht in Frankfurt selbst. Wir dürfen nicht vergessen, daß uns, selbst wenn wir die ganze oben genannte Gruppe der Jugendwerke Grünewald zuerkennen, nur ein kleiner Bruchteil namentlich seiner Gemälde erhalten ist. Wissen wir doch aus Urkunden und literarischen Nachrichten allein von drei Flügelaltären im Mainzer Dom, weiter von Altären in Seligenstadt und Oberissigheim, die gänzlich verschollen sind; ferner sind eine Kreuzigung, die im 17. Jahrhundert in der Münchner Kunstkammer war, und eine Passionsszene, die Sandrart in Rom sah, verschollen. Und die erhaltenen Tafeln in Basel, München, Freiburg und Karlsruhe sind ja alle nur Bruchstücke umfangreicherer Altarwerke. Es kann also sehr gut ein uns nicht erhaltener Passionsaltar, den Grünewald in den neunziger Jahren gemalt hatte, auf Holbein jenen großen Eindruck gemacht haben. Ja, wir haben sogar in jener oben genannten, umstrittenen Denkmälergruppe ein Werk, das schon genügen würde, um als Vorbild jenen Stilwandel bei Holbein zu erklären. Ich meine den um 1495 etwa entstandenen Dominikusaltar des Darmstädter Museums. Hier haben wir in der leidenschaftlichen inneren und äußeren Bewegung, in den Typen, in dem der Zeit weit vorauseilenden malerischen Stil und in der für die damalige deutsche Malerei einzigartig freien Technik

die Erklärung für jene Stilwandlung im Frankfurter Altar von 1501, die aus Holbeins eigner Entwicklung nicht verständlich ist. Dabei sind die drei Passionsszenen (Gefangennahme, Geißelung, Beweinung) in Darmstadt, die wir vergleichen, wieder nur unvollständige und dazu abscheulich verstümmelte und die längste Zeit vernachlässigte Reste eines größeren Dominikus- und Passionsaltares. Dieser aber hat — da findet eine von mir längst gehegte, wenn auch nicht ausgesprochene Vermutung Bestätigung — doch nirgends wahrscheinlicher seinen ursprünglichen Standort gehabt als in dem großen, reichen Dominikanerkloster im benachbarten Frankfurt, für das eben Holbein 1501 seinen Altar vollendete. Schon in der neu entdeckten Münchner Verspottung Christi, aus der man mit irrigem Trugschluß ein Schülerverhältnis Grünewalds zu Holbein ableiten will, konnten wir eine Stütze unserer von je vertretenen weiteren Grünewaldauffassung erblicken*. Dazu kommt jetzt als eine weitere Stütze der Zusammenhang des Dominikusaltars und anderer stilverwandter Werke** mit einem Werke Holbeins, in dem dieser ersichtlich unter Grünewalds Einfluß steht.

Diese etwas eingehendere Behandlung der Holbeinhypothese schien mir auch an dieser Stelle geboten, weil jene Hypothese, ohne genügende Darlegung der ganzen Streitfrage, schon in die sonst gerade durch Zuverlässigkeit ausgezeichnete große Wörmannsche Kunstgeschichte leichtgläubig Aufnahme gefunden hat mit der Folge einer m. E. geschichtlich völlig falschen Einreihung und viel zu engen Vorstellung von Grünewald überhaupt.

Grünewalds künstlerische Wesensart und sein Temperament, wie sie sich aus allen allgemein anerkannten Werken übereinstimmend ergeben, können aus der schwäbischen Kunst, womöglich gar aus einem Aufenthalt bei Holbein in Augsburg, nicht abgeleitet werden. Auf diese Vorstufe war bezeichnenderweise auch noch keiner der Forscher gekommen, die sich bisher um Aufhellung seiner Jugend bemühten. Auch Aschaffenburg, das so oft als Geburtsort angegeben wird, ist als solcher keineswegs gesichert. Den Beinamen ‚von Aschaffenburg', den Grünewald in späteren Nachrichten und Notizen führt, hat er viel wahrscheinlicher von dem späteren Aufenthaltsort bekommen, als er schon berühmt war, ähnlich wie z. B. der in Maaseyck geborene Jan v. Eyck im Ausland nach seinem letzten Wohnort ‚Johann von Brügge' genannt wurde. Außerdem ist nicht zu übersehen, daß der einzige spärliche Hinweis auf seinen Geburtsort, den uns Grünewald selbst durch Hinzufügung eines N zu seinem Monogramm gegeben hat, gerade auf Aschaffenburg nicht paßt.

Fragt man nach den Ursprüngen seiner künstlerischen Wesensart, so ließen sich nach einer Richtung hin in der mittelrheinischen Schule des 15. Jahrhunderts wohl Vorläufer nennen. Hier haben wir durchgehends eine spezifisch malerische, d. h. luminaristische, nicht nur koloristische Begabung. Gleich bei dem frühspätgothischen ‚Meister der Seligenstädter Heiligen' des

* Vgl. Die Kunst unserer Heimat IV, 80, Gießen 1910 und Kunstchronik N. F. XXII, 251.

** Besonders die Bilder in Alt St. Peter in Straßburg und die Erlanger Zeichnungen sind hier zu vergleichen.

Darmstädter Museums (um 1420) ist wie bei Grünewald und bei allen ‚Malern' die Gewandung ein wesentliches Stilelement (vgl. dagegen den Gewandhaß Michelangelos). Das Licht spielt auf ihren breiten Flächen und bricht die Lokalfarben. Köpfe werden nicht gezeichnet, sondern in belichteten und beschatteten Flächen malerisch modelliert. Dieselbe Auffassung haben dann weiter um 1440 der ‚Meister des Frankfurter Kruzifixus' (des Städtischen Museums) und um 1460 der ‚Meister der Darmstädter Passion'*, der als wirklicher Maler des Lichtes, Schattens und Helldunkels seine meisten Zeitgenossen, wie den Meister des Marienlebens, Pleydenwurff, Schüchlin, Schongauer weit überragt. Aber Grünewald hat nicht das leichte, muntere Temperament des Mittelrheinländers, sondern das heißere Blut, das tiefere und schroffere Wesen der Alemannen am heute schweizerischen und deutschen Oberrhein. Auf diese Gegend als Mutterboden Grünewalds führt noch eine andere allgemeinere Erwägung. Schon längst hat man beobachtet, daß der dauernde Charakter der Natur, die den Menschen von klein auf umgibt, daß Landschaft und Klima wesentlicher für die Erzeugung bestimmter künstlerischer Begabungen sind, als wechselnde Kulturzustände. Die Menschen des Arnotales, deren Auge stets mächtige plastische Bergformen und in der dünnen Luft des Südens haarscharf vom Himmel sich abhebende Umrisse sah, mußten Bildhauer werden. Wo sich aber über einer wasserreichen Ebene ein hoher Himmel spannt, wo Sonnenlicht in allen Jahreszeiten und Mondlicht in hellen Nächten den weiten Raum sichtbar füllen, doppelt eindringlich durch Spiegelung im Wasser, wo feuchte Dünste aufsteigen und jenes wundersame Ineinanderweben von Luft und Licht, das wir Atmosphäre nennen, zum optischen Erlebnis machen, wo alle Farben weich und tonig in diesem Licht und in dieser Luft stehen, da wachsen die großen Maler, in Holland, in Venedig, in Sevilla, in Hamburg und in Oberdeutschland am Bodensee und in der großen oberrheinischen Tiefebene von Basel bis Mainz. Nicht zufällig hat Konstanz den größten deutschen Lichtmaler des 15. Jahrhunderts hervorgebracht, den Konrad Witz, und das nahe Meersburg den feinen Koloristen Stefan Lochner, der um 1430 der stagnierenden Kölner Malerei frisches Blut zuführte. Die erstaunliche kleine Kreuzigung von Witz in Berlin steht rein bildkünstlerisch Grünewald näher, als irgend ein anderes älteres Bild. Das die ganze Seelandschaft füllende Licht ist das alles beherrschende Problem, die Figuren stehen im Licht, der Akt ist nur mit Licht und zart farbigen Schatten modelliert, das schräg gestellte Kreuz und das Gleichgewicht farbiger Massen in den Gewändern der unsymmetrisch verteilten Figuren haben als malerische Komposition in der deutschen Malerei des ganzen Jahrhunderts nicht ihresgleichen.

Alle diese inneren Gründe, die sich noch vermehren ließen, führen zu der Annahme, daß eben dieselbe alemannische Schule, deren Führer in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts der begabteste und fortgeschrittenste Maler Deutschlands war, nun mit der neuen Generation von 1470 in dem

* Kreuztragung und Kreuzigung in Darmstadt und vier Tafeln in Berlin.

größten deutschen Malgenie überhaupt, in Matthias Grünewald, ihren Gipfel erreichte. Am Ufer des Rheines und am Fuße des Hochgebirges (Alpen oder Wasgenwald), das er wie kein zweiter Deutscher groß und neu aufgefaßt hat, muß er geboren sein. Sein Lehrer ist in Schongauer, zu dem ja auch Dürer anfänglich in die Lehre kommen sollte, oder im Schulkreise Schongauers zu suchen. Zuerst, um 1490, muß er in seiner Heimatlandschaft, in Straßburg oder Basel, tätig gewesen sein. Hier hat vermutlich sein Weg zum erstenmale die Straße des gleichalterigen, wandernden Dürer gekreuzt — eine für beide wichtige Begegnung. Um 1495 etwa mag Grünewald dann rheinabwärts in die Mainz-Frankfurter Gegend gezogen sein. Um 1500 bis um 1505 aber finden wir ihn in Nürnberg in Dürers unmittelbarer Nähe, ja in dessen Werkstatt. Um 1505, als Dürer zum zweiten Male nach Venedig zog, muß er in seine oberrheinische Heimat zurückgekehrt sein, wo er um 1505 die Basler Kreuzigung begann (vollendet erst um 1510/12), um 1508 etwa die Münchner Verspottung malte und um 1510—12 sein erstes (erhaltenes) großes Hauptwerk, den Isenheimer Altar des Kolmarer Museums.

Diese unsere Auffassung gründet sich auf die (bisher in sachlicher Weise und mit wissenschaftlicher Begründung nicht widerlegte) Zuschreibung der oben genannten Gruppe von Werken. Wir verzichten hier aber auf eine Analyse dieser Werke und eine eingehendere Darlegung von Grünewalds Jugendentwicklung, weil das heute ohne weit ausgreifende Polemik noch nicht möglich wäre. Es muß aber betont werden, daß unsere ganze Vorstellung von den beiden, für die deutsche Kunst so wichtigen Jahrzehnten von 1490—1510 unvollkommen und in vielen Punkten schief und falsch ist, solange diese Grünewald-Dürer-Streitfrage nicht gelöst ist.

Das Antoniterkloster Isenheim am Fuße des Wasgenwaldes wurde um 1500 von zwei aufeinanderfolgenden Vorstehern, Jean d'Orliac und Guido Guersi († 1516), reich ausgeschmückt. Das Hauptstück war der neue Hochaltar, den sie bei dem größten lebenden deutschen Maler, bei Grünewald, in Auftrag gaben. Natürlich war es nach der Sitte der spätgothischen Blütezeit ein großer Schnitzaltar, also ein auf den Zusammenklang mit den Linien eines bestimmten Baues und auf eine bestimmte Beleuchtung berechnetes Gesamtkunstwerk aus Baukunst, farbiger Holzschnitzkunst und Malerei. Die anarchischen Zustände der französischen Revolution und die Verständnislosigkeit des 19. Jahrhunderts gegenüber unserer größten nationalen Kunst haben davon nur die auseinandergerissenen, unvollständigen und zum Teil noch immer schlecht aufgestellten Teile übrig gelassen, die man heute im Museum Unterlinden in Kolmar sieht*. Es war ein großer Wandelaltar mit beweglichen Doppelflügeln, dessen Anblick je nach den Kirchenfesten in verschiedenen Kombinationen der gemalten und geschnitzten Teile sich ‚wandelte'. Gewöhnlich sah man den Altar geschlossen;

* Farbige Abb. bei Friedländer-Bruckmann, Der Isenheimer Altar, München 1908 Seemann, Galerien Europas, 1911, Heft 3. Alle diese lassen die Bilder noch zu hart und tonlos erscheinen. Die besten farblosen Abb. in Schmids Tafelwerk, Straßburg 1907. Eine kleine Rekonstruktion in Postkarten von Manias ist im Museum zu haben.

unter dem durchbrochenen, goldschimmernden Obergesprãnge, dem obersten architektonischen Teil des Schnitzaltars, der hier heute leider fehlt, erblickte man als mächtiges Mittelstück die Kreuzigung, darunter auf den Flügeln der Staffel die Beweinung, seitlich auf festen Flügeln die Einzelgestalten des hl. Antonius und des hl. Sebastian.

Dieser Kruzifixus (es ist der dauernd vorgestellte Opfertod Christi, auf den Johannes der Täufer hinweist, nicht die einmalige Kalvarienbergszene) ist nun gleich ein einzigartiges Kunstwerk höchsten Ranges (Abb. 2)*. Die ungeheuere Stärke des Eindruckes haben alle erfahren, die davorstanden, wenn man auch je nach deutscher oder undeutscher ästhetischer Erziehung und je nach der Art der ‚Wissenschaft' sehr verschieden darauf reagierte. Ein Genius ist die höchste Steigerung der schöpferischen Ursprünglichkeit und Kraft. Und in den letzten Jahrhunderten der Neuzeit, seit Dante und Giotto, sind alle wirklich Größten nationale Genien gewesen. Das besonders Rassenmäßige, das die Talente nur zerstreut und vereinzelt offenbaren, faßt der Genius zusammen und steigert es zugleich zur charakteristischsten Erscheinung. So treten hier alle Grundzüge deutscher Auffassung so rein und mächtig zutage, wie bei keinem Künstler vor Grünewald und wie nur in ganz wenigen Werken Dürers neben ihm. Alle bodenwüchsige nordische Kunst hat ein weit stärkeres Wirklichkeitsverlangen auch in der idealistischen Sakralkunst als die griechische und italienische Kunst. Daher malte Grünewald hier diesen gewaltigen Christus am rohen, sich biegenden Holz mit dem von Geißelwunden übersäten Körper, mit der Zerrung der Muskeln durch den schweren, hängenden Körper, mit den mißhandelten, blutenden Füßen, mit dem im letzten Seufzer erstarrten, offenen Mund. Daneben steht der echt nordische Drang nach seelischem Ausdruck, dessen Schwinden bei den Stilisierern am Ende des 15. Jahrhunderts (Schongauer, Zeitblom) den Verfall kennzeichnete. Und wir sehen diesen Wesenszug deutscher Kunst nicht nur zurückgewonnen, sondern auch zugleich durch den Genius zur stärksten Intensität gesteigert. Grünewald schafft hier in dem Riesenzeigefinger des Johannes, in den vorgerungenen Händen und zurückgebogenen Leibern der Frauen neue Ausdrucksmotive von unerhörter Eindruckskraft. In diesen Figuren aber lebt zugleich das Empfinden der neuen Zeit, die Leidenschaft, die sich optisch als Bewegtheit äußert. Wie stark hier der Unterschied der Generationen war, zeigt der Vergleich etwa mit der oben genannten Augsburger Kreuzigung Holbeins d. Ä. (um 1502) oder mit der noch 1517 im alten Stil gemalten Kreuzigung Ulrich Apts (ebenda)**. Wie weit Grünewald aber als Führer auch seiner Generation den bloßen Talenten voraus war, beweist die Kreuzigung auf Burgkmairs Augsburger Basilika-Bild (S. Croce) von 1504. Denn bei Grünewald sehen wir diese Bewegtheit schon im Münchner und Basler Bilde, ja noch früher in Werken, die eben auch dadurch sich als seine Schöpfungen erweisen, z. B. in den wichtigen Erlanger

* Die Abb. (Dez.-Heft S. 304) ist im Akt und im Hintergrund zu braun, im ganzen etwas zu matt und stumpf.

** Abb. Klass. Bilderschatz Nr. 1083.

Kopien* des zum Teil verlorenen Dresdner Marienaltars und im Darmstädter Altar. Nicht plötzlich erscheint das im Isenheimer Altar, sondern von den ersten Jugendwerken um 1490 an, ehe es bei Dürer auftritt, sehen wir dieses Wesenselement des neuen Stiles bei Grünewald allmählich zur brausenden Sturmflut anschwellen. Wie groß Grünewald in der schöpferischen Unmittelbarkeit dieser neuen Formensprache ist, empfindet man, wenn man Cranachs so viel äußerlicher bewegte, auch in den Ausdrucksmotiven Grünewald nachgeahmte Münchner Kreuzigung von 1503 vergleicht. Das Beste und am meisten Eigene an diesem Bilde ist die Landschaft, aber auch hier erkennt man im Isenheimer Altar die gewaltige Überlegenheit des Genius über das Talent. Grünewalds Landschaft ist viel urweltlicher und einfacher, und der Zusammenhang zwischen Landschaftsstimmung und Seelenstimmung ist viel enger. Mit wahrhaft majestätischen, ergreifenden Klängen, wie sie etwa Hugo Wolf in ‚Weylas Gesang' gefunden hat, begleitet in Grünewalds Kruzifixus und in der Beweinung die Natur im Sinne des neuen Stiles das seelische Erleben der Menschen. Auf der Kreuzigung ist es Nacht und Mondschein. Vorn kahle Felsen, dann unten ein großer, grüner Strom, der geheimnisvoll leuchtet, und jenseits gespenstisch unbestimmte Berge. Es ist die schlechthin großartigste R h e i n l a n d s c h a f t der ganzen deutschen Malerei. Diese Landschaft allein bezeugt, daß Grünewald durch und durch R o m a n t i k e r ist.

‚O wunderbarer Nachtgesang,
Von fern im Land der Ströme Gang,
Leis Schauern in den dunklen Bäumen —' (Eichendorff.)

Nicht minder bedeutend ist die Landschaft der Beweinung: eine öde, leere, menschenverlassene Gegend im unbestimmten, fahlen Licht des frühen Morgens, kahle Felsen und tief abgeschnittene Baumstämme; darin mit neuen, wieder anderen bedeutenden Ausdrucksmotiven das stumme Klagen der Mutter und des Lieblingsjüngers und das irre Weinen der Magdalena.

(Schluß folgt.)

---

* Verkündigung, Anbetung des Kindes, Christus erscheint seiner Mutter, Pfingsten, Krönung Mariä aus einem Cyklus der Sieben Freuden Mariä.

Kleine Bausteine

Pascals letzte Tage / Von M. Laros

Pascal hat bis zur Stunde, 250 Jahre nach seinem Tode, noch keinen abschließenden, nach allen Seiten objektiven Biographen gefunden, weil er noch immer unter dem Gegensatz der Parteikämpfe steht, die ihren Namen zwar geändert haben, aber in ihrem Wesen dieselben geblieben sind. Für die öffentliche Meinung in Frankreich ist er, nach Sainte-Beuves Wort, sozusagen ein Gegenstand religiöser Verehrung geworden (une des religions de France); aber es gibt doch eine scharfe Gegenströmung in allen Ländern, die sich aus den Nachfolgern seiner ehemaligen Gegner rekrutiert und seine Größe auf alle Weise zu zerpflücken sucht*: Ein Beweis, daß Pascals Ideen auch noch heute lebendig sind, denn Tote pflegt man in Ruhe zu begraben.

Früher galt der Streit mehr der historischen Treue der Provinzialbriefe und der Originalität ihrer Quellen; heute, wo man sich so ziemlich darüber geeinigt hat, steht der Verlauf der letzten Lebenstage selbst zur Debatte. Ernest Jovy, Professor der Rhetorik am Kolleg Vitry-le-François hat kürzlich einen starken Band veröffentlicht: Pascal inédit II.: les véritables derniers sentiments de Pascal, in dem er auf Grund der von ihm entdeckten Memoiren des P. Beurrier, eines Genovevaners, der, als Pfarrer von Saint-Etienne du Mont, Pascal die Sterbesakramente gereicht hat, behauptete, daß dieser bereits zwei Jahre vor seinem Tode mit Port-Royal gebrochen und auf dem Sterbebette in aller Form revoziert habe. Gleich darauf hat aber Augustin Gazier, einer der Haupt-Pascalforscher in Frankreich, eine Gegenschrift erscheinen lassen — les derniers jours de Blaise Pascal —, ein kleines, aber schneidiges Büchlein, in dem er die Behauptungen Jovys auf der ganzen Linie zurückweist.

Das Gerücht des Widerrufes ist nicht neu. Schon 1664, 2½ Jahre nach Pascals Tode, war es durch den damaligen Erzbischof von Paris, Hardouin de Péréfixe, aufgetaucht. Dieser hatte gehört, daß Pascal den Empfang der Sterbesakramente abgelehnt und als Freigeist, wie er gelebt, auch gestorben sei — von einem Widerruf also weit entfernt —; er ließ deshalb Beurrier zu sich kommen, um von ihm authentisch den Sachverhalt zu hören und eventuell die Leiche des Ungläubigen aus geweihtem Boden ausgraben zu lassen. Beurrier bezeugte aber, daß Pascal bei ihm gebeichtet, andächtig die hl. Sakramente empfangen habe und als gläubiger Christ gestorben sei; der Kranke habe ihm sogar bei seinen Besuchen erzählt, daß er sich die letzten zwei Jahre von den öffentlichen Streitigkeiten über die Gnade zurückgezogen habe, weil seine Freunde ihm doch etwas zu weit zu gehen schienen

---

* Noch die letzte Äußerung über ihn in Baumgartners ‚Geschichte der Weltliteratur' Bd. V hat diesen Parteigegensatz, der dem Werke leider überhaupt so viel geschadet hat, eher verschärft.

und er nur mehr an der Heiligung seiner Seele habe arbeiten wollen. Gegenüber dem umlaufenden Gerede schienen diese Aussagen in der Tat eine grundsätzliche Bekehrung anzudeuten, und um in der Sache sicher zu gehen, ließ sich der Erzbischof die Erklärung Beurriers schriftlich geben, allerdings unter der Bedingung, daß sie absolut geheim gehalten werde. Aber ein Jahr darauf wurde sie bereits durch P. Annot veröffentlicht und dahin ergänzt, daß die Zurückziehung und der Abbruch der Briefe doch nur auf eine Sinnesänderung zurückgehen könne und im Grunde mit einem stillen Widerruf identisch sei. Es erhob sich ein scharfer Broschürenkampf für und wider, bis Mme. Périer, Pascals Schwester Gilberte, sich persönlich an Beurrier wandte und um zuverlässige Aufklärung bat. Dieser antwortete in einem Briefe vom 12. Juli 1671, er müsse zugeben, daß die Worte, die Pascal wirklich gesprochen, — von einem Widerruf war gar keine Rede — einen andern Sinn haben konnten und wirklich hatten, als er ihn anfangs verstanden habe; er bedaure aufrichtig, die Erklärung jemals abgegeben zu haben, nachdem er sehe, daß sie der Wahrheit nicht entspreche und nun in unverantwortlicher Weise mißbraucht werde. Am 27. November 1673 schrieb er in demselben Sinne an Pascals Neffen, der ihn wegen eines Gerebes interpellierte, daß er in Clermont zwei Geistlichen persönlich die Tatsache des Widerrufs erzählt habe: ‚Tout ce qu'on vous a dit est assurément contre la vérité; car 1° je ne connais point ces ecclésiastiques; 2° jamais je n'ai avancé ni dit que feu M. Pascal se soit rétracté; 3° jamais il n'est venu chez moi, mais je l'ai été voir plusieurs fois durant sa maladie; 4° je ne l'ai bien connu comme auteur des ‚Lettres au provincial‘ qu'à sa mort, et se fut par le feu P. Lallemant; 5° tout se que j'ai dit, c'est qu'il est mort très bon catholique, après avoir reçu les sacraments, et qu'il avait une patience consommée et une très grande soumission à l'Église et à notre Saint Père le Pape, et que dépuis deux ans avant sa mort il avait voulu se retirer pour songer à son salut et à travailler contre les athées.‘

Auf diese klare und bestimmte Antwort hin wagte niemand mehr den Verdacht des Widerrufes auszusprechen; das Gerücht verstummte, und P. Kreiten schreibt in seiner Pascalbiographie (der einzigen größern, die wir in Deutschland haben), es könne von einem solchen im Ernst nicht mehr die Rede sein.

Wie ist es nun zu erklären, daß dieser selbe Beurrier zwanzig Jahre später in seinen Mémoires das Gegenteil behauptet? Einstweilen läßt sich eine abschließende Antwort auf diese Frage nicht geben, weil wir nicht das Original der Memoiren vor uns haben und H. Jovy selbst nur eine Kopie, die von verschiedenen Autoren hergestellt und mit vielen Randglossen und Korrekturen versehen ist, in Händen hatte. Die beiden Briefe liegen dagegen im Original vor und sind im Archiv von Port-Royal von Gazier selbst eingesehen worden. Vorläufig muß eine textkritische und eine indirektsachliche Erwägung genügen.

H. Jovy hat natürlich zugunsten seiner Memoiren die Echtheit der Briefe in Zweifel gezogen und sie als absichtliche Fälschung der Jansenisten hingestellt. Aber zunächst hätte er sein eigenes handschriftliches Material genau

untersuchen und feststellen müssen, wieweit die Kopie, besonders in ihren Zusätzen und Verbesserungen, mit der Urschrift übereinstimmte; er hätte die Abfassungszeit der einzelnen Teile abwägen, den Charakter des Verfassers, seine Fähigkeiten und Absichten, das Milieu, in dem er lebte, klarstellen und die innere Wahrscheinlichkeit der Erzählung prüfen, kurz, die elementarsten Regeln der Textkritik anwenden müssen; er würde dann gesehen haben, daß ein objektiver Vergleich der beiden Quellen entschieden zu ungunsten der Memoiren ausfällt.

Der erste Teil ist nach H. Jovy selbst um 1681 und der zweite entscheidende 1692, also dreißig Jahre nach dem Tode Pascals, von einem 84jährigen Greis geschrieben, und Gazier bemerkt nicht mit Unrecht dazu: ‚Écrire à cet âge-là, quand on n'est pas Fontenelle ou Voltaire ou Chevreul, c'est une imprudence; est-on bien sûr de sa mémoire, et peut-on garantire la rigoureuse exactitude des faits?‘ Nach seiner kompositionellen Seite betrachtet, zeigt das Werk deutlich die Spuren des Alters in den endlosen Wiederholungen, in dem Breittreten längst bekannter Tatsachen, in den direkt falschen Angaben bezüglich der Zeit, z. B. bei der Apologie, und in dem sonderbaren Umbiegen der gesamten Auffassung nach einer Richtung, die sie anfangs nicht gehabt zu haben scheint. Ferner ist nicht zu begreifen, wie Beurrier den Widerruf so lange für sich behalten oder gar absichtlich verheimlichen durfte, da ein solcher doch nur dann als vollwertig bezw. als Grund zur Belassung der Leiche in geweihtem Boden gelten konnte, wenn er ebenso öffentlich geleistet wurde, wie das gegebene Ärgernis war; ebensowenig, wie er die beiden oben zitierten Briefe gänzlich mit Stillschweigen übergehen konnte, da sie doch das Gegenteil von dem bezeugten, was er hier niederschrieb. Entweder, meint Gazier, ist dieser Teil der Memoiren vor den Briefen geschrieben*, und dann ist ihr Zeugnis hinfällig, oder sie sind nachher geschrieben, dann hat Beurrier sie vergessen; daß er sie absichtlich übergangen habe in der Hoffnung, daß sie nie ans Tageslicht kämen, ist sowohl in sich unwahrscheinlich, als auch nach dem einstimmigen Urteil aller, die Beurrier kannten, nicht anzunehmen. Wenn er aber das vergessen hat, dann ist sein Gedächtnis auch in anderen Sachen nicht allzu zuverlässig, und die Annahme gewinnt nur an Wahrscheinlichkeit, daß nicht, wie Gazier andeutet, die Memoiren zum großen Teil von den Gegnern Pascals gefälscht, sondern ohne Kenntnis der Briefe dem alten Manne nach und nach in Erzählungen entlockt und von verschiedenen Händen niedergeschrieben wurden. So hätten wir also in dem Exemplar, das H. Jovy vor sich hatte, doch das Original, dessen Beschaffenheit durch diese Hypothese am einfachsten erklärt wäre.

Auch den zeitgenössischen Schriftstellern ist nichts von einem wirklichen Widerruf bekannt. P. Daniel schrieb 1694 als Antwort auf die Provinzialbriefe die ‚Entretiens de Cléandre et d'Eudoxe‘, und der Jesuit Patouillet handelt eigens über das Verhältnis Pascals zu Port-Royal; aber beide wissen nichts von einem Widerruf, obwohl ihnen dieser doch als die beste Waffe

* G. meint auch, das sei die Veranlassung zu dem Briefwechsel mit der Mme. Périer gewesen; aber diese Hypothese ist nicht genügend gestützt.

Albrecht Dürer/Triumphwagen Maximilians. (Entwurf.)

Albrecht Dürer/Das Rosenkranzfest.

gegen die Jansenisten willkommen sein mußte. Ebenso Petitdidier und P. Noel Alexandre. Fenelon war bekanntlich ein scharfer Gegner von Port-Royal; aber er ist von der Behauptung bezw. Kenntnis des Widerrufes so weit entfernt, daß er geradezu in seinem ersten Briefe gegen Quesnel behauptet, Pascal habe sich offen gegen den Hl. Stuhl empört. Quesnel wies natürlich auf die beiden Briefe Beurriers hin, nach denen er als frommer Christ und in Frieden mit der Kirche gestorben ist, — und Fenelon schwieg. ‚Son silence en cette occasion est significatif,' sagt Gazier. Zum Überfluß sei noch hinzugefügt, daß auch die großen Pascalforscher wie Cousin und Fougère einen Widerruf als unhistorisch abgelehnt haben und der erste Herausgeber der gesammelten Werke Pascals, der Abbé Bossut, die Frage für endgültig erledigt hält. Sainte-Beuve, der feinsinnige Historiker von Port-Royal, begnügt sich mit der abschließenden Bemerkung: M. Beurrier, de très bonne foi d'ailleurs, avait pris la pensée de Pascal au rebours. Le curé, convaincu par les pièces que lui produisit la famille, confessa lui-même sa méprise.'

Bliebe also noch der sachliche Nachweis aus dem Vergleich mit anderen Quellen, daß Pascal doch zwei Jahre vor seinem Tode mit Port-Royal gebrochen habe. H. Jovy findet ihn angedeutet in der Tatsache, daß Pascal im April 1657, als er auf der Höhe seines Erfolges stand, die Herausgabe der Briefe abgebrochen hat. Die Biographen haben bisher an der Hand des Briefmaterials als Grund angegeben, daß sein Seelenleiter, Singlin, dem er sich damals ganz hingegeben hatte, und die Mère Angélique gegen die Schärfe des 19. Briefes, der zu Ostern erscheinen sollte, Einspruch erhoben, weil er sich schlecht mit dem Gebot der Feindesliebe vertrage, gerade zu der Zeit, da er den Leib des Herrn selbst empfangen sollte. Jovy aber meint, der einzige Grund könne nur eine Sinnesänderung gewesen sein, und diese sei wahrscheinlich durch die Indizierung der Briefe und das Verbot durch den Rat des Königs herbeigeführt worden; doch die Motivierung übersieht, daß die Entscheidung der Indexkongregation erst acht Monate später und gar die des Ministerrates drei Jahre nachher erfolgt ist. Ebenso wenig beweist die grosse affaire von 1661, der sog. ‚Bürgerkrieg von Port-Royal', in dem Pascal endgültig gebrochen haben soll. Man weiß seit langem, daß die Unterzeichnung des bekannten Formulars Alexanders VII., wonach die von Innozenz X. verurteilten fünf Sätze als in den Werken Jansens wirklich enthalten anerkannt werden sollten — also die quaestio facti —, die Jansenisten in zwei scharfe Lager gespalten hat. Pascal war mit der Majorität gegen die Unterzeichnung und hat in der Tat an Arnauld und dessen Freunde Briefe gerichtet, deren Schärfe wir sonst nur gegenüber den Jesuiten gewohnt sind; aber man darf daraus nicht folgern, daß Pascal mit Port-Royal gebrochen habe: Erstens hatte er doch die Mehrheit auf seiner Seite und hätte also mit dieser brechen müssen; zweitens handelt es sich nur um eine sekundäre Frage, die nur die Jansenisten unter sich entzweite, sie aber dem gemeinsamen Feinde gegenüber geschlossen ließ; drittens wissen wir bestimmt, daß Arnauld auch später persönlich gut mit Pascal und seiner Schwester gestanden und ihn in seiner letzten Krankheit oft besucht hat.

So kommen wir, alles in allem, doch wieder zu der ursprünglichen Anschauung zurück, daß Pascal sich lediglich zur besseren Heilswirkung vom Kampfplatz zurückgezogen hat und mit den Überzeugungen seines Lebens und Streitens ins Grab gegangen ist. Einstweilen wird es auch dabei bleiben müssen.

Goethe und Beethoven / Von Eugen Schmitz

Über Goethes Beziehungen zur Musik hat es seither eine Reihe kleinerer Spezialstudien gegeben, die indessen trotz guter Ansätze kein geschlossenes Bild des interessanten aber auch schwierigen Forschungsproblems bieten konnten. Nun ist diese Lücke durch ein umfangreiches Werk eines bekannten Goethekenners ausgefüllt: Wilhelm Bode hat ein zweibändiges Buch ‚Die Tonkunst in Goethes Leben' erscheinen lassen*, das das einschlägige Tatsachenmaterial in wohl restlos vollständiger Form vorlegt und damit der weiteren spekulativen Forschung eine sichere Grundlage gibt. Wie gesagt: in der erschöpfenden Fülle des gebotenen Tatsachenmaterials erkennen wir den Wert der übrigens gar nicht trocken ‚quellenmäßigen', sondern sehr flüssig und anregend zu lesenden Darstellung Bodes. Die allgemeine historische Einkleidung wie die ästhetischen Räsonnements lassen natürlich mehrfach erkennen, daß man es nicht mit einem musikwissenschaftlichen Fachmann zu tun hat. Doch tut das dem Wert der Arbeit keinen Eintrag, da die nötigen Ergänzungen und Berichtigungen sich unschwer von selbst ergeben. Als praktische Probe sei aus dem Stoffgebiet der Novität hier eine der interessantesten Episoden zur Sprache gebracht, nämlich Goethes Verhältnis zu Beethoven: ein historisches Moment, über das aus Unkenntnis der Tatsachen schon viel Irriges geschrieben wurde, für dessen gerechte Beurteilung deshalb die klärenden Mitteilungen Bodes von besonderem Werte sind.

Goethe machte die Bekanntschaft mit Beethovens Musik in vorgerücktem Alter, da er neuartigen Eindrücken naturgemäß bereits schwerer zugänglich war. Am 13. Oktober 1807 sang in Goethes, des damaligen Theaterintendanten, Haus eine junge Altistin, Henriette Häßler, Probe und trug unter anderem auch ‚eine Szene von Beethoven' vor. Bode vermutet, daß dies vielleicht die erste Beethovensche Komposition gewesen, die Goethe zu hören bekam, doch dürfte es sich dabei nicht um ein Fragment aus dem ‚Fidelio', sondern wohl eher um die große Szene und Arie ‚Ah perfido', damals das berühmteste Gesangsstück des Wiener Meisters, gehandelt haben. Beethovens Name war in dieser Zeit zu einem der meistgenannten in der Musikwelt geworden und natürlich auch in den Weimarer Kreisen nicht unbekannt. Doch Goethe fand vorläufig wenig Veranlassung, sich um den neuen Messias der Tonkunst zu bekümmern, und zwar hauptsächlich deshalb, weil sich dieser vorwiegend auf einem dem Dichter ziemlich fern liegenden Gebiete, dem der

* Verlag Mittler & Sohn, Berlin. Die Ausstattung ist vorzüglich und das Werk darum in jeder Beziehung wärmstens zu empfehlen.

reinen Instrumentalmusik bewegte. Goethe blieb bis zu einem gewissen Grade zeitlebens auf dem Standpunkt stehen, den er im ‚Wilhelm Meister' mit den Worten angedeutet hatte: ‚Melodien, Gänge und Läufe ohne Worte und Sinn scheinen mir Schmetterlingen und schönen bunten Vögeln ähnlich zu sein, die in der Luft vor unseren Augen herumschweben, die wir allenfalls haschen und uns zueigenen möchten: da sich der Gesang dagegen wie ein Genius gen Himmel hebt und das bessere Ich in uns ihn zu begleiten anreizt.' Der Dichter bewegt sich, wie man Bodes Zitat ergänzend hinzufügen muß, mit dieser Ansicht durchaus in den Bahnen einer im 18. Jahrhundert speziell von Klopstock, Gerstenberg und ihrem Kreis vertretenen Anschauung, die die reine Instrumentalmusik verwirft und neben der Vokalmusik höchstens noch eine wenigstens poetisierend gedeutete Instrumentalkunst — also ‚Programmusik' im modernen Sinne — gelten lassen will. Das war natürlich kein Standpunkt, von dem aus zu dem damals vorwiegend in seinen Sinfonien, Klaviersonaten und Streichquartetten großen Beethoven besonders leicht Fühlung zu gewinnen war. So mußten zunächst persönliche Anlässe vermittelnd eingreifen, um ein spezielleres Interesse des Dichters für den Komponisten wachzurufen. Diese Vermittlung ging von Bettina Brentano, der späteren Gattin Achim v. Arnims aus, die 1810 in Wien Beethoven und seiner Kunst persönlich nahegetreten war und dabei nicht nur durch ihre Anregungen des Musikers Verehrung für Goethe bestärkte, sondern in dem bekannten enthusiastischen Brief an Goethe vom 28. Mai des Jahres (vgl. ‚Goethes Briefwechsel mit einem Kinde') auch diesem ein von überschwänglichster Verehrung inspiriertes Bild des großen Tonmeisters entworfen hatte. Beethovens eben damals vollendete Musik zu ‚Egmont' gab nun Veranlassung zu des Meisters ersten Brief an Goethe (12. April 1811), indem er dem Dichter die Übersendung der eben im Druck befindlichen Partitur in Aussicht stellt, sich dessen Urteil darüber erbittet und seiner allgemeinen Verehrung Goethes in schlichter Wärme Ausdruck verleiht. Eine Erwiderung auf diesen Brief erfolgte erst um einige Monate verspätet, nachdem Goethe bei seinem gewohnten Sommeraufenthalt in Karlsbad durch den Verkehr mit den Fürsten Kinsky und Lichnowsky, den alten Gönnern Beethovens, neuerdings auf diesen aufmerksam gemacht wurde. ‚Ihr freundliches Schreiben,' beginnt Goethes Antwort, ‚habe ich . . . zu meinem großen Vergnügen erhalten. Für die darin ausgedrückten Gesinnungen bin ich von Herzen dankbar und kann versichern, daß ich sie aufrichtig erwidre: denn ich habe niemals etwas von Ihren Arbeiten durch geschickte Künstler und Liebhaber vortragen hören, ohne daß ich gewünscht hätte, Sie selbst einmal am Klavier zu bewundern und mich an Ihrem außerordentlichen Talent zu ergetzen.' Der Schluß des Briefes enthält dann eine Einladung nach Weimar zur Aufführung des ‚Egmont'. Zwar folgte Beethoven dieser Einladung nicht, aber trotzdem kam es im Laufe der nächsten Jahre zu einem kurzen — dem einzigen — persönlichen Verkehr beider Heroen, und zwar im Sommer 1812 gelegentlich eines Badeaufenthaltes in Teplitz. Am 19. Juli dieses Jahres fand die erste Begegnung statt. ‚Zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen,' schrieb Goethe noch am gleichen Tage seiner Frau, ‚ich

begreife recht gut, wie er gegen die Welt wunderlich stehen muß.' Am nächsten Abend machten der Dichter und der Musiker zusammen eine Spazierfahrt, und wieder einen Abend später hörte Goethe Beethovens Phantasieren zu. ‚Er spielte köstlich,' trug der Dichter nachher in sein Tagebuch ein. Nach zwei Tagen wiederholte Goethe seinen Besuch noch einmal; dann mußte Beethoven für einige Zeit verreisen, und bis er (anfangs September) zurückkam, war Goethe seinerseits im Begriffe, nach Hause zu reisen. Der beiderseitige Verkehr war also ein sehr beschränkter geblieben; außerdem haben beide Männer offenbar kein besonders großes Gefallen aneinander gefunden. ‚Goethe behagt die Hofluft zu sehr,' schrieb Beethoven nach dem Abschiede aus Teplitz an Breitkopf und Härtel, ‚mehr als einem Dichter geziemt. Es ist nicht viel mehr über die Lächerlichkeit der Virtuosen hier zu reden, wenn Dichter, die als die ersten Lehrer der Nation angesehen sein sollten, über diesen Schimmer alles andere vergessen können.' Und in ganz verwandter Tonart berichtet Goethe an Zelter: ‚Beethoven habe ich in Teplitz kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andere genußreicher macht.' Die tieferen Gründe dieses gegenseitigen Mißverstehens werden klar, wenn man die bei Bode geschilderten näheren Verhältnisse, unter denen die Begegnung zustande kam, erwägt. Goethes Absicht, als er sich nach Teplitz begab, war, ‚sich Ihro Majestät der Kaiserin zu Füßen zu legen'; die junge Kaiserin von Österreich, die er zwei Jahre vorher in Karlsbad kennen und verehren gelernt hatte, weilte nämlich dort zur Kur, und der Dichter war von dem Umgang mit der liebenswürdigen Frau hoch beglückt. ‚Vom ersten Teplitzer Tage an', erzählt Bode, ‚gehörte Goethe wieder ganz zum Kreise der Kaiserin und war auch von den übrigen Fürstlichkeiten und hohen Adelspersonen in Anspruch genommen, zumal da sein eigener Herzog auch mit im Städtchen weilte. Und überdies gefiel ihm die erste Hofdame der Kaiserin, die Gräfin O'Donell, und er gefiel dieser Dame gleichfalls so sehr, daß eine kleine Verliebtheit rasch entstand, eine zärtliche Freundschaft mit Briefen, Versen, Überraschungen, Necken und Genecktwerden.' Unter solchen Verhältnissen mußte Goethe, der sich überdies in adeligen Kreisen stets als vollendeter Kavalier benahm, dem derb demokratischen Beethoven bis zu einem gewissen Grad wirklich als der getadelte ‚glatte Höfling' erscheinen, und andererseits war des Dichters Interesse natürlich durch den Verkehr mit der Kaiserin und ihrer freundlichen Hofdame von dem schlichten, künstlerisch ihm nur halb verständlichen Musiker stark abgelenkt. Dazu kam noch etwas. Bettina Brentano war es gewesen, die Goethe zuerst in schwärmerischer Weise auf Beethoven aufmerksam gemacht hatte; mit ihr hatte sich aber der Dichter kurz zuvor gänzlich überworfen; er spricht in den Briefen aus Teplitz gelegentlich von ihr nur als der ‚Tollhäuslerin'. Da scheint es nun auch sehr naheliegend, daß er jetzt dem von dieser ‚Tollhäuslerin' so leidenschaftlich empfohlenen Künstler mit einem nicht gerade sympathischen Vorurteil gegenübertrat. Bettina hatte ihm von Beethoven berichtet, dieser ‚schreite weit der Bildung der ganzen Menschheit voran';

in Wahrheit aber entbehrte der aus kleinsten, bedrängtesten Verhältnissen hervorgegangene Komponist auch des primitivsten gesellschaftlichen Schliffs und war in vielen Dingen unwissend und unerzogen. All das mußte Goethe natürlich abstoßen, und so ist es erklärlich, daß es damals zu einer intimeren Annäherung nicht kam. Ein zweitesmal sind sich die Künstler nicht mehr begegnet; was darüber, speziell von einem Besuch Goethes in Wien, in einigen Beethovenschriften erzählt wird, ist aus der Luft gegriffen; desgleichen sind die späteren Briefe der Bettina, soweit sie Beethovens und Goethes Verhältnis betreffen, romanhafte Fälschungen.

Künstlerisch dagegen kamen beide noch verschiedentlich in Berührung, ohne daß indessen Goethe aus seiner Reserve herausgetreten wäre, obwohl es in seiner Umgebung auch fürderhin nicht an Persönlichkeiten fehlte, die sich um Förderung seines Beethovenverständnisses bemühten. So lebte in Weimar ein begeisterter Apostel Beethovens, der Regierungsrat Friedrich Schmidt, ein begabter Dilettant, der die Sonaten Beethovens auswendig wußte und ihnen Texte nach Shakespeare, Byron u. a. Dichtern unterlegte. Das ist eminent charakteristisch für die Art, wie die schöngeistigen Kreise Weimars über die reine Instrumentalmusik dachten; ganz ähnlich hatte ein halbes Jahrhundert früher Gerstenberg Klavierphantasien Ph. E. Bachs dichterische Unterlagen gegeben; man sieht auch hier wieder die bereits erwähnte Abneigung Goethes und seines Kreises gegen ‚dichterisch ungedeutete' Musik. Eine noch wirksamere Fürsprecherin fand Beethoven bei Goethe später in dessen Freundin Marianne von Willemer. Ihr hatte Goethe einst Eberweins Melodien zu Gedichten des ‚Divan' geschickt. Sie dankte höflich, bemerkte aber: ‚Wenn ich recht aufrichtig sein soll, so möchte ich wohl, Beethoven schriebe Melodien zu jenen herrlichen Liedern. Er würde sie ganz verstehen, sonst niemand! Ich habe dies lebhaft empfunden, als ich diesen Winter die Musik zu „Egmont" hörte: Die ist himmlisch! Er hat Sie ganz verstanden, ja man darf sagen, derselbe Geist, der Ihre Worte beseelt, belebt seine Töne.' Goethe antwortete zustimmend, indem er meinte, daß bei Kompositionen von Gedichten man mehr den Charakter und die Auffassung des Tonsetzers als des Dichters wahrnehme. ‚Doch', fährt er fort, ‚hab' ich auch da manches Schätzenswerte gefunden, indem man sich vielmal abgespiegelt sieht, zusammengezogen, erweitert; selten ganz rein. Beethoven hat darin Wunder getan. ' In einem späteren Brief wies Marianne noch einmal auf Beethoven hin: ‚Wollen Sie das Gefühl des wiederkehrenden Frühlings noch verstärken, so lassen Sie sich von einer schönen, weichen Stimme Beethovens Lieder an die Entfernte singen*. Die Musik scheint mir unübertrefflich und nur mit der zu „Egmont" vergleichbar.' In diesen Jahren (Sommer 1819) lernte auch Zelter bei einer Reise nach Wien Beethoven persönlich kennen und schrieb ein paar die bedeutenden Eindrücke dieser Begegnung schildernde Worte an den Dichterfreund. Am 21. Mai 1822 erhielt dann Goethe von Beethoven die damals eben erschienene Partitur von ‚Meeresstille' und ‚Glückliche Fahrt' (für Chor und Orchester) mit der

* Gemeint ist der Liederzyklus ‚An die entfernte Geliebte'.

Dedikation: ‚dem Verfasser der Gedichte, dem unsterblichen Goethe, gewidmet‘, und am 15. Februar 1823 las er den bekannten Brief, in dem ihn Beethoven unter den Ausdrücken größter Verehrung bittet, den Großherzog zur Subskription auf die eben damals erschienene Missa solemnis zu veranlassen. Man hat es Goethe sehr verdacht, daß er auf diesen Brief die Antwort schuldig blieb. Bode sucht Goethes Verhalten mit einer damaligen schweren Erkrankung des Dichters sowie der allgemeinen Lage der Verhältnisse zu entschuldigen, allein die Entschuldigung ist nicht recht geglückt; der Vorwurf bleibt auf Goethe sitzen, daß er hier dem vielleicht einzig Ebenbürtigen unter den Zeitgenossen beschämende Gleichgültigkeit bezeugt hat. Ganz anders benahm sich da der ‚ungebildete‘ Beethoven. Bei ihm, dem schwer Zugänglichen, genügte z. B. die kurze Empfehlung Goethes, um einem höchst banausenhaften Kunstgenossen, dem Geiger Alexander Boucher die ehrendste Aufnahme zu sichern. ‚Goethe hat mir Ihrethalb geschrieben, er liebt Sie, achtet Sie! Ich habe es nicht nötig, Ihr Spiel zu hören, um Sie hochzuschätzen‘ — das waren die Worte, mit denen der Meister der Neunten Sinfonie den herzlich unbedeutenden Schützling des Großen von Weimar empfing. Und was er von Goethe dachte, das läßt sich einem Gespräch entnehmen, das Beethoven im Juli 1822 mit Goethes Leipziger Freund, Friedrich Rochlitz, führte. ‚Seit dem Karlsbader Sommer‘, sagte er da, ‚lese ich im Goethe alle Tage, wenn ich nämlich überhaupt lese. Er hat den Klopstock bei mir totgemacht. Sie wundern sich? Nun lachen Sie? Aha, darüber, daß ich den Klopstock gelesen habe! Ich habe mich jahrelang mit ihm getragen! Wenn ich spazieren ging und sonst. Ei nun, verstanden hab' ich ihn freilich nicht überall. Er springt so herum; er fängt auch immer gar zu weit von oben herunter an; immer maëstoso! Des-dur! Nicht? Aber er ist doch groß und hebt die Seele. Wo ich ihn nicht verstand, da riet ich doch so ungefähr. Wenn er nur nicht immer s t e r b e n wollte! Das kömmt so wohl zeitig genug! Aber der Goethe! Der l e b t, und wir alle sollen mitleben. Es läßt sich keiner so gut komponieren wie er. Ich schreibe nur nicht gern Lieder.‘ — —

Die Fälle, daß Große im Reiche der Kunst sich gegenseitig nicht recht verstehen, sind leider keine geschichtlichen Seltenheiten. Zu ihnen zählt auch das Verhältnis Goethe-Beethoven. Das entschieden sicherere, richtigere Gefühl für die Bedeutung des andern hatte Beethoven, wiewohl auch ihm seine mangelhafte wissenschaftliche Bildung es verwehrte, zum restlosen Verständnis des Dichters vorzudringen. Daß Goethe in der Auffassung des Kunstgenossen so beschränkt blieb, hat seinen Grund vor allem darin, daß der Dichter in seinen musikalischen Neigungen durchaus ein Kind des 18. Jahrhunderts war und absolut nicht mit der Zeit ging. Auf das 18. Jahrhundert weist seine erwähnte Auffassung der Instrumentalmusik, seine Neigung für Zelter, weisen seine bekannten Ansichten über die Liedkomposition und anderes. So konnte er zu dem absolut neue Bahnen beschreitenden Beethoven kein wirklich innerliches Verhältnis gewinnen. Dazu kommt noch die Verschiedenheit seines ganzen künstlerischen Wesens von dem Beethovens. Goethe war, als Beethovens Erscheinung in sein Leben trat, bereits der abgeklärten Reife des Greisenalters nahe;

Beethoven ist dagegen gewissermaßen zeit seines Lebens ein ungestümer Stürmer und Dränger geblieben, und das schon mußte ihn dem Dichter entfremden; es war das ein ganz ähnlicher Fall wie der Heinrich v. Kleists, wenngleich Goethes Irrtum hier nicht so weitgehend und verhängnisvoll gewesen ist wie dort.

Sonnenflecken und Klima / Von J. Plaßmann

Es gab eine Zeit, wo Mißwachs und Teuerung, gelegentlich aber auch gute Wein- und Kornjahre von angeblichen Kennern auf den Einfluß von Kometen zurückgeführt wurden. Möglicherweise werden auch heute noch rückschauende Propheten erstehen, die, nachdem der prächtige Johannisburger Schweifstern ein so schlechter Weinbringer für 1910 gewesen und auch Vater Halley, der mit seiner eigenen Reputation sehr ins Gedränge kam, den Jahrgang nicht hat retten können, doch die anscheinend gar nicht üble Weinernte von 1911 kometarisch zu deuten versuchen. Hatten wir doch eine Zeitlang ganze drei Kometen, die, gar nicht weit voneinander abstehend, dem freien oder doch dem mit Prismengläsern ausgerüsteten Auge sichtbar waren.

Und andere Zeiten gab es, wo die nordischen Eisberge und der liebe Golfstrom, noch andere, wo verderbliche Stellungen von Sonne und Mond die kritischen Tage hervorriefen, das Wetter und damit das Menschenlos in der Hand hatten. So sind denn auch die Sonnenflecken des Einflusses auf Wind, Wetter und Pflanzenwuchs geziehen worden, und zwar theoretisch jedenfalls mit größerem Rechte als irgend einer der genannten anderen Faktoren. In der Tat, während bei den Kometen die Unmöglichkeit eines meßbaren Einflusses durch Rechnung erwiesen ist und beim Monde die kritische Sichtung des Beobachtungsmaterials die Richtigkeit der Behauptung der Physiker erwiesen hat, daß die Atmosphäre nicht einen solchen Gezeitenverlauf zeigen kann wie die Hydrosphäre oder doch nur einen verschwindend dünnen Schatten davon, während ferner das Bemühen, Erscheinungen, die selbst sekundär sind, wie Eisberge und Meeresströmungen, zu Wetterbeherrschern zu machen, gleichfalls als unfruchtbar erkannt ist, muß eine Kette von Vorgängen, die sich auf unserem großen Wärmeherde selbst abrollt, doch jedenfalls — so sagt man sich —, in dem Gange des Wetters, der nur dem unausgesetzten Strahlen jenes Wärmeherdes seinen Ursprung dankt, irgendwie meßbar hervortreten.

Und doch — läge die Sache so einfach, so wäre die Wissenschaft, die seit drei Jahrhunderten das Antlitz des Tagesgestirns erforscht, sehr zu tadeln, daß ihr ein so wichtiger Zusammenhang entgangen. Ehe wir den Tadel aussprechen, wollen wir beachten, daß Wetter und Klima ein äußerst verwickelter Komplex von Erscheinungen ist, den verschiedenartigsten Periodizitäten unterworfen, nicht nur von den bekannten geologischen Ursachen abhängend, sondern auch von der wagrechten und senkrechten Gliederung der Erdoberfläche und der damit zusammenhängenden Verteilung von Land und Wasser.

Geradezu ein Schulbeispiel dafür, daß der Zusammenhang des Wetters mit der Tätigkeit der Sonnenoberfläche nicht so einfach ist, bieten die zwei mitteleuropäischen Sommer von 1904 und 1911, jeder ausgezeichnet durch eine ungewöhnlich lange Folge heiterer und trockener Tage selbst in dem für Norddeutschland sonst so regnerischen Juli, jeder berüchtigt durch starke Wasserklemme, erschwerte Schiffahrt, Sichtbarwerden der Hungersteine im Elbstrom — dabei jedoch der erste in ein ausgesprochenes Maximum der Sonnenflecken fallend, der zweite in ein spät erreichtes, überfälliges, dann aber auch desto gründlicher einsetzendes Minimum. Ein einzelnes Jahr kann hier so wenig beweisen wie das Jahr 1811 für die Lehre vom Kometenwein. Dabei mag noch erwähnt werden, daß dieses hochberühmte Jahr dem Minimum der Flecken viel näher gelegen hat als dem Maximum.

Will man in irgend einer Erscheinungsreihe den Einfluß der Sonnenperiode erkennen, so muß man mit O. Meißner in Potsdam* die großen Sprünge zwischen den einzelnen aufeinanderfolgenden Jahren auszugleichen streben und dann noch die Mittelbildung über eine recht lange Zeit ausdehnen. Für Berlin liegen seit 1756 regelmäßige und brauchbare Aufzeichnungen der Temperatur vor, seit 1848 Notizen über die Regenmenge. Es hätte nun nahegelegen, jedem Jahr seine Phase zuzuweisen und z. B. aus allen Maximaljahren der Fleckenhäufigkeit seit 1756 das Temperaturmittel zu ziehen, dann aus allen Jahren, die je ein Jahr nach dem Maximum kommen und so fort. Weil jedoch die elfjährige Periode selbst erheblichen periodischen Schwankungen unterliegt, indem sie gelegentlich auf neun oder gar sieben Jahre herabsinkt, dann wieder auf 13 oder 14, selbst auf 17 Jahre hinaufschnellt, so mußten die Jahre nach einem hier nicht zu besprechenden Verfahren besonders geordnet werden. Da aber auch nun die großen und unregelmäßigen Sprünge nicht zu verwischen waren, arbeitete Meißner mit einer anderen Größe als dem einfachen Jahresmittel. Nach seinem Verfahren hat man z. B. die verbesserte Temperatur für 1811 zu suchen, indem man zu den einfachen Mitteln von 1809 und 1813 die verdoppelten von 1810 und 1812 und dann das verdreifachte von 1811 addiert, worauf aus der Summe, die bei gleichgebliebener Temperatur aus neun gleichen Teilen bestände, durch Division mit neun das reduzierte Mittel hervorgeht. Man sieht sofort, daß hierbei die Unterschiede nicht so verschliffen werden, als wenn man für das Jahr 11 das einfache Mittel aus den Jahrgängen 9 bis 13, für das Jahr 12 das Mittel aus 10 bis 14 und so weiter bildete. Eine mathematische Überlegung zeigt, daß der wirkliche Einfluß der Fleckenperiode durch das gewählte rechnerische Verfahren auf vier Fünftel seines Betrages herabgedrückt wird.

Ordnet man nun die Abweichungen der reduzierten Jahrestemperaturen von der mittleren, d. h. aus dem ganzen Beobachtungszeitraume erschlossenen Temperatur Berlins nach den 11 Jahren der Fleckenperiode, so ergibt sich, daß den Jahren

* Vgl. dessen Aufsatz ‚Der Einfluß der Sonnenfleckenhäufigkeit auf das Klima von Berlin' in Nr. 4533 der Astronomischen Nachrichten.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11

der Periode die in Hundertsteln des Celsiusgrades ausgedrückten Abweichungen

—20	—18	+11	+19	+05	+11	00	—11	+02	—03	—13

entsprechen, wobei als erstes das Maximaljahr, als siebentes das Minimaljahr gilt; bekanntlich vollzieht sich ja der Anstieg zum Maximum der Flecken durchschnittlich in erheblich kürzerer Zeit als der Abstieg zum Minimum. Das will sagen, daß dem siebenten Jahre, also gerade dem Minimaljahre der Flecken, genau die mittlere Jahrestemperatur zugewiesen ist; nach diesem Jahre sinkt die Temperatur unter Sprüngen, die aber kaum zu verbürgen sind, da, wie noch zu erwähnen ist, die Unsicherheit der Einzelwerte zwölf Hundertstel des Grades beträgt. Im Maximaljahre ist mit einem Fünftelgrade Untertemperatur der Tiefstand erreicht, und vom zweiten Jahre an gehen die Temperaturen aufwärts, um schon im vierten ein Maximum zu erreichen, das einen Fünftelgrad über dem Mittel liegt. Der geringste Einfluß der Sonnenperiode zeigt sich in der Zeit vom sechsten zum zehnten Jahre.

Aus den zwei Fünfteln Spannung zwischen dem ersten und vierten Jahre wird, wenn man bedenkt, daß der Betrag durch die notwendig gewesene Mittelbildung ein wenig abgeschwächt worden ist, vielleicht ein halber Grad, durchaus nicht ein so geringer Betrag, wie man denken möchte. Wenn nämlich die Temperaturen aller Orte in Deutschland behufs besserer Vergleichbarkeit auf den Meeresspiegel umgerechnet werden, so beträgt z. B. der Unterschied zwischen Ulm und Kissingen auch nur einen Grad, und zwischen Koblenz und Elberfeld, Orten, deren Verbindungslinie auf den Isothermen nahezu senkrecht steht, nur einen halben Grad. Dem Unterschiede zwischen den reduzierten Temperaturen dieser Orte entspricht also etwa die größte durchschnittliche Wirkung der Sonnenperiode auf das Klima von Berlin.

Die angegebenen Zahlen beweisen aber nicht etwa, daß unser Tagesgestirn im Fleckenmaximum weniger Wärme abgäbe als im Minimum. Die Wirkung der Sonnenstrahlen auf Erden braucht eine geraume Zeit, und man könnte recht wohl umgekehrt sagen, das Maximum der Wirkung trete drei Jahre nach dem Maximum der Ursache ein, nämlich der vermehrten Wärmeabgabe der stürmisch arbeitenden Sonnenoberfläche. Zu wünschen wäre, daß über andere Orte, und zwar zunächst über solche, wo man gleichfalls so lange Beobachtungsreihen hat, dieselbe Rechnung aufgemacht würde; also etwa über Paris und London.

Indessen hat Meißner noch einige andere Zahlenreihen gegeben, die in derselben Weise erhalten wurden wie die Temperaturreihe. Auch die jährliche Niederschlagshöhe, die für Berlin im Mittel 569 Millimeter beträgt, läßt eine gewisse Abhängigkeit von der Sonnenperiode erkennen, indem den Sonnenjahren

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11

Abweichungen der Regenmenge vom Mittelwerte um

+25	+26	—16	—28	—21	—5	—4	—14	—8	—2	+20

Millimeter entsprechen. Im 11., 1. und 2. Jahre also, will sagen im Maximaljahre und in dessen beiden Nachbarjahren, fallen jährlich $^1/_3$ (20+25+26) Millimeter = 24 Millimeter über den Durchschnitt, in den drei auf diese Gruppe

folgenden Jahren jährlich $^1/_3$ (16+28+21) = 22 Millimeter unter dem Durchschnitt; die nächstfolgenden fünf Jahre gleichen den kleinen Unterschied zwischen der Überschreitung und der Unterschreitung allmählich aus. Was folgt daraus? Zunächst noch nicht viel; am wenigsten für die Prognose, da die zufälligen, d. h. noch nicht auf Ursachen zurückführbaren Sprünge zwischen nassen und trockenen Jahren erheblich größer sind. Mit Meißner kann man die Maximaljahre als kalt und feucht bezeichnen; drei Jahre später setzt trockene Wärme ein. Man beachte noch, daß die Spannung zwischen dem 2. und 4. Jahre, die 54 Millimeter, mit Rücksicht auf die Verschleifung aber wohl etwa 70 Millimeter beträgt, fast ein Achtel der durchschnittlichen Berliner Niederschlagshöhe ausmacht.

Zu noch auffallenderen Zahlen gelangt man jedoch, wenn man die Veränderlichkeit der Niederschlagshöhe selbst als meteorologische Größe einstellt. Berechnen wir also aus dem Zahlenschatze, um welchen Betrag sich die Regenhöhe etwa des Jahres 1851 von dem Mittel der Regenhöhen der Jahre 1850 und 1852 unterscheidet, und zählen wir diese für alle Jahre entsprechend berechnete Größe, die einen Maßstab für die Unbeständigkeit des Wetters abgibt, immer positiv. Die Zahlen werden dann ebenso behandelt wie die anderen; es wird also z. B. das Mittel für 1851 gebildet aus dem dreifach gerechneten Jahre 1851, den zweifach gerechneten Jahren 1850 und 1852 und den einfach gezählten Jahren 1849 und 1853. Die neuen Mittel werden nun wieder nach der elfjährigen Sonnenperiode geordnet, und dann ergibt sich, daß den Jahren

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11

die in Millimetern ausgedrückten Unbeständigkeitszahlen

127 113 90 74 61 58 57 75 104 120 126

entsprechen, mit anderen Worten, daß im Fleckenmaximum das unbeständigste, im Fleckenminimum das beständigste Wetter herrscht; beständig nicht in dem gewöhnlichen, sondern in dem angedeuteten, mehr großzügigen Sinne. Der Einfluß der Sonnentätigkeit, sagt Meißner, ist in der Veränderlichkeit der Regenmenge ungleich viel deutlicher ausgeprägt als in deren Absolutbeträgen. Und indem er nun ausspricht, wie vorsichtig man mit dem Aufstellen negativer Ergebnisse bei Problemen dieser Art sein müsse, betont er andererseits, daß das von Simroth, dem bekannten Urheber der Pendulations-Theorie, und anderen mit der Sonnenperiode im Zusammenhang gebrachte massenhafte Auftreten gewisser Tiere, wie der Tannenhäher, der Lemminge und mancher Insektenarten, nichts damit zu tun habe, da die unperiodischen Wetterveränderungen zehnmal so groß und noch größer seien.

Für den Luftdruck, jene Größe, die bei der heutigen Wetterbetrachtung die Hauptrolle spielt, waren in der benutzten Literatur nur die Angaben über zwei Jahrzehnte zu finden. Sie lassen aber schon erkennen, daß hier viel zu holen ist. Die tiefste Spur der Tätigkeit der Sonnenperiode erkennt Meißner in den fünf Wintermonaten Oktober bis Februar, wo einem Minimum von 1,5 mm ein Maximum von 1,9 mm gegenübersteht. Die Zahlen sind in folgender Übersicht zusammengestellt, wo die oberste Zeile wieder die Jahre der Sonnenperiode gibt, jedoch, der zufälligen Länge in jener Zeit gemäß,

bis 13 gezählt, während die mit W, Fr, S bezeichneten Zahlenfolgen der Reihe nach auf die Monate Oktober bis Februar, März bis Mai, Juni bis September bezogen sind und die Anzahl von Zehntelmillimetern angeben, um die jeweils der Stand der Quecksilbersäule von dem mittleren des Ortes abweicht.

				M								m	
Jahr	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
W	+6	—6	—12	—12	—15	—2	+7	+19	+12	0	—1	+2	+6
Fr	—4	+3	+18	+19	+15	+5	—5	— 9	—9	—5	—4	—10	—10
S	+3	+5	0	— 3	— 3	—4	—4	— 2	+3	+6	+2	+ 1	+ 1
Mittel	+2,3	—0,5	—0,9	—1,7	—3,9	—1,2	+0,4	+4,4	+3,5	+0,2	—1,1	—1,5	+0,2

Wie man sofort sieht, haben die Zahlen im Winter und Frühjahr einen ausgesprochenen Gang, und zwar einen ziemlich entgegengesetzten; in dieser letzten Tafel ist nicht das erste, sondern das vierte das Maximal- und demgemäß das zwölfte das Minimaljahr der Fleckentätigkeit. Der Barometerstand im Frühjahr liegt also im Maximaljahr der Flecken 1,9 mm über dem Normalwert, im Minimaljahre 1,0 mm darunter. Im Sommer ist der Unterschied sehr verwischt, und auch im Jahresmittel tritt er nicht schön hervor, eben weil hier die Zahlen des Winters und Frühlings einander großenteils entgegenwirken. Ein Statistiker, der sich mit den Jahresmitteln allein beschäftigte, würde aus der letzten Zahlenreihe mit den zwei schwachen Minimis und den zwei nicht viel stärkeren Maximis wohl nur ein non liquet geschlossen haben.

Auch diese Zahlen rufen nach Vervollständigung durch Material aus anderen Gebieten. Der Gang des Luftdruckes an einem einzigen Beobachtungsorte sagt uns nicht viel, wenn wir nicht die Parallelzahlen für andere Orte haben, womöglich für ein über die ganze Erde verteilten Netz von Orten. Inzwischen geht, wenn wir auch mit Meißner von dem Einflusse der Sonnenperiode auf die Tierwelt absehen, aus den Zahlen für die Temperatur und besonders für die Unbeständigkeit der Niederschlagshöhe doch vielleicht hervor, daß die Wissenschaft der Phänologie, die Statistik des Erblühens bekannter wildwachsender und domesticierter Pflanzen, hier noch einige Beiträge liefern könnte. Daß z. B. die Zeitpunkte des Erblühens der Steinobstarten auf sehr geringe Unterschiede der Jahrestemperaturen noch scharf reagieren, haben die sorgfältigen Untersuchungen von Chr. Ihne in Darmstadt noch kürzlich gezeigt. Gewiß besteht da manche Schwierigkeit; gerade in dichtbesiedelten und hochkultivierten Gegenden, wo viel phänologisches Material zu holen ist, wird sich in elf Jahren manches ändern, und doch besteht andererseits die Notwendigkeit, durch viele elfjährige Sonnenzirkel hindurch dieselben Pflanzen unter möglichst gleichen Bedingungen zu beobachten. Notizen über das so sehr charakteristische, sich auch dem Nichtbotaniker sofort aufdrängende Ergrünen und Erblühen der überall zur Zierde angepflanzten Roßkastanien (Aesculus Hippocastanum) in seiner Abhängigkeit von der mehrgenannten Periode hat vor einigen Jahren der bekannte französische Astronom Flammarion veröffentlicht. Es versteht sich, daß hier, wie bei den kultivierten Pflanzen überhaupt, nach frühen und späten Rassen zu unterscheiden ist, wie es Flammarion auch tut.

Kritik

Wilhelm Ferreros ‚Größe und Niedergang Roms' / Von Martin Spahn

Ferreros ‚Größe und Niedergang Roms' ist ein Werk großen Wurfs. Die ihm zugrunde liegende kritische Kleinarbeit darf ohne Zweifel als ernst gerühmt werden, wenn auch das letzte Urteil über ihre Güte nur den Historikern des Altertums zusteht. Noch höheren Wert aber verlieh dem Buche die geniale Anlage seines Verfassers, gleich scharfsinnig ganze Tatsachenreihen wirtschaftlich-sozialer Natur und die Psychologie einzelner Persönlichkeiten zu beobachten und daraufhin den Verlauf eines großen Zeitraumes einheitlich zu erfassen. Auch zu schildern versteht Ferrero mit nicht gewöhnlichem Geschick. Nur neigt er dazu, sich gelegentlich etwas romanhafter Stichworte zu bedienen, um den Leser anzulocken, oder er überläßt sich auch einer Eingebung und selbst Träumerei, um eine Erzählung am Abschlusse wirksam zu steigern. Vielleicht aber handelt es sich hierbei nur um einen Unterschied deutschen und romanischen Geschmacks. Sicher ist Ferrero der Schwierigkeit nicht völlig Herr geworden, auf wirtschaftliche Vorgänge, die sich zwar unablässig wandelten, deren Übergänge indessen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt doch nur überaus fein und schwer faßbar waren, immer wieder zurückkommen zu müssen; an solchen Stellen wiederholt er sich und übertreibt zuweilen. Der Leser des einzelnen Bandes bekommt vornehmlich hierdurch leicht den Eindruck einer gewissen Unklarheit der Auffassung. Nur wer sich die Mühe nimmt, das gesamte Werk in einem Zuge zu lesen, wird zum vollen Genusse dieser großzügigen Leistung kommen; er wird zugleich auch den reichen Nutzen an Belehrung aus ihr schöpfen, die das Buch für das Verständnis unserer eigenen, jener römischen Zeit in manchem verwandten Entwicklung bietet.

‚Größe und Niedergang Roms' — schon der Titel ist mehr buchhändlerisch wirksam, als daß er den Inhalt des Werkes bezeichnet. Ferrero erzählt uns in den sechs gefälligen schmalen Bänden der deutschen Ausgabe* tatsächlich die Geschichte Roms im letzten Jahrhundert vor Christus. Sie ist, wie er sie versteht, dem weltgeschichtlichen Ruhme nach die Zeit der Größe Roms, in Wahrheit die Zeit seines Niederganges. Gedenken wir jener Zeit, so belebt sich die Weltbühne vor unserm geistigen Auge mit großen und gewaltigen Männern, wie sie so zahlreich und eine solche Reihe von Generationen hindurch kaum eine andere Epoche aufzuweisen hat. In einer endlosen Reihe großer Kriege besiegeln sie die römische Weltherrschaft; in dramatischen Verfassungskämpfen geht inzwischen die alte Republik zugrunde und wird allmählich der Neubau des stolzen augusteischen Imperiums aufgerichtet. Ferrero sieht dies alles anders. Für ihn ist die römische Geschichte jenes letzten vorchristlichen Jahrhunderts vorzüglich durch alles umwandelnde wirtschaftlich-soziale Vorgänge bestimmt; sie vollzogen sich mit unaufhaltsamer Macht, und sie allein bilden die Voraussetzung für das Auftreten der Einzelpersönlichkeiten wie für die verfassungspolitischen Ereignisse; aber im Vergleich zu ihrer Bedeutung erscheint, was die einzelnen tun und was der Staat an Änderungen erleidet, zufällig und ohne Wirkung. Erst als der wirtschaftlich soziale Prozeß um die Zeit von Christi Geburt zu einem vorläufigen Abschluß kam, ordneten sich auch die Verfassungsverhältnisse neu, unabhängig und selbst im Widerspruch zu allen verfassungspolitischen Bestrebungen

---

* Stuttgart, Julius Hoffmann 1908—1910.

und allem Ehrgeiz der vorangegangenen Geschlechter. Dieser geistvolle Grundgedanke des Ferreroschen Buches, ausführlich begründet, meisterhaft durchgeführt, schlägt den Leser rasch in Bande. Man läßt sich willig geleiten, ist schnell bereit, jenes große Jahrhundert einmal mit den Augen Ferreros zu sehen und über der Lektüre immer wieder der Gegenwart sich zu erinnern und für ihre Betrachtung zu lernen.

Von Ursprung war Rom, dies etwa ist der Ausgangspunkt von Ferreros Überlegungen, ein kleines Bauernvolk. Die Lebenszelle seines ganzen nationalen und staatlichen Organismus bildete die Familie mit ihrer straffen patriarchalischen Ordnung. Das Landleben, die eigenhändige Bestellung des Ackers durch Vornehme wie Geringe verbürgten die Einfachheit und Zucht der Sitten. In die Stadt ging der Römer nur, um öffentliche Pflichten zu erfüllen oder Geschäfte zu erledigen. Der Staat beruhte auf sorgfältig einander angepaßten Einrichtungen und Ämtern, deren Wirkungskreis und Ansehen mit religiöser Ehrfurcht von allen unversehrt gehalten wurde. Die Ämter waren einem Adel vorbehalten, der das Leben der Bevölkerung teilte, durch dieselbe Sittenstrenge wie das Volk sich ernst und kräftig erhielt. Er führte auch das Heer, dessen Kraft sich dank der bäuerlichen Lebensart der Bevölkerung von Geschlecht zu Geschlecht erneuerte. Die auswärtige Politik trug einen vorwiegend abwehrenden Charakter. Mehr durch die Verhältnisse gezwungen als freiwillig, breitete die senatorische Staatsleitung allmählich die Macht Roms über ganz Italien und fast alle Küstenländer des Mittelmeeres aus.

Wie zaudernd aber auch der Senat vorging, endlich wurde doch diese Ausdehnung der Herrschaft Rom zum Verhängnis. Die Kultur der besiegten Griechen und Asiaten drang in die römische Bevölkerung ein. Die einfachen Lebensgewohnheiten gefielen nicht mehr. Die Römer siedelten sich dauernd in ihrer Stadt an. Merkantiler Sinn ergriff die meisten. Die Lust am Erwerben erwachte. Man brauchte Mittel, um die neuen Luxusbedürfnisse zu befriedigen. Dieser Umschwung wirkte auf den Staat sofort dadurch zurück, daß der Adel, um sich den Kaufmannsvermögen gegenüber in seiner führenden Stelle zu behaupten, den Staat in Eroberungskriege trieb. Unter Ausnutzung ihres Vorrechts auf die Ämter plünderten die Adeligen die eroberten Länder aus. Kurze Zeit strömten dadurch gewaltige Summen Edelmetalls und zahllose Sklaven nach Rom. Wie ein Strudel packte es Staat und Gesellschaft. Die Schranken zwischen Römern und Italikern fielen nieder. Auch unzählige außeritalische Elemente, Freie und Freigelassene, drängten sich in die römische Gesellschaft ein. Die Sitten verfielen, die Zucht der Familie hörte auf. Der Mißbrauch der Ämter vernichtete die Scheu vor ihnen. Das Heer wurde schon seit Marius aus dem Pöbel ergänzt, fortan tauglicher zu inneren Kriegen als zur Demütigung auswärtiger Feinde. Ärger noch wurde das Unheil, als die frisch angebohrten Quellen des Reichtums im Osten sich rasch erschöpften. Wohl versuchte man neue Eroberungen. Das letzte und reichste der Diadochenreiche, Ägypten, wie das Partherreich mit seinen sagenhaften Schätzen wurden das Ziel des sehnsüchtigen Begehrens aller Feldherrn Roms. Aber sie behaupteten sich nicht. Die Steigerung der Bedürfnisse hielt dennoch an. Alles wirtschaftete im Verlaß auf eine immer glorreichere Zukunft. Über der Spannung zwischen Wünschen und Haben ward die ganze Volkswirtschaft Roms in der Zeit von 100 bis etwa 60 v. Chr. ‚ein unlösbares Wirrsal von Schulden und Guthaben‘. Der Boden, auf dem die Väter so lange und sicher gestanden hatten, entwich dem lebenden Geschlecht unter den Füßen. Es machte sich nichts daraus, und im Taumel revolutionärer Denkweise drängte es um so ungestümer den Fernen asiatischer Kultur, orientalischen Genußlebens zu, die, einer Fata Morgana gleich, seine Sinne lockten. Auf diesem Höhepunkt hielt sich die Krise etwa zwei, drei Jahrzehnte, von 60 bis 30 v. Chr. Dann kam die Ernüchte-

rung, das Bedürfnis nach Ruhe, das Sichwiederbescheiden, ein frischer Trieb zur Arbeit anstatt der Lust am tollkühnen Spiel und anstatt des Raffens nach Schätzen. Offenbar näherte sich die wirtschaftlich-soziale Übergangszeit dem Ende. Eine neue, andere Ordnung war im Werden. Gewerbliche Tätigkeit und Handel traten endgültig das Erbe der Landwirtschaft an, sie gaben der Wirtschaftsverfassung der folgenden Geschlechter ihre Prägung. Den Adel löste ein bürgerlicher Mittelstand ab, der sich mitten in allen Unruhen gebildet hatte und nun der Träger und Bürge der neuen Ordnung wurde. Die positiven Elemente gewannen zusehends das Übergewicht in diesem Stande. Ehrerbietung vor den Überlieferungen Roms ergriff ihn. Er zeichnete sich aus durch einen puritanischen Sinn, der auf Herstellung der Sitten drängte; er verschloß sich auch nicht der religiösen Stimmung, die überall nach den Nöten der vergangenen Zeit sich regte. Aus Vergils Dichtungen klingt uns noch der Nachhall all dieser Strebungen der letzten Jahre vor Christi Geburt entgegen. Gesegneter Wohlstand verbreitete sich aufs neue über den größten Teil Italiens und über das benachbarte Gallien; wirtschaftliches Gedeihen kehrte aber auch in allen anderen Mittelpunkten des Mittelmeerhandels wieder ein. Jene wirtschaftlich-soziale Entwicklung, auf der die Zivilisation des Mittelmeer-, mehr noch, des ganzen abendländischen Gebiets während der nächsten Jahrtausende beruhen sollte, war durchbrochen.

Großartig zieht das Bild dieser wirtschaftlich-sozialen Wandlungen an uns vorüber: Nach dem Jahrhunderte währenden, majestätisch gleichmäßigen und stetigen Vorwärtsströmen der Geschichte Roms zunächst die wilden Stromschnellen ohne Zahl — eine Zeitlang ein immer gewaltiger anschwellendes Branden und Tosen — dann wieder ein ruhiges und breites Dahinfließen der Wasser, wenn auch nicht mehr in der Erhabenheit der Anfänge. Schier möchte man nicht weiter danach fragen, welche Menschen und Parteien von der Flut durch die Schnellen mit fortgerissen worden sind, alle demselben Schicksal geweiht, nach kurzem Gelingen jählings zerschellt zu werden. Willkürlich und zufällig, so dünkt es uns unter dem Eindruck der Ferreroschen Auffassungsweise, muß aller einzelnen Planen und Streben während des großen wirtschaftlich-sozialen Umbildungsprozesses gewesen sein. Es scheint, daß Ehrgeiz und Habsucht auch die energischsten und begabtesten Männer damals zu nichts als zu Frevlern an den Geschicken ihres Volkes werden ließ, dessen Not in solcher Zeit des Übergangs ohnehin bitter genug war. Aber bald fesselt auch Sinn und Treiben der einzelnen unsere Aufmerksamkeit. Dieweil wir zuschauen, wie selbst die bedeutendsten Männer, Spielbällen gleich, durch ihre Leidenschaften über die politische Bühne gejagt wurden, zeigt uns Ferreros meisterliche psychologische Analyse, daß sich diese Leidenschaften aus den allgemeinen Voraussetzungen der Zeit unmittelbar erheben und daß alle diese Persönlichkeiten doch ihre bestimmte Sendung erfüllen; was ins Wanken geraten war, aber von sich aus nur verfallen, nicht hinweggeräumt worden wäre, stießen sie in ihrem Ehrgeiz und in ihrer Habsucht vollends in Stücke. Des größten unter ihnen bedienten sich die Überirdischen gar, um dem Strom der Entwicklung, der bei aller Fruchtbarkeit blind wie alle Naturgewalten dahinstürmte, an der entscheidenden Stelle die Wendung zu geben, die ihn in die schönen, sanften Ebenen der zukünftigen Kulturblüte hinüberleitete.

Schreckhaft zerfahren, ohne die Möglichkeit eines Überblicks zu gewähren, nur zur Zerstörung bestimmt, tummelt sich zwischen 100 und 60 vor Christus eine ganze Horde revolutionärer Charaktere, kühner Abenteurer, gewalttätiger Eroberer und Plünderer auf dem Felde der politischen und kriegerischen Kämpfe Roms. Unablässig lösen sie einander ab und tauchen wieder auf, bis endlich einer nach dem andern stürzt. Es ist die Zeit des Marius und Sulla, des Lucullus und Crassus, des Catilina und

Pompejus und einer kaum zu zählenden Fülle anderer. Noch ist das Altüberkommene nicht ganz hinfällig. Es fehlt nicht an Versuchen, den Widerstand zu organisieren. Aber selbst die Reaktion dient diesen Männern nur dazu, sich ihre selbstsüchtigen Wege zu bahnen, Leichen und Trümmer zu häufen.

Allmählich, während die Verwirrung immer ärger wurde und unerbittlicher die Notwendigkeit großen und größeren Einsatzes, arbeitete sich Julius Cäsar empor, gewaltiger als all seine Vorläufer. Über den Fehlversuchen seiner jungen Jahre, sich Einfluß zu verschaffen, ward er zum Demagogen. Er blieb es dann sein Leben lang. Immer hatte er als höchstes Ziel vor Augen, daß er die anderen zurückdränge und der erste werde. Immer wandte er sich an die Habsucht der Menge und insbesondere seiner Truppen. Und doch, wie die ganz Großen alle, erscheint eben er uns als ein Werkzeug in den Händen einer höheren Macht, die durch ihn der Weltgeschichte die neue Richtung gab, in der sich die Geschichte der nächsten Jahrtausende abspielte. Ferreros Schilderung des gallischen Krieges ist vielleicht nicht nur in der Genialität der Auffassung, sondern auch in der Vollkommenheit der Darstellung der beste Teil seines Werkes. Cäsar wäre als Beutemacher lieber in den Orient gegangen denn nach Gallien. Er meinte aber schließlich auch dort große Schätze aufbringen zu können. Wie er enttäuscht wurde, wie er den unerwartet schweren Krieg immer mit dem Gedanken führte, welche Rückwirkung seine Erfolge und Mißerfolge auf sein Ansehen in Rom im Vergleich zu dem des Pompejus haben würden, wie alle Entschlüsse der einzelnen Kriegszüge, alle Vertuschungen seines Kommentars in solcher Erwägung ihren Schlüssel finden, wie er doch nicht zum erwünschten Ziele kommt und die Entscheidung seines Kampfes um die Macht in dem an Gefährnissen überreichen Bürgerkriege suchen mußte, wie er aber, selbst wachsend in den schweren Jahren, weit über sein menschlich kleines persönliches Begehren hinaus, unterdessen schon durch den gallischen Krieg die gesamte Kulturentwicklung vom östlichen Mittelmeer dem Abendlande zuwandte, das wird meisterhaft erzählt und glaublich gemacht.

Nicht minder geistvoll und trefflich ist die Zeichnung des Gegenspiels, das Cicero als der Vertreter der konservativen und ruhigen Elemente jener Zeit gegen Cäsar spielte. Ferrero nennt ihn kühn heraus ‚neben Cäsar die hervorragendste Erscheinung jener großen Zeit' und verbirgt nicht seine Vorliebe für den Mann, dem er sich durch seine literarischen Neigungen und politischen Interessen geistig verwandt fühlt. Er berichtet so ausführlich von dem Staatsmann wie dem Schriftsteller Cicero und läßt daher bezaubernd schön Ciceros große philosophischen Schriften ‚Vom Staat' und ‚Von den Pflichten' aus der Kritik an den Verhältnissen seiner Zeit und als Programmschriften für eine bessere Zukunft erwachsen.

So unruhig bewegt war selbst nach der Mitte des Jahrhunderts noch die Lage, daß weder Cicero, der äußerlich unterliegende, in Wahrheit schon siegende, noch Cäsar, der auf so vielen Schlachtfeldern, zuletzt bei Pharsalus, Herr geblieben war, eines gewöhnlichen Todes starben. Cäsars letzte Lebensjahre trübte das Bewußtsein, daß seine Stellung nicht sicherer geworden war als zuvor; er sann, wie er doch noch das Partherreich erobern könne, wo Crassus gescheitert war und wo er mit all seinen Zeitgenossen die ungeheuren Schätze zu finden hoffte, mit denen er endlich alle an ihn sich herandrängenden Forderungen zu befriedigen, die römische Schuldenwirtschaft in eine Überflußwirtschaft zu verwandeln und daraufhin Ordnung im Reiche zu schaffen imstande sei. Als ihn der Dolch traf, drückte die allgemeine Ungewißheit der Lage auch die Verschworenen so nieder, daß sie sich nicht in den Besitz der Macht zu setzen getrauten. Scheu mieden sie tagelang die Straßen. Mit dieser Szene beleuchtet Ferrero am grellsten, bis zu welcher äußersten Verwirrung die Dinge in Rom gediehen waren. Antonius

nutzte die unerwartete Gunst des Augenblicks aus, um Zeit zu gewinnen, einen Teil der Anhänger Cäsars um sich zu sammeln. Ihn führt Ferrero ein als echten Erben der imperialistischen Politik und der asiatischen Pläne des Ermordeten. Daß sich ihm Oktavius, Cäsars angenommener Sohn, noch in Unkenntnis seiner selbst und der Verhältnisse um ihn her, vorerst verband, ermöglichte Antonius, die konservative Partei und ihre Mitläufer bei Philippi zu schlagen. Bald darauf jedoch wandte sich Oktavius gegen ihn, um, seiner Anlage gemäß, das geistige Erbe Ciceros wahrzunehmen. Doch es kam zu keinen großen Schlägen mehr. Die Mittel, stärkere Heere leistungsfähig zu erhalten und Schlachten zu wagen, konnten nicht mehr aufgebracht werden, nachdem auch die entsetzliche Proskription der Jahre 43 und 42 nicht mehr den berechneten Ertrag abgeworfen hatte. Der Adel war erschöpft und stellte die Offiziere nicht mehr. Die Hauptsorge der Führer auf beiden Seiten mußte werden, ihre Soldaten zu beruhigen und mit Abschlagszahlungen und Land abzufinden. Das waren die Jahre, in denen im wirtschaftlich-sozialen Leben der Bevölkerung zuerst der Wunsch nach Ruhe und Ordnung sich wieder kräftiger regte und eine öffentliche Meinung in diesem Sinne sich kund machte. Noch einmal ward ihre Willensäußerung hintangehalten. Antonius raffte sich zu einer letzten Anstrengung auf, im Osten die Pläne seines Meisters und aller führenden Staatsmänner des Jahrhunderts zu verwirklichen. Aber seltsam verzwickt und epigonenhaft mutet sein Vorhaben an, sich der dazu nötigen Mittel zu bemächtigen. In Ägypten, dem letzten der nachalexandrinischen Reiche, das sich der römischen Unterjochung erwehrte, suchte seit einigen Jahren Kleopatra durch Frauenreiz und mit Frauenklugheit die Staatsmänner Roms zu bestricken, damit sie Ägyptens Bestand nicht antasteten. So hatte sie schon auf Cäsar eingewirkt, so berückte sie nun Antonius, so sollte sie es noch bei Oktavius versuchen. Antonius entzog sich ihr so wenig wie Cäsar, aber er gedachte hinwiederum von ihr die Mittel für den Partherkrieg zu erhalten. Das große politische Spiel des Jahrhunderts wurde mit einem Liebeswahn verquickt, der zuletzt doch Antonius nicht half, sondern seine Energie untergrub und ihn bei Aktium verdarb.

Nach Aktium sah sich Oktavius allein auf der Bühne. Er war tatenärmer und tatenscheuer wie alle Führer vor ihm. Er siegte nicht; er blieb übrig. Aber er behauptete sich dann, weil er unvergleichlich den Bedürfnissen einer Zeit entgegenkam, deren Angehörige sich nach einem Jahrhundert schmerzlicher Krisen sammeln, auf bescheidenere Art als die Väter neu bauen wollten und dabei gern die Staatsleitung einem Manne ihres Vertrauens überließen. Vielleicht hat bei der Untersuchung der Anfänge des Oktavius Vandals ‚L'avènement de Napoleon' etwas zu sehr Ferrero beeinflußt. Ein selbständiges und dem allgemeinen Gedankengange des Buches eingegliedertes Bild ist doch herausgekommen. Oktavius war nach Ferrero der große Beruhiger. Geleitet von dem Geiste, der aus Ciceros ‚de officiis' zu ihm und seinen Zeitgenossen redete, begnügte er sich in Asien mit der Wahrung der römischen Ehre und verzichtete auf die Eroberungspolitik dort völlig. Im Reiche selbst lag ihm nichts ferner, so sucht Ferrero darzutun, als die Alleinherrschaft zu erstreben. Im Gegenteil bemühte er sich auf alle Weise um die Wiederherstellung der Republik in ihren alten Formen und im alten Geiste. Er lavierte zwischen den Parteien hin und her. Er lebte selbst nach Möglichkeit im Dunkel. Daß in dem Empfinden seiner Zeitgenossen die alten Überlieferungen Roms zu frischer Wertschätzung gelangten, benutzte er dazu, die alten Einrichtungen zu erneuern und dem Adel wieder eine bevorzugte Stellung im Staat und in der Gesellschaft zu erwirken. Der religiösen Stimmung trug er, der Freund Vergils, voll Eifer Rechnung. Den höchsten Ernst verwendete er auf die Wiederbelebung der Zucht in den Familien und der guten Sitten, womit er den puritanischen Bestrebungen zur Geltung verhelfen wollte. Augenfällige Ergebnisse hatte er mit all diesem nicht. Eine Tragödie

nennt Ferrero deshalb das Leben dieses Mannes, bei dessen Namensnennung in der Regel sonst Vorstellungen des Glücks und außerordentlicher Macht in uns aufglänzen. Zu stark war schon der Einfluß der griechisch-asiatischen Kultur geworden. An Horazens Dichtungen wird es uns noch heute lebendig, wie sittliches Postulat und Lebensgenuß einander gegenüberstanden und der Lebensgenuß Sieger blieb. Augustus' Bemühen um die Heiligung der Ehen ward aufs menschlich ergreifendste durch den Ehebruch der Julia in seiner eigenen Familie zuschanden gemacht, durch den Tiberius noch in jungen Jahren die seelische Wunde davontrug, von der er nicht mehr genas. Auch die alten Einrichtungen erstarkten nicht wieder. Der Adel erwies sich ihrer nicht mehr wert. Der Senat versagte bei der ersten bedeutenden Entscheidung, die er in der auswärtigen Politik wieder treffen sollte. Er versagte ebenso bei den Maßnahmen für die Versorgung der Massen mit den notwendigen Lebensmitteln. Beide Aufgaben schob er an Augustus zurück und trieb ihn samt seinen Nachfolgern dadurch auf die Bahn der Monarchie und des Despotismus. Die dem Staate in Ämtern dienten, vermochten es nicht mehr bloß um der Ehre willen zu tun. So entstand notwendig ein Staatsdienertum, das in Augustus und in denen, die nach ihm kamen, seinen Herrn sah. In Kleinasien und Griechenland konnte man, an die Monarchie und Sklavensinn gewöhnt, nicht fassen, daß Augustus die Republik herstellen wollte; man verehrte ihn als Gott und sein Kult breitete sich bald westwärts aus. Auch in der auswärtigen Politik vermochte Augustus die von ihm betretene Bahn nicht bis zum Schluß zu durchmessen. Er sah ein, daß er die Parteien durch seine friedlichen Mittel nicht dauernd zu beruhigen vermochte. Doch griff er auch jetzt nicht abermals den Osten an, sondern beschloß, Germanien zu unterwerfen, um das immer mehr erblühende Gallien — das an Wohlstand zu einem ‚Ägypten des Westens‘ wurde — zu schützen. Damit besiegelte er unbewußt Cäsars wahrhaft weltgeschichtliches Werk. Er legte die römische Politik endgültig westwärts fest, wenn auch der Germanenkrieg selbst fehlschlug, wie die meisten anderen Unternehmungen des Augustus im Innern wie Äußern. Vergebens blieb nicht minder sein Streben, die Mißstände in der römischen Verwaltung zu beheben, durch die immer wieder Unzufriedenheit in den unterworfenen Bevölkerungen rege wurde und die Aufstände sich häuften. Vergebens war sein Trachten, das römische Volk an die Zahlung von Steuern zu gewöhnen, um für den Staat dadurch auswärtige Beutekriege entbehrlich zu machen und einen dauernden Frieden zu begründen. Dennoch war auch in der inneren Politik seine Zeit höchst ergebnisreich. Erst die verhältnismäßig lange und tiefe Ruhe, die seine Regierung trotz allen Mißgeschicks dem Reiche eintrug, verhalf dem über das ganze Reich ausgebreiteten, fleißigen und erwerbstätigen Bürgertum dazu, daß es an Stelle des entkräfteten und großenteils weggestorbenen römischen Adels die maßgebende soziale Schicht wurde. Dieses Bürgertum fühlte instinktiv, daß die Bedingung seines allmählich sich festigenden Wohlstandes die Fortdauer des Reiches in seiner bisherigen Ausdehnung war; denn über das ganze Reich hinweg hatte der bürgerliche Erwerbsfleiß das Netz seiner wirtschaftlichen Interessen geknüpft. Auf solche Weise erhielt das Reich einen neuen festen Halt. Auf dieselbe Weise wurde auch die Vorstellung mächtig, daß das Reich als Staat etwas Unteilbares sein müsse, das weder durch fürstliche noch korporative noch sonstige Interessen irgendwelcher Zergliederung verfallen dürfe. Dieser Mittelstand, so schließt Ferrero, habe von Natur republikanisch und unitarisch empfunden; so sei er der Vermittler des altrömischen Republikanismus im Gegensatz zu dem orientalischen Despotengeist an die Gegenwart und der Schöpfer unserer heutigen Anschauungen von der Einheit des Staatslebens geworden, ganz ebenso wie durch seine Regsamkeit noch in des Augustus Zeiten das Potal und das romanisierte Gallien zu dem kulturreichen Doppelland wurde, von dem gleichwie von einem Herde alle abendländische Zivilisation der beiden folgenden Jahrtausende sich verbreitete.

Anonyme Inquisition

Ich werde aufmerksam gemacht auf einen anonymen Artikel, der in dem ‚Österreichischen katholischen Sonntagsblatt' gegen mich und das Hochland gerichtet ist. Ich pflege anonyme Briefe und Angriffe gar nicht zu lesen, da jemand, der nicht den Mut hat, mit seinem Namen aufzutreten, wo er einen anderen namentlich angreift, gar keine Beachtung verdient. Weil jedoch die Redaktion des ‚Hochland' mich aufforderte, von diesem Angriff Kenntnis zu nehmen, muß ich feststellen, daß der anonyme Slowene eine solche Ignoranz der Dinge verrät, da wo er von mir und von Polen spricht, daß sein Urteil über Dogma, Kirche und Katholizismus wohl auch nicht auf gründlichem Wissen beruhen dürfte.

Ich will mich daher darauf beschränken, seine Irrtümer in den Dingen, in denen ich selbst durchaus kompetent bin, hervorzuheben.

1. Die von mir ausgehende Bruderschaft heißt nicht Elsis, sondern Eleusis. Ihre Mitglieder werden Els genannt, als verkürzte Bezeichnung von *ΕΛΕΥΘΕΡΟΙ ΛΑΩΝ ΣΩΤΗΡΕΣ**.

2. Ich bin kein Anhänger von Towianski und bin es nie gewesen. Ich habe mich immer kritisch zu ihm verhalten, gerade deswegen, weil er das Intellektuelle zu wenig berücksichtigt, und ich, wie man aus meinem Artikel gegen Steiner (‚Hochland', Oktober 1910) sehen kann, auf das Intellektuelle ein großes Gewicht lege, auch in bezug auf das religiöse Leben.

3. Der Bericht über meine Bekehrung wurde auf Verlangen geschrieben, und zwar zehn Jahre nach dem Ereignis. Darin ist die Rede bloß von Tatsachen — aber nicht von dem ganzen Entwicklungsgang nach der Bekehrung. Ich war unmittelbar nach der Bekehrung gar nicht sicher, ein richtiger Katholik zu sein, daher die vielen Beichten, um dieses zu entscheiden. Seitdem ich aber die Sicherheit gewonnen habe, daß ich auf ewig zur Kirche gehöre, beichte ich nicht öfter als die meisten anderen Gläubigen. Ich schrieb sehr ungern über diesen Gegenstand, und da ich aufrichtig schreiben mußte, ist nicht zu verwundern, daß mein Bericht anders ist als andere Berichte über Bekehrungen.

4. James hat keinen Einfluß auf mich gehabt, sondern umgekehrt, wie ich aus einer ausführlichen Korrespondenz mit ihm beweisen könnte. Er war mein Freund seit 1893 bis zu seinem Tode, und wenn man seine Schriften der letzten Jahre mit den früheren vergleicht, wird man leicht sehen, daß er ein wachsendes Interesse für die Kirche an den Tag legte. Er hatte die Absicht, eines meiner Werke selbst ins Englische zu übersetzen.

5. Towianski wurde nie von der Kirche verurteilt — sondern nur eine Veröffentlichung, die zwar unter seinem Namen, aber nicht von ihm selber in die Öffentlichkeit gebracht worden ist.

6. Wenn mir jemand beweist, daß die Kirche die Präexistenz verurteilt, dann bin ich bereit, diese Lehre aufzugeben. Für die Prädestination, die mein anonymer Kritiker mir zuschreibt, habe ich nie eine Vorliebe gehabt, noch für die Seelenwanderung, die von der Reinkarnation unterschieden werden sollte.

---

* Bei dieser Gelegenheit sei es mir erlaubt gegenüber Dr. Froberger (Hochland, Nov. S. 231) hervorzuheben, daß in dem von ihm zitierten Satz: ‚Die Zugehörigkeit zur Kirche ist nicht eine Erkenntnisfunktion', eigentlich ein ‚nur' ausgefallen ist, das durch die Fortsetzung desselben Satzes jedoch impliziert ist. — Da ich sage ‚sie hat viel tiefere Quellen als die bloße diskursive Erkenntnis'. Damit gebe ich ja klar zu, daß die Erkenntnis eine der Quellen ist, und meine Neigung für intellektuelles Auffassen der Wirklichkeit hat sich auch darin kundgegeben, daß ich das umfangreichste Lehrbuch der formalen Logik, das in polnischer Sprache vorhanden ist, geschrieben habe.

7. Kein Mensch, der mich persönlich kennt, wird mir Exaltiertheit vorwerfen. Ich habe die meiste Zeit meines Lebens dem objektiven Studium verschiedener Wissenschaften gewidmet, und mein Hauptzweck auch jetzt ist objektives Wissen. Mystische Erfahrungen, abgesehen von meiner Bekehrung, habe ich gar nicht gehabt.

8. Der polnische Messianismus kann nicht auf Towianski zurückgeführt werden, da lange vor Towianski schon Wienski Messianist war.

9. Die Grundanschauung des polnischen Messianismus ist keineswegs die von dem anonymen Slowenen ausgedrückte. Der Messianismus ist eine lebendige Nationalbewegung, die sich nicht auf eine kurze Formel zurückführen läßt und die auch nicht von einem einzigen Urheber sich ableiten läßt. Die Art und Weise, wie der ‚katholische Laie' über den Messianismus spricht, zeigt, daß er über ihn nur von seinen Gegnern gehört hat. Kein Messianist zweifelt daran, daß die Erlösung der einzelnen Seelen vollkommen ist. Alle Messianisten sind Katholiken und halten die Lehre der Kirche für wahr in allen ihren Einzelheiten.

10. Die Grundtendenz des Messianismus konnte nie von der Kirche verurteilt werden — und wenn man so etwas behauptet, sollte man die angebliche Verurteilung deutlich zitieren, zumal, wenn man sich einbildet, daß die verurteilte Lehre der Klarheit entbehrt.

11. Der Slowene verwechselt mehrfach Prädestination und Präexistenz. Towianski hat die volle und absolute Freiheit des Willens gelehrt wie alle Messianisten — daher kann bei ihm von keiner Prädestination die Rede sein — noch von Determinismus.

12. Der Einfluß von guten und schlechten Geistern ist ja ganz allgemein bei Katholiken zugegeben, aber zugleich wissen wir, daß jeder Mensch sich den schlechten oder auch den guten Einflüssen entziehen kann.

13. Nicht ‚im Geiste dieser Ideen' wurde Eleusis gegründet, sondern nur für vierfache totale Abstinenz von Alkohol, Tabak, Unzucht und Hazardspiel — und für die Nationalerziehung von Polen aus allen Ständen. Kein anderes Dogma gilt für die Elsen als das katholische. Eleusis ist keine mystische Vereinigung, sondern eine Bruderschaft zu sozialen und erzieherischen Zwecken, und keineswegs nur für die akademische Jugend, sondern ganz besonders für das Volk. Wir haben mehr Mitglieder unter den Arbeitern als unter den Gebildeten.

14. Es ist nicht wahr, daß man in Polen die Elsen allgemein für schädlich hält, sonst würden die Direktoren der Gymnasien mich nicht zu Vorträgen einladen und die Bildung von Gruppen des ‚Hoffnungsverbandes' zulassen, da der ‚Hoffnungsverband' in den Gymnasien anerkannterweise ganz von den Elsen abhängt. Wir haben Hunderte von jungen Männern zu einem reineren und religiösen Leben verholfen, und nur diejenigen, die uns nicht kennen, können uns für schädlich halten.

15. Ebenso falsch ist die Behauptung, daß meine Bestrebungen wenig Anklang gefunden haben — da die von mir gegründeten Gesellschaften und die von diesen Gesellschaften herausgegebenen Zeitschriften an Bedeutung stetig zunehmen, wie dies klar aus dem Bericht über die letzte allgemeine Versammlung der Elsen in Kosów zu ersehen ist, wo Vertreter aus allen Teilen Polens an den öffentlich geführten Beratungen teilnahmen (im Sommer 1910).

16. Lächerlich und falsch ist die Behauptung, daß wir Unzucht in der Ehe als Ehebruch bezeichnen. Wir halten den geschlechtlichen Umgang nur für gerechtfertigt, wenn er Fortpflanzung zum Zweck hat, und warnen die Eheleute vor Mißbrauch ihrer durch die Ehe erworbenen Rechte im Interesse ihrer Nachkommen.

17. Niemals haben wir Prädestination zugegeben oder verteidigt, und unser Ankläger zeigt klar, daß er keine Ahnung von unseren Veröffentlichungen hat, wenn er das behauptet.

18. Viele wurden unter dem Einfluß des Eleusis zur katholischen Kirche bekehrt, und niemand unter uns wurde ihr abtrünnig. Also ist es falsch, zu sagen, daß unsere Richtung dem Geist der katholischen Lehre zuwiderläuft, oder gar dem katholischen Glaubensleben Eintrag tut.

19. Es ist nicht wahr, daß wir die Erkenntnis des Glaubens vernachlässigen, da wir immer Religionsgeschichte und Dogma ganz eifrig studieren.

20. Ich habe in meiner Bekehrungsgeschichte nur Tatsachen angegeben und keine Verallgemeinerungen, die mir zugeschrieben werden. Ich glaube an alles, was die Kirche lehrt, und bin jederzeit bereit, alles zu widerrufen, was die Kirche verurteilt.

Die obigen Bemerkungen reichen hin, um den Angriff zu charakterisieren. Obgleich ich meinen anonymen Gegner nicht kenne, habe ich den Eindruck, daß er geneigt ist, über Dinge, die er weder kennt noch versteht, scharf zu urteilen. Wenn er Diskussion wünscht, sollte er doch mit seinem Namen und Stand hervortreten.

München, 19. November 1911.

W. Lutosławski.

Hochland-Echo

Jung-Deutschland

Als Prinzregent Luitpold von Bayern im März 1911 anläßlich seines neunzigsten Geburtstags eine halbe Million Mark für die Pflege körperlicher Übungen der Jugend stiftete, begleitete er seine Spende mit dem für ganz Deutschland beherzigenswerten Mahnwort:

> ‚Mein hohes und rüstiges Alter danke ich, nächst Gott, vor allem der Kräftigung und Stählung meines Körpers von Jugend auf. Es ist mein Wunsch, daß der reiche Segen, der aus der körperlichen Ausbildung erblüht, auch der Jugend meines Landes zuteil werde.'

Gerade in den jüngsten, ernsten Tagen haben sich die Anzeichen für eine Erfüllung dieses fürsorglichen Wunsches erheblich gemehrt. Alle die bisherigen freiwilligen und privaten Vereinigungen, die noch allzusehr nach dem Muster der englischen boy scouts als ‚Pfadfinder', ‚Jugendwehren', ‚Wandervögel' usw. nur eine sporadische Wirksamkeit entfalten konnten, sollen nunmehr zu einem einheitlich organisierten ‚Jung-Deutschland' zusammengefaßt werden, dessen weiteren Ausbau der Staat in die Hand nimmt und fördert, ohne aber der Selbstverwaltung und freiwilligen Initiative wesentlichen Abbruch zu tun.

Es war notwendig, daß einer einseitigen Engländerei in diesen Bestrebungen der nötige Einhalt geschah. Denn man darf nicht vergessen, daß dortzulande die Voraussetzungen und Ziele der ganzen Bewegung wesentlich andere sind. Dort gilt es, die mangelnde Volkserziehung der allgemeinen Wehrpflicht, so gut es eben geht, zu ersetzen. Bei uns kann es sich nur darum handeln, eine bessere Vorschule für die Heeresschulung zu schaffen:

> ‚Der Soldatenstand muß in der Jugenderziehung seine brauchbare Unterlage finden, wenn wir uns dauernd auf der Höhe der anderen großen Nationen des Erdballs halten wollen.'

Der dies schreibt und der ganzen neuen Bewegung in seiner Schrift ‚Jung-Deutschland' das beste Programm mit auf den Weg gibt*, ist kein Geringerer als Generalfeldmarschall Kolmar Freiherr von der Goltz, der militärische Erzieher der türkischen Wehrkraft. Kein einseitig ‚militaristischer' Geist ist es, der auch bei uns ein früheres Einsetzen systematischer Wehrkraftspflege unerläßlich macht, keine äußerliche Soldatenspielerei ist das Gewollte; Goltz betont die ethischen Werte einer solchen Erziehung mehr noch als die physischen:

> ‚Unsere friedensselige Zeit beginnt freilich mit dem Versuche, uns das Gruseln vor dem Worte kriegerisch zu lehren. Männer, die ein arbeitsvolles Leben der Erstarkung der Jugend und dadurch auch der Steigerung unserer Wehrkraft gewidmet haben, glauben sich dagegen verwahren zu sollen, daß es ihre Absicht sei, den kriegerischen Geist im Volke zu nähren. Das klingt, als sei kriegerischer Geist

---

* Verlag Gebrüder Paetel, Berlin. Brosch. M. 1.—.

etwas an sich Verwerfliches. Das aber ist er wahrlich nicht. Wir brauchen keine Absage an ihn zu erlassen, um uns das Vertrauen der Mitwelt zu erhalten. Diese Konzession an den Zeitgeist ist unnötig. Jedes tüchtige Volk ist kriegerisch gesinnt, und hört eines Tages diese Gesinnung auf, so ist es auch um die Tüchtigkeit des Volkes geschehen. Unser zahmes Zeitalter verwechselt kriegerisch mit händelsüchtig.

Kriegerisch ist, wer den Krieg nicht scheut, wer vor dem Gedanken nicht zurückschreckt, die eigene Kraft an der eines Gegners zu messen, wer Freude an der eigenen Stärke und dem eigenen Mute hat, und die Gelegenheit gern ergreift, sie zu betätigen. Es ist eine ganz natürliche Äußerung des inneren Wertes der eigenen Person, die ihren Willen, ihr Recht und ihre Ehre, wenn es nötig wird, auch im Kampfe zu behaupten entschlossen ist. Kriegerisch ist, wer vor der Gefahr nicht zittert, ja sie liebt, weil er sich, wenn er sie siegreich bestanden hat, sagen darf, er habe die ihm von Natur innewohnende menschliche Schwäche überwunden.

Wenn die Ertüchtigung unserer Jugend dazu führt, den kriegerischen Geist im jungen Deutschland zu erhalten und zu stärken, so wollen wir uns nicht bekreuzigen, sondern uns dessen freuen. Wir wollen ihn auch pflegen; denn dieser Geist wird uns am ehesten das Recht auf eigene und ungestörte Entwicklung unseres Volkstums verschaffen und unser Vaterhaus vor Einbrüchen schützen.

Erwerbssinn und Genußsucht gedeihen leider von selber; sie bedürfen der Förderung nicht. Die Begeisterung für die männlichen Tugenden, die der Jugend in der Gestalt ihrer Lieblingshelden verkörpert erscheinen, entfernt sie unwillkürlich von dem Genußleben, das leider heute schon in frühen Jahren bei der jungen Generation überhandnimmt. Sie wirkt dem wachsenden Materialismus entgegen, der, man mag sagen, was man will, die Völker unweigerlich entnervt. Ich stimme durchaus den Worten eines unserer Vorkämpfer für patriotische Jugenderziehung bei: ‚In demselben Maße, in dem ein Volk zu sehr am Besitz hängt und seine Kulturaufgabe darin erblickt, billig einzukaufen und teuer wieder zu verkaufen, wird es verlernen, in der Stunde der Entscheidung heroisch zu handeln.' Das ist traurige Wahrheit, die zu beherzigen wir alle Ursache haben. Gilt uns doch schon für staatsmännisch klug fast nur noch, was der materiellen Entwicklung zugute kommt.

Im Verhältnis zu den ethischen und moralischen Vorteilen gesunder Jugendpflege für die Wehrkraft eines Volkes treten die der fachlich-technischen Vorbildung in den Hintergrund.'

Die ethisch-erzieherische Bedeutung, die in der vorbildlichen Darstellung des Heldentums jeder Art gelegen ist, hat in den bisherigen, einschlägigen Regierungserlassen erfreulicherweise besondere Betonung gefunden. Mögen nun alle, denen gerade diese Wirkungen des neuen Erziehungsmittels am meisten am Herzen liegen, die Bewegung durch freudige Anteilnahme in der rechten Bahn erhalten. Gerade die Fortbildung der boy scouts-Bewegung ist nach dieser Richtung sehr lehrreich: Während bei ihr in England durch den Begründer Baden-Powell von vornherein den sittlich-religiösen Erziehungsfaktoren die maßgebende Mitwirkung gesichert wurde, hat man in anderen Ländern die religiöse Charakterbildung zielbewußt ausgeschaltet und damit das ganze Bestreben auf ein rein sportlich-gymnastisches Niveau herabgedrückt. Bei ‚Jung-Deutschland' ist diese Gefahr nicht zu befürchten, wenn der Goltzsche Aufruf überall die rechte Würdigung findet, die ihm zu wahrem Nutz und Frommen unseres Volkes so sehr zu wünschen ist. E.

Rundschau

Zeitgeschichte

Friedrich der Große. Am 24. Jan. werden zweihundert Jahre verflossen sein, daß dieser genialste aller neuzeitlichen Fürsten das Licht der Welt erblickt hat. Das ist nicht bloß für Preußen und jeden deutschen Patrioten ein Tag dankbarer Rückerinnerung. Geniale Persönlichkeiten gehören der Menschheit an, denn in ihnen ist eine Kraft des Geistes wirksam, die gewürdigt werden muß unabhängig von den zeitgeschichtlichen Interessen, daran sie sich erprobte und in deren Dienst sie gestellt war. Friedrichs politische und kriegerische Großtaten werden überstrahlt von der Kraft und Größe seiner Persönlichkeit, von der sein Wirken als preußischer König nur eine Teilerscheinung ist. Die Anlage zum genialen, d. h. aus der vollkommensten Hingabe an die Sache entspringenden Handeln war so groß in ihm, daß selbst die Mängel, die ihm aus der aufklärerischen, allen historischen Sinnes baren Richtung seiner Zeit anhafteten, den Eindruck von seiner menschlichen Bedeutung kaum zu trüben vermögen. Wenn Ranke von ihm sagt, daß der politische Genius Friedrichs in der modernen Staatengewalt kaum seinesgleichen habe, und Treitschke seine Bewunderung in den Satz faßt: ‚Am Ende ist er doch der größte aller Monarchen der Erde gewesen', so denken sie doch immer vornehmlich an seine staatspolitische Bedeutung. Da hatte des Königs Minister, Graf Hertzberg, den weiteren Blick, als er bald nach dem Tode seines Herrn meinte, das Leben Friedrichs des Großen könnte für die M e n s c h h e i t noch einmal das lehrreichste Stück Geschichte sein. In diesem Wort liegt eine volle Wahrheit, insofern selbst die F e h l e r eines Genies bei weitem lehrreicher und für die Menschheit wirksamer zu sein pflegen als die Korrektheit vieler Durchschnittsnaturen zusammen. Im allgemeinen muß Friedrich des Großen willensstarke Hingebung an seine staatliche Aufgabe, die stoisch anmutende Kraft eiserner Pflichterfüllung herhalten, wenn es gilt, dem Volke seine sittliche Persönlichkeit faßbar und ehrwürdig zu machen. Nun liegt hier gewiß ein begeisternder, auf die künftige Entwicklung des preußischen Geistes einflußreicher Zug seines Wesens vor. Aber Pflichterfüllung allein selbst unter schwierigen Verhältnissen nötigt wohl Liebe und Bewunderung ab, das Geheimnis der Größe jedoch fühlen wir erst da, wo zugleich eine außergewöhnliche Macht des Geistes sich mit willensstarker Hingebung an eine Sache verbunden zeigt. In dieser Beziehung aber war Friedrich der Große ein wirklich Großer. Die Art, wie er seine Aufgabe allseitig erfaßte, wie er zu ihrer Lösung vor den äußersten Konsequenzen nicht zurückschreckte, wie er ihr selbst persönliche Neigungen und Ideen unterordnete und schließlich, wie Treitschke einmal sagt, selber ganz sachlich wurde, diese Art trägt den Stempel des schlechthin Großen.

Einer der bezeichnendsten Züge in seinem Charakter war seine Toleranz. Wir wissen, daß sie soweit ging, seine protestantischen Untertanen zeitweilig an ihm irre zu machen. Es konnte sogar das in sich lächerliche Gerücht auftauchen, er habe Neigungen katholisch zu werden, ja, in Italien hieß es, er sei es geworden. Seinem freigeistig-fanatischen Freunde Voltaire, d'Argens, d'Alembert erschien er vorübergehend ein Rätsel und sie machten ihm aus ihrem Unbehagen kein Hehl. Aber so eng sich der König in der Abneigung gegen die ‚Vorurteile' (lies positive, geoffenbarte Religion), mit seinen Freunden sonst auch verbunden wußte, darin war er ihnen und seiner ganzen aufklärerischen Zeit überlegen, daß er sein deistisch gefärbtes Freidenkertum echt und konsequent auffaßte, was sich in der populären Formel ausprägt, daß jeder

nach seiner Fasson selig werden solle. Er wollte seine Art zu denken, niemandem aufgedrängt wissen, und er nannte einmal alle diejenigen, die ‚noch die Wut des hitzigen Fiebers des Fanatismus' in sich trügen, ‚nur halbe Menschen'. Alles Doktrinäre war seiner Natur fremd. Er hatte einen erstaunlichen Wirklichkeitssinn und seine Menschenkenntnis war so groß, daß er in der Beurteilung der Charaktere mit fast instinktiver Sicherheit stets das Richtige traf. Seine Vorliebe für Geist und formale Bildung ließ ihn über manche innere Jämmerlichkeit hinwegsehen, aber der Umstand, daß er z. B. Voltaire niemals im eigentlichen Sinne geachtet hat, besagt doch klärlich, wie wenig er zu täuschen war. Große Bewunderung nötigte ihm Uneigennützigkeit ab.

In seinen Entschließungen zeigte er eine kraftvolle und kühne Unabhängigkeit. Das tritt nirgends so überraschend hervor als wie in seiner Kirchenpolitik. Ein so geistvoller und unterscheidungsfähiger Papst wie Benedikt XIV. hat in dieser Beziehung wirklich Vertrauen zu ihm besessen, in einzelnen Fällen mehr als zu manchem katholischen Regenten. Schrieb er doch im Jahre 1750 an den zum Fürstbischof von Breslau ausersehenen Prälaten Schaffgotsch: ‚Niemals werden wir aufhören, die Billigkeit dieses Monarchen zu loben, der wahrhaft groß ist durch seine Tapferkeit, seine Klugheit, seinen Scharfsinn und durch seinen guten Willen, der ihn stets nach dem suchen läßt, was recht und vernünftig ist.' Auch später noch rechtfertigte Friedrich dieses Vertrauen. So verfügt er einmal: ‚Schließlich muß unter den katholischen und evangelischen Untertanen nicht der allermindeste Unterschied gemacht werden.' 1786 meinte er allerdings gleichsam ergänzend: ‚Viele Katholiken in einem Rechts- oder andern Kollegio taugen freilich nicht. Nach ihren Grundsätzen würden sie immer suchen, die Protestanten zu überstimmen und sich die Oberhand zu verschaffen. Einige, wenn sie geschickt und redlich sind, können wohl darin aufgenommen werden. Dies ist den Grundsätzen einer vernünftigen Toleranz gemäß.' Seine Stellung zu den Jesuiten hat zu mannigfachen Deutungen Anlaß gegeben. Daß er dem Orden als solchem oder gar seinen Zielen freundlich gegenüberstand, ist bei seinen Anschauungen gänzlich unmöglich. Er schätzte jedoch einzelne, besonders französische Jesuiten wegen ihrer tüchtigen Bildung und betrachtete sie, verglichen mit den Bettelorden, als das kleinere Übel. Sie brachten immerhin Bildung, und Bildung ist — Aufklärung. So ließ er sie zu und gewährte ihnen seinen Schutz. An d'Alembert schrieb er beschwichtigend: ‚Sie (die Jesuiten) sind nicht mehr Jesuiten bei mir.'

Man kann von Friedrich d. Gr. nicht sprechen, ohne auch mit einem Wort seiner Stellung zur deutschen Literatur zu gedenken. Alles Vertuschen hilft hier nichts; er hatte kein Verständnis dafür, nicht bloß deshalb nicht, weil er sie nicht kannte, sondern weil sein Geschmack so am Formalen haftete, daß er nicht fühlte, wie hier neues Leben nach neuen, eigenartigen Formen rang. Es ist nicht zu verkennen, daß in seiner zur Schau getragenen Verachtung ein pädagogisches Moment lag. Sagte er doch in seiner bekannten Schrift De la literature allemande, die die Folge eines Streites mit seinem Minister Hertzberg und an diesen gerichtet ist: ‚Ich liebe unser gemeinsames Vaterland so sehr wie Sie und deswegen hüte ich mich wohl, es zu preisen, bevor es solchen Preis verdient hat: das hieße einen Mann als Sieger ausrufen, der mitten im Weltlauf ist.' — Und er schloß seine Ausführungen mit den prophetisch klingenden Sätzen: ‚Lassen Sie uns Mediceer haben, und wir werden Genies erblühen sehen. Auguste werden Virgile erzeugen. Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen, und vielleicht kommt die Zeit, wo unsere verfeinerte und ausgebildete Sprache um unserer guten Schriftsteller willen von einem Ende Europas bis zum andern dringt. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen. Ich kündige sie Ihnen an. Ich werde sie nicht

schauen; das zu hoffen verbietet mir mein Alter. Ich bin wie Moses: ich sehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten.'

Der ‚alte Fritz' war weit entfernt davon, die joviale und zutrauliche Persönlichkeit zu sein, als die er im Volke weiterlebt. Seine große Menschenkenntnis, die nicht durch Liebe und Humor ausgeglichen wurde, hatte ihn zum Menschenhasser werden lassen. Er vereinsamte mehr und mehr und starb sicher mit einem Gefühl großer Unbefriedigtheit, obgleich die Erfolge seines Lebens größer als die irgend eines Zeitgenossen waren. Aber konnte er wirklich auch nur ahnen, mit seiner politischen Arbeit die deutsche Einheitsbewegung eingeleitet zu haben, da er schon in seinem Nachfolger Weichlichkeit und genußsüchtige Erschlaffung vor Augen hatte? Und so mochte denn das Wort, das er früher einmal gesprochen hatte, jetzt, da er einsam und ohne wahre Befriedigung am Ende stand, für ihn doppelte Wahrheit sein: ‚Der schönste Tag im Leben ist der, an dem man es verläßt.'

Wer sich, durch die Säkularerinnerung angeregt, näher mit dem Leben des großen Königs befassen will, sei auf das neu aufgelegte, textlich gute, wie illustrativ hervorragende Werk ‚Friedrich d. Gr. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit'. Von Dr. Hermann von Petersdorff (Paetel, Berlin, 4° = 600 Seiten mit 280 zeitgenössischen Bildern und 26 faksimilierten Schriftstücken, geb. M. 10.—) besonders aufmerksam gemacht. Petersdorff leistet für weitere Kreise, was Koser für die wissenschaftlich Gebildeten zu leisten unternommen hat. Obwohl sein Buch nicht verleugnet, daß es vom Standpunkt des preußisch gesinnten Protestanten aus geschrieben ist, gibt es im ganzen doch ein richtiges und für den, der zu lesen versteht, ein völlig unmißverständliches Bild des großen Königs und seiner Zeit. Um die Stellung des neudeutschen Idealismus zur Persönlichkeit dieses Preußenkönigs zu würdigen, wird man nach dem 3. Band von Lienhardts ‚Wege nach Weimar' (Greiner & Pfeifer) greifen, der Friedrich dem Großen gewidmet ist und neben sehr geschickt gewählten ‚Stellen' aus seinen Werken und Briefen ein im angedeuteten Sinn gut charakterisierendes Lebensbild enthält. Bei E. Hofmann, Berlin, ist eine zweibändige Biographie von Winter erschienen (1907), die zwischen Koser und Petersdorff wissenschaftlich die Mitte hält. M.

Chinas Armee und Marine. Selten sah die Weltbühne ein derartig ironiedurchtränktes Schauspiel wie die chinesische Revolution. China, das himmlische Reich der Mitte, hatte keine Armee; um nun im Innern wie im Ausland mehr geachtet zu werden, schuf ein Mann der Regierung ein Heer oder wenigstens die Anfänge, den Rahmen eines solchen. Kaum hat er diese schwere Aufgabe übernommen, so wird er in Ungnade entlassen, und die neugebildeten Truppen, die noch nie ein ernstes Manöver durchgemacht haben, wählen als erste Betätigung den Kampf gegen die Regierung und stützen eine Revolution, die ohne ihre Mithilfe von vornherein zur Ohnmacht verdammt gewesen wäre.

Die chinesische Armee ist die jüngste der großen Staaten. Was vier Jahrtausende nicht vermochten, das Schaffen einer chinesischen Land- und Seemacht, ward in vier kurzen Jahren am Anfang unseres Jahrhunderts zur Tat; die bisher latente Kraft des Riesenreiches hatte endlich ihren konkreten und eventuell aggressiv wirkenden Ausdruck erlangt. Im allgemeinen nimmt man an, daß der Sieg des rasseverwandten Japaners über Rußland dieses Wunder bewirkt habe, doch ist dies eine ebenso leichte wie falsche Erklärung. Nicht Japans Beispiel hat dies vermocht, sondern die traditionelle, unlogische und willkürliche Art und Weise, in der Europa und die Vereinigten Staaten mit dem hilflos unbeweglichen Koloß umgesprungen sind. Der Erfolg einer solchen Politik seitens der Kulturländer ist die unleugbare Tatsache, daß das zuvor nur von Mensch zu Mensch solidarisch fühlende chinesische Volk nun zum Bewußtsein einer einheitlichen Nation durch-

gedrungen ist, für die es wie für jeden anderen unabhängigen Staat heißt: Die Bewahrung der Integrität des Reiches oder der sichere Untergang. Europa kann sich also mit oder ohne Stolz sagen, daß es die chinesische Rasse zur Nation erhoben hat, daß, um mit Pourvouvillors, einem der besten Kenner des himmlischen Reiches, zu reden, der ‚gelbe' Patriotismus sein Werk ist.

Früher zählte die chinesische Armee in Friedenszeit nicht mehr als 80 000 Mann, meistens Bewohner der kriegstüchtigeren nördlichen Provinzen, in Wirklichkeit die Überreste der tartarischen und mandschurischen Horden, die unter dem Kaiser Kang-Hi ganz China dem Tartaren eroberten. Für die Kriegszeit war eine Aushebung von 450 000 Mann vorgesehen, die in den verschiedenen Vizekönigtümern stattfinden sollte. Doch diese zweiundzwanzig Vizekönigtümer betrieben eine solche Aushebung wann und wie sie wollten, so daß von einer einheitlichen Aktion der gesamten Armee niemals die Rede war. Seit 1904 hörten diese Lotterzustände jedoch auf, nachdem die ersten Schritte zur Verwirklichung einer Reform getan worden waren, deren Projekt der Hof von Peking von dem damaligen Leiter des chinesischen Zolles, dem Engländer Robert Hart, erbeten und auch erhalten hatte.

Dieses Projekt hatte als Basis die Schaffung von vier Armeen und drei Flottenabteilungen. Jedes Armeekorps sollte nur 50 000 Mann umfassen, während eine Reservearmee von 500 000 Mann vorgesehen war. Die Artillerie, der bekanntlich Deutschland die Kanonen lieferte, zählte 66 Geschütze. Die drei Flottenabteilungen sollten im Petschiligolf, in den südlichen Gewässern und an den Küsten von Kiangsu stationiert werden und insgesamt 240 Einheiten umfassen.

Dieses Projekt des Engländers konnte wegen absolutem Mangel an Offiziermaterial nicht sofort ausgeführt werden. Um diesem Mangel abzuhelfen, wurden junge Chinesen erst nach Japan, dann aber nach Europa gesendet, um dort zu lernen. Für die Ausbildung der Flotte hatte sich China die amerikanische zum Vorbild genommen.

Unterdessen wurde China immer offenkundiger das Land, in dem jeder Fremde nahm und ausbeutete, was ihm beliebte. Besonders aber war die Provinz Hupe der Tummelplatz aller ‚Kulturbestrebungen' der Europäer und Amerikaner, und bezeichnenderweise war es auch der Vizekönig dieser Provinz, der als erster die Ausführung der Reform von Heer und Marine übernahm. Er bestellte auf Kosten seiner Provinz zunächst sieben Kanonenboote, die zugleich die hohe See wie auch den Yangtsekiang befahren sollten, und die ihm Japan lieferte.

Das Verdienst aber, die moderne chinesische Armee geschaffen zu haben, steht dem Schüler und Freund Li-Hung-Tschangs, Yuan-Schi-Kai, zu. Als dieser Vizekönig in Tscheli wurde, konnte er seine lange erwogenen Reformpläne endlich verwirklichen. Zunächst gründete er Militärschulen, dann aber brachte es dieser energische und kluge Chinese fertig, in den wenigen Jahren Truppen zu schaffen, die selbst den europäischen Offizieren einigen Respekt einflößten, wenn auch die ihnen vorgeführten Manöver noch manches zu wünschen übrig ließen. Diese organisatorische Tat wurde aber das Verderben Yuan-Schi-Kais. Die alte Kaiserin konnte das Mißtrauen, eines schönen Tages diesen mächtigen Vizekönig als Rebellen zu sehen, nie los werden, und Chinas tüchtigster Mann wurde vom Nachfolger der alten Kaiserin, vom Regenten, geopfert. Aber sein Werk, die chinesische Armee, blieb bestehen.

Das erste Dekret, das die Mandschutruppen der ‚acht Banner', der ‚gelben Standarte' und der ‚Krieger des Nordens' in moderne Einheiten umzuwandeln bestrebt war, stammt übrigens aus dem Jahre 1901. Nach diesem Dekret wurden die gesamten Streitkräfte Chinas in drei Kategorien eingeteilt, in Feldtruppen, Reservetruppen und Polizeitruppen. Die nachfolgenden Jahre brachten noch verschiedene weitere Dekrete über die Rekrutierung der Truppen, über deren Disziplin und deren Ausbildung, doch erst das Jahr 1905

brachte eine radikalere Änderung im bisherigen militärischen Ausbildungswesen. Im gleichen Jahre wurde auch ein Kriegsministerium geschaffen. Diese Reformen blieben nun nicht mehr bloßes Papier, sondern wurden schnell und ohne Unterbruch ins Praktische übertragen. Die aktive chinesische Armee wurde in 37 Divisionen eingeteilt, von denen jede aus zwölf Bataillonen Infanterie, einem Regiment Kavallerie, zwei Abteilungen Artillerie und einer Pioniertruppe bestand. Jede dieser Divisionen zählte rund 12 000 Mann, so daß die Gesamtarmee Chinas in Friedenszeit aus 450 000 Mann bestand.

Sechs Divisionen wurden für die Verteidigung der Hauptstadt Peking und ihrer Provinz, des Tscheli, bestimmt und sind auch tatsächlich vorhanden: zwei in Peking, zwei in dessen unmittelbarer Nähe und die zwei letzten vorderhand noch in der Mandschurei. Zwei weitere Divisionen befinden sich in Schang-Tung, von denen eine ebenfalls vollständig, die andere noch in Formation begriffen ist. Die übrigen Divisionen sollten zu zweit oder auch nur eine einzelne auf die verschiedenen anderen Provinzen des weiten Reiches verteilt werden, wobei zu erwähnen ist, daß die Mongolei, das Tibet und Turkestan überhaupt nicht mit in die Reform einbegriffen worden sind. Wird diese Reform zielbewußt bis in ihre letzten Einzelheiten durchgeführt werden, so verfügt China im Jahre 1920 über ein Heer von 1 500 000 Mann aktiver Truppen in Friedenszeit.

Der Eintritt in den ‚Soldatenstand' ist freiwillig; die Dauer des Dienstes erstreckt sich auf 15 Jahre; danach wird der aktive Soldat der Reserve zugeteilt.

Diese Reserve würde die stärkste Kraft des chinesischen Staates und die größte Gefahr für das Ausland bedeuten, falls sie jemals zur Tat werden sollte, weil in diesen ungeheuren Rahmen das Himmlische Reich seine Riesenbevölkerung hineinfüllen könnte. Aber damit hat es noch seine Zeit. Nach wie vor schaut der vornehme Chinese mit Verachtung auf den einheimischen Soldaten und Offizier herab, und die Landleute und Gewerbetreibenden denken so wenig wie je zuvor daran, sich als Soldaten einreihen zu lassen, wäre es auch nur als Reservesoldat. Dieser durchaus unkriegerische und friedliebende Sinn des Chinesen ist der beste Schutz des Europäers. Bis jetzt haben sich diese Reserven, soweit sie überhaupt bestehen, schon als eine große Gefahr erwiesen, aber nur für die Regierung selber, da diese jeder Disziplin baren Truppen jegliche Gelegenheit ergreifen, um zu plündern oder durch ähnliche Taten ihre Existenz zu dokumentieren. An eine allgemeine Wehrpflicht ist aber bei den Chinesen noch weniger zu denken als bei den Engländern — Gott sei Dank, da eine solche ein Heer von vier Millionen bewaffneter Menschen in Friedenszeit bedeuten würde.

Die chinesische Regierung, entschlossen, sich in keiner Weise vom Japaner bevormunden zu lassen, schickt in neuerer Zeit ihre Offiziere zur weiteren Ausbildung meistens nach Europa. Mit den ersten von dort zurückkehrenden Offizieren und natürlich noch mit fremden Instruktoren wurden drei Kriegsschulen begründet, eine in Peking, eine in Utschang und eine in Canton. Ferner hat die Regierung 35 Unteroffiziersschulen eingerichtet, aus denen jährlich sechstausend gut ausgebildete Unteroffiziere hervorgehen.

Diese rasche Entwicklung der chinesischen Armee kostete natürlich große Summen, so daß an dem Marinebudget ganz gewaltige Streichungen vorgenommen werden mußten. Doch hat man die Dreiteilung beibehalten. Die erste Flottengruppe besteht aus vier Kreuzern und mehreren Kanonenbooten; die zweite umfaßt zwölf Kanonenboote und die dritte zwei Kreuzer, zehn Kanonenboote und einige kleinere Torpedojäger. Doch sind noch mehrere Schiffe im Bau begriffen, darunter drei kleinere Kreuzer, die auf deutschen Werften erstellt werden. Ferner existiert auch schon eine Marineschule in Tsefu, zu der sich in kurzer Zeit eine weitere in Tientsin gesellen wird.

Berücksichtigt man die Schwierigkeiten, die sich einer Heeres- und Marinereform gerade in diesem friedliebenden und kon-

servativen Staat entgegenstemmen, so muß man vor dem in so kurzer Zeit Erreichten alle Achtung haben. Dr. M. Uebelhör.

Literatur

Literarische Verarmung? Aufrichtigen Verehrern der Dichtung und echten Freunden schöner Literatur mag sich wohl bisweilen ein melancholischer Seufzer entringen, wenn ihre Augen über das Riesengebiet der deutschen Literatur hinschweifen. Gäbe es eine Volksetymologie der Gebildeten, so hätte sie sich gewiß schon einmal des Wortes ‚Belle'-‚tristik' angenommen, um es boshaft in seine Teile zu zerlegen. In der Tat, wem wäre nicht ‚trist' und traurig zu Mute bei dem Gedanken an die Massen des ‚Schönen', die die Flutwelle Tag für Tag ans Land spült! Indessen der Spott über das unnötige Dichten ist ja ebenso alt wie die Dichter selbst. Greifen wir doch nur aus unserem Schubfach ein Notizbuch von anno dazumal heraus, und unser Blick fällt auf so manches vergilbte Verslein, das unsere zornigen Anklagen mit einem impertinenten Lächeln Lügen straft.

Und dabei denken wir noch gar nicht einmal an das, was man unter dem Namen Schundliteratur zusammenfaßt, ja nicht einmal an die unzähligen Romane und Gedichte, die die Familienzeitschriften, oft sogar die angesehensten Blätter bevölkern. Eine ehrliche, künstlerische Selbsterziehung wird jeden mit so viel Kenntnis und Urteil wappnen, dergleichen eben als nicht existierend zu betrachten. Sehen wir sogar von jener mäßigen Durchschnittsliteratur, von jenen Modefabrikanten ab, auf deren liebenswürdige, glatte Hohlheit man nur allzuleicht hereinfällt! All dies also abgerechnet, bleibt doch immer noch eine unübersehbare Zahl von solchen übrig, die nach Autorität der Tageskritik Gutes, Tüchtiges leisten. Überzählen wir einmal diejenigen Autoren, die in deutschen Landen einen allgemein anerkannten Namen besitzen (wir reden jetzt nur von Zeitgenossen), so haben wir in kurzem an die fünfzig beisammen. Und rechnen wir gar noch hinzu, was allwöchentlich im ‚Literarischen Beiblatt' als ‚vielversprechendes junges Talent' gerühmt wird, und all das, was sich eines kleinen, aber innigen Verehrerkreises erfreut, so steigt die Zahl in kurzem in die Hunderte. Wir stehen betrübt da, starren auf die Riesenzahlen und jammern um unsere Dichtkunst. Denn was kann wohl eine Kunst weiter sein, bei der in jeder Generation eine solche Zahl ‚Gutes und Tüchtiges' zustande bringt?

Da atmet man wenigstens ein bißchen auf, wenn man ein paar wirklich gediegene treffliche Kritiker an der Arbeit sieht, die mit unerbittlicher Schärfe 99,9 Proz. aller Neuerscheinungen ablehnen. Aber mit diesem unbarmherzigen Abschlachten seitens der Fachleute ist es schließlich nicht getan. Man wünscht auch dem Laien einen Wertmesser und Maßstab an die Hand zu geben, der ihn frohgemut durch all die geistigen Papierschnitzel zum Echten und Dauernden hindurchführt.

Woher kommt denn eigentlich dieser Widerwille gegen die Allzuvielen auf dem Gebiete der Literatur? Der Grund liegt darin, daß wir in diesen Dingen eine tüchtige, ehrbare Handwerksproduktion, wie sie uns etwa an unserem Schuster erfreut, nicht vertragen, daß wir uns sagen, alles Große ist vereinzelt und erst recht alles das, was schöpferisch heißt, also auf eine geniale Anlage zurückzuführen ist. Wir können nicht begreifen, daß die Natur mit allem, was Genie heißt, so freigebig umspringen wird und göttliche Begabungen gleich dutzendweise aus der Erde hervorsprießen läßt.

Und schließlich findet sich auch ein oder das andere Wertmesserchen und Wegweiserchen. Da gibt es z. B. zu bedenken, daß jeder Mensch einmal einen Herzensfrühling hat — daß er darum aber noch nicht ein Dichter ist, wie wir uns überhaupt von dem Bedürfnis befreien sollten, die Bewunderung, die wir irgend einer Leistung zollen, auch zugleich der Persönlichkeit, die jenes Werk geschaffen, in ihrer ganzen Totalität darzubringen. Denn beansprucht irgend ein Schaffender das Recht auf solche Verehrung, so müssen wir verlangen, daß er ein ganzes

Leben lang, jedenfalls aber mit der Totalität seiner Persönlichkeit, gelitten und geschaffen hat. Sein Schöpfertum muß über ein gutes lyrisches Gedicht hinausgehen. Bleibt es aber nur bei dem einen Gedichte, so mag dieses, wenn es wertvoll ist, in irgend eine Anthologie wandern und dort das wehmütig-schöne Geschick jener Volkslieder teilen, bei denen schließlich hinter der Schöpfung die Persönlichkeit des Schöpfers verschwindet. Doch diejenigen, die die Muse nicht nur mit flüchtigem Kusse beglückt hat, diejenigen, denen es Lebensinhalt geworden, das große Ausdrucksbedürfnis der Menschheit ihrerseits mit dem Worte zu befriedigen, denen dürfen wir ruhig persönliche Verehrung widmen, sie haben ein Recht auf den Kultus ihrer Persönlichkeit.

So wäre denn der papiernen Flut gegenüber schon ein gewisser Standpunkt gewonnen. Doch läßt sich noch ein weiterer wichtiger Maßstab durch folgenden anfangs vielleicht überraschenden Satz aufstellen: Der Wert eines Werkes darf nie nach der Intensität der psychischen Wirkung auf uns bemessen werden. Zunächst wissen wir einmal, daß unsere persönliche Aufnahmefähigkeit nicht immer die gleiche ist und sich von den Wogen unserer Stimmungen auf und ab tragen läßt. Dann kommt weiterhin dazu, daß es auch einer bestimmten Höhe geistiger und seelischer Bildung bedarf, um ein Kunstwerk zu genießen — man denke sich etwa nur einen normalen Bauern vor einer griechischen Venus.

Doch das ist alles noch nicht das Wesentliche. Ein Werk kann uns bis zu Tränen rühren und kann uns jauchzen machen, braucht aber doch noch nicht ins dicke Buch der Ewigkeit hineingeschrieben zu werden. Es kann echt sein und tief und braucht doch noch nicht groß zu sein; denn zum Großen gehört neben all dem Erwähnten noch etwas mehr, und das ist — freilich eine alte Tatsache — die individuelle Physiognomie, die ein Werk oder ein Dichter zeigt. So wenig Neues damit gesagt ist — übersehen wird es nur allzuhäufig. Denn wenn diese fehlt, wenn ein vorliegendes Werk nicht ein ganz besonderes, originelles Gesicht trägt, wenn es nicht eine Eigenart aufweist, für die wir kein Schubfach finden, bei der wir eine ganz merkwürdige Art von Unsicherheit spüren, so können wir mit Bestimmtheit sagen, daß ein solches Werk nicht dauern und bleiben wird, mag es als Buch der Saison auch noch so viel Staub aufgewirbelt haben. Und in dieser alten Tatsache steckt auch die Antwort auf die Frage, warum gerade diese oder jene Dichter sich durchgerungen haben und zu den bleibenden Namen gehören: eben darum, weil mit ihnen neue Welten erstanden, mögen sie nun, um nur aus der Lyrik Beispiele herauszugreifen, Heine, Eichendorff oder Liliencron heißen.

Will der typische, gebildete Leser über eine ihm sympathische Dichtung ein paar kritische Worte sprechen, so sind gewöhnlich die ersten, die er findet: a) Gedankentiefe, b) Formenschönheit; manche glauben auch, daß es nach diesen beiden Urteilen über ein künstlerisches Objekt nichts weiter mehr zu sagen gebe. Die Wichtigkeit dieser beiden Momente soll nun nicht geleugnet werden, und man muß ja gerade in unseren Tagen den Werken einiger Autoren skeptisch gegenüberstehen, die einem mit einer gewissen bizarren Eigenart förmlich ins Gesicht springen, alles Übrige dabei aber vermissen lassen. Der Hauptfaktor jedoch bei jedem Urteil, das auf Beachtung Anspruch macht, wird immer die Frage nach der Eigenart bleiben.

Aber leider lassen es gerade in dieser Beziehung die meisten selbst unserer namhaftesten Kritiker fehlen. Denn zwei Grundaufgaben hat jede wahre Kritik zu erfüllen: einmal sich in die Eigenart des Objektes hineinzufinden, oder wie es heißt, sich ‚einzufühlen' und das so Gefundene und Gefühlte klar und bündig zu charakterisieren, und an zweiter Stelle erst das Werturteil abzugeben. Wo allerdings keine Eigenart ist, ist das ‚Einfühlen' eine vergebliche Kraftanstrengung, und aus diesem Grunde kann man es unseren bedauernswerten Kritikern auch nicht verdenken, wenn sich bei den Besprechungen des Durchschnitts unserer heutigen Neuerscheinungen und Premièren von

diesem Teile der Beurteilung wenig vorfindet.

Doch vielleicht können wir auch über diese bekannte Grundtatsache puncto Eigenart hinauskommen. Schaut man nämlich von hier aus aufmerksam um sich, so sieht man, wie sich durchs Gebüsch ein schmaler Pfad abzweigt; und fände sich ein Wegweiser, so könnten wir lesen: ‚Zum Inkommensurablen.‘ Gelingt es jetzt uns, weiterzutasten, ohne daß uns ein tückisches Geschick wieder auf bekannte Straßen führt, so umwebt uns plötzlich unbekannteste Atmosphäre, und wir kommen dem auf die Spur, was den geheimsten Zauber einiger der wirklich großen Schöpfungen ausmacht, eben dem Inkommensurablen. Nun scheint es freilich ein Widersinn, das Unverständliche verständlich machen und das Inkommensurable messen zu wollen. Aber Andeutungen, wie man es spürt und wittert, lassen sich immerhin geben.

Zunächst müssen wir uns darüber klar sein, daß ‚Inkommensurabel‘ sich mit Begriffen wie ‚Unaussprechlich‘ oder ‚Stimmung‘ zwar berührt, aber keineswegs deckt.

Der abgenutzte Begriff ‚Stimmung‘ bedeutet etwas weit Alltäglicheres als das Inkommensurable. Ja, fast könnte man ‚Stimmung‘ als etwas durchaus Kommensurables bezeichnen. Ihr Wesen ist eine gewisse Harmonie, ein glückliches Zusammenfinden von Äußerem und Innerem, von Umwelt und Gefühl, eine Einheit, die sich wohlig über alles Beteiligte ergießt. Das sogenannte ‚Unaussprechliche‘ liegt dem Inkommensurablen schon weit näher. Man denkt dabei gewöhnlich an Gefühlstiefen, an unendlich feine oder auch abgrundsgewaltige seelische Zustände, die sich mit dürren Worten nie und nimmer ausschöpfen lassen. Doch noch anders das Inkommensurable! Am ehesten kommt man vielleicht mit der ursprünglich mathematischen Bedeutung zurecht: etwas, das mit einer anderen Größe keinen Faktor gemeinsam hat, ein Bruch, der nicht aufgeht, etwas Irrationales. Drei Nuancen stecken in dem Wort: Das Unmeßbare, das Unvergleichliche (im ursprünglichen Sinne des Wortes), und ein wenig auch das Unermeßliche. Wo solche Spuren sich zeigen, da dürfen wir das Geniale vermuten.

Doch jeder Versuch, einen Begriff wie diesen zu klären, bleibt eben eine halbe Unmöglichkeit. Ob es Beispiele tun? Man denke vielleicht an die unermeßlichen Tiefen Byronscher Gesänge, an das Unvergleichliche mancher Goetheschen Lyrik (ein bezeichnendes Beispiel ist etwa der Gesang der Geister in Faust I ‚Schwindet, Ihr dunklen Wölbungen droben . . .‘), endlich an das Unmeßbare im ‚Hamlet‘ — Brüche, die nicht aufgehen.

Das Unvergleichliche ist vielleicht am wichtigsten von den Dreien. Denn auf ihm beruht jene merkwürdige Unsicherheit, die wir bei uns einem neuschöpferischen Künstler gegenüber spüren. Ratlos und fragend stehen wir mit unserm bisherigen kunstkritischen Kanon da und sehen am Ende ein, daß allein eines einzigen Kunstwerkes wegen ein neuer Kanon geschaffen werden muß. Statt mit gewohnten Maßstäben zu betrachten, gilt es, neue aus dem Werke selbst herauszuholen und so den Künstler nach seinen eigenen Maßen zu messen, Dort wo er diesen seinen eigenen Gesetzen, dem geheimnisvollen Rhythmus *seines* Schaffens treu bleibt, entsteht die begnadete große Schöpfung; der Treulosigkeit aber, dem Hineinzerren von Fremdartigem folgt der Sturz aus selbsterrungener freier Künstlerhöhe.

Eine lehrreiche Ästhetik in diesem Sinne könnten gerade manche unserer jetztlebenden Dichter liefern, denen — sei es aus Unproduktivität oder aus äußeren materiellen Gründen — der Rhythmus des eigenen Schaffens versandete, und die bisweilen gar beim Eklektizismus landeten.

Und doch, selbst wenn wir des Künstlers eigene Maße gefunden — die künstlerische Eigenart bis ins letzte Detail auszuschöpfen, wird auch damit unmöglich sein. Auch bei den feinsten Maßeinheiten wird ein Rest bleiben, und so kommen wir wiederum auf das Unmeßbare und Unendliche — inkommensurabel in dreifachem Sinne.

Gewöhnt man sich, Literatur unter sol-

chen Gesichtspunkten aufzunehmen, vom wirklich Genialen die Eigenart energisch zu fordern und auch bisweilen auf das Inkommensurable zu horchen, so mag die Tagesliteratur ungehindert an einem vorbeibranden. Zum ‚Inkommensurablen‘ allerdings wird man nur in wenigen Fällen gelangen. ‚Stimmung‘ ist nicht so überaus schwer zu schaffen, man genießt sie noch verhältnismäßig häufig. Seltener ists schon, daß man das ‚Unaussprechliche‘ trifft. Das ‚Inkommensurable‘ aber waltet nur in wenigen der größten Schöpfungen.

Arne Schmidkunz.

Theater

Komödien. In München soll der Winter des politischen Mißvergnügens durch die Sonne der Komödien in freundlichere Himmel getönt werden. Der Anlage des Spielplans nach möchte es wenigstens so scheinen. Laßt uns den Strahlen nachgehen!

Otto Gysaes* ‚Höhere Menschen‘, die wir im Schauspielhaus kennen lernten, ließen sich allerdings nicht recht zu einem komisch-ironischen Spiel abrunden. Das Stück, das sich in der Buchfassung als Schauspiel darstellt, wurde in der Bühneneinrichtung gegen den Ausgang hin umgewandelt und dann Komödie geheißen. Das besagt schon, daß sich der Verfasser in den Bindungsgefühlen zu seinen Geschöpfen nicht recht klar war. Nun mag ja der Dichter seine atmenden Wesen bald in düster flackernde, bald in heitere Lichter stellen, wie das seit Ibsen über Shaw und Wedekind hinweg die geläufige Form geworden ist. Doch das läßt sich wesentlich anders an, als wenn er über seine eigene Haltung im Zweifel bleibt, ob er spotten oder bemitleiden soll. Dort ist Plan, Erkenntnis, meinetwegen problematische, absprechende, verneinende Erkenntnis, hier aber fehlt die zielsichere, in die Seelen bringende Kraft, und aus dieser allein lassen sich Menschen dichterisch zeugen. Was Gysae da im Wortkampf gegeneinander schiebt, das empfängt seinen Odem von gedanklichen Antithesen, von gegensätzlichen Lebensansichten, nicht vom Leben selber her. Darum auch die primitive Schwarzweißtechnik. Folgendermaßen: Dort die Höheren, die anders sein Wollenden um jeden Preis, die Außergewöhnlichen, die Gekünstelten, die Gezwungenen. Hier die Unbewußten mit dem schlichten Empfinden, die das geben, was sie sind. Jene verlieren sich selber an ihre Phrasen vom Leben in Adel und Schönheit, von Entwicklung. Diese sprechen wahr, weil sie den blanken Antrieben des Blutes folgen. Ist das nicht die Scheitelung der mittelalterlichen Moralitäten? Nur daß es hier nicht mehr Engel oder Teufel, Tugend oder Laster heißt, sondern: hie Natur, hie Kultur. Ich wollte damit bloß andeuten, wie auch das Konzentrationsdrama der Ibsenschen Art, streng durchgeführt, insofern es in allen Hauptträgern, Parallelfiguren und Seitengruppen um ein Problem, um eine ideelle Kreismitte dreht, wieder zu ursprünglichen Formen und Reimbildungen zurückleitet.

Mit Karl Sternheims* Komödie hätte das Lustspielhaus beinahe so etwas wie ein Satyrspiel auf die ‚höheren Menschen‘ gebracht. In München, wo das Stück in einer geschlossenen Vorstellung dargereicht wurde, hieß es ‚die Hose‘. In Berlin war es seiner Zeit in ‚der Riese‘ umbenannt. Und der Riese ist niemand anderer als der bürgerliche Dickschädel mit der niederen Stirne, dem eisernen Biceps, den gesunden und niederträchtigen Instinkten. Als königlicher Beamter bezieht er jährlich siebenhundert Thaler. Für Zweie just genug zum Zehren. Für ein Drittes nur, wenn man nebenbei Zimmer an bessere Herren abläßt. Eines Sonntages nun verliert das würdige Weibchen auf offener Straße — sit venia verbo — die Hose. Nach Gustav Freytags Technik käme dies dem ‚erregenden Momente‘ gleich, denn es quirlt Blasen auf, Entschlüsse, es lockt die Gegenspieler heran. Unabhängig voneinander, eifersüchtig aufeinander, zwei Zimmermieter,

---

* Otto Gysae. ‚Höhere Menschen‘. Schauspiel (Albert Langen, München.)

* Karl Sternheim, ‚Die Hose‘. Ein bürgerliches Lustspiel. Ernst Rowohlt, Leipzig.)

die Zeugen der heiklen Verlegenheit waren. Der eine ist Literat, Platoniker, natürlich auch Nietzscheaner, überall das Wunder suchend und glaubend, in der künstlerischen Bändigung von Eindrücken, Farben und Tönen schwelgend. Der andere ist der Friseurgehilfe Benjamin Mandelstam, arischer Herkunft, jung und grün, frech und tolpatschig, Spitzbube und Kind, das bemuttert sein will, dabei brustschwach, schwärmt für Wagner. Der Kavalier bezieht das große Zimmer, der Barbier die Kammer nach Nordost. Das Weibchen giert sogleich nach dem schmachtenden feinen Herrn. Der aber ist ein verrückter Kauz, zahlt für zwölf Monate und verabschiedet sich den nächsten Morgen, weil ihm bereits wieder eine neue Offenbarung weiblichen Geschlechtes wurde. Doch, wozu ausführlich erzählen, da die Handlung fehlt. Dieses Familienstück gibt lediglich hinzögernde Zustandsschilderung, hat keine dramatische Verklammerung und noch weniger Stoßkraft und Fluß als die Komödien Hauptmanns, auf die es in der naturalistischen Form zurückgeht, naturalistisch nicht nur darin, daß es die Einheit von Ort und Zeit bewahrt, daß es die ironische Schlußpointe eines Aktes durch bloße Mienen- und Gliederentfaltung und durch unartikulierte Laute restlos auszudrücken weiß, naturalistisch zuvörderst in der Grundstimmung, die bei allen komischen Schimmern, immer gedämpft, gedrückt, nirgends in lösender Frohheit aufschießt. Schon, daß fortwährend Lüsternheiten und geile Situationen heranfrängeln. Und diese Menschen, von denen keiner eine Fähigkeit in sich hegt und aushämmert, keinem innerlich dauernde Wärme quillt, keiner in die Zukunft baut, wie sollten sie unsere Gefühle wecken, Lustgefühle, Frohgefühle! Alle die Szenen wälzen ja um ein Zielloses, um eine ideelle, eine Willensleere.

Schade um die Goldkörner der Dichtung, denn es sind einige Auftritte darinnen, die zum köstlichsten zählen, was die jüngstdeutsche naturalistische Literatur geschaffen hat, Zeitaufnahmen eines Charakters, eines Temperaments, einer Nervenstimmung, einer Laune, Gespräche, die so humorig prächtig von seelischen Quellpunkten aus besehen, erhorcht, erfühlt sind, daß der beharrliche Naturalismus derartiges überhaupt nicht schaffen konnte, weil er an den Worten, den Lautfarben, den äußeren Wendungen klebte. Als der Meister des modernen Dialogs gilt Arthur Schnitzler. Mit Recht, denn da trifft Blitz und Schlag in Eins. Was aber Sternheim beispielsweise in der abendlichen Tischplauderei und Stänkerei entrollt, das ist allerdings minder geistvoll, doch sicherlich der Kleinnatur getreuer und gewiß technisch versponnener. Wie da Zwei, Drei, Vier zusammenschwatzend aneinander vorbeireden, weil jedes nur aus sich selbst spricht und nur sich selber hört, wie dann im Namen der Genialität gerade die Zwei sich zu einer Gruppe schließen, die innerlich am weitesten voneinander abstehen, da ja der eine, wenn er den Geist anruft, Kant meint, der andere Zeppelin, wie dadurch die Dissonanzen zu ironischen Harmonien werden, wie dann der Redegang desto mehr retardiert, je heftiger er ausholt, und wie schließlich der im Wortschwall Niedergetuschte wohlig die Hände reibt, weil nun die Herren Mieter so schön einträchtig geworden sind, das ist zum Schreien komisch und — echt, denn so eigenwillig, boshaft ist zuweilen das Leben und das Sprachleben in seiner Einstauung. Daß wieder andere Worte behaglich weilen wie ein Licht vom Garten her und Neues oder Seltenes von dem Hausrat und den Menschen aussagen und ferne und doch traute märchenhafte Beziehungen zwischen Vogel und Mensch und allem Gegenständlichen um ihn stiften, das teilt da und dort dem Stück jene Lyrik und Blutwärme mit, die ein Lustspiel braucht, wenn es sich nicht in die anteillosere, kältere Luftschicht einer rein verstandesmäßigen, satirischen Zersetzung verlieren will.

Letzteres könnte schier auf Karl Ettlinger* gemünzt scheinen. In seinem satirischen Ausschnitt aus dem Bühnenleben

* Karl Ettlinger, ‚Die Hydra'. Ein dreiaktiges Lustspiel ohne Ehebruch und Situationskomik. (Georg Müller, München und Leipzig.)

lautet der Gegensatz der Gruppen so: Höhere Menschen und Geschäftsleute, Kunst und Erwerbssinn. Hüben steht der literarisch blonde Direktor, drüben der schwarze Kassenargus. In den Untertitel des Lustspiels setzt der Verfasser: ‚ohne Ehebruch und Situationskomik'. Ein Drittes, Viertes und Fünftes vergaß er hinzuzufügen: ohne Psychologie, ohne Menschengestaltung, ohne dramatisch glaubhafte Umwandlungen. Doch weshalb sollen wir mit einem Spaßmacher strenger ins Gericht gehen! Wenn ein Witzblattredakteur ein Stück schreibt, muß er selbstverständlich in Gedankensplittern reden, und wenn er ein Leben nachzeichnet, so wird es ihm zur Karikatur und alle Lustigkeit darin zum Schwank. Als Posse wurde denn auch das Stück im Schauspielhaus angefaßt, und so war es stilgerecht.

Nach wuchtigeren ironischen Formen und inhaltlich weiter aus langt der satirische Wille Ludwig Bauers*. Was er in seiner Operette ohne Musik zu skizzieren sucht, das ist die Kritik unserer wirkenden Kulturkräfte, unseres Geschäftssinnes, unserer offenen und verdeckten Eitelkeiten, unserer kalten, skrupellosen Abwägungen, unserer politischen Unbedenklichkeiten, journalistischen Machenschaften, straff und bündig die Kritik unserer sich wieder einmal umgebärdenden Zeit. Hätte er den Kampf der Grundprinzipien entbunden, verkörpert, ausgestaltet, statt ihn zu verflüchtigen und kaum spürbar anzudeuten, hätte er dieses Ringen von Monarchie und Großkapital tiefer in den Lichtkreis der komischen Katharsis gerückt, dann wäre etwa daraus eine hellsichtige, seherische Dichtung geworden. So aber bleibt Ludwig Bauer zu sehr an der Oberfläche oder, nach der schriftstellerischen Art benannt, im Feuilletonismus. Er findet weder den dramatischen noch einen einheitlich komischen Ausdruck. Ist der Ansprung, der erste Akt, wo alle Anschauungen, alle dialogischen Wendungen, alle gesellschaftlichen Zustände ins Maßlose gereckt sind, grotesk, amerikanisch grotesk, so überschlingt den Ablauf immer mehr das Kleinliche, das allzu Gewöhnliche, das Burleske. Die Tonfolge dieser Operette geht in Kadenzen. Das widerspricht nun nicht bloß dem Wesen und Rhythmus des Dramas, das sich in Steigerungen und Spannungen auffügt, das stört auch die psychologische und damit die komische Aufnahme. Ein Beispiel dafür aus dem ersten Auftritt. Reginald Rixton, der Reporter beim New York Star, tritt zum erstenmal der Tochter des Trustmagnaten gegenüber. Sie haben sich bisher nicht gekannt, nichts voneinander begehrt, kaum voneinander gewußt. Nach einem einleitenden Wortgeplänkel fragt sie ihn, was denn seine Anwesenheit mit ihrem Glück oder Unglück zu schaffen habe, und Rixton erwidert: ‚Mehr als ich selbst wußte. Ich habe mich nämlich eben entschlossen, daß Sie meine Geliebte sein werden.' Diese überschnellende Antwort ist nun nicht als Witz zu fassen, sondern als eine tatsächliche Willensäußerung, als eine bestehende Absicht, als ein Zielpunkt. Reißt uns aber derlei nicht aus allen seelischen Wirklichkeiten? Entzieht es uns nicht den Boden des gewohnten zusammenhängenden Denkens und sittlichen Folgerns? Wo bleibt da ein Halt? Wie soll das noch in einen komischen Gipfel treiben? Merke wohl! in einer realistisch gepinselten Groteske, denn der metaphysischen etwa eines Grabbe sind ja reiche Freiheiten verstattet.

Als das Stück im hiesigen Lustspielhaus zur ersten Aufführung kam, haben Beurteiler den Verfasser zu Shaw gestellt, wohl nicht zuletzt ob solcher Sprungritte. Nur darf man sich nicht über die tiefen Verschiedenheiten der beiden trügen. Der irische Spötter und Zerkleinerer geht vom großen, oder sagen wir von dem in den Werten scheinbar bestimmten Menschen aus, heiße er Cäsar oder Napoleon. An ihnen prüft sein Intellekt herum, bis er das Unheroische, das Gemeinmenschliche, das zur Erde Duckende, das Lächerliche herausfindet, aber nicht um des bloß Lächerlichen, sondern um des Psychologischen und im Grunde um der ethischen Nachschätzung willen. Dabei schaltet er oft ironisch frei mit ihnen, nach Romantikerweise, macht sie

* Ludwig Bauer, ‚Der Königstrust'. Eine Operette ohne Musik. (Egon Fleischel, Berlin.)

gleichsam zu Marionetten am Netze seiner dialogischen Einfälle und Geistigkeiten. Auch Ludwig Bauer spielt mit Hupfmännchen, ja ausschließlich mit solchen. Sie zappeln schon am Beginn. Die Größe fehlt. Daß der Dichter doch bei einzelnen an einen Schwergehalt glaubt, das ist Selbsttäuschung. Er verkennt seine Figuren. Er steht nicht über ihnen. Wenn er seinem schlappen König plötzlich ein Mäntelchen von frischer, besinnlicher Tüchtigkeit umschlägt, damit er, aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz, die Milliardäre aus dem Lande jage, so hält er ihn schon für kampffähig und wetterfest. Und auch die Macht des ‚Herrn der Welt', des eingeschrumpften Judengreises, der mit einem Finger alle Riesentrusts gängelt, vermag er nicht gediegener zu begründen, vermag er vor allem, trotz des Seitenblinzelns nach Sherlock Holmes, nicht in die salzige Luft eines scharfen, ablistenden Bewußtseins zu heben. Den Abstand zum Irländer schneidet übrigens nichts so deutlich wie schon der Aufriß der Gesprächsführung ein. Während in den Shawschen Komödien alles Eigentliche, alles bebend Leidenschaftliche, jede Endabsicht hinter den Worten in die Mimik der Rede verhüllt bleibt, stoßen die Figuren dieser Operette alle Gedanken platt heraus. Die Sprechenden Shaws sind Diplomaten, die Diplomaten Bauers sind Sprecher, Ausschwätzer. Die Spirale seines Dialogs windet sich nicht um Art und Seele, sondern um den Witz. Darum bleiben auch seine Menschen innerlich leer, obschon er sie dem Gefühl zu nähern strebt. Dazu reicht eben sein eigenes Empfinden nicht hin. In seinem Spiel steckt noch mancherlei modische Gefallsucht, die sich nur zu gerne in die Herkömmlichkeiten der Serenissimus- und Simplizissimusgeschichten verfängt. Und die freie, blanke, durchsonnte Lebensstimmung und Lebensbewältigung des Humoristen steht noch aus.

Ist P a u l A p e l* mit solchen Humoren gesegnet? Seine ‚Höllenfahrt des Hans Sonnenstößer', die im Schauspielhaus über die Bretter ging, faßt schüchtern in die Spukgroteske hinüber. Damit habe ich schon eine Kritik angekündigt: schüchtern. Ich meine, an diesen Traum des Kandidaten der Philosophie ist zu saubere Sorgfalt in den Nebendingen gewendet. Ich meine, er ist nach psychologischen Erfahrungstatsachen strenger zurecht gemacht, als eine freischöpferische, aufgewirbelte, ausgelassene, überschäumende Phantasie dulden mag, und der realistische Zusammenschluß dessen, was im Traumbild aufflattert mit dem, was die flüchtige Erdenstunde vorher an Sinneseindrücken und Erlebnissen zuwarf, müßte die keck fahrende groteske Beweglichkeit einschnüren. Aber ein heiteres Spiel ist doch daraus geworden, nett, voller Anmut, voller liebenswürdigen Empfindsamkeiten, freilich nicht im geistigen Sauerstoff moussierend, eher eine Idylle im Fliegenden-Blätterstil und ein bißchen schwere Not, wie da der junge Hans zwischen dem reichen, netten, aber einfältigen Minchen Schmidt und dem in hellblondem Knötchenhaar gehenden, klugen, aber armen Haustöchterchen Else zu wählen hat, und wie sich um jenes Minchen das ganze wachende und quälende Spießertum schart, die Stricktante Pauline, der Onkel mit der Fistelstimme, ein Trottelvetter, der schwerhörige Schwiegervater mit den fetten Backenwülsten und dem stotternden Vortrag. Auch das schnarrende Grammophon wäre nicht zu vergessen und das Lied, das Minchen singt: ‚O du mein Dusselchen, mein kleines Pusselchen'. Klein Else hingegen liebt das Präludium Chopins, und Hans liebt und küßt natürlich sie, nachdem der Albdruck des Philisteriums vorübergehuscht ist und der Vorhang fällt.

Wie gesagt, kein dramatischer Gewissensaufruhr, keine tieferen Rundblicke. Aber rein mimisch lohnt das Stückchen. Denn hier liegt etwa im Gegensatz zu Ettlinger und Bauer alles in der zeichnerischen Geste oder im ausmalenden Ton und nichts an einem geistig bestärkten Wort oder am Einfall der Stichrede und des Dialogs. So kerndeutsch diese Höllenfahrt in ihren schlichten, rührsamen Gemütsregungen ist, dem volkstümlich derben Formenschnitt nach

* Paul Apel, ‚Hans Sonnenstößers Höllenfahrt'. Ein heiteres Traumspiel. (Oesterheld, Berlin.)

kehrt sie sich den Maskenscherzen der in Gebärden jauchzenden commedia dell' arte und ihren ein für allemal festgehefteten Figuren zu. Kurzhin eine Spieldichtung für die Improvisationskünste der Regie.

Wenn aber so ein Traum, statt aus dem geistig dürftigen Grunde und den schmalen Erlebnissen eines ersten Semesters zu steigen, um das ganze menschliche Sein und Leid und Wissen zöge, wenn ihn ein zweiter Andersen träumte, der in den Wacholderstrauch ein Stimmchen bläst, mit dem Wandervogel meerwärts biegt, dem Zinnsoldaten Tränen leiht, durch die sommerabendlich leuchtenden Lärmstraßen und Langzeilen der Stadt hindurch die ferne Himmelsglocke vernimmt, und der solches alles irgendwie dramatisch dienstbar machte, und wenn ein neukulturell gesättigter Raimund über unsere Zerrissenheit die äffenden, neckenden, warnenden Geister und die tröstenden Holdgestalten aussendete, würde das nicht eine der Dichtungen sein, deren wir harren, denn wir können das Lächeln und das unbittere, franke Weltlachen noch nicht oder — nicht mehr. Joseph Sprengler.

Berliner Theater. Von den Premieren der letzten Zeit ist nicht viel Gutes zu sagen, obgleich bei Reinhardt wieder einmal ein Kassenerfolg zu konstatieren ist; das Publikum kommt auf seine Kosten, der Direktor hatte das Glück, in Vollmöllers Bearbeitung von des alten Italieners Gozzi ‚Turandot' ein Zugstück zu erwischen. Dabei erinnert man sich, wie Reinhardt stets mit derartigen Karnevalspossen seinen lautesten Beifall erntete. Der Geschmack für die Metropoltheaterrevue ist beim heutigen Berliner, wie's scheint, vorherrschend. Wir gedenken der Aufführungen von ‚Was ihr wollt', ‚Bezähmung der Widerspenstigen' usw., in denen der Geist des Dichters immerhin nicht umzubringen war, oder auch, wenn man will, auf diese Weise neu belebt, der eigenen Zeit angepaßt wurde. Vollmöllers eigene, im vergangenen Winter von einem verständnislosen Publikum abgelehnte Tragikomödie ‚Wieland der Schmied', die an dieser Stelle anerkennend besprochen wurde, war psychologisch vielfach anregend. Hier aber ist von Geist kaum ein Hauch zu spüren. Der halbwegs anspruchsvolle Zuschauer, der in der Bühnendichtung mehr sieht als einen Possenschnickschnack, und der durch das gesprochene Wort und die Zeichnung von Gestalten nach irgend einer Seite hin Beziehungen des Lebens, an dem wir selbst Anteil haben, durch die vermittelnde Hand des Künstlers aufgedeckt sehen möchte, ermüdete von Akt zu Akt mehr, mochte er über die Faschingsscherze auch noch eben zum Lachen gereizt werden. Die an sich dünne Fabel von der grausamen Königstochter, deren Herz durch das Lösen dreier von ihr gestellten Rätsel bezwungen ward, widrigenfalls das Haupt des Bewerbers dem Tode verfällt, reicht in dieser Fassung als Stoff kaum für eine kleine Erzählung aus, und bedürfte schon einer sehr geschickten Hand, um die Pointe in ihrer Wirkung und Folgerung in bezug auf das Menschliche einigermaßen zu tiefem Ausdruck zu bringen. Sie erstickt in einem Arabeskenwerk grotesker Karnevalskarikatur nicht allgemein menschlicher Zustände, sondern Possen-Chinesereien, in deren Linien kaum einmal der Zug lebendiger Satire aufblitzt, so daß die Schablone der Anlage die selbstverständliche Voraussetzung für das Stegreif-Mitdichten der Schauspieler ist, die je nach Anlage und Gelegenheit die faulsten Tageskalauer zum Gaudium der Masse einflochten. Ob das Theateringenium eines Bühnendirektors wirklich so hoch zu schätzen und bis in seine Wurzeln als echt und sittlich schöpferisch zu betrachten ist, der mit Derartigem die groben Instinkte kitzelt? Die Aufmachung seiner Szenerien ähnelt doch zum Verwechseln dem Talmizauber der Warenhauspracht, die in diesen Tagen den künstlichen Weihnachtsbaum mit elektrischen Glühbirnen an Stelle der würzigen Tanne setzt. Die Seele des Volkes schläft in der Großstadt, und vor den müden und abgestumpften schlägt der orientalische Theatermann, dieser Wertheim der Bühne, seine bunten Jahrmarktszelte auf; daß er Gelegenheit dazu findet, daran trägt das Volk

schließlich selbst die Schuld, mag es auch das Opfer der Zeitwehen sein; von ihm aber muß man sagen, daß er diese Zeit verstanden und auszunutzen gewußt hat.

Wie ohnmächtig diese Zeit künstlerisch in den Vertretern ihres scheinbar besseren Wollens ist, erhellte so recht aus der bei Brahm zur Aufführung gelangten ‚Gudrun' des preisgekrönten Tantris-Dichters Ernst Hardt. Sie offenbarte uns mit überraschender Deutlichkeit zwei Dinge: einerseits die auffallende, nicht über Sudermanns konventionell-psychologisches Individualisierungsvermögen hinausreichende Gestaltungsschwäche des Dichters, von dessen Figuren, nimmt man ihnen den mythischen Nimbus, nichts bleibt als äußerste Banalität, anderseits unser Bedürfnis nach dem Zurückgreifen auf große Stoffe. Der Vorhang geht auf, wir schauen die düstern Quaderwände einer normannischen Ritterburg, dahinter braust die eisige Nordsee. Und dem Dichter vorauseilend, spinnt unsere Phantasie die Fäden zur grauen Urzeit unseres Volkes, unserer Rasse. Wir fühlen uns eins mit ihr; den Vorgang, den wir erwarten, uns näher, selbstverständlicher als irgendeine sozialpsychologische Haarspalterei von Ibsen oder Shaw; einen Blutstrom von dort in unsere Arterien eilen; sind überzeugt, daß die großen Probleme der Seele, von Mensch zur Welt, von Individuum zu Gott, dieselben heute wie damals. Nur bleibt uns der Dichter alles schuldig, sowohl an visionärer Wiederbelebung der Vergangenheit wie an Umdeutung ihrer Ewigkeitszüge in Gegenwartswerte. In schwächlicher Epigonensprache, die hin und wieder von Saloppheiten nicht frei ist, und in einer Gedanken- und seelischen Motivarmut, die dartut, daß gegen ihn Eulenberg und Schmidtbonn wirkliche Dichter sind, ja, neben der sogar der archaisierende Stucken brilliert, erzählt der Schillerpreisträger die Gudrunmythe im reinsten Sudermannsstil (à la ‚Strandkinder') herunter. Selbst die Schauspieler des Lessingtheaters, bis auf die ausgezeichnete Triesch, wußten nichts mit ihren Rollen anzufangen und wirkten wie schlimmste Provinz. Die Triesch freilich, die für den kalten Haß der Gerlinde besonders geschaffen schien, erfüllte uns wieder mit der Überzeugung, daß wir in ihr zur Zeit in Berlin doch die einzige wirklich gute Schauspielerin besitzen, die größeren Aufgaben gewachsen ist. Es bleibt zu bedauern, daß ihr bei Brahm, dessen Repertoire sich fast ausschließlich auf das neue Gesellschaftsstück beschränkt, keine Gelegenheit geboten wird, Hebbel oder Kleist zu spielen. Einen Augenblick regt uns das Stück, freilich nicht seiner Qualität, allein dem Stoff nach, zu einer Betrachtung über den Unterschied von Antike und Gotik an, über die Entwicklung des germanischen Geistes und seine Berührung mit dem Christentum, und inwieweit diese durch jene bedingt wurde; doch darüber können wir uns hier nicht näher auslassen.

Im ‚Theater an der Königgrätzerstraße' — seine jetzigen Besitzer hatten Takt genug, dem Programm entsprechend, den früheren Namen ‚Hebbel'-Theater zu streichen — spielt man allabendlich, man könnte sagen das Pendant zu Vollmöller-Gozzis ‚Turandot', die ‚Spielereien einer Kaiserin' des süddeutschen Dichters Max Dauthendey. Wenn man auf die ‚Entwicklungsbahn', sollte das Wort nicht zu hoch gegriffen sein, dieses Schriftstellers zurückschaut, wie er nämlich als ‚Ultravioletter' begann und als feuilletonistischer Theaterdichter, besser gesagt Stückeschreiber, vorläufig endete, so möchte man, wie bei Hermann Bahr sagen: War darum das pervers-dekadente Getue nötig? Und wenn es schon echt und nicht posiert war, wie dünn müssen die intellektuellen Qualitäten dieser Leute sein, wenn in reiferen Jahren nichts solideres, tiefer gefügtes herauskommt! Die Kaiserin Katharina I. von Rußland, die es vom Dragonerweib zur Czarizza brachte, war gewiß ein Weib aus ganzem Holze, trotz ihrer sexuellen Launen. Und diese waren vielleicht mehr nur die Folge ihrer sozialen Deplazierung. Bei großen Leuten machen sie zudem vom Wesen der Persönlichkeit und ihres Wertes oft nicht mehr aus wie der dünne Schatten an der Wand bei halbverschleiertem Licht.

Dauthendey bauscht sie zum Wesentlichen auf und zeichnet uns die Frau, mit einigen nicht unüberzeugenden Schnörkeln, wie sie alte Chroniken uns über solche Charaktere überliefern, im großen und ganzen im Simplizissimus-Reznicek-Stil, d. h. als das mit Mutterwitz sich in eleganter Toilette und auch in ernsteren Situationen geschickt zu halten wissende Mädchen vom Lande mit der entsprechenden russischen Derbheit natürlich versehen. Was die Jahre an der Seele einer solchen Frau mit solchem Schicksal modeln und aus ihr formen, davon erfahren wir nichts. Daß überhaupt Jahre bis zum Tode ihres Peter I., der wie ein grober Tölpel über die Bühne geht, verstreichen, merken wir einzig an der sich grau melierenden Perücke Menchikoffs, dessen Charakterzeichnung vielleicht das Gelungenste im Stück ist: feuilletonistische Kabinettsstückchen, das erste wie das letzte dieser fünf Bilder, und von einem geschickten Simplizissimus-Illustrator angefertigt. Im Spiel versagte die Durieux, die von Reinhardt mit dem letzten Herbst an dieses Theater verzog, in allen Momenten, wo der Dichter versucht, seine Gestalt als die Trägerin seelischer Konflikte einzuführen, und bewies uns wieder, wie so oft, daß sie nur dem leichten, womöglich frivolen Konversationsplauderton die nötige Anlage und Begabung entgegenbringt: in jenen Sätzen gibt sie sich roh, laut und leer, glaubt mit entgleisendem Schreien etwas auszudrücken; mit einem Wort, wie der Musiker sagen würde, greift nur falsche Töne.

Rudolf Klein.

Musik

Gustav Mahlers ‚Lied von der Erde'.

Der im Mai 1911 gestorbene ehemalige Direktor der Wiener Hofoper und berühmte Dirigent Gustav Mahler gehörte entschieden auch als Komponist zu den markanten Persönlichkeiten unserer Zeit. Mag man sich prinzipiell zu seinen Schöpfungen stellen wie man will: daß in ihnen ein mächtiger schöpferischer Wille nach Ausdruck ringt, der zum mindesten *gehört* zu werden verdient, wird niemand leugnen. Darum darf auch ein neues Werk, das nunmehr aus dem Nachlaß des Künstlers an die Öffentlichkeit gelangt ist, auf allgemeines Interesse der Musikwelt rechnen. Anläßlich einer musikalischen Gedächtnisfeier für den Verewigten ist im November in München Mahlers ‚Lied von der Erde' zur Uraufführung gelangt. Mahler hat auch diese Schöpfung wieder eine ‚Symphonie' genannt; in Wirklichkeit handelt es sich dabei aber um kein Instrumentalwerk, so wenig wie bei der vielbesprochenen ‚Achten Sinfonie' des Meisters. War jene eine Chorkantate, so ist die Novität nun ein *Liederzyklus* für Alt, Tenor und großes Orchester; nur an einer einzigen Stelle, im letzten Lied, findet sich ein mäßig langes, selbständiges Orchesterzwischenspiel. Höchst eigenartig und das Interesse an der Novität erhöhend, ist die von Mahler gewählte dichterische Grundlage: sechs Dokumente *chinesischer* Lyrik (aus Hans Bethges ‚Chinesische Flöte') im einzelnen, ‚Das Trinklied vom Jammer der Erde', ‚Der Einsame im Herbst', ‚Von der Jugend', ‚Von der Schönheit', ‚Der Trunkene im Frühling' und der ‚Abschied' betitelt. In der merkwürdig grotesken und doch eminent stimmungstiefen Ausdrucksweise des uralten Kulturvolkes tönt uns aus diesem Dichtungszyklus das ewig wiederkehrende Lied von Werden und Wechsel, Leid und Freud, Kommen und Vergehen entgegen. Mahler hat diese dichterischen Stimmungen, die alle Skalen des Ausdrucks von nippesfigürlich tändelndem Spiel und brutaler Ekstase der Lebensbejahung bis zum lautlos stammelnden verschwiegenen Weh durchlaufen, ungemein fein nachgetönt, dabei dem Ganzen durch rhythmische Pikanterien und eigenartige dissonante Schattierungen der Harmonik auch ein wirkungsvolles *exotisches* Kolorit verliehen. Die negativen Seiten des Mahlerschen Stils sind kaum wo zu beobachten; nur von ferne gemahnt eine etwas vordringlich ohrenfällige Melodie im dritten, desgleichen eine stark sentimentale Cantilene im letzten Gesang an die verrufenen Trivialitäten, und ein heroisches Zwischen-

spiel im vierten an die Schlagzeugorgien des früheren Sinfonikers; sonst ist speziell die Orchesterbehandlung eine sehr dezente, teilweise geradezu intime, dabei klanglich feinstens berechnet. Alles in allem darf man demnach das ‚Lied von der Erde' zum Besten rechnen, was Mahler je geschaffen hat: es steht künstlerisch ebenso hoch über der monströsen ‚Achten Sinfonie', als es an Verschwendung der Mittel hinter ihr zurückbleibt. Man hätte darum das Andenken des toten Meisters nicht leicht würdiger als durch Aufführung dieses Werkes feiern können.

Dr. Eugen Schmitz.

Vom Weihnachtsbüchertisch

Religiöse und philosophische Werke

Von den deutschen Meistern religiösen Schrifttums spricht uns kaum einer immer wieder so ernst zu Herzen als Alban Stolz, von dem nun noch lange nach seinem Tode eine ganz neue köstliche Gabe ans Licht kommt: Aus dem treugepflegten Briefwechsel, den er als Seelsorger mit ‚seinen' Konvertiten unterhielt, ist unter dem Titel **‚Fügung und Führung'** ein zweiter Band erschienen (Herder. Gebunden M. 3.50), dem ersten ebenbürtig und in seiner Aussprache mit geistig so hervorragenden Menschenkindern wie Friedrich von Drais, dem Maler Eduard Steinbrück, dem nunmehrigen Jesuitenpater Augustin Arndt und einigen edlen Frauen auch heute für viele suchende Seelen die rechte, stärkende Geisteskost. Über ein anderes ‚Buch für Christen' von Alban Stolz, über sein Leben der **Hl. Elisabeth** braucht längst kein rühmendes Wort mehr gesagt zu werden. Nur der besondere Geschmack sei freudig anerkannt, mit dem nun der Herdersche Verlag die neue ‚feine Ausgabe' ausgestattet hat (geb. M. 8.—), auch dies ein Mittel, dem Meisterwerk populärer Hagiographie noch viele neue Freunde zu werben. In diesem Zusammenhang sei auch auf das schöne Familienbuch **‚Das Vater Unser'** im Geiste der ältesten Kirchenväter in Bild und Wort' (Herder, Freiburg. M. 15) hingewiesen, zu dem der Kunstmaler Ludw. Glötzle die Bilder, der Kirchenhistoriker Geistl. Rat Dr. Knöpfler den Text geliefert hat. Im allgemeinen wenden sich ‚Prachtwerke' mehr an das Auge als an Gemüt und Herz. Hier ist es umgekehrt. Eine so schöne und kraftvolle Auslegung des Gebetes des Herrn, wie sie die ‚ältesten Kirchenväter' geben, wird man nicht leicht finden. In ihrem Lichte gewinnen denn auch die als Gravüren vornehm ausgeführten Illustrationen Glötzles eine erhebende und begeisternde Kraft. Das Werk erscheint in dritter Auflage und ist sorgfältig neu ausgestattet. Thomas v. Kempens **‚Nachfolge Christi'** in der Übersetzung von Görres und mit den Zeichnungen von Führich (Hegel & Schade. In Leinen M. 12,50, in Leder M. 22,50), vereint gerade in dieser Ausgabe alle Eigenschaften, um mehr noch als bisher dem Grundbestand religiöser Hausbücher eingereiht zu werden.

Unter den neuesten Betrachtungswerken heben wir auch heuer noch einmal dankbar hervor die echten, stillen Sonntagsgedanken, die Adolf Donders unter dem schlichten Titel **‚Heimkehr'** allen werkfreudig Besinnlichen darbeut (Volksvereinsverlag, geb. M. 1,20). Daß er den rechten Ton getroffen hat, beweist die erstaunliche Verbreitung binnen kurzer Frist. **‚Drei Grundlehren des geistlichen Lebens'** entwickelt der bekannte asketische Schriftsteller Moritz Meschler S. J. mit einfach ernster Eindringlichkeit: Gebet, Selbstüberwindung, Heilandsliebe. Auch dies ein Werk, dem immer wieder viele ihre geistige Erneuerung danken werden (Herder, geb. M. 2.80). — Da es immer noch trotz der scheinbaren Fülle an geeigneten, dauernd schätzbaren Büchergaben für reifere Erstkommunikanten fehlt, sei an die in allen Teilen zweckentsprechende religiöse Anthologie empfehlend erinnert, die Augustin Wibbelt aus den größten Sängern und Verkündern der Gottesminne sorgsam erlesen und **‚Nazareth'** benannt hat (Fredebeul & Koenen, geb. M. 1.50 und M. 3.—). Wibbelts **‚Buch von den vier Quellen'** gehört nicht zur religiösen Betrachtungsliteratur im engsten Sinn. Aber die frommfreudige Art, wie es Welt und Leben anschauen und mit Kraft und Ernst erfassen lehrt, ist doch eine recht eigentlich religiöse und christliche. Darum war es sehr wohlgetan, dem trefflichen Buch nun durch eine billigere Ausgabe (Schnell, geb. M. 2,—) noch weitere Bahn

zu schaffen. Solchen, die aus vertieftem Verständnis das Kirchenjahr mit durchleben und die Worte der heiligen Liturgie mitbeten wollen, bieten die freilich zunächst für Theologen bestimmten, aber auch den lateinkundigen Laien vollverständlichen Vorträge von Franz Xaver Reck über **‚Das Missale als Betrachtungsbuch‘** (Herder, bisher 4 Bde. in 2. Aufl. je 6 M. bis 8,20 M.; Bd. 5 folgt) die verlässigste Hilfe. Von den schon früher angelegentlich empfohlenen **Predigten des Bischofs Augustin Egger** ist nun der dritte Band erschienen. (Benziger. Geb. M. 3.60), dem ersten Teil des Pfingstkreises gewidmet und überall einem kernigen, praktischen Christentum mit eindringlicher Schlichtheit das Wort redend.

Dem religiösen wie dem philosophischen und nicht zuletzt dem dichterischen Edelgute der Weltliteratur sind gleichermaßen zuzurechnen **‚Heinrich Seuses deutsche Schriften‘**, die Walther Lehmann bei Diederichs in einer wundervoll ausgestatteten Gesamtausgabe erneut (2 Bde. geb. M.13). Die Übertragung des Textes ist ebenso schonend als sorgfältig, die Kommentierung und Einleitung mit aller Hingabe und Gelehrsamkeit ausgearbeitet. Und doch ist da wie dort nicht selten eine Nüchternheit störend zu schmecken, die verrät, daß der Übersetzer die mystische Glut des Originals nur mehr ästhetisch würdigt oder ins Pietistische verwässert. Gerade darum behält nach wie vor, neben dieser Ausgabe für Bibliophilen, für allgemeinere Zwecke die durchaus zureichende Auswahl den Vorzug, die Wilhelm Oehl schon länger als Bd. 1 der **‚Deutschen Mystiker‘** zur ‚Sammlung Kösel‘ (geb. M. 1,—) beigesteuert hat, aus vollem katholischen Mitempfinden. Eine fruchtbringende Erneuerung bedeutsamer religions- und kulturphilosophischer wie nationalpolitischer Leitgedanken bietet sich in überraschender Fülle dar aus den endlich in neuer Ausgabe vorliegenden ausgewählten **‚Schriften von Joseph Maria Radowitz‘**, Friedrich Wilhelms IV. einflußreichem Freund und Bismarcks genialem Vorläufer (3 Bde., Habbel, geb. M. 10,—). Bereits in unserem Septemberheft 1905 wurde an Hand der Hasselschen Biographie darauf hingewiesen, welche allgemeingeistige Bedeutung über das staatsmännische Wirken hinaus diesem vielverkanntem Manne zukommt. Seine ‚Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche‘ und seine ideenreichen ‚Fragmente‘ werden nun sicherlich von neuem vielfältig ihre anregende Kraft erweisen.

Zur Philosophie im engeren Sinne mögen uns die Auslesen des typischen Humanitätsidealismus überleiten, wie sie aus **‚Herders Gedanken über Religion, Welt und Leben‘** von Karl Foerster (Greiner & Pfeiffer. Geb. M. 2.—) und weit wirkungsfähiger noch als **‚Herders Ideen zur Kulturphilosophie‘** von Otto und Nora Braun (Inselverlag. Geb. M. 2.—, in Leder M. 4.—), dargeboten werden. Über die Begrenztheit und Verschwommenheit vieler seiner religiösen Ideen wird man sich heute kaum mehr einer Täuschung hingeben, gerade darum aber um so unbeirrter die noch lange nicht erschöpfte Gedankenfülle auf sich wirken lassen, welche sein Zurückstreben aus dürrem Rationalismus zu geschichtlicher Denkart und wirklichem ‚Sinn für die Totalität des Lebens‘ zur Entfaltung gebracht hat. Eine gemeinverständliche Einführung in die philosophischen Geisteskämpfe der unmittelbaren Gegenwart unternimmt mit gutem Glück die Schrift von Otto Cohausz S. J. über **‚Das moderne Denken‘** (Bachem. Geb. M. 2.40). Es ist dem Verfasser vor allem um eine kritische Auseinandersetzung mit dem Kantschen Autonomismus zu tun, dessen Unvereinbarkeit mit der wissenschaftlichen und praktischen Lebenswirklichkeit und namentlich mit der katholischen Glaubenswahrheit er aus überzeugenden Gründen und in rhetorisch wirksamer Form darlegt. Auch in manchen populären Gesamteinführungen, die noch stark unter Kantschem Einfluß stehen, machte sich doch schon in wesentlichen Punkten ein Überwinden desselben geltend. Das darf z. B. von dem wegen seiner klaren und faßlichen Darlegungsart doch vielfach recht schätzbaren Lehrbuch gesagt werden, das bereits vor einiger Zeit Alfred Rausch unter dem Titel **‚Elemente der Philosophie‘** veröffentlicht hat (Buchhandlung des Waisenhauses, geb. M. 5.40). Der Verfasser stellt sich mit aller Entschiedenheit auf positiv theistischen Standpunkt. Auch in psychologischer Hinsicht ist, namentlich in Anknüpfung an Wundt und Külpe, ein Zurückstecken der Kantschen Positionen vielfach kenntlich. Neben diesem Werk, das aus der Schulpraxis für die Zwecke der philosophischen Propädeutik erwachsen ist, sei als eine reife Frucht theoretischer Studien und praktischer Lehrererfahrung warm anempfohlen die nun bereits in vierter, erheblich vermehrter Auflage vorliegende **‚Pädagogische Psychologie‘** von Ludwig Habrich, dem derzeitigen Vorsitzenden des aufstrebenden Vereins für christliche Erziehungswissenschaft (Kösel. Geb. M. 10.20). Das streng auf neuscholastischem Standpunkt im Sinne Merciers und Willmanns aufgebaute Werk weiß überall mit besonderem Geschick

der unmittelbaren pädagogischen Nutzanwendung zu dienen und zu ihr auch die neuesten Ergebnisse empirisch-psychologischer Forschung in fruchtbare Beziehung zu setzen. Die besonders erweiterten Kapitel über moderne Kinderpsychologie, Heilerziehung und Jugendfürsorge sind als **‚Pädagogisches Neuland'** auch in einem Sonderabdruck (brosch. M. 1.20) erschienen. Den Schluß bilde eines jener philosophischen Sammelwerke aus der Feder mehrerer und verschieden gesinnter Autoren, von der Art, wie sie in letzter Zeit so beliebt wurde. Diesmal ist die sachliche Einheit noch etwas mehr gewahrt als in früheren ähnlichen Fällen; denn das Grundthema der zwei stattlichen Bände **‚Große Denker'**, herausgegeben von dem Münchener Kantianer Ernst von Aster (Quelle & Meyer. Gebunden M. 16.—), ist ein geschichtliches; und wenn sich alle Mitarbeiter so sehr der historischen Objektivität beflissen hätten als z. B. A. Pfänder in seiner ausgezeichneten Charakteristik Nietzsches oder M. Baumgartner in der Schilderung Augustins und Thomas von Aquins, so hätte sich eine gleichmäßig sachliche Monographienreihe ergeben. Leider aber verfielen andere in den Panegyrikerstil, wie O. Baensch bei Spinoza, oder wurden der Stoffülle im gezogenen Rahmen nicht Herr, wie F. Brentano bei Aristoteles; und so zerfällt das ganze stattliche Werk in eine Anzahl reich ungleichartiger, wenn auch an sich stets wertvoller Teile, die auch A. Fischers Einleitung über Vorsokratik und W. Windelbands Schlußwort über philosophische Richtungen der Gegenwart nicht vereinheitlichen können.

Neuausgaben und Literaturgeschichte

Wie eng die in dieser Überschrift genannten Rubriken innerlich zusammengehören, oder genauer, wie sehr eine tief und gründlich erfaßte literarische Forschung auch da, wo es sich um die Darstellung eines dichterischen Lebensbildes handelt, davon abhängt, wie weit die Werke eines Autors historisch-kritisch gesammelt und gesichtet vorliegen, beweist ein Blick auf die Arbeitsleistung bei der großen Ausgabe der **‚Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff'**, die Wilhelm Kosch und August Sauer in Verbindung mit Phil. Aug. Becker im Habbelschen Verlag, Regensburg, veranstalten. Obwohl vor Jahren begonnen, liegen jetzt erst vier Bände vor und zwar 10—13, solche also, die am Schluß der Sammlung stehen. Es mag manchem verwunderlich erscheinen, daß man bei der Ausgabe eines doch so oft schon gedruckten Autors sozusagen mit den Schlußbänden anfängt, aber gerade hier zeigt es sich, daß es mit dem bloßen Zusammentragen und Ordnen des Stoffes nicht getan ist. Eine wirklich umsichtige und von ernsten wissenschaftlichen Grundsätzen geleitete Herausgeberarbeit trachtet immer zuerst all jener Dokumente habhaft zu werden, von denen aus Licht auf das gesamte Leben und Schaffen des Dichters fällt, und da bisher eine kritische Ausgabe von dem Briefwechsel, den Tagebüchern und kleinen Schriften bis jetzt noch fehlte, bleibt nichts übrig, als diese Arbeit vorweg zu tun, so wenig günstig für den Erfolg des Unternehmens es auch sein mag. Erst nachdem dies geschehen, kann auch an eine wissenschaftliche Bearbeitung des biographischen Teils der Aufgabe gedacht werden, zu der die vier vorliegenden Bände ein ganz unschätzbares Material liefern. Die Bände 11 und 12 sind hier bereits besprochen worden; der dreizehnte bringt uns die Briefe an den Dichter, die nicht eben sehr zahlreich sind. Es hat über dieser Korrespondenz kein guter Stern gewaltet. Nichtsdestoweniger haben wir darin Stücke von erheblichem kultur-, literatur- und zeitgeschichtlichem Interesse. Hierher gehören mehrere bis jetzt unbekannte Briefe von Josephs Bruder Wilhelm, womit dieser sich mit jugendlicher Lebhaftigkeit über seine Erlebnisse auf Reisen und in der Gesellschaft ausspricht. Auch der Graf von Loeben ist ein solcher naiver, mitteilsamer Briefschreiber. Das Literarische wiegt jedoch schon vor, wenn auch nicht in dem Maße und in der Bedeutsamkeit wie in einem langen, leider vereinzelten Schreiben von Adolf Schöll, das sich wie eine Abhandlung über den Roman ‚Ahnung und Gegenwart' liest. Die meisten Briefe stammen von Th. v. Schön; sie haben auch den vielseitigsten Inhalt. Die paar Briefe des Fürstbischofs Förster wird man um gewisser Offenherzigkeiten über katholische Literatur und Wissenschaft immer bedeutsam finden. Im 10. Band sind die kleinen Schriften politischen, historischen und biographischen Inhalts gesammelt. Von dieser Seite werden viele Eichendorff überhaupt nicht kennen. Der fragmentarische Entwurf einer Einleitung zu einem Leben der hl. Hedwig, der zum erstenmal erscheint, enthält manche Äußerung von pikantem Reiz. Mit dem 10. und 13. Band dürften die Hauptschwierigkeiten der Ausgabe überschritten sein und in dem Erscheinen der weiteren die ‚Werke' enthaltenden Bände ein schnelleres Tempo eintreten.

‚Schillers Gespräche' (Inselverlag Leipzig, M. 3,—) nennt sich ein hübscher Band, in dem Julius Petersen Berichte von Zeitgenossen über Schiller zusammengestellt hat. Es ist eine für breitere Kreise gedachte

Auswahl aus dem unter Mitwirkung Petersens 1904—1909 erschienenen dreibändigen Werk ‚Schillers Persönlichkeit', das nur in beschränkter Auflage für Bibliophilen erschienen ist, dem gegenüber das vorliegende Buch jedoch seine besonderen Vorzüge besitzt. Gespräche im engeren Sinne, wie sie uns von Goethe durch Eckermann, Kanzler Müller, Riemer u. a. überliefert sind, haben wir von Schiller keine oder doch nur sehr wenige. Der Titel wurde jedoch gewählt, weil uns Schiller aus diesen Berichten so unmittelbar und lebendig entgegentritt, als sähen wir ihn vor uns handeln und sprechen. Infolge der chronologischen Anordnung der Berichte, die sich über Schillers ganzes Leben erstrecken, gewinnt man ein ziemlich einheitliches Bild seiner Persönlichkeit.

Eine ganz ähnlich geartete Veröffentlichung, jedoch in Brevierform für die Tasche sind die **‚Gedanken und Aussprachen'** von Friedrich Schiller (Zeitler, Leipzig, in Ganzleder M. 5.—), ein Büchlein, das neben der Ausgabe der ‚Gespräche' sein Existenzrecht behält, weil es zu weit intimerem Gebrauch bestimmt ist und lediglich Schiller zu Wort kommen läßt, aus dessen gesamtem Briefnachlaß sozusagen die Kernstellen ausgelesen und mit Gleichgeartetem aus den Werken zu einem das geistige Wachstum aufzeigenden Ganzen vereinigt sind. Mit Recht betont der Herausgeber R. Rehlen, daß dieses Büchlein weit entfernt, eine der herkömmlichen klassischen Sentenzensammlungen zu sein, vielmehr einen tieferen, ernsteren, lebendigeren Schiller vorzuführen trachtet; und in der Tat, wir erleben ein Stück Seelengeschichte so reich, tief, erschütternd und erhebend zugleich, daß die Gabe nach dem geschätzt, was sie zu wirken fähig ist, nicht leicht überschätzt werden mag. — Unter dem recht bezeichnend gewählten Titel und Untertitel **‚Feuertrunken'**, Eine Dichterjugend: Schillers Briefe bis zu seiner Verlobung; herausgeg. von H. Brandenburg, ist in den allmählich beliebt gewordenen ‚Büchern der Rose' (à M. 1.80, Verlag Wilh. Langewitsche-Brandt, Ebenhausen) ein neuer Versuch der Popularisierung Schillers nach der Seite seines Charakters, seiner Persönlichkeit gemacht, den man nur begrüßen kann. Auf eine Generation, die sich mit solchen Empfindungen und Gedanken, wie sie hier zum Ausdruck kommen, inspirieren würde, dürfte man Hoffnungen bauen.

Diese letztgenannten Publikationen runden sich nach der sachlichen Seite hin leicht ab, wenn man z. B. nur eine der ausgezeichneten, populär geschriebenen **Schillerbiographien** hinzunimmt, wie wir sie von Ludw. Bellermann (2. Aufl., 364 S., mit 16 Bildnissen. Leipzig 1911, E. A. Seemann, geh. 3 M., geb. 3,60 M.) oder von Albert Ludwig (Schiller, sein Leben und Schaffen, dem deutschen Volke erzählt. 449 S. Mit zahlreichen Bildnissen, Faksimiles usw Ullsteins Verlag, Berlin, geb. M. 6,—) haben. Während das Buch von Bellermann mehr auf sachliche Genauigkeit auch in Einzelheiten ausgeht und möglichst objektiv darstellt, schlägt Albert Ludwig einen mehr volkstümlichen Erzählungston an und sucht uns Schiller mehr persönlich nahezubringen. In bezug auf begeisterte Würdigung des dichterischen Werkes Schillers vergibt keine Darstellung der andern etwas. Dem höheren Preis der zweiten entspricht auch die etwas reichere Ausstattung.

Einen ganz köstlichen Zuwachs erfuhr die sich auf Schiller beziehende Literatur durch **‚Neue Briefe Wilhelm v. Humboldts an Schiller'** 1796—1803. Bearbeitet und herausgeg. von Friedrich Clemens Ebrard (Paetel, Berlin 1911, M. 4.—). W. v. Humboldt gehört zu unsern Klassikern des Briefstils, und wenn man bedenkt, wieviel kostbare Briefe an Schiller wir von ihm schon besitzen, so sollte man kaum für möglich halten, daß wirklich bedeutende Briefe bis vor wenigen Jahren der öffentlichen Kenntnis entzogen waren. Dem Direktor der Frankfurter Stadtbibliothek verdanken wir nicht nur die Veröffentlichung, sondern auch, daß die wertvollen Originale aus privater Hand nunmehr in öffentlichen Besitz übergegangen sind. Die in dem vorliegenden Bande vereinigten 36 Briefe, teilweise von erheblichem Umfang, sind ebenso wertvoll durch die ergänzende Charakteristik Schillers, Humboldts und auch Goethes, wie durch die darin entwickelten ästhetischen, historischen, charakterologischen Ideen und nicht zuletzt durch die eindringenden Beurteilungen Schillerscher Werke, die in Humboldt den aufmerksamsten Leser hatten. Über den letzten Briefen, die aus Rom datiert sind, liegt eine gewisse Wehmut: ‚Ich glaube Sie', lesen wir unterm 30. April 1803, ‚auf ein, höchstens zwei Jahre zu verlassen, und es haben sich an diesen ersten Schritt Verhältnisse angeknüpft, die uns jetzt leider wahrscheinlich auf sehr lange trennen werden.' Sie haben sich in der Tat nicht mehr gesehen. Das mußte schmerzlich sein für einen Mann wie Humboldt, der im gleichen Brief bekannte: ‚Immer und ewig bleibt mir niemand in den innersten Gedanken und Richtungen so nahe verwandt als Sie.' — Haben wir in diesen Briefen des vielseitig

gebildeten Staatsmannes noch edelste Blüten aus dem Geistesleben des ‚großen Jahrhunderts', so führt uns eine Aufsatzsammlung von Oskar Walzel weiter, indem sie **‚Vom geistigen Leben des 18. und 19. Jahrhunderts'** (Inselverlag, M. 10) Charakteristiken gibt, welche die Eigenart und teilweise auch die Unvereinbarkeit des klassischen und modernen Geistes mehrfach, wenn auch ungewollt, ins Licht setzen. Lessing, Schiller und Goethe gehört gut ein Drittel des Bandes. Zwar sind es nicht gerade die bezeichnendsten Seiten ihres geistigen Lebens, die sie uns in diesen Essays zukehren; dennoch spüren wir auch in diesen Untersuchungen genugsam ihres Geistes einen Hauch um die Welt Herweghs, Stendhals, Ibsens, die aus den betreffenden Essays hervorleuchtet, als eine Auflösung des klassischen Ideals zu empfinden. Oskar Walzel ist ein vielseitiger Literaturkenner, und man wird sich daher nicht wundern, in dem stattlichen Band neben den genannten Aufsätzen auch solche über Ferd. Saar als Novellisten, M. Ebner von Eschenbach, Lenau, Malvida v. Meysenbug, Rostand u. a. beisammenzufinden. Die Untersuchung über Goethes Wahlverwandtschaften im Rahmen ihrer Zeit geht zum Teil neue Wege und dürfte die bedeutendste des für Literaturfreunde sehr zu empfehlenden Bandes sein. — Ist bei Walzel das Hauptinteresse auf die Romantik in ihrem Verhältnis zu der klassischen Zeit gerichtet, so weisen die **‚Aufsätze und Vorträge'** von Dr. Otto Harnack (Mohr, Tübingen 1911, M. 7.—) in der Hauptsache eine gewiß nicht bloß zufällige Beschränkung auf die klassische Dichtung auf. Ebensowenig aber scheint es Zufall, daß der Sammlung ein Vortrag über ‚die Bedeutung der Aufklärung für unsere Zeit' vorangestellt wurde. Mehr als bei Walzel spielt bei Harnack die persönliche Denkweise eine Rolle auch da, wo er nach wissenschaftlicher Methode verfährt, und gerade die Verwahrung, die der Verfasser in dieser Beziehung an der Spitze des Bandes macht, ist bezeichnend. Wir sind weit entfernt, dies im Sinne eines Vorwurfs zu konstatieren, denn daß unsere klassische Dichtung doch nur zu kleinem Teil im Gegensatz zur ‚Aufklärung' des 18. Jahrhunderts sich entwickelt hat, ja, daß sie ohne diese ‚Aufklärung' gar nicht zu denken wäre, die sie höchstens vergeistigt, verfeinert, nicht aber überwunden hat, diese Tatsache muß einen absoluten Klassizisten wie Harnack zu dem Standpunkt führen, den er hier einnimmt. Aus dem Inhalt seien als die bedeutenderen Aufsätze genannt: ‚Wandlungen des Urteils über Goethe', ‚Goethe und die Renaissance', ‚Goethe als Dramatiker', ‚Schillers Bekenntnis zur Willensfreiheit', ferner kürzere Aufsätze, die sich mit Hölderlein und Hardenberg, Heine, Grabbe, Mörike, Hebbel, Gervinus, Vischer, Heyse und Björnson beschäftigen. — Ein Philologenbuch nicht ganz im Stile der meisten ist die von Ed. von der Hellen aus dem Nachlaß Victor Hehns herausgegebene umfangreiche Studie **‚Ueber Goethes Gedichte'** (Cotta, M. 5.—). Es ist gleichsam eine retrospektive Würdigung der goethischen Lyrik, denn indem der geistvolle Verfasser der ‚Gedanken über Goethe' die lyrische Produktion um und nach Goethe — allerdings bloß bis in die sechziger Jahre hinein — einer kritischen Betrachtung unterzieht, die dem Band als Einleitung vorausgeht, ergibt sich ihm die Einzigartigkeit der Lyrik Goethes, deren Vorzüge ins Licht zu setzen sein Zweck bleibt. Das Urteil der Gegenwart hat sich in mancher Hinsicht gewandelt, wenn auch kaum in bezug auf Goethe, so doch was die besten lyrischen Erzeugnisse von Dichtern wie Eichendorff, Mörike, Keller, Hebbel, Droste-Hülshoff betrifft, von denen überhaupt nur die beiden ersten mit dem Namen genannt sind. So unzulänglich daher Hehns Standpunkt heute auch empfunden wird, er ist immerhin charaktervoll und von erfrischender Einseitigkeit. Wer nicht nach der anderen Richtung hin gleicher Einseitigkeit verfallen will, wird gut tun, sich wenigstens auch dem Standpunkt Hehns gewachsen zu machen, der immerhin zu denjenigen gehört, die man respektieren muß, denn die Persönlichkeit, die ihn einnimmt, überragt das gewöhnliche geistige Philologendurchschnittsmaß immerhin um einige Stirnhöhen. — Die biographische und ästhetische Spezialliteratur über Goethe hat in letzter Zeit vielseitigen Zuwachs erfahren. Für weitere Kreise hervorzuheben ist die Monographie von Ernst Trautmann, **‚Goethe, der Straßburger Student'** (Klinkhardt & Biermann, Leipzig, M. 5.—), die alles Bekannte übersichtlich gruppiert und von einem kulturgeschichtlich ausreichenden Hintergrund sich abheben läßt. Der Band ist mit zahlreichen Bildern im Text ausgestattet, die in Silhouetten, Stichen, faksimilierten Handschriften u. dgl. konkrete Unterlagen zur Erfassung von Zeit und Persönlichkeit ergeben. Etwas mehr wissenschaftliche Kühle hätte dem Buch nichts geschadet. Es ist merkwürdig, daß nur wenige Schriften dieser Art eine ruhig-sachliche Darstellung ohne apotheosenhaften Aufputz zu geben wagen. — Goethe als Politiker, Jurist, Freimaurer und noch ähnliche sind uns keine ungeläufigen Zusammenstellungen mehr; Goethe als Techniker hingegen mutet überraschend

an, denn wenn man sich auch so mancher bekannter Einzelheiten aus seinem Leben (Ilmenauer Bergwerkssorgen!) erinnert, die ihn mit technischen Fragen in Berührung brachten, so ist doch im allgemeinen nichts über nähere Beziehungen bekannt, die der Dichter und Staatsmann zu den technischen Problemen seiner Zeit gehabt hätte. Hier wird bis zu einem gewissen Grad ein Buch Wandel schaffen, worin Max Geitel unter dem Titel **‚Entlegene Spuren Goethes'**, dessen ‚Beziehungen zu der Mathematik, Physik, Chemie und zu der Anwendung in der Technik, zum technischen Unterricht und zum Patentwesen' darlegt (Oldenbourg, München-Berlin 1911, geb. M. 6.—). Der Verfasser, welcher Geh. Regierungsrat im Kaiserl. Patentamt ist, hat mit Fleiß und Umsicht alles zusammengetragen, was aus Goethes Schriften und Tätigkeit für seine Teilnahme und sein Verständnis spricht und siehe da, die sprichwörtliche Universalität des seltenen Mannes besteht auch hier eine Probe, die, so wenig man sie überschätzen wird, im Rahmen des Gesamtbildes recht erfreulich wirkt. Von den einfachen Aufgaben der Architektur angefangen bis zu ihren letzten Problemen, von den Fragen des Theaterapparates bis zu den großen Unternehmungen zeitgenössischer Straßen- und Wasserbautechnik, erstreckt sich sein dilettierendes Interesse, nicht zu reden von den bekannten Bemühungen um Farbenlehre, Optik und so manchem chemischen Experiment, womit der Dichter seine Naturanschauung bereicherte und vertiefte. Manches in dem Buch ist, um der Vollständigkeit des behandelten Themas willen, etwas an den Haaren herbeigezogen, im großen und ganzen aber ist es ein schätzbarer Beitrag zur Goethebiographie, was auch von den interessanten Illustrationen gelten kann. — Einzelcharakteristik und Lebenssynthese im Sinne volkserziehlicher Einwirkung zu verbinden und nutzbar zu machen, ist wohl der Grundgedanke der von Wilhelm Bode in losen Heften à 1 M. herausgegebenen **‚Stunden mit Goethe'** (Mittler & Sohn, Berlin). Die Publikation ist bereits beim 6. Bande angelangt und enthält neben einzelnen Aufsätzen, die, als Folge der einseitigen, durch Jahre festgehaltenen Einstellung des Blicks auf eine Erscheinung, manches Unfreie und Befangene in Urteil und Lobspruch aufweisen, doch auch des Wertvollen genug, um den Erfolg verstehen zu können. Auch wer Goethe bereits zu kennen glaubt, wird fast in jedem Heftchen das eine oder andere finden, was er gern noch registriert. Auf diese sachliche Nutzung wird sich vor allem derjenige Leser angewiesen sehen, dem die Haltung des Herausgebers von seinem christlichen Standpunkt aus prinzipiell nicht immer genügt und auch nicht genügen kann. — Haben uns diese ‚Stunden mit Goethe' manchen Blick auch schon auf die Nachwirkungen der großen Weimarer Tage und auf deren Nachkommen als Trägern der Tradition tun lassen, so gibt uns die Publikation von Adelheid v. Schorn: **‚Das nachklassische Weimar** unter der Regierungszeit Karl Friedrichs und Maria Paulownas' (Verlag Riegenhauer, Weimar, geb. M. 7.—) Gelegenheit zur intimeren Bekanntschaft mit Charakter und Geist dieser Gesellschaft. Die Verfasserin ist die Tochter jenes Mannes, der nach dem Tode von Goethes Freund und Hausgenosse, Heinrich Meyer, dessen Erbschaft als Leiter des Weimarschen Kunstlebens antrat und so durch viele Jahre auch als Herausgeber des Cottaschen ‚Kunstblattes' einen Mittelpunkt des ‚nachklassischen Weimars' bildete. Sein Nachlaß gab manche Ausbeute, welche die siebzigjährige Verfasserin, deren Erinnerungen selber weit zurückgehen, geschickt verwertet und ergänzt hat. Unter anderem dienten dazu die Tagebücher des Kanzlers Friedrich v. Müller, die bis zum Geburtsjahr der Verfasserin (1841) reichen, aber bisher nur bis zum Tode Goethes (1832) ausgenutzt worden sind. Die interessantesten Kapitel der sehr beachtenswerten Publikation sind wohl die, welche die Weimarer Gäste und Weimarschen Persönlichkeiten, sowie Franz Liszts und Wagners Auftreten und Wirken in Weimar zum Gegenstand haben. Die Verfasserin stellt einen zweiten Band in Aussicht. Man sieht ihm mit Spannung entgegen, da er mehr wohl als dieser die Bedeutung eines Memoirenwerkes haben wird.

‚Die Kulturwerte der deutschen Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung' betitelt Kuno Franke, Professor an der Harvard-University, ein Werk, dessen erster Band **‚Die Kulturwerte der deutschen Literatur des Mittelalters'** (Weidmann, Berlin, M. 6.—) uns die sehr lesbare Arbeit eines Mannes verspricht, der mit der Frische des im Ausland für Schätzung deutscher Geisteskultur wirkenden Deutschen an unsere Dichtung herantritt. Man spürt, der Verfasser hat ein ganz persönliches Verhältnis zu den großen Schöpfungen der mittelhochdeutschen Dichtung, er versteht ihren Geist, hat Sinn für die tiefe Innerlichkeit ihrer Poesie und weiß die Einwirkungen, welche die allgemeine Kultur von ihnen empfangen hat, sowie die Wirkung dieser Kultur auf ihre Dichtung in sehr klarer, von allem gelehrten Phrasenwerk

reiner Sprache darzulegen. Sein Urteil über die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung z. B. der Hochblüte mittelalterlicher Poesie für unsere zweite Periode der klassischen Literatur wird am besten durch den Satz gekennzeichnet: ‚Nicht die frostigen und gekünstelten Produkte des Humanismus, sondern die großen künstlerischen Schöpfungen der ritterlichen Kultur sind die wahrhaft ebenbürtigen Vorläufer und Geistesverwandten der klassischen Erzeugnisse deutschen Menschentums aus den Tagen von Weimar und Jena.‘ Er hofft, daß sein Versuch, die Welt mittelalterlicher Dichtung nachzuzeichnen, das Gefühl der Verwandtschaft zwischen den Problemen mittelalterlicher und moderner Kunst lebendig machen werde. Hier wie dort das Ideal der Persönlichkeit ‚als der harmonischen Verbrüderung von Sitte und Einzelwille‘, und dort klarer als bei uns, weshalb ‚der Deutsche der Gegenwart, und nicht nur der Deutsche aus dieser Welt geistige Nahrung schöpfen kann‘. Der erste Band schließt mit dem Überblick über die Kultur des Bürgertums am Ausgang des 15. Jahrhunderts. Die Zeit vom 16. Jahrhundert an wird in dem gewiß nicht minder anregenden zweiten Band ihre Darstellung nach den gleichen Gesichtspunkten erfahren. — Für alle künftige Literaturbetrachtung werden solche Gesichtspunkte so wesentlich sein, daß man einen jeden Versuch, über deutsche Literatur zu schreiben, als verfehlt ansehen muß, der diese Zusammenhänge außer acht läßt oder kein Gefühl dafür aufweist. Das gilt leider von einem für Lehrzwecke und zum Selbstunterricht gedachten Buche von Erich Schulze, **‚Die deutsche Literatur‘**. Die Entwicklung und die Hauptwerke des deutschen Schrifttums (E. Hoffmann & Co., Berlin, M. 3.50), das bis zur Gegenwart den Stoff wohl übersichtlich anordnet und manche didaktische Erfahrung praktisch ausnützt, im Grunde aber nicht geeignet ist, dem Lernenden eine wirklich genetische Anschauung vom Gang der Ideen und den sich in der Dichtung vollziehenden kulturgeschichtlichen Wandlungen zu geben. Die Urteile sind maßvoll abgewogen, aber ohne Eigenart, der Standpunkt ist der protestantische und wenn man von konfessioneller Literaturgeschichtsschreibung reden wollte, so könnte man es jedenfalls mit nicht geringerem Rechte als bei der **‚Geschichte der deutschen Literatur‘** von G. Brugier, die in 12. Aufl. durch E. M. Hamann wesentlich verbessert und ergänzt vorliegt. (Herder, 9 M. gebd.) Der Erfolg dieses Werkes dürfte sich wohl dadurch erklären lassen, daß es nicht bloß auf Kreise zugeschnitten ist, die sich ihre ersten literarischen Kenntnisse holen wollen, sondern auch allen Forderungen Rechnung trägt, die man katholischerseits an ein für die Jugend bestimmtes Buch dieser Gattung stellt. Der ursprünglich aus dem ‚Brugier‘ hervorgegangene **‚Abriß der Geschichte der deutschen Literatur‘** von E. M. Hamann (6. vollständig neu bearbeitete Auflage, Herder, geb. M. 3.60), hat sich von seiner Grundlage allmählich so emanzipiert, daß es sich auf weiten Strecken fast als eine originale Leistung ansprechen läßt. In seiner jüngsten Gestalt gehört er zu den besten Unterrichtsbüchern dieser Art. In den Urteilen, auch da, wo sie von dem katholischen Standpunkt der Verfasserin aus nicht anders als ablehnend lauten können, ist ein allzeit vornehmer Ton. Die ästhetische Würdigung greift selten fehl, es kommt darin ein gewisser common sense zum Ausdruck. An der Gruppierung ließe sich wohl noch manches aussetzen; daß einzelne katholische Dichter über Gebühr besondere Berücksichtigung erfahren, hängt wohl z. T. mit dem leidigen Umstand zusammen, daß man auf der anderen Seite durch zu wenig Beachtung, wo nicht gar durch völlige Nichtbeachtung sündigt. So hat z. B. in dem illustrativ glänzend, wenn auch etwas sensationell ausgestatteten Werk **‚Dichtung und Dichter der Zeit‘**. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte von Albert Soergel (Voigtländer, Leipzig 1911, geb. M. 12.50) nur Handel-Mazzetti Gnade gefunden, während fast keine der Vertreterinnen der ‚überhitzten Pubertätserotik‘ fehlt. Als literarisches Bilderbuch und Nachschlagewerk hat das äußerlich stattliche Werk gewiß seinen Wert und inbezug auf die Betonung mancher entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge der modernen deutschen Dichtung mit dem Ausland wird man sogar von einem Verdienst sprechen dürfen.

Bildende Kunst.

Es ist ein gutes Zeichen im Kunstgetriebe der Gegenwart, daß das künstlerische Interesse, das sich nun ziemlich lange in einseitiger und unkritischer Abhängigkeit von einem vielfach mißverstandenen Begriff der selbstherrlichen Künstlerindividualität bewegte, nun kräftigere Nahrung in den Kunstdingen selbst, in den tieferen ästhetischen Fragen sucht und findet. Dabei tritt auch der relative historische Stilbegriff, die Stillehre zurück zu Gunsten des reineren Formwertes, der aus seinen besonderen Bedingtheiten zu begreifen gesucht wird. Als ein umsichtiger Versuch solcher Art ist die **‚Einführung in die bildenden Künste‘** von Wilhelm Wätzoldt zu schätzen (ein Textband und ein Bilderband mit 194 Ab-

bildungen, Leipzig, Ferdinand Hirth und Sohn, 10 M.), die ‚als eine Ergänzung der bekannten und bewährten Handbücher und Grundrisse der Kunstgeschichte gedacht‘ und in erster Linie für gebildete Laien und Studierende jeder Art bestimmt ist. Architektur, Plastik, Malerei, Graphische Künste und Angewandte Kunst werden je in möglichst allgemeinverständlicher Weise auf ihre technischen Grundlagen und Grundbegriffe zurückgeleitet und dann in den Besonderheiten ihrer Aufgaben und Wirkungsmittel erläutert, wobei diese sämtlichen Begriffe in ihre zahlreichen Spielarten zerfällt werden. Es kommt viel in dem gut ausgestatteten Werke zur Sprache, wobei von der populären Materialkunde stets zu den feineren Problemstellungen fortgeschritten wird, viel was von dem bloßen Unterricht weg auch weitere Perspektiven in das Wesen der Kunst hinein eröffnet. Um deswillen darf man diesem Versuche, der Literaturangaben zur weiteren Beschäftigung enthält, für seine bestimmten Zwecke eine weitreichende Brauchbarkeit zusprechen, auch wenn man die begriffliche Zerfällung ohne vorausgesetzte Leitideen für unzureichend hält, um das ganze Wesen der Kunst einzuschließen, und wenn man auch mit vielen Einzelausführungen nicht einverstanden ist. Das wahre Kunstverständnis kann ja schließlich nicht begrifflich gelehrt werden, sondern muß sich überall im Anschluß an die kunstgeschichtlichen Tatsachen läutern. Als ein begrenzter, aber unser deutsches Kunstfühlen nahe berührender Beitrag hiezu sei hier die knappe und doch inhaltreiche Untersuchung über **‚Die Anfänge des monumentalen Stiles in Norddeutschland‘** von M. Creutz genannt (Köln, Dumont-Schauberg, 6 M.), die Buchmalerei, Wandteppiche, hauptsächlich aber Plastik mit gutem Bildermaterial zum Gegenstand und wertvolle ästhetische Einsichten und Hinweise auf Einflüsse als Resultat hat. Das heute aller primitiven und ursprünglichen Kunst günstige Interesse findet hier besonders charaktervolle Gebilde aus der Frühzeit einer mächtig anhebenden Kunstperiode.

Bestimmte und geklärte ästhetische Wahrnehmungen will Hans Cornelius in seinem schon in 2. Auflage erschienenen Buche über die **‚Elementargesetze der bildenden Kunst,** Grundlagen einer praktischen Ästhetik‘ vermitteln. (Leipzig, Teubner, 7 und 8 M.). Das Ziel, die ‚Kultur des Auges‘ wird darin, wie schon die 245 Textabbildungen und 13 Tafeln als Beispiele und Gegenbeispiele zeigen, in sinnfälliger Belehrung und Ausdeutung des Formproblems, wie es Hildebrand auffaßt, angestrebt und in seinen Grenzen auch erreicht. Das Buch kann unbedingt zur formalen Klärung des künstlerischen Eindrucks empfohlen werden, ist jedoch nur bedingt maßgeblich, wenn es gilt, das Wesen der Kunst historisch und psychologisch innerlich zu begreifen. Bücher von modernen Künstlern, wie die **‚Essays‘** von Henry van de Velde (Leipzig, Inselverlag, M. 3.50), oder das hübsche Büchlein **‚Der Kampf um den Stil,** Probleme der modernen Malerei‘ von Kurt Herrmann (Berlin, Reiß, M. 2.50), einem Vorkämpfer des Neuimpressionismus, führen, wenn auch nicht in systematischem Vordringen und ohne umfängliche Grundlegungen und obgleich sie ganz persönlich einseitig sind, doch viel näher zu den eigentlichen Kunstproblemen und ihren modernen Fassungen hin. Für den Laien ist sowohl die Programmschrift Herrmanns, die u. a. eine Auseinandersetzung mit der französischen Moderne (Matisse, Denis) bringt, als auch die Aufsatzsammlung van de Veldes mit Themen wie ‚Die Belebung des Stoffes als Prinzip der Schönheit‘, ‚Die Linie‘, ‚Kunst und Industrie‘ usw. nicht immer leicht verständlich; auch sind die Gedankengänge beider keineswegs geklärt, aber schon ihre freudige Energie ist anregend und ihre persönliche Kunsttheorie immer irgendwie fruchtbar. Van de Veldes Schriften machen mit dem modernen Kunstgeiste besonders nahe vertraut.

Ganz wesentlich zur modernen Kunstproblematik gehört heute auch jeder Beitrag, so er richtig erfaßt ist, über die Kunst des seltsamen Barockkünstlers ‚El Greco‘, obgleich sein Werk historisch noch beträchtlich über Velazquez zurückreicht. Auch die Einführung in das Leben und Wirken des Domenico Theotocopuli, genannt **‚El Greco‘**, von August L. Mayer, die mit 50 Abbildungen seine Hauptwerke vorführt, rührt durch einen Vergleich der Kunst des großen aus Kreta eingewanderten Spaniers mit derjenigen Cézannes an die Kunstfragen der Gegenwart. Die gefällten Urteile sind jedoch nicht eindringend genug, so daß der Hauptwert des Buches auf die historische Orientierung über Grecos Schaffen beschränkt bleibt, da es die erste deutsche Greco-Monographie darstellt (München, Delphinverlag, 4 M.).

Sehr lohnend und förderlich für das Verständnis der heutigen deutschen Kunst und ihres wechselvollen Werdeganges im letzten Jahrhundert ist das aus früheren Aufsätzen entstandene, aber einheitlich gruppierte und überarbeitete Buch **‚Deutsche Maler und Zeichner** im 19. Jahrhundert‘ von dem feinsinnigen Kunstschriftsteller Karl Scheffler, dessen vor längerer

Zeit schon erschienenes ästhetisches Reisebekenntnis über **,Paris'** hier ebenfalls als eine Art Parallele beigezogen sei, da es neben alter besonders auch die letzte französische Kunst mit Wärme und Treffsicherheit behandelt. Unter den Hauptgruppen des Buches wie: Deutsche Gedankenmalerei, Drei Deutsch-Römer, Impressionistische Naturanschauung, Fünf Zeichner, Drei Wirklichkeitsmaler, sind die markantesten deutschen Künstlergestalten charakteristisch skizziert und ästhetisch abgewogen. Die kritisch nicht schroffe, sondern trotz festen Standpunktes verbindliche Schreibweise Schefflers macht sein Buch, dieses wie seine früheren, zu einer angenehmen Lektüre. Ein weiterer Vorzug sind die ungefähr 80 sehr bezeichnend ausgewählten Kunstbeilagen.

Ein Werk, das nicht in gleicher systematischer kritischer Zusammenfassung und weitgeschlagener ästhetischer Verbindung — denn es ist aus periodischen Kritiken zusammengestellt worden —, aber in materialreicherer und umfänglicherer Weise eine ähnliche Überschau über die ,Französische Kunst im 19. Jahrhundert' bietet, ist **,W. Bürgers Kunstkritik'.** Unter letzterem Titel ist das Werk, zusammengefaßt und bearbeitet von Schmarsow und Klemm, während der letzten Jahre in drei Bänden erschienen; ersteren Titel trägt es in der gebundenen Ausgabe, die folgte. Die Kritiken des unter dem deutschen Namen W. Bürger schreibenden französischen Kunstkritikers Théophile Thoré sind in den einzelnen Bänden unter einigen Schlagwörtern zusammengenommen, wie: Neue Bestrebungen der Kunst, Landschaftsmalerei, Charakter der französischen Kunst, Hauptmeister der Historienmalerei, Genre, Porträt, Plastik, Die großen Meister Millet, Courbet, Manet, Puvis de Chavannes, Die Ausländer. Man ersieht schon hieran die Fülle des kritischen Materials, das jeder für seine Zwecke noch eigens sichten mag, wobei ihm der gewandte Franzose meist ein sympathischer Vor- und Mitarbeiter bleibt (Leipzig, Klinkhardt & Biermann, gebunden 14,50 M.).

Natur- und Länderkunde

Wer aus Natur- und Weltbetrachtung wahre Freude schöpfen will, muß mehr als sein eignes kleines Selbst darin zu spiegeln wissen. An der Fülle eindringender Tatsachen müßte der geöffnete Blick sich verwirren, gewänne er nicht aus den Ideen, die ihn beseelen, die Kraft des bewältigenden Überschauens. Ein rechtes Ideenwerk, für das sich alle einzelnen Bilder und Skizzen, auf weiten Fahrten geschaut, zur harmonischen Einheit zusammenfassen, ist Hettingers klassisches Reisewerk **,Aus Welt und Kirche'**, im ersten seiner Bände durch Rom und Italien, im zweiten durch Deutschland und Frankreich geleitend (Herder. Geb. M. 15.—). Und vielleicht wird gerade dieses seiner Werke am allerwenigsten veralten; denn gerade auch die Art immanenter Apologetik, die ihm tief einverwoben ist, bleibt immer in Geltung und Werbekraft. Zwei ältere Reisebeschreibungen, denen von je die darin sich aussprechende Impulsivkraft des Eroberers und des Forschers ihren Dauerwert gaben, sind nun in schönen, auch für die Jugend geeigneten Neuausgaben erschienen: Ferdinand Cortez's Bericht **,Im Lande der Azteken'** und aus Alexander von Humboldts Werk der Teil **,Durch das tropische Südamerika'**, beide einer neuen Memoirensammlung ,Erlebtes und Erschautes' angehörend (R. Voigtländer, gebunden je M. 1.80), welche die freie Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin herausgibt. Eines bahnbrechenden, modernen Afrikaforschers Selbstbericht: Stanleys **,Mein Leben'** (Leseverlag, 2 Bde., geb. M. 15.—) weitet sich über Abenteuer und Weltbuntheit hinaus zu ethischer Größe. Er gehörte noch zu jener älteren Generation, die mit bescheidenen Mitteln Großes zuwegebringen mußte, und daß es ihm so gelang, schreibt er nicht zum mindesten den religiösen Inspirationen zu, die ihm eine christliche Erziehung gleich unverlierbar gemacht hatte, als den offenen Blick und die sichere Tatkraft. Gerade darum wird der Wunsch seiner Witwe bei der Herausgabe sich gewiß erfüllen, ,den jungen Männern aller Länder mit diesem Buche zu helfen'. Eine im knappen Rahmen höchst inhaltsreiche Gesamtübersicht von der Lebensarbeit eines der bedeutendsten zeitgenössischen Entdecker, von **,Sven Hedins Anteil an der Erforschung Zentralasiens'**, gibt der Geograph Max Rieger, den ,Hochland'-Lesern längst bestens bekannt (Bachem. Brosch. M. 1.80). Als geographischer Volksschriftsteller anziehendster Art offenbart sich Sven Hedin selbst in der prächtig erzählten und illustrierten Reise um die Welt, die er unter dem Titel **,Von Pol zu Pol'** auf Grund seiner eignen, weiten Fahrten zusammengestellt hat (Brockhaus. Geb. M. 3.—). Sehr gediegen schildert auf Grund eigener Beobachtungen und Erlebnisse eine unserer noch wenig bekannten australischen Kolonien, den deutschen Teil Neu-Guineas, Karl Werner in dem mustergültig ausgestatteten und sehr lehrreich illustrierten Buche ,Kaiser-Wilhelms-Land', (Herder. Geb. M. 8.30). Die eröffneten Aussichten für die Zukunft dieser

Kolonie sind sehr erfreulich. Von gleichem, sachlichem Optimismus ist auch die allseitige Gesamtdarstellung getragen, die **A. Junker** in seinem Bändchen **,Die deutschen Kolonien'** gibt, dem sicher nicht ohne Grund in der immer ansehnlicheren Sammlung Kösel gerade die Nummer Fünfzig zuerteilt wurde (geb. M. 1.—). Sogar unser neuester Zuwachs zu Kamerun wurde bereits darin eingehend berücksichtigt, bei der Schilderung der Kulturverhältnisse die segensreiche Wirksamkeit der Missionen besonders hervorgehoben. In die Mittelmeerländer, denen sich durch die neuesten Ereignisse der Kriegs- und Diplomatiegeschichte besondere Aufmerksamkeit zugewandt hat, führen unter gleich sorgfältiger Berücksichtigung des Länder- und Völkerkundlichen drei empfehlenswerte Bändchen der Sammlung ,Aus Natur und Geisteswelt' (Teubner. Geb. je M. 1.25) unter dem Gesamttitel **,Der Orient'** von **Ewald Banse**, deren erstes dem Atlasländer, das zweite dem arabischen und das dritte dem arischen Orient gewidmet sind. Im leichteren Stil plaudert recht belehrend und mit gutem Humor über das islamische Nordafrika **Otto C. Artbauer** in seinen **,Afrikanischen Spiegelbildern'** (Pustet, M. 2.40). Aus des seltsamen Schwärmers für buddhistische Kultur, der auch äußerlich ganz zum Japaner geworden war, aus **Lafcadio Hearns** gesamten Werken, erschien eine Auslese **,Das Japanbuch'** (Rütten & Loening. Geb. M. 2.80), bei allen Absonderlichkeiten der Meinung und des Geschmacks doch ein bemerkenswertes Zeugnis einer im Zustand der Selbstzersetzung noch so anziehenden Sonderwelt. Bereits auf der Grenze von der Völkerkunde zur Anthropologie im naturwissenschaftlichen Sinn steht ein umfassendes Werk, wie das bereits in vierter Auflage vorliegende von **Heinrich Ploß**, **,Das Kind in Brauch und Sitte der Völker'** (bisher Bd. I. Grieben. M. 14.—), dem die Bearbeitung durch die bekannte Ethnographin **Barbara Renz** in Textgestaltung und reicher Bilderbeigabe gleichermaßen zustatten kam. Selbstverständlich eignet sich die wissensreiche, stellenweise notwendig recht unverblümte Darstellung nur für ernste Leser, die über den mancherlei abstoßenden nicht die Freude an all den anziehenden Sitten und Gebräuchen sich nehmen lassen, mit denen schon die Mütterlichkeit rohester Naturvölker den jungen Erdenbürger umgibt. Frappant bleibt freilich allenthalben der Aufschwung, den auch in dieser Beziehung überall und jederzeit die Christianisierung bringt, altererbte Sitte sinnvoll umgestaltend und erst eigentlich heiligend.

Auch bei der naturkundlichen Lektüre sollte man die ideen-, nicht nur kenntnissespendenden Werke voranstellen. Seit alters waren es vor allen anderen Spezialforschern die Astronomen, denen der Blick ins unermeßliche Weltall die Weite und Höhe des Denkens erhielt. So spricht auch aus einem für sein Gebiet bereits zu geradezu klassischem Ansehen gelangten Werk, wie **Newcomb-Engelmanns** **,Populärer Astronomie'** (Engelmann, gebunden M. 15.60), von dem bereits die vierte illustrativ und textlich sorgfältig vervollkommnete Auflage vorliegt, gerade wegen der überall gewahrten streng wissenschaftlichen Fundierung überall die Ehrfurcht vor der nie ganz zu bewältigenden Größe seines Gegenstands, die vielleicht nur hie und da gemäß der ursprünglichen Gestalt des Werks noch reiner in Erscheinung geblieben wäre, wenn sich die Nachbearbeiter noch etwas mehr auf den Nachtrag des Wesentlichen beschränken möchten. Jedenfalls aber bleibt die Gründlichkeit und dabei doch Gemeinverständlichkeit dieser Einführung in das astronomische Gesamtwissen unübertroffen. **,Brehms Tierleben'** in seiner neuen, durch **Zur Straßen** so wesentlich vervollkommneten Auflage schreitet fast allmonatlich um einen Band voran (13 Bde. Bibliogr. Institut. In Halbleder je M. 12.—). Nun liegt bereits der dritte der Abteilung ,Vögel', Bd. VIII des Gesamtwerks, vor; bei den Abschnitten über Papageien, Kolibris und dergl. durch besondere Farbenpracht der ausgezeichneten Bilderbeigaben, bei den Textteilen über Eulen, Spechte u. a. durch besonderen Reichtum heimischer Tierlebensschilderungen Auge und Sinn immer wieder aufs neue fesselnd. — **Wilhelm Bölsche** hat beim dritten Bande seines ,Tierbuchs', das sich allmählich zu einer volkstümlichen Naturgeschichte auswachsen soll, **,Der Hirsch und seine Geschichte'** (Bondi. Geb. M. 2.50), weniger Gelegenheit als anderwärts, in monistischen Phantastereien zu schwelgen. Mögen auch im vorliegenden Bande die Deszendenzhypothesen oft ungebührlich überwuchern, so breitet sich daneben doch eine solche Fülle tatsächlichen Wissens aus, daß dieser Band durchaus reifen Lesern und zumal Freunden des edlen Waidwerks eine aufschlußreiche Lektüre bieten kann. Es wäre ernstlich zu wünschen, daß wir gleichfesselnde Darstellungen solcher Wissensgebiete auch ohne so bedenkliche Theorienbeigabe erhielten.

Immer mehr gestalten sich zu einem ebenbürtigen Seitenstück zu Brehms Tierleben die prächtigen **,Lebensbilder aus der Tierwelt'**, mit deren reicher Verwertung photographischer Naturaufnahmen H. Meer-

warth, nun in der Herausgabe abgelöst von K. Soffel, eine so wirksame und eigenartige Form biologischer Belehrung erfolgreich eingeführt hat. Zwei neue Bände liegen vor: der zweite der Reihe Säugetiere und der dritte der Reihe Vögel. (Voigtländer; geb. je M. 14.—); der erstere, in dem sich das Werk endgültig auf die europäische Fauna beschränkt, ist wieder mit nicht weniger als 345 ‚Naturkunden' geschmückt, unter ihnen die prächtigen Freiaufnahmen von Dam- und Elchwild, Gemsen und Murmeltieren, Eisbären und Walrossen. Nicht minder reizvoll und lehrreich sind die von Meerwarth, Löns u. a. verfaßten Begleittexte. Entsprechendes gilt von dem abschließenden Band der Vogelreihe, der nun gar 712 photographische Aufnahmen enthält und am Schluß ein systematisches Register aller nun in Wort und Bild dargestellten 300 europäischen Vogelarten. So schließen sich alle die reizvollen Einzelbilder dieses einzigartigen Werkes doch am Ende auch zu allseitigem Wissen zusammen. — Wer eine systematische und gründliche, freilich darum auch nicht ganz leichte Einführung in die gesamte Tierbiologie sucht, sei auch heuer wieder verwiesen auf das textlich und illustrativ gleich hervorragende Werk von Hesse und Doflein, ‚**Tierbau und Tierleben**' (Teubner, zwei Bde. in Leinen M. 40.—, in Halbfranz M. 44.—), auf das nach seinem Abschluß ausführlicher eingegangen werden muß, zumal es bei allen seinen Vorzügen im beherrschenden Überblick der Tatsachen auch sehr anfechtbarer theoretischer Ausführungen nicht entbehrt. — Zur zurückhaltenderen Würdigung namentlich des Standes der Deszendenzprobleme seien daher die beiden Schriften von Karl Frank S. J. über ‚**Die Entwicklungstheorie im Lichte der Tatsachen**' (Herder; brosch. M. 3.—) und Alois Schmitt, ‚**Der Ursprung des Menschen oder die gegenwärtigen Anschauungen über die Abstammung des Menschen**' (Herder; geb. M. 2.40) empfohlen, in denen die Schwierigkeiten bestimmter Lösungen eindringlich zum Bewußtsein gebracht, freilich aber doch wohl auch manche Wahrscheinlichkeitsinstanzen unterschätzt werden. Doch enthält namentlich die Franksche Schrift auch ein reiches, positives Material. — Ähnlichen Charakters sind die meist vom Herausgeber Martin Gander O. S. B. selbst verfaßten, durchaus gemeinverständlich gehaltenen Bändchen der nun schon auf sechzehn Nummern angewachsenen ‚**Naturwissenschaftlichen Bibliothek**' des Benzigerschen Verlags (geb. je M. 1.50). Hervorgehoben seien besonders die beiden anthropologischen Bändchen über ‚Das Gehirn und seine Tätigkeit', bei dem nur im Schlußteil fragwürdige Theorien mehr zurücktreten dürften, und ‚Die fünf Sinne des Menschen' als in Wort und Bild besonders instruktiv geraten.

Um zu den großen Theorien der Naturwissenschaft das rechte Verhältnis zu gewinnen, ist es nötig, daß man auch sie von ihrem historischen Werden her, nicht nur aus ihrem schließlichen Geltungsbereich verstehen lerne. Kein Mittel ist dazu geeigneter als ihre Gruppierung um eine große, bahnbrechende Forscherpersönlichkeit. Einem unserer größten Physiker und Physiologen, ‚**Hermann von Helmholtz**' hat sein langjähriger Freund, der Heidelberger Mathematiker Leo Königsberger, schon vor einem Dezennium eine vorbildliche, umfangreiche Monographie seines Lebens und Schaffens gewidmet. Nun ist davon dankenswerterweise auch eine gekürzte Volksausgabe erschienen (Vieweg & Sohn. Geb. M. 4.50), an Hand deren jedermann dem Aufstieg des einfachen Militärarztes zum Neubegründer ganzer Wissenszweige folgen kann.

Unsere Kunstbeilagen

Sämtliche Kunstbeilagen nach Werken Grünewalds, Dürers und Holbeins und eines Meisters der Münchener Schule finden in dem Aufsatz über ‚Matthias Grünewald' von Universitätsprofessor Dr. Franz Bock ihre Erklärung.

Berichtigung. In dem Artikel ‚Briefe Schellings an seine Söhne Fritz und Hermann' von Otto Braun (Dezember 1911) sind folgende Stellen zu berichtigen: S. 322 Zeile 26 lies Märklin statt Marklin. S. 323 Zeile 6 lies 18. Mai 1848 statt 1844. S. 326 Zeile 33 lies 14. Februar 1854 statt 1855.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schretter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Graf Leopold von Kalckreuth / Ährenleserinnen.

Hochland

Februar 1912

[illegible]dwig von Pastor / Von Klemens Löffler

I.

[illegible] in einer glänzenden Abhandlung
[illegible] Publikum vorstellte, schrieb
[illegible] auf dieser Erde nie
[illegible] das so sehr studiert zu
[illegible] Reihe ist das
[illegible] Kultur. Keine
[illegible] zurück auf die Zeit,
[illegible] und Tiger durch
[illegible] Königsgeschlechter sind
[illegible] verglichen. Deren Stamm-
[illegible] von dem Pepin, der im neun-
[illegible] zu dem, der im achten Pippin
[illegible] über Pippin zurück ragt die erhabene
[illegible] der Legende verliert. Die Republik Venedig
[illegible]. Aber die Republik war jung verglichen mit
[illegible] untergegangen, während das Papsttum be-
[illegible] bloße Antiquität, sondern voll Leben und
[illegible]che war groß und angesehen, als noch kein
[illegible]en betreten hatte, sie war es, bevor die
waren, als noch griechische Beredsamkeit
[illegible] von Mekka Götzenbilder verehrt
[illegible] dastehen in ungeschwächter [illegible],
[illegible] unerhörter [illegible]

Hochland, hohen Geistes Land – Sinn dem höchsten zugewandt.

Hochland

Neunter Jahrgang Februar 1912

Ludwig von Pastor / Von Klemens Löffler

I.

Als Macaulay im Jahre 1840 in einer glänzenden Abhandlung Rankes Papstgeschichte dem englischen Publikum vorstellte, schrieb er die geflügelten Worte: ‚Es gibt und gab auf dieser Erde nie ein Werk menschlicher Staatsklugheit, das so sehr studiert zu werden verdient wie die römische Kirche. Die Geschichte dieser Kirche ist das Bindeglied zwischen den beiden großen Zeitaltern menschlicher Kultur. Keine andere Institution ist stehen geblieben, die den Geist zurücklenkt auf die Zeit, da noch Opfergeruch aufstieg vom Pantheon, da Giraffen und Tiger durch das flavische Amphitheater sprangen. Die stolzesten Königsgeschlechter sind nur von gestern, wenn man sie mit den Päpsten vergleicht. Deren Stammbaum reicht in ununterbrochener Reihe zurück von dem Papste, der im neunzehnten Jahrhundert Napoleon krönte, bis zu dem, der im achten Pippin die Krone aufsetzte, und weit in die Zeit über Pippin zurück ragt die erhabene Dynastie, bis sie sich im Zwielicht der Legende verliert. Die Republik Venedig kommt ihr an Alter am nächsten. Aber die Republik war jung, verglichen mit dem Papsttum, und Venedig ist untergegangen, während das Papsttum besteht, nicht als Ruine, nicht als bloße Antiquität, sondern voll Leben und Jugendkraft. Die katholische Kirche war groß und angesehen, als noch kein angelsächsischer Fuß englischen Boden betreten hatte, sie war es, bevor die Franken über den Rhein gezogen waren, als noch griechische Beredsamkeit in Antiochia blühte und in den Tempeln von Mekka Götzenbilder verehrt wurden. Und sie wird vermutlich noch dastehen in ungeschwächter Kraft, wenn einst ein Reisender aus Neuseeland inmitten ungeheurer Einsamkeit auf

einem zerbrochenen Pfeiler der Themsebrücke Posto fassen wird, um die Ruinen von St. Paul zu zeichnen.'

Geistvoller kann Bedeutung und Interesse der Papstgeschichte nicht dargelegt werden.

Wer aber daraus folgern wollte, dies große Gebiet der historischen Literatur sei besonders stark angebaut, der würde sich enttäuscht finden. Wenigstens gibt es nicht nur keine umfassende Geschichte des Papsttums aus neuerer Zeit, sondern es fehlt auch an eingehenderen Darstellungen größerer Abschnitte, besonders der Zeit seit der Renaissance. An erster Stelle stand lange Zeit und steht noch jetzt in gewissem Sinne, durch die großen Gesichtspunkte und die klassische Schönheit der Darstellung, das Buch, das Macaulay zu seinen Betrachtungen die Anregung gab, Rankes ‚Römische Päpste in den letzten vier Jahrhunderten'. Aber Ranke schildert nicht das Papsttum in seiner ganzen Erscheinung, sondern in der Hauptsache nur seine Politik und auch diese keineswegs auf Grund des gesamten Quellenmaterials. Auch hat er sein Werk im wesentlichen auf dem Standpunkte gelassen, den die Forschung zur Zeit des ersten Erscheinens (1834—1836) einnahm. Noch weniger wollten Gregorovius und v. Reumont in ihren umfassenden Werken eine Geschichte des Papsttums geben. Sie ist ihnen nur der Hintergrund für die Geschichte der Stadt Rom.

Selbst größere biographische Darstellungen gibt es nicht allzuviele. Von den zehn bedeutendsten Renaissancepäpsten haben in neuerer Zeit nur drei Geschichtschreiber gefunden, und auch unter diesen ist es eigentlich nur Leo X., den seine Biographen, der Engländer Roscoe und der Franzose Audin, nach allen Richtungen hin schildern. Pius II. dagegen ist von Voigt mehr als Enea Silvio denn als Papst Pius betrachtet worden. Bei Alexander VI. haben im wesentlichen die Privat- und Familienverhältnisse das Interesse der Biographen ausgefüllt.

Dazu kommt nun noch, daß alle die genannten Forscher mit Ausnahme von Reumont, der aber nur vereinzelte Mitteilungen bietet, das päpstliche Geheimarchiv noch nicht benutzen konnten.

So war es mit Freuden zu begrüßen, daß vor fünfundzwanzig Jahren ein junger katholischer Gelehrter mit dem ersten Bande eines großangelegten Werkes hervortrat, das das Papsttum selbst und das Wirken der einzelnen Päpste in den Mittelpunkt stellt und mit möglichst vollständiger Heranziehung des gesamten Quellenmaterials ihrer Tätigkeit im weitesten Umfange, ihrer Stellung in der Weltpolitik, ihrer Bedeutung für das Kulturleben, ihrem religiösen und kirchlichen Wirken gerecht zu werden sucht.

Er hat so ein Werk geschaffen, das allen Ansprüchen der modernen Forschung genügt, während der Engländer Creighton, der sich fast gleichzeitig mit ihm an die Arbeit gemacht und seine Papstgeschichte in fünf Bänden (1882 bis 1894) vom Schisma bis zur Plünderung Roms 1527 geführt hat, die Aufgabe in der alten Weise angreift, d. h. vorwiegend die politische Seite ins Auge faßt, das kulturelle Element nicht genügend zur Geltung kommen läßt und weder die Spezialliteratur ganz ausschöpft noch in größerem Umfange neues handschriftliches Material heranzieht.

II.

Ludwig Pastor ist am 31. Januar 1854 in Aachen geboren und entstammt einem alten Patriziergeschlechte, das der Stadt wiederholt Bürgermeister und Schöffen gestellt hat. Ein Zweig der Familie wandte sich dem Protestantismus zu und verzog nach Burtscheid. Dieser Linie gehört der Geschichtschreiber der Päpste an. 1860 verlegte sein Vater, ein begüterter Großkaufmann, seinen Wohnsitz nach Frankfurt a. M. Als er hier 1864 starb, wurden die Kinder in dem Bekenntnis der katholischen Mutter erzogen, während nach einem früheren Konsensualvertrage die Söhne dem Bekenntnis des Vaters, die Töchter dem der Mutter hätten folgen sollen. Auf die geistige Ausbildung der Kinder übte neben dem für alles Gute und Schöne begeisterten Stadtpfarrer Eugen Theodor Thissen, dem Nachfolger Beda Webers, der Historiker Johannes Janssen, der seit 1854 als Geschichtsprofessor für die katholischen Schüler am städtischen Gymnasium tätig war, nachhaltigen Einfluß aus.

Ursprünglich war Pastor für den Kaufmannsstand bestimmt und sollte das väterliche Geschäft übernehmen. Aber auf einer Ferienreise nach Holland erwachte in ihm der unwiderstehliche Trieb nach tieferen Studien in Wissenschaft und Kunst. Von einem Hauslehrer vorgebildet, besuchte er seit Ostern 1870 das städtische Gymnasium. Hier empfing der begeisterte und wissensdurstige Jüngling von Janssen die Anregung und Anleitung zum Studium der Geschichte und beschloß, sich ihm gänzlich zu widmen. Nachdem er Ostern 1875 das Gymnasium absolviert hatte, bezog er die Universität Bonn, wo er drei Semester blieb und u. a. an den historischen Übungen von Karl Menzel und Moritz Ritter teilnahm. Schon als Student begann er Quellenstudien zur Geschichte der Reformationszeit und kam zu gelehrten und geistreichen Männern, wie Haffner, Heinrich, Fr. Schneider, A. Reichensperger, Bischof Ketteler in Beziehungen. Im Frühjahr 1876 trieb er die ersten archivalischen Forschungen in Verona und Rom und setzte sie in Frankfurt und Fulda fort. Im Wintersemester 1876/77 studierte er in Berlin, machte die Übungen bei Georg Waitz und Karl Wilhelm Nitzsch mit und sah die italienischen Manuskripte der Königlichen Bibliothek für die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts durch. Ostern 1877 ging er nach Wien. Hier öffneten sich ihm die reichen Handschriftenschätze der Hofbibliothek und des Hof- und Staatsarchivs, und er vollendete im Verkehr mit Onno Klopp, Ludwig von Arndts und Konstantin von Höfler seine historische Ausbildung. Auch mit Johann Baptist Weiß wurde er bekannt. Dieser bewog ihn, in Graz seine Studien abzuschließen. Am 18. Juli 1878 wurde er dort zum Doktor promoviert. Als Dissertation hatte er den ersten Teil einer ‚Geschichte der kirchlichen Reunionsbestrebungen während der Regierung Karls V.' vorgelegt. Zur Vollendung dieser Arbeit kehrte er nach Frankfurt zurück und trat dann Mitte Dezember 1878 sein zweites Iter italicum an. In Rom arbeitete er bis in den Spätsommer 1879, forschte auf der Heimreise in den Florenzer und Mailänder Handschriftensammlungen und verlebte nach der Rückkehr den Winter teils in Frankfurt, teils in Innsbruck. Hier habilitierte er sich im Februar 1880 und wurde 1886 außerordentlicher, 1887 ordentlicher Professor.

Daneben ist er, um die biographischen Daten schon hier zum Abschluß zu bringen, seit 1901 Direktor des österreichischen historischen Instituts in Rom. 1899 wurde er zum k. k. Hofrat ernannt, 1908 mit dem Prädikat ‚Edler von Camperfelden' in den erblichen Adelsstand erhoben. Er ist Mitglied der Akademien in Agram, Krakau, Prag und Wien.

* * *

Die ‚Geschichte der kirchlichen Reunionsbestrebungen' kam 1879 bei Herder in Freiburg* heraus. Das wichtige Thema war seit dem unzulänglichen Versuche von Hering (1836) nicht wieder im Zusammenhange behandelt worden. Pastors stattliche Arbeit beruht auf sehr ausgedehnten Quellenstudien. Sein Fleiß und seine Sorgfalt wurden auch von einer Seite anerkannt, bei der er sonst als Schüler Janssens keine große Gnade fand.

Zu dem wichtigen Kapitel dieses Buches über den Regensburger Reichstag von 1541 bot er bald darauf eine Ergänzung durch die ‚Korrespondenz des Kardinals Contarini während seiner deutschen Legation (1541) aus dem päpstlichen Geheimarchive herausgegeben'. Diese Quellenpublikation erschien im ersten Bande des ‚Historischen Jahrbuches der Görresgesellschaft' (1880) und auch als Sonderabdruck. Pastor kam damit einem anderen Forscher, Franz Dittrich, zuvor, der nachher in seinen ‚Regesten und Briefen des Kardinals Gasparo Contarini' (1881) manche Ergänzungen und Verbesserungen lieferte.

III.

Der Plan zu der Geschichte der Päpste geht bis in Pastors Gymnasiastenzeit zurück. Mit den Vorstudien begann er 1878 und erhielt durch die Empfehlungen der Kardinäle Nina und Franzelin bereits im Januar 1879 weitgehende Erlaubnis zur Benutzung des päpstlichen Geheimarchivs. Seine Eingaben und Bemühungen sind der Anlaß gewesen, daß sich Leo XIII. mit den Verhältnissen des Archivs beschäftigte und schließlich durch die Öffnung des Archivs für die historische Forschung der Wissenschaft einen unschätzbaren Dienst leistete. ‚Non abbiamo paura della publicità dei documenti', sagte der Papst in einer Audienz am 24. Februar 1884 zu Pastor und mehreren anderen deutschen Historikern.

Als Aufgabe seiner Papstgeschichte bezeichnet Pastor selbst in der Einleitung zum ersten Bande die Zusammenfassung der Ergebnisse der fast unzähligen Einzelarbeiten und ihre Ergänzung und Bereicherung durch weitere Quellenforschungen.

In beider Beziehung ist seine Gründlichkeit und Umsicht nicht zu übertreffen. Von der gedruckten Literatur ist ihm kaum etwas entgangen, was für den Stoff von Bedeutung ist, und der Benutzer staunt immer wieder, wenn er auch die seltensten und entlegensten Arbeiten genannt und verwertet findet. Das neue, von ihm selbst gefundene Material aber ist so reichhaltig, daß er fast auf jeder Seite aus unedierten Quellen schöpfen kann. Wenige Historiker

* Dort sind auch alle späteren Werke mit Ausnahme des neuesten (Leben des Freiherrn Max von Gagern, Kösel, Kempten) erschienen.

haben so ausgedehnte archivalische Forschungen in den Hauptschriftensammlungen ganz Westeuropas unternommen.

Über die sonstigen wissenschaftlichen Qualitäten des Werkes herrscht heute in der Kritik ebenfalls kein Streit mehr. Die sorgfältige kritische Verarbeitung des Quellenmaterials, der Reichtum an neuen und wichtigen Aufschlüssen und Gesichtspunkten, die Zuverlässigkeit auch in den zahllosen Detailfragen und Einzelheiten, das besonnene, maßvolle und leidenschaftslose Urteil, die Unparteilichkeit und Offenheit, die nichts verschweigt und nichts in Schutz nimmt, was zu verwerfen ist, die Kunst der Gestaltung, die ruhige, klare und doch frische und lebendige Darstellung, alle diese Vorzüge sind allgemein anerkannt. Es kann verwiesen werden auf die Besprechungen von Kawerau in der ‚Historischen Zeitschrift‘, von Friedensburg in der ‚Historischen Vierteljahrsschrift‘, von Kalkoff und Clemen im ‚Archiv für Reformationsgeschichte‘.

In der Darstellung folgte Pastor anfangs zu sehr seinem Lehrer Janssen, indem er sie in umfangreichem Maße aus Zitaten zusammensetzte. In den späteren Bänden und in den Neuauflagen ist er erfreulicherweise davon abgekommen.

Auch sonst ist in den letzten Bänden der Fortschritt unverkennbar, und man hat vor allem den Eindruck, daß sich der Verfasser seinem Gegenstande mit immer größerer Unbefangenheit und Objektivität gegenüberstellt. Anfangs zeigt er sich, vielleicht ohne sich selbst dessen ganz bewußt zu sein, vielfach päpstlicher als der Papst und scheint manchmal mit dem Maße der Stellung zu messen, die das Papsttum doch erst vor vierzig Jahren erlangt hat. So wird in den Konflikten der Päpste mit anderen Faktoren zu leicht von vornherein für die Päpste Partei ergriffen und für ihre Ansprüche Unterwerfung verlangt. Man vergleiche z. B. die Art, wie im ersten Bande die Vertreter der konziliaren Theorien behandelt werden, während die Maßlosigkeiten der papalen Polemiker ungerügt passieren dürfen. Ebenso werden die Gegner mit der ganzen Schärfe der sittlichen und kanonischen Regeln beurteilt, während bei der anderen Seite die entschuldigenden Momente stärker geltend gemacht und die liebevoll geschilderten Leistungen und Erfolge in die Wagschale geworfen werden, selbst wenn sie gar nicht so groß waren. Es ist zu wünschen, daß Pastor bei den Neuauflagen derartige Partien noch einmal nachprüft.

Der ursprünglich geplante Umfang des Werkes ist schon bald überschritten worden, aber wer wird bei der reichen Fülle von Belehrung, die wir jedem neuen Bande zu verdanken haben, darüber mit dem Verfasser rechten wollen?

Der erste Band* schickt ein Kapitel über ‚die literarische Renaissance in Italien und die Kirche‘ voraus, in dem das Verhältnis der Renaissance zu Kirche und Papsttum gekennzeichnet werden soll. Um dies Verhältnis ‚richtig und allseitig zu erfassen‘, glaubt Pastor zwei miteinander kämpfende Richtungen unterscheiden zu müssen, die falsche heidnische Renaissance (vertreten von Valla, Beccadelli, Poggio usw.), die in krankhafter Schwärmerei für die klassischen Ideale das Banner der heidnischen Kultur erhob, und die

* 1886[1], 1891[2], 1901[3]/[4].

wahre christliche (vertreten von Manetti, Traversari, Corraro usw.), die das Studium der Alten im Lichte christlicher Weltanschauung betrieb.

Da das erste Buch einen Rückblick auf die Zeit von 1305 bis 1417 wirft, so steht diese Abhandlung wohl nicht an rechter Stelle und wäre besser später untergebracht worden. Und als Einleitung fällt sie auch etwas aus dem Rahmen der Darstellung heraus; denn die Renaissance ist ja nicht der Hauptgegenstand des Werkes.

Die Unterscheidung zwischen den beiden entgegengesetzten Strömungen hat, wie Pastor einfließen läßt, bei so hervorragenden Kennern der Renaissance wie Burckhardt und de Rossi Beifall gefunden. Trotzdem wird wohl mancher lieber daran festhalten wollen, daß es im Grunde nur eine Renaissance gibt und daß die beiden Strömungen ineinander übergehen. Es fragt sich auch, ob eine allseitige Auffassung des Verhältnisses zu Kirche und Papsttum wirklich damit erzielt wird. Nikolaus V. z. B. ist sich ebensowenig wie viele andere Zeitgenossen des Unterschiedes zwischen der christlichen und heidnischen Renaissance bewußt gewesen.

Berechtigt und wertvoll ist dagegen in dieser Einleitung der Hinweis, daß das übliche Urteil über den irreligiösen und unmoralischen Zustand der Renaissancezeit wesentlich eingeschränkt werden muß und nicht für alle Klassen der Gesellschaft gelten kann. Pastor weist u. a. hin auf das Wirken der Bußprediger, die Kunst, die den gläubigen, religiösen Geist des Volkes widerspiegelt, und die zahlreichen, durch Tugend, Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Persönlichkeiten.

Dann geht es an die eigentliche Aufgabe. Die unerfreuliche Periode des avignonesischen Papsttums wird in ihren Schattenseiten, der Trennung von dem traditionellen Sitze, der Abhängigkeit von Frankreich, der Gefährdung seiner universellen Stellung, der Lockerung des kirchlichen Verbandes, dem Verfall des religiösen Lebens, zu anschaulicher Darstellung gebracht, aber auch der Übertreibung entgegengetreten und gezeigt, daß die Päpste dieser Zeit doch nicht bloße französische Hofbischöfe waren, sondern sich auch manche Verdienste, z. B. um die Ausbreitung des Christentums erworben haben. Sehr ausführlich und mit viel neuem Quellenmaterial handelt Pastor über die Wahl Urbans VI. und erklärt sich mit guten Gründen für ihre Gültigkeit. Das unselige Schisma, das er in erster Linie auf Rechnung des verweltlichten Kardinalskollegiums setzt, wenn er auch Urbans Rücksichtslosigkeit, Härte und unkluges Verhalten mitverantwortlich macht, und seine Beilegung schildert er im wesentlichen im Anschluß an die frühere Forschung.

Mit dem Jahre 1417 beginnt die Reihe der Päpste, denen Pastor eine erschöpfende Darstellung widmet. Martin V., der nach Zeiten grenzenloser Verwirrung mit fester Hand den Grund der Restauration der geistlichen und weltlichen Macht des Papsttums legte, wird mit Recht nach der Schwierigkeit seiner Aufgabe beurteilt. Die alte und immer wiederholte Behauptung, die Kurie habe in dieser Zeit einen mehr und mehr italienischen Charakter angenommen, widerlegt Pastor und entwirft ein überaus interessantes Bild von dem kosmopolitischen Charakter des päpstlichen Hofes und dem Über-

gewicht des deutschen Elementes in Rom. Eugen IV. ist zwar noch nicht der erste Renaissancepapst, wie Gregorovius gemeint hat, aber er vermittelt doch den Übergang zu ihnen und hat in der sturmbewegten Zeit, wo es galt, den größten Kampf, den je ein Konzil gegen Rom geführt hat, zur Entscheidung zu bringen, für die Förderung der Kunst und der Künstler getan, was er konnte.

Den Glanzpunkt des Bandes bildet die Darstellung Nikolaus' V. und seiner künstlerischen und literarischen Bestrebungen. Seinen Plan, Rom zum Zentrum für Kunst und Literatur zu machen, führt Pastor nicht wie Voigt auf das echt humanistische Verlangen nach Nachruhm, auf Ehrgeiz und Prachtliebe zurück, sondern auf rein ideale Motive, die Erhöhung des Ansehens des Heiligen Stuhles. Die Besprechung der kirchlichen und politischen Schwierigkeiten der ersten Jahre gibt Pastor Gelegenheit, auf die Literatur der Zeit für und gegen das Papsttum einzugehen und über einige bisher ungedruckte Schriften Mitteilung zu machen. Ebenso gründlich wie anziehend und unser bisheriges Wissen ergänzend ist die Wirksamkeit des Kardinals Nikolaus von Cues in Deutschland und den Niederlanden behandelt. Bei Kalixt III. stellt Pastor mit Recht seine unermüdliche Tätigkeit für die wichtigste Frage des Jahrhunderts, die Abwehr der die abendländische Kultur bedrohenden Türkenmacht, im Gegensatze zu der erbärmlichen Winkelpolitik der weltlichen Mächte, in den Vordergrund. Die Erzählung, daß Kalixt die Bibliothek Nikolaus' V. verschleudert habe, tut er endgültig als Märchen ab.

Der erste Band schließt mit einem Idealbilde des Kardinals Capranica, der wahrscheinlich Papst geworden wäre, wenn ihn nicht zwei Tage vor dem Konklave der Tod dahingerafft hätte.

Damit war eine neue Lage geschaffen, mit deren Kennzeichnung der zweite Band* anhebt. Pius II., dessen Vergangenheit und Nepotismus Pastor nicht entschuldigt, hat doch als Papst seine Stellung hoch und rein aufgefaßt, ein frommes und ernstes Leben geführt und für die Wiederherstellung des Ansehens und der Autorität des päpstlichen Stuhles Großes geleistet. Mit Wärme verteidigt Pastor im Gegensatze zu älteren Darstellungen die Anschauung, daß der Übergang vom leichtlebigen Humanisten zum eifrigen Papste mit ehrlicher Umwandlung der Überzeugung ohne weltliche Beweggründe verbunden war. Das eigentliche Ziel des Papstes, das Pastor genau und anziehend verfolgt, war die Organisation eines großen Kreuzzuges gegen die Türken, für den er keine Mühe und Arbeit und keinen Kampf gegen die selbstsüchtige Politik der Mächte scheute und bei dem er 1464 den Heldentod fand. Nur Leichtfertigkeit kann nach Pastor noch zweifeln, daß diese Bestrebungen ganz ernst gemeint waren.

Über Paul II., der den Krieg gegen die Osmanen nicht so zum Mittelpunkte seiner Tätigkeit machte, wie Pius, ist es Pastor gelungen, viel neues Material beizubringen und so das Urteil über diesen Papst in wesentlichen Punkten richtig zu stellen. Hingewiesen sei nur auf die Ausführungen

* 1889[1], 1894[2], 1904[3]/[4].

über Pauls Verhältnis zu Wissenschaft und Kunst, das der parteiische Platina völlig entstellt hatte.

Auch die Beurteilung Sixtus' IV., der früher noch abstoßender geschildert wurde als sein Vorgänger, hat eine richtigere Verteilung von Licht und Schatten erfahren. Daß Sixtus zu oft mehr italienischer Fürst als Vater der Christenheit war und einem verletzenden Nepotismus huldigte, wird nicht beschönigt. Die allzu große Hinneigung zum Weltlichen zeigt sich besonders in den Händeln mit Florenz und der großen Verschwörung zum Sturze der Mediceer. Von der Mitschuld an der Ermordung Julians von Medici spricht Pastor den Papst frei, aber es bleibt doch beklagenswert, daß ein Papst in der Geschichte dieser Verschwörung eine Rolle spielt, und es bleibt auch die bedenkliche Frage offen, ob er wirklich so weltfremd war, daß er glauben konnte, ein solcher Staatsstreich würde ohne Blutvergießen vor sich gehen. In mancher Beziehung war Sixtus groß und würdig. Licht und erfreulich sind seine Beziehungen zu Wissenschaft und Kunst, denen Pastor das letzte und wertvollste Kapitel dieses Bandes widmet.

Der nächste* hat sich mit der dunkelsten Partie der neueren Papstgeschichte zu befassen. Er beginnt wieder mit einer Einleitung über die ‚sittlich-religiösen Zustände und Wandlungen Italiens im Zeitalter der Renaissance', die nicht weniger als 172 Seiten umfaßt, also fast ein selbständiges Buch geworden ist. Vielleicht wäre sie besser mit der Einleitung des ersten Bandes zusammengearbeitet worden. Ausführlich wird gezeigt, daß der religiöse Sinn in weiten Kreisen erhalten blieb. Er offenbart sich im Familienleben, der Erziehung, dem Vereins- und Bruderschaftswesen, der großartigen Armen- und Krankenpflege, der Kunst, in Äußerungen tiefernsten Glaubens aus allen Kreisen der Bevölkerung, in einer langen Reihe ausgezeichneter Bischöfe und Kardinäle und einer ganzen Schar von Heiligen. Indem Pastor so die lichteren Seiten des Quattrocento zeichnet, bietet er eine Ergänzung und ein Gegengewicht zu anderen älteren und neueren Darstellungen. Freilich stehen alledem auch die schwärzesten Schattenseiten gegenüber: Ruhmgier, Wucher, Spielwut, Unsittlichkeit und Ausschweifung, die Schmutzliteratur, die Verderbnis des Klerus. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Kampf gegen diese Übel, wie ihn die Bußprediger führten. Schon hier wird besonders Savonarola gründlich besprochen, während sein Ende erst später, bei der Regierung Alexanders VI., zur Darstellung kommt. Pastor hat seine Auffassung Savonarolas auch in einem besonderen Schriftchen (‚Zur Beurteilung Savonarolas', 1898) verteidigt. Sie ist in manchen Punkten neu und kann im ganzen als abschließend gelten. Auch wer geneigt ist, den ethisch-menschlichen Standpunkt gegen den kanonistischen stärker geltend zu machen, wird doch anerkennen, daß Pastor ruhig und maßvoll den Sachverhalt darlegt.

Der Zeichnung des Hintergrundes folgt die Geschichte der nächsten vier Pontifikate. Innozenz VIII., der dadurch bekannt ist, daß er zuerst seinen Sohn und seine Tochter in voller Öffentlichkeit anerkannte, hat nicht

* 1895 1/2, 1899 3/4.

viel geleistet, aber immerhin, wie Pastor nachweist, für Kunst und Wissenschaft und auch in der Kirchenregierung mehr getan, als bis dahin gewöhnlich angenommen wurde. Die Hexenbulle von 1484 führt Pastor auf ihren wirklichen Inhalt zurück. Aber wenn auch die Behauptung, der Papst habe damit dem deutschen Volke den Teufels-, Dämonen- und Hexenspuk aufgezwungen, ungerecht und stark übertrieben ist, so darf bei der Verteidigung doch nicht übersehen werden, daß Innozenz mit der höchsten kirchlichen Autorität den unseligen Wahn befestigt hat. Insofern gehören diese Bulle und mehrere Breven, in denen er zur Ernennung von Inquisitoren und zu ihrer Unterstützung auffordert, zu den bedauerlichsten Dokumenten der ganzen Kirchengeschichte. Das tritt bei Pastor nicht genügend hervor.

Die Kurie verweltlichte immer mehr. Unter den Kardinälen dieses Schlages stand der sittenlose Rodrigo Borja voran, der dann durch Simonie die Nachfolge erlangte. Schon im ersten Bande, wo Rodrigo als Neffe Kalixts III. bei seiner Ernennung zum Kardinal zu erwähnen war, hat Pastor die wiederholten Versuche (von Ollivier 1870, von Nemec 1879), diesen Mann sittlich zu rehabilitieren, als ‚unwürdige Verdrehung der geschichtlichen Wahrheit‘ gebrandmarkt. Die ausführliche Darstellung des Pontifikats Alexanders VI., die er nun hier bietet, ist dadurch bedeutsam, daß er mit besonderer Erlaubnis Leos XIII. die seit drei Jahrhunderten der Benutzung entzogenen Regesten Alexanders hat durcharbeiten dürfen. Auch die Archive in Mantua, Modena und Mailand hat er zuerst erschöpfend benutzt und zahlreiche wertvolle Funde gemacht. Der Nepotismus, der seinen Höhepunkt erreichte und fast den ganzen Kirchenstaat in die Hände der Borja brachte, und die unglaublichen Skandale und die politischen Händel, die er im Gefolge hatte, müssen den Hauptinhalt bilden. Etwas wie ein Lichtblick ist der Türkenkrieg von 1499 bis 1502, für den der Papst doch nicht wenig geleistet hat. ‚Wahrhaft edel und schön‘ ist die Betätigung auf dem Gebiete der Kunst. Daß die ‚Behandlung der rein kirchlichen Angelegenheiten zu keinem begründeten Tadel Anlaß gegeben‘ hat, findet Pastor bei dem lasterhaften Leben, dem sich der Papst ‚als ein Genußmensch von unbezähmter Sinnlichkeit bis an sein Ende hingab‘, merkwürdig, aber es wird sich wohl einfach genug so erklären, daß sich Alexander um die kirchlichen Angelegenheiten herzlich wenig kümmerte. Was Pastor in dem betreffenden Kapitel aufbringt, ist in der Tat nicht erheblich und zeigt nur, daß die Maschine der kurialen Verwaltung, einmal in Betrieb gesetzt, auch ohne Mitwirkung der obersten Leitung ziemlich gut funktionierte. Die beim Jubiläum von 1500 eingekommenen Gelder gingen gleich an den Sohn Cesare für politische Unternehmungen. Wir lassen es also am besten bei v. Reumonts Urteil über Alexander VI., daß ‚höhere moralische Gesichtspunkte wie die Fähigkeit der Auffassung der aus seiner geistlichen Würde entspringenden Pflichten gänzlich außerhalb seines Kreises lagen‘ und daß er ‚von seinen geistlichen Funktionen nicht die geringste Kenntnis hatte‘. Pastors Schlußurteil läßt an Schärfe nichts vermissen: ‚Gerade vom katholischen Standpunkte aus kann man Alexander VI. nicht scharf genug verurteilen.‘ Ob die angehängten Betrachtungen jeden nachdenklichen Leser zu befriedigen vermögen, erscheint freilich zweifelhaft.

Ganz kurz war die Regierung des trefflichen Pius III. Ihm folgte Julius II., den Pastor als ‚Wiederhersteller des Kirchenstaates und des päpstlichen Mäcenates‘ feiert. War er auch mehr Herrscher und Feldherr als Priester, so kann man ihn doch nicht wie Gregorovius einen der profansten und unpriesterlichsten Gestalten auf dem Stuhle Petri nennen. Er hat, wie die ausführliche Darstellung zeigt, nicht nur seine kirchlichen Obliegenheiten treu erfüllt, sondern auch eine nicht unbedeutende innerkirchliche Tätigkeit entfaltet. Daß er die Rechte des Kirchenstaates mit weltlichen Waffen geltend machte, erklärt Pastor mit der Doppelstellung, die das Papsttum allmählich gewonnen hatte, und mit den Zeitverhältnissen. Die andere Seite der weltgeschichtlichen Bedeutung dieses Papstes ist die großartige Förderung der Kunst, die Pastor in den letzten Kapiteln ausführlich und sachkundig würdigt.

Ein ganzer Halbband* von über 600 Seiten ist dem Papste gewidmet, von dem Gregorovius sagt, daß er der Nachwelt nicht nur als der glanzvollste, sondern auch der glücklichste der Päpste erschienen sei, Leo X. Der große Umfang hat zum guten Teil darin seinen Grund, daß die religiöse Bewegung in Deutschland eingehend und ebenso allseitig wie unbefangen und offen mitbehandelt ist. Bei Leo X. selbst ist das Gute und das Schlimme und die Mischung von rühmlichen und unrühmlichen Eigenschaften in seinem Charakter ruhig und sorgsam abgewogen. Für seine Politik waren, wie Pastor im Gegensatze zu Ranke, Gregorovius und Baumgarten wahrscheinlich macht, mehr nationale Ziele und die Sorge für die politische und geistliche Unabhängigkeit des päpstlichen Stuhles als Familieninteressen maßgebend. Im übrigen aber hat man den Eindruck, daß dies Bild Leos X. etwas dunkler gehalten ist wie in früheren Darstellungen. Die erfreulichste Seite seiner Regierung ist die Förderung von Literatur, Kunst und Wissenschaft. Aber auch sie ist früher nach Giovios Vorgang übertrieben gepriesen worden, wenigstens was die literarische Seite angeht, die Pastor mit vielen neuen Ergebnissen behandelt. In der Beurteilung des künstlerischen Mäcenats, wo die Leistungen Raffaels voranstehen, sucht Pastor eine mittlere Linie zwischen der früheren übertriebenen Bewunderung und der allmählich einreißenden kleinlichen Herabsetzung. Doch stellt er Julius II. weit höher.

In der zweiten Abteilung des vierten Bandes** ist die Zeichnung des letzten deutschen Papstes, des ehrlichen, selbstlosen und von den edelsten Absichten beseelten, aber auch weltfremden und oft überstrengen Hadrian VI., ein Kabinettstück. Seine verlorene diplomatische Korrespondenz hat allerdings der sonst im Finden so glückliche Pastor nicht aufspüren können. Aber über die Monographien von Höfler und Lepitre kommt er doch im ganzen wie im einzelnen weit hinaus. Eine weniger erfreuliche Aufgabe war es, das Pontifikat des unschlüssigen, schwachen, an Verschlagenheit in der Politik seinen Oheim Leo X. noch übertreffenden Mediceers Klemens VII. darzustellen. Und schwierig genug war sie auch; denn die Quellen fließen in erdrückender Fülle. Aber Pastor bahnt

* Bd. 4, Abt. 1 1906 [1–4].

** 1907 [1–4].

durch die verwickelten diplomatischen Vorgänge ebenso kundig den Weg, wie er mit gründlicher Sachkenntnis und Anschaulichkeit die Greuel des Sacco di Roma und fast zu ausführlich die letzte Kaiserkrönung beschreibt. Da man die deutschen Verhältnisse teils aus Unkenntnis, teils aus Optimismus stark vernachlässigte, ist der ungehemmte Fortgang der Reformation zu schildern. Diese Partie bedeutet eine erhebliche Förderung der deutschen Reformationsgeschichte. Die schmachvolle Affäre der Ehescheidung Heinrichs VIII. von England erzählt Pastor hauptsächlich im Anschluß an die Forschungen von Ehses. Einen vom katholischen Standpunkte aus versöhnlichen Abschluß bildet das letzte Kapitel über die Reformatoren, die dem Schoße der Kirche entstiegen, die neuen Orden (Theatiner, Barnabiten, Somasker, Kapuziner). Pastor kann hier zahlreiche neue Mitteilungen aus den römischen Archiven darbieten. Über das so oft falsch aufgefaßte ‚Oratorium der göttlichen Liebe' wird Klarheit geschaffen.

Der fünfte Band* endlich enthält wieder nur ein Pontifikat, das längste des 16. Jahrhunderts und eines der bedeutungsvollsten; denn Paul III. hat, obwohl selbst noch ein Kind der verweltlichten Kurie und obgleich er seine illegitimen Nachkommen mit irdischen Gütern und kirchlichen Würden überreich ausstattete, doch die Kurie und die Politik innerlich umgestaltet, die katholische Reformation sehr gefördert und die katholische Restauration vorbereitet. Die wertvollen Abschnitte über die kirchlichen Reformarbeiten vor dem Trienter Konzil, die Reunionsbestrebungen in Deutschland, die Anfänge des Jesuitenordens, den Fortgang der Kirchenspaltung, die ersten Sitzungen des Trienter Konzils und über Paul III. als Mäcen von Wissenschaft und Kunst seien aus dem reichhaltigen Bande hier besonders hervorgehoben.

Es wurde schon gesagt, daß sich die Papstgeschichte vor anderen Werken dieser Art durch die gründliche und sorgfältige Untersuchung der Einzelfragen auszeichnet. Auf eine Seite der Darstellung, die in dieser raschen Übersicht nur gestreift werden konnte, muß aber noch besonders hingewiesen werden, das sind die kunstgeschichtlichen Partien. Pastor, in dem schon früh durch den Verkehr mit hervorragenden Künstlern und Kunstrichtern, wie Eduard von Steinle und August Reichensperger, künstlerisches Interesse und Verständnis wachgerufen wurde, ist in die schwierigen Fragen der Renaissancekunst besonders tief eingedrungen und bewährt sich überall als ein genauer Kenner und feinsinniger Deuter. Kunsthistoriker wie Steinmann, Strzygowski und Wickhoff haben das wiederholt anerkannt. Hier kann nur auf ein paar Punkte aus diesen Abschnitten, die mehrfach die Ausführlichkeit von Monographien erlangt haben und in denen sich auch die Darstellung zu größerem Schwunge erhebt, noch hingedeutet werden. Im zweiten Bande finden wir die Geschichte der sixtinischen Kapelle und ihrer Malereien, wo Pastor weit über seine Vorarbeiten hinaus vordringt, einige Nebenszenen, deren Deutung bis dahin nicht gelungen war, aufklärt, den typologischen Zusammenhang zum ersten Male auf alle Fresken ausdehnt und neben der Idee der dreifachen Gewalt der Päpste noch einen zweiten Grundgedanken, die Notwendigkeit der rechtmäßigen Berufung

* 1909 [1-4].

zum Amte, aufdeckt. Ein anderer Höhepunkt ist die Schilderung des Mäcenats Julius II., die ein kaum noch zu bewältigendes Material verarbeitet, mit der schönen und klaren Deutung von Raffaels Disputa und der neuen und bahnbrechenden Erklärung der ‚Messe von Bolsena'. Bei der Fortführung von Raffaels Künstlerlaufbahn im vierten Bande weist Pastor den geschichtlichen Hintergrund der dritten Stanze nach, würdigt die große Schöpfung der Teppiche und erläutert ihren Inhalt und ihre Anordnung in der sixtinischen Kapelle, erklärt neu und zutreffend die Grundidee für die Fresken der Loggien und schildert klassisch die sixtinische Madonna und die Transfiguration, auf deren zeitgeschichtlichen Hintergrund er zum ersten Male aufmerksam macht. Ein bedeutsamer Fund ist ihm für die Geschichte des Neubaus von St. Peter geglückt, indem er die Bestallungsdekrete der Architekten auffand. Der jüngste Band bringt bedeutsame Nachrichten über die weitere Baugeschichte von St. Peter, die erste genaue Beschreibung der Fresken des Vasari, die sachkundige Deutung von Michelangelos ‚Jüngstem Gericht' und neue Nachweise über den literarischen Streit um dies große Fresko und über die Übermalung der Nuditäten.

* * *

Jeder Band der Papstgeschichte enthält am Schlusse eine Sammlung von Akten und archivalischen Mitteilungen, in die Pastor zur Erläuterung des Textes einen Teil des von ihm gefundenen Materials aufgenommen hat. Eine größere Sammlung von Dokumenten kündigte er schon in der Vorrede zum ersten Bande an. Der durchaus verständliche Wunsch, zunächst das darstellende Werk zu fördern und andere Aufgaben haben ihn aber erst im Jahre 1904 zur Veröffentlichung des ersten Bandes der ‚Ungedruckten Akten zur Geschichte der Päpste vornehmlich im 15., 16. und 17. Jahrhundert' kommen lassen. Er erstreckt sich bis zum Tode Pius' II. und enthält 205 Urkunden, die meisten und wichtigsten aus der Zeit dieses Papstes.

‚Im Verein mit dieser Urkundensammlung', sagt Bernhard Beß in der ‚Historischen Zeitschrift', und ich kann mich diesem Urteil einfach anschließen, ‚wird Pastors Papstgeschichte — darüber sind wohl jetzt alle Kritiker sich einig — vermöge ihrer Gründlichkeit und der durch den Charakter ihres Verfassers verbürgten Zuverlässigkeit zu dem eisernen Bestande der großen deutschen Geschichtswerke gehören.'

Was Jakob Burckhardt 1889 dem Verfasser schrieb: das Werk dürfte ‚eine lebendige Spezialgeschichte des Papsttums für sehr weite, gewiß bald auch für auswärtige Kreise, und damit nicht nur ein Lesebuch, wozu die Darstellung einlade, sondern tatsächlich auch für Unzählige ein Nachschlagewerk' werden, ist reichlich eingetroffen, wie die rasch aufeinander folgenden starken Auflagen und die Übersetzungen ins Französische, Italienische und Englische zeigen.

IV.

Von der deutschen Geschichte der Reformationszeit war Pastor ausgegangen. Zu ihr mußte er zurückkehren, als Janssen 1891 starb und ihm die Fortsetzung und Ergänzung der ‚Geschichte des deutschen Volkes' hinterließ.

Auf die Verdienste und die Mängel des Werkes* kann hier nicht ausführlicher eingegangen werden; ich habe nur über den Anteil Pastors zu berichten. Er trat die Erbschaft an mit der Neubearbeitung des fünften Bandes 1893; dann folgten der sechste 1893, der vierte 1896, der zweite und erste 1897, der dritte 1899. Dazwischen erschienen der siebente und achte, die Janssen noch vorbereitet, aber nur zu einem kleinen Teile druckfertig hinterlassen hatte, 1893 und 1894. Später sind der fünfte (1902) und der siebente und achte (1903/04) neu aufgelegt worden**.

Leitender Grundsatz war die Verbindung der Rücksichten der Pietät mit den Forderungen der Wissenschaft. ‚Die Pietät forderte, dem Werke sein eigentümliches Gepräge zu lassen, auf die Geltendmachung eigener Anschauungen möglichst zu verzichten und nur die notwendigsten Änderungen vorzunehmen. Anderseits sollte das Werk durch gewissenhafte Berücksichtigung der inzwischen erschienenen Forschungen auf die Höhe der Wissenschaft gebracht werden.' Vor allem sind die neueren sowie einzelne von Janssen übersehene ältere Schriften in den Anmerkungen nachgetragen. In den Text wurde im allgemeinen nur vorsichtig eingegriffen, d. h. Angaben, die sich als irrig erwiesen, berichtigt und kleinere Ergänzungen eingefügt, sonst aber die Zusätze des Herausgebers meist in die Anmerkungen verwiesen. Hier sind sie kenntlich gemacht, die textlichen Änderungen dagegen nicht, obwohl das an manchen Stellen ebenfalls erwünscht wäre.

Am stärksten und wesentlichsten ist der erste Band, der die allgemeinen Zustände des deutschen Volkes beim Ausgange des Mittelalters schildert, erweitert durch eine eingehendere Behandlung der kirchlichen Schäden dieser Zeit. Bei Janssen waren sie zwar gestreift, aber neben den ausführlich besprochenen sozialen und politischen Mißständen viel zu kurz gekommen, so daß auch katholische Rezensenten und schließlich Janssen selbst eine umfassendere Darstellung für wünschenswert hielten. Der Einschub Pastors (über sechzig Seiten) bietet eine quellenmäßige Schilderung der Zustände in der deutschen Kirche des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts, die für das Verständnis der in den nächsten Bänden erzählten Ereignisse nötig und unumgänglich ist. Es werden behandelt: der Reichtum der Kirche und die Adelsherrschaft in ihr, die Versorgung der Prinzen und Adligen mit Bistümern und Pfründen, das ungeistliche Leben dieser höheren, die Armut der niederen Geistlichkeit, der Sitten- und Bildungszustand im Klerus, die ‚Courtisanen', die Mängel der adeligen Klöster als der ‚Spitäler des Adels', die Macht der Landesherren in geistlichen Dingen, die Opposition gegen den Klerus und Rom, die Beschwerden auch kirchlich Gesinnter.

Dem zweiten bis fünften Bande, die die deutsche Geschichte vom Beginn der ‚politisch-kirchlichen Revolution' bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges

* Vgl. u. a. F. v. Weech in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1892, Nr. 298, und Fueter, Geschichte der neueren Historiographie (1911), S. 571—575.

** Bd. 1—3 liegen in 17./18., 4—6 in 15./16., 7 und 8 in 13./14. Auflage vor.

erzählen, hat Pastor die Ergebnisse der inzwischen erschienenen Quellenpublikationen und Einzelarbeiten zugute kommen lassen.

Den sechsten Band, der zur Kulturgeschichte zurückkehrt, und Kunst und Volksliteratur bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges behandelt, hat er besonders im ersten Buche (Bildende Kunst, Tonkunst und Kirchenlied) gründlich überarbeitet. Das Kapitel über die Renaissance ist ganz geändert, das schroffe und ablehnende Urteil von Janssen, das seinerzeit allgemein angefochten wurde, gemildert, ebenso seine Überschätzung der Spätgotik eingeschränkt. In der jetzigen Gestalt hat der Band durch die reichen Nachweise, die Pastors ausgedehnte Belesenheit zugefügt hat, besonderen Wert, und kein Kunst- und Literarhistoriker wird an dieser Schilderung des deutschen Lebens vorübergehen dürfen.

Die beiden nächsten Bände führen die Schilderung der Kulturzustände der Reformationszeit zu Ende. Pastor hat den größten Teil vor der Drucklegung noch genau durchsehen und ergänzen müssen. Sechs Kapitel, fast der dritte Teil des Textes und zum Teil gerade die schwierigsten Partien, fehlten ganz und mußten von ihm erst bearbeitet werden: im siebenten Bande (Schulen und Universitäten — Wissenschaft und Bildung) die Kapitel: Naturwissenschaften, Heilkunde, Theologie und Philosophie bei den Katholiken, Übertragungen der Heiligen Schrift in die deutsche Sprache, im achten Bande (volkswirtschaftliche, gesellschaftliche und religiös-sittliche Zustände. Hexenwesen und Hexenverfolgung) die beiden Kapitel: Allgemeine sittlich-religiöse Verwilderung und Zunahme der Verbrechen und Kriminaljustiz.

Bei der Neuauflage hat er im siebenten Bande das Kapitel über Theologie und Philosophie bei den Protestanten umgearbeitet und beträchtlich erweitert, im achten Bande die Ausführungen über Hexenwahn und Hexenverfolgung auf den Stand der neueren Forschung gebracht, wobei er besonders die umfangreichen Arbeiten von Riezler* und Hansen** zu berücksichtigen, vielfach aber auch gegen ihre Aufstellungen Front zu machen hatte.

Wegen der Weiterführung des Werkes bis 1806 bemerkt Pastor in der Vorrede zum siebenten Bande, es seien aus Janssens Nachlaß so zahlreiche Aufzeichnungen in seinen Besitz übergegangen, daß sie als gesichert betrachtet werden könne, ‚wenn Gott der Herr Leben und Gesundheit schenkt'. Dem Versprechen, nach Vollendung des dritten Bandes der Papstgeschichte seine ganze Kraft der ‚Geschichte des deutschen Volkes' zuwenden zu wollen, ist er allerdings nicht nachgekommen. Es hängt wohl mit seiner Tätigkeit in Rom zusammen, daß er zunächst der Papstgeschichte treu bleibt.

Neu herausgegeben hat Pastor auch Janssens ‚Zweites Wort an seine Kritiker'.

Ein anderes Beiwerk hat er neu geschaffen, die ‚Erläuterungen und Ergänzungen zur Geschichte des deutschen Volkes'. Das Serienwerk, dessen Veröffentlichung durch eine testamentarische Bestimmung Janssens ermöglicht ist,

---

* Geschichte der Hexenprozesse in Bayern, 1896.

** Zauberwahn, Inquisition und Hexenverfolgung im Mittelalter, 1900, und Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns und der Hexenverfolgung, 1901.

soll vorzugsweise Arbeiten über die Einführung des Protestantismus in einzelnen deutschen Landesteilen sowie Biographien von Vorkämpfern der katholischen Kirche im 16. und 17. Jahrhundert bringen. Daneben sollen Einzelfragen, die das Hauptwerk nur kurz berühren konnte, eingehender erörtert, seltene und neue Quellen zugänglich gemacht und unberechtigte Angriffe gegen Janssens Werk beleuchtet und zurückgewiesen werden. Bisher sind sieben Bände mit im ganzen zweiundzwanzig durchweg guten und wertvollen Arbeiten erschienen. Den Anfang bildete die methodisch interessante Untersuchung von Nikolaus Paulus über Luthers Lebensende (1898), die einer unerquicklichen Kontroverse ein Ende machte. Sonst seien noch genannt die Biographien Wimpfelings von Knepper, Johann Groppers von van Gulik, Eisengreins von Pfleger, die materialreiche Zusammenstellung der ‚Deutschen Dominikaner im Kampfe gegen Luther' von Paulus und das zwischen Quellenpublikation und Darstellung die Mitte haltende Werk von Schmidlin über die kirchlichen Zustände in Deutschland vor dem Dreißigjährigen Kriege nach den bischöflichen Diözesanberichten an den Hl. Stuhl.

Pastor selbst hat (Bd. 4, Heft 4, 1905) die Ausgabe und Erläuterung einer kleinen Quelle beigesteuert, die für die Kenntnis unserer Kultur an einem ihrer bedeutungsvollsten Wendepunkte von Wert ist, den Bericht des Sekretärs Antonio de Beatis über die Reise seines Herrn, des Kardinals Luigi d'Aragona, durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Oberitalien 1517—18. In Deutschland kam der reisende Purpurträger durch Augsburg, Donauwörth, Nürnberg, Ulm, Ravensburg, Meersburg, Konstanz, Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Bonn, Köln, Jülich, Aachen. Der Sekretär hat mit klarer und unmittelbarer Auffassung auf Land und Leute, Natur und Kunst, Leben und Gewohnheiten geachtet, und sein Auge war um so offener, als er vorher offenbar aus Italien nicht herausgekommen war und die religiöse Spaltung den Blick noch nicht trübte.

V.

Neben diesen großen Arbeiten, die allein ein ganzes Gelehrtenleben füllen könnten, hat Pastor noch Muße und geistige Frische gefunden, um seinem Lehrer Janssen und seinem älteren Freunde August Reichensperger biographische Denkmäler zu setzen.

Das kleine Lebensbild Janssens (1892)* ist allerdings nur eine Abschlagszahlung auf eine größere Biographie, die er noch zu liefern gedenkt oder gedachte. Es zeichnet in großen Zügen ein Bild von Janssens Leben und Wirken und beruht auf Briefen, Tagebuchblättern und eigenen Aufzeichnungen. Überall, wo es nur angeht, ist Janssen selbst redend vorgeführt.

Eine schwierigere Leistung ist die zweibändige Biographie August Reichenspergers (1899), weil bei der Abfassung zahlreiche Fragen und Vorgänge der neueren Geschichte und Politik zu studieren waren, und daß der so vielbeschäftigte Forscher in drei Jahren die Arbeit zustande gebracht hat, ist mit Recht bewundert worden. Erleichtert wurde sie allerdings durch die Art der Darstellung, die er ge-

* Die zweite Ausgabe (1894) ist nur unwesentlich geändert.

wählt hat. Er hat auch hier ‚ohne viel eigenes Zwischensprechen und Betrachten' den Helden des Stückes möglichst oft selbst redend eingeführt und das Rohmaterial, das ihm in den Tagebüchern von 1825 bis 1892, dem umfangreichen Briefwechsel, den zahlreichen Reden, Schriften, Artikeln und Rezensionen Reichenspergers in ungewöhnlicher Fülle zur Verfügung stand, mehr ausgewählt, geordnet, gruppiert und in Zusammenhang gebracht, als zur selbständigen Gestaltung eines historischen Kunstwerkes verwertet. Nur gelegentlich, besonders bei der Besprechung von Reichenspergers kunstgeschichtlichen Bestrebungen redet er drein und bringt sein eigenes Urteil zur Geltung. Der Vorzug dieser Methode liegt ja auf der Hand: die Persönlichkeit des Geschilderten tritt uns mit der Unmittelbarkeit der Autobiographie gegenüber. Aber dem stehen doch auch Nachteile gegenüber: es wird leicht unterschiedslos alles abgedruckt, das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Tatsächliche vom Irrtümlichen nicht streng genug gesondert, so daß Zufallsurteile und Augenblicksstimmungen ohne die nötige Einschränkung an Leser weitergegeben werden, bei denen sie möglicherweise Verwirrung anrichten*. Diesen Klippen ist Pastor nicht ganz entgangen. Daß das Werk einer der anziehendsten und lehrreichsten Beiträge zur politischen und geistigen Geschichte Deutschlands ist, bleibt aber darum doch bestehen.

Eine dritte biographische Arbeit ist die Besorgung der vierten Auflage** von Janssens kleinem Lebensbilde des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg (1910). Die Zusätze beschränken sich auf kleine Nachträge aus der neueren Literatur***.

* * *

Dieser Überblick über Pastors Leben und Schaffen hat von so viel treuer Hingabe an die historische Forschung, von so viel unverdrossener Arbeit und von so viel wertvoller Förderung der Wissenschaft berichten können, daß kein Unbefangener mit seiner Hochachtung zurückhalten wird.

Ich schließe mit dem herzlichen Wunsche, daß der ausgezeichnete Gelehrte in gleicher Schaffensfreude und geistiger Frische seine großen Werke zu Ende führen und ihre Vollendung noch lange überleben möge.

---

* Vgl. F. X. Kraus in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1900, Nr. 200, 201, 224, 225, und H. Oncken in der Historischen Zeitschrift Bd. 88 (1902), S. 247 ff.

** Die erste bis dritte erschienen 1882.

*** Auf die zahlreichen Aufsätze und Rezensionen kann ich hier nicht näher eingehen. Das kürzlich erschienene ‚Leben des Freiherrn Max von Gagern' wird eigens gewürdigt werden.

Graf Leopold von Kalckreuth / Der Regenbogen.

Markus, der Tor / Roman von Josef Gangl

(Fortsetzung.) Als der Sphändl noch etwa hundert Schritte weit von dem Wirtshause war, begegnete er einem Manne und zwei Knaben. In der nun herrschenden Finsternis wäre ihm wohl keines von den dreien bekannt vorgekommen, wenn nicht die Kleinen ihre Augen schärfer als er gebraucht hätten.

‚Wunionkel!' schrien die beiden allzugleich, und dabei drückten sie sich schon an ihn.

Sphändl legte seine Hände auf die Schultern der Kleinen und dabei fragte er den großen, plumpen Mann, der ihm langsam näher trat, in einem strengen Tone: ‚Wohin willst du denn heut' noch mit den Kindern?'

Die Antwort klang spöttisch begütigend: ‚Sei nur nicht schon wieder grob, eh' du mich angehört hast.' Wenn sich diese zwei Männer begegneten, setzte es immer gleich einen Wortstreit ab.

Sie standen einst einander als Jugendfreunde sehr nahe. Infolge der späteren Entwicklung ihrer Wesensarten entstand ein Zwiespalt zwischen ihnen, aber gleichgültig und fremd konnten sie deswegen einander doch nicht mehr werden. Sphändl schickte sich in die Welt, welche arbeitsame Menschen verlangt, und Stephan Kleiwenleicht wurde einer der entschiedensten Freunde des Nichtstuns.

Bei seiner Faulheit war Kleiwenleicht immerzu darauf bedacht, wie er irgend jemanden für sich arbeiten und sorgen lassen könnte. Es fehlte ihm an List und Geschicklichkeit, um sich andere so groß zu Diensten zu machen, wie ihm das gepaßt hätte, aber er zwang doch schon als junger Anstreichergeselle in Abwesenheit seines Meisters etliche Lehrbuben zu übermäßigen Anstrengungen, damit er selbst faulenzen konnte, und später ließ er sich von Fabrikarbeiterinnen und Dienstmädchen, die in sein Äußeres vernarrt waren, manchen freien Tag bereiten. Hernach heiratete er als Minderjähriger ein Mädchen, weil er annahm, daß es sich ganz besonders für ihn aufopfern und plagen würde. Es stellte sich bald heraus, daß er sich an seiner Erwählten stark geirrt hatte. Sie arbeitete ehedem als Hausnäherin, wurde dann ihres Berufes überdrüssig und suchte einen Ernährer. Einen Reichen vermochte sie nicht zu ergattern, deshalb wollte sie sich dann mit dem Kleiwenleicht bescheiden, dem sie so viele männliche Tüchtigkeit, als zur Erhaltung eines einfachen Hausstandes nötig ist, zumutete.

Eine gewöhnliche Liebesleidenschaft hatten sie zwar nebenbei auch füreinander, aber wegen dieser Ursache wäre zwischen ihnen schwerlich jemals eine eheliche Verbindung zustande gekommen. Schon nach einem kurzen Beieinanderleben wurde es offenbar, daß sich hier zufällig zwei Menschen fanden, die einander an Faulheit und Eigennutz gleich waren

und die sich auch eines soviel wie das andere zu jenen Eigenschaften für sonderberechtigt hielten.

In der Verteidigung ihrer Standpunkte waren sie einander auch so ebenbürtig, daß keines von ihnen jemals durch die Dienstwilligkeit oder Aufopferung des anderen einen guten Tag genoß. Sie hätten vielleicht in aller Ruhe mitsammen gefaulenzt, wenn sie nicht arm gewesen wären, aber wegen der leidigen Brotbeschaffung stritten sie ein um das andere Mal.

Anders als in arger Not arbeiteten sie auch dann nicht, als sie schon zwei Kinder hatten. Sie wünschten zwar viel für diese Kleinen, aber ihre Trägheit war doch größer als ihre Elternliebe, sonst wäre ja nun doch eine Lust zum Schaffen und Sorgen in ihnen erwacht.

Zu der Erziehung der zwei armen Geschöpfe wendete das Ehepaar noch weniger Fleiß als zu deren Ernährung an.

Um sich Unruhe und Schererei zu ersparen, ließ Frau Kathi die Kinder soviel als möglich auf den Straßen und Gassen der Vorstadt, wo sie die Sitten anderer verwahrlosten Kinder annahmen. Einen wahren Freund hatten sie bisher nur an dem Sphändl, den sie Onkel nannten und mehr als ihren Vater liebten.

Der junge Schlosser durchsah das Elend der Kleinen, gegen das ihre Eltern teilweise blind waren, und hatte für sie ein gehöriges Erbarmen. Helfen konnte er ihnen bei seinen geringen Geldmitteln freilich nicht, wie er es gewollt hätte, aber er stillte ihnen doch gar oft den Hunger, und was sie bei ihrer Roheit an guten Lehren beherzigten, das hatte hauptsächlich er ihnen beigebracht.

Trotz der Frage, die er vorhin an Kleiwenleicht stellte, wußte er es, weshalb dieser jetzt mit den Kindern auf dem Wege war. Der Kleiwenleicht gehörte zu denen, welche am sichersten darauf rechneten, daß ihnen der Baldringer von dem großen Erbe etwas Beträchtliches ausfolgen würde. Den Eltern Kleiwenleichts hatte der Schwemeißer tatsächlich ein altes Bauernhaus abgegaunert, an dessen Stelle er hernach den Gutshof erbauen ließ. Der Vater des arbeitsscheuen, jungen Mannes war leichtsinnigerweise zu einer großen Schuldenlast gekommen, hätte sich aber vielleicht doch lebenslänglich auf seinem Anwesen behauptet, wenn nicht gerade der Schwemeißer sein Gläubiger geworden wäre. Mit den Wirtschaften dreier anderer Bauernfamilien ‚arrondierte‘ der alte Spitzbube seinen Grundbesitz, und sein diebisches Bestreben gelang ihm deshalb so leicht, weil damals viele Bauern der Gegend durch einen Umstand, den sie zuerst für ein großes Glück hielten, tiefunglücklich geworden waren.

Die große Stadt erweiterte sich nämlich schier unversehens nach

jenem Landstriche hin und steigerte seine Grundpreise so mächtig, daß sich die dortigen braven Bauern im Nu zu stolzen Herren verwandelten. Viele, die dann gar zu groß Haus führten und denen das Vornehmtun gar zu lieb wurde, hausten eben deshalb ab. Vorbedächtig ließ sich der Schwemeißer zwischen solchen Verarmenden nieder, um sie zu Bettlern zu machen.

Kleiwenleichts Eltern hinterließen außer ihm kein Kind; deshalb erhoffte er sich um desto sicherer einen ganzen Teil, und wegen dieser Anwartschaft borgten ihm auch schon verschiedene Leute, die ihm sonst keinen Heller anvertraut hätten, kleine Geldbeträge. Die Erwartung, in welche er durch den Baldringer versetzt wurde, war eigentlich sein erstes großes Glück. Heute nachmittags sah er in der Schiefringerstraße den ihm ziemlich bekannten Liebrich mit zwei Fahrgästen und da wußte er gleich, wer die letzteren waren.

So schnell wie noch niemals suchte er dann seine Kinder und machte sich mit ihnen auf den Weg nach dem Schwemeißerhofe. Die Kleinen nahm er deshalb mit, um als armer Familienvater auf den Baldringer recht besonders einwirken zu können. Er hielt sich nicht damit auf, indem er etwa seiner Frau Mitteilungen machte, und war auch nicht einen Augenblick darüber mit sich uneins, ob er sie mitnehmen oder zu Hause lassen sollte. Sie sah trotz der Entbehrungen, die sie schon gelitten hatte, zu gut aus, als daß es ihm recht ratsam schien, sie als seine arme Frau dem Baldringer vorzuführen. Daß er nun seinem Freunde begegnete, war ihm sehr unangenehm. Er hatte eine Ahnung dessen, daß ihn der Sphändl nicht nach dem Schwemeißerhofe gehen lassen werde, und es befiel ihn ein lähmender Schrecken, als der junge Schlosser weiterredete:

‚Du hast es irgendwo erfahren, daß der Baldringer da ist, und nun möchtest du in deiner Gier gleich einen Schippel Geld von ihm haben. Und wenn er dir nicht gleich aus eigenem Antrieb ein's geben tät, so möchtest du ihn anbetteln. Ich weiß, du brauchst wie immer höchst nötig sofort wenigstens einen kleineren Betrag, aber du wirst von hier aus heimgehen und dich irgendwie weiterfretten. Zu dem Baldringer darfst du mir vorläufig nicht. Es gibt noch andere, die ebenso wie du zu ihm wollen und die ich leider davon nicht abhalten kann. Aber dich hab' ich in meiner Gewalt. Du weißt, daß ich mein Wort halt' und ich geb' dir mein Wort darauf, daß ich dich niemals mehr auch nur im mindesten unterstütz', wenn du mir jetzt nicht gehorchst. Es gibt außer mir keinen Menschen, der mit dir bisher immer gern seine Groschen geteilt hat. Ich will auch weiterhin mit dir teilen, aber was du von dem Baldringer — eh' er dir das gäb', was er dir schuldig ist — notiger-

weis erbitten tät'st, das nähm' ich dir gleich wieder und gäb' es ihm zurück. Und noch mehr tu ich dir an, wenn du mir jetzt nicht folgst. Was ich dir bisher geborgt hab', schenk' ich dir gern genug, aber ich rechne dir's zur Schuld an und laß dich blank auspfänden, wenn du ohne meine Einwilligung zu dem Baldringer gehst.'

Er nahm die über ihn staunenden Kinder an den Händen, um sie auf ihrem Wege zurückzuführen, aber da trat der Kleiwenleicht, der so blaß geworden war, daß man es in der Finsternis bemerken konnte, vor ihn hin und stammelte: ‚Du kannst mich doch nicht wirklich so martern wollen. Weshalb soll ich denn nicht zu dem Baldringer? Weshalb denn nicht?'

‚Weil du ihn nicht anbetteln sollst,' antwortete der Sphändl.

‚Das will ich ja eh gar nicht!' rief der Kleiwenleicht.

‚Du tätst es doch, wenn du zu ihm kämst,' sagte der Sphändl. ‚Weil er nun nicht mehr teilen will, wie er's versprochen hat, so tätst du ihn halt betteln. Das weiß ich ganz bestimmt.'

‚Er will nicht teilen?' schrie der Kleiwenleicht und schien während dessen einer Ohnmacht nahe zu sein.

Sphändl zuckte die Achseln und erzählte: ‚Ich hab's g'sehen, wie er daher kommen ist und bin ihm gleich voller Neugier nach. Aber glaub' nicht vielleicht, daß ich deswegen extra neugierig war, weil du was von ihm zu kriegen hast. Du bist ja schier einer von den letzten, denen ich so ein paar Hunderter auf die Hand wünsch', weil ich weiß, daß du und dein Weib davon bald wieder nichts hätt'ten als ein'n grauslichen Katzenjammer. Aber sonst war mir schon längst nicht wenig daran g'legen, daß der Baldringer sein Wort erfüllt. Jetzt will er's brechen. Er sagt, daß er da die Leut' kennen lernen will und erst nachher ausbezahlen. Wen er nicht für hilfsbedürftig erkennen sollt, dem wird er nichts geben, sagt er. Demnach wird das mehr ein G'richt als eine Teilung, ein echt christliches G'richt, bei dem den armen Sündern grausen soll. Wenn er's so macht, wie er sagt, so kriegst du selbstverständlich nichts von ihm und wirst noch obendrein durch diese Übergehung von der Allgemeinheit als ein Verworfener gekennzeichnet.'

Sphändl meinte namens der Wahrheit und Richtigkeit dem anderen die Schreckensnachricht kaum besser bringen zu können, als er es tat. Wenn Kleiwenleicht Hunger hatte oder ein anderes leibliches Wehtum, das von der Armut herkam, so empfand Sphändl immer ein tiefes Erbarmen für ihn. Wegen des Schreckens, bei welchem dem Armen beinahe die Sinne vergingen, sorgte sich der Schlosser nicht viel. ‚Diesen Seelenschmerz wirst du bei deinem großen Leichtsinn schnell überwinden,' dachte er. ‚Wenn dir nur sonst nichts wehtut.' Dem Kleiwenleicht war

es aber nicht so zu Mut, als ob er sich mit seinem jetzigen Unglück weiterschleppen könnte.

‚Sphändl, wenn es so ist, kann ich nimmer leben,‘ sagte er.

‚Du wirst dennoch leben,‘ entgegnete der Sphändl. ‚Gar viel Fleißige wird man früher begraben als dich. Sobald du nur wieder ein'n Krug Wein und ein'n Kranz Würst' vor dir hast, wirst du gleich wieder leben wollen.‘

Kleiwenleicht schüttelte den Kopf.

‚Nein,‘ versicherte er. ‚Wenn es so ist, wie du sagst, dann weiß ich mir auf der Welt kein'n Weg mehr. Drum muß ich zum Baldringer gehen. Du mußt mich zu ihm gehen lassen.‘

‚Du darfst nicht zu ihm gehen,‘ entgegnete der Sphändl ruhig und fest. ‚Ich hab' vor ihm gegen alle gewettert, die demütig zu ihm kriechen wollen. Daß du so vor dem Baldringer sein' Tür kommst, wie du es möchtest, du, mein nächster Freund und der einzige Mensch, über den ich Gewalt hab', das darf nicht g'schehen. Wenn du mir diesmal trotz'st, dann bist du freilich mein Freund nicht mehr und dann spiel' ich dir so mit, wie ich dir's vorhin g'sagt hab'. Es ging' sich gar traurig an dir aus, wenn ich dir für den geringen Betrag feil wär', den du heut von dem Baldringer kriegen könntest und den ich dir doch justament nicht lassen tät'. Füg' dich nur, es bleibt dir sonst nichts übrig.‘

Kleiwenleicht knickte nun zusammen, als ob ihm die Beine allzugleich lehmweich würden. An dem größeren seiner Knaben hielt er sich aufrecht. ‚Es ist gut,‘ sagte er. ‚Ich will den Baldringer um nichts bitten. Nur überzeugen möcht ich mich, ob er jetzt wirklich so ist, wie du sagst. Es ist gar nicht zu glauben, daß er so ist.‘

Nun brauste der Sphändl auf. ‚Meinst du, daß ich lüg'?‘

Kleiwenleicht knickte noch tiefer zusammen. ‚Nein, das nicht, verzeih' mir,‘ entschuldigte er sich. ‚Ich mein' nur, daß du dich vielleicht doch an ihm irren könnt'st.‘

‚Verlaß dich drauf, daß ich dich nicht zurückhalten möcht, wenn ich's nicht sicher wüßt', daß du jetzt mehr zu dein'm Schaden als zu dein'm Nutzen hingehen tät'st. So. Und jetzt will ich euch bis heim begleiten.‘

Er schritt mit den zwei Knaben voraus. Kleiwenleicht ging hintennach und redete dabei in wehklagenden Tönen: ‚So muß ich's halt glauben, daß es so ist. Und da ist jetzt mein letztes Glück dahin. Wie werd' ich's denn daheim aushalten, wenn ich meine einzige Hoffnung nimmer hab'? All die Geschäftsleut' werden über mich herfallen, die mir wegen dieser letzten Hoffnung was geliehen haben. Der Hausherr wird mich gleich auf die Gasse setzen und mein Weib wird's treiben,

mein Weib! Wenn ich jetzt noch arbeiten könnt', aber der jetzige Schrecken hat mir den Rest geben, das g'spür' ich. Und wenn ich auch noch zu einer Arbeit fähig würd', aufhelfen könnt' ich mir dabei doch bei aller Plag' nimmer so weit, daß sich nachher das Leben noch ein bißl verlohnen tät. Keine erträgliche Stund' werd' ich mehr haben, wenn es so ist, wie du sagst. Und es ist so. Wenn du's nicht sicher wüß'st, so tät'st du's nicht sagen. Ja, es ist so. Nimmer ein bißl darf ich hoffen, nimmer ein bißl.' Dann weinte er.

Der Sphändl wandte sich nun nicht mehr nach ihm um und dachte: ‚Es wird dir bald leichter werden. Und wenn dir auch deine Hoffnung in Erfüllung ging, in einer kurzen Zeit hätt'st ja doch wieder nichts von allem, was dir der Baldringer geben könnt.'

Ein ziemliches Bedauern empfand er deshalb, weil er diesmal den Kleiwenleicht vor den beiden Knaben erniedrigen mußte, denen er schon öfter eine Elternliebe gepredigt hatte, welche sie freilich deshalb nicht annehmen konnten, weil sie von ihren Eltern nicht darnach behandelt wurden. Wenn die Kleinen immer Zeugen dessen gewesen wären, was zwischen den beiden Freunden ausgetragen wurde, so hätten sie gewiß meistens ihrem Wunionkel, den sie ohnedem für ganz besonders einsichtsvoll hielten, recht gegeben.

Jetzt begriffen sie zwar nicht völlig die Ursache, aus welcher Sphändl sie alle zur Umkehr zwang, aber sie fühlten es, daß er gegen ihren Vater zu grausam war und sich allzuviel über ihn anmaßte.

‚Gelt,' fragte nun Franzl, der Ältere, bei seinen Tränen in einem vertrauensvollen Tone: ‚Weil du uns zurückführst, so gibst du uns halt nachher was? Uns geht's ja miserabl.'

‚Ja, so viel ich kann, geb' ich euch,' tröstete der Schlosser.

Das hatte nun der Kleiwenleicht erhorcht. ‚Wieviel kannst du denn heut für uns erübrigen?' fragte er. ‚Wieviel?'

‚Gegenwärtig hab' ich nur fünf Kronen bei mir,' antwortete der Sphändl wahrheitsgemäß. ‚Die kannst du gleich haben. Ich werd' mir schon irgendwie durchhelfen bis zum Samstag. Und am Samstag kriegst du eine Hälfte von mein'm Wochenlohn — zweiundzwanzig Kronen. Mehr kann ich dir leider nicht geben.'

‚Das hilft mir nicht,' jammerte der Kleiwenleicht. ‚Grad jetzt tät ich ein'n größeren Betrag brauchen, noch nie hätt' ich so viel Zahlungen auf einmal zu leisten gehabt, als wie grad jetzt. Wie heut der Liebrich mit dem Baldringer daher g'fahren ist, hab' ich mir gedacht: „Da trifft das Glück just zur äußersten Zeit ein." Keinen einzigen Tag länger könnt' ich mehr in dieser Not und in dieser Drangsal sein. Die Kinder hab' ich antrieben auf dem Weg: Schnell, schnell, mir zersprengt ja die Erwartung alle

Adern, wenn ich nicht bald die Gewißheit krieg, daß mein Glückstag wirklich da ist. Und dann bist mir du entgegengekommen, Wunibald. Glaub' mir's, tausendmal lieber, als ich dir jetzt so nachgeh', ließ ich mich gleich von dir niederschlagen. Gar keine Aussicht auf eine baldige Rettung mehr haben, gar keine Hoffnung mehr — und doch noch dabei weiter gehen, das ist hart und — zahlt sich nicht aus. Heut hätt' mir noch geholfen werden müssen oder vielmehr in dieser Stund' noch, just in der jetzigen Stund'. Und weil das nicht ist, möcht ich keinen Schritt mehr machen, keinen einzigen mehr.'

Der Sphändl scherzte nun: ‚Jetzt weiß ich, daß du ein bißl faul bist. Aber geh nur, wenn du wieder zu liegen kommst, wird dich das Leben schon wieder freuen.'

Dann redete er den noch immer leise schluchzenden Kindern begütigend zu: ‚Alles wird sich ausgehen. Seid nur still. Wenn ihr jetzt nicht verweint wärt, so täten wir gleich da in der Donaunixe nachtmahlen. Aber drüber der Au, bei der Haslwirtin, tun wir uns ganz sicher ein'n guten Abend an. Schaut nur dazu, daß man euch's bis dann nimmer ankennt, daß ihr geweint habt.' Dabei kamen sie an der Donaunixe vorüber in die finstere Au, in welcher ihnen nur ein auf der großen Teichfläche liegender Widerschein des Sternenhimmels ein wenig den Weg beleuchtete.

Eine Weile ging Sphändl mit den Kindern still dahin, dann fiel es ihm auf, daß der Kleiwenleicht hinter ihnen gar nicht mehr klagte. Er kehrte sich um und sah seinen Freund nicht.

‚Jetzt ist uns der Vater doch davon!' rief er. ‚Jetzt rennt er halt doch zu dem Baldringer!' Da stieß der kleinere der Knaben einen gellenden Schrei aus und zeigte nach den weißen Händen seines Vaters, die eben ganz nahe von hier über der Wasserfläche sichtbar waren und dann plötzlich verschwanden.

‚Rührt euch nicht vom Fleck!' schrie Sphändl die Kinder an. ‚Ich hol' ihn heraus!' Er ging etliche Schritte weit in das Wasser hinein, das ihm dann schon an den Hals reichte. Knapp vor sich sah er noch einmal drei zuckende Finger des Freundes auftauchen, er wollte sie ergreifen, aber es gelang ihm nicht.

Bei einem Versuche, noch ein wenig weiter zu kommen, entdeckte er, daß sich unmittelbar vor seinen Fußspitzen der Boden jählings vertiefte. Ein Vorwärtsbewegen hätte für ihn, da er nicht schwimmen konnte, einen Selbstmord bedeutet. Es war nun nichts so stark in ihm, als der Wille, den Ertrinkenden zu retten, deshalb bot er seine ganze Kraft auf, um so schnell als möglich gegen das Wirtshaus hin zu kommen, und während des Rennens schrie er immerzu, damit er vielleicht früher gehört als gesehen werde. Die Kinder liefen ihm schreiend nach.

Aus dem Wirtshause kamen schnell nacheinander mehrere Menschen, und ihnen allen voraus stürmte ein junger, riesenhafter Schankbursche, dem Sphändl zuerst die Stelle wies, an welcher der Kleiwenleicht versunken war. Von allen, die herzukamen, stieg außer dem Schankburschen niemand in das Wasser, aber dieser junge Mensch legte, ohne daß ihn dabei jemand unterstützt hätte, den Kleiwenleicht bald auf das Ufer hin. Die Hilfe kam ein Weilchen zu spät. Man gab sich viele Mühe, um den Kleiwenleicht zu sich zu bringen. Er war tot.

Der Sphändl half bei den Wiederbelebungsversuchen, ohne auf diese Mühe noch eine Hoffnung zu setzen.

Eine Weile konnte er sich fast gar nicht des Bewußtseins erwehren, daß er an dem Tode des Freundes schuldig sei. Am liebsten hätte er nun gleich sein eigenes Leben gelassen, das ihm bei dem reuevollen Leid, welches nun in ihm war, und bei dem Grausen, das er vor sich selbst empfand, nicht für die Dauer erträglich schien.

So gewaltig befiel ihn die Verzweiflung, daß er sich zu jedem Versuche, sich aus ihr zu befreien, für ohnmächtig hielt. Während dieses erstlichen Gemütszustandes glaubte er auch nicht daran, daß er sich nur halbwegs erheblich vor sich selbst rechtfertigen und somit beruhigen könnte. Vorübergehend war er einer Ohnmacht nahe, und da schien es ihm während seiner Betäubung so, als ob sich seine Seelenqual in ein wirkliches Feuer verwandelt hätte, in welchem er nun jählings sterben zu können hoffte. Dann gelangte er doch wieder zur Besinnung und sein Schuldbewußtsein tat ihm gleich wieder mehr weh als das Feuer, von dem er geträumt hatte. In dieser verstärkten Pein suchte er nun doch nach den Linderungsmitteln, auf die er vorhin nichts hielt, nämlich nach allen Entschuldigungsgründen, welche sich dagegen anführen ließen, daß er den weichlichen Kleiwenleicht so hart und eigenwillig behandelt hatte. Zunächst dachte er: ‚Ich hab' ihm doch eigentlich nichts unrechts gesagt. Was ich ihm von dem Baldringer gesagt hab', ist doch wahr. Oder nicht? Ja, doch. Es wird sich ganz gewiß herausstellen, daß ich mich an dem Baldringer nicht geirrt hab'.'

Und da wünschte er es nun, daß er sich um seiner Gewissenserleichterung halber an dem Baldringer nicht geirrt haben möchte. An das Schlechte dieses Wunsches dachte er in der jetzigen Eile seiner Gedanken gar nicht. ‚Die Drohung, daß ich ihn sauber auspfänd und grausam mit Feindschaft verfolg', wenn er zum Baldringer betteln geht, die war doch auch gerechtfertigt,' dachte er weiter. ‚Hätt' ich ihn vielleicht ganz gegen mein Einsehen doch zu dem Baldringer gehen lassen sollen? Nein. Und anders als mit dieser Drohung hätt' ich ihn doch nicht zurückhalten können. Gewiß nicht. Ausgepfänd't hätt' ich ihn freilich nicht und sein Feind

hätt' ich auch nie werden können, dazu hab' ich ihn doch seit Jugend her zu gern gehabt. Das von der Pfändung und von der Feindschaft wär' also die einzige Lug, die ich getan hab'. Eine Notlug. Hab' ich mich also bei meiner wahren Überzeugung viel anders gegen ihn verhalten können, als ich's getan hab'? Nein. Und das alles miteinander wär' nicht, wenn der Baldringer sein Wort g'halten und die Teilung vorgenommen hätt'.'

Obwohl sich der Sphändl das sagte, blieb er doch davon überzeugt, daß er den Freund in den Tod getrieben hatte. Nur bei dem Gedanken, daß zumeist der Baldringer an diesem Selbstmorde schuldig sei, fühlte er sich etwas entlastet.

Die Schlußfolgerung seines jetzigen Nachdenkens war die: ,Der Kleiwenleicht tät' leben, wenn ich nicht so grausam gegen ihn gewesen wär'. Und für diese Grausamkeit gibt's keine volle Entschuldigung. Vom irdischen Gericht würd' ich freilich für das nicht gestraft, was ich da verbrochen hab', aber vor mir selber kann ich mich davon nimmer frei sprechen und deshalb bleib' ich, so lang' ich noch leb', ein unglücklicher Mensch. — Ang'richt't hat aber doch der Baldringer dieses Unheil, und ihm hab' ich mehr als mir vorzuwerfen.'

Nun begann er den Markus als den Urheber seines Unglückes zu hassen. Ehe er mit seinem Denken und Empfinden so weit kam, wurden ihm verschiedene Fragen gestellt, die er jedoch nicht hörte. Seine Aufregung machte ihn bis jetzt taub gegen das Stimmengewirr, welches ihn umgab. Mit seinem Schweigen steigerte er die Neugier der Leute; sie wagten es aber nicht, ihm mit ungeduldigen Fragen zudringlich zu werden, denn sie kannten und achteten ihn. Der Ertrunkene erschien zunächst keinem von ihnen bekannt, und die zwei Knaben, die unterdessen immer ganz nahe hinter Sphändl standen, sah vorläufig niemand besonders aufmerksam an.

Nun kamen aber vom Schwemeißergute her zweie der Hofknechte, die vorhin bei der Begrüßung des Baldringers gewesen waren, und einer von ihnen schrie grell lachend:

,Der Kleiwenleicht! Der hat sich gewiß ertränkt, weil der Baldringer nur Tugendhaftige beteilen will!'

Da richtete sich nun der Sphändl zwischen zwei anderen, die den Toten noch immer rieben und kneteten, empor, sah den lachenden Knecht an und sagte: ,Da draußen vor der Au hat er mir begegnet. Zum Baldringer wollt' er wegen sein'm versprochenen Teil. Ich hab's ihm gesagt, daß der Baldringer umschlägig worden ist. Er wär' trotzdem hin und hätt' den Wortbrüchigen gebettelt, wie das andere auch schon getan haben. Von diesem Gang hab' ich ihn abgehalten. Völlig gezwungen hab' ich ihn zum Umkehren. Ihr zweie dort wißt es schon, wie ich da-

gegen bin, daß man dem Baldringer demütig um das kommt, was er zu geben schuldig ist. Also wollt' ich mit meinem Freund heimzu. Ich und die Kinder sind vorausgegangen, er hintennach. Wie wir uns dann einmal umsehen, ist er im Wasser. Ich hab' geglaubt, daß ich gegen meinen Freund gerecht bin, jetzt, wo er tot ist, glaub' ich, daß ich gegen ihn grausam war. Wer mich verdammt, der mag es laut sagen, und wer mich totschlagen will, der mag es tun!'

Da lachten nun die beiden Hofknechte zugleich, als ob sie den Sphändl für gar übertrieben gefühlvoll hielten. Der, welcher früher gesprochen hatte, trat auf den jungen Schlosser zu und rief:

‚Wie sollt'st denn du in deiner Gradheit als ehrlich g'sinnter Mann anders g'handelt haben als so? Und wer wird denn dich für deine gute Meinung strafen wollen? Der Baldringer, der's verschuld't hat, daß der arme Teufel in den Tod gangen ist, wird sich gewiß nicht so viel drüber grämen wie du in deiner G'fühligkeit.'

Sphändl sah nun erst, daß sein Beruhiger einer von denen war, deren Beifall er vorhin verachtet hatte, weil er sie für schlechte Menschen hielt. In seiner jetzigen Trostesbedürftigkeit wies er aber die Lobspende nicht zurück und gab sich allzu willig der Hoffnung hin, daß dieser Mann, den er als einen Unaufrichtigen kannte, diesmal aus Überzeugung sprach.

Nun wurden die zwei Knechte mit Fragen bestürmt. Sie erzählten viel von dem, was sich früher auf dem Schwemeißergute abgespielt hatte. Über den Baldringer redeten sie ungefähr so, wie der Sphändl über ihn dachte.

Dann erhob Hawechl, der Wirt, ein großes Geschrei. Er hatte es aus Geschäftsgründen innig gewünscht, daß der Baldringer Geld unter die Gutsarbeiter bringen möge, und gerade die minderwertigsten der Hofknechte hätte er gerne groß beteiligt gesehen, weil diese bei ihm am stärksten angekreidet standen.

‚Da wär' ja nachher bei dieser ganzen G'schicht' ich derjenige, der am meisten für ein'n Narren gehalten worden ist!' rief er. ‚In mein'm guten Glauben, daß der Baldringer ein Ehrenmann ist, borg' ich seit Monaten diesen elenden Gramaßlingen*, die sein Ehnl so himmelschreiend ausg'hungert hat; sie fressen und saufen bei mir drauf los, wie halt eben solche Leut', die sich aus Furcht vor der morgigen Not noch nie recht gesättigt haben und dann auf einmal eine Erbschaft machen. Und jetzt möcht' er sie in den Schulden lassen, in die er sie gebracht hat?! Arme, schwache Leut' verführen und sie dann im Elend lassen! Wenn er dabei noch von seiner Christlichkeit red't, da spott't er entweder oder er ist verrückt.'

* Gramaßlingen = Herabgekommenen.

Ein alter Fabrikarbeiter, der mit den anderen Leuten aus dem Wirtshause hierher gekommen war, rief nun aus: ‚Bringt ihm doch den Toten! Laßt ihm den ersten Erfolg seines christlichen Bestrebens nur gleich sehen, vielleicht wird ihm dann anders. Bringt ihm nur gleich sein erstes Todesopfer!'

Der Wirt schlug diesen Ratgeber auf eine Achsel und sagte: ‚Bravo, Bachler. Da hast du die richtige Idee. Wenn wir die G'schicht der Behörde anmelden, wird's g'wiß morgen, eh' sie den Toten von da wegführen. Und ich mag ihn nicht da auf meinem Grund liegen lassen. So was macht ein'm die ganze Gegend unheimlich und schad't mein'm Geschäft. Ja, wir führen dem Baldringer sein Opfer auf den Schwemeißerhof.' Dann wandte er sich an einen jungen Burschen: ‚Poldl, zieh' das Streifwagl aus dem Schuppen. Und dann g'schirr die Schimmeln an.'

Die meisten Anwesenden hießen den Entschluß Hawechls gut. Sphändl sprach nun keine Meinung aus, aber er war darauf begierig, den Markus vor dem Ertrunkenen zu sehen.

Die beiden Hofknechte erklärten jetzt, daß es für sie doch zuviel gegen den Baldringer gewagt wäre, wenn sie da mittun würden.

‚Wenn ihr so feig seid, dann ist es eh' besser, ihr geht nicht mit,' sagte der Hawechl. ‚Ich will frei herausreden zu dem Baldringer. Könnt' nicht schlafen, eh' ich dieser G'schicht nicht auf den Grund g'sehen hätt'. Für mich hängt da mehr gutes Geld d'ran als für einen jeden von euch. Und ich getrau' mich, für mein Geld aufzutreten.'

Der jüngere der beiden Knaben hatte unterdessen den Sphändl an der Hand gefaßt und ihm zugeflüstert: ‚Jetzt möchten wir aber doch schon was essen, Wunionkl.'

‚Ja, das sollt ihr auch,' sagte Sphändl, und hernach redete er den Wirt an: ‚Zuerst wollen wir die Kinder sättigen. Seine Kinder.'

Jetzt wurden erst den zwei Knaben überschwengliche Beileidsbezeugungen zuteil. Die Wirtin fing dabei sogar hellauf zu weinen an.

‚Also einen Familienvater hat der Baldringer auf dem Gewissen,' sagte der Wirt. ‚Arme Waiserln! Trotzdem jetzt mein Geld in Gefahr ist, will ich euch nicht hungern lassen. Ihr sollt essen und nachher mit uns vor den Baldringer hintreten!'

Indessen der Wirt so redete, fragten etliche Leute den Sphändl allzugleich nach der Mutter der beiden Knaben. Nachdem es der junge Schlosser bekannt gegeben, wo die Frau Kati wohnte, gingen gleich zwei Männer hin, um sie zu benachrichtigen.

‚Wenn die arme Frau näher wär', müßt' sie auch mit uns zu dem Baldringer,' sagte der Wirt. Dann ging er in den Stall, um dem Poldl

die Pferde aufzäumen zu helfen, mit welchen er den Kleiwenleicht nach dem Schwemeißerhofe fahren wollte.

Sphändl und die Wirtin führten die zwei Kinder in das Haus. Ein altes Weib, welches bei den Wirtsleuten Kuhmagd war, stellte eine brennende Stallaterne vor den Kopf des Toten hin, dann fing sie laut zu beten an. Etliche andere beteten mit, die übrigen und auch die zwei Hofknechte begaben sich in die Schankstube.

Sphändl und die zwei Knaben saßen nun an einem weiß gedeckten Ecktische des großen Raumes. Die Wirtin gab den Kindern zuerst Suppe, dann frisch gebackene Kalbsschnitzeln mit Dunstobst und schließlich einen Kaiserschmarrn. Die beiden aßen mit einer solchen Lust wie noch nie in ihrem Leben. Sphändl wunderte sich ein wenig über ihre Genußfreude, aber es war ihm doch recht, daß sie nun keine Trauer zeigten. ‚Je leichter ihr es verschmerzt, um desto weniger hab' ich euch angetan,' dachte er. Die Zweie hatten vorhin Schrecken und Grauen verspürt, aber ein großes Leid empfanden sie nun um den Toten nicht. Weil sie ihn wenig geliebt, wohl aber viel gefürchtet hatten, war ein Gefühl der Befreiung in ihnen.

Es währte nun nicht lange, dann tönte durch die offenen Fenster die Stimme des Wirtes herein:

‚Wenn die Kinder gelabt sind, so können wir die Fahrt beginnen.'

Außer den zwei Hofknechten gingen alle Leute, die in der Stube waren, hinter dem Sphändl und den zwei Kindern vor das Haus. Der Ertrunkene lag nun schon mit einem Kotzen bedeckt auf dem Streifwagen. Der Wirt hielt die zwei Schimmeln und hinter dem Fuhrwerke stand betend das Häuflein jener Frommen.

Vor dem Sphändl und den Kindern trat man zurück, um sie als die Ersten hinter dem Wagen gehen zu lassen; hernach zogen die Pferde langsam an. Sphändl schritt eine Weile schweigend neben den Kindern, dann wurde er von zwei Fabrikarbeitern angesprochen, die sich lediglich neugierdehalber dem Zuge anschlossen und denen das Mitbeten nicht behagte. Während der junge Schlosser diesen Männern verschiedene Auskünfte gab, führten die zwei Knaben ein leises, von niemanden belauschtes Zwiegespräch.

‚Gelt Franzl, fad ist's, daß wir da mithatschen müssen?' fragte Edi, der jüngere der Brüder.

‚Na freilich,' antwortete Franzl. ‚Niederhauen* tät' ich mich schon lieber nach dem guten Papperl**, aber es nützt einmal nichts, wir müssen da schon mitmachen.' Dann fügte er eine Ermahnung hinzu: ‚Eine

* Niederhauen = Schlafenlegen. — ** Papperl = Essen.

wurstige Leaschen[1]) darfst aber dem g'scherrten[2]) Baldringer nicht zeigen. Blatzen[3]) müssen wir vor ihm.'

,Hat das wer g'schafft?' fragte Edi.

,Nein, g'schafft hat's niemand, aber das versteht sich doch von selbst. Wir können ja den Männern das G'spiel nicht verpatzen. Das wirst du ja doch bei ihrem Reden kneist[4]) haben, daß sie dem Baldringer schwül[5]) machen wollen.'

,Na freilich, so blöd bin ich nicht, daß ich das nicht g'spannt hätt',' sagte Edi. ,Aber blatzen tu' ich nur, wenn ich muß — oder wenn ich damit was erreichen will. Glaubst du, daß uns der G'scherrte da oben was brennt[6]) wenn wir ihn anheulen?'

,Nein,' antwortete Franzl. ,Wenn wir nicht extra bei ihm anhalten, brennt er uns kein' Flins[7]). Aber für unsere Mutter wird er vielleicht was springen lassen. Da haben nachher wir zweie freilich ein'n Pfifferling davon. Weißt du es noch, wie sie unlängst von der Herrschaft, die bei uns im ersten Stock wohnt, den Fünfer g'schenkt kriegt hat? Eine andere hätt' für das Geld doch wenigstens einmal ihr Brut abg'füttert. Aber sie ist gleich direkt ins Wirtshaus pfnurrt[8]) und hat sich eine halbe Ente und ein'n Liter Gumpoldskirchner kauft. Vier Kronen hat's von der Zech herauskriegt, die hat ihr der Vater blitzt[9]) und ist dann auch ins Wirtshaus gangen. Und wie wir hernach am Abend wolfshungrig heimkommen sind, hat's für uns nicht einmal eine Einbrennsuppe g'habt. Dann haben wir aufbegehrt. Und da hat's uns hinausg'schmissen.'

,Ich weiß's eh' noch,' sagte Edi. ,Wir sind nachher umeinander g'strawanzt. Beim Eckgreißler haben wir Birn' mitgehen lassen. Auf dem Wassererplatzl[10]) haben wir eine Wagenketten g'schnurrt[11]), für die hat uns der Eisentandler eine Krone geben. Da war nachher für uns ein Guljas auf der Welt. Übernacht't haben wir im Stadtpark und am nächsten Tag hat uns der Wachter heim bracht.'

Hier seufzte Franzl.

Edi setzte die Erinnerung fort: ,Dann haben uns der Vater und die Mutter im Duett g'wachelt[12]), als ob sie selber an allem unschuldig wären. Und so in derer Dicken[13]) geht's bei uns allweil dahin. Ein Sauleben ist's.'

Hier spie der Kleine aus, und Franzl sagte:

,Jetzt wird es sich ja wenden.'

---

[1]) wurstige Leaschen = gleichgültige Miene. — [2]) g'scherrten = bäuerischen. — [3]) Blatzen = weinen. — [4]) kneist = begriffen. — [5]) schwül = bange. — [6]) brennt = schenkt. — [7]) Flins = Nickelstück. — [8]) pfnurrt = gestürzt. — [9]) blitzt = abgenommen. — [10]) Wassererplatzl = Platz, wo die Wagen der Fiaker gewaschen werden. — [11]) gschnurrt = gestohlen. — [12]) g'wachelt = geschlagen. — [13]) derer Dicken = auf diese Weise.

‚Ich denk' mir's auch,' gestand Edi. ‚Siehst, und deswegen kann ich halt nicht weinen. Er hat ja auch eine gute Seiten gehabt, unser Alter — aber sein wir ehrlich — z'danken haben wir ihm außer diesem Leben, auf das wir ja husten, gar nichts. Und droschen hat er uns, gelt?'

Franzl nickte. ‚Ja, das ist wahr. Die Nachbarin sagt eh' allweil: „Euch hat euer Vater nur deswegen noch nicht ganz derschlagen, weil er zu faul dazu ist."'

‚Von der Mutter laß ich mich jetzt auch nimmer müllen*,' erklärte Edi.

Da lächelte Franzl. ‚Die wird sich jetzt auch gar nimmer mit dir abgeben. Das weiß ich schon, was die jetzt tun wird. Fangen wird sie sich ein'n. Fesch g'stellt ist's ja noch. Von uns wird sie sich losmachen. Die kenn' ich!'

Edi sagte nun: ‚In ein'n Knabenhort oder in ein Waisenhaus geh' ich nicht. Eh' ich mich so wie ein Gimpel in ein Häusl sperren laß, such' ich schon lieber wie ein Spatz mein Brot auf der Straße.'

‚Mit uns täten's in solchen Häusern kein' Ehr' aufheben,' meinte auch Franzl. Sie blinzelten nun einander bedeutungsvoll an.

‚Recht leid wär' eigentlich nur dem Wunionkl, wenn er all's von uns wüßt',' flüsterte hernach Franzl. ‚Er möcht' uns dann vielleicht auch gar nimmer.'

‚Er soll uns aber mögen,' wünschte Edi. ‚Sonst hat uns eh' niemand gern. Er wird auch für uns soviel als möglich tun.'

‚Weißt du aber, was dumm ist von ihm?' fragte Franzl.

‚Nun?'

‚Daß er sich jetzt wegen unsern Vater so abrannt**. Er bereut's, daß er ihn ausgreint hat.'

‚Das sollten wir ihm ausreden können,' meinte Edi.

Dann kehrte sich ihnen der Sphändl wieder zu und erkundigte sich nach ihrem Befinden.

‚Vom Magen aus ist mir noch gar nicht so gut gewesen wie heut',' antwortete Franzl. ‚Und sonst —' In dem Scheine des Lichtes, das die alte Stallmagd hinter ihnen her trug, sahen nun die beiden den Sphändl beiläufig so an, als ob sie sagen wollten: ‚Und sonst ist uns auch schon gar oft viel schlechter zumut' gewesen als wie jetzt.'

Der junge Schlosser war über diesen Bescheid fast etwas entsetzt. Dann dachte er an ein Sprichwort von der Jugend, der man es verzeihen soll, wenn sie sich über Schweres leicht tröstet. Er ahnte es nicht, daß es die beiden auch ein wenig darauf abgesehen hatten, ihn zu trösten. (Fortsetzung folgt.)

* müllen = mißhandeln. — ** abrannt = abquält.

Graf Leopold von Kalckreuth

Eine sozial-künstlerische Skizze / Von Konrad Weiß

Es ist gewiß kein Zufall, daß in Deutschland der künstlerische Naturalismus, d. h. eine Kunst, die scheinbar bloße voraussetzungslose Naturwahrheit zum Programm, tatsächlich aber weitreichende soziale Isolierungen und volksethische Schwächen zur Voraussetzung hatte, gerade durch zwei adelige Männer am wahrsten vertreten wird, durch Fritz von Uhde und den Grafen Leopold von Kalckreuth. Zwei Adelige als volkstypische Repräsentanten einer volkzersetzenden Kunst, — indem sie dieser Kunst den radikalen Stachel abstumpften, indem sie die sozialen Isolierungen im Gefühl zu überbrücken unternahmen, indem sie in den volksethischen Schwächen ein gutes verbindendes Grundgefühl spürten und hoben, indem sie dem nackten, erdigen Naturalismus eine, wenn auch oft dünne, aber immerhin tröstlich blühende Oberschicht gaben. Das war echt deutsche künstlerische Arbeit. Zwar sie hintertrieb die vollkommene künstlerische Auflösung der alten Formen bis zu einem reinen Formdestillat, etwa dem Impressionismus, die den Franzosen mehr oder weniger gelungen ist; zwar sie verhinderte eine letztmögliche, rein formale, durch ethische Energien nicht gestörte Milieukunst. Aber diese künstlerische Auflösung und diese impressionistische Milieuform setzt eine persönliche Unbekümmertheit und radikale Zersetzung des Volksganzen voraus, für die der deutsche Volkscharakter nicht reif ist, nicht reif wird. Von der noch virulenten Heftigkeit der Kommapinselstriche eines Manet und seiner Nachfolger bis zur agnostisch energielosen Punktierarbeit der theoretisierenden Pointillisten, diese Isolierung und Ertötung des Individuums gleich einem Bazillus — eine Kunst, die chemische Vergleiche ungesucht nahe legt — diese künstlerische Kälte und Konsequenz ist dem deutschen Rassencharakter nicht gegeben. Beim Deutschen kommt der Instinkt des Herzens und der Trieb zur Sonderung, der den genauen Gegensatz zum molekularen Zerfall bildet, der bildenden Hand immer verquer. Einen Schritt weiter, und wir können sagen: Der Deutsche ist nicht geschaffen, in ein sozialistisches Milieu bis zum Verschwinden einzutauchen, in einem radikal demokratischen Volksganzen nichts weiter zu sein als ein schwimmender Flecken, deren viele eine chaotische Masse bilden ohne Bewegung, wie viele Farbflecken ein impressionistisches Bild ohne Rhythmus. Denn das ist die wahre sozialistische Kunst, von der man in Frankreich reden kann, nicht aber in Deutschland. Freilich in diese Masse kann Bewegung kommen, wie in dieses Bild Rhythmus. Und mit diesem Rhythmus hat die modernste Kunst in Frankreich bereits begonnen.

In Deutschland hat diese Kunst der sozialistischen, radikalen Milieuform keinen rechten Boden gefunden. Gewiß, wir haben Anklagebilder gesehen, deren Tendenz absichtlich auf den Proletarierstandpunkt zurückgeschraubt war, wir haben eine Armeleutemalerei gehabt, bezeichnenderweise für ihren Leergehalt meist in den Witzblättern. Unsere Kunst wird weiterhin noch tiefer in dem Boden Wurzeln fassen müssen, in dem der moderne Mensch wurzelt, von den neuen Energien der sozialen Arbeit und der sozialen Umschichtungen genährt werden müssen. Aber der Deutsche wird immer eine Kunst des Indi-

viduums, des Sondertums, der Selbstbehauptung, sozial gesagt, eine Kunst des Standes, der verantwortlichen Position im Leben haben; seine neue Kunst wird nicht vom breit und flach gehenden Rhythmus der Masse, sondern vom tiefgehenden Rhythmus geistvoll und ethisch in sich geschichteter Persönlichkeiten Wirkung bekommen. Umsomehr, wenn schon die deutsche naturalistische Kunst in ihren volkstypisch echtesten Werken eine Kunst des Standes war, vertreten hauptsächlich durch zwei Männer vom Adel, der damit etwas von seiner alten, volkserhaltenden Kraft bewies, durch Fritz von Uhde und den Grafen Kalckreuth.

Die Kunst, insbesondere die naturalistische Kunst, gehört zur ‚Naturgeschichte des Volkes', um einen Ausdruck von Riehl zu gebrauchen, dessen Namen hier zu nennen gebührt, wo von der Verankerung der Kunst auf dem Grunde der Volksseele und von sozialkünstlerischer Ausgleichsarbeit der Stände die Rede ist. Im Hinblick auf eine andere deutsche naturalistische Epoche, auf die ‚grobianische Literatur' im Reformationszeitalter hat Riehl das allgemeine psychische Verhalten des Volks zu einer Kunst bestimmt, in der es sich selbst zum Objekt nimmt. ‚Wie in der Dichtkunst die Sehnsucht nach der Natur erst dann bei allen Sängern widerklingt, wenn die Menschen sich der Natur entfremdet haben, so kann auch die künstlerische Selbstschau des Volkes, der poetische Genuß an dem rohen Volksleben, erst da eintreten, wo der soziale Stand der Unschuld bereits gebrochen ist, wo die Entfremdung einer verfeinerten Welt von volkstümlicher Sitte und Art bereits soziale Nervenleiden, Blutarmut und Muskelschwäche erzeugt hat, gegen die man in dem Schlammbad einer naturwüchsigen Roheit und Flegelei Hilfe sucht.' Riehl bemerkt weiter: ‚Die „grobianische Literatur" vom Ausgange des Mittelalters ist in unserer Zeit in den Dorfgeschichten, mehr noch in den Mysterien des großstädtischen Proletariats wieder aufgelebt.' Der ideell denkende Kulturhistoriker zog diese Parallele schon ein Menschenalter vor dem eigentlichen Naturalismus der achziger Jahre. Sie stimmt heute noch, wenn man die charakteristischen Abweichungen, die sie überhaupt gegen früher erlitten hat, noch stärker betont, daß an Stelle eines rationalistisch aufgereizten Bürgertums in der Gegenwart eine mehr materiell interessierte Volksschicht mit teilweise proletarischen Instinkten getreten ist. An Stelle der Angriffslust gegen andere war damit auch mehr ein Bedauern mit sich selber und ein Flattieren der eigenen Schmerzen getreten. An Stelle der grobianischen, wenig charakterreichen Täppigkeit die ebenfalls charakterschwache Stimmung, ein wehleidiges Allgemeingefühl, andererseits aber auch ein positiverer Geist, eine stolze Freude an den mächtigen Szenen der industriellen Arbeit, ein Bewußtwerden in einer neuen sozialen Umwelt und als Ausgleich der sozialen Mängel ein neues Verhältnis zur Natur, ein soziales Bauerngefühl. Wahrhaft schöpferisch für die Kunst wird dieses neue Bewußtsein allerdings erst dann, wenn die sozialen Teilgefühle wieder als allgemein menschliche Energien empfunden werden, die gleichsam unterlaufenen Schädestellen am Volkskörper wieder vom gesunden Organismus aufgesogen sind, auch der Bauer nicht als gegensätzlicher sozialer Arbeitsstand gesehen und überhaupt die Natur nicht als ein bloßes Heilmittel für

Graf Leopold von Kalckreuth/Wolf.

kranke Großstadtsinne betrachtet wird. Der Unterschied der auch in Deutschland anhebenden neuen Kunst hinsichtlich der früheren Naturmalerei und der Fortschritt von Naturalismus ist der, daß an Stelle der Naturbilder, der Besitzfreude an der Natur, der allgemeineren Naturempfindung, in der sozial mißvergnügten Zeit des Gegensatzgefühls zur Natur, der Stimmungskompromisse und der Naturbeseelung, immer organischer bestimmte Empfindungen, ein farbig und formal immer stärkerer Ausdruck der Lebensfähigkeiten tritt, daß der Mensch als stets mehr geistiger, charakteristischer und seelisch verfeinerter Ausdrucksträger aus der Natur und aus den sozialen Verhältnissen sich herauswindet.

Das ist die Bedeutung des Naturalismus für die ‚Naturgeschichte des Volkes'. Es war ein scheinbar weites Ausholen, um auf die Kunst des Grafen Kalckreuth zu kommen. Aber eine Kunstbetrachtung, die einem so wenig Effekt suchenden, persönlich sich zurückhaltenden und künstlerisch reservierten, im Vergleich zu blendenderen Malern sogar begrenzten Charakter wie Kalckreuth gerecht werden will, muß auf den Feingehalt der Kunst an geistigen Volksgütern eingehen, um künstlerische Eigenschaften und selbst Hemmungen zu erkennen, die mehr spürbar als sichtbar, mehr in der Tradition begründet als in der Gegenwart errafft, mehr innerlich echt als äußerlich wohl gebildet sind. Artistische Vorzüge setzen sich selbst ins Licht, das vorwiegend intellektuell gerichtete Kunstverständnis anerkennt sie willig. Künstlerischer Charaktergehalt, der im Volk wurzelt, zumal wenn er nicht ohne Mühe fruchtbar wurde, wird leicht im Augenblick, im Hinblick auf vorliegende künstlerische Resultate unterschätzt. So wird Max Liebermanns Künstlertum über das Fritz von Uhdes und natürlich des Grafen Kalckreuth gestellt. Mit einigem Recht, wenn man die geleisteten künstlerischen Naturumformungsprozesse betrachtet, mit Unrecht, wenn man die tiefere, wenn auch schwerfällige Charakterschürfung, den unzersetzten und unzersetzbaren Fond an Volksgehalt erkennt. Liebermanns Werke sind gute Zinsen, wobei die Kapitalwirtschaft nicht gut fundiert zu sein braucht. Uhdes und Kalckreuths Werke sind ein gutes Kapital, wenn auch bei Kalckreuth die Zinsen nicht so ausgiebig sind.

Kalckreuth erhält seine kunsthistorische Stellung neben Uhde, wenn es gilt, das Verhalten des Deutschtums zum Naturalismus zu würdigen. In ihnen ist diese Kunst der menschlichen Isolierung, des geistigen Aufdämmerns im Licht, der gefühlsmäßigen Neubeseelung mit Hilfe der Naturstimmung, des Bewußtwerdens und Bemitleidetwerdens, aber auch des Geadeltwerdens in der Niedrigkeit zum deutlichsten Ausdruck gekommen. Bei ihnen haben sich diese Tendenzen des Suchens, absichtlichen Deutens und Verehrens der einfachen Seele, die sich bei der Natur und in einfachen Lebenskreisen am ehesten finden ließ, am schärfsten und zugleich am mildesten in Bildern ausgesprochen. Am schärfsten, weil beide den Eindruck nicht ganz malerisch überwinden und verwischen konnten, daß sie die Modelle, die Träger für ihre beseelenden Absichten, z. B. auch die ‚Ährenleserinnen' Kalckreuths, symbolisch übersteigerten. Dieses nicht ganz gelöste Wollen, diese absichtliche, ideelle Formsteigerung der gemeinen Natur mit zufälligen epischen Mitteln, etwa die geraden Kan-

ten der schiefen Schürze und des Kleides bei dem stehenden Mädchen, die in anderen Bildern, z. B. der sehr bekannt gewordenen ‚Fahrt ins Leben‘, wo die gebückte Alte mit dem Kinderwägelchen friesartig von einem tiefen Horizont in starker Silhouette episch groß und bedeutungsvoll abgehoben wird (vgl. den ähnlichen, noch ideelleren Zwiespalt in Uhdes Weihnachtsbildern u. a.), noch zwiespältiger hervortritt, ist eben naturalistisch einseitig. Und doch ist dieses naturalistische Verhältnis von Mensch zu Mensch bei ihnen beiden auch am mildesten und versöhnlichsten eingegangen, gerade auch bei den ‚Ährenleserinnen‘ mit dieser geadelten Einfachheit im Naturfrieden. Bei beiden spürt man die Bereitwilligkeit, das Individuum seelisch anzuerkennen, den geistigen Menschen zu achten; beide haben eine besondere Vorliebe und eine hervorragende künstlerische Befähigung für den schönsten Stoff der naturalistischen Kunst, das Kinderbild. Beide haben schließlich ihre tendenzlos besten Werke, vom rein künstlerischen Standpunkt betrachtet, in den Bildern aus ihrer eigenen Umwelt geschaffen, aus ihrem stillen und vornehmen Familienkreise, wo die Kunst von Mensch zu Mensch ohne gewollte Beziehungen sich frei entfalten konnte. Bei beiden ist also das Hauptmerkmal ihrer Kunst ein mehr oder weniger spürbares soziales Gefühl, eben diese seelische Erhöhung des in seinem Natur- und Standeskreise beschränkten Individuums, das leicht etwas modellhaft bleibt, dieses für den Naturalismus besonders charakteristische zwiespältige, soziale Gefühl, das sich verliert, wenn sich die Kunst ihrem Familienkreise, ihrem eigenen Stande nähert. In dieser seelischen Bereitwilligkeit und doch adelig gebundenen, ständischen Beschränkung, in der diese Künstler schufen, liegt ein ganz wesentlicher Teil vom Charaktergehalt des deutschen Naturalismus. Uhde hat entsprechend dem ideell weiteren Umfang seiner Stoffe einen größeren Teil an diesem deutschen Kunstwesen, Kalckreuth einen kleineren, aber in seiner noch stärkeren ständischen Beschränkung um so echteren.

Es ist doch sehr bezeichnend, daß es Adelige sind, die die naturalistischen Probleme in dieser volkstypisch fast programmatischen Weise lösten. Der aus den bäuerlichen Verhältnissen eines kleinen Schwarzwalddorfes hervorgegangene Hans Thoma, den ein Kritiker in den siebziger Jahren einen ‚sozialdemokratischen Maler‘ nannte, hat weder den Bauernstand noch einen anderen mit sozialem Empfinden angeschaut, sondern, soweit er bäuerliches Wesen malte, hat er es mit viel naiverer Naturfreude als idyllischen Lebenszustand erfaßt. Im übrigen, als seine bäuerlichen Sinne für die Welt des Schönen in alter und neuer Zeit geöffnet waren, hat er diese ganze Welt auf seine Weise durchmessen. Ein Bauer liebt nicht, sich selber als Tendenzmenschen zu malen; er erfährt viel zu viel Neues, wenn ihm die Augen aufgehen, und er seinen Stand verläßt. Thoma faßte ebensoviel Stoffliches als Formalkünstlerisches in seiner Weise zusammen. Die beiden anderen Meister der neuen deutschen Malerei, Leibl und Trübner, die aus städtischen und Bürgerkreisen hervorgingen, sind vor allem vorbereitende Gestalter der neuen malerischen Form, sie finden und ordnen malerische Bildmöglichkeiten; ihre Menschen sind ohne Phantasie und ohne weitere seelische Beziehungen charaktervoll in sich geschlossen, von solider Existenz. Leibl insbesondere wirkt bahn-

brechend eben dadurch, daß er keine seelischen Zutaten gab; diese gewollte oder nicht gewollte künstlerische Selbstlosigkeit verdient gerade als eine seltene deutsche Kunsteigenschaft um so mehr Schätzung. Den Adeligen aber blieb es vorbehalten, die Erniedrigung der naturalistisch angegriffenen Seele zu fühlen, sozial schärfer zu betrachten und doch ideell zu versöhnen oder, was auf Kalckreuth besser zutrifft, ständisch vornehm und deshalb in tieferem Sinne bauernhaft, fast patriarchalisch zu empfinden.

Denn, wenn auch Fritz von Uhde und Graf Kalckreuth in ihrer allgemeinen Stellung in der deutschen Kunst vieles gemeinsam haben, so sind sie doch sehr voneinander verschieden. Der Graf ist, ständisch genommen, um einige Zoll mehr adelig als der einfache ‚von‘, er steht etwas weiter rechts und er ist um mindestens soviel auch enger, konservativ gebundener, unfreier in seiner Kunst als der sehr fortschrittliche Uhde, der ähnlich links stehenden Fortschrittlern eine ganz andere Freiheit und Umfänglichkeit des künstlerischen Wollens und Handelns sich aneignete. Kalckreuths ständischer und persönlicher Charakter ist der Vorzug und der Mangel seiner Kunst. Es ist etwas solid, jedoch weltmännisch Schwerfälliges in seinen Bildern. Seine Werke haben Charakter aus Mangel an Charakterlosigkeit, Gediegenheit aus einem ererbten Unvermögen zur Zerflatterung, echte Stilsicherheit, selbst wenn sie vom artistischen Standpunkt nicht modern stilstreng genannt werden möchten, aus einem volkstypisch und rassisch unerschütterlichen Grundgefühl heraus.

Die Art des sozialen Gefühls bei Kalckreuth ist anders als bei Uhde. Er ist weniger nachgiebig, weniger empfindsam, weniger sozialkritisch, bauernechter, ursprünglicher in seinem bestimmten Kreise. Man sehe die beiden alten hockenden Frauengestalten auf der Wiese, fast nornenhaft monumental und doch einfach, schlicht menschlich. Ein oft starkes Heraustreten der Gestalten aus der Landschaft, die betonte Silhouette des Körpers, ein Vereinfachen der Kleider, auch der Formen in einer an Millet oder Meunier erinnernden Weise, eine starke Um- und Durchformung der Gesichter, in denen doch eine Verschlossenheit und auch Unaufgeschlossenheit bleibt, überall ein Gestalten des Menschen zur Dauer, ein Fassen in die Haltung des Standes, in die Gebärde des Alters, selbst eine bleibende Fixierung der Impression und der Landschaft mit wenigen auch in der Stimmung starken Bildmitteln, all dies Wenden des Zufälligen zum Notwendigen, diese Vereinfachung und im Gemüt gehobene Stilisierung der Lebensform, die einen biblischen Eindruck macht, das ist konservative, deutlicher volkserhaltende, künstlerische Arbeit. Es ist unverständlich, wie der sonst feinfühlige Kritiker Karl Scheffler in einem Kalckreuth-Essay* schreiben konnte: ‚Seine Malerei ist sozusagen wie eine vorurteilsfreie, moderne Weltanschauung, die instinktiv vom eingeborenen Christenglauben durchsetzt bleibt. Naumann, Göhre, Traub oder andere radikale Pfarrerpersönlichkeiten von dieser Art würden ungefähr malen wie Kalckreuth, wenn sie Maler wären.‘ Lassen wir den Glauben weg, bezüglich dessen der Vergleich nicht einmal auf Uhde passen würde, und reden bloß von dem gestaltenden Charakter, so ist

* ‚Kunst und Künstler‘, Augustheft 1911.

zwischen Kalckreuth und diesen Dienern und Männern der Worte doch ein unüberbrückbarer Zwischenraum; ihre volkstypische Bedeutung und Wirkung ist der seinen gerade entgegengesetzt. Bei ihnen Generalisierung und Vermengung, bei ihm Typisierung, Sonderung, dort Verwischung der individuellen Eigentümlichkeiten, hier Stärkung des Bewußtseins für Milieu und Stunde.

Gerade aus diesem ererbten Sondergefühl heraus werden die Bilder aus seinem Familien- und Standeskreise, seine Gemahlin, seine Kinder und andere, seine einfachsten und besten Leistungen, z. B. das Bild der alten Dame ‚In der Sommerfrische', dessen ungesuchte Vornehmheit mit der Stille der Landschaft und der Heiterkeit der Stunde so ruhig harmoniert. Kalckreuth liebt die stille Dämmerung und die helle Ruhe der Interieurs und Veranden, auch hier ein Vornehmer, dessen Interieurs sich von der bürgerlichen Stubenpoesie in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts ebenso sehr unterscheiden wie von früheren Innenraumschilderungen Liebermanns, in denen irgend eine Heimarbeit betrieben wird. Er liebt und malt sein Schloß, seinen Park, und wenn er Bauern und Bauernarbeit malt, so denkt man leicht, er malt seine Bauern, ein alter Schloßherr, der diese Arbeit achtet, weil sie zu ihm gehört. Und schließlich malt er am liebevollsten seine Kinder. Anders als Uhde, den vor allem das kindliche Individuum, das stille, eckige und doch knospend weiche Lebewesen interessiert, faßt Kalckreuth auch hier den bestimmteren Charakter ins Auge. Ein Kinderbild von einer außerordentlichen psychologischen Herbheit ist das Knabenporträt ‚Wolf', ein Aufhalten des selbstvergessenen Momentes, das auch Thoma liebt, aber doch ganz anders, viel individueller. Der geistige Ausdruck hat sich zurückgezogen, und die charakteristischen Formen treten sozusagen leer, fast erschreckend deutlich hervor und verschärfen die eckige, verknotete Haltung. Schließlich nimmt Kalckreuth auch gerade wegen seines sondernden Gefühls für gewachsene, nicht interpretierte Charakterindividualität einen besonderen Rang in der deutschen Porträtkunst ein.

Die echte Vornehmheit verschmäht alle Salonschönheiten und alle Nippsachenkunst. Sie ist nicht im Salon zu Hause, sondern im Stand und in der Heimat. Der weltmännische Sinn gewinnt auch eine künstlerische Liebe zur vaterländischen Industrie, wie Kalckreuths Elbe- und Hafenbilder zeigen. Es gehört überhaupt zum Charakter dieses adeligen Künstlers, daß er keine Spezialität oder Manier in seiner Kunst hat, vielmehr ist sein Kreis an Stoffen, in dessen Mittelpunkt seine Familie sich befindet, bestimmt durch seinen Stand, dann durch seine Neigung, schließlich auch etwas durch die Strömungen des modernen Kunstlebens, dem er, an der Spitze des deutschen Künstlerbundes stehend, ein lebhaftes Interesse entgegenbringt. Seine Kunst ist nicht umwälzend, aber auch kaum einmal unbedeutend, sie ist stetig, von einer ruhigen, weniger bewußten als instinktiven Konsequenz. Plötzlich kann sie dann von erstaunlicher Ursprünglichkeit, Vielseitigkeit und Feinheit des Gefühls sein, z. B. in jenem Knabenbildnis oder auch in der schönen, atmosphärisch reichbewegten und im Gemüt beruhigten Parklandschaft mit dem ‚Regenbogen', die sich in der Neuen Pinakothek befindet. Sein sicherer Geschmack

zeigt sich vor allem auch in seinen graphischen Blättern, z. B. der ‚Frau mit der Kuh', wo mit der fehlenden Farbe auch die Stimmung zu Gunsten der schlichten, sachlichen Erscheinung zurücktritt.

Graf Kalckreuth ist kein extremer Fortschrittler und Formkünstler, und er ist auch kein Sonderling. Ist man heute weder das eine noch das andere und bringt es doch zu einem geehrten Künstlernamen, so muß eine nicht gewöhnliche Tüchtigkeit im Holze stecken. Man redet zurzeit viel von Heimatkunst und Volkskunst. Hier ist wahre, typische Heimat- und Volkskunst; sie wird nicht programmatisch gemacht und liegt nicht im Stoffe, sondern sie beruht seit alten Zeiten unerschütterlich im Charakter. Das ist ihr sozialer, weil zuerst ihr menschlicher und deutscher Wert.

Die mich verfolgt . . .

Die mich verfolgt, verletzet allerwegen,
Sie alle segne, Herr, mit Deinem Segen!

Sie waren die Peitsche, die mich sollte jagen —
Die Wogen, die zu Dir mich hin verschlagen.

Der Wirbel, der im Sturm mich fortgezogen;
Der Regen, der ins Antlitz mir geflogen.

Der Spiegel sie, in dem ich selbst mich schaute,
So daß um sie mir vor mir selber graute.

Die Steine waren sie, die mich im Eilen
Zum Straucheln brachten, daß ich mußte weilen.

Sie waren die Nacht, in der ich mich verirrte,
Als der gesuchte Weg sich mir verwirrte.

Wie dank ich, Herr, für alle jene Wunden:
Durch ihre Sünde hab' ich Dich gefunden!

Weil sie mich so gehetzt und wund geschlagen,
Und weil bis hierher sie mich mußten jagen.

Renée Erdös*

* Renée Erdös ist Konvertitin, in ihrer ganz persönlich empfundenen religiösen Poesie eine Art ungarischer Droste-Hülshoff. Joh. Mumbauer hat das Verdienst, eine Auswahl ihrer Gedichte ins Deutsche übertragen zu haben. Wir geben aus dem noch nicht gedruckten Manuskript hier eine kleine Probe, die die Kunst des Übersetzers nicht minder offenbart wie die der Dichterin. D. R.

Im nördlichen Hedschas / Von Leopold Kober

Hedschas — die Grenzmark, die Wiege zweier Religionen, der vulkanische Boden, von dem aus später wie mächtige Feuerströme verheerend und vernichtend fanatische Scharen, von Glaubenseifer durchglüht, in die Welt zogen, einst die berühmte Karawanenstraße, auf der der Austausch der kostbaren Schätze Arabiens, Indiens und Äthiopiens erfolgte, das Emporium reicher Handelsleute, jetzt das Land der heiligen Städte Mekka und Medina, die Sehnsucht aller Gläubigen.

Die Erschließung dieses Landes steht in keinem Verhältnis zu der großen historischen Vergangenheit, zu den vielen Rätseln, die dort noch dem Forscher zur Lösung stehen und wichtige Aufschlüsse über die Entwicklung des semitischen Volkes versprechen. Wohl haben schon einige wagemutige Männer versucht, tiefer in die Geheimnisse des Hedschas einzudringen, — so der Bologneser Abenteurer Ludovico di Varthema 1503, der Engländer Doughty 1875, der Elsässer Huber und der deutsche Meister semitischer Sprachforschung Julius Euting 1884. Zweifellos verdanken wir diesen kühnen Männern wertvolle Aufschlüsse über die Lebensweise der Beduinen, über die Denkmäler aus der nabateischen-himjarisch und sabäischen Zeit, zweifellos hat die moslemitische Welt selbst den Grundstein gelegt für die weitere Erschließung durch den Bau der Hedschasbahn, und Auler Pascha* gibt von dem Werden derselben, der Wüste und ihrer Bewohner ein treffendes Bild — trotz alledem bleibt noch ein großer Teil des Landes terra incognita. Insbesondere der südliche Hedschas, durch seine große historische Vergangenheit zugleich das interessanteste Gebiet, wird noch lange dem Forscher verschlossen bleiben. Der sonnendurchglühte Boden, der fanatische Haß der Bevölkerung gegen den Fremden, den Ungläubigen, die furchtbaren Schrecken der Wüste, alle die Hindernisse, die Mensch und Natur im Bunde schaffen, türmen sich zu einer Mauer auf, schier unübersteigbar für den Reisenden.

Ein Land, furchtbar und abweisend durch die Eigenart des Bodens und seiner Bewohner und doch wieder lockend und verführerisch für den Forscher durch die Jungfräulichkeit seines Antlitzes und den Zauber einer fremden Welt.

Ein glückliches Geschick gab mir die Möglichkeit, an der Expedition teilzunehmen, die der österreichische Gelehrte, Professor A. Musil**, im Auftrage der kaiserlich ottomanischen Regierung und des obersten Sanitätsrates in den Monaten Mai bis Juli in den Hedschas unternahm. Musil, der sich durch seine erfolgreichen Reisen in Arabia petreia und im nördlichen Arabien den Ruf eines der hervorragendsten Kenner dieser Gebiete erworben hatte, stand vor der schwierigen Aufgabe, die Bahnstrecke zwischen Mâân und al'Ôla kartographisch-geologisch aufzunehmen und einen Ort für die Errichtung eines Lazaretts für die Mekkapilger vorzuschlagen.

Eine solche Reise in das Innere Arabiens erfordert weitgehende und sorg-

---

* Auler Pascha: Die Hedschasbahn. Petermanns Mitteilungen Ergänzungsband 33, 34.

** A. Musil: Vorbericht über die Forschungsreise 1910, Anzeiger der phil.-hist. Klasse k. Akad. der Wiss. 1911, Nr. XIII.

fältige Vorbereitungen. Nur die wenigen Oasen der weiten unendlichen Wüste geben die Möglichkeit, im äußersten Notfalle als Stützpunkte gelten zu können. Unter diesen Umständen sind alle Lebensbedürfnisse meist schon aus Europa selbst mitzunehmen, insbesondere Konserven. Allein diese Dinge bilden eigentlich die geringste Sorge. Viel wichtiger ist die Frage der Führer in der Wüste. Soll der wissenschaftliche Erfolg nicht in Frage gestellt werden, so ist es nötig, sich aufrichtige, zuverlässige und in der Gegend bewanderte Leute zu verschaffen. Der Führer muß den Boden, über den er die Karawane leitet, kennen wie seinen eigenen Leib. Zur rechten Zeit muß Wasser für Menschen und Tiere, Weide für die Tiere vorhanden sein; er muß es verstehen, feindliche Trupps in der Wüste zuerst zu erspähen, um rechtzeitig ausweichen zu können, er muß beim Schein der Sterne ebenso sicher führen wie am hellen Tage. Wehe der Karawane, deren Führer so ungeschickt ist, sie dorthin zu bringen, wo der Brunnen versiegt, die Weide verdorrt. . . .

Und ist eine Karawane auf dem Wege durch die Wüste, wie schützt sie sich vor den Überfällen der Beduinen, vor Raub und Mord? Je kleiner das Aufgebot an Macht- und Schutzmitteln, je sinnfälliger der Reichtum dem Auge des Beduinen, desto größer ist die Gefahr, ein Opfer der Habgier der Wüstenräuber zu werden. Unsere Karawane zählte nie mehr als 8 Mann und ebensoviele Tiere. Wie schützt sich eine so kleine Truppe inmitten einer feindlichen Bevölkerung, ganz auf sich selbst angewiesen, ohne jede Rückzugslinie, ohne Aussicht auf Hilfe in Gefahr?

Auf der Reise begleitete uns stets ein türkischer Gendarm, die ganze Wehrmacht, die die türkische Regierung unserer Karawane zum Schutze beistellte. Wohl wenig! Er hatte auch im Grunde nicht diese Bestimmung, er sollte vielmehr das äußerlich sichtbare Zeichen sein, unsere Legitimation gleichsam, daß wir türkische Abgeordnete waren, die im Auftrage der Regierung das Land bereisten. Zwar hatte auch Professor Musil Empfehlungsschreiben von Konstantinopel an alle Behörden und Funktionäre des Hedschas erhalten, allein sie sind ein Danaergeschenk. Mißtrauen doch diese Herren da unten im Hedschas jedem, auch dem, der mit den höchsten Empfehlungen der Regierung bei ihnen erscheint, und ist das selbst nicht der Fall, dann bereiten die türkischen Organe unter dem Deckmantel freundschaftlichster Unterstützung und Hilfeleistung dem Reisenden alle erdenkbaren Schwierigkeiten, finden immer wieder Wege, um den Forscher von seinem Vorhaben abzubringen. Professor Musil erzählt darüber manches in seinen Expeditionsberichten. Problematisch wie die Macht der Türken selbst ist auch ihre Unterstützung des Fremden. Denn die Macht der Regierung erstreckt sich soweit, als die Gewehre der Soldaten tragen. Darüber hinaus herrscht unumschränkt das Gesetz der Wüste: das Recht des Stärkeren. Unser kleines Häuflein, allein angewiesen auf den Schutz der türkischen Regierung, wäre wohl nicht weit über die Einflußsphäre hinausgekommen, hätte nicht Musil durch seine privaten Beziehungen zu bedeutenden Beduinenfürsten sich Empfehlungsschreiben an die unabhängigen Stämme des Südens verschaffen können. Musil ist unter den Beduinen, insbesondere im nördlichen Arabien als Blutsbruder eines der mächtigsten Beduinenfürsten, des Fürsten

Nûri eben Sa'lân, unter dem Namen as Sejh Mûsa ar-Rwejli bekannt. Er hatte im Süden einen Freund, den Häuptling der Hwêtât-Beduinen, Awde abu Tâjeh, der östlich von Maân lagerte und den wir auch in seinem Lager besuchten. Diese Beziehungen und die persönlichen Empfehlungsschreiben an die obersten Würdenträger im nördlichen Hedschas, sogar bis Medina, ermöglichten es Musil, auf alle Papiere, auf allen Schutz der Regierung zu verzichten und auf eigene Faust die gefahrvolle Reise zu wagen.

Es klingt paradox: die Blutrache ist eine der größten Wohltaten der Wüste. Dennoch sie ermöglicht erst das Reisen und unter ihrem Schutze kann man sich auch ,in der Wüste so sicher fühlen wie in der belebtesten Straße einer europäischen Großstadt.' ,Jeder vergossene Blutstropfen muß durch das Blut des Mörders gesühnt werden', oder, wie das Sprichwort sagt:

,Knochen für Knochen, Blut für Blut,
Mann durch Mann, Seele durch Seele!'

Weiß der Räuber, daß ihn die rächende Hand erreichen und Sühne fordern wird, dann geht er nicht so leicht zum Äußersten. Und darin liegt der große praktische Wert dieses Brauchs. Musil hatte nun kraftvolle Freunde zur Deckung hinter sich, auf die konnte er sich im Notfalle berufen. Zweifellos ist, hätte uns ein Unglück getroffen, sicherer als die türkische Regierung hätte der strafende Arm der Freunde Musils die Mörder erreicht.

Die Gastfreundschaft wird von den Söhnen der Wüste hoch gehalten; sie legt dem Gastgeber hohe Verpflichtungen seinen Gästen gegenüber auf. So ist die Kenntnis der Sitten und Gebräuche der Beduinen ein unbedingtes Erfordernis des Wüstenreisenden. Wer es versteht, im richtigen Momente, selbst in der gefährlichsten Lage, den Beduinen an der rechten Stelle zu packen, hat viel gewonnen.

Während unsrer ganzen Reise führten wir das entbehrungsreiche, harte und gefahrvolle Leben des Beduinen. Wir kleideten uns wie echte Söhne der Wüste, ritten wie diese beim Dämmerlicht der Sterne, unter den sengenden Strahlen der Sonne; schliefen die wenigen Stunden der Nacht neben unsern Kamelen auf harter Erde, oft frierend und zitternd vor Kälte; hungerten und schmachteten vor Durst, während das Trugbild der Fata Morgana mit seinen Palmen, Hainen und Seen ein Paradies vorgaukelte; griffen zur Waffe und spannten unsere Sinne zum Äußersten an, ertönte in der Karawane der Ruf: Araber; horchten hinaus in die schweigende Nacht auf einsamem Ritte, um der drohenden Gefahr zu entgehn; löschten den Durst mit scheußlichstem Wasser aus stinkenden Schläuchen, trieben selbst die Tiere auf die Weide, zur Tränke; trugen mit den Händen Kamelmist zusammen, glücklich darüber, daraus Feuer machen zu können; stiegen hinauf im Sonnenbrande auf Berge, während unter uns der Kriegslärm der Beduinen unser Lager umdröhnte; saßen im Zelte der Beduinen, tranken mit ihnen den köstlichen Kaffee; ließen uns das harte Fleisch des Kamels ebenso trefflich munden wie das beste Gericht der Heimat.

Der Leiter der Expedition war Professor Musil. Sein früherer Begleiter auf der Reise durch Nordarabien, der k. und k. Feldwebel des militärgeographischen Instituts Rudolf Thomasberger, der Kartograph der Expedition und

ich als Geologe reisten unter dem Namen Tumân bezw. Rifaât als Musils Diener. Dazu kam ein Gendarm, ein Diener, ein Kamelhirt und ein Führer. Am 12. Mai 1910 verließen wir Damaskus und fuhren mit der Hedschasbahn nach Mâân. Von hier brach die Karawane am 26. Mai nachmittags auf, durchquerte in einer großen Schlinge den nördlichsten Teil des Hedschas über die Landschaft al Hesma gegen Westen. Über al ʻAkaba am gleichnamigen Golfe, die Oase al Hrajbe am roten Meere ritten wir nach Tebûk. Nach viertägigem Aufenthalte daselbst verließen wir am 22. Juni diese Oase, gelangten über die Ruine Rwâfa in die Harrat ar Rha, weiter südlich in die Harrat al ʻAwêrer. Hier wurde dem weiteren Vordringen Musils ein Ende gesetzt. Wir wurden als Christen erkannt, gefangen genommen, zum Tode verurteilt. Die Rettung der Expedition aus dieser gefahrvollen Lage bleibt eine der glänzendsten Leistungen Musils. In fluchtartigem Rückzuge über al Muazam wurde längs der Bahnstrecke Tebûk am 6. Juli wieder erreicht. Am 8. fuhren wir mit der Bahn nach Mâân zurück, am 13. nach Damaskus.

Die Expedition hatte die vom Sanitätsrate gestellte Aufgabe vollkommen gelöst. Eine kartographische, topographische und geologische Aufnahme, eine große Sammlung der in der Wüste vorkommenden Pflanzen, wichtige Aufschlüsse über die Wasserführung des Wüstenbodens, die Beduinenstämme, 1200 neue geographische Bezeichnungen, zahlreiche ethnographische Notizen, die Auffindung wertvoller Inschriften, die Anfertigung von Plänen verschiedener Anlagen — vor allem aber die Auffindung des wahren biblischen Berges Sinai, des Vulkanes al Beda, sind die Ergebnisse dieser äußerst anstrengenden Reise. —

Aus den azurblauen Fluten des Roten Meeres taucht leise und sanft, weißschimmernd wie der Nacken einer Meeresgöttin, das Land hervor, um dann zu riesiger Granitwand sich aufzubauen und mit fast ungegliederter Steilmauer in imposanter Höhe über den Spiegel des Meeres sich zu erheben. Purpurn erglühen die Zinnen im Sonnenlichte. In den engen Schluchten, die hinauf zur Höhe führen, schlafen bereits die Schatten der Nacht. Kein munteres Bächlein springt von Stufe zu Stufe, kein Baum lädt ein zur Rast am kühlen Platz neben der Quelle — Sand, Schotter, Geröll, gigantische Wände und wieder Sand, Schotter, Geröll — soweit das Auge reicht. Nur am Meere, wo das unterirdisch fließende Wasser gestaut wird durch das schwerere Seewasser, stehn in flimmernder Luft Palmen, überreich bedeckt mit Datteln, Schilfhäuser. Braune Männer, Weiber und Kinder laufen in scheinbarer Geschäftigkeit herum, bilden neugierige Gruppen um die Ankömmlinge — eine kleine Welt voller Leben, freudig froh das Licht des Tages genießend. Und über die Fluten des Meeres hinweg grüßt der Sinai.

Wir müssen hinauf auf die Wasserscheide. Das Trockental wird immer enger, die Wände steiler, der Boden ist voller mächtiger Schottmassen. Neben dem Wege liegen mächtige Blöcke von Granit. Der Fels scheint ganz frisch zu sein, seine äußere Rinde ist harter, unzersetzter Granit, aber er umschließt im Innern eine Höhle. Die mächtige Insolation der Sonne zieht die Salze aus der Tiefe an die Oberfläche, hier setzen sie sich zu zarten Kristallen an, von Tag zu

Tag wiederholt sich dieses Spiel. So höhlt die Sonne den Stein von außen. Schlägt man mit dem Hammer an die Wand, so klingt es hohl. Höher oben bilden die Hänge eine große Trümmerhalde, der Berg zerfällt in Blöcke, zersprengt durch den jähen Temperaturwechsel. Um die Mittagszeit wird das Gestein so heiß, daß man nicht imstande ist, es längere Zeit in der Hand zu halten. Kurz, bevor wir uns zum letzten Aufstieg rüsten, schließen die Wände zu einer engen Klamm. Ein dünner Wasserfaden schleicht träge dahin. Der kleinste Wandvorsprung wird ausgenutzt, um den glühenden Strahlen der Sonne zu entfliehen. Zwei Schalen heißen Tees und einige Brocken alten ungesäuerten Brotes geben uns Stärkung für das Kommende. In langem Zuge folgt Tier auf Tier, geführt von uns. Eine Zeitlang ist noch ein Pfad zu erkennen. Dann verschwindet die letzte Spur zwischen Blockwerk. Und über unsern Häuptern türmt sich der Fels. Mit frischem Mute gehen wir an die schwere Arbeit. Doch kaum haben wir einige Meter Höhe an der Bergwand gewonnen, so beginnen die Tiere unruhig zu werden. Sie drängen sich auf einen Knäuel zusammen, folgen nicht mehr unserm Geheiß. Wir stehn an exponierter Wand. Auch gegenüber steigt der Granit mit hoher Mauer auf. Einige unserer Leute steigen höher, um den Weg zu finden. Doch nirgends eine Spur! Die Felsstufen werden immer steiler. Das Leitkamel wird vorne geführt, hinten schlagen zwei Leute drein, zum flotten Bergsteigen anfeuernd. So werden auch die anderen Tiere mitgerissen. Eine Felsstufe kommt, hoch, fast unersteigbar. Zitternd steht das Tier davor. Es wird immer scheuer. Endlich macht es kehrt, reißt Musil, der es führt, zu Boden, die anderen Tiere wenden um und stehen bald dichtgedrängt an exponierter Wand, sich gegenseitig hindernd, stoßend. Die Gefahr des Absturzes ist aufs höchste gestiegen. Die Araber verlieren den Kopf, fluchen, jammern, drohen. Die Tiere werden abgeladen, jedes einzelne von vielen Händen geschlagen, gestoßen, geschoben und so auf die Höhe gebracht. Das Gepäck wird nachgetragen und wieder aufgeladen. So wiederholt es sich von Stufe zu Stufe.

Die Sonne geht schon zur Neige und wir haben endlich den Sattel erreicht. Die ungeheure Spannung der letzten Stunden löst sich in einen Freudentaumel auf. Wieder wird Tee und Brot genossen. Kaum ausgeruht, reiten wir weiter. Nicht lange, und schon tönt wieder der Warnungsruf: Araber! Wir suchen Zuflucht in einem Tal. Schweigend geht die Kolonne den steinigen Pfad, jeden Moment des Überfalls gewärtig. Die Nacht senkt leise ihre Schatten auf uns herab. Müde suchen wir in einem Winkel Ruhe für uns und unsere Tiere.

Mit den ersten Sonnenstrahlen sitzen wir auf. Einige wild aussehende Beduinen holen uns bald ein und zwingen uns, ihnen zu den Zelten zu folgen. Dort wird lange verhandelt. Endlich spät nachmittags hat sich die Situation geklärt. Wir erhalten auch die ersten Bissen zu essen: zwei bis drei Brocken Fleisch, einige Hand voll Reis, ein paar Schluck schmieriges Wasser. Dann wird das Gepäck aufgeladen und weiter geritten bis in die späte Nacht.

Die Hochebene dehnt sich von der dem Meere folgenden Wasserscheide,

anfangs in einzelne Berge aufgelöst, gegen Osten. Alle Wadis laufen in östlicher Richtung. Hinter der Bahnlinie selbst erhebt sich wieder ein langer Bergstrang. Von ihm führen kurze Trockentäler westlich zur Bahn, nach Ost aber laufen die langen Wadi dem Euphrat zu. Es ist die Hauptwasserscheide. Kleine Querriegel verbinden die beiden Gebirgszüge und umschließen so eine Reihe von abflußlosen Becken, in deren Tiefe sich die Grundwässer sammeln. An solchen Stellen liegen Oasen.

Dieser Teil gehört zur großen arabischen Sandwüste, dem Nefud, während im Norden die Kalksteinwüste, die Hammad, im Südwesten die vulkanische Wüste, die Harra, ihr Hauptverbreitungsgebiet besitzen. Die Hammad ist fast völlig eben, nur von kleinen Bodenwellen durchzogen, mit hartem, lehmigem Boden wie eine Tenne und überstreut mit Hornsteinen. Die Harra ist das Gebiet der großen Basaltdecken, der Vulkane, eine der gräßlichsten Einöden der Wüste. Die Hammad stürzt mit einer mächtigen Steilstufe zur Sandsteinwüste ab.

Das Wüstenland ist kein völlig lebloses Terrain. Zur Zeit unserer Reise hatte es nach den Aussagen der Araber vier Jahre nicht geregnet. Trotzdem fanden sich hier und da, besonders in tieferen und breiteren Wadi, auf deren Grunde offenbar Wasser fließt, Gräser, Sträucher oft in reicher Zahl und so dicht beieinander, daß der Boden einer Wiese glich. Die Pflanzen zeigen eine weitgehende Anpassung an klimatische Verhältnisse. Trotz der langen Trockenperiode konnte ich hohe Gräser finden mit langen hohlen Stengeln, die noch ganz mit Wasser gefüllt waren. Der eigenartigste, überraschendste Eindruck der Wüste ist wohl der Umstand, mitten in einer für unsere Augen vegetationslosen Ebene auf ein Beduinenlager zu stoßen. Man ist erstaunt über das reiche Leben inmitten einer solchen Wüste und man fragt sich immer wieder, wie nur Tier und Mensch auf so kargem Boden leben können. Wer das nicht mit eigenen Augen gesehen hat, hielte es nicht für möglich. Noch schlechter erscheinen die Lebensbedingungen in der Harra. Wasser findet sich nur in den Wadi, hie und da in engen Spalten im Basalt, in tiefen Schlünden, in die kein Sonnenstrahl zu dringen vermag. Ein solches Wasserbehältnis ist eine natürliche Zisterne mit übelriechender, grüner, dicker Flüssigkeit. Quellen mit klarem Wasser sind höchst selten und finden sich in der Harra, im Granitgebirge in engen Schluchten, bei Mâân in Kalken. Am häufigsten sind Brunnen. Teils sind sie offen mit $^1/_2$—1 m Durchmesser und 10 m Tiefe. Manche Brunnen sind schlau angelegt, um die Wasserentnahme durch die Fremden zu verhindern. Von oben führt ein langer Schacht auf eine trockene Sohle, von der man erst durch einen niedrigen, horizontalen Schlund zum wasserführenden Spalt gelangt. In der Sandsteinwüste graben die Beduinen an den Wasser führenden Plätzen 1—3 Meter tiefe Löcher, stecken mit Zweigen und Ästen in der Tiefe des Loches ein Mundloch ab und schöpfen daraus das köstliche kalte Wasser. An der Bahnlinie wird das Wasser auf den Stationen in großen Zisternen aufgefangen. An mehreren Orten pumpen Motore das in der Tiefe erbohrte Wasser zutage. Das Wasser hält sich in tiefen Brunnen oft drei bis vier Jahre selbst in

regenloser Zeit, ein Beweis, daß in der Tiefe der Becken größere Wassermassen stehen, die der Verdunstung nicht anheimfallen können. Wir sehen auch überall an der Mündung eines Trockentals in das Meer zur Zeit der Ebbe eine Reihe kleiner Wässerchen unter dem Meeresspiegel ausfließen. Das Wasser der offenen Behälter ist eine entsetzliche Flüssigkeit, kaum zu trinken. Wir kamen einmal an eine stinkende, dicke, grüne, von Mist und Urin verunreinigte Wasserlache. Ich war entsetzt, als kurz darauf Musil befahl, unsere Tiere zu tränken und die Wasserschläuche zu füllen. Ich habe von dem Wasser lange nicht trinken wollen, und lieber Durst gelitten. Freilich, schneller als man glaubt, gewöhnt man sich an solche Kleinigkeiten des Wüstenlebens.

Welche Qualen mögen wohl die Pilger leiden, die zu Fuß von Damaskus bis Mekka wandern! Auf unserem Ritte längs der Bahn begegneten wir öfter einer kleinen Schar solcher Leute. In zerfetzten Kleidern, einen Sack auf dem Rücken, schleppen sie sich mühsam durch den Sand. Den Körper kaum verhüllt, ausgesetzt dem Sonnenbrande, barfuß auf glühend heißem Stein, kaum das Nötigste zum Leben, seine Gebete murmelnd, gebrochen von der Last der Jahre, sah ich solch armen Teufel die Straße ziehen. Ein herzzerreißender Anblick!

Doch auf der Hochfläche ist die Hitze weitaus erträglicher als in den feuchten Niederungen der Oasen und des Roten Meeres. Eine leichte Brise fächelt immer ein wenig Kühlung zu. Freilich um die Mittagszeit macht sich stets eine Erschlaffung der Kräfte bemerkbar. Die Karawane schleicht träge und lautlos dahin. Mensch und Tier versinken in einen Zustand leichter Bewußtlosigkeit. Oft ist man kaum imstande, sich im Sattel zu halten. Die Augen brennen, geblendet vom gleißenden Lichte der Sonne und fallen müde zu . . . Trübt sich die Luft gegen den Horizont, wird sie zu einem undurchsichtigen, gelbbraunen Schleier, hinter dem kaum die Scheibe der Sonne zu erkennen ist, dann fangen die Augen zu schmerzen an, die Kehle brennt, die Lippen trocknen aus, der Durst wird heftiger, leise huschen auf dem Boden die Sandwehen dahin, kaum hörbar und von unsichtbarer Kraft bewegt . . . immer näher rückt die Staubwolke . . . in Spannung erwarten wir das Kommende im Schutze der Felsen. Glücklicherweise geht die Erscheinung bald vorüber.

Sind Sandstürme in der Harra nicht so leicht möglich, so ist doch dieser Teil der Wüste der schrecklichste. Die Hochfläche ist durch eine Unzahl verschieden tiefer Wasserrisse zerrissen, Weg ist auf der Höhe keiner zu erkennen, der Boden bedeckt von blockigem Trümmerwerk. Die scharfen Ecken und Kanten des Basalts zerschneiden die Hufe der Kamele, sie gehen sich wund und krumm. Ein hoher Berg hebt sich am Horizont ab, man glaubt, ihn in wenigen Stunden erreichen zu können. Doch endlos gehts immer bergab, bergauf, durch wilde Schluchten und auf für die Kamele gefährlichen Hängen. Tage vergehen so, bis man an den Fuß des Berges gelangt, der zum Greifen nahe lag. Die schwarzen Gesteine strahlen eine enorme Hitze aus. Soweit das Auge reicht, kein Baum, kein Strauch, nirgends Leben, immer derselbe schwarze Stein in flimmernder Luft.

Durch die Wüste einen Schienenstrang zu legen, — 1800 Kilometer lang ist die Strecke Damaskus—Medina, — ist eine heroische Tat. Der Gedanke an und für sich, die Wüste zu bezwingen, kühn. Es ist damit ein Kulturwerk geschaffen worden, das zu den größten des Jahrhunderts zählt. An der Spitze der technischen Leitung stand der deutsche Ingenieur Exzellenz Meißner Pascha. Was dieser Mann mit seinem Stabe europäischer Ingenieure hier geleistet hat, wird derzeit noch nicht recht gewürdigt. Deutsche Tatkraft hat hier ein großes Werk geschaffen.

Was planmäßige und systematische Kulturarbeit selbst in der Wüste vermögen, sehen wir an vielen Stellen der Hedschasbahn. Ein klassisches Beispiel dafür ist der Bahnhof von Tebûk. Noch vor wenigen Jahren lag dürrer unfruchtbarer Sand, wo heute stattliche Bauten, grüne Bäume und kleine Gartenanlagen das Auge erfreuen. Man muß es nur verstehen, den kostbaren Schatz, der noch verborgen in der Tiefe schlummert, das Wasser, zu heben und dann wird selbst der reine Quarzsandboden zur erträglichen Wohnstätte in der Wüste. Was heute brach liegt, kann urbar gemacht werden, so wie es einst gewesen. Wie das heute öde Mesopotamien ehemals der Boden hoher Kultur und blühenden Lebens war, so wurde auch hier in früherer Zeit durch die Anlage umsichtiger Bewässerungssysteme das Land zweifellos auf eine hohe Stufe gebracht. Auf unserer Reise trafen wir des öfteren zum Teil noch gut erhaltene Wasserleitungen weit drinnen im Wüstengebiet. Sehen wir schon von diesen Gegenden ab, dann bilden viele Küstenstriche am roten Meere günstigen Nährboden für die Kolonisation. In den Oasen am Strand leben heute nur wenige Menschen. Wem es gelingt, hier Fuß zu fassen, die vorhandenen Kräfte richtig zu verteilen, der schafft hier Platz für Tausende von Menschen. Wir lesen oft in den Zeitungen von Aufständen der Beduinen gegen die türkische Regierung, die meist mit der Niederwerfung der Rebellen schließen. Doch der Sieg wird mit Geld erkauft. Alle bedeutenden Beduinenfürsten, an deren Ergebenheit die ottomanische Regierung Interesse hat, erhalten hohe Titel, Würden und Gelder. Die Beduinen sind Geschäftsleute. Sie verschmähen es nicht, zu gleicher Zeit auch einem andern die offene Hand hinzuhalten. Sie folgen dem Meistbietenden. Die Türkei, England und Ägypten buhlen um ihre Gunst. Die Summen aber, die hier verausgabt werden müssen, tragen reichlich Zinsen in Anbetracht der überaus großen Bedeutung der Roten-Meer-Linie. Akaba ist heute ein verlassenes Nest. Die Anlage eines Hafens, seine Verbindung durch eine Bahn mit dem Mittelmeer, mit dem Binnenland, etwa bei Mâân, eröffnet große Perspektive in die Zukunft. Wenn es der heutigen Bevölkerung gelingt, mit so überaus primitiven Mitteln dem Boden das Leben abzuringen, dann wird man wohl nicht fehlgehen, wenn man für diese Länder bei Anwendung unserer reichen modernen Hilfsmittel an eine verhältnismäßig gute Zukunft glaubt. Noch günstiger liegen die Verhältnisse im Norden. Palästina, Mittel- und Nordsyrien, große Strecken fruchtbaren Bodens liegen noch brach oder sind ungenügend kultiviert. Ungünstige Verteilung von Besitz und Arbeit erklären diese Erscheinungen. Die Einführung europäischer Arbeitsmethoden und Kolo-

nisation des Landes sind Ziele der Zukunft. Hier weht noch günstiger Wind für das Lebensschifflein fleißiger Menschen.

Die Hedschasbahn wird in Zukunft manchen Touristen in die Wüste locken. Heute geht der Fremdenstrom von Jerusalem nach Petra. Aber der Schienenstrang, der sich im Süden in der unendlichen Weite der Wüste verliert, weist gleichsam den Weg in das unbekannte, geheimnisvolle Land. Sehnsüchtig blickt das Auge gegen Süden. Ein mächtiger Drang reißt uns fort, einzudringen in das Zauberreich.

Wer selber in der Wüste gelebt hat, kann es wohl verstehen, daß der Beduine seine Wüste liebt. An der Scholle, so furchtbar, so grausam sie auch ist, so schwer sie ihm auch das Leben macht, hängt er mit jeder Faser seines Herzens.

Verschieden wie die Wüste selbst sind auch ihre Bewohner. Kommt man zu den Zelten vornehmer Araber, wird man eingeladen, bei ihnen abzusteigen. Teppiche werden eiligst herbeigeschafft und unter dem schattigen Zeltdach macht man sich's bequem. Ringsum im Kreise sitzen die Araber auf dem Boden. Muntere Gespräche sind bald im Gang, wenn die lange förmliche Begrüßungsszene vorüber ist. Der Gruß ist der Kuß auf Mund und Wange. Sklaven in langwallenden weißen Gewändern reichen in kleinen Tassen den bitteren, doch köstlichen Kaffee. Dann wird eine mächtige hölzerne Schüssel, beladen mit Reis und großen Brocken Fleisch, gebracht. Bevor eine Gesellschaft aber zum Essen geht, lädt sie der Scheich selber ein und preist in seiner bilderreichen Sprache die Vorzüge des Mahles. Doch nicht gleich wird die Einladung befolgt. Der Herr des Zeltes und seine Sklaven laden mit neuem Mute zum Mahle. Langsam, geziert kommen die Leute herbei an die Schüssel. Vorher noch werden die Hände gewaschen. Mit der Rechten formt man kleine Knödel von Reis und führt sie zum Munde — eine Arbeit, die Anfangs recht schwer ist. Mit der Rechten löst man auch das Fleisch von den Knochen, oft eine recht schwierige Operation. Haben sich alle satt gegessen, so nimmt die zweite Gesellschaft, die Nächsthochstehenden, um die Schüssel Platz. Dann folgt eine dritte oder vierte Reihe, endlich kommen die Jüngsten und die Kinder. Stunden vergehen so, bis das Mahl zu Ende ist. Auch weniger reiche und vornehme Leute laden den Vorüberziehenden ein, abzusteigen, doch in der Absicht, aus der Bewirtung reiche Belohnung herauszuschlagen. Sie geben Kaffee oder Fleisch und beeilen sich beim Essen, um nur ja recht viel zu bekommen und verlangen beim Abschied die Bezahlung der Mahlzeit und Geschenke. Wenn sich solche Szenen öfter wiederholen, ist das sehr lästig. Es geht vor allem kostbare Zeit verloren. Und doch, achtet man nicht diese Bräuche der Beduinen, so lästig sie dem ruhelos vordringenden Forscher werden, so läuft man in die Gefahr, unangenehme Situationen heraufzubeschwören.

Tagelang schlägt man sich in Ruhe durch. Man verfällt in einen gewissen Quietismus, glaubt, es kann ernstlich Böses doch nicht kommen. Auf einmal aber wird man urplötzlich aus dem Traum geweckt. So ging es auch mir.

Wir waren bei den Ruinen von Homeima nördlich von Akaba. Ich begleitete Musil auf der Suche nach Inschriften und verließ ihn kurze Zeit

darauf, um einen Berg zu ersteigen, von dem ich mir einen guten Überblick über die Geologie der Gegend versprach. Ich entfernte mich ziemlich weit vom Lager. Nirgends eine Spur menschlicher Wesen. Ich kletterte durch einen Kamin auf ein kleines Hochplateau und stehe auf einmal einigen Zelten gegenüber. Zurück kann ich nicht mehr, da mich bereits eine Frau erblickt hat. Sie schreit, lärmt und hetzt die Hunde gegen den Eindringling. Ich suche mich durch Steinwürfe der Tiere zu erwehren und treffe dabei auch die Frau. Der fatalen Situation will ich durch raschen Abstieg entkommen, finde aber den Weg durch ungangbare Steilabstürze versperrt. Endlich finde ich den Abstieg. Da hebt hinter mir ein furchtbarer Lärm an, drei Araber verfolgen mich mit angelegtem Gewehr. Immer mehr tauchen auf. Ich bleibe stehen und hebe die Hände zum Zeichen, daß ich mich nicht verteidigen kann. Von Block zu Block springend, mit angeschlagenem Gewehre, rückt der Feind immer näher, schreiend, drohend. Den Revolver stecke ich aus dem Mantel in das Hemd und lasse sie herankommen. Während sie mir alles vom Leibe reißen wollen, hält mir einer immer den Gewehrlauf vor die Brust. Ich versuche klar zu machen, daß ich ein Franke bin, daß ich einer kleinen Karawane angehöre, die unten lagert, und rufe Scheich Musa. Nichts fruchtet. Die Situation spitzt sich immer mehr zu. So teuer wie möglich will ich mein Leben verkaufen. Ich greife zur Waffe und will dem ärgsten Schreier unter die Gurgel fahren — ein alter Araber kommt lebhaft gestikulierend auf unsere Gruppe zugestürzt; alle Aufmerksamkeit gilt seinen Worten. Darauf läßt man mich frei und lädt mich zum Mahle im Zelte. Ich bin ebenso höflich und lade zum Besuch unseres Lagers. Aber beide Teile lehnen ab und so gehe ich hinunter. Überall tauchen jetzt die hohen Gestalten von Arabern auf.

Weitaus gefährlicher als dieses Intermezzo war die Affaire, die die ganze Karawane tiefer im Süden, im Gebiet der Beli-Beduinen zu bestehen hatte. Wir folgten Kamelspuren, erreichten ein kleines Lager und wurden hier vom Scheich gastfreundlich aufgenommen. Beim Weiterzuge gelangten wir in eine Ebene. Auf einmal hören wir Geschrei und sehen eine große Menschenmenge, die Gewehre schwingend, auf uns zueilen. Wir waren als Christen erkannt worden. Die Menge schrie wild erregt auf uns ein, besonders auf uns drei Europäer, riß unsere Kamele herum und wollte uns herunterziehen. Einer trieb es besonders arg. Wieder und wieder mußte er von dem alten Scheich, der durch die Gastfreundschaft uns verpflichtet war, zurückgetrieben werden. Schließlich sprang der alte Mann mit einem Stocke herbei und prügelte ihn wie einen Knaben durch. Merkwürdig — der Mann ließ sich das ruhig gefallen. Aber der Kerl hetzte fortwährend die andern auf uns los, mit Wort und Tat. Musil hat sich inmitten dieser Menschen wie ein Held geschlagen, und mitten im Gedränge blickte ich voll größter Bewunderung auf den kühnen Mann und suchte es ihm gleich zu tun. Schwere Stunden folgten, in denen unser Führer, Musil, furchtbar zu leiden und fast Unmögliches zu leisten hatte. Ich glaube, nur ihm ist es zu verdanken, daß am Abend ein Teil dieser Leute zu uns hielt, der andere aber wegzog, bereit zum Strauße mit uns am folgenden Morgen. In der Frühe

erzählte der Diener, man hätte allen unseren Begleitern hohe Belohnung für unsere Auslieferung angeboten. Sie mußten schwören, daß wir Mohammedaner wären. Wir ritten aus, begleitet von unsern Freunden, die den feindlichen Schwarm, der sich versteckt hielt, von uns abwehren sollten. Es war ein herrlicher Morgen. Hell und warm schien die Sonne vom Himmel, alles atmete Leben, Lust und Freudigkeit, und wir ritten dahin, schweigend, mit bereiter Schußwaffe, als ginge es zum letzten Gange. Ein paar Stunden vergehen, dann wird Rast gemacht und noch einmal Kriegsrat gehalten. Der alte Scheich spricht glänzend. Ich verstehe kein Wort davon, doch ich hänge an seinem Munde, lausche seinen Worten; aus dem Tonfall der Stimme, dem lebhaften Mienenspiel deute ich den Inhalt seiner Rede. Alle hören aufmerksam zu. So spricht er stundenlang, bis er jeden überzeugt hat. Dem Manne verdanken wir viel. Unter Begleitung eines Scheichs ziehen wir abends nach Norden, Tebûk zu erreichen. Doch unser Führer ist sehr mißtrauisch, Musil muß langsam nach und nach sein Zutrauen zu gewinnen suchen, und kritische Stunden vergehen, bis wir in Sicherheit sind.

Nur zu rasch vergißt man die unangenehmen Augenblicke. Aus dem bunten Geflecht der Gefahren und des Genusses heben sich die lichten Farben der Freude zu einem Kranze herrlichster Erinnerungen. Dann stehen sie wieder vor mir, die Gestalten in ihren wallenden Gewändern, da reite ich wieder an ihrer Seite wie einer der Ihrigen, die edle stolze Haltung bewundernd, froh das helle Licht der Sonne trinkend, mit Lust und Freude am jungen Leben, mit dem unverzagten Mute der Jugend hinaus in die Wüste . . .

Graf Leopold von Kalckreuth/Das Alter.

Das Problem der Wahrheit und der Werte in der neuesten Philosophie / Eine Orientierung von Fritz Brust

Die Geschichte der Philosophie ist die Geschichte des Wahrheitsstrebens. Der volle, allseitige Besitz der Wahrheit ist das Ideal, auf das das philosophische Streben jederzeit gerichtet ist. Denn die Wahrheit erscheint uns als das in sich Ruhende, Fertige, Vollkommene, Ewige, Absolute, ‚Metaphysische', als der tiefste Urgrund, auf den die Wirklichkeit mit dem unendlichen Reichtum ihrer Gestalten aufgebaut ist. Es liegt in der Natur der Wahrheit, daß sie keiner Steigerung fähig ist und daß das Erkenntnisstreben einzig in dem allseitigen Besitz der Wahrheit zur Ruhe kommt. Jede Theorie, die die Erkenntnis der Wahrheit in Urteilsform mitteilt, sagt eben damit auch zugleich, daß die Wahrheit etwas Fertiges, Konstantes, Unbewegtes ist. Diesen Charakter der Wahrheit als eines Metaphysischen, Ruhenden, Unbewegten müssen auch diejenigen Theorien anerkennen, die in der Welt nur den ewigen Fluß und das Werden der Dinge sehen. Das Urteil, alle Dinge sind im Fluß, will eine Wahrheit sein, die über dem *πάντα ῥεῖ** thront und selbst nicht von dem *πάντα ῥεῖ* mitbewegt wird. Die in der modernen Zeit vielfach vertretene Ansicht, daß alle Wahrheit nur auf Denkökonomie oder pragmatischer Zweckmäßigkeit beruhe, daß sich die Wahrheit entwickle und ‚nutzbringend' erweise, urteilt nolens volens von einem Standpunkt aus, der Wahrheit verkünden will. Wenn die Wahrheit ein Entwicklungsprodukt ist, so ist doch gewiß der Gedanke, daß sich die Wahrheit entwickelt, selbst kein Entwicklungsprodukt. Zeigen, daß es keine Vernunft (Wahrheit) gibt, hieße, wie Kant sagt, durch Vernunft (Wahrheit) allererst beweisen, daß es keine Vernunft (Wahrheit) gibt. Die Tatsache der Wahrheit muß vorausgesetzt werden, sobald ich einen wahren Satz mitteilen will, z. B. den Satz, daß es keine Wahrheit gibt. Daraus folgt, daß ich die Tatsache der Wahrheit in einem Urteil nicht ohne logischen Widerspruch leugnen kann, weil ich zu ihrer Leugnung die Wahrheit wieder voraussetzen muß.

Jede Theorie muß ihren Inhalt, wenn sie ihn mitteilen will, in der Form von Urteilen aussprechen und den Sprung in jene Sphäre machen, in der es keinen Wechsel und keine Entwicklung gibt. Die Entwicklungsunfähigkeit der Wahrheit ist die einzige urgewisse Wahrheit, an die wir restlos glauben können. Ohne dies wäre es unsinnig, in alle Ewigkeit auch nur einen Satz auszusprechen, der mit dem Anspruch auftreten wollte, von andern gehört und als wahr anerkannt zu werden.

Überblickt man die neuere Literatur der systematischen Philosophie, so fällt u. a. besonders eine Richtung auf, die man als eine Art philosophische Schule bezeichnen könnte, wenn man die gemeinsame Tendenz ihrer Vertreter und den allgemeinen Ausgangspunkt ihrer Philosophie ins Auge faßt. Es ist eine Richtung des philosophischen Denkens, die vor allem um eine Erkenntnis-

* = alles fließt.

theorie ringt, weil sie die Überzeugung hat, daß die Erkenntnistheorie die Hauptsache in der Philosophie sei und in alle übrigen Zweige der Philosophie nur von ihr aus Klarheit kommen könne. Diese erkenntnistheoretisch vorgehenden Philosophen suchen mit strengster Konsequenz auf allen Gebieten der Philosophie, der Religionsphilosophie, der Ethik und Ästhetik, den Anschluß an die Erkenntnistheorie zu gewinnen und auch die nicht logischen Probleme im logisch-erkenntnistheoretischen Sinne zu formulieren. Wenngleich sie bis heute — die meisten Vertreter dieser Richtung sind sich dessen auch bewußt — keine positiven Sätze z. B. ethischen oder ästhetischen Inhalts zur unbestreitbaren Gültigkeit und Evidenz gebracht haben, so muß doch mit unparteiischer Anerkennung zugegeben werden, daß sie mit aller Schärfe gezeigt haben, wie die Probleme, wenn sie in einer Wissenschaft sollen vertreten werden, zu stellen sind. Fruchtbar hiefür ist vor allem der Wahrheitsbegriff geworden, der in der modernen Urteilslehre Rickerts, Windelbands, Husserls und anderer zum Zentralbegriff geworden ist. Von dieser Seite her wurde die Erkenntnistheorie zur erkenntnistheoretischen Logik, welch letztere nach Ansicht obiger Denker das Kriterium alles wahren Denkens überhaupt ist und von allen Einzelwissenschaften vorausgesetzt wird.

Die erkenntnistheoretischen Untersuchungen der letzten Zeit sind in zwei große Strömungen ausgelaufen, von denen man die eine kurz als ‚Psychologismus‘ charakterisiert hat. Sie ist diejenige Tendenz, die der Psychologie auch die Erkenntnistheorie unterordnen will, die die Erkenntnis also ‚psychologisiert‘. Unter Psychologie versteht man allgemein die Wissenschaft von den ‚geistigen‘ Vorgängen. Die Psychologie denkt sich diese Vorgänge als Ereignisse, die sich zwischen festen Bestandteilen der Psyche, zwischen psychischen Einheiten abspielen. Es ist dabei wohl zu unterscheiden zwischen dem Material der psychischen Vorgänge und den Beziehungen und Vorgängen selbst unter diesen festen Bestandteilen. Damit die Psychologie überhaupt von einer festen Basis ausgehen kann, muß sie das Seelenleben, das sich fortwährend im Fluß befindet, in solche feste Bausteine auflösen. Die Versuche, derartige Bestandteile in dem psychischen Geschehen abzugrenzen, gehen bis ins Altertum zurück. Zu allgemeiner Annahme kam jedoch innerhalb der neueren Philosophie und Psychologie erst die Einteilung von Tetens, einem Vorgänger Kants. Die Grunderscheinungen, die Tetens in der Psyche abgrenzt, sind Denken, Fühlen und Wollen. Es ist dies eine Trennung, die in erster Linie eine praktisch-wissenschaftliche Bedeutung hat; denn wir können dem unerschöpflichen Strom und Nuancenreichtum der seelischen Vorgänge nur dadurch beikommen, daß wir Ordnung in ihnen schaffen. Die Auflösung der einheitlichen Psyche in die Grundtypen des Denkens, Fühlens und Wollens und in deren Unterabteilungen kann daher nie eine eigentliche vollgültige Beschreibung ergeben, sondern sie darf nur als ein Ordnungschaffen, als ein Abgrenzen angesehen werden. Denn es kann schon der oberflächlichsten Selbstbeobachtung unmöglich entgehen, daß die psychischen Ereignisse nicht ein Spiel mit dreifarbigen Holzklötzchen sind, sondern daß in allen psychischen Vorgängen die ganze Seele beschäftigt ist. — Von dem Material der seelischen Prozesse sind zu unterscheiden die gesetz-

mäßigen Beziehungen, nach denen sich das Material ordnet, verbindet und ins Bewußtsein tritt. So stellt die Psychologie z. B. fest, daß gewisse psychische Bestandteile eine große Verwandtschaft haben zu anderen Bestandteilen und die letzteren im Bewußtsein wachgerufen werden, wenn die ersteren auftreten. Diese Anziehungskraft der verschiedenen psychischen Komplexe nennt man Assoziation, und man versteht unter diesem Ausdruck oft sowohl die Elemente, die angezogen werden, als auch die Art der Verwandtschaft, die zwischen dem anziehenden und angezogenen psychischen Bestandteil besteht.

Zu dieser kurzen Erörterung des Begriffes ‚Psychologie' hatte uns der Begriff ‚Psychologismus' geführt, mit dem man eine philosophische Richtung der neueren Zeit bezeichnet. Dieser Psychologismus geht von der Überlegung aus, daß alle Erkenntnisvorgänge und alle Evidenzphänomene, d. h. alle psychischen Erlebnisse, in denen wir das Gefühl und die Überzeugung haben, daß etwas ‚richtig', ‚wahr', ‚gut' oder ‚schön' sei, konkrete psychologische Fakta sind und deshalb eine psychologische Behandlung fordern. Die allgemeine Geltung der Wahrheit, des Guten und des Schönen, so sagt der Psychologismus, muß auch psychologisch, d. h. in dem einzelnen Subjekt, erlebt werden, damit das einzelne Subjekt die Wahrheit, das Schöne und das Gute für allgemein geltende Werte halten kann. Das Erlebnis aber, aus dem heraus das Subjekt etwas für wahr, gut oder schön hält, ist immer ein Vorgang i n diesem einzelnen Subjekt, und die entsprechenden Wahrheits-, Sittlichkeits- und Schönheitsgefühle sind reale psychologische Vorgänge, die man also auch mit psychologischer Methode untersuchen muß. — Das psychologisierende Verfahren ist allen relativistischen Erkenntnistheorien eigen. Die Wahrheit wird durch sie ihres nicht empirischen Charakters beraubt und zu einem Gattungswert degradiert.

Die nicht psychologistischen Erkenntnistheoretiker, die sich in ihren Arbeiten vielfach psychologistische und relativistische Keime vorwerfen, kämpfen um eine Erkenntnistheorie, die von den Forschungen der Psychologie nicht nur unabhängig und unbeeinträchtigt sein, sondern sogar darüber stehen soll. Dies ist diejenige Erkenntnistheorie, die von Kant inauguriert worden ist und über Fichte, Lotze, Bolzano zu Windelband und Rickert gelangt ist. Hatte Kant gelehrt, daß es in der theoretischen Philosophie vor allem auf den W e r t der Erkenntnis ankommt, und gefordert, daß der Subjektivismus als Versuch, die Allgemeingültigkeit der Mathematik und Naturwissenschaft durch das psychologische Erlebnis zu begründen, ausgeschaltet werden müsse, so war es Lotze, der dem Begriff des ‚Geltens' seine Aufmerksamkeit zuwandte, und Bolzano, der den Begriff des ‚idealen Seins' der wahren Sätze in die Philosophie einführte. Durch Rickert sind wir in der allgemeinen Fassung der Wahrheitslehre noch einen Schritt weiter gekommen.

Rickert überläßt das ganze Gebiet des physischen und psychischen Seins, das Körperliche u n d das Geistige, den Einzelwissenschaften. Soweit sich eine Wissenschaft mit einem bestimmten Ausschnitt aus dem Sein, z. B. die Psychologie mit der Realität und den kausalen Beziehungen des Denkens, Fühlens und Wollens, des Wertens, des Stellungnehmens usw. beschäftigt, ist sie eine

nicht philosophische Disziplin. Alles, was räumlich und zeitlich im Reiche der Wirklichkeit festgelegt ist, ist ein Stück Sein, gleichviel ob es Körper oder Geist ist. Daß ich jetzt und an diesem Ort einen bestimmten Gedanken fasse, daß ich heute so und morgen anders werte und urteile, ist ein Stück psychischer Wirklichkeit, ein konkreter Akt, der von der entsprechenden Seinswissenschaft, der Psychologie ‚objektiviert' wird, und dessen Beziehungen zum ganzen Wirklichkeitszusammenhang untersucht werden können. Die Trennung der Wissenschaften in Natur- und Geisteswissenschaften ist, wenn man unter den ersteren die konkreten Seinswissenschaften und unter den letzteren die Philosophie versteht, nach Rickert und Windelband unstatthaft. Die ganze Welt des Seins, alles real, d. h. im Raum und in der Zeit Existierende, auch die ‚Seele', gehört den Einzelwissenschaften.

Der Philosophie bleibt, so paradox es auch klingt, das Reich des Nichtseienden. Dieses Reich ist das Reich des ‚Apriori' (Kant), des ‚Geltens' (Lotze), des ‚idealen Seins' (Bolzano), des ‚Normativen' (Windelband), des ‚Wertes' und des ‚Sinnes' (Rickert). Obige Begriffe bedeuten im großen und ganzen dasselbe und sind in der modernen Urteilslehre unentbehrliche Termini geworden. Ein Urteil ist zunächst ein konkreter psychischer Akt, der hic et nunc festgelegt ist. Der Urteilsakt und die Urteilsnotwendigkeit geschieht in dem großen Wirklichkeitsganzen und ist also objektivierbar. Nicht objektivierbar ist aber das, was mit dem Urteil gemeint ist. Der Urteilsakt z. B. ‚jede Wirkung hat eine Ursache' geschieht im Raum und in der Zeit, ist objektivierbar als Akt, als Faktum, dagegen ist er nicht objektivierbar als sinnvoller, wahrer Gedanke. Der Sinn dieses Urteils ist kein Stück Wirklichkeit, weder räumlich lokalisiert noch zeitlich bedingt. Er ist ein Gedanke, der keine wirkliche Existenz hat, der vielmehr etwas über die Wirklichkeit aussagt, ihr einen Sinn gibt und auf absolute Geltung, d. h. auf Wahrheit Anspruch macht. Verschiedene Menschen können z. B. den Satz der Anziehung aller Körper zu verschiedenen Zeiten denken, und in jedem ist der Denkprozeß ein anderer, nämlich räumlich und zeitlich, der Stärke und Dauer, der Gewißheit, dem ganzen Charakter des Denkerlebnisses nach verschieden. Ist auch der Satz dadurch alteriert, daß er in so verschiedener Art und Weise gedacht wird? Gewiß nicht. Der Satz selbst bleibt davon unberührt, denn er ist ja nicht im Raum und nicht in der Zeit, auch nicht eine Emanation, ein Produkt der Gehirnvorgänge, sondern er hat nur sein physiologisches Korrelat im Gehirn, indem jedesmal, wenn dieser Satz der Anziehung gedacht wird, gewisse Gehirnpartien in Funktion treten. Der Satz selbst aber hat keine räumlich-zeitliche Wirklichkeit.

Der Wahrheitsanspruch liegt auch allen Urteilen zugrunde, die lediglich Tatsachen konstatieren. Für sie besteht das Wahrheitsmoment einfach in der Tatsache, daß etwas gesehen, gehört, gerochen wird. Es sind Urteile, die mit der Kategorie der Existenz logisch geformt sind. Jedes Tatsachenurteil hat ewige Geltung, hat den wahren Sinn, daß etwas erlebt wurde.

Die Welt stellt sich hiernach als ein Reich von Wirklichkeiten dar, welches von einem nichträumlichen und nichtzeitlichen Reich des Gedankens, des Sinnes durchdrungen ist. Soweit nun die theoretische Philosophie ihre Aufgabe in

der Auffindung der nichtseienden und nichtobjektivierbaren Gedanken, d. h. der wahren und allgemeingültigen Sätze erblickt, ist sie eine Wissenschaft des ‚Geltens‘ oder der geltenden ‚Werte‘. Die theoretischen, ethischen und ästhetischen Werte existieren nicht, sie ‚gelten‘ nur. In den Werttheorien sind daher ‚Wert‘ und ‚Gelten‘ die obersten Begriffe geworden, von denen man jede weitere Untersuchung abhängig machte. Von ihnen ging im Grunde genommen auch Kant aus. Sein ‚Apriori‘ ist das Gelten, das vor aller Erfahrung Vorhergehende, von aller Erfahrung Unabhängige, die Vernunft, die conditio der ‚Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit‘. Apriorismus ist somit Geltungstheorie oder — Werttheorie.

Da der Sinn oder der Wert, wie wir sahen, nichts Reales, weder Physisches noch Psychisches ist, kann er auch nicht aus der Realität entstehen. Er kann auch nicht aus der Realität erkannt, begründet und erklärt werden. Das Evidenzgefühl, d. h. die psychisch erlebte Notwendigkeit so zu urteilen, ist eine psychische Realität und verbürgt niemals den Besitz der Wahrheit oder der Werte. Es gibt bei im übrigen normalen Menschen Evidenzgefühle, deren Gegenstände falsch sind. Der Irrtum kann sogar durch Generationen hindurch als Wahrheit gelten. Betrachten wir von hier aus das empirische Kunstleben, so zeigt sich sofort, daß der ästhetische Wert, wenn er im ‚Genusse‘ erlebt wird, doch durch den Genuß nicht als Wert erkannt werden kann. Wenn bei der Apperzeption eines Kunstwerkes der eine einen Genuß zu haben vorgibt und der andere nicht, so ist offenbar beides gleichgültig, sobald es sich um die Auffindung des ästhetischen Wertes handelt. Dieser läßt sich aus keinem psychologischen Zustand in sicherer Weise erkennen.

Der Psychologie verbleiben alle ihre Aufgaben, wenn sie von dem Anspruch läßt, Werte begründen zu wollen. Sie muß ganz zur Seinswissenschaft werden, und ihre Lehrer müssen, wie das Windelband schon vor einer Reihe von Jahren mit Recht gefordert hat, der naturwissenschaftlichen Fakultät eingereiht werden. Auch das Gebiet, bei dem es sich um die Anerkennung von Werten, also um Wertungen handelt, wird ihr die Philosophie nicht streitig machen, weil auch die Wertung eine Realität ist. Die Disposition zu Wertungen ist doch gewiß noch ein höchst interessantes, große Perspektiven eröffnendes Problemgebiet. Inwieweit die physiologische Konstitution mit dem Wertfinden und Wertverstehen, wie weit die Geschichte der Wertanerkennung mit der Überlegenheit der Rasse, der Nationalität, des Geschlechtes usw. zusammenhängt, alles dies sind Fragen, für die sich der Völkerpsychologe und der Psychologe überhaupt interessieren muß. Zugleich gilt es aber, immer die Gefahr im Auge zu behalten. Der offensichtliche Zusammenhang von Wertanerkennung und physiologischer Konstitution könnte leicht dazu verleiten, die Herkunft des Wertes in die Realität zu verlegen und dem Wert selbst eine Geschichte zu geben, ihn entstehen und vergehen zu lassen.

Für den konsequenten Werttheoretiker hängt, wie wir sahen, der Begriff des Wertes direkt zusammen mit dem Begriff des Geltens; der unbedingte Wert gilt absolut. Wenn ein Satz wahr ist, ist er zeitlos wahr. Mathematische Sätze, die heute noch nicht bekannt sind, gelten nichtsdestoweniger schon heute.

Der Satz des Pythagoras war wahr, bevor ihn Pythagoras ausgesprochen hatte. Es kann sich also nur um ein Entdecken von Werten handeln. Auch in der Kunst muß es so sein, wenn es eine solche von unbedingter Geltung gibt. Die Wagnersche Kunst ist eine Kunst, die, wenn sie absolute Geltung hat, längst schon da war, d. h. der ästhetische Wert, den wir mit dem Namen ihres Entdeckers Wagnersche Kunst nennen, galt immer als ästhetischer Wert, wenn er gleichwohl auch nicht bekannt war. Das Gelten der Werte ist eben zeitlos, das empirische Anerkennen derselben fängt an und kann aufhören. Der Wert selbst wird durch die Schwankungen seines Anerkanntseins oder Nichtanerkanntseins nicht alteriert.

Dem ruhenden, idealen Sein der Werte steht so das bewegte, wechselvolle, reale Sein der Wertungen gegenüber. Genialität ist Entdecken und Besitzergreifen überindividueller, zeitlos gültiger Werte. Nur das Entdecken zeichnet das Genie vor dem Wertnachfühlenden aus. Das Wertverständnis kann bei beiden gleich sein, in gewissen Fällen sogar das Wertverständnis des letzteren dasjenige des Genies übertreffen. Wäre es also nicht denkbar, daß der Entdecker von Schönheiten der großen ästhetischen Werte, die er mitteilt, sich nicht in der Weise bewußt ist, daß er den vollen ästhetischen Gehalt seiner ‚Schöpfungen' erlebt?

Es ist eine Erscheinung von eminenter philosophiegeschichtlicher Bedeutung, daß die philosophischen Probleme der neuesten Zeit, insbesondere die hier erörterten Wahrheits- und Wertprobleme so unmittelbar an die Philosophie der Griechen und vor allem an den Platonismus erinnern. Der griechischen Philosophie war ja das Problem des Dualismus, der sich ursprünglich in dem Gegensatzpaar von Seiendem und Nichtseiendem darstellt, die letzte crux, über die sie nicht hinauskam. Und nach einer philosophischen Denkarbeit von über zweitausend Jahren sehen wir die Probleme wieder in diese dualistische Form ausmünden und erleben eine Wiedergeburt der platonischen Grundgedanken. Im Gegensatz zu den positiven Einzelwissenschaften, die beständig ‚Fortschritte' zu verzeichnen haben, scheint also die Philosophie um keinen Schritt weiter gekommen zu sein. Und so verhält es sich in der Tat, wenn wir unter Philosophie die Weltanschauungslehre überhaupt verstehen. Die letzten Probleme selbst, um die es sich da handelt, sind längst gestellt und wir wundern uns nicht mehr, wenn wir in den zahlreichen und mannigfachen philosophischen Arbeiten immer nur neue Erlebnisse uralter Probleme kennen lernen.

In dem Begriff des Erkennens liegt von vornherein der Dualismus vom Erkennenden und Erkannten, von Subjekt und Objekt, von Begrenztem und Unbegrenztem. Sobald das Erkennen einmal eingesetzt hat, ist die monistische Erklärung der Welt eine Unmöglichkeit und es besteht keine Hoffnung mehr, den Dualismus zu beseitigen. Dies ist eine Einsicht, zu der das philosophische Denken kommen muß und auch gekommen ist. Und so klar die Überzeugung auch sein mag, daß der Erkennende sich ein dualistisches Weltbild zurechtlegen muß, die dualistische Spaltung der Welt selbst läßt dem Erkenntnistrieb, der Einheit und Synthese will, solange keine Ruhe, bis er die Zweiheit aus

der Einheit abgeleitet hat. Doch dies ist ein Ziel, das im Unendlichen liegt, und dem sich das ‚metaphysische Bedürfnis' wenigstens zu nähern versucht. Die Inhalte der Welt und der Wirklichkeit können nicht restlos in Begriffe eingefangen werden und doch ist mitteilbare Erkenntnis nur als begriffliche Erkenntnis möglich. Die Welt muß logisiert werden durch den Erkenntnistrieb: damit setzt er sich seine niemals restlos zu lösende Aufgabe.

Jede große Weltanschauungslehre, die in systematischen Gedankenreihen den Wirklichkeits- und Weltgehalt zusammenfaßt und sinnvoll zu deuten versucht, hat für das Unerkennbare, Transzendente, das ‚Ding an sich' Raum gelassen. Die Annahme des Transzendenten ist eine Denknotwendigkeit, eine ‚Vernunftidee' (nach Kant), aber die Gedanken über die Inhalte und das Wesen desselben gelten heute als wissenschaftlich gefährliche Unternehmungen. Die meisten modernen Denker bewahren sich das Gefühl und die Ahnung des Transzendenten und enthalten sich weiterer Urteile darüber. In manchem kritischen Kopf füllt sich die unermeßliche Weite hinter den positiven Ergebnissen des Denkens mit den religiösen Abstraktionen des Christentums. Es ist gerade der aus den letzten prinzipiellen Untersuchungen geborene philosophische Skeptizismus, der bei solchen Denkern den religiösen Vorstellungen am zugänglichsten ist. Und zwar fangen diese Betrachtungen oft gerade da an, wo man sie auf den ersten Blick am wenigsten vermutet: am eigenen Selbst und an der unmittelbaren Erfahrung der Außenwelt. Das unmittelbar Seiende, die Gegenwart und das Ich ist etwas so Rätselvolles und Grauenhaftes, daß alle Denkmittel versagen, wenn man sie ‚logisch' ableiten will. Wer das Unheimliche des Gegenwarterlebnisses nicht kennt, der kennt auch die feinen Fäden nicht, die aus der sinnenden Betrachtung der logischen Wirklichkeit zu dem Glauben an ein Transzendentes hinüberleiten.

Nationalismus u. christlicher Universalismus

Von Joseph Mausbach

IV.

Suchen wir die Grenzlinie zwischen dem berechtigten Nationalgefühl und seinen Übertreibungen zu ziehen, so dürfen wir das sog. Nationalitätsprinzip nicht mit dem heute so verbreiteten praktischen Nationalismus zusammenwerfen. Das erstere will — als ‚Prinzip' — eine ideale Norm sein, die sich auf alle Staaten und Völker anwenden läßt. Es fordert mit größerer oder geringerer Strenge für jede Nation die Freiheit, sich zu einem einheitlichen, ihrem besonderen Bedürfnisse entsprechenden Staatswesen auszuwachsen, zu diesem Zwecke getrennte Stammesteile an sich zu ziehen und ‚unnatürliche' Verbindungen zu lösen, nötigenfalls mit Verletzung historischer staatlicher Rechte und Grenzen. Dieses Prinzip ist nun wohl bequem zu handhaben, um einer bestimmten Staatsaktion den Schimmer des Idealen und Rechtlichen zu geben; es läßt sich aber als wirklicher Grundsatz weder in der jetzigen noch in einer möglichen Welt durchführen. Alle größeren Staaten sind heute nicht reine Nationalstaaten, sondern zeigen eine Mischung von Stämmen, nicht selten auch von Sprachen, die nicht gelöst werden könnte, ohne daß die politische Existenz der Staaten erschüttert und das Ganze unserer Kulturwelt in ein Chaos verwandelt würde. Denken wir, um in Europa zu bleiben, nur an die Basken in Spanien und Frankreich, die Slaven, Magyaren und Italiener in Österreich, die Iren in Großbritannien, die Polen, Dänen und Masuren in Preußen, die Esthen, Liv- und Finnländer in Rußland; wie sollte man hier eine Scheidung und Wiederverbindung nach der Bluts- und Sprachgemeinschaft herstellen? Setzen wir aber voraus, die Staaten verständen sich zu dem Versuche einer neuen nationalen Gruppierung: wie weit soll dann der Begriff der Nation, der Stamm- und Sprachverwandtschaft gefaßt werden? Die Italiener denken an die Zone ihrer Sprache, innerhalb deren doch so viele germanische Volkselemente heimisch geworden sind; aber gelegentlich erinnern sie sich auch der weiteren romanischen Kultur- und Seelenverwandtschaft; Napoleon III. brachte das Schlagwort vom Kaisertum der lateinischen Rasse auf. In Österreich und auf der Balkanhalbinsel kämpfen slavische Völker um nationale Sonderinteressen; zugleich aber streckt von Rußland aus der Panslavismus seine Arme aus und möchte das ganze Slaventum zu einem politischen Ganzen zusammenfassen. Und wo beginnt das echte Germanentum, wo hört es auf? In den weitesten Rahmen der Verwandtschaft gehören auch die Angelsachsen und Skandinavier; näher stehen uns Flamen, Holländer, Schweizer, noch näher die Deutschen Österreichs; immer aber kann man uns entgegenhalten, daß die Bayern und Schwaben nach Sprache und Volksart den Friesen und Mecklenburgern nicht näher stehen als die Bewohner des Niederrheins den Holländern. In Amerika treibt die Monroedoktrin dazu, einen Panamerikanismus als nationales Ziel zu erdichten, dem jede wahrhaft nationale Bewurzelung in Sprach- und Stammeseinheit fehlt.

So ist der erwähnte Grundsatz als herrschende Norm, als allgemeines Gesetz oder Ideal gar nicht denkbar, weil er zu unerträglichen Widersprüchen

führt. Seine Anwendung geschieht in der Regel aus einem zweifachen Grunde. Ein Staat, der sich im ganzen auf einer bestimmten Volkseinheit aufbaut, erklärt es als nationale und staatliche Pflicht, seine fremdsprachigen Landesteile vollkommener zu assimilieren, sie ihrer Sprache und ihres angestammten Gemeingefühls friedlich oder gewaltsam zu entwöhnen. Dieses Streben widerspricht tatsächlich dem ernst erfaßten Nationalprinzip, indem es dem einen Volke entzieht und vorenthält, was es allen anderen gewährt. Die Logik würde fordern, den in Rußland, Österreich und Preußen zerstreuten Polen die Wiederherstellung eines Nationalreichs zu ermöglichen, nicht aber sie zu russifizieren oder zu germanisieren. Aber das staatliche Bewußtsein und Machtstreben ist eben stärker als jenes ideale Postulat; und das ältere ‚Prinzip' möglichster territorialer Abrundung läßt das spätere nationale Prinzip nur soweit aufkommen, wie der eigene Nutzen es gestattet. Ähnlich verhält es sich mit der Stellung der Staaten zueinander. Auch hier dient der schöne Grundsatz zur Maskierung einer Politik, die nur auf die Stärkung der eigenen Nation abzielt, die Interessen fremder Völker aber, wo es vorteilhaft erscheint, schonungslos opfert. Übrigens scheint auch Meinecke der Ansicht zu sein, ‚der Gedanke einer nationalen Autonomie sei dann kein wahrhaft nationaler Gedanke, sondern ein universales und rationales Axiom' im Geiste des 18. Jahrhunderts, wenn alle, auch die unterdrückten Völker, sich darauf berufen wollten. Als wenn Gedanken und Grundsätze nicht wesentlich ‚universal und rational' wären! Man sieht hier, daß das nationale Prinzip in dem angeführten Sinne tatsächlich nichts anderes ist als ein hochgespanntes Selbstgefühl, ein individualistischer, selbstherrlicher Machtwille, in welchem die Nation ihr Eigenleben und Eigeninteresse dem aller anderen Nationen vorzieht und um jeden Preis wider sie durchzusetzen sucht. In dieser Fassung aber erhält es die Form der zweiten, oben angedeuteten Überspannung des Nationalgefühls, die Form des praktischen, voluntaristischen Nationalismus.

Der nationalistische Standpunkt in diesem Sinne ist für das grundsätzliche Denken noch anstößiger als das sogenannte Nationalitätsprinzip, weil er von vornherein auf objektive Wahrheit verzichtet, den Kantischen Maßstab der ‚Verallgemeinerung jeder praktischen Maxime' fallen läßt. Und darf man ihm ethisch eine größere Ehrlichkeit und Offenheit nachrühmen als den meisten Bekennern und Vertretern des Nationalitätsprinzips, so wirkt diese Offenheit anderseits um so zerstörender auf das öffentliche Gewissen, weil sie den einfachen Lebensdrang und Machtwillen an die Stelle der Grundsätze, die ‚gesunde Selbstsucht' an die Stelle sittlicher und rechtlicher Normen setzt. Der Satz ‚right or wrong, my country', den Treitschke einmal als altenglischen Grundsatz lobt, den die Engländer selbst jedoch gern als amerikanisch ausgeben, müßte, ernst aufgefaßt, sowohl das innerstaatliche wie das internationale Leben vergiften. Dort kann er nur die Wirkung haben, die bedrückten Untertanen aufs schwerste in ihrem Rechtsempfinden zu kränken und in ihren natürlichsten Gütern zu schädigen, und dies in einer Kulturperiode, die sonst jede despotische Willkür verpönt und dem Staate geradezu die Auf-

gabe zuweist, kleinere soziale Gruppen und Verbände nicht zu unterbinden, sondern in bodenständiger Eigenart und Bewegung zu erhalten und dem größeren Organismus einzuverleiben. Überschaut man die Folgen einer solchen Einheitspolitik, so zeigt uns die stärkere Reaktion des bedrohten Nationalgefühls, die leidenschaftlichere Rückkehr zu alten Erinnerungen, der festere soziale und wirtschaftliche Zusammenschluß, daß die grundsätzlich unrichtige Politik auch praktisch unklug ist, daß sie das Gegenteil von dem erreicht, was sie erstrebt. Und nicht nur hierin liegt die Unklugheit und Kurzsichtigkeit; bei der heutigen Zerstreuung und Mischung der Nationen haben die Volksgenossen im fremden Lande oft genug für die im eigenen Lande begangenen Sünden zu büßen. Heutzutage ist es ein vergebliches Bemühen, dasjenige im Auslande als Unrecht zu brandmarken, was zu Hause Recht sein soll. Es hilft auch nichts, sich dabei auf die kulturelle Überlegenheit des eigenen Volkstums zu berufen; das Schlagwort von dem Rechte rücksichtsloser nationaler Selbstentfaltung stützt sich ja nicht auf die Kulturhöhe, sondern einfach auf die Kraft, Eigenart und Bewußtheit des nationalen Lebens. Überdies läßt sich, was die Frage des höheren oder niederen Kulturwertes einer Nationalität angeht, bekanntlich nur sehr schwer eine Einigung erzielen*.

Diese Schwierigkeit spielt eine ebenso ernste Rolle für die nationalistische Auffassung der äußeren Politik. Auch die herrschenden, selbständigen Nationen machen sich gegenseitig die Superiorität streitig. Wenn heute die germanischen Völker über den Vorzug und Adel ihres Wesens im klaren sind, so beharren die Franzosen ebenso fest bei ihrer Idee von der grande nation; und die in den vierziger Jahren von dem geistvollen italienischen Politiker Gioberti vertretene Ansicht, die italienische Rasse sei allen anderen in *jeder* Beziehung überlegen, eine Art ‚übernatürlicher Nation', ist auch heute auf der apenninischen Halbinsel nicht ausgestorben. So würde sich das Prinzip des schrankenlosen nationalen Auslebens meist nur auf das subjektive Urteil der Staatslenker über das Lebensrecht ihrer Nation und die zu seiner Verwirklichung notwendigen Machtmittel stützen können, womit natürlich jede Garantie für die internationale Ordnung und Sicherheit vernichtet, ein ele-

---

* E. *Zeller*, Vortr. und Abhandl. II (1877), 407: ‚Gerade die neueren Staaten sind viel weniger als die alten an die Nationalität gebunden und auf sie beschränkt: sie haben an derselben wohl ihre natürliche Grundlage, aber die Mischung der Stämme in den heutigen Kulturländern, die außerordentliche Steigerung und Erleichterung des Verkehrs, der Universalismus unserer Religion, der Kosmopolitismus unserer Bildung haben die Ausschließlichkeit der alten Nationalstaaten gesprengt und die Möglichkeit geschaffen, daß Angehörige verschiedener Stämme und Sprachgebiete gleichberechtigt in einem Staate zusammenwohnen und als Bürger dieses Staates sich wohlfühlen.' Interessant für den Unterschied des Damals (1877) und Jetzt sind die Beispiele: ‚Frankreich hat das Elsaß kaum zweihundert Jahre besessen, und trotz aller Vernachlässigung . . . war die Mehrzahl der Elsässer, während sie ihr allemannisches Deutsch beibehielt, seit der Revolution zu guten französischen Bürgern geworden. Für Preußen waren die Polen in Westpreußen, Posen und Schlesien noch vor zwanzig Jahren eine ernstliche Verlegenheit, *heutzutage sind sie es nicht mehr*.'

mentarer, nur durch Nützlichkeitsgedanken gezügelter Daseinskampf zum obersten Faktor der Völkerbeziehungen gemacht würde. Gesetzt aber auch, die Überlegenheit eines Volkes in geistiger, sozialer und wirtschaftlicher Kultur sei festgestellt, wie es ja hier und da bei unbefangener Vergleichung der Leistungen möglich ist, so liegt darin noch kein Rechtstitel für die höherstehende Nation, einen wünschenswerten Machtzuwachs auf Kosten des ruhigen Nachbars zu erzwingen. Sonst müßte man auch einer Person, die andere an geistiger Befähigung und physischer Kraft überragt, das Recht, sich auf Kosten der letzteren auszuleben, zuerkennen müssen. Ist doch die Sicherheit und Machtfülle der Staaten nicht zum wenigsten deshalb wertvoll und notwendig, weil sie den einzelnen Menschen Rechtssicherheit und Rechtsgleichheit verbürgt; wird jene, aller rechtlichen Grundlagen beraubt, auf den bloßen Lebenswillen des Staates gestellt, so muß auch diese nach innerer Folgerichtigkeit bald ihren Halt und Schutz verlieren. Eine innerlich bedeutende Kultur fordert zur Lebensfähigkeit nicht notwendig, daß sie im Panzer und Harnisch politischer Stärke einherschreite; die Hellenen haben dem Römerreiche ihre Kultur aufgeprägt, als sie staatlich ohnmächtig waren, und die spätmittelalterlichen Stadtstaaten Italiens wie die deutschen Kleinstaaten zur Zeit Goethes und Schillers sind an echten Kulturwerken nicht ärmer gewesen wie die beiden national geeinten Staaten unserer Zeit. Und wo tatsächlich die äußere Macht sich mit überlegener Kultur verbindet, da muß sich deren wahre Größe und Reife offenbaren in innerer Selbstbeherrschung und Achtung fremder Rechte, in der Achtung vor allem der gottgewollten Autorität im Staatsleben, der Selbständigkeit, Humanität, des friedlichen Verkehrs und Gedankenaustauschs im Völkerleben. Auch in der großen Völkerfamilie soll die höhere Kraftfülle nicht erdrückend, sondern anregend wirken; die organische Betrachtung der Menschheit fordert Erhaltung und freie Bewegung auch für die schwächeren Völker, weil nur so der in der Menschheit schlummernde Reichtum von Beziehungen entfaltet, ein allmähliches Aufsteigen des Unvollkommenen, ein wahres geschichtliches Wachstum ermöglicht wird. Die Heiligsprechung des nationalen Machtwillens als solchen zerstört die große christliche Kulturerrungenschaft der allgemeinen Menschlichkeit und wirft die Völker in heidnische Entfremdung und Erbitterung zurück; sie bringt aber auch gegen ihren Willen den Bestand eines charaktervollen, abgegrenzten Volkstums in Gefahr, indem sie überall nationale Elemente entwurzelt und aufsaugt und das Aufkommen charakterloser Weltherrschaften begünstigt.

M e i n e c k e spendet der Äußerung Fichtes Beifall, daß es im Verhältnis der Staaten zueinander weder Gesetz noch Recht gebe, außer dem Rechte des Stärkeren oder, wie es später einmal heißt, dem Rechte des Lebendigen; er findet einen Hauptzug des modernen Nationalstaates in der ‚kraftvollen, rücksichtslosen Selbsterhaltung und Selbstbestimmung‘ (100 f., 208). Der Staat ist ‚in erster Linie Macht und eine sich nach ihren eigenen Trieben bewegende Macht‘; er ist autonom, d. h. unabhängig von universalen Prinzipien, ähnlich wie das Individuum sittlich autonom, d. h. von jedweder heteronomen Moral frei ist (182, 318). Der feineren deutschen Bildung sei es allerdings schwer

Auch darin dürfen wir Bismarck Recht geben, daß der selbstbewußte Staat nur für eine Sache streitet, die seinem eigenen Interesse angehört, daß vor allem im auswärtigen Verkehr der ‚Egoismus' regelmäßig treibender Faktor der Staatsaktionen ist. Gilt doch schon im Privatleben in etwa der Grundsatz, daß eine wohlgeordnete Liebe beim eigenen Selbst beginnt; würde doch schon hier eine seltsame Verwirrung entstehen, wenn jeder zunächst das Fortkommen des Nebenmenschen, dann erst sein eigenes, ins Auge fassen wollte. Vor allem die Rechtsbeziehungen fußen auf dem Eigenzweck der Persönlichkeit, sie trennen das Mein und Dein, stellen Leistung und Gegenleistung ins Gleichgewicht. So kommt der natürliche Wert der Waren im Geschäftsleben besser durch das gegeneinander wirkende Interesse der Käufer und Verkäufer als durch obrigkeitliche Preisbestimmung zum Ausdruck; auch die Annehmlichkeit des Lebens steigt, wenn man sich durch Bezahlung, also durch Appell an den Egoismus, Nahrung, Waren, Unterkommen verschaffen kann im Vergleich zu wirtschaftlich unvollkommeneren Zeiten, wo man sich zu gleichem Zwecke an die Güte und Gastfreundschaft der Menschen wenden mußte. Und dennoch müssen diese egoistischen Triebe streng geregelt und beherrscht werden durch allgemeine Grundsätze, durch das Suum cuique! Dennoch darf auch der Kaufmann nie beim Geschäftsmann stehen bleiben, sondern muß zum Menschen und Christen werden mit all den höheren Idealen, die die Menschen- und Christenwürde in sich begreift. Bei der gegenwärtigen Ordnung des Irdischen und vor allem bei dem heutigen bewaffneten Antagonismus der Mächte ist zweifellos das eigene Interesse der regelmäßige und berechtigte Ausgangspunkt der Auslandspolitik. Der politische Kalkul, die Voraussicht günstiger und ungünstiger Konstellation, ja auch die Wahrung des Gleichgewichts der Staaten ist auf diesem Wege eher erreichbar als durch direkte Verfolgung abstrakter, wenn auch noch so idealer Ziele. Bei der Schwierigkeit des heutigen europäischen Konzerts ist es besser, daß jeder Spieler auf seine Noten sieht, als daß er sich bemüht, dem Nachbarn teilnehmende und ratende Blicke zuzuwerfen. Aber damit ist nicht gesagt, daß nun jeder völlig autonom und rücksichtslos drauflos spielen darf; auch für dieses Konzert bedarf es einigender, zielweisender Kräfte, einer Direktion durch anerkannte Rechtsgrundsätze, damit die Kraftentfaltung des einzelnen nicht zur Disharmonie und Auflösung des Ganzen führt.

Ja, ein Staat, der nicht reiner Macht- und Rechtsstaat, sondern Kulturstaat und christlicher Staat sein will, muß gegebenenfalls auch ausdrücklich für allgemeine Ideale und sittliche Wohlfahrtsziele seine Stimme im internationalen Verkehr erheben. Je mehr in seinem Schoße die nationale Gesinnung sich über bloßen Rassenstolz gesteigert hat zur sittlichen Kultur und Humanität, um so mehr wird ihm ein internationales Ziel dieser Art auch als Interesse seines Volkes erscheinen, für das er ohne Verletzung gesunder Selbstsucht eintreten kann, wie wir es z. B. am deutlichsten beim Ideal des allgemeinen Friedens sehen.

Man sage nicht, die geschichtliche Erfahrung lege gar zu deutlich für den schrankenlosen Egoismus aller kräftigen Staaten und Staatslenker Zeugnis ab. Mag dies für noch so viele Fälle gelten, es gibt auch Beispiele genug

für das Gegenteil, für den entscheidenden Einfluß allgemeiner Rechtsurteile, christlicher Ideen, herrschender Zeitideale. Und will man sich auf die Frage nach dem Tatsächlichen beschränken, so darf sie, wie bei so vielen ähnlichen deprimierenden Erscheinungen, nicht dahin gehen, ob die geltende sittliche Norm alles Üble beseitigt hat, sondern dahin, ob bei grundsätzlicher Preisgabe dieser Norm die Übelstände nicht noch weit schlimmer sein würden. An letzterem aber ist in unserm Falle kein Zweifel; die wachsenden Gegensätze und Reibungen innerhalb der Staaten wie die zahlreichen vom Zaune gebrochenen Konfliktsfälle der heutigen internationalen Lage lassen uns in etwa ahnen, was für Zustände sich bei weiterer unverhüllter Verkündigung des reinen Macht- und Interessenstandpunktes herausbilden werden. Vielleicht sind auch die Diplomaten doch nicht so schlimm wie der Ruf, in dem sie bei den Sittenrichtern stehen. Naturgemäß fällt gerade bei ihnen das Böse und Anstößige, der Rechtsbruch, der Eroberungskrieg, weit mehr in die Augen als das Gute, die langjährige Bemühung um den Frieden, die ernste, zähe Durchsetzung rechtlicher Normen und Ansprüche. Nimmt man hinzu, daß sie die Motive ihres Handelns, auch wenn sie noch so berechtigt sind, meist nicht der Öffentlichkeit unterbreiten können, so darf man wohl sagen, daß sie für das Entstehen der verkehrten Theorie oft weniger verantwortlich sind als die Rechtsphilosophen und Ethiker, die in falscher Bewunderung des Erfolgs aus Ereignissen Grundsätze, aus Tatsachen Theorien konstruieren. — Auch der andere Einwand ist nicht durchschlagend, daß wenigstens in jedem Notfalle politischer Entwicklung die abstrakte Rechtsnorm zerbreche, der ungebundene Wille zur Selbstbehauptung allein die Entscheidung gebe. Auf die heikle Frage, wieweit ein nationales und staatliches Notrecht gegenüber historischen Rechtsverhältnissen und Abmachungen vereinbar ist mit der Annahme eines unantastbaren natürlichen Rechts, soll hier nicht eingegangen werden; allgemein bekannt ist die Antwort, die einst Papst Zacharias den Vertretern des Frankenreichs in einer schwierigen Lage gegeben hat, und die Stellung, welche die scholastischen Naturrechtslehrer, Bellarmin, Suarez u. a., zur Frage nach der Erlaubtheit der Volksnotwehr gegen eine Regierung, die tatsächlich Ruinierung des Gemeinwesens ist, einnehmen. Hier möge wieder die eine Bemerkung genügen: Es macht einen gewaltigen Unterschied für internationale Rechtssicherheit und Wohlfahrt, ob ein Fürst, der ganz in den Ideen der Legitimität und des christlichen Rechts aufgewachsen ist, ob etwa ein Wilhelm I. in schwerer Entscheidungsstunde sich durch Gebet und heißen inneren Kampf zur Überzeugung durchringt, daß ein zwingender nationaler Notstand ihm das Schwert in die Hand drückt, oder ob bei einem anderen Fürsten dieselbe Überzeugung sich mühelos und selbstverständlich aus dem grundsätzlichen autonomen Nationalismus als Konsequenz einstellt. Erst müssen Regeln feststehen, ehe man Ausnahmen zugeben kann; erst muß die Heiligkeit und superiore Geltung der Rechtsnorm anerkannt und tief ins Gewissen gedrungen sein, ehe man sich auf eine notgedrungene Korrektur durch höhere Werturteile berufen darf*.

---

* Interessant vom ethischen wie vom nationalen Standpunkte sind die Äußerungen des Bischofs von Ketteler in seiner Schrift: ‚Die Katholiken im Deutschen Reiche‘

V.

Die nationale Idee in der neueren Geschichte verknüpft sich, wie wir sahen, überall mit universalen, weltbürgerlichen Gedanken. Dabei trat uns bald ein philosophischer, aufgeklärter Kosmopolitismus entgegen, der, ähnlich dem Weltbürgertum der Stoa, das Nationale als solches geringschätzt oder indirekt ins Allgemein-Menschliche auflöst und praktisch in die schrankenlose Bewegung der Individuen umschlägt, bald ein christlich gefärbter Universalismus, der als höchste Gesellschaftsform eine sittliche Völkereinheit entsprechend der mittelalterlichen ins Auge faßt, zugleich aber merkwürdigerweise die Bedeutung des Volkstums und des nationalen Staates mit neuer Kraft betont. Wie von selbst lenkte sich bei den Anhängern der letzteren Richtung der Blick auf die katholische Kirche. Universalismus und Kirche traten zur Zeit der Romantik in eine auch apologetisch und praktisch fruchtbare Gedankenverbindung. Der unverwüstliche, durch die jetzige Menschheitslage besonders belebte Drang nach einem universalen Abschluß der Kultur zwingt uns auch heute die Frage auf, welche Dienste der Katholizismus dem echten Weltbürgertum leisten könne.

Freilich begegnet uns gleich an der Schwelle zu solchen Erörterungen der echt moderne Einwand: ‚Steht denn das Konkrete, Einzelne, Mannigfaltige nicht höher, wie an faßbarer Wirklichkeit, so auch an Wert gegenüber dem Universellen und Einheitlichen?' Betrachten wir zur Lösung dieser Frage zunächst den Menschen und die Menschen als Naturwesen, so können wir nicht zweifeln, daß das spezifisch Menschliche, das ihnen allen gemeinsam ist, und sie von den Tieren trennt, bedeutsamer ist als die Unterschiede der einzelnen Rassen und Individuen; dort haben wir ein Wesentliches, hier akzidentelle Unterschiede. Vergleichen wir nur den Körperbau, den aufrechten Gang, die höhere, reicher und harmonischer entwickelte Organisation des Menschenleibes mit den bloßen Rassenmerkmalen oder mit den zahllosen, minimalen, wenn auch sinnlich reizvollen Unterschieden der Individuen; vergleichen wir ferner die ungeheure Grundtatsache der Geistesbegabung, der Sprache, der Willensfreiheit mit den Nüancen und Abstufungen, welche sich als verschiedene Talente und Charaktergaben innerhalb der Geistesanlage vorfinden! Dieselbe Feststellung machen wir bei den Völkern; das Gemeinsame ist auch hier wichtiger als das Besondere, die Menschheit ehrwürdiger als das Einzelvolk. Es liegt eine gewisse Willkür in der Entscheidung, wo wir logisch die Grenze der Nation ziehen wollen; es herrscht der Zufall in ihrer realen Gestaltung und Absonderung. Das soziale Denken drängt von den Völkern weiter zur Menschheit als dem Größeren, als dem Ganzen, als zu einer Einheit, die nicht mehr willkürlich, sondern notwendig Halt gebietet, die nicht dem geschichtlichen Zufall, sondern der

---

(1873), in denen er das Berechtigte des Einheitsprinzips und des Partikularismus gegeneinander abwägt. Mit dem Gedanken einer vollen und unbeschränkten Souveränität der einzelnen deutschen Fürsten habe er sich nie versöhnen können. ‚Ich konnte mir zwar nicht verhehlen, daß die volle Souveränität ihnen nach dem formellen geltenden Rechte zusteht, dagegen stand es bei mir immer fest, daß sie eine schwere materielle Rechtsverletzung insofern enthalte, als das deutsche Volk ein unveräußerliches geschichtliches Recht hat, unter einem deutschen Kaiser zu Einem Reiche geeint zu sein.'

Graf Leopold von Kalckreuth/In der Sommerfrische.

Natur und der Gottheit ihr Dasein verdankt. Wer die Nation als zeugungskräftige Lebenseinheit verehrt, aus der die Individuen entsprossen sind, der erinnere sich, daß die menschliche Gattung der wirkliche Stamm ist, dem alle zeugende Lebenskraft innewohnt, und daß die Völker nur seine Zweige sind. Wer aber das Nationale vorzugsweise als seelisches Prinzip der Volkseinheit versteht, wer nun auf den gewaltigen Abstand zwischen rohen und gebildeten Völkern hinweist, der übersehe auch hier nicht die Bewurzelung des Nationalen im Wesen der Menschheit, die gegenseitige geistige Berührung und Befruchtung der Nationen, die große Einheit der Gesamtkultur, ein universales Gut, das die spezifisch nationalen Talente und Charakterzüge gewaltig an Wert übertrifft.

Unser Werturteil über individuelles und soziales Geistesleben hängt aber vor allem von dem Inhalte ab, an dem die geistige Energie sich betätigt, von den Ideen und Zielen, die dem Schaffen voranleuchten, von den Gütern und Schöpfungen, die ihm entspringen. Von neuem erhebt sich hier die Frage, ob das Allgemeine und Weltumfassende der bunten, differenzierten Nähe vorzuziehen ist. Wäre das Allgemeine nichts anderes als Verallgemeinerung, die Idee nichts anderes als abstrahierter Begriff, so müßte sich nicht bloß die Phantasie, sondern auch das Denken sträuben, das Universale dem Besonderen überzuordnen. Wir brauchen aber nur an die Konzeption eines Kunstwerks im genialen Geiste zu denken, um einzusehen, daß die allgemeine Idee oft das Allerlebendigste, Reichste, Fruchtbarste ist, nicht der Gegensatz des Konkreten und Mannigfaltigen, sondern dessen höhere, virtuelle Einheit und Wurzel. So gibt es auch für die Kultur allgemeine Grundsätze, ideale Güter, die trotz ihrer geistigen Unfaßbarkeit alles individuell Farbenprächtige an Macht und Würde weit überragen: die Grundwahrheiten der Metaphysik, die Gesetze der Moral, das Evangelium Christi, der bürgerliche Rechts- und Gemeinsinn, das Schönheitsideal der echten Kunst usw. In diesen Ideen erscheint uns nicht ein abgeblaßtes Bild der Wirklichkeit, sondern eine höhere, gesetzgebende Wirklichkeit; in ihnen haben wir nicht nur ein Herbarium künstlicher Gedankengebilde, sondern unverwelkliche, lebenspendende Geistesnahrung. Das Allgemeine in diesem Sinne ist eben nichts anderes als die Emporführung des Menschen zu Gott, der das ens universalissimum und zugleich das einzigartigste und vollkommenste Wesen ist, der Lebensgrund aller Ideen und aller Wirklichkeit. Und diese höchsten Gesetze und Güter sind nicht nach Ländergrenzen beschränkt, sondern ihrer Natur nach kosmopolitisch, in etwa überweltlich. Je mehr sie die Seele der Menschen und der Völker erfüllen, um so deutlicher tritt dann auch das Allgemeinwohl, der Friede und die Einheit der Menschheit als ein besonderes Ideal ins Bewußtsein. Über den Völkern wölbt sich dann wie der eine Himmel über den Meeren und Ländern, strahlend und schirmend, nicht lastend und erdrückend, ein universales Menschheitsreich, das dem religiösen Bewußtsein sogleich auch als Reich Gottes auf Erden erscheint.

Eucken nennt es eine bemerkenswerte und vorbildliche Tatsache, daß das alte Christentum sich freudig und kühn als die ‚Seele der Welt‘ bekannt und inmitten des Nebeneinanders und der Äußerlichkeit ein Reich der Innerlichkeit, der universalen Wahrheit und Liebe begründet habe, und daß es im Mittelalter

seine geistige, alles Rassenmäßige überragende Größe auch in einer einheitlichen kosmopolitischen Organisation verkörpert habe. Ein solches Ganzes über den Teilen bleibe auch dem heutigen Menschen ein Ziel der Sehnsucht und des Strebens. In der Tat: erst das von Christus ausströmende neue Leben hat jenen universalen Ideen einen kraftvollen historischen Mittelpunkt, dem Nebeneinander der Völker und dem Atomgewimmel der Individuen eine einheitliche, lebendige Seele gegeben. Und die weltumfassende Organisation, die aus ihr herausgewachsen, ist das Gegenteil aller künstlichen, bestimmungslosen Allgemeinheit; sie birgt in ihrem Schoße die reichste Mannigfaltigkeit geschichtlichen Lebens. Die Bedenken, die man gegen dieses mittelalterliche und katholische Menschheitsideal äußert, gipfeln meist in der Befürchtung, die religiöse Einheit werde wieder zur ‚Erneuerung ultramontaner Herrschaftsansprüche' im Sinne mittelalterlicher Theokratie führen. (Meinecke S. 153.) Allein den weltlichen Vorrang des Papsttums im Mittelalter erkennen auch die heutigen Katholiken als eine Wirkung bestimmter geschichtlicher Verhältnisse an, und Leo XIII. hat die Souveränität der Staaten auf politischem Gebiete mit einer Deutlichkeit ausgesprochen, die kaum zu übertreffen ist. Überhaupt ist bei der heutigen Erweiterung des Weltschauplatzes und bei den scharfen Interessengegensätzen der Völker an eine Erneuerung des ‚unum imperium' alter Zeiten in keiner Weise zu denken. Das ‚unum sacerdotium' aber, die Einheit der Religion und des Gottesdienstes, wie sie wesentlich im Beruf der Kirche liegt, hat auch heute für die Forderung eines geläuterten Weltbürgertums die höchste Bedeutung. Mit dieser Einheit stand im Mittelalter das ‚unum studium', die Einheit der Wissenschaft und Bildung, und weitergefaßt die Einheit der Kunst, Gesittung und Seelenstimmung, die uns so herrlich und warm aus manchen Denkmälern entgegenweht, in viel engerem Zusammenhang als mit der so unvollkommen durchgeführten Einheit des Imperiums.

Nicht bloß gefühlsmäßige, ästhetische Sehnsucht hebt uns heute zu einer universalen Betrachtung des Lebens empor, sondern auch die reale Entwicklung des Weltgeschehens und der Weltkultur. Ich sprach schon im Eingang von der ungeheueren Ausdehnung des Verkehrs; wir sind stolz auf den modernen Bahn- und Seeverkehr, die Ausbreitung des Handels, die großen Entdeckungen. Mehr und mehr wird uns das Reisen als solches zu einem Hauptstück der Bildung und des Glücksgefühls. Ist dieser Stolz in Wahrheit begründet? Wer das Leben mittelalterlicher Persönlichkeiten studiert, macht die überraschende Beobachtung, daß sie oft trotz aller Verkehrsschwierigkeiten dank jenem kirchlichen Universalismus weiter und vor allem tiefer in fremde Länder eingedrungen sind als wir; selbst ein so stiller, eingezogener Denker, wie Thomas von Aquin, ist bald in Italien, bald in Deutschland, bald in Frankreich, und zwar nicht nur als Reisender, sondern lernend, lehrend und beratend. Wir staunen, wenn wir sehen, wie die Söhne Benedikts und Bernhards oft in wenigen Dezennien bei fremdester Bevölkerung Vertrauen und Liebe gefunden haben, wie sich ihnen Ohr, Herz und Hand öffnen, wie in ihrem neugegründeten Heim eine Kulturstätte für die Jahrhunderte ersteht. Mit noch größerer Schnelligkeit verbreitet

sich das Lebensideal eines hl. Franziskus über die Alpen und in alle europäischen Länder, wurzelt ein in empfänglichem Boden, wird ein Element des heimischen Volkstums. Wie fern bleiben dagegen die Scharen unserer Weltreisenden und Touristen den Völkern, die sie durcheilen; und hätten wir wirklich ein Esperanto an Stelle des mittelalterlichen Latein erfunden, so bliebe doch die innere Fremdheit, der Mangel einer verbindenden Seelensprache, die Auflösung des gemeinsamen Glaubens, Hoffens und Liebens. Das viele Reisen und Jagen ist ja vielfach nur ein Ausdruck der Tatsache, daß wir bei uns selbst nicht zu Hause sind, daß wir im tiefsten Innern des Lichtes, der Wärme und des Friedens entbehren; wie sollten wir da bei anderen Völkern uns heimisch fühlen und Heimatgefühle erwecken! Der Welthandel, die mächtigste Triebkraft des Verkehrs, ist außerstande, die äußerliche Berührung der Völker zu einer wahren, inneren Gemeinschaft zu vertiefen. An sich schon auf den selbstischen Gewinn aufgebaut, wächst er sich im modernen Kapitalismus zu einem System aus, das die Gewinnsucht von jeder ethischen, allgemeingültigen Norm entbindet, jede unmittelbare Beziehung von Person zu Person zerstört. Die Naturvölker selbst merken, daß sie diesem Handelsgeiste nur Objekte der Ausbeutung sind; und den Kulturnationen wird der Wettbewerb in dieser Ausbeutung und ihre sonstige wirtschaftliche Konkurrenz oft genug zum Anlaß nicht der Verbrüderung, sondern der neidischen Befehdung.

Bietet aber nicht die heutige Weltbildung, die Gemeinsamkeit geistigen Wissens und Schaffens, eine Ergänzung zum Weltverkehr, die wir als ,'Seele' des neuen Menschheitsreichs bezeichnen dürften? Gewähren uns doch die technischen Mittel der Gedankenverbreitung die Möglichkeit, philosophische und sittliche Ideen, Erfindungen und Wohlfahrtseinrichtungen mit ganz anderer Schnelligkeit über den Erdball zu verbreiten, als es zur Zeit der Apostel oder der mittelalterlichen Mission und Kolonisation möglich war! Sehen wir doch tatsächlich, wie sich neue Kulturerrungenschaften mit Blitzesschnelle verbreiten, wie die Presse religiöse und weltliche Ideen in alle Winde trägt, wie unsere Hochschulen immer stärkeren internationalen Einschlag und Einfluß erhalten! Und doch, so sehr die moderne Geisteskultur alle nationale Enge abstreift, es fehlt ihr die wahre Universalität, die nicht bloß abstreift und ausgleicht, sondern auch bindet und hebt. Da war noch die Zeit der Aufklärung glücklicher und kraftbewußter, sofern sie bei ihrer Völkerbeglückung von allgemeinen Vernunftideen und Zukunftsidealen ausging. Unsere philosophische Weisheit aber ist individualistisch geworden, bleibt in allen großen Menschheitsfragen skeptisch und mit sich selbst uneins; unserer Zeitethik fehlen die festen Grundsätze und begeisternden Ziele, die sich als Leitsterne über dem Gegensatz politischer und sozialer Ziele aufpflanzen ließen; unser Rechtsbewußtsein hat das Zutrauen zu den ewigen Gesetzen eingebüßt, die in der Menschenbrust schlummern und die Plato und Paulus, Cicero und Thomas den Heiden und Christen vorhalten, es ist über seinen ethnographischen Studien selbst in ein positivistisches Chaos geraten, in dem Heidnisches und Christliches, Naturalistisches und Ideales durcheinanderwirbelt. Was heute das Denken Europas über Lebensziel und Menschenwürde, über Ehe und Familie, über Kunst und Religion ans Licht

fördert, das reicht wohl aus, eine bestehende Kultur und christliche Sitte aufzulösen, aber nicht, eine neue Basis des Geistes- und Gesellschaftslebens zu schaffen. Selbst die religiöse Missionierung, wo sie auf der ‚modernen', liberalen Auffassung des Christentums fußt, verliert alle universale Kraft, alle werbende, umbildende, organisierende Macht. Ihr können die Völker des Ostens mit Recht entgegenhalten, daß ein so zeitlich bedingtes, aus Judaismus, Hellenismus und Germanentum erwachsenes Religionsgebilde keinen Anspruch auf kosmopolitische Geltung habe.

Eine internationale Macht ist ohne Zweifel der Sozialismus; sein Name besagt auch, daß er sich berufen fühlt, das Getrennte zu verbinden, über individualistische Zersplitterung zur gesellschaftlichen Einheit hinaufzuführen. Aber sein geschichtlicher und doktrinärer Zusammenhang mit der großen Revolution verrät uns in ihm von vornherein einen Universalismus, der die Einheit in schematischer, gewaltsamer Weise erzwingen, mit dem Opfer alles natürlich Gewachsenen, alles national Charaktervollen erkaufen will. In der Tat ist der Sozialismus auch darin ein Spiegelbild des von ihm gehaßten Kapitalismus, daß er international ist im Sinne der nivellierenden Gleichmacherei, der radikalen Gleichgültigkeit gegen persönliche Freiheit, gegen geschichtliche und nationale Eigenart. Die Schwierigkeit, seinen Zukunftstraum innerhalb der Ordnung des eigenen Landes widerspruchslos verständlich zu machen, läßt ihn gar nicht einmal zur ernsten Beantwortung der Frage kommen, wie ein Arbeitssystem, in dem jede persönliche Initiative, jede spontane Wechselwirkung kleinerer Gruppen, jedes Einwurzeln der Berufe im Heimatboden und Heimatgefühl ausgeschlossen, alle Bewegung von einer zentralen Befehlsmacht abhängig ist, auf die ganze Menschheit übertragen werden könne. Auch darin kopiert der Sozialismus seinen Gegner, daß er die Selbstsucht, die irdische Nützlichkeit in den Mittelpunkt der Lebensanschauung stellt, statt den inneren Herd der gesellschaftsfeindlichen Instinkte, die schrankenlose Leidenschaft des Menschen, durch höhere, sittliche Kräfte anzugreifen. Eine materialistische Lebenslehre und Geschichtsauffassung kann niemals zum Friedensreiche führen, sie kann nur rohen Daseinskampf, heidnische Friedlosigkeit entfesseln.

Zur Behandlung des universalistischen Problems drängt auf anderen Bahnen die moderne Anthropologie. Auf naturwissenschaftlichem und geschichtlichem Wege sucht sie das Wesen des Menschen, den Entwicklungsgang der Menschheit gründlicher, als es früher möglich war, zu begreifen. Manche Hypothesen über den gesonderten, autochthonen Charakter der Völker sind gefallen; weitherzig und vorbehaltlos öffnet der Darwinismus seine Arme, um alle Nationen und Rassen als berechtigte Entfaltungen des Menschenwesens zu umfassen. Aber ist es wirklich noch das Menschenwesen, das er in ihnen sucht und wertschätzt, behalten die Worte Humanität und Menschheitswohl noch ihren Sinn, wenn seiner Überzeugung nach auch die Tiergeschlechter zur Ahnenreihe und Blutsgemeinschaft des Menschen gehören? Die gemeinsame körperliche Abkunft der Menschen stand auch früher für das christliche Bewußtsein fest; aber nicht sie, sondern die Gleichheit und Gottebenbildlichkeit der Seele war es, die den universalistischen Gedanken erzeugte und nährte, die gemein-

same Hoffnung des ewigen Lebens hat die Griechen und Barbaren in heiligem Gottesfrieden zusammengeführt. Wo die Würde der Seele erloschen ist, wo die Erhöhung des physischen Lebens durch erbarmungslose Selektion den Sinn der Weltentwicklung ausmacht, da erwachen alle brutalen, naturhaften Triebe der Volksleidenschaft, da verhüllt der Genius verklärter Menschlichkeit weinend sein Haupt.

Auch die Rassentheoretiker verfallen heute leicht den darwinistischen Vorstellungen von Kraft, Eigenart und Vervollkommnung des Lebens. An sich kann ja über den engen Zusammenhang zwischen physiologischer und geistiger Begabung kein Zweifel bestehen; auch die christliche Ethik würdigt, wie sie den Wert der nationalen Eigenart schätzt, nicht minder auch die größeren Zusammenhänge, welche die Völker zu Familien und Rassen verbinden, und den tiefgreifenden Einfluß, der aus jahrtausendealter Blutsgemeinschaft für geistige und sittliche Leistungen erwächst. Aber vor der Überstürzung moderner Rassenschwärmer, die alles Heil von der Reinheit des Blutes erwarten, alle geistige Schöpferkraft auf den arischen Stammbaum zurückführen, bewahrt den Katholizismus die umfassende Erfahrung, die ihm seine eigene Entwicklung unter den verschiedensten Völkern und an den hervorragendsten Persönlichkeiten geliefert hat. Gegen die phantastische Übertreibung, daß die ganze geistige, politische und soziale Geschichte der Menschheit sich als Ergebnis eines physiologischen Prozesses, eine Folge der Blutmischung herausstelle, schützt ihn seine Erkenntnis der Geistseele und der Willensfreiheit, sein Glaube an höhere Lebensenergien, an ‚Kräfte der himmlischen Welt', die läuternd und erhebend auch ins geschwächte Leben der Menschheit eintreten können und eingetreten sind.

Daß Nationalismus und Rassenstolz, daß sozialer Egoismus und wirtschaftliche Eifersucht, die heute so stark auf das Verhältnis der Staaten wirken, auf die Dauer weder dem Ganzen der Menschheit noch den Einzelvölkern das Heil bringen, dafür öffnet die Weltpolitik, zu der sich alle großen Staaten gedrängt sehen, dem Einsichtigen mehr und mehr die Augen. Mögen die Zuckungen und Zusammenstöße infolge dieses Umschwungs einstweilen noch so häufig und aufregend sein: die Wahrheit des Satzes: ‚Was du nicht willst, daß dir geschehe, das darfst du auch keinem andern tun', setzt sich dennoch, auch wo sie nicht willig anerkannt wird, durch schmerzliche Erfahrungen, durch die Logik der Tatsachen, durch die schärfere Kontrolle der Mächte und der öffentlichen Meinung so notwendig durch, daß wir im ganzen auf einen Fortschritt des Friedensgedankens hoffen dürfen. Dieses moralische und christliche Prinzip wird als solches wohl von keinem verantwortlichen Staatsmann unserer Zeit bestritten. Auch die Bemühungen der Friedensliga, die Beratungen der Haager Konferenz, die bewußte Friedenspolitik des Deutschen Kaisers, diese und andere Erscheinungen müssen trotz vieler Rückschläge und Enttäuschungen langsam auf eine Stärkung des Solidaritätsgefühls hinwirken.

In demselben Maße wird man dem einzigartigen Universalismus der Kirche gerecht werden, und wird die letztere Gelegenheit haben, ihre katholische, kosmopolitische Wesensart zu entfalten und im Kampfe mit auflösenden Zeitideen zu bewähren. Sie ist tatsächlich schon äußerlich diejenige Organisation,

die sich seit zwei Jahrtausenden allein und in fortschreitender Weise als Weltmacht behauptet und heute unter den zivilisierten Völkern Millionen von Anhängern, in der heidnischen Welt die blühendsten Missionen zählt. Während die protestantischen und orientalischen Gemeinschaften als Landeskirchen den Gegensatz der Nationen eher verschärfen als mildern, schlingt die katholische Religion ein unvergleichliches Band um alle Völker der Erde und gibt der Idee des messianischen Friedensreiches, das einst die Propheten verkündeten, eine großartige, wenn auch irdisch bedingte Erfüllung. Die Internationalität als solche schon zwingt die Kirche, jeder friedestörenden Ausartung des Nationalgefühls entgegenzuwirken. Die heutige Gegenwart (Italien-Tripolis) und die jüngste Vergangenheit (Burenkrieg) zeigen uns, daß in Kriegszeiten nicht nur die beteiligten Völker, sondern auch protestantische und katholische Kirchenfürsten innerhalb derselben sich leicht von leidenschaftlichen Aufwallungen des Patriotismus hinreißen lassen: sie zeigen uns aber auch, daß das Papsttum auch in solchen Momenten die höheren Gesichtspunkte der Religion und der Gerechtigkeit fest im Auge behält, ohne sich dabei in die selbständige politische Entschließung der Staaten einzumischen. Dabei ist die Allgemeinheit der Kirche keine Größe rein idealer und innerlicher Art; man erinnere sich der imponierenden Zahl und Einigkeit der katholischen Bischöfe, der zentralen Gesetzgebung und Verwaltung der Kirche, und des bei besonderen Anlässen (Papstfeiern, eucharistischen Kongressen) so stark aufflammenden Einheitsgefühls der katholischen Völker. In der Verfassung der Kirche bedingen und durchdringen sich eben Einheit und Katholizität in lebendiger und fruchtbarer Art; die Einheit weckt Bewunderung wegen der Größe und Vielseitigkeit des Organismus, den sie beherrscht, und die Allgemeinheit, die ökumenische Ausbreitung der Kirche, imponiert insofern, als sie Entfaltung eines Wesens ist. Wie der römische Stuhl, der Mittelpunkt der Einheit, so besteht und wirkt auch die Vielheit der Bischöfe, die sich um ihn gruppiert, kraft göttlichen, nicht nur kraft menschlichen Rechtes. Je inniger der Zusammenhang zwischen Haupt und Gliedern, je reger und vertrauensvoller der Verkehr der Bischöfe mit dem Papste ist, und je mehr dadurch die religiösen Verhältnisse und Bedürfnisse, aber auch die religiösen und sittlichen Kräfte der einzelnen Nationen im Zentrum der Einheit zur Kenntnis und zur Geltung gelangen, um so wirksamer und vollkommener dringt der Segen der kirchlichen Autorität bis in die entferntesten Teile des Erdkreises.

Diese Organisation stützt sich auf die Einheit des Glaubens, eines Glaubens an Lehren und Wahrheiten, die objektiv und ewig gelten, die mit höchster Autorität an alle Völker herantreten, aber auch inhaltlich allen Geistern und Herzen eine ruhevolle, das Sinnlich-Zerstreuende überwindende Basis inneren Lebens bieten. In ihr vererbt sich eine Predigt der Sittlichkeit und des Rechts, die den Grundzug des natürlichen Gewissens, den Ertrag der Völkergeschichte, die Einsicht der tiefsten Denker zusammenfaßt und mit göttlicher Weihe umkleidet, eine Predigt, die den Adel der Menschheit gegen barbarische Entartung wie gegen gelehrte Sophistik und politische Willkür in Schutz nimmt.

In der Kirche lebt und webt ein Geist des Seeleneifers und der

Liebe, der den Kräfteaustausch und die innere Wärme des Menschheitsorganismus vollkommener vermittelt, als es der wirtschaftliche Weltverkehr will und vermag. Dieser Geist will eben nicht nehmen, sondern geben, nicht ausbeuten, sondern bereichern; ihm geht es nicht um die Sachen, sondern um die Personen, nicht um geschäftliches Einigwerden, sondern um seelisches Einswerden. Auf den Straßen der Kaufleute müssen die Missionäre hinausziehen, der Kühnheit und Energie des Erwerbssinnes muß eine ebenso rücksichtslose Kühnheit der Befreiung von allem Irdischen gegenübertreten, wenn das Reich der wahren Gesittung sich ausbreiten soll. Wenn die allgemeine christliche Nächstenliebe die Weltsprache ist, die dem Fremdesten verständlich ist und alle Scheidung überbrückt, dann ist der Heroismus des Opfersinns, den die Kirche in ihren Orden pflegt, und die dadurch gewonnene Bereitschaft und Beweglichkeit des Arbeitens das wirksamste Mittel, diese Sprache in allen Ländern erklingen zu lassen.

Der Kastengeist, die Spannung zwischen Hoch und Niedrig, Arm und Reich im Einzelvolke, aber auch der Rassenhochmut und Fanatismus im Ganzen der Menschheit wird beschämt und gemildert durch das Übernatürliche, das uns die Kirche im Kultus, im Gnadenleben, im Jenseitsbilde nahebringt. Es ist oft betont worden, wie sehr der erhabene, einheitliche Gottesdienst der Kirche überirdische Stimmungen weckt, die sozialen Unterschiede vergessen macht, im fremden Lande traut und heimisch anmutet. Aber noch tiefer liegt die Einheit und Erhabenheit des Lebens, das die Gnadenmittel der Kirche uns innerlich einpflanzen. Nicht nur um eine Vereinigung von Wesen, die aus getrennter Wurzel stammen, handelt es sich hier, sondern um eine Neugeburt aus der gleichen himmlischen Wurzel, um Neubelebung aus Gott und für Gott. Allen Menschen, mögen sie als Kinder irdischen Stammes sich noch so fremd sein, gab er ‚Macht, Kinder Gottes zu werden, denen ..., die nicht aus dem Geblüte, nicht aus dem Willen des Fleisches, nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren sind'! Dieses tiefsinnige Wort verurteilt im voraus jede Selbstbehauptung und Abschließung aus natürlichem Triebe, die sich nicht der höheren Einheit der Gottesfamilie einordnen will: den Stolz auf physiologische Vorzüge, auf Rasse und Reinheit des Blutes (ex sanguinibus), die sinnliche Leidenschaft, die sich im Geschlechtsleben und im überhitzten Stammesgefühl auslebt (ex voluntate carnis), den männlichen Eigenwillen und Herrscherwillen, der die Macht des Staates zur Allmacht überspannt (ex voluntate viri). Dieses Wort verkündet als höheres Gesetz jene Gotteskindschaft, die aus dem Glauben erwächst, jene übernatürliche Lebensgemeinschaft, die allen Erdenbewohnern aus dem Blute Christi, des zweiten Adam, des ‚Vaters der Zukunft', zuströmt.

Matthias Grünewald / Von Franz Bock

(Schluß.) Grünewalds Landschaften allein beweisen, wie falsch das immer wiederholte Gerede von seinem ‚Naturalismus' ist. Die nach möglichster optischer Wahrheit strebende, unveränderte Wiedergabe der Natur, die herrschende Grundauffassung des 15. Jahrhunderts, hat der entgegengesetzten, neuen Auffassung der Stilisierung Platz gemacht. Grünewald hat nun aber die Kraft, die den Stilisierern am Ende des 15. Jahrhunderts, z. B. dem alternden Schongauer, abging, diese bewußt vereinfachte und gesteigerte Natur in allen Punkten mit sprechendem Leben zu erfüllen. Und diese Stilisierung ist, nicht nur aus Grünewalds persönlicher Veranlagung und nicht nur aus der alemannischen Stammesart heraus, sondern aus den tiefsten Urtiefen germanischer Rassebegabung von den Schmuckstücken vorgeschichtlicher Bronzezeit bis zu Rembrandt und als naturnotwendige Phantasieform nordischer Menschen in unserem Wolken-, Nebel- und Regenklima — eine malerische Stilisierung. Das Licht, das aus der unsichtbaren Höhe des nächtlichen Dunkels den Gekreuzigten trifft, sagt, daß der furchtbar Geschundene und qualvoll Hingerichtete nicht ein gewöhnlicher Verbrecher sei, sondern der Heiland, d. h. in der Sprache des nordischen, deutschen Malgenies drückt der Lichtakzent das Jenseitige aus. Mit jener strengen inneren Logik, die alle große Kunst auszeichnet, ist ferner die symmetrisch-lineare, architektonische Kompositionsweise des Mittelalters und fast aller deutschen Maler bis dahin einer epochemachend neuen, malerischen Komposition gewichen: der Akt ist aus der Mittelaxe der ganzen Tafel seitlich verschoben, und nach dem Gleichgewicht farbiger Massen sind die Figuren auf der Bildfläche verteilt. Noch kühner eilt dieser neue malerische Rhythmus der Komposition der Zeit voraus in der Beweinung, wo die rötliche Masse des Sarkophages und die grünliche Masse des Leichnams die Faktoren der Komposition sind, zwischen denen das Weiß des Kopftuches Mariä und das Rot der Haare der Magdalena überleitend vermitteln. Schon in dem Kruzifixus aber, der zu den am frühesten gemalten Teilen des Isenheimer Altares gehört, strebt Grünewald danach, nicht nur die Zeichnung, sondern auch den Kolorismus (Lokalfarbenmalerei) zu überwinden durch die höchste und eigentliche Form der ‚Malerei', die Lichtmalerei. Schon hier geht der künstlerische Schaffensprozeß aus vom Licht. In das die Raumillusion schaffende Licht sind auch die Figuren hineingestellt, und das malerische Mittel des Kontrastes dieser hellen Figuren gegen den tiefdunklen Himmel steigert die Illusion der Körperlichkeit. Zugleich verwendet Grünewald aber dasselbe Kunstmittel, um die Wirkung der Ausdrucksmotive zu steigern: die Hände des Johannes, der Magdalena und namentlich die gespenstisch hell gegen den Nachthimmel sich krampfenden Finger Christi, ein einzigartig geniales Motiv, dem kein anderer Deutscher etwas an die Seite zu stellen hat! Und wie weit bleibt damals um 1510 der gewiß koloristisch begabte Burgkmair hinter dieser Helldunkelmodellierung des Aktes zurück, von allen anderen Meistern zu schweigen. Hier offenbart sich nun zugleich ein wichtiger Wesensunterschied zwischen nordischer und südlicher Kunst. In der Grundauffassung der Stilisierung geht Grünewald ja mit den Hochrenaissance-Italienern parallel. Vergleichen wir aber etwa Raphaels Kruzi-

fixus der Sammlung Mond in London*, so sehen wir, der Italiener verändert durchweg die ganze Natur in der Richtung einer Vereinfachung und Typisierung, Grünewald dagegen (und genau ebenso später Rembrandt) hat innerhalb seiner Stilisierung ein weit größeres Maß von Naturalismus. So sehen wir im Isenheimer Altar beide Male den Akt Christi mit eindringlichster Naturwahrheit herausgearbeitet. Und in dem Riesenmaß des Naturverständnisses und des Könnens, das er in diesem hängenden, gezerrten wie in diesem ganz welk und schlaff gebrochenen Leibe (Beweinung) offenbart, steht Grünewald auf einer Höhe mit den ganz wenigen Größten. Alle anderen deutschen Maler, auch Holbein in seinen beiden Basler Passionen (die große um 1515, die kleine um 1520), bleiben dahinter zurück. Erstaunlich schnell, wie wir es wieder nur bei den Größten beobachten, entwickelt sich sein Sehen und infolgedessen die Art seines technischen Vortrags. Erst durch den Vergleich der Beweinung desselben Altares bemerkt man auf dem Kruzifixus und auf den festen Flügeln letzte Reste einer linearplastischen Modellierung und daß das Lackrot des Johannes Evang. noch etwas hart lokalfarbig ist. In der Beweinung (und den übrigen etwas jüngeren Tafeln des Altars) ist die Höhe rein malerischen Stiles erreicht: es gibt nur noch Tonwerte der Farbe innerhalb des einheitlichen Lichtes, es gibt nur noch farbige Flächen; räumliche Wirkung entsteht durch zarte Abstufung der Belichtung und Beschattung und durch Kontraste von Hell und Dunkel. Diesem Sehen und Empfinden entspricht die leichte und flüssige, weiche und offene Malweise. Welches fabelhafte Phänomen aber das alles für die damalige deutsche Malerei bedeutet, zeigt erst wieder der Vergleich mit Cranachs Kreuzigung von 1503**. Er will das Gleiche wie Grünewald, aber trotz des Lichtes und des stark bindenden braunen Tones (Grünewald hat natürliches Freilicht) bleiben es isolierte Lokalfarben, und der harte, glasige Vortrag verhindert vollends die wirklich malerische Harmonie.

Der Vergleich des Isenheimer Altares mit Werken älterer Maler, wie etwa Holbeins d. Ä., machte den Unterschied zwischen der neuen und der alten Kunst im damaligen Deutschland deutlich. Ein Blick auf Burgkmair ließ uns die Führerstellung Grünewalds in der neuen Bewegung erkennen, und durch den Vergleich mit Cranach wurde die gewaltige Überlegenheit des Genies an schöpferischer, eben den neuen Stil schaffender Kraft, an Konsequenz und innerer Logik des malerischen Stiles und an Malenkönnen in volles Licht gerückt.

Damit ist aber die überragende künstlerische und geschichtliche Bedeutung Grünewalds bei weitem noch nicht erschöpft. Um sie voll zu erfassen, müssen wir den Blick von der Einzelbetrachtung des Altarwerkes in Kolmar auf den Gesamtzustand der deutschen Kunst um 1510 richten. Wie stand es nun mit der Kunst, der, wie wir sahen, um 1470—90 eine solche Fülle von Talenten erwuchs, die um 1490 einen vielverheißenden Frühlingsanfang erlebte?

‚Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht . . .‘

---

* Abb. Klassiker der Kunst Bd. I.

** Und ebenso mit seiner neuerdings übermäßig gepriesenen Berliner ‚Ruhe auf der Flucht‘ von 1504.

Die Gesamtentwicklung der deutschen Kunst nach 1490 und insbesondere die Entwicklung des anderen großen Meisters, der neben Grünewald der Führer der Jugend war, Albrecht Dürers*, bereitet dem Betrachter bald eine unvermutete Enttäuschung.

Als der kleine Albrecht ein Jahr alt war, vollendete man in Nürnberg den spätgothischen Hallenchor der Lorenzkirche, eine der prächtigsten Gestaltungen des eigenartig deutschen Raumideals. In diese Spätgothik, den Zeitstil der größten Blütezeit unserer deutschen Kunst, in die bildhauerisch-zeichnerische fränkische Stammestradition, wie sie im 15. Jahrhundert der Tuchermeister am bedeutendsten verkörperte, und in eine Goldschmiedewerkstatt wurde Dürer hineingeboren. Nicht zufällig begegnen die zahlreichen Silberstiftzeichnungen mit ihrem metallischen Stil unter seinen frühesten Jugendarbeiten. Hier in der Goldschmiedewerkstatt, wo der ganze Kupferstich entstanden ist, lernte der Knabe schon nicht nur zeichnen und modellieren und die ganze reiche angewandte Kunst in Metall, sondern auch kupferstechen. Hier kannte man die damalige graphische Produktion genau. So erklärt es sich, daß die frühesten Anfänge Dürers weit mehr unter dem Einfluß der westdeutschen Graphik (Schongauer, Hausbuchmeister und Meister E. S.) stehen, als unter dem seines Lehrers im Malen und Reißen für den Holzschnitt, des Michel Wolgemut. Außerdem war dieses von Hause aus nur sehr mittelmäßige Talent damals schon stark zum geschäftsmäßigen Fabrikanten herabgesunken. Was auf Dürer Eindruck machte, erkennen wir ja auch aus Wegen und Zielen seiner Gesellenwanderung. Zunächst war er doch wohl, wie sein Vater ein halbes Jahrhundert vorher, in den Niederlanden und dann in Kolmar und Basel, in jener alemannischen Heimat Grünewalds, die im ganzen 15. Jahrhundert die geistig regsamste, kulturell fortgeschrittenste Gegend Deutschlands war. 1494 kehrte er als ausgelernter Meister nach Nürnberg heim. Unter seinen (sicher echten) frühesten Jugendwerken bis zu diesem Zeitpunkt sind manche unbedeutende, noch recht befangene und unpersönliche Anfängerarbeiten, die zeigen, daß Dürer kein frühreifes Talent war**, wie der Stich ‚Liebesantrag', der Hieronymusholzschnitt von 1492 und das Florentiner Bildnis des Vaters von 1490. Daneben verkünden andere Werke schon den großen Künstler und insbesondere das geborene Zeichnergenie: das dem gemalten Porträt weit überlegene gleichzeitige Silberstiftbildnis des Vaters in Wien***, die Gebirgslandschaft ebendort, die hl. Familie in Landschaft in Berlin†, das ‚Liebespaar' in Hamburg, von Stichen die auf dieser Berliner

* Abb. der Zeichnungen bei Lippmann, Die Zeichnungen A. Dürers, 5 Bde. Berlin 1882. Abb. der übrigen Werke bequem in Klassiker der Kunst, Bd. 4, 2. Aufl.

** In der oben genannten, besonders genialen Gruppe von Handzeichnungen in Oxford, Koburg usw., die allem Gleichzeitigen weit vorauseilen, vermögen wir die Hand Dürers nicht zu erkennen. — Auch die thronende Madonna mit Engeln in Paris und die Dame mit dem Falken in London sind nicht völlig gesichert.

*** Abb. in dem Albertina-Handzeichnungswerk, irrig als Memling.

† Abb. in Federzeichnungen altdeutscher Meister, Hausschatz deutscher Kunst, Berlin, Fischer u. Franke. Der daneben fälschlich als ‚Dürer' abgebildete blinde Reiter (Belisar?)

Zeichnung beruhende hl. Familie mit der Heuschrecke, der Hieronymus in Landschaft, von Bildern das Selbstbildnis in Pariser Privatbesitz (1493). In allen diesen Werken knüpft Dürer an Schongauer an, aber er stellt dem hohlen Akademismus in dessen Spätwerken einen neuen, frischen Naturalismus entgegen, ein tiefer eindringendes Naturverständnis, eine unerhört lebendige und ausdrucksvolle Liniensprache und die neue Betonung der Landschaft. Aber gerade in dem Entwicklungsmoment, wo man nach solchen Leistungen den freien Sonnenflug des Genius erwartet, erlebt man die stärkste Enttäuschung. Dürer imitiert und kopiert eine andere, bereits vorhandene und dazu eine fremde Kunst: Mantegna und Pollajuolo und Credi und Cima da Conegliano und Barbari und Leonardo. Ein unorganisches Gemisch von oberitalienischer Frührenaissance und mittelitalienischer Frührenaissance und Hochrenaissance und Antike und angestammter nordischer Spätgothik — das sind die nächsten Werke! Das heißt: auch Dürer ist noch im Jahre 1494, als er eben von der Wanderschaft heimgekehrt war, von der großen verheerenden Schlammflut des nivellierenden internationalen Italismus getroffen worden, von jener Ausdehnung der bis dahin national-italienischen Renaissance zu einer Weltkunst, die im 16. Jahrhundert in den außeritalienischen Ländern, vor allem in Deutschland und den Niederlanden, die große eigene, nationale Kunstblüte (oder die Ansätze dazu) geknickt und vernichtet hat. In der ganzen großen Blüteperiode der niederländisch-deutschen und der französischen Spätgothik, d. h. in der neuzeitlichen Kunst des Nordens, von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zu diesem Zeitpunkt um 1490, war jedes Werk der Baukunst, der angewandten Kunst, der Plastik, der Malerei, der Graphik, einerlei ob von einem führenden oder von einem nur durchschnittlichen Meister, eine in sich geschlossene, organische Einheit aus wesensgleichen Stilelementen; mochten auch zwischen diesen stammesverwandten* Ländern zeitweilig Einflüsse hin- und herspielen, so war die Kunst im Ganzen doch eine einheitliche, bodenständige, charakteristisch nordische Kunst, eben Gothik, und zugleich eine beständig werdende, originale Gegenwartskunst. Nun aber drangen aus einem südeuropäischen Lande mit einer ganz anderen Natur und Rasse, die also auch eine wesensverschiedene künstlerische Veranlagung und Auffassung hatte, und dazu aus einem Lande mit ganz anderer, nicht christlich-religiöser, sondern neuheidnisch-weltlicher Kultur Elemente einer fertigen und fremden Kunst nach Norden, und die nordischen Künstler ahmten sie nach. Zunächst

---

ist m. E. vielmehr ein hochbedeutendes Jugendwerk Grünewalds. Der Vergleich beider Zeichnungen läßt den charakteristischen Unterschied zwischen beiden Meistern gut erkennen. Daß der Herausgeber des Heftes sonst Grünewald völlig ignorieren konnte (!), ist um so schwerer begreiflich, als gerade das Berliner Kabinett mehr großartige Grünewaldzeichnungen der späteren Zeit besitzt, als irgend eine andere Sammlung.

* Auch in Frankreich, zumal in Nordfrankreich, war, wie man eben aus dieser Gothik sieht, die germanische Rasse im 14. und 15. Jahrhundert noch die kulturschaffende; erst die Könige des 16. Jahrhunderts und namentlich Ludwig XIV. haben die Romanisierung Frankreichs vollzogen.

waren es nur die durch Ornamentstiche und Handzeichnungen italienischer Künstler vermittelten dekorativen (Fruchtkränze, Putten usw.) und tektonischen (Pilaster, Pfeiler, Gebälk usw.) Einzelformen, sehr bald aber wurde es mehr, Bewegungsmotive der Figuren, Kompositionsmotive, die ganze künstlerische Auffassung, der ganze Stil! Gerade Dürer war in Deutschland einer der Ersten, in dessen Kopf sich nun der Wahn festzusetzen begann, daß die künstlerische Auffassung der gleichzeitigen Italiener an sich alleinseligmachend sei, daß ihre Formensprache einen absoluten (statt des tatsächlichen relativen) Wert habe, daß das Heil der deutschen Kunst also nicht darin liege, in originalen Werken ein eigenes deutsches Ideal möglichst rein und stark und vollkommen auszuprägen, sondern im Gegenteil darin, dieses Ideal wegzuwerfen und die fremde italienische Kunst nachzuahmen. In diesem verhängnisvollen Irrtum, daß es darauf ankomme, auf diese eine bestimmte Auffassung, aber nicht auf die Schöpfung charakteristisch deutscher und möglichst persönlich dürerischer Kunst, ist Dürer noch 1495 nach Italien selbst gezogen, um als ein Verwirrter, Zerrissener, Entwurzelter heimzukehren. (1505 hat er dann die Reise noch einmal wiederholt und mehr als ein Jahr in Venedig zugebracht.) Durch Dürer vor allem ist damals der große Bruch und Riß in die deutsche Kunst gekommen, an dem sie seitdem volle vier Jahrhunderte gekrankt hat und an dem sie heute noch krankt. Seitdem gibt es zweierlei Kunst in Deutschland: gewachsene, schöpferische, nach Wesen und Stil wirklich deutsche Kunst, welche die deutsche Kultur repräsentiert (z. B. Lederers Hamburger Bismarckdenkmal), und eine wurzellose, minderwertige, charakterlose Nachahmung südlicher, italienischer oder griechischer Kunst, welche die Unkultur in Deutschland repräsentiert (z. B. Schillings ‚Nationaldenkmal' auf dem Niederwald).

Jene entscheidende Stilwandlung des Jahres 1494 ist bei Dürer also nicht, wie sonst bei großen Künstlern, organisch von innen heraus erfolgt, sondern unorganisch durch äußeren Einfluß einer anderen, bereits vorhandenen Kunst. Seitdem fehlt seiner Kunst die geschlossene Einheit und innere Logik. Sehr Ungleichartiges und Ungleichwertiges entstand nun unmittelbar nebeneinander: einmal jene Reihe originaler (und zugleich spätgothischer) Werke, die zum Größten der ganzen deutschen Kunst gehören, wie die unvergleichliche Pinselzeichnung des Häschens der Wiener Albertina von 1502 und die verwandten Landschaftsaquarelle, die Londoner Zeichnung des ‚Reiters Tod' und eine Reihe von Bildniszeichnungen; von Stichen so echt nordische Blätter wie ‚Der Spaziergang', ‚Die Weihnacht', die heraldisch-dekorativen Wappenblätter; von Bildern das charaktervolle Jünglingsbildnis von 1500 in München; von Holzschnitten der prachtvolle Simson (B. 2, um 1497) mit seiner markigen, energischen Charakteristik und der völlig neuen und einzigartigen Lebendigkeit, Ausdruckskraft und Schwungkraft der reinen Linienspräche. Hier wie in der gleichzeitigen Holzschnittfolge der Offenbarung Johannis (1498) bricht bei Dürer (zeitlich später als bei Grünewald) die Leidenschaft, jener Grundzug der neuen Generation, mächtig heraus; hier offenbart sich zugleich sein spezifischer Zeichnergenius. Aber gerade in diesem

Hauptwerk, der Apokalypse, zeigt sich andrerseits doch auch der Bruch. Nur vier von den fünfzehn Blättern der Folge haben einen einheitlichen, rein deutschen und rein dürerischen Stil: ‚Die vier Reiter‘ (B. 64), ‚Die sieben Posaunenengel‘ (B. 68), ‚Johannes verschlingt das Buch‘ (B. 70) und ‚Das Sonnenweib und der siebenköpfige Drache‘ (B. 71). Nicht grundlos sind gerade diese vier durch stürmende Leidenschaft und gewaltige, echt nordische Phantastik ausgezeichnet. Alle andern Blätter aber sind nicht völlig originale Kunst, sondern in wesentlichen Zügen offensichtliche Entlehnung von Mantegna (B. 65, 66, 69) und Leonardo (B. 61, 62, 63, 65, 67, 74 das Motiv der diagonal einwärts knienden Rückenfigur). Nicht nur verkürzte Köpfe, sogar Ausdrucksmotive (B. 65 und 69) entlehnte Dürer von Mantegna, und in der Nachahmung nun eben nicht mehr lebendige, sondern äußerlich posierende Bewegungsmotive, wie der italienische Kontrapost (B. 61 und 74), halten ihren Einzug in die deutsche Kunst, und daneben fremde Kompositionsmotive, wie jene diagonal Knienden oder die Rückensperrfiguren am Rande (B. 67) oder die Figuren im Kontrast von Rückenansicht und Vorderansicht (B. 73). Solche Dissonanzen, solche toten Stellen, solche Entlehnungen findet man aber sonst in Hauptwerken der großen Meister niemals; da spricht jeder nur seine eigene Sprache, und die künstlerische Einheit des Stiles ist vollkommen und absolut zwingend. Bei Dürer aber geht der innere Bruch nun auch durch die sämtlichen anderen großen graphischen Folgen, die große und die kleine Holzschnittpassion, die Kupferstichpassion und das Marienleben. So erklärt es sich, nicht etwa aus geringerer Begabung, sondern aus dieser verhängnisvollen Entwicklung, daß Dürer in keiner seiner zahlreichen Darstellungen* der Kreuzigung Grünewalds phänomenaler Schöpfung ebenbürtig ist. In der leidenschaftlichen Bewegtheit als Ausdruck des neuen Zeitempfindens, in der Kraft der Charakteristik, in den Ausdrucksmotiven, in allen diesen deutschen Zügen geht Dürer parallel mit Grünewald. Überall, wo er ursprünglich und Spätgothiker ist, ist er lebendig und groß. Aber daneben stehen überall auch die unlebendigen, der fremden Kunst nachgeahmten Bewegungsmotive (B. 11 der rein formalistisch im Kontrapost gedrehte Reiter rechts, B. 24 die Frauengruppe) oder Kompositionsmotive (B. 40 die Rückensperrfiguren, B. 55 der Kontrast von Vorderansicht und Rückenansicht); auch wo die Figuren an sich deutsch gesehen und empfunden sind (B. 13 und 56), zeigt der Vergleich mit Grünewald doch eine beginnende Veräußerlichung und das Eindringen eines fremden, welschen, äußerlich-repräsentativen Pathos. Auch daß Dürer in keinem der Christusakte das Naturverständnis Grünewalds erreicht und daß er in seiner zeichnerischen Auffassung nicht das Können besitzt, wie das Mal-

* Von dem unechten Dresdner Bild und der neuerdings als bloße Werkstattarbeit erkannten Grünen Passion ist natürlich abzusehen. In Frage kommen der große Holzschnitt B. 11 von c. 1498, der Einzelstich B. 24 von 1508, der kleine Holzschnitt B. 40 von c. 1510, der Einzelschnitt B. 55 von 1510, der Stich B. 13 von 1511 und der Kanonholzschnitt B. 56 von 1516. — Manche auffallenden, deutschen, aber undürerischen Züge in B. 24 und B. 55 erklären sich wohl nur durch einen Einfluß Grünewalds auf Dürer.

genie in der seinen, wird man nicht übersehen. Dabei sind alle diese graphischen Folgen im Ganzen immer noch Hauptwerke Dürers, in denen das Selbständig-Deutsche immerhin vorherrscht. Gleichzeitig mit jener obengenannten Reihe großer, originaler Werke entstand aber seit 1494 eine andere schwacher Sachen, in denen die Nachahmung der fremden Kunst unter Aufgabe der Eigenart schon überwiegt: die ganze Gruppe der gestochenen und gezeichneten Akte, die sich um die sog. ‚Vier Hexen' und den ‚Adam- und Eva'-Stich gruppieren, die gestochene ‚Madonna mit der Meerkatze', das Nürnberger Herkulesbild, die ganze Gruppe der kleinen Stiche und Bilder von 1500 bis 1505, die von Barbari abhängig ist.

Nichts ist bezeichnender für das Maß der Verblendung schon beim jungen Dürer als die Tatsache, daß dieser schwache Meister vierten Ranges überhaupt Eindruck auf ihn machen konnte. In seiner Heimat Venedig wurde dieser Stecher und Maler Jacopo de' Barbari ausgelacht*. So zog er es vor, nach dem Norden zu gehen, zunächst 1500 nach Nürnberg. Und nun ist die kolossale Überschätzung, die er hier in Deutschland fand, charakteristisch für die Geschmackswandlung auch im großen Publikum, für die beginnende Vermelschung der ganzen geistigen Kultur Deutschlands. Mitten in dieser größten nationalen Blütezeit, die uns je beschieden war, haben die deutschen Fürsten diesen schwachen Ausländer den besten deutschen Künstlern vorgezogen. Das stimmt zu der allgemeinen Beobachtung, daß gerade die deutschen Fürsten damals der Entnationalisierung der deutschen Kunst auch sonst wesentlich Vorschub geleistet haben. Sind sie doch überall in ihren italistischen Schloßbauten (Heidelberg, Stuttgart, München, Dresden, Berlin usw.) vorangegangen mit dem Abfall von der heimischen Art, obwohl diese im Schloßbau so Großartiges geschaffen hatte, wie die Albrechtsburg in Meißen und die Marienburg. Wie diese antinationale Baugesinnung und Kunstgesinnung dann durch das ganze 16., 17., 18. Jahrhundert und an manchen Höfen bis heute als eine schlechte Tradition sich fortgeerbt hat, ist ja bekannt. Daher sind ja unsere Haupt- und Residenzstädte in ihrem städtebaulichen Charakter noch heute fast alle besonders undeutsch und charakterlos. Das hat hier angefangen. Kaum war jener Barbari in Deutschland, so wurde er noch 1500 Hofmaler des Königs Maximilian, 1504 des sächsischen Reformationskurfürsten Friedrichs des Weisen, 1510 endlich der Statthalterin Margarete der Niederlande. Über dieses unrühmliche Verhalten gerade des sächsischen Hofes sind wir durch Urkunden recht gut unterrichtet. Der hochgeschätzte Italiener wurde weit besser bezahlt und verpflegt (aus der Schloßküche) als die künstlerisch unendlich überlegenen deutschen Meister, z. B. Dürer. — Grünewald, der Genius, ist, soviel wir wissen, weder von Friedrich dem Weisen noch von König Max noch von Kaiser Karl V. je eines Auftrages

* ‚Auch laß ich Euch wissen, daß viel besser Moler hie sind weder daussen Meister Jacob ist. Aber Anthoni Kolb (ein Nürnberger Kaufmann in Venedig) schwer ein Eid, es lebte kein bessrer Moler auf Erden denn Jacob. Die andern spotten sein, sprechen: wär er gut, so belieb er hie' — schreibt Dürer 1506 von Venedig an Pirkheimer.

gewürdigt worden! So konnte der fremde Meister Jakob Walch, wie ihn die Deutschen nannten, als großer Herr auftreten und häufig die Wittenberger Herren Professoren, Doktoren und Studenten zu Gastereien bei sich sehen.

Durch diesen Barbari ist Dürer nicht nur vorübergehend, sondern sehr nachhaltig beeinflußt worden. Ist er doch durch Barbari (zusammen mit einem unglücklichen eigenen Hang zur Spekulation und Grübelei) auf den schlimmen Holzweg mathematischer Konstruktionen mit Lineal und Zirkel* — statt natürlicher, lebendiger Kunsterzeugung — gedrängt worden. Daß er nun anfing, dem so charakteristisch akademischen Phantom eines Proportionskanons nachzujagen, dem er dann bis an sein Lebensende eine unendliche Menge Zeit und Kraft geopfert hat, ist ein bezeichnender Zug in dem allgemeinen Bilde des beginnenden Niedergangs.

Jenem bezeichnenden Geschmackswandel entsprechend hat Friedrich der Weise sich von Dürer alla italiana malen lassen (Berlin, um 1496). So ist es ausgefallen, wie es ausfallen mußte: starr und gezwungen und dabei innerlich haltlos, sehr unbelebt im Nackten, mit glotzendem Götzenblick, der vom inneren Wesen des Menschen nichts sagt, ein wahres Schulbeispiel dafür, wie aller Kunst aus zweiter Hand naturnotwendig die überzeugende optische Lebendigkeit, die künstlerische Einheit und Kraft fehlt. Denn der Stil dieses Bildnisses ist ja nicht, wie es sonst selbst bei Talenten, geschweige bei einem Genie normal ist, die organische Fortentwicklung von Dürers früherer Bildnisauffassung, wie sie aus dem Pariser Selbstbildnis von 1493 so lebendig spricht, sondern wiederum Resultat unorganischer Beeinflussung von außen, in der steinplastischen Modellierung imitierter Mantegna, im Bewegungsmotiv und in der ganzen Bildniskomposition imitierter Leonardo. Gleich darauf (Bildnisse von 1499 in Weimar, Kassel und München) drängt sich venezianischer Quattrocentoeinfluß vor, und wieder ein Jahr später, 1500, in dem ausgezeichneten Jünglingsbildnis in München, ist der Stil abermals nicht Weiterbildung der Auffassung dieser Bildnisse von 1496—99, sondern Dürer kehrt wieder zur deutschen Auffassung und zu sich selbst zurück (nur Kopf in einfacher Halbprofilansicht vor dunklem Grund, kein Kontrapost, keine leonardesk übereinander gelegten Arme und Hände, kein venezianischer Vorhang), und nun schafft er ein Meisterwerk deutscher Charakteristik und charaktervoll markiger, knorriger, kantiger, holzschnitzmäßiger, echt deutscher Formauffassung. Daß wir aber sogar im Bildnis bei ihm schon in diesem Jahrzehnt einen solchen Zickzackkurs finden, beleuchtet scharf, welche Verwirrung in Dürer die italistische Woge gleich beim ersten Anprall 1494/95 anrichtete. Denn sonst beobachten wir allgemein in der italistischen Niedergangsbewegung des 16. Jahrhunderts in den Niederlanden, Deutschland und Frankreich, wie gerade die Bildniskunst sich noch am längsten auf künstlerischer Höhe hielt, ja wie sie z. T. in dem charaktervollen Holland, in den ersten Anfängen des nationalen Gruppenbildnisses, von italienischem Einfluß völlig frei blieb (Schützenstück des Dirck

* Die frühesten konstruierten Figuren, Zeichnungen in London und Wien, sind von 1500 und 1501. Auch das allzu berühmte Münchener Selbstbildnis ist konstruiert!

Jacobsz. von 1529 in Amsterdam). Bei Dürer aber schon um 1496 in dem Bildnis Friedrichs d. W. dieser Grad von Akademismus! Denn man bedenke doch, dieses deutsche Zeichnergenie von Hause aus ahmt nicht nur nach und ahmt nicht nur eine seiner eigenen wesensfremde, südliche Kunst nach, er imitiert sogar gleichzeitig in einem Werke italienische Frührenaissance (Mantegna) und italienische Hochrenaissance (Leonardo), d. h. zwei Auffassungsformen, die im Ursprungsland sich ausschließend aufeinander folgten! Noch ein anderes, gleichzeitiges Frühwerk Dürers läßt uns einen tiefen Blick tun in seine große innere Unsicherheit: das Mittelbild des Dresdener Altars mit der Anbetung des Kindes. Daß es ein Dürermonograph ihm neuerdings hat absprechen wollen (unter allgemeinem Widerspruch), beleuchtet scharf das Maß von Selbstaufgabe, dessen Dürer hier tatsächlich fähig war. Zwei Mächte streiten sich um seine Künstlerseele: die nordische, stammverwandte, niederländische Einflußtradition seit 1460, die wir kennen, hier in der Gestalt des großen Vlamen Hugo v. d. Goes*, — und der neue kosmopolitische Italismus (Mantegna), der hier eben anfing, eine für den Norden verhängnisvolle Tradition zu werden. Dürer entschied sich für diese Macht, für den Italismus, und damit hat er im wesentlichen das Schicksal der deutschen Kunst damals entschieden. Denn Dürer hat, wie einst Schongauer, durch die leichte Beweglichkeit seiner Graphik weiter und stärker auf die Kleineren gewirkt als irgend ein anderer. Er hat entschieden zum Unsegen, zum Verderben der deutschen Kunst.

In den Mauern desselben Nürnberg ist auch die deutsche Plastik von der Vischerschen Werkstatt aus auf denselben verderblichen Irrweg der Nachahmung der südlichen Kunst geführt worden, noch im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, während in Würzburg die charaktervoll deutsche Kunst des größten deutschen Bildschnitzers dieser Zeit, des Tilman Riemenschneider, noch in voller Blüte stand. 1508, noch ehe Grünewald den Isenheimer Altar begann, dessen Schnitzfiguren ja auch zu den größten Hauptwerken deutscher Kunst gehören, ist jenes Sebaldusgrabmal begonnen worden, dessen unorganisch-verworrener Mischstil so deutlich die beginnende Zersetzung und Entartung kennzeichnet.

War Nürnberg so das eine Haupteinfallstor der fremden Kunst, so war die andere große süddeutsche Handelsstadt Augsburg das andere. Hier hat in der Malerei Burgkmair, der Generationsgenosse Grünewalds und Dürers, doch von Hause aus ein zwar koloristisch begabtes, aber diesen nicht ebenbürtiges, oberflächlicheres Talent, die Schwenkung in den Italismus vollzogen. Wahrscheinlich war auch er schon vor 1500 in Oberitalien. So sehen wir schon auf seinen frühen Basilikabildern für das Augsburger Katharinenkloster (Galerie, 1501—04) nicht nur die tektonisch-dekorativen Formen der fremden Kunst eindringen, sondern zugleich auch die italienische repräsentative Auffassung der Figur (z. B. Petrusbasilika 1501, der hl. Georg rechts).

Dann um 1505 eine interessante Wendung: er findet zu sich selbst zurück,

* Sprich Chus, Hauptwerke in Florenz, Brügge, Berlin, Wien.

Graf Leopold von Kalckreuth/Ernteeinfuhr.

ja der Führer der entgegengesetzten, nationalen Strömung macht einen starken Eindruck auf ihn. Die leidenschaftliche Ausdrucksfigur des Christus auf einem neuerdings vom Berliner Museum erworbenen Bruchstück eines Ölbergs (datiert 1505, wohl das Stück, das früher in der Sammlung Weber in Hamburg war) läßt sich nicht aus den vorhergehenden Werken Burgkmairs, insbesondere nicht aus der Ölbergszene auf der Petrusbasilika ableiten, sondern nur aus einem Einfluß Grünewalds. Dann aber erfolgt noch im gleichen Jahre doch die endgültige Hinwendung zum Italismus: auf dem Nürnberger Bilde mit Sebastian und Konstantin stehen in kahler, kalter, imitierter italienischer Hochrenaissancearchitektur durchaus undeutsch empfundene, rein repräsentativ posierende Figuren.

Wahrscheinlich durch Burgkmair verführt, ist dann sogar der der Geburt nach ältere Holbein (der Vater) seit 1508 mehr und mehr in den charakterlosen Italismus hinabgeglitten. Als einer der begabtesten und eigenartigsten deutschen Koloristen steht er im frühen Weingartner Altar (1493) und in der kleinen Nürnberger Madonna (1499) mit seinem dekorativ-flächigen Kolorismus selbständig neben Zeitblom. Um 1501 erfuhr er dann, wie wir sahen, den mächtig erregenden Einfluß Grünewalds (Frankfurter Altar), der in einer ganzen Reihe von Werken noch nachzittert (Basel, Marientod, Augsburg, Passion und Waltherepitaph 1502, Berlin, Sammlung von Kaufmann, Bartholomäusmarter). Daneben und wenig später entstanden wieder bedeutende selbständige Werke, in denen er seinen Kolorismus höchst eigenartig weiterbildete, aus dem Flachstil in den Raumstil, mit Ansätzen zu einer Licht- und Tonmalerei, die freilich ohne Grünewalds vorhergehenden Einfluß nicht da wären, und vor allem mit einem höchst persönlichen goldenen Rahmenwerk in echter Spätgothik, das sowohl malerisches Mittel der Raumdarstellung, wie echt deutscher Klang im koloristischen Akkord ist. (Marienszenen des Kaisheimer Altares, München, 1502, Augsburg, Paulusbasilika, um 1504, Glasgemälde des Eichstätter Domes, 1502). Die Werke aus dem letzten Jahrzehnt von Holbeins Schaffen (1508 bis 1519) gehen aber auf diesem noch vielversprechenden Wege nicht weiter. In dem Epitaph des Bürgermeisters Schwartz (Augsburg, Slg. von Stetten, 1508) bemerkt man das erste Eindringen des fremden Elementes: die Figuren Christi und Mariä gehen nicht wie der Gottvater und die Bildnisfiguren aus Holbeins Sehen und Holbeins Phantasie hervor, sondern aus der Nachahmung der fremden, italienischen Hochrenaissance. So zerstören sie durch ihre äußerlich repräsentative Pose die künstlerische Einheit des Bildes. Und welcher Rückgang in der Lebendigkeit und Selbständigkeit des Ganzen bereits vier Jahre später in dem Augsburger Katharinenaltar*! Diese öden, ausdruckslosen Köpfe malte derselbe Holbein, der im Kaisheimer Altar, in der Paulusbasilika und in zahlreichen Bildniszeichnungen einer der lebendigsten, scharfäugigsten, geistreichsten Charakteristiker der deutschen Kunst war! Starr und

* Marter des Petrus und Annaselbdritt auf den ehemaligen Außenseiten, Marter der Katharina und Ulrichswunder auf den ehemaligen Innenseiten der Flügel.

unlebendig ist die streng symmetrische Komposition der Annaselbdritt, weil sie Nachahmung ist; starr und unlebendig sind hier und auf der Katharinamarter die Bewegungen, weil sie Nachahmung sind; nicht von innen heraus lebendig als Ausdruck der Situation und als Resultat eigenen Naturstudiums, sondern kraß manieriert sind die Kontrapostfiguren des Bischofs auf dem Ulrichswunder und des Henkers auf der Petrusmarter und ebenso die Bewegungsmotive des Kindes auf der Annaselbdritt und des Sebastian auf dem Münchner Sebastiansaltar von 1516. Man muß den ausgezeichneten, selbständig deutschen und selbständig holbeinischen Halbakt des Straßburger Schmerzensmannes (um 1500) vergleichen, um das Maß des Niederganges in diesen unlebendigen, charakterlosen Figuren zu empfinden. Von dieser frühen zu dieser späteren Aktauffassung führt so wenig eine organische Entwicklungslinie, wie von der höchst eigenartigen, in Bildung und Rhythmus charakteristisch germanischen Ornamentik des Kaisheimer Altares und der Paulusbasilika etwa zu der Ornamentik der Flügel des Sebastiansaltars. Hier wird der Bruch und der Abfall zu einer minderwertigen Kunst aus dritter Hand besonders sichtbar. Denn diese sog. ‚Deutsche Renaissance' ist ja nichts anderes als Nachahmung der italienischen Renaissance, die in den Schmuckformen selbst schon nicht schöpferische, originale Kunst war, sondern Nachahmung der griechisch-hellenistischen Kunst. Ebenso undeutsch wie diese Ornamentik ist aber der ganze Stil dieser Flügel mit der hl. Barbara und der hl. Elisabeth. Denn nicht deutsche, sondern nachgeahmt italienische Auffassung hat diese repräsentativ posierenden, isoliert in den Vordergrund gezogenen Figuren mit der bildhauerischen — bei dem Koloristen Holbein! — Drehung und Entfaltung der Körperformen gemalt. Diese leeren, ausdruckslosen Puppenköpfe sind so undeutsch, wie der ganze kalt weltliche Aristokratismus der Kunst, die hier imitiert ist, im Gegensatz steht zur christlich-religiösen und bürgerlichen Kultur Deutschlands im Reformationszeitalter. Nur in den Bettlerfiguren neben der Elisabeth, unter denen der Maler sich selbst dargestellt hat, ist ein Rest originaler, deutscher Auffassung, und diese Figuren sind naturalistisch und bürgerlich! Sie machen die Ausländerei der nachgeahmten Renaissancestilisierung und der nachgeahmten Renaissance-‚Vornehmheit' völlig deutlich. Man kann also ermessen, welch' eine Verbildung des Sehens und Empfindens, welche Begriffsverwirrung und welche Fälschung der Werte durch eine methodenlose Kunstgeschichtsschreibung dahinterstecken müssen, wenn gerade diese Flügel die bekanntesten und die vielfach allein bekannten Werke Holbeins sind, wenn gerade sie gar als ‚Hauptwerke' der deutschen Kunst allgemein in Deutschland ‚bewundert' worden sind und von Zahllosen noch heute bewundert werden. Noch übertroffen aber wird der unpersönliche Akademismus dieses Altares von dem letzten bekannten Bilde Holbeins, dem Brunnen des Lebens von 1519 im Lissaboner Schloß. In einem die halbe Bildfläche einnehmenden Prunkbau, dessen Formensprache restlose Imitation italienischer Renaissance ist, brüstet Holbein sich förmlich mit seiner künstlerischen Charakterlosigkeit, und in den zahlreichen weiblichen Figuren des Vordergrundes ist ein äußerstes Maß blöder Ausdruckslosigkeit

und unlebendiger Glätte im Nackten erreicht. Nur noch Kleiderstöcke sind diese seelenlosen Menschen. Ein Schwelgen in kunstgewerblichem Reichtum von fremder Form, ein Auseinanderfallen in lauter unmalerische Einzelheiten, peinlich sorgfältige Ausführung von Brokatmustern und Schmuckstücken ist das Ende. Und das ist in Isenheim, wo Holbein 1524 starb, im Angesicht von Grünewalds Hochaltar gemalt!

1509 bis 12, also gerade in der Entstehungszeit des Isenheimer Altars, ist in Augsburg endlich auch der älteste italistische Kirchenbau errichtet worden, die Fuggerkapelle der Annakirche. In einen quadratischen Westchor mit spätgothischem Netzgewölbe ist die Nachäffung der fertigen Formensprache venezianischer Frührenaissance völlig unorganisch hineingeklebt; das Material ist der dem Norden in Zeiten schöpferischer Kultur immer fremde, südliche Marmor; das gleiche völlig verwelschte Idiom hat auch die ehemals reiche innere Ausstattung gesprochen, die in den Grabmälern auf Dürer*, im wesentlichen höchst wahrscheinlich aber auf jenen Peter Flötner zurückgeht, der auch in Nürnberg (Hirschvogelhaus, Tucherhaus) als einer der verderblichsten Totengräber der deutschen Kunst die Baukunst und angewandte Kunst auf den Verfallsweg des Italismus geführt hat. Auch in die Baukunst, das feste Rückgrat aller bildenden Kunst, war damit Bresche gelegt; die unvergleichliche, bereits hundertundfünfzig Jahre lang währende schöpferische Entwicklung des spätgothischen deutschen Kirchenbaus, die bis dahin nur einheitliche Organismen in Raumbild und Konstruktion, in Tektonik und Ornamentik, in Innenbau und Außenbau geschaffen hatte, wurde damals und hier zuerst umgebogen und abgebrochen.

Kehren wir nun in das Unterlindenmuseum in Kolmar zu Grünewalds Isenheimer Altar zurück, so geht uns eine Erkenntnis von größter Wichtigkeit auf: als Grünewald dieses gewaltige Hauptwerk deutscher Kunst schuf, war in Deutschland an den wichtigsten Mittelpunkten, zumal in Nürnberg und Augsburg, und in allen Gattungen, Baukunst, angewandte Kunst, Plastik, Malerei und Graphik, die Wendung von der Blüte zum Verfall schon eingetreten. Die meisten deutschen Künstler hatten nicht gehalten, was ihre Talente und der große, neue Aufschwung um 1490 versprochen hatten. Gerade Dürer, der einstige geniale Genosse in der Führerschaft zu neuem, selbständigem Aufschwung, war zum Haupt jener Verblendeten geworden, die an die Stelle schöpferischer und nationaler Kunst mehr und mehr die akademische Nachahmung der fremden, italienischen Renaissancekunst setzten. Diese Schwenkung zum Italismus war nun keineswegs einfach ein unabwendbares ‚Schicksal‘, das seine Ursache etwa gar in dem großen Religionskampf der Zeit gehabt hätte. Der innerste Grund war vielmehr, wie immer bei solchen Krisen und Wendungen der Kunstentwicklung, ein rein künstlerischer und lag in den Künstlern selbst: künstlerische Charakterschwäche! Grünewald läßt das erkennen: er hatte nicht nur das alle anderen Deutschen überragende Malenkönnen und nicht nur die schöpferische Kraft, in der Malerei als solcher

* Entwürfe von 1510 in Berlin und Wien.

epochemachend Neues zu sagen, sondern dazu die den anderen eben fehlende künstlerische Charakterfestigkeit, die sich in dem Glauben an das eigene, deutsche Ideal nicht beirren und zu keiner Nachahmung einer fremden Kunst verführen läßt, auch wenn diese seit zwanzig Jahren schon von einer immer wachsenden Zahl von Künstlern für den alleinigen ‚Fortschritt‘ und Heilsweg der Kunst gehalten wird. Der scheinbar, vom Standpunkt der fremden, italienischen Kunst aus, Rückständige war in Wahrheit damals auf dem eigenen, natürlichen, organischen Entwicklungswege der deutschen Kunst der Fortgeschrittenste in ganz Deutschland.

Das so oft behandelte Thema einzelner Heiligenfiguren, wie es in dem Antonius und Sebastian der festen Flügel des Altars gegeben war, wurde für Grünewald Veranlassung, unerhört neue Lichtprobleme im Binnenraum aufzurollen. Auf charakteristisch spätgothischem Steinsockel steht die in Proportion, S-Schwingung und Faltengebung rein spätgothische Figur des heiligen Abtes Antonius. Die feste heimatliche Tradition wird also nicht verlassen. Aus ihr heraus wachsen die großen neuen Entdeckungen des Malerauges. Auf beiden Flügeln schafft Grünewald mit den malerischen Ausdrucksmitteln Licht, Schatten und Helldunkel allein die Illusion der Räumlichkeit und der Körperlichkeit. In dieses Licht stellt er auf der Antoniustafel eine Gewandfigur. Das starke Licht von rechts oben verzehrt das Karminrot des Mantels, das durch alle Nuancen von Rosa zu Weiß hin moduliert wird. Man muß damit etwa das isoliert lokalfarbige Rot auf Cranachs gleichzeitigem Frankfurter Sippenaltar oder auf seinem bekannten Berliner Bild vergleichen, um zu ermessen, welchen Schritt Grünewald schon hier aus dem Lokalfarbenkolorismus in den Luminarismus wirklich malerischer Malerei hinein tat. Nicht minder erstaunlich ist, was Grünewald auf dem rechten festen Flügel wollte und konnte. Hier ist in das raumschaffende Licht und Helldunkel der Akt des Sebastian hineingestellt, diagonal überschnitten und wie feurig umlodert von dem durchleuchteten, lackroten Mantel. Einen so rein malerisch konzipierten*, nur mit Licht und farbigen Schatten modellierten, einen im Lichtleben der farbigen Oberfläche des Körpers so lebendigen und so weichtonigen Akt** gibt es nicht wieder in der deutschen Malerei (außer in Grünewalds eigenen Schöpfungen); auch nicht bei den Modernen, wo, soviel ich sehe, bei ähnlich hoher malerischer Qualität (z. B. Leibl, Liebermann, Putz) doch immer irgendein französischer oder englischer Einfluß dahinter steht. Dabei ist nun vor allem zu beachten, daß in der altdeutschen Kunst um 1500 gerade der Akt das Haupteinbruchstor für den Italismus gewesen ist. Mit Akten beginnt bei Dürer 1494 die ganze Verwelschung (Hamburger Orpheuszeichnung, Wiener Tritonenkampf und Bacchanal). Überall, in Nürnberg und Augsburg, in Wittenberg und Straßburg und Basel und Köln, erleben wir gerade bei

* Zwei erhaltene Studien zu dieser Figur in Dresden und Göttingen (Slg. Ehlers) sind in dem weichen, malerischen Material der Kreide gezeichnet.

** Den Qualitätsabstand des Durchschnitts bezeichnet etwa der 1502 in Dürers Werkstatt von Schäuffelein gemalte Sebastian des Veiter Altars.

den Akten die Enttäuschung, daß auf den selbständig deutschen Naturalismus des 15. Jahrhunderts nicht die selbständig deutsche Stilisierung des 16. Jahrhunderts folgt, sondern die Nachahmung der italienischen. Schon in dem frühen Stich des Sebastian an der Säule (B. 56, um 1495) sehen wir bei Dürer das angeborne nordische Streben nach eindringlicher Herausmodellierung der charakteristischen Einzelform im Kampfe liegen mit der Nachahmung der entgegengesetzten italienischen Auffassung, die auf das Allgemeine, Typische geht und im Bewegungsmotiv repräsentativ und bildhauerisch den Körper gewissermaßen anatomisch auseinanderfaltet. 1496 folgt die feine Bremer Zeichnung des Frauenbades, eine originale Arbeit, und siehe: Dürer ist nordischer Naturalist und sieht, trotz zeichnerischer Modellierung, Figuren und Raum malerisch zusammen. Dann aber folgt gleich der Abfall zur Barbari-Nachahmung* im sog. Traum des Doktors (Stich B. 76) und dem völlig uneinheitlichen Hexenstich von 1497. Um 1500 entstehen gleichzeitig der schwache Nürnberger Herkules, der in die deutsche Landschaft und den Pollajuolo imitierenden Akt auseinanderfällt, die klägliche Kompilation aus Mantegna, Pollajuolo und Leonardo** B. 73, die stofflich nicht sicher erklärt ist, und das in Landschaft und echt nordisch phantastischem Fabelwesen so lebendige ‚Meerwunder' (B. 71), das wieder der akademische Akt so unangenehm zerreißt. Um 1503/04 schließt sich der wunderliche, halb naturalistische, halb konstruierte (!) Akt der Nemesis (B. 77) an und 1504 der rein akademische Stich ‚Adam und Eva' (B. 1). Jede selbständig deutsche und persönlich dürerische Aktauffassung ist hier untergegangen in verblendeter Cinquecentonachahmung, Antikennachahmung und gelehrtenhafter Konstruktion***. Dem entspricht die leblose, starre Wirkung der Figuren. Das steht durchaus auf einer Linie mit den italistischen Akten des Vlamen Gossaert, wie etwa ‚Neptun und Amphitrite' in Berlin. Denn diese vlämischen und holländischen frühesten Italisten, wie Gossaert und Jakob Cornelisz., waren ja nicht nur die genauen, um 1470 geborenen Zeitgenossen, sondern auch die sachlich völlig parallel gehenden künstlerischen Glaubensgenossen der deutschen Italisten unter Dürers Führung. Heutzutage würden sie alle zu einer Künstlergenossenschaft gehören. Dieser Stich Dürers und dieses Bild Gossaerts sind die wesensgleichen Ahnen der akademischen Akte eines Cornelis Cornelisz. von Haarlem hundert Jahre später. Das einzige Lebendige auf dem Stich sind die Landschaft und die Tiere, und diese klingen mit den Figuren in schriller Dissonanz auseinander; sie sind völlig anders aufgefaßt, eben nordisch, original dürerisch, und eben deshalb sind sie lebendig, wie die hier imitierte Aktauffassung in der echten Antike und echten Renaissance lebendig ist. Daran schließen sich 1505 unmittelbar an die in Aktauffassung und Bewegungsmotiven ebenfalls akademischen Figuren

* Vgl. dessen Stich ‚Sieg und Ruhm' und die Galathea in Dresden.

** Dessen offensichtlicher Einfluß in dem Mann rechts ist auffallenderweise, soviel ich sehe, bisher nicht bemerkt worden.

*** Vgl. die Zusammenstellung der zugehörigen Studien bei L. Justi, Konstruierte Figuren und Köpfe unter den Werken A. Dürers. Leipzig 1902.

der Barbari imitierenden Stiche ‚Satyrfamilie‘ (B. 69) und ‚Apoll und Diana‘ (B. 68). Ebenso unselbständig sind die 1506 in Venedig gezeichneten und gemalten weiblichen und Kinderakte, z. B. der weibliche Rückenakt in Braunschweig. So wenig fest im Eignen ist Dürer noch mit 35 Jahren, daß er nicht nur die allgemeine italienische Hochrenaissancestilisierung imitiert, sondern dazu den seinem eigenen zeichnerischen Sehen entgegengesetzten speziellen Kolorismus der Venezianer. (Daher jetzt die eigentümliche, eben venezianische Technik der hell gehöhten Pinselzeichnung auf dunklem, farbigem Grund.) Auch in den 1507 nach der Rückkehr gemalten ‚Adam- und Eva‘-Akten (Madrid) wirkt in dem Kolorismus* des Goldtons, des Kontrastes der hellen Leiber gegen den dunklen Grund, der Oberflächenbetonung und in der flüssigen Malweise der venezianische Einfluß noch nach; aber sonst ist Dürer hier selbständiger und darum lebendiger als in der langen Reihe vorher, zumal als in dem Stich von 1504. Und diese Rückkehr zu schöpferischer Eigenart ist gleichbedeutend mit der Rückkehr zur Gothik (Proportionen, die Beinstellung der Eva) und zu sprechenden deutschen Ausdrucksköpfen. Wie aber trotzdem immer wieder der Italismus Macht über ihn gewann, zeigen sehr charakteristisch die Akte jener um 1515 entstandenen Gruppe von Radierungen. Der in Dürers eigener Begabung und Entwicklung nicht vorbereitete Übergang zu dieser malerischen Technik, die er bald wieder aufgibt, der auffallend malerische und bewegte Stil dieser Blätter (B. 19, 26, 22, 70, 72) erklärt sich wohl nur aus einem erneuten Einfluß Grünewalds (und daneben wohl Leonardos) auf Dürer. Um so bezeichnender ist die rein italistische Aktauffassung in dem unerklärten Blatt ‚Der Verzweifelnde‘ (B. 70) und in der ‚Entführung auf dem Einhorn‘ (B. 72, 1516), wo gegen nordischen Realismus und nordische Phantastik übertrieben rund und prall herausgetriebene Akte seltsam abstechen. Ja, mir scheint nach dem komplizierten Kontrapost und der plastisch wuchtigen Vorderansicht der Hauptfigur von B. 70, die deutlich Imitation ist, daß hier bei Dürer schon jener Einfluß Michelangelos einsetzt, der sonst erst für die nächste Generation der niederländisch-deutschen Italisten typisch ist.

Nicht minder italistisch ist die Aktauffassung der übrigen führenden deutschen Maler, die zu Grünewalds Generation gehören. Cranach ist schon 1506 in dem Farbenholzschnitt ‚Venus und Amor‘ und 1509 in dem ähnlichen Petersburger Bilde völlig charakterlos akademisch (d. h. Nachahmer der fremden, südlichen Auffassung); welcher Abstand zwischen dem malerischen Leben von Grünewalds Sebastian und der leblosen Glätte und unmalerischen Härte dieser Petersburger Venus! Nicht besser stand es in Augsburg, wo der Kolorist Burgkmair schon 1505 (Nürnberg, Sebastian) zum Nachahmer italienischer Bildhauerauffassung wurde. Auch unter den früher oft gepriesenen und, weil man Grünewald nicht kannte oder verstand, überschätzten gemalten Akten Baldungs kann sich an Selbständigkeit und Größe des malerischen Stiles keiner mit Grünewald messen. Auch hier geht die Entwicklung von der deutschen Spätgothik (Basel, ‚Der Kuß des Todes‘) durch den Italismus

* Man vgl. dagegen Grünewalds Luminarismus!

(schon in dem zweiten Basler Akt 1517, dann die zwei Nürnberger Allegorien) abwärts zu dem krassen Manierismus der Nürnberger ‚Erschaffung Evas' und des Kasseler Herkulesbildes.

Diese Beobachtungen geben uns den Maßstab zur richtigen Beurteilung der Tatsache, daß sich auch bei Grünewald auf diesen festen Flügeln und auf der großen Anbetung des Kindes der Innenflügel einige geringe Spuren von Italismus finden. Der Wandpfeiler hinter dem Antonius hat ein antikisierendes Kapitäl, die Martersäule des Sebastian eine attische Basis. Beide sind freilich bei näherem Zusehen im Profil gothisiert. Auch in dem Bewegungsmotiv des Sebastian mit der Drehung des Kopfes nach rechts und den nach links erhobenen Armen kann man eine Annäherung an den italienischen Kontrapost erblicken. Da sich aber bereits in früheren rein spätgothischen Werken Grünewalds (Darmstadt, ‚Gefangennahme', München, ‚Verspottung') selbständig erfundene Kontrapost-Ausdrucks-Motive finden, so ist die Annahme eines italienischen Einflusses hier nicht zwingend. Sicher italistisch ist die Bewegung des kleinen Engels im Hintergrunde mit dem Bogen als Marterwerkzeug. Das Wesentliche ist aber, daß Grünewald in der Hauptsache, in der Aktauffassung, in der gerade alle die anderen dem fremden Einfluß erlagen, an seiner selbständig deutschen Auffassung nicht irre wurde. Mochte auch, wie wir aus diesen Einzelheiten ersehen, um 1510 die internationale Flut so stark und bedrohlich andrängen, daß einige Spritzer sogar Grünewald trafen, so hat ihn, das zeigt gerade dieser Akt, sein Malgenie vor einer wirklichen Erschütterung in seiner nordischen Eigenart bewahrt. Das beweist in allen wesentlichen Dingen gerade auch die Landschaft des Hintergrundes, die auf einer ganz anderen Entwicklungsbahn liegt, als auf der, welche Dürer und die Übrigen in den Verfall hinabführte. Kein deutscher Maler vor oder neben Grünewald hat eine malerisch so fortgeschrittene Landschaft gemalt*. Dieses weichtonige Zusammenfassen der malerischen Erscheinung, diese helle Licht- und Luftmalerei, bei der das so moderne Thema der Atmosphäre schon das eigentliche Problem ist, ist eine der vielen weit vorauseilenden Entdeckungen in Grünewalds Lebenswerk. Zugleich sieht man an dieser Rheinlandschaft, wie dieses epochemachend Neue ganz unmittelbar aus Grünewalds oberrheinischem Heimatboden erwuchs. Eine ebenso große malerische Eroberung sind die in diesem lichten Glanz und feuchten Dunst schwebenden, ganz leicht flächig und tonig hingesetzten, bewegten Figuren. Es sind die Engel, welche in einer Vision dem Märtyrer den Lohn seines irdischen Leidens weisen.

In allen diesen Zügen, die so deutlich auf das 17. Jahrhundert vorausweisen, liegen die ersten Anfänge eines neuen Stiles, der zur italienischen Renaissance wie zum internationalen Italismus im Gegensatz steht. Sehr klar erkennen wir diesen Gegensatz nicht nur im rein bildkünstlerischen Stil, sondern im ganzen Denken und Fühlen noch an etwas anderem. Auf Bildern des 15. Jahrhunderts, z. B. auf Memlings Marienaltar in Chatsworth**,

* Vgl. die Einzelaufnahme in Schmids Tafelwerk, Nr. 16.

** Abb. bei Voll, Altniederländische Malerei, Tafelbd.

haben die Maler sich manchmal selbst konterfeit. Es ist ein kleines Figürchen, das bescheiden irgendwo im Hintergrund steht. Bei Dürer bekommt dieses Künstlerselbstbildnis auf religiösen Bildern nun einen weit stärkeren Akzent. Auf dem Rosenkranzfest (Prag, 1506) ist es noch ziemlich bescheiden am Rande rechts nach hinten zu angebracht. Dann rückt es immer auffallender und aufdringlicher in die Mitte und in den Vordergrund (Wien, Marter der Zehntausend 1508, Frankfurt, Kopie des Helleraltars 1509, Wien, Allerheiligenbild 1511). In ganzer Figur, im Sonntagsstaat herausgeputzt, steht er an einer Stelle, auf die sofort der Blick fällt, und hält eine Tafel vor sich, die (lateinisch) laut verkündet, daß er das gemacht habe. Das ist ein charakteristischer Ausdruck des weltlichen Neuheidentums, der eitlen Ruhmsucht und des Ichkultes der Renaissance, ein sichtbarer Beweis, wie nicht nur der Künstler Dürer in seinen italistischen Werken, sondern auch der Mensch Dürer mit der internationalen Strömung der Renaissancekultur und Renaissancebildung ging. Grünewald hat sich niemals so dargestellt. Wohl aber erlaubt das in einem Kupferstich bei Sandrart erhaltene Bildnis des jungen Grünewald* den Schluß, daß eben dieser unser hl. Sebastian des Isenheimer Altares ein Selbstbildnis ist. Als leidenden christlichen Märtyrer also hat Grünewald sich selbst gemalt und ähnlich später, auf dem Freiburger Mariaschneebild (Abb. 10), noch einmal als betenden Patrizier der Legende. Und seine Künstlerbezeichnung hat Grünewald, wenn überhaupt, so bescheiden als Monogramm auf den Rahmen oder unten an den Rand gesetzt. Wenn er eine Inschrift in großen Buchstaben auf das Bild malt, so sind es die Worte, die Johannes auf den Erlöser hinweisend spricht: ‚Illum oportet crescere, me autem minui‘ (Kolmar, Crucifixus), oder es ist das allgemeine demütige Bekenntnis der Karlsruher Kreuztragung, in das Grünewald sich mit einschließt: ‚Er ist umb unser sund willen geslagen.‘

Nicht in die Welt des neuen Bildungsheidentums der Renaissance, das im 16. Jahrhundert ganz Europa überzog, nicht in die Welt des Humanismus und Nationalismus treten wir ein, sondern in die Sphäre des christlichen Spiritualismus und der Mystik, wenn nun die Flügel des Isenheimer Altares sich zum ersten Male öffnen — ursprünglich geschah das an den Marienfesttagen — und in Verkündigung, Anbetung des Kindes und Auferstehung die Verherrlichung der Gottesmutter als eine mächtige Einheit vor uns steht. Was hier rein künstlerisch an Lichtmagie und Farbenwundern geschaffen ist, gehört zum Größten der ganzen deutschen Malerei und der Malerei überhaupt, es ist wieder, wie die Kreuzigung, ein einzigartiges Phänomen. Und der Maler, der hier in Licht- und Farbenvisionen** sich zu den höchsten

* Das leider verschollene, von Dürer gezeichnete Original besaß im 17. Jahrh. Sandrart, der Frankfurter akademische Maler und Schriftsteller, selbst. Abb. des Stiches bei Bock, Matthias Grünewald, München 1909, S. 12. Den Nachweis, daß auch dieser Stich, und nicht nur der zweite bei Sandrart, tatsächlich ein Bildnis Grünewalds ist, habe ich bereits 1904 erbracht. (Die Werke des M. Grünewald, Straßburg 1904, S. 32 und 153).

** Zeitlich vor allen religiös verwandten Schöpfungen des italienischen Früh-

Höhen religiöser Ekstase emporschwang, gehört zugleich zu den wenigen großen Meistern religiöser Kunst in der ganzen Neuzeit. In ihm lebte, wie in Rembrandt, der hier vor allem als der Allergrößte zu nennen ist, das Stück religiöser Genius, das sich mit dem Künstlergenius verbinden muß, wenn große religiöse Kunst entstehen soll*. Eine mächtige Bewegung durchflutet diese drei Bilder. Die Leidenschaft, jener Grundzug der ganzen Generation, erscheint hier (wie in Dürers Apokalypse, aber in völlig einheitlicher und selbständiger Formensprache!) vergeistigt und verinnerlicht zu tiefer, religiöser Gefühlserregung und höchster seelischer Schwungkraft. Und das um 1512, als allgemein in der deutschen Kunst diese Stimmung schon merklich im Erkalten war.

Ein Sturmwind trägt den Engel der Verkündigung in das Gemach der erschreckt zurückbebenden Maria. Die Bewegtheit der Figuren und die höchst persönlichen markanten Gesten der Hände sind unmittelbarer optischer Ausdruck der tief erregten Empfindung. Die Kleineren, Baldung (Freiburger Hochaltar) oder Seb. Deig (Nördlingen) oder Kulmbach (Prag) haben in der gleichen Szene wohl das gleiche künstlerische Wollen, aber nicht das Können. Matt, stockend und gebrochen ist bei ihnen die Bewegung, die bei Grünewald rein und rund aus der Inspiration herausfließt. Auch Dürers Verkündigung der kleinen Passion (B. 19, um 1510) hat einen Bruch in der Bewegung und wieviel undeutsches, äußerliches Pathos mischt sich hier bei! Vor allem aber zeigt der Vergleich zweier ähnlicher, gleichzeitiger Binnenraumszenen Dürers, des Abendmahles der großen Passion (B. 5, 1510) und des Marientodes des Marienlebens (B. 93, 1510), wieweit bei Dürer schon damals die Zersetzung, der Verfall durch den Italismus gediehen war. Grünewalds Bild ist in jedem Zuge seine ursprüngliche Schöpfung, die an keinerlei andere Kunst erinnert. Die Gothik des Baues, der Ornamentik, der Proportionen und der Ausdrucksmotive (die S-Kurve des Engels, die nach außen gehende Kurve der Maria), der Faltengebung, der Hände und Haare ist ein und dieselbe. Der Eindruck des Ganzen ist völlig geschlossen und in jedem Punkte überzeugend lebendig, wie die Schöpfungen der Natur, die Pflanze, das Tier, der Mensch, in der Gesetzmäßigkeit ihres Mikrokosmos unbedingt überzeugen. Bei Dürer dagegen sehen wir unter einem gothischen Gewölbe italistische Figuren (Abendmahl) oder unter einem italistischen Gewölbe (Marientod) gothische Figuren, und in jedem Blatt ein Zerfallen in selbständig und nordisch aufgefaßte und darum lebendige Figuren und hohle,

---

barock eines Correggio, Tizian, Tintoretto. Künstlerisch hat Grünewald mit diesen keinen Zusammenhang. Der oft wiederholte Ausdruck ‚Deutscher Correggio' ist ganz falsch und irreführend. Man darf nicht vergessen, daß er aus der unwissenschaftlichen Ästhetik des Akademikers Sandrart kommt, der einseitig-parteiisch alle Kunst mit südlichem Maßstab maß.

* Über dieses, wie mir scheint, gerade auf kirchlich-theologischer Seite noch wenig geklärte Problem habe ich gehandelt in meinem Beitrag ‚Spanische und niederländische Kunst des 17. Jahrhunderts' zu dem Lexikon ‚Die Religion in Geschichte und Gegenwart', herausgegeben von Schiele und Zscharnack, Tübingen, Mohr.

unlebendige Imitationen der südlichen Stilisierung, Figuren, deren Gesamtauffassung doch wieder in Widerspruch steht zur Faltengebung und Haarbehandlung, zur eindringlich naturalistischen Wiedergabe der Köpfe*. Wieweit damals schon die Wege der schöpferisch-nationalen und der akademisch-fremdländischen Kunst in Deutschland auseinandergingen, zeigt schlagend der Vergleich unserer Verkündigung mit Holbeins gleicher Darstellung auf der Außenseite des Münchener Sebastiansaltares** (1516): der Engel ist bewegt ohne jede innere Überzeugungskraft in der Bewegung, mit einem der Bewegtheit widersprechenden ruhig ausdruckslosen Kopf; Maria ist eine vor toter ‚Hochrenaissance'-Architektur die repräsentative italienische Kontrapostdrehung posierende Figur mit stilisiertem Typuskopf, ganz ruhig und völlig ausdruckslos. Sie ist ganz die eitle Weltdame der irreligiösen Renaissance, die das von Grünewald wirklich gemalte religiöse Wunder nie erlebt hat und nie erleben kann.

Die Figuren Grünewalds sind aber nicht nur Gothik in Gothik, sondern auch in ihrer rein malerischen Erscheinung organisch eingefügt in den malerisch gesehenen Raum. Dürer, der Zeichner, stellt, auch wenn er malt, den Raum linearperspektivisch dar, wobei sein Können stark auf italienischen Krücken geht. Wieder ist Grünewald selbständiger und als Maler allen andern in Deutschland voraus. Wie für Eyck und Witz vor ihm und für Rembrandt und Vermeer nach ihm, gibt es für das Malgenie natürlich nur die luftperspektivische Raumdarstellung mit malerischen Mitteln. Kein zweiter Altdeutscher hat so einen von Sonnenlicht erfüllten Raum gemalt, hat so fein und sicher die Raumillusion nur mit Hell- und Dunkel-Kontrasten, Überschneidungen und toniger Abstufung der Farbe geschaffen. Dieses Malgenie findet hier in dem grünen Vorhang, der den hinteren Raum zurückschiebt, und in dem roten Vorhang, der den vorderen Raum nach vorne zieht, neue malerische Mittel der Raumdarstellung, wie sie erst hundert Jahre später, in dem großen Jahrhundert der Malerei, von Rembrandt und Velazquez typisch angewendet werden***.

Auf den zu einer Bildfläche vereinigten Außenseiten der Innenflügel malte Grünewald, wohl nach einem wie üblich von den Auftraggebern genau festgesetzten stofflichen Programm, die Anbetung des Kindes. (S. 273†.)

* Auf B. 5 die Leonardo nachgeahmten Bewegungsmotive Christi und des Jüngers links, das ebenso manirierte Kontrastmotiv der zwei vorderen Apostel; auf B. 93 die sitzenden, knienden, stehenden Apostel vorn und rechts.

** Abb. u. a. in Spemanns Museum.

*** Z. B. Rembrandt, Kassel, hl. Familie, Petersburg, Sarah (fälschlich ‚Danaë' gen.), Velazquez, Madrid, Die Spinnerinnen.

† Die Abb. ist zu dunkel und zu schwer im Ton, außerdem, wie alle farbigen Abb. bisher, noch zu hart. Man muß das Original sehen oder mindestens die weicheren, besseren, farblosen Abb. der Braunschen Phot. oder des Schmidschen Tafelwerkes zum Vergleich heranziehen. Leider ist versehentlich die falsche Unterschrift ‚Madonna mit dem Engelkonzert' unter die Abb. gesetzt worden. Ikonographisch ist das Bild umstritten. Neuere Vorschläge, wie Geburt oder Mariä Erwartung (für die linke Seite) überzeugen mich nicht. Es ist deutlich nur eine Darstellung auf beiden Tafeln. Die Geburt kann es nicht sein, da die für diese Szene typischen Figuren, Joseph, die Tiere, fehlen, außer-

Maria sitzt vor dem (nur angedeuteten) Rosenhag und in dem hortus conclusus der Mystiker. Die Hauptperson ist aber nicht sie, sondern das Kind. In typologischer Gegenüberstellung ist der Ratschluß der Menschwerdung in seiner himmlischen und irdischen Wirkung dargestellt, wobei die Erlösten (die Engel) und der Erlöser (das Kind) durch die christliche Seele, die anima fidelis der Mystiker (die Mädchenfigur im Mittelgrunde), verbunden werden.

Wenn uns von Grünewald nichts erhalten wäre als dieses Bild, und wenn, was bei den unerhörten Schicksalen Grünewalds nach seinem Tode ja beinahe so gekommen wäre, sein Name nicht auf uns gekommen wäre, so würden wir den ‚Unbekannten Meister‘ dieses Bildes den größten deutschen Maler schlechthin nennen müssen. Denn niemals wieder ist in der deutschen Malerei diese Höhe des malerischen Sehens und Könnens und diese Größe der malerischen Phantasie völlig aus eigener Kraft erreicht worden. Dazu kommt noch ein Weiteres von entscheidender Bedeutung. Bei keinem anderen bildenden Künstler Deutschlands in alter und neuer Zeit sind die sämtlichen innersten, rassemäßigen Wesenszüge germanisch-deutscher Kunst in einem Werk so ausgeprägt beisammen und mit solchem Können verbunden wie hier. Der junge Goethe, der geniale Führer der romantischen, nationalen Bewegung des Sturmes und Dranges (der noch nicht, wie der spätere internationale Klassizist Goethe, seinem Volkstum entfremdet war), hat einmal im Hinblick auf Shakespeare gesagt: ‚Diese charakteristische Kunst ist nun die einzig wahre.‘ Das ist deutsche Auffassung im Gegensatz zu aller akademischen Kunst in Deutschland von 1490 bis 1912, im Gegensatz zu der ungeheuren ästhetischen Verwelschung der deutschen Gebildeten, zumal des 19. Jahrhunderts, die vor dieses Werk des deutschen Genius hintreten und nach ‚schönen‘ Gesichtern und ‚schönen‘ Körpern fragen. Die gibt es nicht in der Kunst, die ihrem Wesen und Stil und nicht nur dem Namen nach deutsche Kunst ist. Grünewald bezeugt es uns, wenn er hier Maria, dem Kinde und den Engeln Köpfe gibt von Einzelformen, wie sie im Leben, in der von der Kunst durchaus getrennten Wirklichkeit, das Sexualempfinden, das mit Kunst nichts zu tun hat, ‚häßlich‘ nennt. Individuelle Menschen von möglichst eigenartigem Gewächs und das Innenleben aussprechende Ausdrucksfiguren* sind das deutsche Schönheitsideal, das — wissenschaftlich gewertet — gleichberechtigt neben den anders gearteten Schön-

---

dem ist es nicht Nacht, sondern vorn Tageslicht und hinten eine Phantasielandschaft, die sich an Abendbeleuchtung anschließt. Am überzeugendsten scheint mir immer noch die von Schneider gegebene Deutung. Der Auftraggeber wählte ein außergewöhnliches Thema aus der Mystik und ließ das Übliche nur in der Hintergrundsszene der Verkündigung an die Hirten andeuten.

* Wer die in Kopf und Bewegung so ähnliche und so ausdrucksvoll lebendige Maria der Koburger Handzeichnung ‚Geburt‘ vergleicht, die Pauli (Berliner Jahrbuch 1910) trotz des malerischen Stiles und des zugegebenermaßen falschen Monogrammes als ‚Dürer‘ veröffentlicht hat, kann nicht zweifeln, daß dies ein hochbedeutendes Jugendwerk Grünewalds ist und von der echten Berliner Dürerzeichnung der hl. Familie ebenso verschieden, wie der Isenheimer Altar etwa vom Paumgartner Altar Dürers in München.

heitsidealen anderer Völker steht, und das — vom allgemeinen Bildungsstandpunkt — unsern heutigen Gebildeten näher stehen sollte als die fremdartigen Ideale der Griechen, Italiener und Chinesen.

Der große Charakteristiker Grünewald, der den in der ganzen Kunstgeschichte einzigartigen Kruzifixus hier in seiner unerbittlichen Lebenswahrheit geschaffen hat, hat ebenso überzeugend und lebendig die ganz andere Empfindungswelt scherzenden Mutterglückes und kindlich jubelnder Engel gemalt. Als Nordländer hat Grünewald weiter auch hier ein weit stärkeres Wirklichkeitsverlangen als etwa der Romane Raphael. Daher die deutliche Kinderstubencharakteristik mit Wiege, Bütte und Töpfchen. Unmittelbar mit diesem Realismus verbindet sich — das ist wieder echt nordisch, man vergleiche nur etwa Rembrandts* Radierung der Verkündigung an die Hirten — das dem Romanen fehlende schöpferische Vermögen der Phantastik: der farbige Wunderbau der Kapelle und die Vision des geöffneten Himmels mit Gottvater und den Engelscharen. In diesem Kapellenbau, der nur lose an wirkliche spätgothische Kirchenportale, Lettner und Grabbauten anknüpft, im wesentlichen aber Grünewalds freie Phantasieschöpfung ist, verbinden sich tektonische, ornamentale und figürliche Elemente zu einer höchst eigenartigen Musik, wie sie uns mit dem gleichen Rhythmus aus der ganzen Ornamentik der spätgothischen Blütezeit entgegentönt.

Dieser ornamentale Rhythmus ist das epochemachend Neue, was die Germanen in die Kunst der Welt gebracht haben: die unendlich fortlaufende Bewegung, das dichte Bedecken der Fläche mit Schmuck aus mannigfach individuellen Motiven und das malerische Zusammensehen von Fläche und Schmuck als Ganzes. Das sind die charakteristischen Wesenszüge der Ringe und Gewandspangen und Pferdegeschirre altgermanischer Kunst, der jüngeren Bronzezeit und der Völkerwanderungszeit, die in ihrem glänzenden Metall, Bronze oder Gold, mit Lichthebungen und Schattensenkungen doppelt malerisch im Lichte funkelten. Das sind die Wesenszüge der romanischen Ornamentik, die sich von den aus dem Hellenismus abgeleiteten tektonischen Formen so scharf sondern, zumal die Grundzüge des glänzenden deutschen Spätromanisch um 1200. Das ist der innerste rhythmische Nerv der ganzen Gothik im Gegensatz zur ganzen Antike: in unendlicher Bewegung steigen die Türme in den Himmel, in unendlicher Bewegung steigen innen die Dienste und Rippen auf zum Gewölbescheitel und wieder hernieder — Kräfte in Bewegung, nicht Massen in Ruhe, wie in orientalischer und griechischer Kunst. Das sind die Wesenszüge des nordischen Barock (Aurikularstil), wie er auf Rembrandts Gemälden im Bauornament und noch mehr in Möbeln, Gefäßen und Schmuck aus glänzendem Metall begegnet; das sind auch die Wesenszüge des deutschen Stiles unserer Tage, in denen nach langer, langer Fremdherrschaft Frankreichs, Griechenlands und Italiens die eigene schöpferische Kraft aus dem Urgrund der Rasse endlich um 1890 wieder hervorgebrochen ist, des Jugendstils (den nur alte oder neueste klassizistische Entartung** schmähen

* Siehe auch Dürer, wo er deutsch ist, Rethel, Klinger, Hodler.

** Der in den letzten Jahren schon wieder bemerkliche Verfall z. B. der Gold-

kann). Das ist die ‚unendliche Melodie' **Wagners**, des Schöpfers des germanischen Stiles in der Musik, in dessen Tonsprache ja ebenfalls die metallischen Klänge des Blechs so charakteristisch sind. Das ist der Hebungs- und Senkungsrhythmus unserer deutschen Muttersprache:

‚Uns ist in alten maeren wunders vil geseit . . .'

— — — — — — — — —

‚Habe nun, ach! Philosophie . . .'*

Dieser höchst eigenartige Stil der Zierkunst, der, wie wir sehen, durch alle Jahrtausende im Norden hindurchgeht und als gleicher Rhythmus in deutscher Musik und deutscher Dichtung erklingt, ist **ein Hauptkennzeichen der wirklichen Blüteperioden der deutschen Kunst**, die wir also in der Jüngeren Broncezeit noch vor aller Geschichte, im Völkerwanderungsstil, im Spätromanisch, in der Spätgothik, im nordischen Barock und in der modernen, d. h. schöpferischen, Kunst um 1900 zu erblicken haben, aber nicht, wie es unwissenschaftliches Messen mit dogmatischen Maßstäben fremder (griechischer, französischer, italienischer) Kunst so lange entstellt und verdreht hat, in ‚Karolingischer Renaissance', ‚Hochromanisch', ‚Hochgothik', ‚Deutscher Renaissance' und endlich gar in dem Nonsens ‚klassischer Richtung' der Schinkel, Carstens, Cornelius und Konsorten.

Nun verstehen wir, warum die **Spätgothik**, die einzige Blütezeit von längerer ungestörter Dauer, den größten Genius deutscher bildender Kunst hervorgebracht hat und warum der **Maler** Grünewald dieser größte bildende Künstler Deutschlands wurde. Malerisch ist die bildkünstlerische Weltanschauung des Germanentums von den Uranfängen an, vom kantig aufgedrehten, in Kurvenflächen bewegten, im Licht blitzenden Broncering, durch den gothischen Dom mit seinem farbigen Dämmer, den Überschneidungen und Durchblicken innen und den Lichtakzenten und Schattenschlägen außen bis hin zum ganzen Lebenswerk Rembrandts. Wenn die griechische Kunst eine Fläche ornamental verziert, so sieht sie das Einzelornament zeichnerisch und komponiert nach der Mitte hin (zentripedal). Germanische Fibeln aber sind mit ihrem Dekor malerisch zusammengesehen und von der Mitte weg (zentrifugal) komponiert. Aus denselben tiefsten Rassewurzeln heraus und zugleich aus den Lebensgesetzen des malerischen Stiles — das fällt hier eben zusammen — komponierte nun Grünewald, wie wir schon sahen, in Crucifixus und Beweinung unsymmetrisch nach farbigen Massen im Licht. Noch deutlicher rückt er hier auf der Anbetung des Kindes die Hauptfiguren von der Mitte weg nach dem Rande. Im hellen, von oben strömenden Tageslicht ist die leuchtende karminrote Masse des Madonnengewandes (die natürlich durchaus Valeur ist, in den feinsten Abstufungen zu Weiß hin getönt und daher von prachtvollem malerischem Leben) der eine

schmiedekunst aus moderner, schöpferischer Eigenart in nachgeahmtes Empire ist wohl das deutlichste Symptom. Die Kopie der kopierten, uns wesensfremden Antike, das ist die ‚deutsche' Kleinkunst, die man heute in den protzigen Juwelierläden der Reichshauptstadt sieht!

* Vgl. dagegen bei dem späteren Goethe nach der italienischen Reise die für die Entnationalisierung so bezeichnende Mißhandlung der deutschen Sprache durch fremde Versmaße in den Römischen Elegien, Hermann und Dorothea u. v. a.

Kompositionspfeiler. Die zarten, gelblichen Farbenflächen der Tücher und Geräte leiten hinüber zu dem zweiten Akzent ganz links, zu dem Engel mit dem Cello. Während der Zeichner Dürer, wo er nicht unter venezianischem Einfluß steht, zur Farbe nur ein negatives Verhältnis hat, während die übrigen Deutschen* der Zeit aus eigener Kraft nur die Stufe des Lokalfarbenkolorismus erreichen, greift Grünewald in dem mit farbigen Schatten modellierten weißen Mantel der Maria des Cruzifixus und noch mehr in der fabelhaften Gestalt dieses Engels nicht nur dem 17., sondern sogar dem 19. Jahrhundert voraus. Dieser größte deutsche Maler hat um 1510 ein malerisches Problem erkannt, das erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts in der französischen Malerei (die dann die deutschen Zeitgenossen so stark in ihren Bann zog) allgemeine und grundlegende Bedeutung gewinnen sollte. Es ist wohl der phänomenalste Fall über die Jahrhunderte vorausschauender Genialität, den die ganze Geschichte der Malerei kennt. Im hellen Tageslicht ist das hellschimmernde Weiß des Gewandes in alle Farben des Regenbogens aufgelöst, die auf Flügel, Haar und Gesicht widerscheinen. Wie im Rausch der Entdeckung unerhörter malerischer Wunder wiederholt Grünewald in dem hinteren Engel mit der Bratsche dieselbe Farbenzerlegung mit anderer Valeur noch einmal und läßt den dritten, grüngoldig und violett leuchtenden Engel von farbigen Reflexen überflutet erscheinen. Der dritte Pfeiler der malerischen (daher frei unsymmetrischen) Komposition ist die rotgolden leuchtende Gestalt — sie ist nicht Körper, nur Lichtfarbenerscheinung — der anima fidelis. Wie Feuer bestrahlt dieses Licht den Bratschenengel und die Schar der kleinen roten, blauen, grünen Engel, die jubelnd aus dem Dunkel der Kapelle drängen, und die geisterhaft luftigen Wesen, die die doppelte Krone halten. Diese Kapelle selbst ist ein phantastischer Farbenrausch, und wohl zu beachten ist, wie bei Grünewald in diesem Farbenakkord der echt germanische, metallische Klang des Goldes nicht fehlen darf. Soweit diese Kandelaber als solche der südlichen Formenwelt angehören, haben wir es auch hier mit einem Spritzer der italistischen Flut zu tun. Aber nun muß man Dürers Leuchterblatt (B. 62) der Apokalypse vergleichen, um zu sehen, wie der eine durch die fremde Strömung gebrochen wurde, während der andere nur ein paar Tropfen an sich abgleiten ließ. In Dürers Leuchtern wird die nordische Aufwärtsbewegung, die Flächenfüllung, der malerische Stil beständig abgebrochen durch wagrechte Ringe und Knäufe von plastischer Bildung und kahle Flächen, lauter Nachahmungen der entgegengesetzten südlichen Kunst**, deren Proportionsgesetz auch die kurze Gestalt der Leuchter im ganzen

---

* Wo Holbein d. Ä. (s. oben), Baldung, Altdorfer, Huber, der Meister von Meßkirch, Holbein d. J., Lichtmaler sind, stehen sie unter Einfluß Grünewalds, ebenso Burgkmair um 1505, der vorher venezianische Bilder gesehen haben muß. Nur die Kölner Meister von St. Severin und Meister des Bartholomäus scheinen selbständig eine höhere Stufe erreicht zu haben, wenn da nicht auch holländischer Einfluß im Spiel ist.

** Hiermit zu vergleichen sind die zahlreichen Kirchtürme in deutschen Landen, deren gothischer Hochdrang plötzlich in welsche Hauben umbiegt, ein Symbol des traurigen Bruches, der im 16. Jahrhundert in die ganze Kultur und Bildung in Deutschland gekommen ist. Damit ist die Verirrung der im 19. Jahrhundert restaurierten Türme

folgt. Grünewald dagegen knetet das fremde Einzelmotiv nach seinem Empfinden, er streckt die Kandelaber zu einer Länge, die sie im Süden niemals haben, d. h. er gothisiert sie, sein nordisches Empfinden läßt die kahlen Schäfte von Laubwerk überschneiden und dreht den einen Kandelaberfuß zur Spirale, und das plastische Gebilde des Südens wird hier zum malerischen Goldton im Farbenklang. Ähnlich belebt Grünewald auf der Sebastianstafel in echt germanischem horror vacui*, wie er für das ganze altgermanische Kunstgewerbe charakteristisch ist, die kahlen Flächen der Säule durch Laubwerk, durch mit Linien und Schattenschlag doppelt überschneidende Pfeile und das in Kurven bewegte Ende eines Strickes**. Es versteht sich, daß dieser so ungeheuer fortgeschrittene ‚Maler‘ auch hier mit malerischen Rückschiebern (Vorhang, Feigenbaum, Rosenstrauch) die Tiefenillusion schafft. Diese großartige Phantasielandschaft von rein nordischem Charakter*** ist wesensgleich mit der schon außerordentlichen Freilicht-Gebirgslandschaft des Darmstädter Altars, die hier nur ganz folgerichtig in den neuen Stil entwickelt und gesteigert ist.

Wie irrig die weit verbreitete Meinung ist, aus Dürers Schwenkung zum Italismus um 1500 und aus Goethes und Schillers Schwenkung zum Klassizismus um 1800 sei zu schließen, daß die Deutschen unfähig seien, aus dem Naturalismus eine *originale* Stilisierung zu entwickeln, wird nachdrücklich durch Grünewalds Werke dargetan, zumal durch ein Bild, wie die Auferstehung (S. 320). Die religiöse Vision und die malerische Vision sind hier eins; wieder ist für den deutschen Genius, *der niemals den tieferen Zusammenhang mit den Wurzeln der Nation verloren hat*, das eigentlichste Element der *Malerei*, das Licht, das Mittel stilisierender Steigerung†. Ein blendendes Licht bricht aus der Grabesnacht und die goldene Glorie, die vom Haupte ausstrahlt, entmaterialisiert den verklärten Leib. Was hier tief symbolisch Geistiges ausdrückt, enthält zugleich die geniale, weit vorausgreifende Malerentdeckung, daß im stärksten Licht alles Körperliche zu rein flächenhafter Erscheinung wird. Wo hätten die beiden Holbein, Altdorfer und Baldung, Burgkmair und Cranach in ihren besten Malerstunden etwas ge-

---

aber nicht etwa zu rechtfertigen. Dieses Ausbauen in *nachgeahmter*, toter Gothik war im 19. Jahrhundert einer der vielen Beweise, daß dieses Jahrhundert keinen Stil hatte, und es ist im 20. Jahrhundert, wo wir wieder einen Stil und *schöpferische* Baumeister haben und nicht nur gelehrte Polytechnikumsdozenten, eine Geldverschwendung und Verschandelung, z. B. im Falle der Meißener Domtürme, die nicht scharf genug bekämpft werden kann.

* Scheu vor der leeren Fläche.

** Dieses selbe, höchst persönliche Liniengefühl findet sich nicht nur in der Münchner Verspottung, sondern auch in der ganzen umstrittenen Gruppe der frühen Handzeichnungen und Holzschnitte.

*** Hier sieht man, wie undeutsch die ganze ‚heroische‘, d. h. die südliche Auffassung nachahmende, Landschaft des 19. Jahrhunderts eines Koch, Preller, Dreger, Schirmer, Feuerbach, Marées und größtenteils auch noch eines Böcklin ist.

† Und nicht, wie bei italistischen und klassizistischen *Nachahmern* der südlichen Kunst, die linearplastische Vereinfachung und Typisierung.

schaffen, wie diese Gewandung? Das Weiß ist aufgelöst in Farben und die Farben werden wieder verschlungen vom Licht und tausend Reflexe fliegen hinüber und herüber wie glitzernde Tropfen. Auch hier ist alles stofflich Schwere, alles Körperliche entmaterialisiert. Es ist, als wenn das Wesen der Malerei selbst in Licht und Farbe durch den Genius hier Gestalt gewönne, und doch ist alles zugleich unmittelbarster und lebendigster Ausdruck geistig-seelischer Dinge. Wie lebt auch in dieser Gewandung der germanische Rhythmus unendlicher Bewegung und wie ist die Magie dieser Lichtvision in sternfunkelnder Nacht rein nordischer Phantasie entsprungen! Was das aber im damaligen Deutschland schon heißen wollte, lehrt ein Blick auf Dürers Darstellungen desselben Stoffes in der gestochenen (S. 352, 1510) und in der großen Passion (1510). Die Hauptfigur ist völlig fremde Pose, zwischen italistischer Stilisierung (Akt) und Gothik (Gewandung) klafft der Bruch, wie zwischen der plastischen Körperauffassung und dem Arbeiten mit Licht und Schatten im Ganzen. Und die Wächter, die bei Dürer keine optische Überzeugungskraft haben, weil sie fremde Bewegungsmotive imitieren, sind bei Grünewald nicht nur völlig aus erster Hand, sondern zugleich ein Meisterstück in der Charakteristik erschreckter und schlaftrunkener Bewegung wie in der Lichtmalerei und der malerischen Perspektive.

Wurde der Hochaltar der Antoniterkirche zu Isenheim an den Festen des Patrons zum zweiten Male geöffnet, so sah man in den zwei Antoniusszenen auf der Innenseite der Innenflügel nicht nur nochmals Hauptwerke der deutschen Malerei, die einzig in ihrer Art sind, sondern dazwischen im inneren Schrein des Schnitzaltares auch echt deutsche, farbige Holzschnitzfiguren, die zu den besten Werken der deutschen Plastik überhaupt gehören: im Superfrontale die lebensgroßen Figuren des thronenden Antonius zwischen den Kirchenvätern Augustin und Hieronymus, in der Staffel die (im Stil altertümlicheren und an Qualität geringeren) Halbfiguren Christi und der Apostel. Heute kommen diese Schnitzfiguren in der verständnislosen Aufstellung des 19. Jahrhunderts, aus der sie leider immer noch nicht befreit sind, nicht zur vollen Geltung. Weit feiner leuchteten sie, ehe die Roheit des Klassizismus um 1800 wesentliche architektonische Bestandteile des Ganzen verschleuderte, aus dem Halbdunkel vertiefter Nischen mit dem blinkenden Gold der Gewänder hervor, das ein so wesentliches Element des charakteristisch malerischen Stiles der deutschen Plastik ist. Noch unvermindert wirkt aber auch heute die großartige, seelisch vertiefte Charakterisierungskunst in den drei großen Figuren*.

Die beiden letzten Tafeln sind im Gesamtton und in der Beleuchtung (eines milden Sommerabends) wieder harmonisch zusammengestimmt. In der Größe der Auffassung sind diese beiden Landschaften, wie die dritte Gebirgslandschaft der Anbetung die bedeutendsten gemalten Alpenlandschaften der altdeutschen Kunst; und schlechterdings kein andrer Deutscher hat völlig

* Auf die Streitfrage nach dem Urheber dieser Skulpturen kann hier nicht eingegangen werden. Der meist ohne Begründung geäußerte Widerspruch gegen meine Zuschreibung auch dieser großen Skulpturen und dazu der überaus ähnlichen vier Büsten im Straßburger Marxstift wie der Königsfigur bei Kaufmann in Berlin kann mich um

Graf Leopold von Kalckreuth/Frau, eine Kuh treibend

selbständig die Höhe rein malerischen Stiles in sämtlichen Landschaften des Isenheimer Altares erreicht: diese sichere und tonig-weiche Zusammenfassung saftiger Farben unter der höheren Einheit des Lichtes, diese Atmosphäre- und Wolkenmalerei, diese malerische Wahrheit in der stofflichen Charakteristik aller Kreatur, von Waldboden und Moos, Tierfellen und Vogelgefieder, weißen Bärten und der Haut alter magerer Männer, diese rein malerische Raumdarstellung durch Durchblicke, Überschneidungen, Kontraste und die feinste Abstufung der Töne aus der Nähe in die Ferne, wobei die meisterliche Technik des vorn kräftigeren und nach hinten immer leichteren und dünneren Vortrags der völlig konforme und mühelos fließende Ausdruck des Sehens ist. In der Versuchung des Antonius kam das Thema einem Grundtrieb der nordischen Kunst entgegen. So entstanden diese farbigen Spukgesichte einer dämonischen Malerphantasie, die wiederum nicht ihresgleichen haben. Man muß Cranachs Holzschnitt des gleichen Themas (1506) vergleichen, um zu empfinden, wie viel ursprünglicher und überzeugender dort das Unwirkliche zu künstlerischer Wirklichkeit geworden ist, wie viel freier und größer Grünewalds Phantasie ist. Auch hier öffnet sich der Himmel, in einer Lichtvision erscheint Gottvater. Wie ein Berggeist thront er auf einem Alpengipfel. Wo gäbe es das zum zweiten Male? Auch die Unterredung der beiden greisen Einsiedler Antonius und Paulus auf der andern Tafel ist in jedem Zuge bodenwüchsig deutsche Kunst. Griechen und Italiener vergöttlichen den Menschen. Darum ist die ganze griechische und mittelitalienische* Kunst im wesentlichen Figurenplastik und Figurenbild. Nordisches Fühlen und Denken dagegen empfindet die Einheit der Natur und die demütige Unterordnung des Menschen unter Gott. Daher ist die ganze schöpferische Malerei des Nordens im Grunde Landschaft und häusliches Interieur. Seit der Ausprägung nationaler Stile mit dem Beginn der Neuzeit (1350) strebt sie nach der Unterordnung kleiner** Figuren unter den großen Raum und nach dem Zusammensehen von Raum und Figur, das zugleich wieder rein bildkünstlerisch das malerische Sehen ist. In dieser Entwicklung bezeichnet Grüne-

---

so weniger veranlassen, diese Meinung aufzugeben, als die vor einiger Zeit in Basel veröffentlichte, sehr Grünewaldische Handzeichnung ein Entwurf zu einer tatsächlich in Kolmar erhaltenen Schnitzfigur ist. Aber auch abgesehen davon ist die stilkritische Übereinstimmung in Typen, Modellierung, Charakteristik — bei der sehr hohen Qualität — so groß, daß man auf anderm Gebiet an der Identität nicht zweifeln würde. Aber bei Grünewald ist man, aus mangelnder Kenntnis seiner Eigenart und aus altem Vorurteil, ebenso hyperkritisch, wie man bei Dürer in Zuschreibung von Zeichnungen und Holzschnitten kritiklos ist. Es ist nicht einzusehen, warum diese größte Potenz nicht mehrere Künste beherrscht haben soll, wenn das ein Bertram, Multscher, Wolgemut, Stoß, Pacher, Dürer u. v. a. konnten.

** Wenn die oberitalienische Malerei sich der nordischen nähert, so ist das die notwendige Folge der germanischen Blutbeimischung.

* Wenn in den Anfängen der neuzeitlichen Kunst des Nordens noch häufig große Figuren im Vordergrund der Bilder stehen, so ist das Nachwirkung des mittelalterlichen Stiles, während die italienische Kunst gerade in der Renaissance die Figuren so deutlich vorn an die Rampe zieht.

wald und zumal dieses Einsiedlerbild eine deutliche Etappe. Wieder sehen wir weiter individuelle Menschen und charakteristische Kunst in der ausdrucksvollen Sprache der Blicke und Hände. Die hagere Asketenfigur des Paulus, diese Betonung der Seele gegenüber der Vergänglichkeit des Leibes, kennzeichnet abermals Grünewalds Gegensatz gegen Renaissance und Italismus. Ebenso stark ist dieser in rein bildkünstlerischen Dingen ausgesprochen.

Das ist sehr wichtig. Die Gewandung dieses letzten Antonius ist nicht nur ein Wunder malerischer Helldunkelmalerei in zartesten Tönen von Blau, Violett und Graulila, sondern in ihrer bewegten, breiten Massigkeit abermals ein Element des neuen Stiles, dessen geheimnisvolles, innerlich notwendiges, dem Künstler selbst halb unbewußtes Werden an verschiedenen Stellen* im Isenheimer Altar als ein Phaenomen sich offenbart.

Dieser neue Stil steht als Ganzes klar vor uns in den beiden Tafeln des städtischen Museums in Frankfurt mit den Einzelfiguren des hl. Lorenz und des hl. Cyriacus (der eine Besessene heilt)**. Aus langen und schmalen Proportionen der Gothik werden kurze und ausladend breite. Die Gewandung ist, als Hauptfaktor eines ausgesprochen malerischen Stiles, flächiger Farbenträger in Licht und Schatten und Helldunkel. Zugleich ist sie aber, wie die Körperhaltung, in ihrer Bewegtheit ganz Ausdruck des seelisch erregten Innenlebens. In der gleichen Zeit, wo die Italisten unter Dürers (vgl. den Helleraltar samt den Studien oder den Stich Paulus von 1514) und Peter Vischers Führung (vgl. die Apostel des Sebaldusgrabes) immer ruhiger die Figuren im repräsentativen Kontrapost hinstellen, immer mehr nach zeichnerischer Monumentalität streben in der Gewandung mit betonten Umrissen und kahlen, leeren Flächen, d. h. wo die übrigen Deutschen immer mehr ihrer Eigenart sich entäußern, immer stärker akademische Nachtreter der fremden Hochrenaissance werden, hat dieser einzige Genius ganz allein die lebendige, schöpferische Weiterentwicklung der deutschen Kunst in den nordischen Barock geschaffen und getragen. Nur in Grünewalds Werken haben wir von nun an noch eine

* Vgl. oben S. 624, außerdem die Gewandbehandlung der Verkündigung, des Johannes B. und der Magdalena der Kreuzigung, die Bewegung des Auferstandenen in der Richtung der Diagonalen der Bildfläche.

** Die neuerdings aufgetauchte Streitfrage der Datierung dieser Bilder kann hier nicht erörtert werden. Nur soviel. Früher setzte man sie allgemein nach dem Kolmarer Werk an. Für die neuerliche Hypothese, daß dies die festen Flügel von Dürers Helleraltar (1509) seien, ist ein zwingender Beweis bis jetzt nicht erbracht. Wenn eine gewisse Lokaltradition das zu stützen scheint, so sind andrerseits die Dresdner Zeichnungen zu einer Verklärung Christi ein neues Argument für eine andre Erklärung dieser Zusammenhänge. Ausgeschlossen scheint mir aus stilkritischen Gründen, daß diese durchaus barocken Figuren vor dem ganzen Isenheimer Altar und besonders vor der rein spätgothischen Einzelfigur des Antonius entstanden seien. Wohl aber fallen sie möglicherweise zwischen die frühesten und die spätesten Teile jenes Altares. Abb. der Frankfurter Bilder Klass. Bilderschatz, Schmids Tafelwerk, Bock 1909, Zeitschr. für christl. Kunst 1897.

selbständige, organische, von einer großen Potenz getragene Entwicklung der deutschen Kunst und eine Aufwärtsbewegung künstlerischen Reifens vor uns*.

Wahrscheinlich gegen Ende des zweiten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts entstand die große Madonna in Landschaft, die vor einigen Jahren in so jammervoll mißhandeltem Zustand in dem schwäbischen Dörfchen Stuppach entdeckt worden ist. Nur in Deutschland hat ein Meisterwerk des größten Malers, den die Nation je hervorgebracht hat, so barbarisch verstümmelt und übermalt werden können. Und noch heute, vier Jahre nach der Entdeckung, ist von der zuständigen Denkmalpflegestelle keine Reinigung von der groben Überschmierung ländlicher ‚Kirchenmaler' bewirkt worden**. So darf die Vorstellung von Grünewalds Wollen und Können nur mit großer Vorsicht aus diesem, namentlich in der öden Glätte des Madonnenkopfes übermalten, Bilde abgeleitet werden. Immerhin erkennt man (S. 416) in der Diagonalkomposition, in der ausladenden Breite der Hauptfigur wie in der Gewandbehandlung den weiteren Schritt, den der Schöpfer des nordischen Barock hier in das neue Land hineintut. Und die trotz der Mißhandlung so eindrucksvolle Lebendigkeit und die originale Selbständigkeit dieses Werkes wird durch den Vergleich mit Dürers Rosenkranzfest (S. 480) und Holbeins d. J. Darmstädter Madonna (S. 432) ins rechte Licht gesetzt. Alle Grundzüge der Komposition, der Bewegung, der Aktauffassung, der Auffassung der ganzen Natur und des ganzen Menschen sind hier nicht mehr Ausdruck deutscher Wesensart, sondern Imitation einer nach Rasse und Kultur fremden Kunst. Eine Komposition, ein Kontrapostbewegungsmotiv, eine Aktauffassung, die aus erster Hand bei dem Italiener Leonardo (Florenz, Anbetung der Könige, Paris, Annaselbdritt) wunderbar lebendig, charakteristisch und charaktervoll ist als organischer Teil eines logischen Ganzen, und eben als Schöpfung von höchstem, dauernd lebendigem Kunstwert, ist als Nachahmung bei den Deutschen Dürer und Holbein eine tote Schale ohne Kern, charakterlos und minderwertig. Welche seelenlose Kälte in diesem Holbein! Alles große rein technische Können des Zeichners und Koloristen kann nicht darüber täuschen, welcher Entfremdung von ihrer inneren

* Lediglich im spätgothischen Sakralbau, namentlich Obersachsens, geht daneben bis um 1550 eine ungebrochene, organische Entwicklung, die auch im Ziel auf den nordischen Barock hinweist. Sonst sind es nur einzelne Werke original deutschen Stiles, die in der allgemeinen Verfallsbewegung noch, immer seltener und mühsamer zustande gebracht werden.

** Vgl. das Nähere über den Zustand und eine eingehende Analyse bei Bock 1909, 111. Diese Analyse steht im bewußten Gegensatz zu der Publikation des Entdeckers Lange, die Grünewald fortwährend ganz parteiisch mit dem Maßstab der fremden, italienischen Kunst mißt und den Mangel einer wissenschaftlichen Methode der Wertung bei den herrschenden Richtungen und Häuptern der zünftigen deutschen Kunstwissenschaft grell beleuchtet. Unzünftige Kunstfreunde aber mögen sich einmal die Frage vorlegen, welcher Geist in einem Fachgelehrtentum und auf Hochschulen herrschen muß, wo der größte nationale Genius der bildenden Kunst von einem Fachmann noch 1908 so nicht verstanden und herabgesetzt wird und wo 1905 in der letzten sog. ‚Geschichte der deutschen Kunst' von Schweitzer und 1909 in der Altdeutschen Malerei des Wölfflinschülers Heidrich noch krassere Schmähungen Grünewalds gedruckt werden konnten.

Wesensart, welcher Verwelschung und Verweltlichung die deutsche religiöse Kunst hier verfallen ist. Man vergleiche nur diese um 1520 entstandene Kreuzigung Holbeins (S. 352) mit dem Isenheimer Altar. Welcher Abstand dieser rein äußerlich posierenden Rückenfiguren von der gewaltigen deutschen Ausdrucksfigur des Bußpredigers Johannes! Welche unlebendige, öde Kälte und Glätte in diesem Akt!

Das war nun der Führer der jetzt um 1520 herrschenden Generation, der Lukas v. Leyden (geb. 1494) und Scorel (geb. 1495) und Heemskerck (geb. 1498) und Orley (geb. um 1494) und Lombard (geb. 1505) in den Niederlanden, der Bruyn (geb. 1493), Ziegler (geb. 1495), Amberger, Beham und Pencz in Deutschland. Dieser 1497 geborene, so früh von der Scholle losgerissene Internationalist, der im Ausland als Hofmaler endete, kennzeichnet die letzte Phase des Niederganges der deutschen Kunst durch den Italismus. Einen Augenblick in den ersten Anfängen macht der größte nationale Genius, der Meister des Isenheimer Altares, Eindruck auf den jungen Schwaben in Basel (Große Passion, Johannes, Basel), dann reißt die entgegengesetzte international nivellierende Renaissanceströmung auch ihn widerstandslos mit. Nun gibt es nicht einmal mehr das Ringen zwischen Eigenem und Fremdem, das Dürers ganzes Leben erfüllte; mit kalter Selbstverständlichkeit wirft ein großes Talent, dem aber eben jede künstlerische Charakterfestigkeit und Bodenständigkeit fehlt, das nationale Ideal über Bord und reißt die Wurzeln der Kunst aus dem Mutterboden des eignen Volkstums. Heutige ‚Gebildete', welche in ihrem ästhetischen Empfinden das Produkt einer fremden Bildung sind, verstehen gerade diese Kunst so gut, sie rühmen und preisen sie, weil sie selbst ebenso verwelscht und entnationalisiert sind wie Holbein. Von den tiefsten und schönsten Geheimnissen der deutschen Volksseele, die nationale Genien in begnadeten Stunden ihrem Volke gestaltend enthüllen, weiß diese Kunst nichts mehr zu singen und zu sagen. Zur völlig italisierten religiösen Kunst, zum Kunstgewerbe von fremder Form und fremdem Rhythmus gesellt sich nun eine Wandmalerei von erborgter, südländischer ‚Monumentalität', wie sie in der künstlerischen Kultur Deutschlands bis heute ein Fremdkörper geblieben ist*. Nur im Bildnis sammeln sich die Reste der Eigenart und Qualität, und auch hier ist Holbeins eiskalte Objektivität so undeutsch wie der aufs Nächste verwandte Stil der vlämischen, holländischen und französischen italistischen Bildnismaler. Öder, kalt-gelehrter Allegorienkram drängt sich schließlich bei Holbein (Wandgemälde des Londoner Stahlhofs) wie in der Maximilianischen Hofkunst, auf die Dürer kostbare Kräfte verschwenden mußte (Triumphwagen S. 480, daneben das Monstrum der Ehrenpforte, nur in den Randzeichnungen des Gebetbuches schuf er noch einmal deutsche Kunst von unvergänglichim Wert), in die bildende Kunst. Auch Altdorfer endet bezeichnenderweise da (Berlin, Hoffart & Bethel, 1531) und bei Cranach und den Beham gesellt sich zum gelehrtenhaften Antikisieren die philiströse Zote eines fett und faul gewordenen, tief sinkenden Bürgertums.

---

* Vgl. meine näheren Ausführungen darüber in einem Aufsatz des Kalenders Hessen-Kunst 1910.

Die rezeptiven Menschen, die Gelehrten, gewannen allmählich die Oberhand über die schöpferischen Menschen, die Künstler. Diese Vertreter der internationalen Renaissancebildung, die ja den Humanismus in der wissenschaftlich-literarischen Bildung und den Italismus in den Künsten gleichermaßen umschließt, haben das Ihre dazu beigetragen, das deutsche Volk in seiner nun fremdländisch ‚gebildeten' Oberschicht dem eigenen Fühlen und Denken und seiner großen nationalen Kunst zu entfremden. Sie tragen die Schuld an der beispiellosen, so beschämenden Tatsache, daß von dem Leben und den Werken Grünewalds, des größten bildenden Künstlers Deutschlands nach Begabung und Lebensleistung, fast gar keine Kunde auf die Nachwelt gekommen ist. Denn ihre Bildungspartei hat bis heute, auch in den rund hundert Jahren moderner ‚wissenschaftlicher' Kunstgeschichtsschreibung, den größten nationalen Genius totgeschwiegen oder in einem fälschenden Zerrbild von deutscher Kunst negativ tadelnd herabgesetzt, weil er als Einziger und Letzter die allgemeine Schwenkung in den Italismus nicht mitgemacht hat. So mußte Grünewald im letzten Jahrzehnt seines Lebens das Bitterste erfahren, die schließlich allgemeine Verständnislosigkeit und den abscheulichen Undank seiner eigenen Nation. Dieses bitter schmerzliche Erleben spricht aus der wilden, trotzigen Größe seines späten Karlsruher Cruzifixus und aus dem ergreifenden Blick Christi der Kreuztragung. Als einsamer, verlachter ‚Sonderling' ist das größte Malgenie, das die Deutschen je besaßen, um 1530 in Mainz verschollen.

Mögen aber parteiische, subjektive Geschichtsfälschungen auch durch Jahrhunderte weitergeschleppt werden; mag auch sogar eine ‚wissenschaftliche' Fachdisziplin, weil sie in demselben Parteigeleise des Humanismus von Winckelmann bis Wölfflin alle Kunst in ungeheurer Einseitigkeit mit der dogmatischen Normalelle der Antike und der italienischen Hochrenaissance mißt, anstatt über den Parteien mit einer objektiven Methode der Wertung, Grünewald den Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Kunst weigern, von Förster und Waagen bis Janitschek und Lübke, Schweitzer und Heidrich, mögen alle diese Gelehrten und auch die neueste Allgemeine Kunstgeschichte von Woermann, die Grünewald mit anderthalb Seiten und einer schlechten Abbildung abspeist, seine zentrale Stellung in der deutschen Kunst, seine Dürer und Holbein überragende Größe und seinen Gegensatz zu ihnen hartnäckig verkennen und bestreiten — auch das dichteste Lügengewebe, an dem vier Jahrhunderte eifrig woben, muß endlich zerreißen, wenn das kuturelle Nationalgefühl des Volkes aus elender Schwäche sich wieder aufrafft und wenn eine historisch-philologische hilfswissenschaftliche Statistik zu wirklicher Kunstwissenschaft reift. ‚Wo hatten die Astronomen der Kunst ihre Augen?' hat ein Unzünftiger kürzlich im Hinblick auf Grünewald mit Recht fragen können. Ja, wo waren die Augen und das anderswo selbstverständliche Verständnis für die größte vaterländische Kunst, als das Berliner und das Nürnberger Museum — ‚Germanisches Nationalmuseum' heißt es ja wohl — vor noch nicht langer Zeit die Erwerbung der Karlsruher Bilder ablehnten?! Als der Isenheimer und der Darmstädter Altar verstümmelt wurden, als man die Tauberbischofsheimer Tafeln verkommen ließ, als die Stuppacher Madonna fünfmal übermalt und rings beschnitten wurde, als die Teile des Aschaffenburger Altars verschleppt

wurden, als um 1850 der Freiburger Flügel dieses Altars aus der Münchner Galerie als Ausschuß verkauft wurde?!

Dieses in breiten Massen von Rot und Weiß frei malerisch komponierte, wiederum einzigartige Bild (S. 336) führt uns hinüber zu Grünewalds letzter, großartiger Schöpfung, der Unterredung der Heiligen Erasmus und Moritz in München (S. 401). Hier hat Grünewald in dem neuen Saale der Deutschen durch Tschudis Tat jetzt endlich den Ehrenplatz, der ihm gebührt, und er wird ihn behalten, wenn auch die wissenschaftliche Reaktion dagegen zetert und Dürers Aposteln (S. 448) nachweint, die dem Größeren den Ehrenplatz haben abtreten müssen, den sie lediglich der humanistischen Kunstgeschichtsfälschung seit dem 16. Jahrhundert zu verdanken hatten. Das ist ‚falsche, welsche Majestät‘, nachgeahmte Monumentalität der fremden Hochrenaissance, imitiert im Kompositionsschema von Giovanni Bellinis Frarialtar, imitiert in den Kontrasten der Profil- und Vorderansicht, in der linearen, kahlflächigen Stilisierung der Gewandung, in der auf das Allgemeine gehenden Typisierung der Köpfe, zu der ein letzter Rest deutscher, individualisierender Auffassung im Widerspruch steht. Ausdruckslos oder gezwungen und herausgepreßt im Ausdruck sind die Köpfe, weil unvereinbare nordische und südliche Auffassungen hier dissonieren. Unlebendig und mühsam geklaubelt ist die Modellierung. Tot und kalt ist die Farbe, von Licht und Ton zu schweigen. Der das gemalt hat, war kein Maler und gewiß nicht ‚der größte deutsche Maler‘, wie ihn Unwissenheit und irregeleitete populäre Vorstellung noch immer glaubt. Er war aber auch nicht der größte deutsche Künstler, weil er schlecht gewuchert hat mit dem anvertrauten Pfunde seiner ungeheuren zeichnerisch-graphischen Genialität, weil er Verrat geübt hat am eingeborenen und in den Grundzügen unveränderlichen Ideal wahrhaft deutscher Kunst.

Grünewalds Heiligenbild aus der Haller Stiftskirche ist in jedem Zuge nur Grünewald. Selbständige, nordische Monumentalität komponiert nach ihrem eigenen, freien Rhythmus breite Farbenmassen im Licht. Diese Köpfe sind von höchster Lebendigkeit der Modellierung und so rein malerisch in belichteten und beschatteten Farbenflächen modelliert, wie die ganze Raumillusion mit rein malerischen Mitteln erzielt ist. So stark ist der Ausdrucksdrang dieser wurzelechten Kunst, daß Heiligenfiguren ohne eigentliche Handlung im Stoff und ihr Gefolge in lauter sprechende Beziehungen von Mimik und Geste gesetzt sind. Und endlich jener metallische Klang, wie er die Künste der kriegerischen Germanen von den Waffen und Schmuckstücken der vorgeschichtlichen Bronzezeit bis zu Wagners Musikdramen durchklingt, wie ist er hier das Wesentlichste im ganzen Kolorit! Die silberne Rüstung des Moritz schimmert im Licht und Helldunkel in den zartesten Tönen von Gelb und Violett, und breit und feierlich klingen die Massen des Goldes damit zusammen. Jene dekorative Note im koloristischen Akkord, die dem nordischen Schnitzaltar das charakteristische malerische Gepräge gibt, die die besten deutschen Meister des 15. Jahrhunderts nicht missen wollten, erklingt mit einzigartiger Eindringlichkeit auch in diesem Werk Grünewalds, der der fortgeschrittenste Seher malerischer Zukunftsentwicklungen war und zugleich am festesten und unerschütterlichsten durch sein ganzes Lebenswerk die deutsche Eigenart bewahrte und der Väter Erbe hütete.

Kleine Bausteine

Julius Bittners ‚Bergsee' / Von Eugen Schmitz

Erst seit kurzer Zeit hat Bittners Name Aufnahme in die Reihe der Opernkomponisten, ‚von denen man spricht', gefunden. Nach den freundlichen Lokalerfolgen seiner ‚Roten Gred' erregte vor Jahresfrist ‚Der Musikant' in weiteren Kreisen soviel Aufmerksamkeit, daß nun die Bekanntschaft mit einem neuen Werke Bittners schon als kleines Ereignis gelten kann. Seine jüngste musikdramatische Arbeit, ‚Der Bergsee' (ein Vorspiel und zwei Akte), hat in den letzten Wochen des vergangenen Jahres an der Wiener Hofoper die Uraufführung erlebt; München und Mannheim folgten mit den ersten reichsdeutschen Premieren nach. Der Erfolg war vorläufig überall ein günstiger. Ob er aber von Dauer sein wird, ist die Frage, denn der Appell der Oper an die Durchschnittsinstinkte des Publikums ist nicht übermäßig groß, was freilich dem künstlerischen Wert keinen Abbruch tut. Im Gegenteil! Ganz abgesehen von allem übrigen bietet aber das Werk *prinzipielle* Gesichtspunkte, die geeignet sind, besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Der Österreicher Bittner gehört, wie schon der ‚Musikant' gezeigt hat und wie nun in noch weit bedeutsamerem Maße der ‚Bergsee' zeigt, zur modernen Gattung der ‚Heimatkünstler'. Es liegt ausgesprochen Greinz-, Rosegger-, Handel-Mazzetti-, auch ein bißchen Schönherr-Stimmung über dieser Tragödie des Volks aus dem Achental, freilich mit Vermeidung jeglicher religiösen Tendenz. Denn daß der Fürst, gegen den sich der Aufstand der Bauern richtet, gerade der Erzbischof von Salzburg ist, ist ein historischer Zufall, dem vom Dichter prinzipielle Bedeutung nicht beigelegt wird.

* * *

Nächtliches Schweigen umfängt die hohe Feste Salzburg. Ein Landsknecht auf einsamer Wacht läßt sein wehmütig Lied ertönen. Da nahen zwei finstere Gestalten, der Kanzler und der Feldhauptmann des Erzbischofs in ernstem Gespräche. Allem guten Rat zuwider will der Herr dem Land neue Steuern auferlegen, obwohl es schon aller Orten gärt und der Bauer sich drohend erhebt, besonders die Achentaler droben am Bergsee, die ‚meinen, daß sie mehr sind wie die anderen, weil sie noch höher droben wohnen', die ‚frei sein wollen wie ihr Sonnkar, das noch kein Mensch sah unter sich'. Doch nicht vor den Achentalern noch ihrem Troß bangt dem Feldhauptmann; ihm drückt den Mut nur das Unrecht, in dessen Dienst er diesmal die Klinge führen soll. — ‚Unrecht über den Leuten vom Achental!' Der wachthabende Landsknecht hat's erlauscht, das Wort, das ihm am Herzen frißt. Denn er, der Steinlechner Jörg, stammt ja selbst droben vom Achental. Unter die Landsknecht ist er gangen, um sich die hundert Taler zu verdienen, die er braucht, am Bergsee Fischer zu werden und seine liebe Gundula heimzuführen. Und nun, da das Ziel fast erreicht ist, soll er als Feind einfallen in die Heimat? Strahlend bricht der Tag an. Im roten Morgenlicht grüßt das Sonnkar

herüber. Da wirft der Jörg seine Waffen weg und schwingt sich mit einem Satz über die Mauerbrüstung. ‚Adjes, Herr Bischof! Der Steinlechner rennt heim.' — Es glänzt und gleißt der Bergsee. In Mittagsglut arbeiten der Fischer und sein Weib Gundula. Da naht ein Fremder. Der Jörg ist's. In närrischer Freude grüßt er das Sonnkar, grüßt seinen Bergsee, will seine Gundula grüßen, — da hört er, daß sie des Fischers Eigen ist. Aus Not hat sie den ungeliebten Mann aus dem Unterlande nehmen müssen, aber sie ist nun einmal sein ehelich Weib und muß drum des Jörgs unsinnig Liebeswerben als ‚Todsünd' von sich weisen. Als er sie aber mit Gewalt an sich zieht und fragt, ob sie ihn noch lieb hat, da entringt sich ihrer Brust ein keuchend ‚Ja'. Doch da gellen schon die Sturmglocken drein. Um den Feldhauptmann, der die neue Steuer mit Gewalt holen will, abzuwehren, sammeln sich die Achentaler Bauern auf der Seewiese, geführt vom bösartig leidenschaftlichen Grünhofer und dem alten, besonnenen Oberhofer, der gern vermitteln möchte, aber schließlich, da er sieht, daß die ‚Herrischen' doch kein Einsehen haben, selbst das Zeichen zum Kampf gibt: ‚Baur, steh auf! Nimm dein' Lauf!' — Und des Bauern Lauf führt zum Sieg. Geschlagen sind die ‚Herrischen'; freilich hat's dem Fischer, Gundulas Mann, das Leben gekostet, aber das hindert die vom Grünhofer aufgehetzten Siegestrunkenen nicht, sofortigen Aufbruch ins Unterland zu nehmen. ‚Wird ein ungutes Aufwachen geben für die hohen Herren in Salzburg, wenn der Bauernmensch kommt und sagt, er ist auch da.' Vergeblich warnt der Oberhofer vor des Bischofs Kartaunen und eisernen Männern, gegen die des Bauern arm Gewehr nichts vermag. Mit dem wilden Trutzgesang ‚Baur, steh auf!' steigt der ganze Troß in die Klamm zum Tal, geleitet vom Oberhofer, der seine Landsleut' in der letzten Not nicht verlassen will, geleitet vom Jörg, der der nun freien Hand seiner Gundula entsagt, um der Heimat die Treue im Tod zu wahren. Gundula aber, da sie alles verloren sieht, reißt die Schleusen des Bergsees auf; den donnernd in die Klamm stürzenden Wogen, die alles Lebende unter sich begraben, springt sie selbst nach. So wer'n sie keine Arbeit krieg'n die Kartaunen des Bischofs noch seine eisern' Männer. Der heimische Bergsee hat die verirrten Bauern in seinen Fluten barmherzig zur ewigen Ruhe gebettet, und auch die Gundula und den Jörg und ihre verlorene Lieb'. Über dem Leichenfeld menschlichen Glücks aber erstrahlt im Abendlicht in einsamer Größe bleich das ewige Sonnkar.

* * *

Das ist in kurzen Zügen die Handlung der neuen Oper. Man spricht sonst gewöhnlich von Opernkomponisten, ‚die sich ihren Text selbst dichten'. Bei Bittner ist's umgekehrt. Er ist ein Dichter, der sich zu seiner Dichtung auch selbst die Musik macht. Denn das dichterische Talent ist bei ihm augenscheinlich das primäre und das stärkere, wiewohl letzten Endes die Stärke des Dichters Bittner doch wieder in seinem musikalischen Empfinden und daneben in einem stark malerischen Blick wurzelt. In der bildnerischen Wirkung und musikalischen Stimmung einzelner Hauptsituationen liegt denn auch der künstlerische Schwerpunkt seines neuen Werkes. Und da wirkt es vor allem durch den frischen

Erdgeruch einer echt bodenständigen Kunst, die in Begeisterung erwarmt für das heimische Bergland mit der schweigsamen Größe seiner Naturwunder und der treuherzig starrköpfigen Kraft seiner schlichten Bewohner. Wie prächtig sind die einzelnen Momente des Bauernaufstandes geschildert: etwa der Auszug zum Kampf am Schluß des ersten Aktes, bei dem sich ein richtiger ‚Opernkomponist' natürlich die Gelegenheit zu einem fulminanten Abgangschor nicht hätte nehmen lassen, während der Dichter Bittner seine Bauern in lautlos ergriffenem Schweigen dem Feind der Heimat entgegenziehen läßt unter dem drohenden Leuchten des Gewitters, das sich auf Sonnkar und See gelagert hat. Damit ist schon äußerlich der Kontrast gewonnen zu dem späteren tumultuösen Aufbruch gegen Salzburg. Der wird vom aufhetzerischen Grünhofer kommandiert, während beim Verteidigungszug der alte, wackere Oberhofer an der Spitze marschiert. Und mit diesen beiden Bauerntypen stehen wieder zwei Prachtstücke heimatlicher Milieuschilderung da. Der Oberhofer besonders ist so recht die Personifikation des ehrlich treuen Bergvolks, das nur im Zwange wilder Not, beseelt von der Liebe zur schönen Heimat, zur Waffe der Empörung greift. Die in ihrer herzigen Naivität tief ergreifenden Abschiedsworte, mit denen der alte Bergbauer sich dem von ihm so ernstlich widerratenen, aussichtslosen Zug der todgeweihten Genossen anschließt:

‚Pfiat dich Gott, Sonnkar!
Pfiat dich Gott, See!
Und lacht's ihn nicht aus, den Oberhofer:
Er tut halt sein' Pflicht.'

— sie sind gleichsam das Motto der ‚Glaube und Heimatstimmung' des ganzen Werkes. Diese Stimmung ist bis ins sprachliche Detail, das den Tiroler Dialekt leicht markiert, getroffen. Das Trutzlied der Bauern z. B.:

‚Baur, steh auf!
Nimm dein' Lauf!
Es darf dich nicht verdrießen,
Daß du wirst sterben müssen' usw.

ist ein Musterbeispiel stilechten Volksempfindens.

Leider ist aber jene Seite von Bittners dichterischer Begabung, die für die vorliegende Aufgabe von besonderer Wichtigkeit gewesen wäre, nicht in gleichem Maße entwickelt; das ist die dramatische. Einzelschilderungen von Stimmungen, Situationen, Persönlichkeiten sind die Hauptstützen der künstlerischen Wirkung des Werkes. Als dramatisches Ganzes aufgefaßt ist es nicht frei von Schwächen. Vor allem fehlt es ihm etwas an Einheit des Aufbaues. Zwei Momente der Handlung beanspruchen das Interesse: die Liebesgeschichte Jörgs und Gundulas und der Bauernaufstand. Sie entsprechend auszugleichen, ist dem Dichter nicht gelungen. Als bloße Episode genommen, wirkt die Liebesgeschichte zu breit, als Hauptmoment aber vermag sie sich den wuchtigen Aufstandsszenen gegenüber nicht zu behaupten, wird durch sie auch zu sehr zerrissen. Auch sonst ermangelt das Werk präzisen dramatischen Verlaufs, und gerade Momente feinster poetischer Charakteristik, wie der lange Abschiedsmonolog des Oberhofer, erscheinen dramatisch als Schädlinge.

Dazu kommt noch die szenische Undeutlichkeit. Es wird — namentlich im Vorspiel — zu viel erzählt und zu wenig gehandelt, so daß man das Textbuch schon genau studiert haben muß, um im einzelnen folgen zu können. Aber diese dramatischen Schwächen auch zugegeben — die angedeuteten tiefen poetischen Eindrücke bleiben doch bestehen. Dazu kommen die wirklich malerischen Bühnenbilder, die die Dichtung anregt. Der düstere Hof der bischöflichen Feste im Vorspiel, der bald im Sonnenlicht glitzernde, bald von wildem Gewittersturm aufgewühlte Bergsee mit dem majestätisch darüber thronenden Sonnkar (in den beiden Akten) — das ist eine landschaftliche Umrahmung von wirkungsvollstem Relief, und von diesem Hintergrund heben sich, nicht minder wirkungsvoll geschaut, die einzelnen Situationen ab. Um nur eine davon zu charakterisieren, sei der Moment genannt, wo der Feldhauptmann auf der Seewiese erscheint, um einen letzten persönlichen Versuch zu machen, die rebellischen Bauern zum Gehorsam zu bringen. Auf das Sonnkar haben sich düstere Wetterwolken gelagert, der See wogt im fahlen Licht des herannahenden Gewitters. Der Hauptmann steht hoch erhoben auf einem Felsen in glänzender Rüstung, von den mächtigen Federn seines Helms umflattert, gestützt auf den riesigen Biedenhander. Unten dicht zusammengedrängt in verwitterten Kitteln düstere, ärmliche Bauerngestalten, Morgenstern und Sense in der Faust — ein Kontrast zwischen Volk und ‚Herrischen', wie er bildhafter, eindrucksstärker nicht gedacht werden kann. Gerade im Hinblick auf solche Wirkungen hat man dem ‚Bergsee' den sinnlosen Vorwurf gemacht, er sei eine auf Dekorations- und Kostümmeister mehr als billig rekurrierende Ausstattungsoper. Wie töricht! Wären diese szenischen Wirkungen Selbstzweck, dann wäre der Vorwurf wohl berechtigt. Ergeben sie sich aber, wie hier, notwendig aus den dramatischen Situationen, dann bedeuten sie einen hohen künstlerischen Wertfaktor, und ihre Ausbeutung erscheint durch die ästhetischen Gesetze des Gesamtkunstwerkes von selbst geboten.

Julius Bittner ist — hierin eine gewiß seltene Erscheinung unter den modernen Opernkomponisten — seinem Beruf nach gar nicht Musiker, sondern Jurist und wirkt als K. K. Richter in Wien. Er ist also auf musikalischem Gebiete, was man so sagt, ‚Dilettant', und das läßt sich nicht leugnen: trotz respektablen Könnens macht sich tatsächlich ein Hauch von Dilettantismus in der musikalischen Arbeit seines Werkes geltend, zunächst weniger in technischer Hinsicht als in der ganzen Art der musikalischen Auffassung. Vor allem ist in der Partitur der Stil der volkstümlichen Dichtung nicht einheitlich getroffen. Das ist um so bedauerlicher, als einzelne Hauptmomente, wie z. B. das auch in dieser Beziehung prächtig gelungene, mit gewaltiger Wucht einherbrausende Trutzlied ‚Baur, steh auf':

bis
ff

eine sehr glückliche Begabung für dieses Ausdrucksgebiet verraten. Oft aber ist der Dialog der einfachen Volkskinder aus dem Achental durchaus im anspruchsvollen Ton des pathetischen Musikdramas gehalten, und das ergibt eben doch eine etwas sehr starke Divergenz zwischen der dichterischen und musikalischen Sprache, wiewohl der Autor augenscheinlich und nicht ohne Erfolg auf möglichst flüssige, dem natürlichen Sprechton angepaßte Linienführung bedacht war. Jedenfalls ist es rühmenswert, daß sich Bittner durchweg jener faden, sentimentalen Volkstümelei enthalten hat, der er im ‚Musikant‘ mehrfach verfiel. Höchstens das empfindsame Liebesmotiv:

und einige daraus abgeleitete Episoden weisen noch etwas nach diesen Regionen, ohne daß aber dabei die Grenze des künstlerisch Zulässigen überschritten wird. Im übrigen ist Bittners thematische Erfindung einfach, aber eben deshalb klar und leicht eingänglich. Als der vielleicht schönste Tongedanke erscheint das dem ganzen Werk gewissermaßen als Motto zugrunde gelegte Motiv des Sonnkars:

das Symbol der feierlich erhabenen Größe der Bergwelt. Von besonderer Wirkung ist sein Anklingen am Schluß, wenn nach der Katastrophe das Sonnkar noch einmal im Abendrot erglänzt, ein poetisch wie malerisch und musikalisch gleich stimmungsvoller Moment: Des Menschen Schicksal ist nur ein flüchtiger Schatten, ein im All verwehendes Nichts gegenüber der in ewiger Größe thronenden unendlichen Natur. Sehr fein musikalisch kontrastiert sind auch die verschiedenen menschlichen Charaktere. Gewichtige, marschmäßige Rhythmen markieren die Welt der bischöflichen Feste und ihrer ‚eisern‘ Männer‘ mit dem Feldhauptmann an der Spitze:

— ein Thema, dem auf Seite der Bauern außer dem bereits zitierten Trutzlied namentlich das wuchtige Akkordmotiv:

entgegentritt. Verwandten Ausdrucks ist das grelle Motiv des leidenschaftlichen, aufhetzerischen Grünhofer:

während der Oberhofer mit den fast choralartig feierlichen Klängen:

die namentlich seine an die Landsleute vor dem Auszug zum Kampf gerichteten Worte — da er sie an den ‚hohen Himmelsherrn' als Helfer verweist — begleiten, das überlegen vermittelnde Prinzip vertritt. Somit heben sich also die gegensätzlichen Momente der Dichtung auch in der Musik plastisch voneinander ab.

Die Orchesterführung ist großenteils recht geschickt und bringt in den Naturszenen mitunter sogar ganz kühne koloristische Effekte. Freilich alles will doch nicht so recht klingen; manches davon mag ja gewollte, lobenswerte Reserve sein, um die Singstimmen nicht zu decken, anderes ist aber wohl auch auf irrige Klangberechnung zurückzuführen, und das ist ein Punkt, wo auch im Technischen ein bißchen Dilettantismus durchschimmert. Aber immerhin! ‚Dilettanten', die so zu wirken wissen wie Bittner, wiegen vor dem Richterstuhl der Kunst unter Umständen ein Dutzend ‚gediegener Fachmänner' auf. —

Es erscheint, wie bereits erwähnt, leider zweifelhaft, ob Bittners ‚Bergsee' sich dauernd als Repertoireoper zu halten vermag, denn die ästhetischen Werte des Werkes sind zu subtil, als daß sie vom Durchschnittspublikum erfaßt werden könnten. Aber in der an wirklich eigenartigen Erscheinungen nicht überreichen Geschichte der modernen Oper kommt dieser musikalischen Heimatstragödie entschieden prinzipielle Bedeutung zu.

Kritik

Katholisches Glaubensprinzip und moderne Weltanschauung / Von F. X. Kiefl

Wohl zu keiner Zeit ist der Streit über die Vereinbarkeit des höchsten, modernen Wissenschaftsideals, der Forschungsfreiheit, mit dem katholischen Glaubensprinzip heftiger entbrannt als in unseren Tagen, wo ein beispielloses Interesse für dieses Problem sich bis in die der Theologie am fernsten gelegenen, wissenschaftlichen Disziplinen verpflanzt hat. Wie stets in Zeiten hocherregter Kämpfe um diese Frage werden die Stimmen der Theologen als befangen abgelehnt. Um so gelegener kommt eine Schrift des Bonner Privatdozenten der Philosophie, J. M. Verweyen, über ‚Philosophie und Theologie im Mittelalter‘ (Bonn, Cohen 1911), worin der Versuch gemacht wird, die gegenwärtige Stellung der katholischen Kirche aus ihren historischen Voraussetzungen wissenschaftlich zu begreifen. Verweyen hebt die ganze Diskussion auf ein höheres Niveau, indem er die Untersuchung auf die Wissensgrundlage des katholischen Glaubensgebäudes lenkt und zeigt, wie von den letzten philosophischen Voraussetzungen des Katholizismus aus, welche die Persönlichkeit Gottes betreffen, die Unterwerfung unter die Autorität der Kirche nichts von vornherein Verächtliches, sondern ein Akt höchster Sittlichkeit, weil subjektiver Wahrhaftigkeit ist. Dieser Standpunkt ist um so beachtenswerter, als der Verfasser persönlich die Meinung vertritt, daß bei höchster Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit gerade ein Konflikt, in welchen das Zentrum des geistigen Menschen mit dem kirchlichen Dogma gerät, die volle Unbefangenheit gegenüber den Offenbarungsargumenten erzeugen könne. Verweyen ist aber unbefangen genug, um von vornherein zuzugeben, daß der bei den verschiedenen Forschern verschiedene philosophische Einschlag in der Einzelforschung nicht immer scharf genug herausgearbeitet wird und deshalb leicht die gegenseitige Verständigung trübt.

Gegenüber neueren Hypothesen über das Verhältnis von Wissen und Glauben in der Scholastik, wornach das Prinzip der ‚doppelten Wahrheit‘ als Lebensnerv der mittelalterlichen Weltanschauung anzunehmen sein würde, berührt es wohltuend, daß Verweyen auf die Eigenart des prinzipiell harmonisierenden Lösungsversuches durch die katholische Kirche mit Nachdruck aufmerksam macht; letztere kennt keine Zweiweltentheorie in dem Sinne des arabischen Aristotelismus oder des Petrus Pomponatius. Sie kennt mit Thomas von Aquin im Gegenteil ein beständiges gegenseitiges Sichstützen beider Welten: das Wissen imstande, die Fundamente des Glaubens zu beweisen, der Glaube ein göttlicher Gnade entspringendes übernatürliches Licht, das dem natürlichen Wissen neue Beleuchtung, Vertiefung, Anregung zuteil werden läßt. Verweyen findet insofern die Psyche des katholischen Christen mit Recht charakterisiert durch eine gegenseitige Durchdringung von Rationalismus und Irrationalismus; er übersieht aber auch nicht den radikalen Gegensatz, in welchem die katholische Lösung des Problems zur altreformatorischen steht. Luther kannte keine Berechtigung der Erkenntnis im religiösen Leben. Das erfahrbare und nur durch Erfahrung erlangbare Wurzeln im religiösen Glauben war ihm nach Loofs praktisches Christentum. Verweyen aber verweist zum ersten Male zutreffend darauf, daß das Luthersche Prinzip vom Fiduzialglauben auch gegen die vom katholischen Dogma behauptete Möglichkeit eines Wissens von der Offenbarungstatsache gerichtet sei. Die Autorität der Bibel ist für Luther

durch ein inneres Erlebnis, durch eine unmittelbare, irrationale Gewißheit sanktioniert: ‚Darum muß dir's Gott ins Herz sagen: das ist Gottes Wort.‘ Für Luther ist die Vernunft ‚die Hure des Teufels‘, weshalb er gegen die Sorbonne das Prinzip der doppelten Wahrheit verteidigte. Erst Melanchthon wurde — hierin vom System Luthers abfallend — aus praktischen Erwägungen der Gründer einer philosophischen Scholastik des Protestantismus. Daß dagegen gerade Kant die religiösen Urgedanken Luthers zu Ende gedacht hat, ist eine von neueren Philosophen, wie Paulsen und Eucken, längst ans Licht gestellte Tatsache. Die Transzendenz (Gott, Freiheit, Unsterblichkeit) bleibt nach Kant dem erkennenden Menschengeist ewig verschlossen. Nur als sittlich wollendes Wesen gewinnt der Mensch einen Zugang zu der jenseitigen Welt des Übersinnlichen. Mit dem Intellektualismus fällt für Kant sofort der Kern des Christentums dahin: Alles, was die historischen Religionen außer einem guten Lebenswandel vorschreiben, wird ihm zum ‚Afterdienste Gottes‘. Die religiösen Dogmen sinken zu inhaltsleeren Symbolen sittlicher Ideen herab.

So ist Kant der genuine Interpret der Glaubenstheorie Luthers. Daß Schleiermacher es war, der die Religion als ‚Sinn und Geschmack für das Unendliche‘ bezeichnete und ihr eine vom Erkennen völlig verschiedene, geistige Provinz anwies, also damit die Kantsche Form der Lutherschen Gedanken in die moderne Theologie einführte, ist längst bekannt. Auf der gleichen Linie fortschreitend, hat Ritschl und seine Schule die Religion auf das Gebiet der Werturteile beschränkt, welche einzig und allein in persönlichem Erlebnis wurzeln. In diesen Erlebnissen findet der Mensch die Spuren einer geistigen Macht, die durch alle Anstrengungen der Vernunft nicht gefunden werden kann.

Diese theologische Auffassung hat Friedrich Paulsen in seiner in fünfzehn Auflagen erschienenen ‚Einleitung in die Philosophie‘ auch den Laienkreisen vermittelt. Die kritische Philosophie läßt nach ihm das Zünglein an der Wage zwischen positivem und negativem Dogmatismus unentschieden. Damit begründet sie die Möglichkeit eines Glaubens, der ohne theoretische Beweise im Geiste als wollendem, wirkendem, Werte schaffendem und empfindendem Wesen gesetzt ist. In Jesu Leben und Sterben ist mir der Sinn des Lebens, der Sinn der Dinge überhaupt aufgegangen. Das aber ist Gott und Gottes Erscheinung, was uns das Leben möglich macht und seine Bedeutung zeigt.

Verweyens Verdienst ist es, daß er die immanente Logik des katholischen und des lutherisch modernen Standpunktes klar durchschaut hat. Für die katholische Kirche ist der Glaube in einer bewiesenen Objektivität verankert. Für die moderne, protestantische Theologie wurzelt er letzten Endes in der Subjektivität der inneren, religiösen Erfahrung oder des Erlebnisses. Auch jene Wahrnehmung ist richtig, daß Kant und Luther im Grunde auf dem Boden der nämlichen philosophischen Weltanschauung stehen, und daß der dazwischen eingeschobene Standpunkt Melanchthons, wornach die gereinigte Wissenschaft und das gereinigte Gotteswort aufs innigste verbunden sind als die beiden gottgegebenen Wege der Wahrheitserkenntnis, eine Inkonsequenz vom Grundgedanken Luthers aus ist. Verweyen begrüßt im Interesse der religiösen Klarheit und Wahrhaftigkeit die antimodernistischen Bestrebungen der Kirche. Modernistischen Strömungen Tür und Tor öffnen, bedeute für die katholische Kirche eine ungeheure Inkonsequenz und allmähliche Selbstvergiftung.

Zweierlei ist für diese Stellungnahme eines modernen Philosophen bemerkenswert: Erstens, daß Verweyen zu diesem Resultate kommt, obwohl ihm der nähere Prozeß unbekannt ist, in welchem die inhaltliche Auseinandersetzung zwischen Christentum und moderner Philosophie, angefangen vom rechten Flügel der Hegelschen Schule bis zu den Häuptern des sogenannten spekulativen Protestantismus, Biedermann, Lipsius, Pfleiderer, sich vollzog. Gerade dieser Prozeß aber ist es, welcher die wissenschaftlichen

Konsequenzen der modernen philosophischen Dogmen für das Christentum ins hellste Licht gerückt hat, und es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß Arthur Drews mit seinen das Christentum in allen seinen Formen umstürzenden Hypothesen die richtige logische Folgerung aus der ganzen modernen philosophischen Entwicklung von Spinoza an bietet. Es kann aber nicht genug betont werden, daß das, was in den romanischen Ländern in den letzten Jahrzehnten als ‚Modernismus' aufgetreten ist, nur eine Wiederholung jenes Prozesses in der protestantischen Theologie Deutschlands ist, in welchem der Gedanke eine Verbindung zwischen neuerer Philosophie und christlichem Dogma sich in allen seinen Möglichkeiten ausgewirkt hat.

Zweitens ist an der Stellungnahme Verweyens beachtenswert, daß er damit keineswegs den kirchlichen Standpunkt verteidigen will, sondern nur um so wirksamer ihn glaubt bekämpfen zu können. Wer immer gegen eine religiöse Weltanschauung kämpfe, tue gut daran, die Axt an die Wurzel zu legen, statt nur den einen oder anderen Ast abzusägen. Der Antimodernismus sei nur eine solche peripherische Ast-Erscheinung in der katholischen Kirche und weise auf das Zentrum der katholischen Lösung des Problems von Wissen und Glauben hin. In der Kritik dieser Problemlösung aber bohre am tiefsten, wer ihre Voraussetzung einer übernatürlichen Offenbarung und Kirche mit historischen und erkenntnistheoretischen Mitteln als unzulänglich nachweise.

Verweyen steht denn auch persönlich auf dem Standpunkt, daß die von allen konkreten Inhalten unabhängige Grundform des Glaubens der aus irrationalen Quellen entspringende Wille sei, die empirische Wirklichkeit im Lichte einer sittlichen Idee zu betrachten und nach Möglichkeit unter deren Einfluß umzugestalten. Auch den starken, diesseitigen Lebensglauben hält er für einen wahren Glauben; die vertrauensvolle Hingabe an das aufwärtssteigende Leben im Gegensatz zu der ungläubigen Resignation einer matten Alltäglichkeit, dieser Glaube im Gegensatz zum christlichen ist nach Verweyen jene Macht, welche Goethe das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte nennt, und wovon er sagt, alle Epochen, in denen der Glaube herrsche, seien glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Wer in Abrede stellt, so meint Verweyen, daß der in einem christlichen Dogma formulierte Inhalt objektive, historische oder metaphysische Wahrheit enthält, kann dennoch glauben an die dem Dogma zugrunde liegende Idee als an eine ethische Macht. Wer sich gegenüber dem als historische Tatsache behaupteten ‚geboren aus Maria der Jungfrau' schlechthin ungläubig verhält, kann die Grundidee bejahen, die dem ex carne natum ein ex deo natum überordnet.

Hier stehen wir vor der interessanten Tatsache, daß Verweyen selbst in der Beurteilung des christlichen Dogmas jenen Standpunkt vertritt, den die Kirche Modernismus nennt. Dieser Standpunkt ist derselbe, wie ihn Strauß 1839 in seinem ‚Sendschreiben an das Züricher Volk' darlegte, und wie er dann das Grundthema des rechten Flügels der Tübinger Schule wurde. Daraus ergibt sich aber, daß man selbst auf modernistischem Standpunkte stehen und doch den Antimodernismus als konsequente Auswirkung der Jahrhunderte alten, katholischen Weltanschauung anerkennen kann.

So hat sich denn auch speziell in der akademischen Welt bereits jener Umschwung der Auffassung tatsächlich vollzogen, welchen Verweyen theoretisch anbahnen will: Zuerst trat in den Vordergrund der Diskussion die Frage, ob dem katholischen Theologen durch den Modernisteneid eine neue Bindung auferlegt würde. In letzter Zeit handelt es sich nicht mehr darum, daß etwas Neues gefordert wird, sondern der alte Kampf bricht los gegen die Grundlagen der katholischen Fakultäten überhaupt, und dieser Kampf wird nicht Halt machen selbst vor der freisinnigsten protestantischen Theologie. Wer die Zeichen der Zeit versteht, wer die Drewsdebatte in ihren tiefsten Unter-

strömungen verfolgt hat, wer die Urteile moderner Philologen wie Reitzenstein über die theologische Methode selbst eines Harnack kennt, konnte niemals glauben, daß es sich im modernen Geisteskampfe bloß um die Frage handelt, ob die päpstliche Enzyklika von 1907 über jene von 1879 hinausgeht.

Der Fragepunkt liegt tiefer: Dem modernen Forscher gilt die Freiheit der Wissenschaft als ein Heiligtum, und mit Recht. Aller Fortschritt vollzieht sich hier in einer unendlichen Zahl von unermeßlich kleinen Schritten. Jede Hypothese ist nur der unvollkommene Vorbau einer höheren, besseren. Niemals kann die Wissenschaft sagen: Ich bin am Ziele. Das gilt für das Gebiet der exakten Wissenschaft, die sich mit der Erscheinungswelt beschäftigt. Nun erhebt sich die weitere Frage: Gibt es auch über die Grenzen der exakten Wissenschaft hinaus keine absolute Wahrheit, sondern nur eine relative? Gibt es auch hier keine festen Positionen, sondern nur unendlich kleine Annäherungen an die Wahrheit, wovon eine die andere überholt?

Auf dieses Gebiet erstreckt sich die exakte Wissenschaft mit ihren Mitteln und Methoden nicht. Hier beginnt das Gebiet des Glaubens, wenigstens für die moderne Wissenschaft, welche keine Metaphysik anerkennt. Steht man in der Frage auf verneinendem Standpunkt, dann muß es als unsittlich gelten, seine Überzeugung definitiv auf einen gewissen Punkt festzusetzen. Von hier gehen letzten Endes die akademischen Einwendungen gegen die theologische Forschungsfreiheit aus. Steht jedoch jemand auf entgegengesetztem Standpunkt, glaubt er an feste, unverrückbare und unüberholbare Wahrheitspositionen auf metaphysischem Gebiete, so kann er an sich auf diese Positionen seine Überzeugung selbst eidlich festlegen. Denn wir haben hier einen Glaubenseid im juristischen Sinne, welcher an subjektiver Wahrheit und deshalb an sittlicher Integrität selbst dann nichts verlieren kann, wenn später die Überzeugung des Schwörenden sich ändern sollte.

Wollen nun aber moderne Hochschullehrer die letztere Auffassung von dem Heiligtum der freien Forschung, der modernen Universität, ausschließen, so bedenken sie nicht, daß sie damit auf dem Boden des philosophischen Dogmas sich bewegen, und, indem sie ein Dogma monopolisieren, statt die Freiheit der Forschungsmethode zu schützen, ihr Fesseln anlegen. Jedenfalls kann aber der Staat nicht aufgerufen werden, einem bestimmten, philosophischen Dogma das Monopol an der Universität zu sichern.

Dazu kommt aber noch ein weit wichtigerer Punkt. Die Frage der wissenschaftlichen Berechtigung der theologischen Fakultäten ist auf einem ganz anderen Wege zu entscheiden. Das was Pius X. Modernismus nennt, ist als System nirgends so ausgebaut, wie bei Lipsius. Gerade gegen letzteren kehrte der Philosoph Eduard von Hartmann die Schneide seiner Kritik und erwies dessen System als unhaltbar. Er erklärte das Bündnis von moderner Philosophie und Christentum geradezu als die Krisis des letzteren. Würde also die Theologie auf modernistischen Boden sich stellen, so würde sie gerade dadurch die wissenschaftliche Berechtigung theologischer Fakultäten im Wissenschaftsorganismus der Universitäten verneinen. Aber noch mehr. Vom modernistischen Standpunkte aus — ich würde, wenn ich eine Bezeichnung erst zu schaffen hätte, lieber sagen, vom modernphilosophischen aus — verliert das Christentum seine durch die Stiftungswunder begründete Eigenart und sinkt zu einem Stück allgemeiner Religionsgeschichte herab. Von diesem Gesichtspunkte aus erhebt sich die Forderung, die theologischen Fakultäten, welche dann bisher nur ein kleines Segment der ihnen eigentümlichen Wissenschaft bearbeitet hätten, auf die ganze Religionsgeschichte auszudehnen.

Diese Frage, zuerst in Holland praktisch geworden, hat Harnack schon vor Jahren reiflich erwogen und ist zu dem Ergebnis gelangt, eine solche Programmänderung stoße auf unüberwindliche Schwierigkeiten; die theologische Fakultät müßte sonst die gesamte Sprachwissenschaft und Geschichte, will sie nicht in einen heillosen

Graf Leopold von Kalckreuth/Künzelsau

Dilettantismus verfallen, in ihre Mitte aufnehmen. Nun meint zwar Harnack, die christliche Religion sei schon dadurch als Religion im höchsten Sinne charakterisiert, daß sie die Bibel, diesen ewigen Jungbrunnen des Geisteslebens, besitze, daß ihre Geschichte drei Jahrtausende umspanne und daß sie noch in der Gegenwart als lebendige Religion studiert werden könne. So sei das Christentum ein Ausschnitt, welcher die Religionsgeschichte in ihrer ganzen Breite beinahe ersetze. Das Christentum sei der Abschluß der ganzen bisherigen religionsgeschichtlichen Entwicklung, durch eine ungeheure Reduktion, welche den Kern aller Religion enthülle und in Kraft setze. Jesus Christus habe der Welt das höchste Gut gebracht, das sie besitzt.

Allein die allgemeine Tendenz der vergleichenden Religionswissenschaft ist in den letzten zehn Jahren über jenen Standpunkt Harnacks hinausgewachsen. Nicht zuletzt protestantische Theologen haben Hypothesen aufgestellt, welche die Eigenart der christlichen Religion auch unter den erwähnten Gesichtspunkten verwischen. Zuletzt hat die Tendenz der Kritik sich gegen den persönlichen Mittelpunkt des Christentums gewendet und das, was bisher als die lebendige Sonne gegolten hatte, als einen in lauter entlehnten Farben schillernden Regenbogen zu erweisen versucht. Gerade hierin ist aber die Kritik von den obersten Voraussetzungen der modernen Philosophie ausgegangen. Wären also diese Voraussetzungen berechtigt, dann müßten an Stelle der theologischen Fakultäten solche für allgemeine Religionsgeschichte treten. Denn in der Universitas literarum könnte keine Wissenschaft ein Heimatrecht beanspruchen, die nur ein Segment ihres Gebietes erforschen würde, das doch mit allen Fasern und Wurzeln nur aus seiner Umgebung genetisch und deshalb wissenschaftlich zu erklären sein würde.

Aus all dem ergibt sich der zwingende Schluß: Theologische Fakultäten im Universitätsorganismus sind nur dann berechtigt, wenn die christliche Religion tatsächlich in ihren Ursprungsverhältnissen einzigartig und original, d. h. übernatürlich ist. Wird mit der modernen Philosophie diese Eigenart des Christentums geleugnet, dann kann das Wesen des Christentums wissenschaftlich nur aus einem Gesamtüberblick der Religionen erschlossen werden. Dann fällt die Berechtigung der theologischen Fakultäten. Wenn also die wissenschaftliche Geltung dieser Fakultäten aufrecht erhalten werden soll, dann kann es nur auf Grund jener Auffassung des Verhältnisses zwischen Wissen und Glauben geschehen, wie sie die katholische Kirche immer vertreten hat.

So wird eine auf die letzten Wurzeln des Streites zurückgehende Betrachtung der Dinge am geeignetsten sein, zur Klärung und Beruhigung beizutragen. Hat sich uns dabei herausgestellt, daß die mächtige Gärung der Geister, welche die Modernismusbewegung hervorgerufen hat, letzten Endes aus einem Zusammenstoß der lutherisch-kantianischen mit der katholischen Weltanschauung hervorgegangen ist, so möchte auch diese Einsicht dem Frieden dienen. Denn schon Möhler hat mit tiefem psychologischem Blick erklärt, daß es über viele Kleinlichkeiten des konfessionellen Kampfes hinweghelfen würde, wenn der Blick sich stets auf die tiefsten und prinzipiellsten Interessen richten würde, die durch den Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus verteidigt werden, statt die Triebfedern der Spaltung allein in Verstocktheit des Willens und in anderen persönlichen, untergeordneten Motiven zu suchen, wobei das ernste Wahrheitsstreben des Gegners von vornherein außer Ansatz bleiben müßte. Jedenfalls ist diese Betrachtungsweise dem philosophischen Prestige unserer Zeit günstiger, in welcher allerdings ein wiedererwachendes Interesse für Weltanschauungsfragen sich zeigt, das hinter jenem am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts kaum zurückstehen dürfte. Eine Zeit, in welcher wenigstens der Durst nach Wahrheit sich wieder regt, wird auch empfänglicher sein für das höhere Licht des Christentums.

Auch ein Beitrag zur Psychologie der Aussage

In den letzten Jahren haben uns experimentelle Untersuchungen zur Psychologie der Aussage vielfach und in oft überraschender Weise belehrt, wie fragwürdig in gar vielen Fällen die menschliche Aussage ist, wie leicht wir, ohne es zu wissen und zu wollen, Gesehenes und Gehörtes fälschen, verwechseln oder aus der Phantasie heraus ergänzen. Die forensische Literatur ist reich an solchen Beobachtungen. Und dieses, obwohl die gerichtliche Aussage meist unter Umständen erfolgt, die zur erhöhten Gewissenhaftigkeit anspornen und nötigen. Wie mag es da erst mit der Aussage bestellt sein, wo das Gefühl der sittlichen und strafrechtlichen Verantwortung nicht so unmittelbar und lastend wirkt! Hier spielt denn auch neben der bewußten, ihren Urheber entwürdigenden Fälschung die unbewußte oder gedankenlose eine größere Rolle, als man gemeinhin für möglich halten sollte. Das Gebot ‚Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten' scheint für viele Menschen überhaupt nicht da zu sein; aber auch für den Gewissenhafteren gewinnt es doch meist dann erst seine ganze Bedeutung, wenn ihn die richtige Selbsterkenntnis über den vollen Umfang und die wirkliche Gefahr auch des unbewußten Fälschens aufklärt.

Als ein besonderes Kapitel in der Psychologie der falschen Aussage stellt sich die Klatschsucht dar, d. h. die Neigung, teils auf Grund von böswilligen oder interessierten Kombinationen, teils auf Grund von Hörensagen, nachteilige Umstände, ehrenrührige Vermutungen und Tatsachen in bezug auf unsere Mitmenschen zu verbreiten. Diese Neigung scheint in unserem Zeitalter des leichten Verkehrs und der oberflächlichen Sensationslust besondere Nahrung zu finden. Förderlich wirkt auf sie auch die außerordentliche Zuspitzung der Gegensätze auf dem kirchlichen, politischen und sogar wissenschaftlichen Gebiete. In handfesteren Tagen als den unseren räumte man den Gegner oder den Mißliebigen nicht selten mit Gewaltmitteln aus dem Wege, heute befriedigen sich die feindseligen oder neidischen Affekte nur zu häufig durch planvolle Untergrabung der Ehre und des guten Namens; denn diese Methode ist heute, wo aller Austausch so leicht und rasch vonstatten geht, besonders wirksam. Man sollte kaum glauben, was selbst ernsthafte und wohlgesittete Männer und Frauen heutigentags auf dem Gebiete solcher gedankenlosen Weiterträgerei leisten und wieviel naive Klatschsucht dabei oft selbst bei guten Menschen zum Vorschein kommt. Sogar Leute, die selber nichts weniger als Klatschbasen sind, scheinen darüber im Unklaren zu sein, wie schwer sich derjenige mitschuldig macht, der ehrenrührige Gerüchte mit bedeutsamer Miene weitergibt — ohne jede vornehme Zurückhaltung gegenüber Nachrichten, die von dunkler und unkontrollierbarer Herkunft sind.

Diese Gedanken und der Umstand, daß ich sie hier entwickle, haben eine ganz besondere Veranlassung. Es gilt einem Unfug zu steuern, der seit einiger Zeit einem der geschätztesten Mitarbeiter dieser Zeitschrift und vielleicht noch mehr seinen Freunden, ernstlichen Verdruß bereitet. In den letzten Monaten mehren sich nämlich gutgemeinte Zuschriften an den Herausgeber, worin Abonnenten und Leser des Hochlands, die, gewissenhaft genug, wenigstens noch diesen Weg zu ihrer Aufklärung zu beschreiten, anfragen, was es mit gewissen Gerüchten auf sich habe, die ihnen über die privaten Verhältnisse Friedrich Wilhelm Foersters, des Züricher Pädagogen, zu Ohren gekommen seien. Hier, wie bisher nur durch private Aufklärung und Brandmarkung zu wirken, scheint gegenüber einer im Dunkel schleichenden und in ihrem Ursprung kaum zu fassenden Klatscherei und Verleumderei nicht mehr am Platze. Auch könnte es auf die Dauer den Anschein gewinnen, als ob Grund vorhanden wäre, diesen Unfug vor aller Öffentlichkeit nicht mit dem rechten Namen zu nennen. Dr. Foerster, von dem

zahlreiche Beiträge diese Hefte zieren, würde künftighin als Mitarbeiter unmöglich sein, wenn es wirklich erwiesen wäre, daß, wie alle diese Gerüchte zu insinuieren suchen, zwischen seinem Leben und seinem Lehren ein unvereinbarer Widerspruch bestünde. Auf nichts Geringeres aber als auf diese Anklage gehen jene Klatschereien aus. Ich sage Klatschereien, denn es handelt sich nicht bloß um ein Gerücht; vielmehr laufen die widersprechendsten Verleumdungen um, so daß man schon eine ganze Sammlung veranstalten könnte. Es fehlt dabei für den, der Foerster und sein Verhältnis zu seiner Frau — einer Frau von seltenen Eigenschaften des Geistes und Herzens — kennt, oft nicht an wirklicher Komik, und man könnte darüber nur lachen, wenn die Sache nicht auch eine sehr ernste Seite hätte, nämlich die unglaubliche Leichtfertigkeit, mit der sich viele Leute über das achte Gebot hinwegsetzen, wenn sie Gelegenheit finden, ihre Sensationslust zu befriedigen oder einer ihnen unsympathischen Persönlichkeit Schaden zuzufügen.

Es war vor mehreren Jahren, als der Verfasser dieser Zeilen seine erste Erfahrung nach dieser Richtung hin machte. Er war nach Zürich gekommen, um Foerster persönlich kennen zu lernen. Er erbat sich von einer Pensionsinhaberin das Adreßbuch, um sich über die Hausnummer zu vergewissern. Es war nicht da, und so nannte er den Namen des Gesuchten, weil die Frau meinte, die Antwort vielleicht aus ihrer Ortskenntnis geben zu können. ‚Ach was, für den interessieren Sie sich. Ja, von dem wird hier viel gesprochen, besonders von den Studenten, die bei mir verkehren. Aber wissen Sie denn noch nicht, daß er mit einem jungen Mädchen zurzeit eine Reise nach Amerika macht?‘ — Foerster hatte um jene Zeit ein Jahr Urlaub genommen, und auf diesem Grund war die niedrige Verleumdung erwachsen. Wenige Tage später erhielt ich von Foerster eine Karte von der Nordsee, wo er für einige Wochen mit seiner Frau in einem Seebad Erholung suchte. Ich scheute mich damals und auch noch einige Zeit darnach, dem edlen Mann gegenüber von meinem Erlebnis etwas verlauten zu lassen. Es war zu klar, daß es sich um einen niederen Racheakt handelte, und ich sagte mir, daß dieser vergiftete Pfeil niemals sein Ziel treffen könne. Aber dann kamen mir noch andere Gerüchte zu Ohren (F. lebe von seiner Frau geschieden, er stände zur Frau seines Freundes S. (der überhaupt niemals verheiratet war!) in unerlaubten Beziehungen, er habe mit einem Freunde die Frauen getauscht; er wolle sich von seiner Frau scheiden lassen, habe aber noch kleine Kinder, die erst erzogen werden müßten, ja in seinem Haus sei ein stetes Kommen und Gehen von Frauen und während er Wasser predige, trinke er heimlich Wein usw. usw.) Schweigen war da nicht länger am Platze. Ein ‚scherzhafter‘ Zwischenfall — ich verkehrte damals längere Zeit täglich im Foersterschen Hause — brachte das Gespräch darauf. Von Zürich war nämlich an eine große Anzahl von Adressen des In- und Auslandes folgende Vermählungskarte in kostbarstem Drucke versandt worden: ‚Ellen Key (Stockholm) und Fr. W. Foerster (Zürich) geben ihre bevorstehende Vermählung kund. Die Trauungsfeierlichkeiten finden in Rom statt.‘ Für eine gutgläubige Aufnahme dieses geschmacklosen ‚Witzes‘, dessen Schlußpointe die Herkunft aus einem Kreis der radikalen Gegnerschaft F.s nur zu deutlich verriet, war ja da und dort durch andere Gerüchte vorgearbeitet worden. Es traten Symptome zutage, die deutlich zeigten, wie dieses bubenhafte Treiben auch wohlmeinende Kreise irreführte. Der Briefe an die Hochlandredaktion tat ich bereits Erwähnung. Es kamen aber auch Zuschriften an F. selber, worin ihm (u. a. von geistlicher Seite) ein aufrichtiger Schmerz über seine Verhältnisse ausgesprochen wurde, ohne daß der Schreiber sich auch nur einmal die Frage vorgelegt hätte, was denn Wahres an diesem Gerede wäre. Es ist nun also doch wohl dringend an der Zeit, daß jemand, der Foerster und seine persönlichen Verhältnisse seit Jahren genau kennt — wie der Schreiber dieser

Zeilen — mit allem Nachdruck erklärt, daß an all jenen Gerüchten kein wahres Wort ist. F. ist allerdings vor fünfzehn Jahren protestantisch getraut worden mit einer Frau, deren erste Ehe geschieden war — diese Ehe Foersters aber ist vom Standpunkt seiner Konfession unanfechtbar, und wir Katholiken können ihm unmöglich einen Vorwurf daraus machen, daß er nicht schon vor fünfzehn Jahren in Ehefragen katholisch-kirchlich gedacht hat.

Bevor ich den Entschluß faßte, diese Worte hier zu sprechen, bat ich F., es selber zu tun. Ich glaube, ich kann diese Zeilen nicht besser schließen, als indem ich hierher setze, was F. mir darauf antwortete:

‚. . . Ich denke gar nicht daran, auf jene Ehrabschneidereien zu reagieren. Wer aus meinen Büchern und Vorträgen nicht herausmerkt, daß es mir ernst ist und daß ich kein Mensch bin, der ein Doppelleben führt, auf den verzichte ich gerne — er gehört in die Welt jener Gerüchte und sie zu ihm. Solche Gerüchte und ihre so willige Aufnahme beim Publikum haben übrigens die besondere Mission, dem in der Öffentlichkeit Wirkenden immer wieder vor Augen zu rücken, wie unzuverlässig der Beifall der Welt, wie unselbständig das Urteil der meisten Menschen und wie bedauernswert daher die Lage dessen ist, der die Freude, Kraft und Sicherheit seines Wirkens von der so schwankenden Gunst der Menschen abhängig machen wollte. Die ganze Angelegenheit weist natürlich auch auf einen ernstlichen Gesittungsschaden hin, nämlich auf ein merkwürdiges Manko an Gewissenhaftigkeit selbst bei vielen ernsteren und dem Höheren dienenden Menschen. Wer von den Folgen solcher fahrlässigen Ehrabschneiderei betroffen wird, der tut am besten, Stanleys Beispiel zu befolgen und sich dadurch zu rächen, daß er selber seine eigene Aussage über private Verhältnisse, Aussprüche und Handlungen seiner Mitmenschen mit äußerster Gewissenhaftigkeit zu überwachen beginnt.‘

Karl Muth.

Rundschau

Philosophie

Zur katholischen Ethik der Gegenwart. Es hängt wohl mit der vorwiegend induktiven Richtung der jetzigen wissenschaftlichen Arbeitsweise und mit dem Erstarken soziologischen Interesses zusammen, daß Pädagogik und Ethik von Vertretern aller Richtungen mit Vorliebe zum Arbeitsfeld gewählt werden. Wenn die Zeitungen richtig berichtet haben, ist im verflossenen Jahr etwa der vierte Teil (an 8000) aller im deutschen Buchhandel erschienenen Bücher der Behandlung solcher Fragen gewidmet gewesen. Es mag darin auch die Not der Zeit zum Ausdruck kommen. Perioden hoher technischer Kultur brauchen als Gegengewicht starke sittliche Kräfte, um nicht selbstsüchtiger Genußgier und damit der Entartung zu verfallen. Es war deshalb sehr zeitgemäß, daß auf dem III. theologischen Hochschulkursus zu Freiburg i. B. (1910) wichtige sittliche Fragen als Gegenstand der Behandlung gewählt wurden, die nun auch im Buchhandel erschienen sind*. Mausbach ist darin mit fünf Vorträgen vertreten: Grundlage und Ausbildung des Charakters nach dem hl. Thomas von Aquin. Es war ein sehr fruchtbarer Gedanke, — der sich m. E. auch für die wissenschaftliche Darstellung der katholischen Moral gut verwenden ließe, — von dem Charakter als Mittelpunkt aus das ganze Gebiet der Sittlichkeit zu beleuchten. Mit wahrer Herzensfreude folgt man Mausbachs Ausführungen, die auf jeder Seite die volle Kenntnis thomistischer Weisheit, aber auch die intime Kenntnis unserer Zeit und ihrer seelischen Bedürfnisse hervortreten lassen. Mausbach gehört zu jenen abgeklärten Naturen, denen jede Einseitigkeit und Übertreibung unerträglich ist. Die klare, lichtvolle Harmonie seines Gedankenaufbaues tritt in dem wohltuenden Ebenmaß seiner Darstellung aufs anziehendste zutage. Ich kann es mir nicht versagen, ein Beispiel solcher Gedankenklarheit und Ausdrucksschönheit hier einzufügen. Nachdem er die Pflege einseitiger Gemütsstimmung abgewiesen hat, fährt er fort: ‚Und doch soll sich mit der Einsicht in feste, sittliche Grundsätze, mit der Ehrfurcht des Willens vor Gott und seinem Gesetze ein zarter Sinn für die Schönheit der Tugend, ein tiefer Abscheu und Schrecken vor dem Bösen, eine glutvolle Begeisterung für Gott und sein Reich verbinden. Wenn schon unser Dichter sagt: „Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber — Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt!" so ist erst recht die christliche Moral nicht mit rein verstandesmäßiger Pflichttreue zufrieden, sie dringt auf den Einklang von Vernunft und Herz, von Glaube und Liebe, von geistiger Klarheit und mystischer Innigkeit.‘ (S. 77.)

Seit Sailer und Hirscher hat noch kein deutscher Theologe — manche Ausführungen Schells ausgenommen — die katholische Sittenlehre mit solcher fühlbarer Anteilnahme und Ergriffenheit des Herzens dargestellt wie Mausbach. Etwas von Augustinischer Geistesart und Gemütstiefe spricht überaus anziehend und wohltuend aus seinen Schriften zum Leser. Kennzeichnend für seine Geistesart ist der Schlußsatz seiner Ausführungen: ‚Diese religiöse Konzentration des Lebens auf Gott bedeutet auch keine Verarmung gegenüber den wahren sittlichen Aufgaben der Zeit; denn die Liebe zu Gott schließt die Liebe zur Menschheit, die Hochschätzung alles Gottgeschaffenen ein, sie drängt je nach dem Maße ihrer Kraft und der gottgegebenen Stellung auch zur fruchtbaren natürlichen und übernatürlichen Betätigung.‘ (S. 98.)

Eine überaus schöne Gabe sind in dem

---

* Moralprobleme, Herder, Freiburg i. B. 8°. VII und 388 S. M. 4.80.

selben Band auch die fünf Vorträge von Dr. Joseph Zahn über ‚Das christliche Vollkommenheitsideal und seine Pflege in der katholischen Kirche‘. Auch Zahn schöpft aus der Fülle des Wissens und aus der Tiefe eines gottinnigen Gemütes. Die gegnerischen Auffassungen kommen reichlich zu Wort. Schwierigkeiten werden nicht umgangen, Einseitigkeiten (auch auf unserer Seite) nachdrücklich zurückgewiesen. Leichtflüssig strömen seine Worte dahin. Nicht wenige Sätze sind des Merkens wert, z. B.: ‚Kein Stand gibt Würde, wenn nicht ideale Berufsanschauung, Berufsweihe, Berufstreue den Träger erheben, und kein Beruf erniedrigt, wenn der hohe Sinn ihn adelt.‘ (S. 163.) Im letzten Vortrag äußert Zahn mancherlei beachtenswerte Wünsche über ‚die pastorale Pflege des Vollkommenheitsideals‘.

‚Die Pastoral der Gegenwart will und darf es nicht vergessen, daß sie „allen alles“ werden muß — auch dem so wichtigen „Mittelstand“, wenn der Ausdruck hier statthaft wäre. Am wenigsten will die Pastoral die religiöse und sittliche Pflege der Männer unterlassen. Denn wenn irgend eine kirchliche Frage in der modernen Welt die Bedeutung einer Lebensfrage hat, so ist es die Männerseelsorge — in der Stadt — und auf dem Lande, bei uns in Deutschland — und wahrlich nicht minder in den Nachbarländern in weitem Umkreis.‘ Zum Schluß streift Zahn noch die literarischen Arbeiten auf dem Gebiete der Aszetik. ‚Es ist schwer zu sagen, was uns mehr geschadet hat, der Überschuß an minderwertigen Produkten oder der relative Mangel an Probehaltigem. — Wenn nur nicht gar hier und dort etwas wie der Geist der Mode in die Frömmigkeit sich eindrängt und vor lauter Vorliebe für Neues und Neuestes die rechte Schätzung des Credo und des Pater noster und der ehrwürdigen Liturgie gefährdet wird! Das würde dann notwendigerweise die ganze Pflege der Frömmigkeit, das ganze Vollkommenheitsstreben bei Kurzsichtigen in Mißkredit bringen.‘ (S. 229.) Von H. Schrörs werden die Anforderungen übernommen, die an die Biographien der Heiligen gestellt werden müssen. ‚Das Walten des Heiligen Geistes, die „Psychologie“ des Übernatürlichen und auch das äußere Wunder muß zum vollen Rechte gelangen,‘ d. h. gemäß den erprobten Sätzen der Aszetik und Mystik. Aber auf der anderen Seite verlangt der moderne Mensch, ‚um innerlich ergriffen zu werden, psychologische Entwicklung und geschichtliche Realität seiner Ideale‘; das sind die zwei Seiten, an denen bei ihm das Religiöse anknüpfen muß. (S. 231.)

Auch die übrigen Vorträge von Dr. Jul. Mayer (Kirche, Gesetz und Freiheit), von Dr. F. X. Mutz (Die Keuschheit) und Dr. Sigm. Waitz (Die sittliche Weltordnung) bieten manches Wertvolle. —

Als vor reichlich zehn Jahren Graßmann seine plumpen Angriffe gegen die katholische Moral schleuderte, worin ihn W. Herrmann und Paul v. Hoensbroech nach Kräften unterstützten, hat die ausgezeichnete Schrift von Mausbach, ‚Die katholische Moral, ihre Methoden, Grundsätze und Aufgaben‘, in hohem Grade aufklärend und beruhigend gewirkt. Daraus ist nun ein stattliches, wesentlich neues Buch geworden, das den Titel trägt: ‚Die katholische Moral und ihre Gegner‘*. Es wird kaum eine sittliche Frage geben, die hier nicht besprochen oder doch kurz beleuchtet wird. Die Einleitung bringt sehr beachtenswertes Material zur heutigen konfessionellen Lage in Deutschland. Im ersten Teil wird ‚Die Stellung der Kasuistik in der katholischen Moral‘ behandelt, im zweiten umfangreicheren Teil ‚Die katholische Gesamtauffassung der Sittlichkeit und der Protestantismus‘. Anstatt Lobeserhebungen zu häufen, möchte ich auch aus diesem Werke einige Proben anführen.

In der feinen Auseinandersetzung über Gesinnung und Werk sagt Mausbach u. a.:

* Köln 1911. J. P. Bachem. Gr.-8°. III und 408 S. M. 6.—; geb. M. 7.—.

‚Eine allgemeinere Schwierigkeit liegt in der übernatürlichen Würde und Erhabenheit des christlichen Ideals. Es ist nicht so leicht, die alltäglichen Aufgaben des Lebens spontan und natürlich bis zu jener Höhe zu verfolgen, wie es leicht ist, sie nach ihren irdischen Konsequenzen zu schätzen, in ein weltliches Berufssystem zu verweben. Wo der Gottesgedanke noch nicht lebendig und tief alles durchdringt, wo die sittlichen Pflichten nicht in ihrem Zusammenhange erfaßt sind, da machen wir leider oft die Wahrnehmung, daß Frömmigkeit und weltliche Berufstreue auseinandergehen, daß die Liebe zu Gott noch kein Lebenselement bildet, von dem alles, auch das Kleinste und Weltlichste, die gesellige Höflichkeit und die äußerliche Berufsarbeit, verklärt und beherrscht wird.‘ Dazu als Fußnote: ‚Wie die weltliche Pädagogik sich bemüht, dem Kinde zu zeigen, daß es auch durch die unscheinbarsten Dinge seiner Umgebung mit der Kultur der Menschheit, mit fernen Völkern und Zeiten zusammenhängt, so müßte die christliche Erziehung zur Sittlichkeit noch deutlicher machen, daß die „gute Meinung“ den kleinen Aufgaben der Tagesarbeit nicht angeflogen kommt, sondern daß und wie in der gewissenhaften Erfüllung der letzteren wirklich eine wenigstens indirekte Förderung der Ehre Gottes, des Seelenheils, der Erbauung der Christenheit liegt.‘ (S. 226.)

Ferner (S. 232): ‚Das Irdische und Zeitliche muß sich zunächst durch seine innere Teleologie in das vernünftige Menschheitsleben einordnen, ehe es Gott geweiht, ewigen Lebens teilhaftig werden kann. So ist die ganze Sittlichkeit ein Organismus, bei dem das Ganze in den Teilen lebt, aber auch die Teile in ihrer Eigenart fortleben und das Ganze bedingen.‘ (S. 232.)

Das innere Heiligtum der katholischen Sittlichkeit ist ihr Gnadencharakter. Gegenüber den zahllosen Mißverständnissen auf nichtkatholischer Seite weist Mausbach überzeugend die Wahrheit und Schönheit des katholischen Dogmas über die Gnade nach. ‚Nach katholischer Anschauung gilt die umgekehrte Regel: Je reicher die Gnade ist, desto höher ist die Selbsttätigkeit, die sie vom Menschen verlangt; dadurch zeigt sich die Gnade als Prinzip des Lebens und der Vervollkommnung. Die Gnade — auch die heiligmachende — ist keine von Gott losgelöste und in der Seele ruhende Substanz, sondern der beständige, vom Heiligen Geiste ausgehende Lichtstrahl und Lebenshauch, der die Seele durchdringt, erwärmt und zum Guten anregt. Gnade und eigne Tätigkeit lassen sich nicht addieren und subtrahieren; das Gute ist ganz Tat der Gnade und ganz Tat des Menschen.‘ (S. 293.)

„. . . Um nur einige Gedanken anzudeuten, so wäre zu zeigen, daß das Gnadenleben regelmäßig in keimhaften, minimalen Anfängen beginnt, um ebenso unmerklich zu wachsen; daß die Gesetzlichkeit des natürlichen Lebens unter seinem Einflusse an sich nicht aufhört und nur in zäher Geduldsarbeit gehoben und angepaßt wird; daß eine wachsende Kraft oft jahrelang habituell und latent, wie eine Wasserader im Boden, weiterfließt, ehe sie lebendig und siegreich hervorbricht; daß ein hochgesteigertes und verfeinertes Leben auch empfindlicher, stärkeren Erregungen und Konflikten ausgesetzt ist als ein einfacheres; daß das Christentum als Religion des Glaubens, der Demut, des Kampfes besonderen Wert auf diejenige Tugend legt, die sich in Unscheinbarkeit, Not und Mühe durchringt und ihre eigene Größe nicht ahnt.‘ (S. 298.)

Solche und ähnliche fruchtbare Gedanken machen die Lesung dieses Werkes für alle Ernstgesinnten sehr empfehlenswert, doppelt empfehlenswert aber für alle, die in der Erziehungsarbeit stehen. Bei der Ausdehnung, die gegenwärtig die Fürsorgeerziehung, überhaupt die Anstaltserziehung annimmt, brauchen wir Katholiken notwendig wie das tägliche Brot — Grundlinien für die sittlich-religiöse Erziehung. Den Ausgangspunkt wird die Religionspsychologie

bieten müssen*. Das religiöse Bedürfnis des Menschen und seine Zugänglichkeit für bestimmte Gruppen religiöser Motive ist je nach den Altersstufen, nach Geschlecht, Nationalität und Stand sehr verschieden und verlangt eine dementsprechende Auswahl der äußeren Übungen und der anzuwendenden Motive. Aber den **Zielpunkt** kann die Erziehung nur von dem recht verstandenen **Ideal der katholischen Sittlichkeit** hernehmen. In diesen Geist der hohen, edlen katholischen Sittlichkeit sich hineinzudenken und immer mehr hineinzuleben, ist für jeden katholischen Erzieher, der es mit seiner Aufgabe ernst nimmt, eine unumgängliche Pflicht. Wir würden in Erziehungsfragen mehr Klarheit und in der Erziehungsarbeit schönere Erfolge haben, wenn wir der ethischen Durchbildung und Fortbildung größere Wichtigkeit beilegen würden. Unter den zahlreichen Zeitschriften wissenschaftlichen Inhalts gibt es nicht eine einzige, die sich die Pflege und Weiterbildung der katholischen Ethik zur Aufgabe gestellt hätte. Wer Mausbachs Buch studiert, wird meines Erachtens in seinem Gewissen klarer und zarter werden, sein Leben wird sich entschiedener Gott als dem Zentrum, als seiner Sonne zuwenden, sein Wirken, besonders als Erzieher, wird einheitlicher, zielbewußter werden. Dr. St.

Theater

Schönherr und Arthur Müller.

Lion Feuchtwanger ließ im letzten Herbst in der Schaubühne einen Artikel los, in dem er die Ähnlichkeiten aufdeckte, die zwischen Schönherrs ‚Glaube und Heimat' und Arthur Müllers Volksstück ‚Ein' feste Burg ist unser Gott' bestehen. Daran fügte er den Wink, daß das Müllersche Drama nur einer klugen Bearbeitung und einer wagemutigen Direktion bedürfe, um heute wieder von einem naiveren Publikum umjubelt zu werden wie damals im Winter 1860 auf 61, da es zum erstenmal über die Bretter ging.

Da hat sich denn alles eingestellt. Die Bearbeitung von Lion Feuchtwanger*. Die wagemutige Direktion: in der Leitung des Münchener Volkstheaters, die sich an 364 Tagen des Jahres gerade nicht mit literarischen Kühnheiten auftut. Endlich das naivere Publikum, das ja immer klatscht, wenn es Rom und den ‚Kutten' gilt.

Was sollte die Ausgrabung bezwecken? Einmal zugestanden, es wäre eine stoffliche Anlehnung gegeben, wie es ja in einzelnen Wendungen und Situationen den Anschein gewinnt, würde sie das dichterische Eigenwesen Schönherrs schmälern? So wenig es einen Shakespeare verkleinert, daß er aus dem italienischen Novellenkranz das Leben brach, das er brauchte. So wenig es auf Heinrich von Kleist Flecken tropft, daß er Molière heranzog, und auf Molières Witz, daß er bis Plautus zurücksuchte. Die Form entscheidet, die innere Form, und nicht das Stoffliche. Darin ist Feuchtwanger sicherlich mit mir eins. Wenn er aber weiterhin behauptet, die dramatische Struktur, der straffe Aufbau der Handlung, der dramatische Akzent in ‚Glaube und Heimat' seien schon bei Müller vorgebildet, so verkennt sein kämpferischer Eifer eben jeden groben und nicht bloß jeden feineren Stilunterschied. Maßgebend ist bei einem Vergleich natürlich die Urfassung Müllers und nicht der Rahmen, den sich Feuchtwanger zuschnitt. Diese Urfassung nun entrollt sich zu einem Stück, meinetwegen zu einem Volksstück, genauer aber zu einem Tendenzstück für die politische Masse, das in seinem ganzen unentwegten Rhythmus einem sentimentalisch guten, ja idyllischen Ausgang zustrebt. Über Glaube und Heimat hingegen spannt sich ein Düster. Die Menschen sind da Zerquälte, Unsichere, Ringer noch in sich selbst. Aus jedem Zwischenton bricht die Zweifelsucht. ‚Da hast ihn jetzt: dein Bibeltrost!' Für die Menschen Müllers zittert man nicht. Wenn ihr Herz in Qualen aufschreit, bebt als Unterklang darin

---

Vgl. hierzu: Die Religionspsychologie, ihre Entstehungsgeschichte, Methode und Bewertung. Von Dr. A. Rademacher. (‚Theologie und Glaube.' Verlag von Schöningh, Paderborn 1911, Heft 8 S. 646.)

* Arthur Müller ‚Eine feste Burg ist unser Gott'. Volksstück in fünf Aufzügen. Abdruck der Originalausgabe. (Jos. C. Huber, Diessen vor München.) — Die Bühnenbearbeitung in vier Aufzügen von Lion Feuchtwanger (Ebenda.)

eine frohe Zuversicht. Hinter jeder Falle, die ihnen gestellt wird, zeigt sich bereits wieder ein Ausschlupf. Sie rasseln in ihren Ketten, aber im Tor steckt schon der Schlüssel zur Freiheit. Wenn also Feuchtwanger der Haupthandlung den Schein des Tragischen leiht, indem er sie wie Schönherr in einen traurigen Zufall ausbiegt, so raubt er damit dem Leitgedanken, dem Choral ‚Ein' feste Burg ist unser Gott' den tieferen dramatischen Sinn. Darum ist nichts so unrichtig, als wenn er annimmt, er habe sich an die Intentionen Müllers gehalten.

Ebenso begreiflich wie berechtigt ist dagegen, daß er die lehrhaften exponierenden Monologe und Auseinandersetzungen strich. Jedoch vom straffen Aufbau hätte er nicht reden dürfen. Szenen verstand ja Müller aufzurichten, lärmende Szenen, voller Drang und Gegenstoß, kühn gegipfelte und solche von packendem Schluß, aber was Straffheit ist, Konzentration auf die Idee hin, das lehrt uns erst Schönherr, und vielleicht seit Ibsen keiner so wie Schönherr. Wie da der Dialog durch Kehrreime in Prosa von Akt zu Akt gebunden ist, eindringlich und doch zwanglos, darauf habe ich voriges Jahr bereits gewiesen. Und ich weiß nicht, ob das schon jemand auffiel, wie in einer szenisch knappen, schlichten Gegenüberstellung der äußersten Altersstufen oft das ganze Leben blitzschnell im Kreisgang eingefangen ist. Es wird viele geben, die derlei nicht allzuhoch einschätzen, als einen Handwerksgriff, weiter nichts. Und doch erfordert es das, worauf es hier ankommt, daß einer über seinem Stoffe steht, daß er sich an eine Struktur nicht lediglich anlehnt, daß seine Hand zu führen und zu drechseln weiß. Das Bauernleben, das Schönherr widergibt, ist zwar naturalistisch aufgenommen, in allen farbigen Einzelheiten geschaut, dann aber linear durchstilisiert. Daher zuweilen die Verkümmerung der Psychologie. Stilisierter Naturalismus, das ist sein Eigentümliches. Nirgend offenbart sich der Unterschied zwischen Müller und ihm so sehr als in der Auswicklung des Gegenspiels. Während Müller alles bis auf Namen, Ort und Nebenpersonen in einer Staatsaktion festlegt, breit auseinandertreibt, in episodische Abenteuer spaltet, sprengt bei Schönherr eine einzige Gestalt an, namenlos, dunkel, im Blutgeruch, balladesk, eine zeitlich losgesonderte, absolute Macht. Das ist Sammlung.

Zweifelsohne steckt auch in Müller etwas von den Segensgaben des Dramatikers. Ist es doch merkwürdig, wie er in dem von ihm so leidenschaftlich gehaßten Erzbischof von Salzburg den tragischen Gehalt und Wert aufspürt, freilich, um sich im nächsten Augenblick wieder von der politischen Absicht fortreißen zu lassen. Sein Text heißt nämlich nicht ‚Glaube und Heimat', sondern ‚Konfession oder Liebe.' Diese Tendenz ist es, die den Nachfahren des jungen Deutschlands und des politischen Deutschlands der Vierziger Jahre bestimmt und verstimmt. Und wenn von Müller eine Linie weitergeht, dann zieht sie nicht zu Schönherr, sondern zu Anzengruber, der auch in die Aktfolge prägsame Bilder einschaltete, der auch Musik und Lied als Unterbegleitung einflocht, der auch lehrte, predigte, grollte, rüttelte, und der auch ein Kulturkämpfer war. Da Schönherr vom Naturalismus herkommt, so schließt das an sich schon ein Maß von sachlicher, gleichmütiger, gleichordnender Gesinnung ein, leider ja auch jenes unfreie, pessimistische Grundgefühl. Ich habe schon bei der ersten Besprechung erwähnt, daß in der Heimverwurzelung nicht ein unterjochendes tragisches, sondern ein lyrisch ergreifendes, stachelndes Motiv ruhe. Hierin ist die Müllersche Fassung gegenüber ‚Glaube und Heimat' sympathischer, stärker und natürlicher.

Von der Bearbeitung Feuchtwangers nur noch so viel, daß sie sich sprachlich auf einen großen Irrtum stützt, denn er glaubt, genug getan zu haben, wenn er das Schriftdeutsch und subjektive Pathos Müllers in die Ausdrucksweise der Chroniken und Akten von damals überträgt, als ob es auf das Literarische ankäme und nicht darauf, daß schon der Empfindungskern, das Urwort, das sprachliche Urbild aus der Seele, dem Geist und den Kräften der Redenden schnellt. Dr. Jos. Sprengler.

Von der Volksbühne. Es hat eine Zeit gegeben, wo man das Jugendschriftentum als einen Wildwuchs außerhalb des sorgfältig gepflegten Literaturgartens betrachtete. Das Gleiche gilt heute von den Erzeugnissen der Dilettanten- und Vereinsbühne. Die Weihnachtsanzeiger registrieren sorgfältig, was an Kinderstubenbüchlein und Gebetbüchern auf den Markt geworfen wurde, nehmen vom literarischen Standpunkt zu all diesen Erscheinungen Stellung und scheiden Weizen und Spreu. Der Volksbühne hat sich noch niemand angenommen. In die Wildnis dieses Literaturgebietes hat sich noch keiner gewagt. Sie bleibt außerhalb des Geheges; jeder pflanzt und erntet hier, wie es ihm behagt. Und doch wäre dies weite und reiche Land es wert, daß einmal eine der ‚Mächte' das Protektorat übernehmen würde. Es nährt eine ungeheure Volkszahl. Denken wir doch daran, daß viele Tausende nie ein Berufstheater sehen, aber ‚im Verein', ‚im Stadtsaal' oder in der ‚oberen Stube' einer Bauernwirtschaft der mimischen Muse lauschen. Außerdem werden alle diese Stücke nicht nur vom Volke angehört, sondern auch von ihm gegeben. Wieviele beschäftigen sich wochenlang mit solch einem Schauspiel! Man sollte daran glauben, daß diejenigen literarischen Kreise, die sich aus bekannten Gründen ohnedem vergeblich bemühen, Einfluß auf die große Bühne zu gewinnen, einmal versuchten, unten einzudringen, und daß sie sich die Gelegenheit, zu so vielen Volksgenossen zu sprechen, nicht entgehen ließen. Statt dessen hat man lange Zeit den schlimmsten Geistern, die es nur auf Tendenz, Tränen und Spektakel absahen, den Einfluß auf das Volk gestattet. Es galt bis in unsere Tage ein Dilettantendichter unter den Schriftstellern soviel, wie ein Kreuzweg- und Bildstockmaler unter den Künstlern. Es ist besser geworden. Auch einige Dichter von Ruf und Ansehen haben sich nunmehr daran gegeben, ausgesprochenermaßen für die Vereinsbühne zu schreiben. Aber wie wenige sind das noch! Die Allermeisten kennen die Voraussetzungen und Bedingungen eines solchen Stückes nicht im mindesten. Handel-Mazzetti hat auch hier gezeigt, wie sehr sie im Volkstümlichen wurzelt. Ihr ‚In terra pax' ist ein reizendes Werk und hat den Namen der Dichterin in Kreise getragen, die von ihren Romanen nie etwas erfahren werden. Warum sollten unsere Dichter nicht zum Volke flüchten, wenn sie die Machthaber nicht aufnehmen.

Ein weiteres Postulat wäre, daß einmal eine verständige und objektive Kritik an dem Vorhandenen und Angebotenen einsetzen würde. Es ist hier zwar in neuester Zeit scheinbar viel geschehen. Leider zuviel. Da die Spielleiter über den ungeheueren Wust klagten, den man durchsuchen müsse, um ein brauchbares Stück herauszufinden, so erboten sich verschiedene Firmen, die Arbeit abzunehmen. So entstanden ‚Zentralen' — leider keine Zentrale. Mir liegen vor: Das Handbüchlein für die kath. Vereinsbühne, herausg. von der Theaterzentrale für die kath. Vereinsbühne, Warendorf i. W. Vereinsbühnenlexikon von Robert Hillmann. Höflings Ratgeber. Zentrale für Bühnenwerke M.-Gladbach. Handbuch der Redaktion und Auskunftsstelle der Volksbühne. Fast alle diese Zentralen erscheinen jedoch, näher besehen, mehr oder weniger als Mittel der betreffenden Verlage, für ihre eigenen ‚Schlager' ein besseres Absatzgebiet zu schaffen. In kurzer Zeit wird jeder Vereinsbühnenverlag ein eigenes Handbuch herausgeben — schon um die Konkurrenz auszuhalten — dann sehen sich die Vereinsleiter wieder genau wie ehedem vor den Wustberg gestellt. Nun haben sich auch periodische Organe angepriesen, die den Interessen der Vereinsbühne dienen wollen. Da aber auch diese sämtlich vor allem die Bühnenwerke ihres eigenen Verlages hervorheben — oder, was manchmal fast schlimmer — die des eigenen Redakteurs, so werden sie von den anderen Bühnenverlagen nur als Reklamemittel betrachtet. Man sucht ihnen wiederum durch eigene Gründungen entgegenzuarbeiten. Das Publikum sieht den oft häßlichen Zank, wird verstimmt und mißtrauisch und ist schließlich doch auf Selbsthilfe angewiesen.

Dr. Dimmler tritt mit seiner ‚Volksbühne' als ‚maßgebendes Fachorgan der kath. Vereinsbühne' auf. Er stützt sich auf die Autorisierung durch maßgebende Vereinszentralen. Seine Grundsätze sind zweifellos gut. Sein Organ könnte als eine Hoffnung angesehen werden, wenn er sich entschließen könnte, den Krieg mit anderen Verlagen nur mit den Mitteln einer objektiven Kritik und besserer eigener Stücke zu führen. Seine Verlagswerke, die ‚den Zweck haben, das Programm der Volksbühne nach der produktiven Seite zu ergänzen', scheinen mit der zunehmenden Menge an Güte abzunehmen. Er betont wohl theoretisch das ‚Multum', aber in der Praxis läßt er doch leider ‚multa' passieren. Wäre die ‚Volksbühne' rein ein kritisches und bühnentechnisches Organ, nicht aber zugleich ein produktives, dann könnte es die Arbeit wohl leisten, die es sich vorgesetzt hat. Weniger stark ist die literarische Absicht bei der ‚kath. Vereinsbühne', die von Houben geleitet wird, betont. Sie leidet auch noch an der Kinderkrankheit der übertriebenen Anpreisungen. Ob die Dilettantenbühne durch ein Preisausschreiben für den besten Titel eines hinterher von irgendeinem Autor zu verfassenden Theaterstückes gewinnen wird, möchte man billig bezweifeln. Die Gründung der ‚Mädchenbühne' von Val. Höfling und die Herausgabe des ‚Theaterboten' durch Franz Wulf müssen als Akte der Notwehr betrachtet werden. Sie wollten sich ebenfalls wohl periodische Reisende für ihre Verlage anstellen. Warum sollten sie sich nur mehr mit dem Mittel der Reklame an die Käufer wenden. Der ‚Literarische Ratgeber' (Verlag Kösel) könnte sich also ein Verdienst erwerben, wenn er durch eine anerkannte Autorität die Erscheinungen auf dem Gebiete der Vereinsbühne literarisch wägen und werten ließe. Es bliebe alljährlich einstweilen noch wenig Wertvolles übrig. Aber das Ansehen des ganzen Literaturzweiges käme dadurch gewiß ins Steigen und die Scheu vor einer Mitarbeit an der nicht berufsmäßigen Bühne würde mehr und mehr schwinden. -r.

Kunst

Homöopathische Geschmackskuren.

Im Stuttgarter Landesgewerbemuseum findet der Besucher rechts im Parterre eine für zwei bis drei Stunden recht belehrsame und mitunter auch vergnügliche Nebenabteilung. Gleich nach dem Eintritte nimmt ein schwer eisern geharnischter Ritter, auf einem eisernen Postament stehend, in strammer Haltung mit herabgelassenem Visier und mit Schwert und Hellebarde die Defilierkour der ehrfürchtigen Beschauer ab. Besieht man die Rückseite des wackeren Recken, so entdeckt man ein großes rundes Loch an der Stelle zwischen den Schulterblättern, an der auch der hürnene Siegfried verwundbar war. Aber keine feindliche Kanonenkugel hat diesen Panzer durchbohrt und den Lebensodem eines Kämpen entweichen lassen. Die wehrhafte Rüstung ist noch nie auf dem Leibe eines Lebendigen gesessen; normale Beine hätten auch in den beschienten Beinrohren keinen Platz gefunden; denn diese entpuppen sich von hinten als zwei harmlose Ofenrohre, aufgesetzt auf das eiserne Postament, das ein Ofentürchen hat und nichts anderes ist als ein wahrscheinlich recht unpraktischer Ofen. An die große Rückenöffnung gehört ein weiteres Ofenrohr angesetzt, das auf diesem operativen Wege den Rauch entfernt. Möglich, daß der eiserne schwarze Ritter einmal im Zimmer eines geadelten Parvenü aktiv war; in diesem Raume ist er jedenfalls zur Untätigkeit verurteilt. Er dient hier als Beispiel einer Konstruktionsattrappe, und wir befinden uns in einer Ausstellung von ‚Geschmacksverirrungen im Kunstgewerbe'.

In einem kleinen Führer durch dieses neuartige Kuriositätenkabinett hat der Direktor des Landesgewerbemuseums Gustav E. Pazaurek die programmatischen Gedanken, die der Sammlung und ihrer Einteilung zugrunde gelegt wurden, kurz ausgeführt. Sie sind ganz praktisch-pädagogischer Art. Es ist also abgesehen von einer historischen Betrachtungsweise, die vor allem stilistische Extreme in Hinsicht auf

Material und Formen zum Gegenstand hätte und etwa den Wandel des Geschmacks in äußersten Gegensätzen zeigen könnte. Hiebei würde man allerdings auch selten von wirklichen Geschmacksfehlern reden wollen, sondern von einer entwicklungsgeschichtlich mehr oder weniger charakteristischen, originellen oder manirierten, erstarkenden oder degenerierenden Formfindung. Wer rein praktisch belehren will, sieht ab von zeitlichen Bedingtheiten und benützt gute alte und moderne Kunstgewerbeobjekte als einfach gegebene Musterbeispiele, ‚um es immer weiteren Kreisen zum Bewußtsein zu bringen, daß es im Kunstgewerbe nicht auf dieses oder jenes Motiv, etwa gar nur aus früheren Zeiten ankommt, sondern auf die durch ein feines künstlerisches Empfinden geleitete, dem Gebrauchszwecke entsprechende, richtige Materialverarbeitung'. Umgekehrt gedacht: Kunstgewerbliche Gegenstände, die in ihren nächstliegenden Bedingungen, Material, Zweck, Form verfehlt sind, lassen sich als Gegenbeispiele sammeln, um die jeweiligen Geschmacksverirrungen aufs unmittelbarste zu zeigen*. Diese Gegenbeispiele können in ein System gebracht werden; denn ‚alle kunstgewerblichen Verbrechen und Vergehen sind entweder Materialfehler, Konstruktionsfehler oder Dekorfehler.' Danach zerfällt die Sammlung von Geschmacksverirrungen in drei Hauptgruppen, diese wieder in zahlreiche Einzelgruppen; das Schema wird aber durch viele Übergänge durchbrochen, natürlich, denn zweckmäßige Konstruktion und Dekor bilden zusammen die Form, die wiederum im Material gedacht sein muß.

Zu den Beispielen für Materialfehler hat gerade unsere Zeit mit ihren schwindelhaften Materialsurrogaten, die auf Täuschung des Betrachters hingearbeitet sind, reichlich beigetragen. Holz wird ersetzt durch Stuckmasse, Stuckarbeit — z. B. für eine Deckenrosette — durch Papiermaché, emailliertes Eisenblech täuscht Fayencegeschirre vor, gepreßtes Papier erscheint als Leder, Zinkguß ersetzt Terrakottabüsten. Die Nachahmung von berühmten Originalwerken, z. B. großen Marmorstatuen, macht alle Stadien der Verschlechterung durch, von dem Bronceguß, der dem Marmororiginal infolge anderer ästhetischer Wirkungsweise nicht gerecht wird, bis zu den schäbigsten Gipsabgüssen, die in ihrer Verkleinlichung die großen Originalproportionen schänden und jeglichen Ausdruck verlieren. Hier wird die Materialfrage Konstruktionsfrage im höheren Sinne der Form. Der erste Materialfehler ist minderwertiges und verdorbenes Material; es folgen die Materialpimpeleien und Spielereien wie Haararbeiten als Bilder, z. B. Altar mit Kreuz unter Trauerweide, Glasschalen mit Zigarrenkrawatten hinterklebt u. a., Kombinationen von Materialien, die sich schlecht vertragen, Materialien am unrechten Platze und in einer ihren Charakter mißachtenden oder ihre Herstellung verleugnenden Verwendung, z. B. die langstieligen, höchst zerbrechlichen Köppinggläser, oder für letzteres gewebte Bilder, die vertieft wie Ölgemälde wirken wollen.

Zu den Konstruktionsfehlern gehört in erster Linie alles Zweckwidrige, Stühle, auf denen man nicht sitzen kann, da sich auf dem Sitz oder an der Lehne hervorragende plastische Verzierungen befinden; Blumenvasen, die wegen zu hoch liegenden Schwerpunktes leicht umfallen; Leuchter, die nur eine plastisch modellierte Schauseite haben; unleserliche Zier- und Plakatschriften, Miniaturspielereien, sinnlose Gebrauchsutensilien, wie Wickelkind oder Katze oder Frosch als Nadelkissen, Kommersbuch in Bierglasform. Hierher gehört auch die Ritterrüstung als Ofen. Eine ähnliche Konstruktionsattrappe ist der in Form eines alten knorrigen, astigen Baumes aus Zement oder ähnlichem gebildete Kamin für ein Gewächshaus, der vor längerer Zeit einmal in den Zeitungen als ein besonderes Parkverschönerungsmittel beredet wurde. Auch in der vergangenen Sommer in München veran-

* Bei dieser Gelegenheit sei auf das in 2. Auflage vorliegende Buch ‚Der Geschmack im Alltag' von Joseph Aug. Lux verwiesen, das mit Hilfe von Beispielen und Gegenbeispielen in zahlreichen Abbildungen einem besseren Geschmack in Wohnung, Geräten und Kleidung dienen will. Dresden, Gerhard Kühtmann, M. 5.— und 6.—.

stalteten Elektrizitätsausstellung konnte man hierher gehörige Beispiele finden, z. B. elektrische Heizapparate, bei denen die Wärmequelle hinter rötlich schimmernden Holzscheiten aus Glas, also scheinbar glühenden Glasholzstößen, versteckt war. Weiter gehören hierher die Techniksurrogate, wie mittels Sandstrahlgebläse und Schablone bearbeitete Gläser statt geschnittener, schließlich der ganze Wust von patriotischem Kitsch — eine ganze Zeppelinkollektion, angefangen vom Nastuch mit Zeppelinporträt —, Vereins- und Geschenkkitsch, nicht zuletzt auch der Devotionalienkitsch, der an Minderwertigkeit, wie bekannt, von keinem anderen übertroffen wird.

Zu den Dekorfehlern hat gerade das 19. Jahrhundert mit seinen Stilimitationen am meisten Beispiele geliefert, die um so echter sind, je willkürlicher die Stilimitation ist; denn ein gewisser unwillkürlicher Zeitausdruck steckt im großen doch in den Stilnachahmungen der nun allmählich vergangenen repetierenden Zeit. ‚Das beste Schulbeispiel bildet hier die ausgestellte Serie von Tintenzeugen (stets je ein Behältnis für Tinte und Streusand nebst zwei Leuchtern) vom ägyptischen und assyrischen „Stil" angefangen bis zu den Formen des 19. Jahrhunderts, sowie im „Geschmack" verschiedener asiatischer Völker'. Anschließt sich die unendlich wiederholte, zerdehnte, zerquetschte, als Ausdruck wesenlosester Gefühle linear stilisierte Irisblüte des Jugendstils. Neben dieser Sucht nach Stilmotiven, zu der auch altdeutsche Einrichtungen und Rokokofirlefanz, wie Prunkstaffeleien, gehören, können die Dekorfehler von vornherein direkterer Art sein, Verletzung des Materials, das an sich schon eine charakteristische Schönheit gehabt hätte, absichtliche Verwendung von Fehlmaterialien, sodann Schmucküberladung oder auch als Gegenteil der Purismus, den die heutige Maschinenkunst begünstigt. Eine metallene Dose mit nackten, glatten Seiten und Kanten macht als Beispiel hiefür den Mangel jeglicher Verzierung, den wir sonst heute gerne als Vorzug empfinden, deutlich fühlbar. Unter Dekor- wie Konstruktionsfehler gehören Kaffeekannen im Kartonagenstil. Weiter gehören zum Schwindel in jeder Möglichkeit Waffentrophäen, von denen ein ganz ‚echtes' Exemplar vorhanden ist, das, obwohl aus Schild und Schwertern u. a. bestehend, doch in einem Stück gegossen ist, also keine einzelnen Teile hat und deshalb ja nicht von hinten angesehen werden darf. Das ist jedenfalls etwas Billiges, man kann's auch besser haben; so kostet nach einem zufällig vorliegenden Katalog eine Dekoration, bestehend aus einer Prachthellebarde, zwei Zweihändern, einer Laterne, einem maurischen Schwert, einem gotischen Handschuh, einem Hufeisen, einem Morgenstern, einem Helm, einem Schild (Jupiter), alles zusammen 25 Mark. Man nehme noch Eichenlaub, Palmwedel und Pfauenfeder dazu, dann kann man ein Zimmer nach diesem Schmuck Waffensaal benennen oder auch Ahnensaal mit Reliquien, die mindestens schon von den Kreuzzügen datieren. Dekorfehler können sich schließlich noch aus einer sinnwidrigen, geschmacklosen oder unreellen Farbenverwendung ergeben, gefärbte Silhouetten, nicht haltbare Farben usw. —

Ein Blick auf die Kunstgeschichte und Mode zeigt, daß die Nachweise von Geschmacksverirrungen und ihre Verurteilungen nicht selten nur bedingte Geltung haben. Wenn es im Katalog heißt: ‚Da es für eine ganz bestimmte Zwecklösung in jedem Material und in jeder Technik streng genommen nur ein einziges höchstes Ideal geben kann, wäre die Konsequenz die ewige, fast gleichartige Wiederholung des einen Typus, also die zur höchsten Potenz gesteigerte Langeweile, die bekanntlich der Tod jeder Kunsttätigkeit ist', so ist das theoretisch eben aus dem Material- und Zweckgedanken herausgesprochen. Nicht nur die Künstlerindividualität aber, sondern vor allem die sich nicht mehr wiederholende Zeit sind stets am Werke, den Formen ein neues Gepräge zu geben, neue Geschmacksverirrungen, aber auch neue Geschmacksmöglichkeiten zu bringen. Der Architekt Theodor Fischer hat einmal bei einer Rede im ‚Werkbund' gesagt: ‚Ich stehe nicht an,

zu bekennen, daß ich in der Arbeit zu der Überzeugung gekommen bin, zum ästhetischen Genuß sei eine geringe Unvollkommenheit der Form notwendig. Nicht die Exaktheit an sich wirkt künstlerisch, sondern das Streben nach Regelmäßigkeit, der Annäherungszustand, dem die notwendige Mitarbeit der Genießenden zur Vollkommenheit des Eindrucks verhilft. Das Fehlen dieses Restes zur Vollkommenheit ist es, was so viele unserer neuen Werke, in besonderem die der Baukunst, hart und frostig erscheinen läßt.' Nennen wir diese Art von Vollkommenheit lieber Schematismus. Die eigentliche Vollkommenheit ist ein idealer Brennpunkt, um den der Künstlergeist und mit ihm seine Zeit bald näher, bald ferner kreist, in den er aber nie endigen kann, da ihn gerade seine Freiheit im Kreise fortreißt. Die Geschichte des Geschmacks könnte man nennen eine Geschichte von Unvollkommenheiten der menschlichen Empfindungs- und Gestaltungsfähigkeiten, die aber immer wieder eine neue Seite der Vollkommenheit ahnen lassen. Diese Ahnungen machen schließlich das Wesen der Stile aus.

Der Gedanke Pazaureks, den Geschmack durch seine Verirrungen zu kurieren, ist praktisch, die Beispielsammlung und ihre prinzipielle Gliederung lehrreich. Die volkserzieherische Wirkung wird gerade dadurch gesichert, daß man drastische Extreme wählt und die feineren Übergänge vermeidet. Das Sprichwort ‚Schlechte Beispiele verderben gute Sitten', wird indes auf ästhetischem Gebiete doch auch nicht Lügen gestraft. Geschmacksverirrungen dienen zur Lehre, gute Beispiele der Kunst und des Kunstgewerbes dienen dem Leben.

Konrad Weiß.

Musik

Kirchenmusikalisches. Gegensätzliche

Richtungen in einer Kunstgattung sind unter Umständen etwas entwicklungsgeschichtlich ganz Vorteilhaftes, insoferne sie vor Einseitigkeit bewahren, die Selbstkritik schärfen und durch Meinungsaustausch so manche, sonst nicht erzielte gedankliche Bereicherung bringen. So hat auch das Nebeneinander von Cäcilianismus und Anticäcilianismus in der neueren Kirchenmusik entschieden sein Gutes. Die Cäcilianer haben als Wahrer des Erbes einer großen Vergangenheit sehr segensreich gewirkt; anderseits haben ihre Gegner gesorgt, daß auch die Fortschritte der modernen Tonkunst der Kirchenmusik unverloren blieben. Und dabei hat sich nun — obwohl äußerlich besehen die Gegensätze kaum je schärfer waren als jetzt — doch fast unmerklich eine gegenseitige Annäherung vollzogen, soweit eine solche bei den durchaus konträren Zielen beider Richtungen überhaupt möglich ist. Diese Ziele lassen sich kurz dahin charakterisieren, daß das Ideal der Cäcilianer der reine, unbegleitete a cappella-Gesang, und zwar in einer dem Stil der klassischen Vokalmusik des 16. Jahrhunderts möglichst genährten Schreibweise ist, während ihre Gegner auf begleitete Gesangsmusik moderner Faktur den Schwerpunkt legen. Da nun aber doch auch die Cäcilianer die Instrumentalmusik ‚wo sie besteht und soweit sie nicht gegen den Geist der Kirche verstößt' zulassen, andererseits die Anticäcilianer, getreu dem modernen Prinzip möglichst reicher Entfaltung aller Mittel, auch dem Gesangschor in ihren Werken immer gesteigerte Bedeutung zuerkennen, sind tatsächlich gewisse Anknüpfungspunkte gegeben. Daß diese auch bereits praktisch erfaßt worden sind, zeigt ein Blick auf die moderne kirchenmusikalische Literatur. Zwei beliebige Stilproben mögen das belegen. Wir wählen als solche eine Missa von A. J. M. Diepenbrock und die ‚Marienmesse' von P. Magnus Ortwein O. S. B. —

Diepenbrock, der bei uns in Deutschland weniger bekannt, in den Niederlanden aber als Kirchenmusiker sehr geschätzt wird, ist nach Ausweis seiner Werke Anticäcilianer. Er ist ein Vertreter der an die Instrumentalmessen Liszts und Bruckners anschließenden modernen Richtung. Trotzdem nimmt seine in prächtiger Ausstattung durch den ‚Algemeene Muziekhandel, Amsterdam' veröffentlichte Messe in Fis für Männerchor und Orgel ausgesprochen

eine Mittelstellung ein. Sie folgt zwar nicht nur durch denkbarst reiche Beiziehung der Orgel, sondern auch im Gesamtcharakter ihrer alle Kühnheiten moderner Dissonanz- und Modulationswirkungen ausbeutenden Tonsprache durchaus anticäcilianischen Bahnen, aber die Tatsache, daß sie den Schwerpunkt der Wirkung letzten Endes doch in den Gesangschor verlegt, nähert sie dem gegnerischen Lager. Diepenbrock schreibt für achtstimmigen Männerchor, und zwar doppelchörig (zwei vierstimmige Klanggruppen) also in der für die venezianische Schule des 16. Jahrhunderts typischen Stilart. Ist dabei auch die Art seiner Polyphonie nicht nach altklassischem Muster gestaltet, so ergeben sich doch unwillkürlich klanglich stilistische Reminiszenzen. Idee und Technik solcher vielstimmigen Vokalsätze überhaupt wurzeln eben ganz entschieden in den Anregungen, die der Cäcilianismus und die ihm verwandten historischen Richtungen durch Erschließung und Erneuerung der a cappella-Kunst gegeben haben.

P. Magnus Ortwein, der als Gymnasialdirektor in Meran wirkt, ist überzeugter Cäcilianer. Auf der zwanzigsten Generalversammlung des Allgemeinen Cäcilienvereins in Innsbruck (Juli 1911), sind einige seiner Werke mit großem Erfolg zu Gehör gekommen. Sie sind für Chor und großes Orchester geschrieben, machen also Anlehen bei den kirchenmusikalischen ‚Modernisten'. Trotzdem trägt beispielsweise seine erwähnte ‚Marienmesse' ausgesprochen cäcilianischen Charakter. Der Grund liegt in der Art der Behandlung des Orchesters und seiner Vereinigung mit dem gesungenen Wort. Das Orchester ist nämlich eigentlich nicht dem Vokalchor als etwas Selbständiges gegenübergestellt, sondern es wirkt nur wie eine klangliche Erweiterung desselben. ‚Der Sängerchor bildet als Träger des hl. liturgischen Wortes den Kern; er ist stark zu besetzen; die Orchesterstimmen singen mit' — so drückt der Komponist selbst seine künstlerische Absicht in einer Vorbemerkung der Partitur aus. Tatsächlich ist von orchestralen Spielfiguren, Füllstimmen u. dgl. in Ortweins Instrumentalsatz kaum etwas zu finden: die Führung der Orchesterstimmen ist eine durchaus ‚sangliche'. Diesen vokalen Charakter verstärkt der Komponist noch dadurch, daß er sehr häufig Choralmotive und Melodien von Kirchenliedern in der Begleitung anklingen läßt, ein Ausdrucksmittel, das übrigens teilweise auch poetisierende Bedeutung verlangt, so z. B. wenn dem Crucifixus die beiden Melodien ‚O Traurigkeit, o Herzeleid, und ‚Da Jesus an dem Kreuze stund' kontrapunktiert werden. Derartige Wirkungen, die in der protestantischen Kirchenmusik des Bachzeitalters sehr beliebt waren, sind bei neueren Kirchenkomponisten verschiedentlich wieder aufgetreten, z. B. in A. Beckers 1879 in Leipzig uraufgeführter großer B-moll-Messe. Bei Ortwein, dem Cäcilianer, ist aber gerade ihre Verwertung im Sinne der ‚Vokalisierung' des Orchestersatzes von besonderer Charakteristik.

Die Beispiele von Diepenbrock und Ortwein haben gezeigt, auf welchen Wegen etwa eine gegenseitige künstlerische Befruchtung der beiden führenden Richtungen der Kirchenmusik möglich ist. Namentlich dem Cäcilianismus, soweit er sich nicht auf Renaissance alter Kunst beschränkt, sondern selbst schaffend vorgehen will, bietet der in den Werken P. Ortweins gewiesene Weg: Beiziehung moderner Errungenschaften in dem Wesen und der Natur der Sache entsprechender Beschränkung und Form — die wohl fruchtbarste Entfaltungsmöglichkeit. Denn die Kopie eines der Vergangenheit angehörenden Stils (wie sie die Prediger der Alleinberechtigung des a cappella-Gesangs im Auge haben) wird nie dauernd wirklich lebendiger künstlerischer Wirkung fähig sein.

Dr. Eugen Schmitz.

Eine unbekannte Jugendsinfonie

Beethovens glaubt der Jenaer Musikdirektor Professor Fritz Stein im Archiv des dortigen ‚Akademischen Konzerts' entdeckt zu haben. In einem durch Notenbeispiele reich illustrierten Aufsatz in den ‚Sammelbänden der internationalen Musikgesellschaft' bespricht er seinen Fund und die Möglichkeit von dessen Authentizität eingehend. Bei aller

Anerkennung der historischen Gründlichkeit dieser Ausführungen kann man sich aber einer gewissen Skepsis ihrem Resultat gegenüber nicht erwehren. Auf Beethoven als Komponist des Werkes ist durch Angabe seines Namens auf einigen Stimmen hingewiesen. Nun würden ja die äußeren Verhältnisse der Möglichkeit nicht widersprechen, daß es sich hier wirklich um eine der Bonner Studienzeit des jungen Musikers entstammende Arbeit handle, die vielleicht durch den kunstfreundlichen Bonner Rechtsgelehrten L. Fischenich, der bekanntlich in einem engen Freundschaftsverhältnis zum Schillerschen Hause stand und mit Charlotte von Schiller über den jungen Beethoven korrespondierte, nach Jena kam, dort später aber in Vergessenheit geriet. Aus inneren Gründen ergeben sich indessen unseres Erachtens gewichtige Zweifel gegen Beethovens Autorschaft. Stein hat nicht versäumt, in der Sinfonie nach Beethovenschen Zügen zu suchen, und auch tatsächlich verschiedene ganz evidente, stilistische Parallelen nachzuweisen vermocht; allein diese muten viel weniger als ‚Vorahnungen' wie als Nachahmungen an. Das Werk trägt eigentlich gar nichts an sich, was es als Jugendarbeit kennzeichnen könnte, nichts Exzessives, nichts technisch Unbehilfliches und dergl. Was Stein in dieser Beziehung anführen zu können meint, wie z. B. die Neigung zu etwas gewaltsamen modulatorischen Rückungen, sind durchaus Züge der Zeit, denen man im Schaffen der damaligen Kleinmeister häufig begegnet. Ich möchte darum vermuten, daß in deren Kreis, speziell im Kreis der die drei Klassiker umgebenden Wiener Schule, der Autor des ans Licht gezogenen Werkes zu suchen sei. Wer die Sinfonien Wilms, Eberl nur etwas kennt, dem kann eine ganz auffallende Stil- und Geistesverwandtschaft zwischen ihnen und der angeblichen Beethovensinfonie nicht entgehen. Beethovenismen in der Art, wie Stein sie an seinem Fund aufzeigt, finden sich namentlich bei Wilms und Eberl. Noch sei darauf aufmerksam gemacht, daß auch ein äußerer bibliographischer Zug nach dieser Richtung weist. Das Notenpapier, auf das die Stimmen der Sinfonie geschrieben sind, hat nämlich dasselbe — sonst im ganzen Archiv nicht wieder vorkommende — Wasserzeichen wie die Stimmen einer A-dur-Sinfonie von Friedr. Witt. Das läßt also darauf schließen, daß die Stimmen von Wien importiert sind. — Unmöglich ist es ja trotz alledem nicht, daß es sich doch um einen authentischen Beethovenfund handelt. Jedenfalls wird in der kommenden Saison das Werk an sehr vielen Orten als ‚neuer Beethoven' aufgeführt werden: u. a. von Max Reger in Meiningen, Alexander Siloti in Petersburg und Hans Winderstein in Leipzig.

Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

Die Reproduktionen nach Gemälden und Radierungen des Grafen Leopold von Kalckreuth sind in dem betreffenden Aufsatze über den Künstler im Zusammenhang gewürdigt. — Wir machen darauf aufmerksam, daß Originalradierungen und Lithographien Kalckreuths, handsignierte Künstlerdrucke, von der Kunsthandlung Commeter in Hamburg zu beziehen sind, von der Preisverzeichnisse und illustrierte Prospekte zur näheren Orientierung, sowie auch Ansichtssendungen gern geliefert werden.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Karl Caspar/Johannes auf Patmos.

Hochland, hohen Geistes Land – Sinn dem Höchsten zugewandt.
Hochland
Neunter Jahrgang März 1912

Der Salutismus. Kritik und Würdigung der Heilsarmee.

Von Martin Faßbender

In dem bekannten Buche von Sheehan, welches den Titel ‚Lucas Delmege' führt, findet sich die köstliche Schilderung eines ungebildeten, aber reichen Kaufmanns, welcher trotz seiner Unfähigkeit, den Vortrag eines katholischen Priesters über die Probleme der ‚Biologie' zu verstehen, doch den Mut findet, dessen Rechtgläubigkeit in ernstliche Zweifel zu ziehen. Eine Ergänzung hierzu bietet das Erlebnis eines berühmten katholischen Gelehrten, der, einer Aufforderung zur Abhaltung eines wissenschaftlichen Vortrags über ‚Das Christusproblem in der modernen Literatur' folgend, selbstverständlich auch die Anschauungen von Harnack, Pfleiderer, Hartmann, Peabody und Breysig berührte. Trotzdem er im Gegensatz zu deren die Gottheit Christi leugnenden Auffassungen des Heilands das katholische Christusbild in seiner göttlichen Schönheit hell und klar erstrahlen ließ, wurde ihm doch der Vorwurf gemacht, er habe durch Schilderung der verschiedenen Negationsversuche trotz aller Kritik manchem Zuhörer Versuchungen zu Glaubenszweifeln bereitet.

In diesen Äußerungen spiegeln sich zwei Klassen von Menschen: die einen halten alles, was sie nicht verstehen, für glaubensfeindlichen Irrtum und die andern meinen, jede Bekanntschaft mit abweichenden Religionsanschauungen sei verhängnisvoll. Aber in unserer heutigen verkehrsreichen Zeit ist die Berührung von Leuten mit widerstreitenden Ansichten über Religion und soziale Dinge unvermeidlich. Deshalb dürfte sogar für den einfachen Mann im Arbeitskittel der beste Schutz gegen die Ansteckung des Irrtums in besonnener Aufklärung über die gegnerischen Ideen zu suchen sein. Es verdient wohl

Beachtung ein Wort des unvergeßlichen Bischofs Freiherrn von Ketteler: ‚Die Kirche kämpft nicht hauptsächlich dadurch, daß sie sich äußerlich von fremden Einflüssen abschließt, sondern vor allem dadurch, daß sie die in ihr wohnende göttliche Kraft betätigt. . . . Das äußere Abschließen ist die leichteste Art der Seelsorge, die viel schwierigere ist der Gebrauch der apostolischen Mittel, die Gott seiner Kirche anvertraut hat.'

Zu denjenigen religiösen Erscheinungen der Gegenwart, welche mit ihrem Individualismus und Mystizismus vom Standpunkte der katholischen Kirche aus vollständig abzulehnen sind, deren Kenntnis aber wegen der eigenartigen Form, wie sie ihre Parole ‚aggressives Christentum' zu verwirklichen streben, außerordentlich interessant erscheint, gehört unzweifelhaft die Heilsarmee. Das Stichwort, welches das Geheimnis des Erfolges dieser Gemeinschaft birgt, dürfte Amerikanismus im Sinne von systematisch organisierter Aktivität sein. Das Verständnis für ihre Eigenart zu gewinnen, ist aber von Wichtigkeit, weil die Salutisten mit dem größten Eifer den ungebildeten Volksmassen unserer größeren Städte ihre religiösen Anschauungen aufzudrängen suchen. Bald sind es einzelne ‚Soldaten', die auf der ‚Rettungsarbeit' in den Wohnhäusern begriffen sind, bald ist es ein Musikkorps, welches zur Versammlung einladet, bald sind es Verkäufer des Kriegsrufes, die in den Gastzimmern der Wein- und Bierhäuser ihre Missionstätigkeit ausüben. Ja, der Leiter der Heilsarmee hat einmal die bestimmte Erwartung ausgesprochen, daß die Zeit kommen würde, in welcher die deutsche Reichshauptstadt keinen für die Besucher der Heilsarmee-Versammlungen ausreichenden Saal besitzen würde. Mag man auch in die Verwirklichung solcher Voraussage erhebliche Zweifel setzen, der Umstand, daß demselben Manne, der von solchem hoffnungsfreudigen Tatendrang erfüllt ist, im Jahre 1905 der Ehrenbürgerbrief der Stadt London überreicht wurde und der Name dieses Mannes also mit Männern wie Gladstone, Disraeli in England als ebenbürtig genannt wird, könnte die Wißbegierde wohl rege machen, etwas Näheres über Ideen und Ziele seines Werkes zu erfahren.

Vor allem möchten jedoch die ganz widersprechenden Ansichten über die Bedeutung der Heilsarmee für die religiöse Bewegung der Gegenwart zu einer Untersuchung über Einrichtung und Tätigkeit derselben anregen. Die einen glauben ja, mit einem Hinweis auf das unserem deutschen Wesen so wenig zusagende, sonderbare Auftreten der Salutisten ein geringschätzendes Urteil begründen zu können: man habe es mit einer närrischen, überspannten Utopistengesellschaft zu tun. Andere aber meinen, es sei eine ganz abgefeimte und verschlagene Rotte, die auf den Gimpelfang ausgehe und mit ihren Sammlungen für die Armen und Elenden selbst ein gutes Geschäft mache. Ein englischer Salutist Railton hat aber die Ansicht ausgesprochen, die religiöse Zukunft Deutschlands werde entweder bei dem Katholizismus oder bei der Heilsarmee liegen. — Sehr interessant ist auch ein Ausspruch, der dem englischen Kardinal Manning in den Mund gelegt wird: ‚Die Heilsarmee ist zu sehr Tatsache und Wirklichkeit, als daß sie länger unbeachtet bleiben dürfte — sorgen wir dafür, daß wir von ihr nicht an Liebe und Wohlwollen für unsere Mitmenschen übertroffen werden.' Zum Verständnis dieses Wortes

ist zu beachten, daß nach einer von Gott der Entwicklung der Menschheit zugrunde gelegten soziologischen Regel *Arbeit* und *Selbstverleugnung* noch stets ihre Früchte getragen haben.

Wollen wir in das Wesen der Heilsarmee eindringen, so müssen wir verstehen zu lernen suchen: Erstens die Entwicklung ihrer Organisation, sodann zweitens, wie sie sich uns äußerlich heute darstellt, drittens die Bildungselemente ihrer religiös-sittlichen Anschauungen, wie wir sie in ihren Schriften finden, endlich die Ausgestaltung der Betätigungsart, wie sie uns bei der Arbeit als Seelenrettung und Liebestätigkeit der Heilsarmee entgegentritt.

Ihre Arbeiten sind offensichtlich nach ihren Zwecken in zwei Gruppen zu teilen: religiös-sittliche *Erweckungsarbeit* und caritative *Fürsorgetätigkeit*. Wer das Werk der Heilsarmee entwicklungsgeschichtlich erfassen will, muß folgendes beachten: In der Erweckungsarbeit waltet der Geist des englischen *Methodismus*. Die Ideen ihrer Fürsorgetätigkeit berühren sich mit denjenigen der *Christlich-Sozialen* in England. Die Betonung einer göttlichen Einzeloffenbarung durch ein ‚inneres Licht', die Ausschaltung der Kirchen für gottesdienstliche Zwecke, die Verwerfung der Sakramente und jeglicher Formulare für Liturgie und Gebete, die Gleichstellung des Laienelementes mit den theologisch-gebildeten Predigern, die Abhaltung der Predigt unter freiem Himmel und die ausgiebige Redefreiheit der Frauen, die Begeisterung für strenge Enthaltung von Alkohol, der große Abscheu gegen jedes weltliche Vergnügen, die Einfachheit in Kleidung und Lebensweise — das alles zeigt Verwandtschaft mit dem *Quäkertum*. Bei der Ausarbeitung der äußern Organisationsform der Heilsarmee in der Richtung eines *autokratischen Militarismus* hat das Soldatentaschenbuch des englischen Generals Sir Garnet Wolseley zur Unterlage gedient. Das sind die Elemente, welche uns zum Verständnis des Salutismus führen können.

Betrachten wir mit wenigen Worten diese Elemente! Der Methodismus hat John Wesley (1703—1791) zum Gründer und trägt seinen Namen nach dem in der ersten von Wesley gegründeten Vereinigung eingeführten methodus vitae, d. h. der strengen Tagesordnung, welche den Zweck gewissenhafter *Ausnutzung der Zeit* haben sollte: Arbeitsmethode. Das Eigentümliche des Wesleyanismus liegt in der Lehre von der Aussöhnung des Sünders mit Gott (der Bekehrung, der Erweckung) durch plötzliche innere beglückende Heilsgewißheit. Wesley hat auch Beziehungen zu dem Gründer der Herrnhuter, dem Grafen Zinzendorf, daher gewisse Ähnlichkeiten mit dieser Sekte besonders in der realistischen Art und Weise der Verehrung ‚des bittern Leidens des Heilandes'. Der Gründer der Quäker ist der Schuhmacher George Fox aus Drayton (1624—1691). Der Name kommt von dem englischen Worte quake = zittern und Quaker ist ein vor innerer Erregung Zitternder, welche Bezeichnung ebenfalls auf die plötzliche Erweckung und Bekehrung als die Grundlage und den Ausgangspunkt eines neuen geistigen Lebens hinweist. Die Lehren des Quäkertums brachte Robert Barclay in ein System in dem Buch theologiae vere christianae apologia 1676 und zur Verbreitung der Sekte trug viel der reiche William

Penn († 1718) bei, welcher unter englischer Oberhoheit den Quäkerstaat Pennsylvanien mit der Hauptstadt Philadelphia (Nordamerika) gründete. Die Christlich-Sozialen in England stellen jene Gruppe von Männern dar, welche von der Ansicht ausgingen, die Anbahnung des Reiches Gottes auf Erden sei das gottgesetzte Ziel der Menschheit und dieses Ziel sei nur zu erreichen in dem Siege des Grundsatzes der christlichen Brüderlichkeit gegenüber dem wirtschaftlichen Kampfe aller gegen alle und in der sittlichen Erziehung der breiten Schichten der Bevölkerung. Für die religiöse Auffassung der Christlich-Sozialen war besonders bestimmend Frederik Denison Maurice, Geistlicher der englischen Hochkirche († 1872), der Advokat John Malcolm Ludlow, welcher die volkswirtschaftlichen Anschauungen entwickelte und auf die praktischen Organisationsideen einwirkte, sowie Charles Kingsley († 1875), Erzieher des Prinzen von Wales und Professor der Geschichte in Cambridge, Dichter einer Reihe von Balladen und Romanen. Ihr Bestreben ging dahin, die Gesellschaft von dem Übel des einseitigen Individualismus zu befreien. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wandten sie ihre hauptsächliche Aufmerksamkeit dem Assoziationswesen zu.

Nicht in der Art ihres Vorgehens, sondern in den grundlegenden Anschauungen finden sich bei der Heilsarmee Berührungspunkte mit den vorstehend genannten sozialen und religiösen Gruppen Englands. Der bekannte Schweizer Professor Hilty hat der Heilsarmee ein kleines Schriftchen gewidmet, ‚der beste Weg‘, in dem er den Grundgedanken der Heilsarmee dahin festlegt, daß die soziale Frage nur ein Bestandteil der religiösen Frage sei und ihre Lösung so lange ein völlig unausführbarer Traum bleibe, als nicht die innerste Gesinnung eines großen Teils der Menschheit sich aus Selbstsucht zur Liebe ändere, ohne die alle sozialen Hilfen zu nichts gänzlich Befriedigendem, weder für den Geber noch für den Empfänger, führen.

Bezeichnend für die Volksstimmung, welche in der deutschen Reichshauptstadt im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts gegenüber der Heilsarmee zu beobachten sein dürfte, ist der Bericht, der in Berliner Zeitungen über den Anfang August 1911 veranstalteten großen Umzug der Heilsarmee sich befand. So schreibt das ‚Kleine Journal‘:

> Der alljährliche Umzug der Heilsarmee und die daran anschließende Versammlung auf dem Tempelhofer Feld fand unter starker Beteiligung der Bevölkerung statt. Der Zug, der von zwei berittenen Heilsoffizieren geführt wurde, präsentierte sich diesmal stärker als in den Vorjahren. Besonders zahlreich waren die Vertreter der einzelnen Landesteile, die mit ihren teilweise recht bunten Schärpen und Schleifen eine angenehme Abwechslung in das eintönige Blau der Uniformen brachten. Sehr lebhaft wirkten auch die roten Röcke mit blendendweißem Litzenbesatz, die das an der Spitze marschierende Musikkorps trug. Auf dem Feld wurde der Zug von einer vieltausendköpfigen Menschenmenge erwartet, die mit den Neuhinzukommenden vor dem buntbewimpelten Podium eine lebende Mauer bildeten und den musikalischen und gesanglichen Darbietungen mit Interesse folgten. Auch die Ansprachen wurden ruhig mitangehört. Den größten Beifall fand die Kindergruppe, die schon auf dem Marsch mit ihrem riesigen blumen- und mottogeschmückten „Zeppelin“ allseitiges Aufsehen erregte. Die Kleinen führten

mit farbigen Tüchern und Lampions einen reizenden Reigen auf. Am Abend fand im brechendvollen Germaniasaal die Fortsetzung des Kongresses statt. Hauptredner war, wie am Nachmittag, Kommandant Mac Kie, der vor zehn Jahren die Heilsarmee in Deutschland kommandierte, und jetzt mit seiner Gattin, einer Deutschen, in Schweden arbeitet. Der Kommandeur gilt als einer der besten Heilsarmeeredner. Seine Ansprache machte sichtlich tiefen Eindruck und eine ganze Anzahl Personen kam zur Bußbank.

I. Geschichtliche Entwicklung der Heilsarmee.

Nach Entstehung und Entwicklung ist die Heilsarmee das Werk von William Booth (geboren als Sohn eines Kaufmannes am 10. April 1829 in Nottingham im mittleren England) und seiner Ehefrau Katharina (geboren als die Tochter eines Predigers Mumford am 17. Januar desselben Jahres). Beide Ehegatten haben gleichen Anteil an dem Ausbau der Organisation der Heilsarmee. Booth als praktischer Psychologe, nüchterner Autokrat, zielbewußter Organisator fand eine treffliche Ergänzung seiner Eigenschaften in denjenigen seines energischen und klugen Weibes mit der scharfen Beobachtungsgabe, dem Reichtum ihrer Ideen und Pläne, der begeisterten Hingabe an den Kampf gegen Laster und Armut. Bedeutungsvoll für die gemeinsame Tätigkeit der Ehegatten war es, daß sich ihre Charaktereigenschaften ergänzten: er ist temperamentvoll und rasch, sie zurückhaltend und überlegend; wo er sofort handeln möchte, rät sie zu Vorsicht und Zögern. Eine besonders nützliche Mitgift der Natur an beide Ehegatten ist hervorragendes ‚kaufmännisches Talent', d. h. Verständnis für die Psychologie des Kaufmanns, für dasjenige, was den ‚guten Kaufmann' ausmacht: Reklame, Kalkulation, Wirklichkeitssinn und Tatkraft. Nicht als ob das Ehepaar Booth für sich einen Vorteil gesucht hätte — daß dieses nicht der Fall ist, werden wir später sehen —, sondern ihr Standpunkt stellt eine treffliche Mischung von Idealismus und Realismus dar.

Die Grundgedanken, die das Ehepaar Booth beherrschten, gehen dahin, sich mit beiden Füßen auf den Boden der gegebenen Verhältnisse zu stellen und die angeborene Selbstliebe, das Glücksstreben, den Hang zur Neugierde als geeigneten Anknüpfungspunkt für die Bekehrungsarbeit der sittlich Verwahrlosten ins Auge zu fassen. Sie gehen weiter von folgenden Erwägungen aus: Ein Hungriger hat für die schönste Predigt keinen Sinn. Man stille erst seinen Hunger, dann wird er langsam Neigung verspüren, auf die Worte eines andern zu horchen. Will man dem Lasterhaften die Schönheit der Tugend vorführen, muß man zuerst sich in sein Vertrauen einzuschmeicheln suchen. Ich darf bei demjenigen, der der Sünde verfallen, nicht mit dem ewigen Lohn der Tugend anfangen, sondern muß ihm zuerst den Fluch der Sünde für das gegenwärtige Leben, den Segen sittlicher Handlungsweise für das Diesseits schildern. Der Kampf gegen das Verbrechen muß sich gestalten zu einem Kampf gegen die Verbrechensursachen. Völlig verfehlt und irrig ist die Hoffnung, die Sünde bekämpfen zu können mit frommen Redensarten ohne Beseitigung der nächsten Gelegenheit. Wohltätigkeitsanstalten, welche einen erfolgreichen und aussichtsvollen Kampf gegen sittliche Verkommenheit führen wollen, müssen in ihrer wirtschaftlichen Grundlage nach streng kaufmännischen Grundsätzen

sicher gestellt sein. Aber geradezu ‚Business principles‘ d. h. ‚Geschäftsprinzipien‘ müssen überhaupt nach Ansicht des Boothschen Ehepaares bei der religiösen Bekehrungsarbeit zur Sicherung von Erfolgen in der Besserung der Menschen angewandt werden, indem man vor allem zur Erregung der Aufmerksamkeit der Massen und zur Gewinnung ihrer Sympathien die ihrem Empfinden angemessensten Formen für die Einladung zu religiösen Veranstaltungen, sowie für die Abhaltung des Gottesdienstes selbst wählt.

William Booth wurde in seiner Kindheit erzogen in der Religion der englischen Hochkirche. Frühzeitig wurde er aber bekannt mit den Anschauungen des John Wesley und trat ungefähr um die Zeit seines 15. Lebensjahres zu der von Wesley gestifteten Religionsgemeinschaft des ‚Methodismus‘ über. Als junger Mensch zur Ausbildung in einem kaufmännischen Geschäft seine ‚Lehre‘ bestehend, widmete er seine ganze freie Zeit nach Geschäftsschluß der Teilnahme an religiösen Versammlungen und der Liebestätigkeit, besonders Krankenbesuchen. Im jugendlichen Alter von 17 Jahren trat dann William Booth bereits als Laienprediger auf und widmete sich endlich vollständig dem geistlichen Amte. Mit 23 Jahren verlobte und mit 26 Jahren vermählte er sich mit Katharina Mumford. Auch sie war in früher Jugend zum Methodismus übergetreten und hatte sich in jungen Jahren bereits in der Temperenzbewegung, bei der Abhaltung von Gebetsversammlungen, durch Unterrichten in der Sonntagsschule gemeinnützig betätigt.

Die den beiden jungen Leuten eigene, auf praktisches Arbeiten im Dienste der Religion gerichtete Sinnesart war das einigende Band ihrer Seelen. Dabei hatte William Booth von seinem Vater nicht nur praktischen Sinn, sondern auch große Energie geerbt und es war ihm Neigung zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit eigen. Als daher vor der Verheiratung die Braut dem jungen Prediger zuredete, sich nicht mit dem engen Wirkungskreis der Seelsorge in einem Bezirke — die Verfassung der Methodistengemeinschaft weist als Einteilungsarten Bezirke = circuits, als Unterabteilungen der Bezirke Gesellschaften = societies und als Unterabteilungen dieser wieder Klassen = classes auf — zu begnügen, sondern ein größeres Tätigkeitsfeld zu suchen, entsprach dieser Vorschlag seinen Neigungen vollständig. Unzufrieden mit dem Wirken des alten Methodismus, wurde die Gründung einer neuen Religionsgemeinschaft erwogen. Indessen schienen die Schwierigkeiten zu groß und das Ehepaar Booth schloß sich nunmehr der unter dem Namen ‚Methodist new connexion‘ seit 1796 bestehenden Abzweigung der Methodistenrichtung an, in der das Laienelement größere Bedeutung hatte wie in der ursprünglichen Methodistengemeinde. Hier erhielt Booth im Jahre seiner Verheiratung die Stellung eines Evangelisten mit der Aufgabe, umherzureisen und überall dort zu predigen, wo man seine Rede zu hören wünschte. Er hatte große Erfolge und der Ruhm des ausgezeichneten Redners drang weithin. Und doch war er nicht das, was man den ‚geborenen Redner‘ nennt. Aber er sprach mit glühender Begeisterung und hinreißend.

Aber nur zwei Jahre hatte er die Stellung des Evangelisten inne, da wurde er wieder in eine Bezirksseelsorgestelle zurückgerufen, jedoch eine solche

mit einem größeren Arbeitsfelde, wie früher. Booth hoffte hier eine seinem Eifer entsprechende Wirksamkeit zu finden und Frau Booth begann auch hier drei Jahre nach ihrer Verheiratung, sich mit der Erfüllung ihrer Pflichten als Mutter und Hausfrau nicht begnügend, die Leitung von Gebetsversammlungen vorzunehmen und ihren Mann in der Seelsorge zu unterstützen. Es geschah dies zum ersten Male im Jahre 1858. Bald aber genügte ihrem Tätigkeitsdrang das Wirken in den Gebetsversammlungen nicht, sie versuchte sich in selbständiger Predigt, und als ihr Ehegatte einmal erkrankte, übernahm sie seine vollständige Vertretung. Sehr verschiedenartigen Eindruck machte dieser Schritt, aber unbestritten war die Redeweise der energischen Frau außerordentlich wirkungsvoll, so daß sie wiederholt auch nach auswärts zur Abhaltung von Predigten eingeladen wurde. Ihrem Manne genügte aber bald seine Wirksamkeit auch in dem größern Bezirke nicht; er wollte wenigstens für einen Teil des Jahres die Erlaubnis haben, als Wanderprediger auf Missionsreisen zubringen zu dürfen. Der bezügliche Antrag wurde jedoch von der Leitung der ‚Neuen Methodistenvereinigung' abgelehnt. Da rief Frau Booth ihr historisches ‚Niemals' von der Galerie aus in die Versammlung hinein und Booth verließ den Saal.

So traten Booth und seine Frau im sechsten Jahre nach ihrer Verheiratung, also im Jahre 1861, aus der Methodistenvereinigung aus. Die hauptsächlich treibende Kraft bei diesem Bruche war sicher Frau Booth, wie sie auch schon vor ihrer Verheiratung ihrem Bräutigam zur Gründung einer eigenen Religionsgemeinschaft geraten hatte.

Der Ideenkreis, in dem sich das Ehepaar Booth bewegte, war folgender: Zur Gewinnung der in religiöse Gleichgültigkeit oder Laster versunkenen großen Volksmassen reichten die von den einzelnen Religionsgesellschaften in den Kirchen abgehaltenen Gottesdienste nicht aus. Die Predigten in den Kirchen der verschiedenen christlichen Bekenntnisse hätten den Fehler, daß sie gerade diejenigen nicht erreichten, für welche sie am notwendigsten wären. Das Christentum der sämtlichen bestehenden Religionsgemeinschaften sei unzureichend, sobald es sich darum handle, eine wirkliche Umwandlung großer Sünder herbeizuführen. Gemütsart und Charakter blieben daher mit allen Lastern und Fehlern zeitlebens dieselben. Wolle das Christentum wirklich seine Aufgabe erfüllen, dann genüge es nicht, für die in geordneten Lebensverhältnissen befindlichen Menschen das Evangelium zu predigen, sondern man müsse gerade die sittlich verkommensten Massen zu ergreifen suchen. Bei diesen sei aber kein Erfolg denkbar ohne gewaltige innere Erschütterung des ganzen Seelenlebens. Man müsse deshalb ein Zweifaches tun: erstens an die Leute herangehen, ihre Aufmerksamkeit erregen, sie zu fesseln suchen, daß sie zunächst einmal aufhorchen, und dann sie aufrütteln, damit sie in ihrer Individualität und Persönlichkeit zur Aktivität angeregt werden.

Auf Grund solcher Erwägungen ist man frühzeitig zu den drei Einrichtungen gekommen: den größten Wert auf Versammlungen unter freiem Himmel und Prozessionen auf freien Plätzen zu legen, wo man auch diejenigen Leute trifft, die nicht in die Kirche gehen, sodann sich nicht mit

der passiven Rezeptivität der Zuhörer bei den Predigten zu begnügen, sondern auf eine Bezeugung selbsttätiger Beteiligung durch Zurufe seitens der Teilnehmer an der Versammlung zu halten und endlich die Bekehrten zu lautem Glaubens- und Sündenbekenntnis mit selbstgewählten Worten zu veranlassen, indem man glaubt, daß auf diese Weise bei den Betreffenden selbst eine Bindung des Willens erfolge, welche die wirksamsten Hemmungsvorstellungen gegen die alten Verfehlungen auslöse. Auf die Zuhörer, die noch in den Fesseln der Sünde sich befinden, mache aber solches Bekenntnis eines früheren Sünders, der über seine Freiheit von der Sünde glücklich, einen größern Eindruck als die Worte eines Predigers, bei dem die Erörterung der religiösen Fragen in der hergebrachten Form erfolge. Man will nicht bestreiten, daß das alte Evangelium auch heute noch das Heil bringen muß, aber man legt den Nachdruck darauf, dasselbe mit dem der Wichtigkeit des Zieles entsprechenden Eifer und in den der Seelenverfassung der Massen entsprechenden Formen zu verkündigen. Jeder, der bekehrt werden soll, müsse den Eindruck gewinnen, daß man sich gerade seiner mit Liebe annehmen wolle. Solche Liebe werde sein Herz rühren. Ohne Individualisierung keine lebendige Erfassung des Menschen! Alles aber sei besser, als eine tote Kirche.

Das sind die Anschauungen, welche Booth und seine Frau bei ihrem Austritt aus der Methodistenvereinigung mehr oder weniger klar bereits hegten und die in den nächstfolgenden Jahren immer schärfer hervortraten. Diese Ideen sind als die Grundlagen der weitern Ausgestaltung zu betrachten. In den ersten beiden Jahren nach dem Austritt aus der Methodistengemeinschaft predigten Booth und seine Frau in den Gotteshäusern der verschiedenen Denomiationen, wo man sie einlud oder wenigstens zuließ. Im Jahre 1863 geht man dazu über, in profanen Gebäuden religiöse Versammlungen zu halten und beginnt damit, durch auffallende Plakate Aufmerksamkeit zu erregen und zu den Versammlungen einzuladen. Eine wichtige Entscheidung brachte das Jahr 1865 mit der Verlegung des Mittelpunktes der Tätigkeit nach London. Vier Jahre nach dem Austritt aus der Methodistengemeinde erging von dem Prediger der free church Methodist eine Einladung an das Ehepaar Booth, nach London zu kommen und dort zu predigen. Frau Booth wandte sich besonders den vornehmen Kreisen zu, Booth selbst richtete sein Wort in erster Linie an die Arbeitermassen; beider Reden brachten große Wirkung hervor.

Einen gewaltigen Eindruck machte es, als Booth in Whitechapel auf dem Jahrmarkt zwischen den Schaubuden ein Zelt aufschlug, vor dem er seine religiösen Vorträge hielt. Mit der Bibel in der Hand stand der große, schlanke Mann mit den glühenden Augen und predigte mit feuriger Beredsamkeit. Er redete nach Beendigung der allgemeinen Ansprache auf den einzelnen ein und nahm ihn dann mit in das Zelt, wo er unter vier Augen ihm die Verwerflichkeit des Lasters zu Gemüte führte. Ja, wenn alles nichts zu fruchten schien, fiel er auf die Knie nieder und bat kniefällig den Sünder um Änderung seines Lebenswandels. Hier begann Booth zuerst in seine Rettungsmethode das Verfahren einzuschalten, die Bekehrten selbst zur öffentlichen Aussprache zu veranlassen, daß sie selbst vor allem Volke die Freude verkünden, wie glücklich

sie über ihre Bekehrung seien und wie sie ihr früheres Leben verabscheuen. Booth geht dabei von der psychologischen Beobachtung aus, daß eine solche Schilderung mit suggestiver Macht aus der einen Seele in die andere unmittelbar übergehe, und gerade die Veranschaulichung der Freude über die Bekehrung in der Seele des Unbekehrten die Sehnsucht nach der Erreichung des gleichen Zustandes erwecke. Es bildete sich eine ganze Gruppe solcher Bekehrten um Booth, die darin wetteiferten, ihm in der Seelenrettung hülfreich zur Seite zu stehen. Die Gesamtheit dieser Tätigkeit nennt Booth ‚The East London Christian Mission.'

Übrigens ist das vorstehend geschilderte Verfahren nicht von Booth allein und zum erstenmal angewendet. In einer Schrift des bekannten Kaplan Seeling, der um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in der Bekämpfung der Schnapspest in Deutschland so Großes geleistet und mit dem englischen Mäßigkeitsapostel, dem berühmten Kapuzinerpater Mathew, in Beziehung stand, finde ich, daß der letztere, viel früher als Booth, nämlich bereits anfangs der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine in der äußeren Form gleiche Bekehrungsmethode wie Booth angewandt hat. Seeling erzählt, als Augenzeuge beobachtet zu haben, daß der P. Mathew auf großen Plätzen eine Rednertribüne errichtete, auf welcher während des ganzen Tages Reden gehalten wurden und um welche bis zu hunderttausend Menschen im Laufe des Tages sich sammelten. Mathew selbst sprach bloß eine Viertelstunde. Während der übrigen Zeit redeten andere Menschen. Der Inhalt der meisten Reden waren auf die Phantasie wirkende Erzählungen und nicht selten die eigene frühere Säufergeschichte. Während der Reden drängten sich diejenigen, welche in den Mäßigkeitsverein sich aufnehmen zu lassen beabsichtigten, allmählich bis in die vorderste Reihe vor der Rednertribüne, wo ein freier Platz war. Hatten sich hier einige hundert Menschen angesammelt, so sagte ihnen Pater Mathew das Versprechen, welches eine Absage an den Branntwein enthielt, vor. Dasselbe wurde kniend nachgesprochen, dann wünschte ihnen Mathew Gottes Hilfe und Segen, stieg zu ihnen herab und reichte jedem zur Bekräftigung die Hand.

Die von dem Ehepaar Booth eingeleitete und geleitete Bewegung machte schnelle Fortschritte. Für die Sonntagsversammlungen mietete man zuerst einen Saal, an Werktagen blieb man im Freien, auch bei schlechtem Wetter fanden open air meetings statt. Im Jahre 1868 konnte man aber bereits an den Bau eines eigenen Hauses in Whitechapel denken. Es ist das erste Hauptquartier als Mittelpunkt des ganzen Unternehmens. Jetzt stieg die Zahl der wöchentlichen Gottesdienste bereits auf 140, in dreizehn geschlossenen Räumlichkeiten, neben denen die Versammlungen unter freiem Himmel noch einhergingen. Jetzt begann man auch mit Hausbesuchen und schritt zum Verkauf von religiöser Literatur auf den Straßen. Es wurden Mütterversammlungen veranstaltet, man schenkte der Fürsorge für die schulentlassene Jugend besondere Aufmerksamkeit, nahm sich auch der Mäßigkeitsbewegung an, außerdem wurden Sonntags- und Abendschulen für den Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen eingerichtet. Man wagte es auch nunmehr, zur Herausgabe einer

Zeitung unter dem Namen East London Evangelist zu schreiten. Die letztere ist die Vorläuferin des heute auch in Deutschland auf den Straßen der großen Städte verkauften ‚Kriegsruf‘. Das Blatt erhielt 1869 den Namen Christian Mission Magazine, dann wurde es 1879 ‚salvationist‘ genannt, welcher Name 1880 in die Bezeichnung ‚War Cry‘, das heißt ‚Kriegsruf‘ umgewandelt wurde. Um das Jahr 1870 begann die Bewegung über den Bereich der Stadt London hinaus sich auszudehenen, und der Name derselben wurde aus ‚East London Christian Mission‘ ganz allgemein in ‚Christian Mission‘ erweitert.

Äußerlich unterschied sich bis 1877 das Boothsche Missionswerk von der bei den Methodisten gebräuchlichen Organisationsform nur sehr wenig. Es lag die Verwaltung auch hier bei der sog. Konferenz, welche von den Bezirksvorstehern (Evangelisten) und den von diesen gewählten Mitgliedern gebildet wurde. Erst mit dem Jahre 1876 wurden weibliche Evangelisten den männlichen als selbständige Prediger vollkommen gleichgestellt. Es war dies ein Erfolg der Frau Booth, die mit aller Energie seit Jahren für die Frauenpredigt eintrat, und seit dem Jahre 1870 auch für ihre Person an den engern Beratungen der Evangelisten selbsttätigen Anteil nahm. Mit dem Jahre 1877 kam es erst zu einer grundlegenden Umgestaltung der Organisation. Booth gab in einer Evangelistenversammlung die von dem Bewußtsein großen Einflusses zeugende Erklärung ab, das große Werk, dessen Idee ihm vorschwebe, sei nur durchführbar, wenn alle Macht in seine Hand gelegt und er in den Stand gesetzt werde, ganz selbständig alle Entschließungen für das Ganze zu treffen. Große Erfolge seien durch eine Organisation nur dann zu erzielen, wenn die Leitung als eine im wahren Sinne einheitliche ausgestaltet werde und das sei nur möglich, wenn die Leitung in der Hand einer Einzelpersönlichkeit liege und durch diese jedes Glied zur Entfaltung seiner Kraft bestimmt werde in der Weise, wie es der Leitung als Einzelpersönlichkeit gut erscheine. Also verkündete Booth ganz allgemein zum erstenmal den Grundsatz der Autokratie, straffer Zentralisation, des Absolutismus. Diese Idee einmal erfaßt, mußte der Ausgangspunkt für eine ganz neue Bewegung werden, wenn sie sich zur Verwirklichung durchringen sollte. Schneller war das aber der Fall, als man erwarten sollte.

Am Ende des Jahres 1877 war Booth unter Beihilfe seiner beiden Mitarbeiter Bramwell und Railton mit der Abfassung des Jahresberichtes beschäftigt und man versuchte eine Begriffsbestimmung für das Missionswerk, wie es sich bis jetzt ausgestaltet hatte, zu finden. Als Railton nun die Worte hingeschrieben hatte: ‚the christian mission is a volunteer army of converted working people‘, das heißt: die ‚christliche Mission ist eine Freiwilligen-Armee bekehrten Arbeitsvolkes ‘— da nahm Booth die Feder, durchstrich das Wort ‚volunteer‘ und ersetzte dasselbe durch das Wort ‚salvation‘. In der Begriffsbestimmung sollte an die Stelle der Betätigungsart das Betätigungsziel gesetzt werden und es hieß nunmehr: ‚Die christliche Mission ist eine Heilsarmee bekehrter Arbeitsleute.‘ Grund: ‚Wir fühlen, daß wir tun müssen, was wir tun und wir sind immer dazu verpflichtet‘, sagte Booth. Damit war aber ein ganz neues Moment in die Bewegung getragen. Hatte man

bisher auch schon im Anschluß an biblische Wendungen von dem Kampf gegen die Sünde gesprochen — nunmehr sollte die ‚christliche Mission' tatsächlich die äußere Form eines Soldatenheeres annehmen.

Die Psychologie des Kaufmannes hatten Booth und seine Frau bislang studiert und die wesentlichen Momente derselben ihrer Sache dienstbar gemacht: Erregung der Aufmerksamkeit durch Reklame, Anpreisung ihres Werkes durch Hervorhebung der Gesichtspunkte, welche der Geistesrichtung des Zuhörers oder Zuschauers entsprechen. An der Hand militärischer Schriften, besonders des Soldatentaschenbuches des englischen Generals Wolseley kam Booth sodann hinter die Psychologie des Soldatenstandes, und er sagte sich: Die Heeresorganisation mit ihrer Regelung der gesamten Tätigkeit aller Glieder durch allgemeine Verordnung und Verpflichtung zum Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten, was das Wesen jedes militärischen Gebildes ausmacht, müsse auch auf dem Gebiete der religiös-sittlichen Erweckungsarbeit die Erfolge bedeutend zu steigern vermögen. So wurde aber nicht allein der allgemeine Gedanke des Militarismus verwirklicht, sondern bei dem Aufbau der neuen Organisation übernahm Booth zur Bezeichnung der verschiedenen Rangstufen auch die beim Heer eingeführten Benennungen. Auch äußerlich wird nicht nur die allgemeine Zugehörigkeit zu dem Boothschen Werke, sondern auch die Eingliederung in Rangstufen durch eigenartige Bekleidung nach Art einer militärischen Uniform kenntlich gemacht. Die gesamte Tätigkeit aller Glieder wird bis in alle Einzelheiten bestimmt durch die Schriften ‚Orders and regulations' und zwar gesondert für die Soldaten im allgemeinen und für die Offiziere im besonderen. Mit dieser Ausgestaltung der Organisation nach der Idee des Militarismus wurde allmählich aber auch der Name ‚Christliche Mission' umgeändert und zwar zuerst in ‚Christliche Mission oder Heilsarmee', dann ‚Heilsarmee, gewöhnlich Christliche Mission genannt' und darauf einfach ‚Heilsarmee'.

Aber auch bei dieser neuen Form der Organisation des Boothschen Werkes steht religiöse Erweckungsarbeit im Vordergrunde. Gewiß hatte man auch schon bei Beginn der Londoner Arbeit einzelne Wohltätigkeitsbestrebungen gepflegt. Aber jetzt beginnen sie immer breiteren Raum einzunehmen. Die Slum-Sisters, welche mit Scheuerbürsten und Besen sich einer Reinigung der Wohnungen der Armen unterziehen, ist eine der neueren Tätigkeiten. Man widmete sich frühzeitig auch der Rettung gefallener Mädchen. Eine eigenartige Tätigkeit entfaltet die Drunkards-rescue-Brigade, welche mit Netzen auszieht, um Trunkenbolde auf der Straße aufzulesen, sie in Sicherheit zu bringen und nach dem Erwachen aus dem Rausche für einen gesitteten Lebenswandel zu gewinnen. Mit dem Jahre 1890 tritt eine umfassende Erweiterung des Arbeitsgebietes in der Boothschen Organisation insofern ein, als von jetzt ab systematisch *sozial-caritative Arbeit als gleichbedeutend mit der Erweckungstätigkeit und als dieser nebengeordneter Zweig der Salutistenarbeit* betrieben wird.

Diese neue Ära wird eingeleitet durch das in seinem Titel dem berühmten Stanleyschen Reisewerk nachgebildete Buch von Booth: ‚In the

darkest England and the way out.' In dem ersten Teil dieser Schrift findet sich eine Schilderung des grauenhaften Elendes, wie es in weiten Kreisen des englischen Volkes herrsche, im zweiten Teil werden Vorschläge zur Abhilfe gemacht. Diese Vorschläge umfassen drei Einrichtungen. Diejenigen, welche im Leben Schiffbruch gelitten, sei es durch die Verhältnisse oder durch eigene Schuld, werden zur Hebung der augenblicklichen Not in Obdachlosenasylen (Elevatoren) vorübergehend untergebracht. Hier beschäftigt man sie mit mechanischen Arbeiten, durch die nicht in letzter Linie bezweckt wird, die Arbeitswilligkeit festzustellen. Diejenigen, welche in den Obdachlosenasylen die Probe bestanden haben und deshalb weiterer Hilfe wert erscheinen, werden auf das Land gebracht, wo sie in Industrie und Farmkolonien eine längere Beschäftigung zugewiesen erhalten. Hier handelt es sich um eine höhere Prüfung der sittlichen Tätigkeiten. Wer auch diese Probe besteht und damit die Anwartschaft erlangt hat, als vollständig Gebesserter angesehen zu werden, erhält in einer Überseekolonie Grund und Boden überwiesen, um sich dort zu einem rechtschaffenen Leben emporzuarbeiten. Booth erachtete zur Durchführung der in seinem Buche entwickelten Pläne 600 000 M. als ständige Jahreseinnahme für nötig; für den Beginn würden zwei Millionen als Grundkapital genügen. Und siehe da — im Januar 1891 waren bereits 2 050 000 M. zusammengebracht. Die in dem genannten Buch von Booth entwickelten Grundgedanken sind in der Folgezeit die Richtlinien für das Sozialwerk der Heilsarmee geblieben.

Was die Ausdehnung des Boothschen Werkes angeht, so hatte bereits im Jahre 1884 der ‚Kriegsruf' eine Auflage von 400 000 Exemplaren. Die Geldsammlungen nahmen frühzeitig schon einen großen Umfang an. Im Jahre 1882 wurden in einer Versammlung bereits 60 000 M. erhoben, im folgenden Jahre sogar 200 000 M., und die ‚Neue evangelische Kirchenzeitung' berichtete 1884, daß die Jahreseinnahme der Heilsarmee schon acht Millionen betrage. Die Zahl der Offiziere wird damals bereits auf 2300 angegeben. Um außer den Sammlungen noch mehr Geld für die Zwecke der Heilsarmee zu gewinnen, begann man schon im Jahre 1882 auch mit den industriellen Unternehmungen und kaufmännischen Geschäften, in denen alle Lebensmittel und Haushaltungsgegenstände vertrieben werden. Auch eine Lebensversicherungs- und Feuerversicherungs-, sowie eine Depositenbank wurde in London ins Leben gerufen. ‚Jedes Zehnpfennigstück, das an den genannten Geschäften verdient wird, hilft ebensogut das Reich Gottes fördern, als wenn es in die Kollekte gegeben wird, deshalb soll man die Geschäfte der Armee unterstützen' — das ist der Grundsatz, nach dem für diese Geschäfte die Kundschaft geworben wird.

Außerhalb Englands vollzog sich die Verbreitung der Heilsarmee zuerst ganz naturgemäß bei den englisch redenden Völkern und gegenwärtig gibt die Heilsarmee in ihrer Statistik die Zahl der Länder, in denen sie wirkt, auf 52, die Zahl der Sprachen, in denen sie predigt, auf 31, die Zahl ihrer Stationen auf mehr als 7000, die Zahl ihrer Sozialanstalten auf 600 an. Es erscheinen 48 verschiedene Zeitschriften, welche jährlich in 52 Millionen

Exemplaren verbreitet werden. Der erste Angriff auf Deutschland erfolgte im Jahre 1884, nachdem man vorher in London die nötigen Kräfte ausgebildet hatte. Ein Liederbuch und eine kurze Erklärung gaben die frühesten literarischen Hilfsmittel der Propaganda ab. Die Ausgabe des War-cry erschien deutsch zum erstenmal 1885 unter dem Titel ‚Kriegsruf'. Das Liederbuch enthielt als erstes Lied ‚Der Ruf ans deutsche Vaterland' nach der Melodie der ‚Wacht am Rhein'. Es war die deutschredende Schweiz, wo die Agitation einsetzte, sich dann nach Württemberg verbreitete und im Jahre 1888 wurde zum Angriff auf die deutsche Reichshauptstadt übergegangen. Psychologisch sehr interessant ist der Verlauf der ersten Versammlung in Berlin, wobei die Berliner die ihnen fremdartige Erscheinung der Salutisten mit Gejohle und Radau verhöhnten. Vergleicht man damit die in der Einleitung dieser Zeilen mitgeteilte Schilderung, wie heute die Heilsarmee in Berlin behandelt wird, dann sagt man unwillkürlich: Wer fest auf seinem Sinn besteht, bildet die Welt nach sich.

Man glaubt vielfach, und in einer kleinen Veröffentlichung unter dem Titel ‚Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage' sagt die Heilsarmeeleitung ausdrücklich, daß sie keine besondere Kirche oder Gemeinschaft bilde. Auch manche Wendungen der Reden, welche man in Versammlungen der Heilsarmee hört, scheinen in der Ansicht zu bestärken, die Heilsarmee sei keine besondere Religionsgesellschaft, sondern ihre Aufgabe bestehe nur darin, die dem Laster verfallenen und dem religiösen Leben entfremdeten Menschen aufzurütteln und wieder zum Anschluß an diejenige Religionsgemeinschaft zu veranlassen, in welcher die einzelnen geboren sind, mit anderen Worten: die Heilsarmee betrachte sich nur als eine Hilfsorganisation im Dienste sämtlicher christlichen Religionsgesellschaften. Dem gegenüber ist zu beachten, daß das Reichsgericht in einer Entscheidung vom 5. Oktober 1900 die Heilsarmee als eine in Preußen bestehende ‚Religionsgesellschaft' erklärt (II. Str. S. U. v. 5. Oktober 1900, g. G. D. 2686 00). Die Gründe, welche für diese Entscheidung maßgebend waren, sind folgende: ‚Die Heilsarmee ist eine auf dem Boden der christlichen Kirche erwachsene, dauernd organisierte Vereinigung religiösen Charakters, welche durch öffentliche Gottesdienste insbesondere auf die Erweckung der unteren Volksklassen einzuwirken sucht und deren sittliche Hebung durch Bekämpfung der Trunksucht und anderer Laster herbeiführen will. Die Annahme, daß hiernach die Heilsarmee eine „Religionsgesellschaft" sei, unterliegt keinem Bedenken. Ihr Charakter als religiöse Vereinigung wird auch keineswegs dadurch berührt, daß in Berlin eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung errichtet ist, die überall Räume als Bethäuser mietet und dieselben durch die für die betreffenden Orte vom Hauptquartier ernannten Offiziere verwalten läßt. Hierdurch wird außer Zweifel gestellt, daß in Preußen die Heilsarmee als Religionsgesellschaft tatsächlich besteht. Festgestellt wird ferner, daß die Versammlungen der Heilsarmee regelmäßig mit einem Liede religiösen Inhalts eröffnet werden, darauf ein gemeinschaftliches Gebet der Mitglieder folgt und sodann weitere Lieder mit religiösen Ansprachen und mit Bibelauslegung von seiten des Leiters abwechseln. Eine

solche Vereinigung der Mitglieder, um in den Formen ihrer Gemeinschaft und entsprechend den Gebräuchen derselben in dem dazu bestimmten Raume Gott zu verehren und sich religiös zu erbauen, ist Gottesdienst im Sinne des § 167 des St.-G.-B. Den Charakter des Gottesdienstes verliert die Vereinigung auch nicht dadurch, daß Nichtmitglieder nur gegen Zahlung eines Eintrittsgeldes zugelassen werden.'

Gegenüber dieser Reichsgerichtsentscheidung könnte man nun sagen, wenn die Heilsarmee hiernach auch als eigene Religionsgesellschaft anerkannt sei, so folge daraus doch keineswegs, daß sie nicht ähnlich bei ihrer Tätigkeit handle, wie solches z. B. die ‚Innere Mission der evangelischen Kirche' in den Seemannsheimen zu tun von sich behauptet*. Die ‚Innere Mission' ist zwar eine vom ‚Kirchenregiment' der evangelischen Landeskirche unabhängige und neben diesem stehende kirchliche Organisation, aber ihre Vertreter sind doch Angehörige der evangelischen Landeskirche und, ebenso gut wie diese nun von sich behaupten, keine Proselyten machen zu wollen in den Seemannsheimen, könnte auch die Heilsarmee sagen, sie wollte die Zuhörer in ihren Versammlungen nur zum engeren Anschluß an die religiöse Bekenntnisform des betreffenden Zuhörers veranlassen, aber nicht zu den besonderen Anschauungen der Heilsarmee herüberziehen. Für diese Ansicht könnte auch noch der Umstand angeführt werden, daß man in den Versammlungen der Heilsarmee bestrebt ist, nur das allen christlichen Bekenntnissen Gemeinsame zu betonen, daß man sich wesentlich darauf beschränkt, die großen Gedanken der christlichen Weltanschauung hervorzuheben, welche die Sünde verabscheuungswürdig erscheinen lassen, dem Sünder die Liebe Gottes veranschaulichen, ihn auf die einzige Rettung in Christo, dem Sohne Gottes, hinweisen und sein Gemüt mit Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit erfüllen. Man hätte es also im wesentlichen mit einer allgemeinen Weltreligion, und zwar, was ihren besonderen Charakter anlangt, mit einer Herzensreligion zu tun, bei der weniger theologische Schulung als vielmehr Anleitung zur Willensbildung in der Richtung des ethischen Ideals erstrebt werde.

Gegen die Auffassung der Heilsarmee als einer ‚Hilfsorganisation', welche nichts anderes will, als die Angehörigen der bestehenden Religionsgesellschaften nur zu eifriger Befolgung der Vorschriften ihres jeweiligen Bekenntnisses anzufeuern, spricht nun unmittelbar die Verachtung, welche die Heilsarmee gegen den Gebrauch der in der katholischen Kirche als ‚Gnadenquelle' und ‚Heilsmittel' so hochgeschätzten Sakramente hegt. Gegen jene Auffassung sprechen

* In Bezug auf diese Religionspflege in den Seemannsheimen sagte man mir auf der Geschäftsstelle des Centralausschusses der inneren Mission der evangelischen Kirche in Berlin, daß die von ihrer Organisation eingerichteten „Seemannsheime" ganz konfessionslos seien in dem Sinne, daß man in Gebeten und Reden alles vermeide, das nur für Angehörige einer Konfession in Betracht komme; man beschränke sich auf die religiöse Einwirkung in dem Sinne; „Entscheide dich in deinem Wollen für Christus!" Es werde im weitern aber jedem überlassen, seine Lebensordnung in den bei seiner Konfession gebräuchlichen Formen der Gottesverehrung einzurichten. Es liegt auf der Hand, daß die Durchführung dieses Prinzips viel Takt und Umsicht erfordert.

außerdem auch besonders die Ausfälle, welche man sich gegen die neben der Heilsarmee bestehenden Religionsgemeinschaften gestattet, sowie die von der Heilsarmee vertretene Lehre von ihrer eigenen ‚göttlichen Autorität'. Wenn die Heilsarmee als ihre Aufgabe betrachtet, ‚die christlichen Kirchen aus ihrer Untätigkeit aufzurütteln' und wenn sie das Heil denjenigen Menschen bringen will, auf welche die Kirchen keinen Einfluß haben, so liegt auch in der Verneinung der Wirksamkeit der anderen christlichen Religionsgemeinschaften schon eine mittelbare Stellungnahme gegen dieselben.

Am klarsten ergibt sich aber die Stellung der Armee als selbständiger Gesellschaft mit dem Zwecke religiös-sittlicher Erziehung der Menschen, wenn wir im ‚Wegweiser' die Abschnitte von dem ‚Gehorsam: was Gott von den Menschen verlangt, daß sie tun sollen', lesen. Demgemäß ist ‚die Heilsarmee eine von Gott ins Dasein gerufene, zur Ehre Gottes bestehende, nach einem von Gott aufgestellten Plane regierte, von dem Geiste Gottes geführte und erhaltene, dem ewigen Reiche Gottes angehörende Armee gottergebener Menschen, die sich vereinigt haben, um Gott zu lieben und ihm zu dienen, ihr gegenseitiges Wohl zu fördern und die Errettung in der Welt zu verbreiten. Jesus Christus ist das göttliche Oberhaupt, der General das irdische Oberhaupt der Armee. Andere Offiziere sind vom General dazu bestimmt, Führer zu sein und Autorität in der Armee zu besitzen, zu lehren, was der Wille Gottes ist durch Erteilung von Verordnungen und Regeln. Die Armee hat die ganze göttliche Autorität und alle geistlichen Vorteile, die die Kirchen anderer religiösen Vereinigungen besitzen. Ja, ein getreuer Offizier der Armee ist ebenso gut imstande, geistliche Segnungen und Führung zu erteilen, wie irgendein Priester, Pfarrer oder anderer Verkündiger der Religion.' In den ‚Regeln und Verordnungen für die Soldaten der Heilsarmee' kommt in dem Abschnitt über die ‚Regierung der Heilsarmee' die Ansicht zum Ausdruck: ‚Es ist Grund genug vorhanden, daß Paulus, wenn auch nicht dem Namen, so dem Wesen nach der General der Heilsarmee in den ersten aus den Heiden gebildeten christlichen Gemeinden war und dieselbe Autorität über die von ihm gegründeten Kirchen ausübte, wie sie das Haupt der heutigen Heilsarmee ausübt.' Daß bei solcher Anschauung die Heilsarmee darin ihr Genüge finden sollte, sich lediglich als ‚Hilfsorganisation' den verschiedenen Religionsgemeinschaften zur Verfügung zu stellen, scheint wenig glaubhaft. Sie muß in der Tat als eine eigene Religionsgemeinschaft betrachtet werden.

(Schluß folgt.)

Karl Caspar. Eine Studie über die künstlerische Ruhelosigkeit des Christentums / Von Konrad Weiß

Seit das Christentum in der Welt ist, schlägt das Herz der Welt unruhiger mit jedem Tag. Immer mehr wird die Kunst, die von diesem ruhelosen Herzschlag durchpulst wird, aus dem egoistischen Gleichgewichtsstreben der vergöttlichten Menschlichkeit, aus dem klassischen Schönheitswillen und typischen Kreisgange herausgetrieben; und die Natur, je mehr sie der Kunst absichtlich als letztes Ziel einer pantheistischen Harmonie oder einfach als der dem Berührenden immer neue Kräfte spendende Erdboden dienen soll, um so schneller weicht sie zurück, zerfällt in ihre Atome, wird nature morte oder schichtet sich um in Elemente, die immer mehr Geheimnisse der Weltordnung, immer reinere geistige Formen ahnen und darstellen lassen.

Die heidnische Welt hat das Erlösungsbedürfnis unterdrückt; ihre Kunst hat das individuelle Gefühl möglichst verallgemeinert, schematisiert, der Natur ihre Feindlichkeit und Angriffsfähigkeit auf die ihr ausgelieferte Menschenseele möglichst genommen, den Paradiesfluch durch erstarrende Formkonventionen auszuschließen versucht. Das heidnische Weltgefühl ist ein Massengefühl, die heidnische Kunst eine stete Typisierung dieses Massengefühls, sei es nun, daß die heidnischen Anschauungsformen vor allem Architekturen waren, die den Menschen überdeckten, ihn von der Natur absonderten und in eine Allgemeinidee einkapselten, oder daß der Mensch sich in plastische Typen wohlgefällig einschloß und seinen Schwerpunkt ganz in seiner irdischen Existenz suchte, sei es, daß fatalistische Instinkte sich durch den sinnbetörenden Eindruck materienloser Ornamente und Flächenarabesken an der Grenzenlosigkeit ihres Weltzusammenhanges phantastisch befriedigten.

Durch das Christentum ist der Mensch als verantwortliche Seele aus der Masse herausgelöst worden; durch das Verlassenheitsgefühl des Erlösers ist die Seele individualisiert worden bis zur Verlassenheit. Das Individualitätsgefühl, das der klassischen Typik gerade entgegengesetzt ist, beschleunigt von nun an immer stärker den Pulsschlag der Kunst. Das innerste Prinzip der künstlerischen Entwicklung dringt nun nach außen, wird im Kampfe mit der Natur bewußt und mit Hilfe der Natur mächtig, künstlerische Formen zu bilden, die den Menschen nicht mehr in einen Raum einkapseln, nicht mehr durch sein eigenes Volumen beschweren, ihn nicht mehr durch abstrakte Ornamente sich selbst entgehen lassen, sondern ideelle Gebilde, deren Raum nur eine reine Weite der Seele ist und deren Zeit die in dieser Seelenweite aufgespeicherte religiöse Erfahrung der Menschheit.

Auch die Natur ist durch das Christentum befreit worden. Ihre mit dem Paradiesfluch verbundene seelische Bestimmung, ihre Feindlichkeit und Angriffsfähigkeit auf den Menschen, nicht mehr die stumpfere Masse, sondern das empfindliche Individuum, ist verstärkt; im Kampfe des Menschen mit der Natur wird ihre materielle Ausdruckslosigkeit immer mehr zu ideeller Ausdrucksfähigkeit. Die Natur als Stoff, als Geschaffenes, wird immer mehr von der Idee verzehrt, Schöpfung. Die Natur fällt immer weiter in

Karl Caspar/Pietà II

das Chaos wieder zurück, um durch den Zerfall sozusagen die Keime der Vorsehung entlösen und aus ihrer Naturgebundenheit in die individuelle Freiheit des menschlichen Geistes eingehen lassen zu müssen. Die Natur ist das zweite Prinzip der durch das Christentum angebahnten künstlerischen Entwicklung.

Dieses stets sich ändernde Verhältnis von Individuum und Natur, diese Spannung zwischen Welt und Seele, dieser Dualismus zwischen Natur und Übernatur ist das Grundproblem der Kunst. Denn nicht die Natur und nicht der Mensch ist Gegenstand der Kunst, die in jeglicher monistischer, pantheistischer Form erstarren müßte, wenn sie eben in einer solchen endigen könnte. Der Gegenstand der Kunst ist vielmehr eine Weltanschauungsform, eben dieses allgemeinmenschliche Gefühl des Dualismus, dessen seelische Spannung die christliche Kunst mehr als jede andere weitgespannt, individuell ruhelos, zum steten Prinzip des künstlerischen Fortschritts gemacht hat. Nicht Kunstwerke inhaltlich zu deuten, in ihrer geringeren oder größeren formalen Vollkommenheit zu würdigen und in den äußeren Übergängen ihrer historischen Formen zu verfolgen, sondern das stets neue Formen bildende und vernichtende Gefühl des Dualismus psychologisch zu ergründen, ist die noch kaum begonnene wahre Aufgabe der Kunstgeschichte, wäre insbesondere die Aufgabe der christlichen Kunstgeschichtschreibung.

Der Naturalismus des 19. Jahrhunderts wird unter diesem Gesichtspunkte in seiner großen vorbereitenden Bedeutung erkannt. Es ist kein Zufall, sondern innerster Zusammenhang, daß gerade in den energievollsten Perioden des Christentums, in der Gotik und in der Barockzeit, die Auseinandersetzung mit der Natur, der damals allerdings noch nicht so individuell und extrem brutal entwickelte Naturalismus, einen besonders großen Umfang der künstlerischen Tätigkeit für sich in Anspruch nahm, ja daß gerade die Gotik und die Barockzeit, in denen sich das dualistische Gefühl am stärksten äußerte, zugleich überhaupt die naturalistischsten Perioden der ganzen Kunstgeschichte sind. Wie damals der Dualismus sich am weitesten spannte, der Himmelspol der Idee den Erdpol der Natur fester als je abstieß und an sich zog, so mußten auch im letzten Jahrhundert Idee und Natur sich am weitesten abstoßen, um sich wieder um so fester anziehen und zu neuen Formgewalten verbinden zu können. Die Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts könnte man ganz unter dem dualistisch-ethischen Leitgedanken zusammenfassen: das Erlösungsbedürfnis aus der Materie. Die dem dualistischen Gefühl feindliche absterbende Klassik dieses Jahrhunderts, zu der auch das Nazarenertum im ganzen hinneigt, spielt darin eine in wenigen Künstlern heroisch-tragische, sonst meist egoistische und äußerliche Gefühlsrolle. Der Grundzug ist eine neue letztmögliche Eroberung der Natur, die im Impressionismus zu einer fast fatalistisch aussehenden, vorgetäuschten Naturüberwindung wurde, da eine pantheistische und monistische Tendenz das Gefühl des Dualismus darin zu ertöten suchte und den individuellen Menschen ausschließen wollte. Der Dualismus hat sich aber kaum je in einer zerrisseneren Menschheit geoffenbart als in der des 19. Jahrhunderts, jedenfalls nicht in so allgemein radikaler Zersetzung aller religiösen und Volkswerte. Die Natur ist infolgedessen auch künstlerisch noch nie so chaotisch

aufgelöst, in Ausdruckselemente zersetzt worden wie in dieser Periode, auf der wir fußen. Immer mehr hat man im 19. Jahrhundert den Rückblick auf vergangene Kunstformen aufgeben müssen; denn dieser Rückblick machte die Kunst erstarren, wie Lots Weib beim Rückblick auf die verbotene Stadt erstarrte. Es ist eine Sünde wider den heiligen Geist der Kunst, der erkannten Wahrheit zu widerstreiten, die Keime, die eine aufgelöste Natur zu einer neuen Monumentalisierung des Lebensgefühls beiträgt und die daraus gewonnenen dualistisch-ethischen Erfahrungen zu verschmähen, den Menschen und die notwendige Ruhelosigkeit des künstlerischen Gewissens in eine unechte Schönheit und falsche Ruhe einzuwiegen, den Dualismus durch Kompromisse zu unterdrücken, statt ihn in seiner ganzen Schärfe empfinden, durch den mächtigeren Gegenpol der Idee anziehen und in der ganzen Spannweite einer vermehrten und intensivierten menschlichen Erfahrung ideell überwölben zu wollen. Andererseits ist es aber ein Zeichen eines hohen Künstlertums, den rechten Zeitpunkt zu fühlen, sich seines Rufes bewußt zu werden und die niederen, aus dem Naturalismus gewonnenen Erfahrungen mit den höheren Erfahrungen der Tradition, die der Menschheit unverloren bleiben, zur neuen Kunstform zu verschmelzen.

Dieses hohe Künstlertum strebt Karl Caspar, des Dranges der Zeit bewußt, in Werken an, die uns in ihrem zeitgeschichtlichen Werte erfüllend und vorbedeutend erscheinen.

Zeitgeschichtliche Bedeutung, künstlerischer Wert und Inhalt eines Kunstwerks fallen um so mehr zusammen, je stärker dieses von dem künstlerisch notwendigen Zeitempfinden durchdrungen ist. Es besteht ein Zwang zwischen Stoff und Form derart, daß der Stoff aus der künstlerischen Form fast unbewußt herausgedacht wird. Der Stoff ist keineswegs Willkür, sondern eine Inspiration der Form. Der Künstler, in dessen Bildern wir hier neue, aus dem modernsten Geiste herausgestaltete Dokumente des ruhelosen künstlerischen Fortschritts des Christentums erkennen wollen, Karl Caspar, hat Werke geschaffen, derer tieferer, nicht bloß künstlerisch formaler, sondern geistig unlösbarer Zusammenhang mit der Gegenwart, — diese als einen naturalistisch neu bewußt gewordenen historischen Moment betrachtet, — als aus der seelischen Konstellation der Moderne folgende Notwendigkeit empfunden wird. Und dieses Gefühl einer künstlerischen Erfüllung zeitgeschichtlicher Notwendigkeiten ist dem Kunstpsychologen der sicherste Beweis für eine selten echte Künstlerpersönlichkeit, auch wenn erst der Anfang eines Lebenswerkes Urteile gestattet. Denn die Werke dieses Künstlers wurzeln nicht bloß in der persönlichen Entwicklungsstufe, sondern sie hängen mit einer Bewegung zusammen, die hinabreicht in jene Tiefen unserer Gegenwart, deren Grundwasser vom Meer der Geschichte gewordenen Ideen gespeist wird. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, fängt dieses Grundwasser heute an zu steigen und den chaotisch aufgewühlten und zerfallenen Boden der Gegenwart neu fruchtbar zu machen. Je mehr wir uns zu unserer Zeit bekennen, um so mehr fühlen wir die Säfte steigen und wissen, daß uns eine Zukunft winkt.

Caspar, der, 1879 in Friedrichshafen am Bodensee geboren, zu der Generation gehört, die heute auch in Deutschland gegen den Naturalismus überall

Front macht, der sich aber jedem billigen Schlagwort wie Expressionismus, Synthese usw. fernhält, macht die chaotische Zersetzung der Natur unter den Modernsten mit, aber nur, um die Naturelemente gleich in malerische Formen umzusetzen, um geistige Ausdrucksmittel zu gewinnen, mit denen seine Menschen statt genrehaft verzettelter oder historisch verengter ausdrucksschwacher Erzählergesten wieder die einfache Monumentalität der Haltung und Bewegung, die organische Symbolik der Gebärden gewinnen müssen, die die wirkenden Ideen versinnbildlichen und in ihrer unmittelbarsten Form verewigen. Nicht anders wollen die Gleichnisse und Erzählungen der Bibel wirken, in denen ohne alle Nebensachen nur die anschaulichsten Züge berichtet werden. Ein solches Bild von biblischer Einfachheit ist der ‚barmherzige Samariter', eine Studie und ein Beispiel für die moderne malerische Aufgabe, die beseelte Gebärde und den menschlichen Gehalt aus einer zu primitiver Größe aufgelösten Landschaft eben dadurch auch dramatisch vergrößert herauszuheben. Wäre diese Landschaft genau durchgeführt, der Weg deutlich angegeben, die Felsen einzeln durchgezeichnet, die Berge im Hintergrund voneinander abgehoben, die Struktur der Landschaft in ihr gewöhnliches Gewand sorgfältig gekleidet, dann auch die Menschen in jedem Kleidungsstück und jeder körperlichen Eigentümlichkeit, etwa auch die Wunden des unter die Räuber Gefallenen genau charakterisiert, so wäre das Bild vermutlich leer, vielmehr es müßte mit vielerlei Details gefüllt werden, um das Interesse anzuziehen und den Anblick zu beschäftigen. Das wären aber lauter Dinge, die zwar vielleicht auch durch eine bestimmte Herbheit der Einzelformen zum Ernst des Geschehnisses beitragen könnten, die aber doch den Geist von dem eigentlichen seelischen Vorgang abziehen, diesen umschreiben und den Eindruck zerlegen würden. Die heutige Malerei will aber den Eindruck in seiner ganzen Intensität auf einmal dem Geist entgegenbringen, will den Geist in den dynamischen Rhythmus der Szene hineinziehen, die Seele nicht entfalten, sondern erschüttern, die Idee nicht episch durchführen, sondern dramatisch monumentalisieren. Darum der rauhe Weg, der dem Geiste keine Rast gewährt, darum die Felsen, die wie von einem Erdbeben geschüttelt sind, die, an Christi Wort von den fallenden Bergen und den bedeckenden Hügeln erinnernd, den vorbeigegangenen Mitleidlosen von der Szene des Erbarmens fortzustoßen scheinen zu unbewegten Flächen, in die die starre, abgekehrte Gestalt als ein anderer unerschütterter Gegenstand, als etwas geistig Totes eingeht. Vorne aber hebt sich aus dem erschütterten Eindruck der Natur, der durch die steilen und gekrümmten Pflanzen verstärkt wird, die Szene ab, der Kernpunkt des Gleichnisses. Das Reittier, der Verwundete und der Samariter sind in eine enge Gruppe zusammengefaßt, in der sich die Naturerschütterung wie in einem Akkord von bewußt gewordenen Bewegungen sammelt, der nichts weiter ausdrücken will, als die unterstützende und liebevoll helfende Gebärde des Wohltuns, sozusagen nur ein Ornament, aber kein fatalistisch impressionistisches ohne Mensch, sondern ein menschliches Ornament, das Ornament der Nächstenliebe. Die Übung der Barmherzigkeit wird zu einer religiösen Erfahrung, zu einer Tugend, zu einem seelischen Rhythmus, einem Ornament der Seele. Dieses Zusammenfassen eines Geschehnisses in einen möglichst rest-

losen Ausdruck ist der klassischen Typik ganz entgegengesetzt; nicht der Mensch wird hier künstlerisch geformt, sondern sein Handeln. Himmel und Erde werden vergehen und auch des Menschen Gestalt wird formlos werden, aber die erfüllte Mahnung des Gleichnisses wird ein seelisches Handeln verewigen. Dieser Eindruck, diese seelische Schöpfung, in der sich das Individuum aus der Natur zur Dauer der Idee erhebt, diese neue Entspannung des Dualismus ist das hohe Ziel der modernen Malerei.

Das Bild ‚Der barmherzige Samariter' gehört zu den letzten malerischen Problemstellungen Karl Caspars. Es ist mehr eine neu erprobte Entwicklungsstufe des Verhältnisses von Natur und Mensch als eine abgeschlossene Formwelt, mehr eine einzelne seelische Energieentfaltung als ein gesammelter seelischer Komplex. In dem um zwei Jahre früheren Bilde ‚Noli me tangere'* ist die malerisch-dramatische Intensität des Eindrucks noch nicht so stark, wird von diesem Stoffe auch nicht so stark gefordert. Vielmehr verlangte die Stoffwahl der Form hier eine Szene in einer stillen, ganz frühen Frühlingslandschaft, wo die Natur die Innigkeit ihres Neuwerdens noch schüchtern unter kahlen Flächen verbirgt. Es ist eine stille, schüchterne Erwartung, eine schlichte und edle Verhaltenheit in diesem Bilde. Die kahlen Flächen der Beete, die ebenen Wege und Mauern stoßen in einer leisen Spannung gegeneinander, weichen aus der Bildmitte zurück und teilen den Figuren diese verhaltenen und doch bestimmten Bewegungen mit. Die Arme Magdalenens stocken durch Christi Armbewegung zurückgehalten und doch werden die scharfen Ecken dieser geistigen Bewegungsfigur des Drängens, Zögerns und Abweisens durch eine weich geschlungene, ellipsenartige Linie, in deren Brennpunkten sich die beiden Köpfe befinden, versöhnt. Der hohe Horizont im oberen Bildteil, in den Christi Gestalt, dadurch überirdisch erscheinend, hineinragt, hält die Spannung der unteren Flächen fest, verstärkt und verallgemeinert sie zugleich zu einer heiligen Ruhe, die in der Horizontlinie getragen und erhaben ausschwingt. Das Naturgefühl ist in diesem Bilde noch mehr gebunden, nicht so geistig erschüttert, aber diese Gebundenheit entspricht eben der geistigen Verhaltenheit der Szene. So kommt der christliche Geist des Dualismus, der seelischen Beziehungen bald auf dieser, bald auf jener Stufe der Naturgebundenheit zur Ruhe, um doch im ganzen immer symbolischere, ideellere Formen ruhelos anzustreben.

In der ganzen heidnischen Welt ist die Kluft zwischen Idee und Natur viel zu groß geblieben, als daß der Mensch der Ahnung der erlösenden Idee mittels der Natur individuell in sich hätte bewußt werden können. Die Verheißung, die mit dem Paradiesfluche verbunden war, mußte erst erfüllt werden, im Schoße des Weibes mußte sich die Übernatur mit der Natur vereinen. Die Mutter, die das Sohnesopfer, die schmerzvolle Scheidung des Natürlichen und Göttlichen miterlebt hatte, die Mütterlichkeit wurde das christliche Grundgefühl, das dem menschlichen Erlösungsbedürfnis am nächsten steht. In der Pietà, wo die Mutter die toten Glieder in Armen die Erde vergißt, wird sich der Geist seiner Erlösung bewußt. So ist die Pietà kein bloßer christlicher

* Das Gemälde befindet sich im Wallraf-Richartz-Museum in Köln.

Stoff, sie ist eine aus der Idee gebrochene Form, ein christliches Formsymbol. Die Pietà ist das Symbol der wiedergetrennten Vereinigung von Natur und Idee, der schmerzlichsten Glaubensgewißheit, eine Form voll Zwiespalt, voll geistiger, sich aus körperlichen Zusammenbrüchen schmerzlich befreiender Monumentalität, ein christliches Symbol wie kein zweites. Hier ist der Mensch nicht mehr räumlich architektonisch eingekapselt, sondern diese Zweiheit, diese Mehrheit von Menschen, die verlassene Hülle des Göttlichen in ihrer Mitte stützend, bildet selber ein immaterielles architektonisches Gefüge, das vom Gedanken der Erlösung getragen wird. Hier zieht sich der Mensch nicht in ein plastisches Volumen zurück, sondern seine Glieder sind gefurchte Symbole der religiösen Erfahrung, sind selber Ornamente des Leidens.

Das 19. Jahrhundert ist wie keines das Jahrhundert der Malerei. Man nennt das Christentum einen Feind der plastischen Form. Mit Recht, wenn man in der Plastik nur das Ideal des klassischen Rhythmus sucht, das in erster Linie einem vermenschlichten Begriff, dem Schönheitsbegriff, seine Entstehung verdankt, nicht einer religiösen Erfahrung, die den Stein furchen müßte. Indessen braucht man nur an die gotische Plastik zu denken, um auch dieser Kunstform die ganze Weite des christlichen Erlebens zuzuerkennen. Dabei liegt es aber doch im individuellen, sich stets aus der Natur erlösenden Wesen der christlichen Kunst, daß das Christentum die malerische Form bevorzugt und daß die Geschichte der Malerei gerade mit der Geschichte des christlichen Geistes aufs innigste zusammenhängt. Denn die Malerei drückt wie die Lyrik Natur, Mensch und Idee, Farbe, Form und architektonische Komposition gleicherweise aus. Sie kann darum auch das christliche Zeitempfinden schon in architektonische Monumentalformen zusammenfassen, wenn das individuelle Gefühl noch nicht zur Weltanschauung geworden ist, allgemein genug, um eine neue religiöse Architektur zu ermöglichen. So sucht heute die Malerei auch die Aufgabe des architektonischen Erlebnisses zu übernehmen, meist allerdings in einem falsch verstandenen Flachstil, einer Wandmalerei, die ihre Gesetze von irgendwelchen Monumentalbegriffen herholt, statt sie ganz in der ideellen Überhöhung eines seelischen Gehaltes zu suchen.

Karl Caspar hat bereits drei malerische Lösungen des Pietàsymbols geschaffen. Die erste Pietà wurde für eine Kirchenschiffwand* als eine Monumentalkomposition durchgeführt, die sich einer vorhandenen architektonischen Form, einer Wandfläche angleicht. Unsere Kartonskizze, an der die beiden vom Rücken gesehenen Seitenfiguren fehlen, zeigt, daß das Bild räumlich wenig in die Tiefe geht. Die monumentale Wirkung beruht in der herben Symmetrie der drei Halbfiguren, die nach unten durch den schon zur starren Grabesruhe ausgestreckten Leichnam Christi ponderiert wird, während die harte Kontur des Kalvarienfelsens wie ein überwundenes Schicksal zurückweicht und der senkrechte Kreuzesstamm den Druck der Trauer nach oben öffnet und erleichtert. Die Gebärden der Hände, die schräge Linie, die von dem durch Maria aufgefaßten linken Arm Christi in der liebevollen Handhaltung kurz verweilend

* Stadtpfarrkirche in Binsdorf in Württemberg.

zu der leidenschaftlicher gerungenen Armhaltung Magdalenens weiterführt und die durch die Parallelhaltung der Hände der ersten Gestalt, des heiligen Johannes, wieder beruhigt wird, diese kompositionsbelebenden und beunruhigenden Elemente bringen den monumentalen Ausdruck der seelischen Bewegtheit in die stille Hoheit der linearen Gestaltung. Die Kompositionsart dieser strengen Pietà, in der die Menschen weniger als Individuen denn als Ideenträger, als monumentale Ausdruckselemente in abstrakteren Maßverhältnissen wirken, dient auch mehr der Idee als dem zeitgeschichtlichen Organismus der christlichen Seele. Es ist hieratische Kunst. Man denkt an die Bestrebungen des P. Desiderius und der Beuroner Kunstschule, die in der Kunst allerdings mehr ein liturgisch dienendes Element sehen. Eine Kunst, die die ruhelose Energie des christlichen Individuums aber prinzipiell zugunsten einer rein ideellen hieratischen Monumentalität ausschließen wollte, müßte verkümmern, müßte wieder ein heidnisches Aussehen bekommen.

Caspar hat das Pietàsymbol in zwei weiteren Werken immer organischer vertieft und dadurch eine neue ideelle Architektonik und Monumentalität erreicht. Zunächst in der zweifigurigen Pietà. Das Bild, das ebenfalls vom Kalvarienfelsen als von der schweren Erinnerung an die Leidenszeit im Hintergrunde bedräut wird, zeigt eine ganz geschlossene, fast plastische, nur farbig herb belebte und malerisch überwallte Form und Silhouette. Die einzelnen Teile, die schweren, geknitterten Falten und gekrümmten Säume, die wie klagend herabrieselnde Tuchbahn, das Kleid Mariens mit der zitronengelben bittern Farbe, der rauh gemalte Körper Christi, die schwer weggesunkene Schulter mit dem hängenden Arme, die kurze, starke Diagonalform, die durch die Haltung der beiden Köpfe dem Bilde aufgebürdet wird, diese Elemente des Schmerzes können die geschlossene Ruhe der diagonalen Rundkomposition nicht überwältigen. Diese wird vielmehr noch ruhiger, stiller und innerlicher gemacht durch die weiche Linie, die vom Kopfe Mariens über den linken Arm zum linken Arme und Haupte Christi rundführt. Es ist ein Schmerz, der sich in der Weichheit der Berührung vergißt, der Schmerz, der in sich selber Stillung sucht. Dadurch, daß das Bild nach oben links so bedrückt einsinkt und doch den Schmerz stark ausatmet, durchbricht es aber die selbstische Verinnerlichung, die einem klassischen Werke eigen wäre —, man denke an Michelangelos große Pietàplastik — und strömt ins Weltall über.

Ein Werk, das aber die ganze Weite des Weltalls in Schmerzen trägt, das ganz aus sich selber selbstlos zur architektonischen Form wächst, ist die nächste vierfigurige Pietà. Keine selbstische Verinnerlichung der Liebe mehr, sondern ein reines Symbol des geläuterten Schmerzes, der sich aus der Welt in die raumlose Höhe der Idee erhoben hat. Die vier Gestalten, die in einem verschobenen Viereck zueinander stehen und deren Köpfe ebenfalls ein so seltsam verschobenes und geknicktes Viereck bilden, sind viel mehr als eine trauernde Gruppe um einen toten Heiland, diese Pietà ist noch mehr als das Symbol der in Glaube und Hoffnung vergeistigten Opferliebe. Diese Pietà ist wie ein zerbrochenes gotisches Gewölbe, wie ein sich seelisch über der Welt aufrichtender Kirchenraum, der von den Angriffen der Erde zwar erschüttert,

aber nicht mehr überwältigt wird. Die Zangen der Erdschrunden zu beiden Seiten öffnen sich und weichen zurück. Die überwundene Natur reckt sich in den Ästen eines kahlen Baumes wie eine Rettung suchende Hand. Die Lanzen im Mittelgrunde, die Liktorenabzeichen der weltlichen Gewalt ziehen ab, ihr Drohen ist kaum mehr ein beunruhigender Augenblick. Jerusalem, die unerlöste Stadt, liegt in fahlem Lichte bleich in Bitterkeit. Die schweren, klagenden Farben der Erde fließen dort in einem gleißenden Spiegel zusammen, werden in der Luft dramatisch lebhafter und gehen über in die Lichtbahn eines das Leid aufsaugenden Glorienscheines. Vor dieser Szene ragt die Urkirche, ohne Fußraum, schon nicht mehr zu ihr gehörig empor, ein ausgelebter Augenblick der Geschichte, der wieder Idee geworden, eine Kunstform der christlichen Weltanschauung.

Die Geschichte ist die Menschwerdung der Ideen. Das Individuum ist der Idee unterworfen; es erfährt ihre menschliche Tiefe aber nur so weit, als es aus seiner Zeit heraus die Natur überwunden hat. Jede Zeit erlebt eine christliche Idee in einer anderen menschlichen Tiefe; darum wiederholt sich keine Kunstform. Diese Pietà konnte in keiner Zeit gemalt werden als in der unseren. Denn diese mitklagenden Farben, diese Erschütterungen der Natur, diese neue Loslösung der Idee aus der Räumlichkeit des Ortes und aus der Realität der Geschichte war in keiner früheren Zeit möglich. Wohl ist die Idee selber zu allen Zeiten dieselbe, unerschöpflich groß, aber diese neue aus der Natur gewonnene organische Erfüllung gehört nur unserer Zeit. Das allein ist der künstlerische Monumentalbegriff der Geschichte. Wenn Gebhardt seine religiösen Bilder ins Reformationszeitalter versetzt, so gibt er ihnen ein historisches Kleid, nimmt ihnen aber gerade die ideelle Weite der religiösen Erfahrung, statt der sie nur noch eine konfessionell-historische Tendenz haben, eine enge, hartnäckige Energie, die sich an Einzelheiten klammert. Die christlichen Maler, die Echtheit des geschichtlichen Zeitpunktes und des Orients verlangen, begeben sich vollends jeder inneren Notwendigkeit der christlichen Erfahrung, sie sind Kleingläubige, die nicht an die ruhelose künstlerische Kraft über alle Zeiten hinaus und nicht an den unerschütterlichen Felsen glauben.

Es gehört ja schon eine religiöse Erfahrung, die nur mit Hilfe der Natur gewonnen werden kann, dazu, eine überzeugende Typik der christlichen Gestalten, der Köpfe insbesondere zu schaffen, die nicht einfach durch Attribute, sondern durch wirkliche Durchdrungenheit wirken sollen. Der naturalistisch-religiösen Kunst eines Uhde fehlt gerade diese Typik; er nimmt alltägliche Gesichter, die nicht ideell durchgearbeitet sind und das Christliche darum auch nur als Stimmung in besonderen Momenten der Situation und Beleuchtung empfinden und darstellen. Steinhausen dagegen wischt von seinen Gesichtern die Zufälligkeiten weg, er gibt ihnen aber nicht die starken Furchen, die nicht bloß das Gefühl, sondern vor allem Verstand und Wille graben müssen. Die klassische Typik rundet den Menschen, schließt die Erfahrung aus, die christliche, gotische Typik furcht den Menschen, vertieft die Erfahrung. Alles will bei ihr organischer Ausdruck werden, die Gesichter, die Hände, die malerisch aufgelösten Körper, die Kleiderhüllen, die seelisch bewegten Haltungen. So

weit wird alles in organische Formen innerlich verwandelt, bis der Aufbau von selbst zu ideeller Architektonik wird, die nun durch ihren organischen Werdegang von jener konstruierten hieratischen Kunst weit entfernt ist, ihr aber in der ideellen Wirkung wieder nahe kommt; nur daß diese Wirkung nun von erfahrener, geläuterter Menschheit gesättigt ist. So steht die dritte Pietà Caspars als Urkirche nicht nur ideell, sondern auch organisch in der heutigen Menschheit. Sie ist ein Teil unseres Zeiterlebens. Man kann dieses Symbol der Urkirche auch inhaltlich noch weiter ausdeuten, die leidenschaftliche, drängende Haltung der Magdalena als die unruhige, weltliche Sinnenhaftigkeit, in Maria die entsagende Mütterlichkeit der Liebe, die die Idee überragt, die feste Haltung des Johannes sozusagen als die dogmatische Stütze der um Christus gruppierten Urkirche. Man braucht diese inhaltliche Symbolik jedoch nicht, sie ist nur eine stoffliche Ausdeutung einer absoluten in sich notwendigen christlichen Kunstform.

Man hat vielfach geglaubt, daß der Naturalismus der achtziger Jahre eine dem Quattrocento verwandte Periode sei, auf die eine neue künstlerische Renaissance folgen müßte. Das ist in keiner Weise der Fall. Die Unruhe der Menschheit und ihre ideelle Bindung, der eine radikale Lösung gegenübersteht, ist heute zu groß, als daß der Mensch in sich selber wieder ein scheinbares Gleichgewicht finden könnte, zumal in der deutschen Kunst. Schon Dürers ‚Melancholie' hat die klassische Typik in einem unruhigen Sehnen durchbrochen. Alle klassizistischen Versuche enden heute in Unfruchtbarkeit und Vertrocknung der geistigen Organe. Die Seele muß ihren Schwerpunkt außerhalb suchen. Die ‚Melancholie' von Caspar ist eines seiner ersten Werke. Diese sitzende Gestalt wird durch die geistige Erregung aus sich herausgehoben, wie ein Fels ragt der Körper über die langsam, stetig drängende Flut der Faltenwellen heraus. Wie ein Halbmond biegt sich die Gestalt mondnächtig mit im Traum gefesselten, verlorenen Händen einer unbekannten Anziehungskraft zu.

Dieses Zwischengefühl zwischen Selbstbehauptung und Naturverzehrtheit, in dem die geistige Bewußtheit ertrinkt, hat einen heidnischen Hauch, verglichen mit der ganz anderen geistigen Erregung, die die Gestalt des ‚Johannes auf Patmos', eines der letzten Bilder, überschauert. Hier ist statt Gebundenheit Gehobenheit, statt Traum Vision, statt geistiger Versunkenheit höchstes Bewußtwerden, Inspiration. Die Gestalt atmet in der Leichtigkeit einer südlichen Vegetation, ihr Atem wird im ungeheuerlichen Wirbeln einer vulkanischen Atmosphäre beschleunigt, berauscht von einer Offenbarung. Die Armhaltung deutet den Dualismus von Natur und Geist in eine Einheit. Das ganze Bild hat etwas eigentümlich Flächiges, eine aufgestaute Anschauung, in der der Evangelist und der Adler nicht mehr als räumlich bestimmte Wesen, sondern bald nur noch als ein in geistige Bewegung ausstrahlender, seelischer Pol empfunden werden. —

Weitere Bilder des Künstlers seien übergangen. Je mehr man sich in die paar betrachteten vertieft, um so tiefer erkennt man, welch große Rolle das Christentum in der modernen Kunst zu spielen berufen ist. In

modernen Kreisen hält man christliche Stoffe für abgetan. Wenn man sich den Allgemeinzustand der christlichen Kunst besieht, möchte man glauben, daß ihr wirklich alle neue formbildende Kraft versagt ist. Wenn man aber das Christentum auch künstlerisch nicht als etwas bloß Stoffliches, sondern als die allbezwingende Weltanschauungsform nimmt, an der alle künstlerische Form sich von selber immer wieder orientieren muß, wenn man begreift, daß nur die tiefste Energie in der zeitlichen Erfassung der künstlerischen Probleme überhaupt erst die Ahnung der letzten Möglichkeiten christlicher Kunstform erschließt, dann weiß man, daß die künstlerische Ruhelosigkeit des Christentums heute mehr als je das alleinige Prinzip des künstlerischen Fortschritts ist. Denn die Seele hat kein anderes Ziel, als den Dualismus zu überwinden.

Erde

Tags scheint die Sonne, nachts stehn Mond und Sterne;
doch aus der Erde wallt Gewölk und Nacht.
Da steht der Mensch vom Wege ab und sagt:
die Wahrheit ist ein goldner Trug der Ferne.

Die träge Schwere liegt ihm ja im Kerne;
indes er nun am Licht der Welt verzagt,
trübt sich sein eignes in der Nacht;
er aber tröstet sich mit Grauen gerne,

statt es zu tragen durch den Dunst, den dicht
die Erde wirft und den er schürte,
bis wieder Gnade durch die Wolken bricht.

O Torenwahn: wenn sich der Mensch verirrte
im Dunkel dieses Erdenseins, das Licht
der Wahrheit leugnen, das ihn dennoch führte.

Christoph Flaskamp.

Markus, der Tor / Roman von Josef Gangl

(Fortsetzung.) Nachdem alle von dem Hofanger abgezogen waren, die dort an jenem Empfange teilgenommen hatten, fuhr Egid Liebrich gleich nach Hause. Zu einer langen Aussprache war es nun zwischen ihm und den zwei Baldringern nicht gekommen. Er hatte sich mit schönen Worten bedankt, weil Markus für ihn gegen die Leute auftrat.

‚Jetzt müssen wir es ihnen halt zeigen, daß wir nicht zu ihrem Schaden Freunde geworden sind,‘ gab Markus darauf zur Antwort.

Dann umarmte Egid den jungen Bauern und sagte: ‚Ja, ich will dein Freund sein, und wer das sein will, der muß es freilich auch mit allen Menschen gut meinen, das weiß ich wohl.‘

Ein wenig schämte er sich nun zwar vor sich selbst, weil er da gar so vieles verhieß, das er ja nicht halten wollte, aber deswegen gedachte er doch von keinem Heuchel abzustehen, mittelst dessen er in den Besitz des schönen Mädchens gelangen konnte.

Die zwei Baldringer waren indessen neuerdings glücklich, weil sie an das Wunder glauben konnten, als welches ihnen die große Willensänderung des jungen Gutsbesitzers erschien. Hernach nahm Egid von den zweien alsbald Abschied, denn er fand es nicht statthaft, sie noch länger von der Nachtruhe abzuhalten. Für den Markus machten die zwei diensttuenden Weiber in der größeren Stube ein Bett auf und Benna bereitete sich in dem Nebenraume selbst ihr Lager. Die zwei jungen Leute waren nun freilich von ihren jüngsten Erlebnissen noch so erregt, daß sie kein Schlafbedürfnis fühlten. Benna konnte aber deswegen doch nicht ihrer körperlichen Ermüdung vergessen. Sie nahm sich vor, so lange wach zu liegen, bis ihr Vetter von den Besuchen zurück kam, die er seinem Versprechen gemäß noch heute machen wollte.

‚Ich laß die Tür' offen stehen, damit wir dann noch von unseren Betten aus miteinander reden können‘, sagte sie. ‚Und jetzt will ich bei meinem Nachtgebet darum flehen, daß du von diesem Gang besser beruhigt zurückkehrst, als du es jetzt bist.‘

Sie ging in ihr Zimmer und kniete sich dort vor dem Bette hin. Markus wollte im Geiste mit ihr beten und trat an das offene Fenster, durch welches er früher mit den Leuten geredet hatte. Zunächst dachte er daran, daß er heute sein Nachtgebet wohl nicht so vollkommen wie sonst verrichten können werde. Sonst pflegte er allabendlich mit sich darüber zu rechten, wie er den jeweilig verflossenen Tag verbracht hatte. Diesmal konnte er sich nur soviel mit Sicherheit sagen, daß er heute immer des besten Willens gewesen war; inwieweit er dabei an den Leuten recht oder schlecht getan hatte, das vermochte er jetzt nicht zu sehen, und so betete er andächtig, Gott möge ihn mit dieser wohlgemeinten Handlungsweise nicht zu schanden werden lassen. Weil ihm seine Einsicht so

viel verachtet worden war, zweifelte er nun wirklich mehr als früher an ihr, und mit diesem Zweifel stieg auch seine Furcht vor dem Mißlingen seines Werkes. Während seines Gebetes wuchs aber sein Gottvertrauen. Ganz fest überzeugt war er nun davon, daß ihm Gott zu gnädig war, um ihn hier einen Irrweg gehen zu lassen. Als er für diese beglückende Wirkung seines Gebetes sein Herz gehörig danken lassen wollte, trug ihm der leise Abendwind einen Stimmenklang zu: das Beten jener Begleiter der Totenfuhre. Dann sah er die zwei langsam daherkommenden Schimmel, das kleine Laternenlicht und mehrere Gesichter, die von dem schwankenden Scheine getroffen wurden. Seine schöne, begeisterungsvolle Andachtsstimmung war nun jäh aus und ein kalter Schauer fuhr ihm über den Leib.

‚Benna!' rief er. ‚Mir ist, als ob da was gegen mich im Anzug wär'!'

Benna lief aus ihrem Zimmer zu Markus. ‚Ein Tot's bringen's uns,' sagte sie. Als sie dann seine Hand anfaßte, fühlten sie gegenseitig ihr Zittern.

‚Es wird sich doch nicht meinetwillen jemand was angetan haben?' flüsterte Markus. ‚Nur so was soll nicht geschehen. Jetzt hab' ich grad Gott so viel gebeten, er möcht' durch mich das Werk vollbringen, und er hat mir's auch deutlich zu spüren geben, daß er mich dabei sicher führt. Und wenn jetzt doch meinetwegen ein Unglück g'schehen wär' —!' Er schüttelte nun den Kopf. ‚Nein, nein, das ist unmöglich, ganz unmöglich, wo ich doch jetzt seine Gnad' so groß in mir empfunden hab'.' Es blieb ihm aber nun doch bange, trotzdem er sich wieder mit aller Macht an sein Gottvertrauen hielt. Benna erwiderte ihm nichts, sie war in der düsteren Ahnung, welcher sie sich hingab, keines tröstlichen Wortes fähig und ein anderes wollte sie nicht sagen.

Auf dem Hausanger brachte der Wirt sein Fuhrwerk zum Stehen, nahm der alten Magd die Laterne aus der Hand und leuchtete die Baldringer an.

‚Sie werden sich's eh denken können, gnädiger Herr, was wir Ihnen da bringen,' sprach er, herbe lächelnd.

‚Einen Toten?' fragte Markus heiser, unter schwerem Keuchen.

‚Na, sehen's, Sie wissen's ja richtig,' sagte der Hawechl. ‚Es ist ja auch ganz selbstverständlich, daß Sie es wissen. Wenn man, wie Sie, armen Leuten so große Hoffnungen macht und nachher wieder nimmt, da muß man sich's wohl dabei denken, daß sich einer oder der andere von diesen Betrogenen ersäufen oder erhenken könnt'.'

Die letzten Worte dieser Rede sprach der Hawechl nicht mehr im Beisein des Baldringers, der nun schon durch den Hof auf den Anger rannte. Vor dem Wagen stand Markus stille und zog den Kotzen von

dem Kleiwenleicht weg. Benna war ihrem Vetter gefolgt, trat nun an seine Seite, und der Hawechl leuchtete den beiden, damit sie den Toten sehen konnten. Der Sphändl stand ihnen mit den zwei Knaben an dem Wagen gegenüber. Markus gab mit seinem Gesichte weder dem jungen Schlosser noch den anderen, die ihn beobachteten, viel zu raten auf; ohne an eine Verstellung zu denken, ja, ohne einer solchen fähig zu sein, ließ er es sich nun ansehen, daß er sich mit unbeschreiblichem Entsetzen für einen Mörder hielt. Von dem Toten blickte er mit weit offenen, starren Augen gerade aus auf den Sphändl, welchen er nun aber nicht als denjenigen erkannte, von dem ihm früher so viel zugesetzt worden war. Auf den Leichnam zeigend, fragte er leise, fast so wie einer, dem selbst der Tod an der Kehle ist:

‚Wer ist das? Ich möcht' wissen, wer das ist.' Der junge Schlosser war nahezu davon überzeugt, daß der Markus mit einer wahren Auskunft über den Kleiwenleicht teilweise zu trösten gewesen wäre; aber sein Haß gegen diesen Menschen, den er für den Vernichter seiner Seelenruhe hielt, ließ ihn nun nicht das Rechte sagen.

‚Ein armer Mensch war's, für den die Hoffnung auf das, was er von Ihnen zu kriegen g'habt hätt', das meist' Glück war. Wie ich ihm's g'sagt hab', wie Sie jetzt g'sonnen sind, hat er sich halt ertränkt.'

Gleich nach dem Schlosser redete nun der Hawechl: ‚Bei dem Schrecken, den Sie unter den armen Leuten verbreit't haben, gnädiger Herr, kann sich ja so was gleich wieder zutragen.'

‚Ich hab' es nicht geglaubt, daß so etwas geschehen könnt',' sagte Markus.

‚Nun, so treffen's halt gleich Vorkehrung, damit Sie nicht noch mehrere Menschen auf's Gewissen kriegen,' mahnte inständig der Hawechl. Dann wies er auf die zwei Knaben: ‚Da haben Sie seine Kinder.'

Franzl und Edi weinten nun schon ihrer Vereinbarung gemäß und das fiel ihnen bei der Übung, die sie in Sachen der Verlogenheit hatten, nicht schwer. Markus ging zu den beiden hin. Zu sagen wußte er ihnen nichts. Er hielt den Verlust, welchen sie, wie er meinte, durch seine Schuld erlitten hatten, für so unersetzlich, daß er in allen Trostesworten und Versprechungen, die er ihnen hätte sagen können, einen Hohn sah. Auch ein jedes Bitten und Werben um die Verzeihung der beiden fand er sinnlos und vergeblich, denn er glaubte es sich ziemlich vorstellen zu können, wie wenig sie im Grunde bei ihrer jetzigen Jugend die ganze Größe dessen, was ihnen durch ihn geschehen war, zu ermessen vermochten. In dem unsagbaren Leide, das er um die Knaben empfand, kniete er unwillkürlich vor ihnen nieder und streckte nach dem Edi, der sich zu einem besonders starken Schluchzen zwang, die Hände aus. Aber dann berührte

er den Kleinen nicht, weil er sich sagte, daß er ihnen damit ein berechtigtes Grauen hätte einflößen können. Vom Jammer übermannt, schlug er die Hände vor das Gesicht. Benna stand ratlos neben ihm.

Sie sah die Umherstehenden in der Meinung an, daß sie nun für Markus ein Mitleid zeigen müßten. Aus den meisten Gesichtern, die sie gewahren konnte, sprach jedoch nur hauptsächlich eine gemeine Neugier und aus andern eine harte Strenge. Den Wirt erblickte sie dabei, wie er mit einem grausamen Lächeln dem alten Fabrikarbeiter zuzwinkerte. Was er dabei sagte, das konnte sie nicht hören. Er sagte: ‚Ich mein', er ist schon marb genug.'

Auf den Sphändl sah sie am längsten, weil ihr die finstere Genugtuung, welche sich auf seinem Gesichte ausdrückte, besonders bemerkenswert und unerklärlich erschien.

Dann fiel es ihr auf, daß die zwei Knaben fast plötzlich zu weinen aufhörten. Zuerst betrachteten die beiden verwundert den vor ihnen knienden, immer mehr in sich zusammensinkenden Markus, und dann leuchtete in den Augen des einen, sowie in denen des anderen ein ehrliches Erbarmen auf.

Nachdem sie hernach einander schnell, aber sehr verständnisinnig angesehen hatten, kehrte sich zuerst Edi und dann Franzl nach dem Wunionkel um und forderten ihn förmlich mit ihren Blicken auf: ‚Jetzt heb' du schon einmal den armen Kerl in d' Höh'.'

Sphändl wollte aber den Baldringer nicht aufheben. Er sagte es sich bei dem Anblicke dieses Unglücklichen allzugerne immer wieder: ‚Ich brauch' mich nimmer so stark schuldig fühlen, wenn es der Baldringer derart tut.' Was nun die Kinder von ihm wollten, das erriet er genau und blieb doch von ihrem Wunsche fast unbewegt.

Befremdet und betrübt wandten sie sich von ihm ab und wieder dem Markus zu, dem nun Benna leise zuredete: ‚Du darfst dich nicht so hingeben, schon allein meinetwillen darfst du es nicht.'

Dann hob der Wirt den Armen auf und sagte dabei: ‚Sie müssen jetzt bei Ihnen selber sein. Sie haben gar viel gut zu machen und ich glaub', Sie werden es auch.'

‚Ich weiß es nicht, was ich jetzt tun werde,' gab Markus zur Antwort.

Jetzt lachte der alte Fabrikarbeiter spottvoll auf. ‚Mir scheint, Sie haben's früher auch nicht gewußt, was Sie tun!' rief er, ‚sonst wär' ja wohl das Unglück nicht geschehen.'

Darauf sagte der Hawechl dem Markus: ‚Jetzt werden Sie sich aber doch zum Rechten besinnen. Wir hoffen das ganz sicher. Und jetzt werden wir Ihnen halt den Toten abladen. Er gehört Ihnen ja gewisser-

maßen zu. Wo sie ihn herausgefischt haben — in meiner Au — hab' ich ihn nicht liegen lassen können. Meine Au ist ein Ort für glückliche Lustwandler, die keine Toten herumliegen sehen wollen. In mein Haus hab' ich ihn auch nicht hineinlegen können. Die Donaunixe ist ein Vergnügungsetablissement, wo ein solcher Gast die anderen vertreiben tät. Lassen's ihn halt bei Ihnen, bis er abg'holt wird. Soviel ich vorhin erfahren hab', ist der Schwemeißerhof eh sein Vaterhaus. Er ist dem alten Kleiwenleicht, dem der Schwemeißer diesen Platz da abg'luxt hat, sein einziger Sohn. Jetzt kommt er halt wieder dahin, von wo er ausgangen ist.'

,Tragt ihn hinein,' sagte Markus. ,Aber nicht durch das hintere Tor. Sprengt das Haustor.'

Es wären wirklich gleich mehrere dazu bereit gewesen, das Tor einzurennen, aber da kam nun die Frau Kati vor den zwei Männern, welche sie abgeholt hatten, laut schreiend herbeigestürzt. Vor dem Wagen stand das junge, üppige Weib stille. Es spiegelte sich mehr Grausen als Schmerz in ihrem vollen, weißen Gesichte, als sie langsam den Kotzen emporhob und ihren Mann ansah. Sie hatte diesen Mann heiß sinnlich geliebt, und jetzt graute ihr vor ihm. Von einer solchen Liebe, die über den Tod hinaus währt, hatte sie für ihn nichts. Sie heuchelte nun auch keine Gefühle, die sie nicht empfand. Ihre schwarzen Augen suchten den Baldringer, und sie erkannte ihn an seinem sichtbaren Jammer. Nach ihren Kindern, die bei dem Sphändl stehen blieben, sah sie sich nur der anwesenden Leute wegen um. Sie trat auch zu den beiden und küßte sie.

Unterdessen wurde sie schon von dem Baldringer angesprochen: ,Ich hab's nicht für möglich gehalten, daß so was geschehen könnt'.'

Die Frau Kati sah ihn mit einem starren, ausdruckslosen Blicke an und sprach dazu leise: ,Eine andere an meiner Stell' tät Sie jetzt in den Abgrund der Höll' hinab verfluchen. Ich will ruhig mit Ihnen reden. Eine Zuhörerschaft brauchen wir dabei nicht.' Langsam gingen die beiden nebeneinander die Scheunenwand entlang, und Benna trat nach einer andern Richtung hin in die Finsternis.

Der alte Fabrikarbeiter brachte nun mit seinem eigenen Empfinden dasjenige der übrigen Versammelten beiläufig zum Ausdruck, indem er sprach: ,Ich wär' nur neugierig, ob er ihr zuerst ein Geld antragt, oder ob sie zuerst eins verlangt.'

Der Sphändl erwiderte darauf: ,Ich mein', er wird's auf die Mahnung ankommen lassen. Schad', daß man ihr nicht schnell von einer anderen Seit' Geld verschaffen kann.'

Ein junger Mensch, der neben dem Haustore stand, fragte nun laut: ,Sollen wir's jetzt aufbrechen?'

‚Nein,‘ antwortete der Wirt. ‚Wenn er nicht dabei ist, wär' das doch ein bißl unschicklich.‘

Hinter der Scheune des Hofes redete unterdessen die Frau Kati schon den Markus an: ‚Sie werden wissen, was jetzt vor allem Ihre Pflicht ist. Ich bin bettelarm. Nicht einmal ein Stückl schwarzes Gewand hab' ich jetzt als Witwe anzuziehen. Ich muß sofort Geld haben oder auch ins Wasser gehen.‘

‚Meine Muhme hat noch einen größeren Betrag,‘ sagte Markus, ‚den soll sie Ihnen sofort geben.‘ Er rief die Benna herbei und teilte ihr den dringendsten Wunsch der Witwe mit. Benna lief in den Hof und brachte alsbald das sämtliche Geld heraus, welches sie von dem, was ihr die Frau Nanni mitgegeben hatte, noch besaß. Die Witwe sprach indessen immerfort von ihrer großen Armut, und Markus hörte ihr mit seinen noch immer vom Schrecken betäubten Sinnen zu, ohne sie recht zu verstehen.

Als sie das Geld eingesteckt hatte, ging sie zwischen den zwei Baldringern merkwürdig leicht und aufrecht zu den Leuten zurück.

Der Wirt trat den dreien entgegen und sagte: ‚Meine Schimmeln wollen nimmer stehen. Jetzt laden wir ihn ab, nicht wahr?‘

‚Was?!‘ schrie Frau Kati. ‚Abladen wollt ihr ihn? Z'wegen was denn?‘

‚Weil's halt jetzt schon einmal so beschlossen ist,‘ lautete die Antwort des Wirtes.

‚Was? Ohne meine Einwilligung habt ihr das beschlossen?‘ schrie die junge Witwe. ‚Da gilt halt nachher der Beschluß nichts. Ich führ' mein'n Mann hin, wo ich will, verstanden? In die Einsetz* führ' ich ihn.‘

‚Aber nicht mit meinen Rossen,‘ sagte der Wirt. Dann fügte er aber hinzu: ‚Das heißt, billiger als um zehn Gulden fahr' ich nicht bis zur Einsetz.‘

Frau Kati wandte sich von den Leuten ab, nestelte ein Weilchen an sich herum und hielt hernach dem Hawechl zehn Gulden hin. Der Wirt sah einige der Herumstehenden an, als ob er sie fragen wollte: ‚Soll ich's nehmen?‘

Die stumme Frage beantwortete ihm der alte Fabrikarbeiter. ‚Na freilich, führ' ihn halt; sonst führt ihn ein anderer, oder die Frau trägt ihn selber weg; du siehst es ja, daß sie mit einer frischen Kraft hinter der Scheuer hervorgekommen ist.‘

Inzwischen flüsterte die Frau Kati der Benna, welche neben ihr stand, zu: ‚Ich werd' Ihnen doch so was nicht antun lassen, wo Sie so ein Einsehen gehabt haben.‘

---

* Einsetz = Leichenhaus.

Benna zuckte anstatt einer Antwort die Achseln und sah dann auf Edi, der mit weinerlicher Stimme ausrief: ‚Ich mag nimmer so weit gehen und der Franzl auch nicht, wir sind todmüd.‘

‚Geht nur,‘ entschied die Witwe. ‚Es wär' ein' Schand, wenn ihr da nicht mitgehen tät't.‘

‚Wir möchten ja recht gern mit,‘ rief Franzl, ‚aber mir tun meine Frostbeulen soviel weh und dem Edi seine Fußschrunden, und schläfrig sind wir auch. Vielleicht dürften wir uns da in dem Hof auf einen Heuboden legen.‘

‚Wir hätten Betten für euch,‘ sagte Markus. Die Frau Kati sah es ihm an, daß er an den Kindern gerne etwas Gutes getan hätte und sie gönnte ihm nun eine Freude.

‚Wenn euch der Herr hier behält, so hab' ich nichts dagegen,‘ sagte sie.

Nun redete aber der Sphändl zu den Kindern: ‚Bis da hinauf zur Reichsstraß' werdet ihr es schon noch ermachen können. Und dort übernacht' ich mit euch in dem Fabrikswirtshaus.‘ Indem er dann der Frau Kati einen vorwurfsvollen Blick zuwarf, sagte er: ‚Mich wundert's, daß du die Kinder bei dem Herrn Baldringer lassen möchtest.‘

Die junge Witwe erwiderte seinen vorwurfsvollen Blick mit einem strafenden und feinen Verweis mit den Worten: ‚Ich werd' doch gegen diesen Herrn nicht rachsüchtig sein, wo ich seh', daß er sich die G'schicht eh g'hörig zu Herzen nimmt. Wenn's ihn dazu drängt, den armen Waiserln was zu vergüten, so soll er's in Gott'snamen tun. Ich werd's sehr passend finden, wenn er sich um sie annimmt. Ein anderer wird sich g'wiß nicht für sie opfern und ich werd's doch nicht erhalten können. Es wär' auch ein Unsinn, wenn du für sie ein Nachtlager zahlen tät'st, wo der gnädig' Herr eins für sie hat. Du bist doch selber ein armer Teufel.‘

‚Mir scheint, du rechnest schon ziemlich sicher drauf, daß du den armen Teufel nimmer brauchen wirst,‘ sagte der Sphändl. ‚Von dir kannst du mich auch ohne weiteres verabschieden, aber von deinen Kindern nicht. Du hast früher gesagt, daß du die zwei nicht wirst erhalten können, und ich weiß es, daß du sie nicht erhalten wirst. Nach dir hab' ich auf die Buben die meist' Anwartschaft, das wirst du mir nicht abstreiten. So nehm' ich mir die beiden. Ich bin ein armer Teufel, das ist wahr, aber die zwei werden deswegen doch nicht bei mir hungern. Meine ganze Kraft will ich daransetzen, daß ich sie anständig durchbring'.‘

Die Frau Kati sah nun den Markus mit einem Blicke an, der ihn bat: ‚Jetzt red' du.‘

Erst nachdem ihm die Witwe so viel von ihrer Willensmeinung zu wissen gab, wurde in Markus der Wunsch mächtig, die zwei Knaben an-

Karl Caspar/Pietà I.

nehmen zu dürfen. Früher hätte er es kaum für möglich gehalten, daß sie ihm die beiden schenken würde. Zu seinem Erstaunen sahen ihn nun auch die Knaben innig bittend an. Der Franzl hatte dem Edi kurz vorher zugeflüstert: ‚Von dem können wir was reißen*, wenn wir uns bei ihm eintegeln*.‘

Markus trat jetzt dem Sphändl näher und redete ihn an: ‚Ich hab's recht not, daß ich an diesen Kindern ein gutes Werk tu.‘

Der Sphändl antwortete: ‚Ich hab' an den Kleinen auch was zu sühnen — weniger freilich als Sie, aber gerad' deswegen bin ich's mehr wert als Sie, daß man mir die Gelegenheit zu dieser Sühnung gibt.‘ Für den Markus waren nun diese Worte ein richtiges Verdammungsurteil, sie trafen ihn so arg, daß er nicht einmal über ihre Gerechtigkeit nachdenken konnte und daß er es auch nicht imstande war, gehörig des Selbstbekenntnisses, das der Sphändl gemacht hatte, zu achten.

Der junge Schlosser setzte seine Rede fort: ‚Wenn Sie auch an diesen Kindern nichts verbrochen hätten, so wären Sie doch nicht der Mensch, dem ich die zwei anvertrauen möcht'. Sind Sie wirklich so ein Christ, als der Sie angesehen sein wollen, und möchten Sie die Kinder auch zu solchen Christen machen, dann wär' an diesen nichts Gutes geschehen. Man sieht's ja heut', wohin es Ihre Christlichkeit bringt. Wenn Sie aber der Heuchler sind, als den ich Sie heut schon verdächtigt hab', dann darf man Sie als einen Kindererzieher erst recht nicht in Betracht kommen lassen. Also Sie werden an diesen Zweien nichts gut machen können. Tragen's halt die Schuld, die's auf sich geladen haben.‘

Mit seiner rechten Hand ergriff er nun den Franzl am Arme, mit seiner Linken den Edi und dann wollte er mit den beiden schnell von hier fort. Sie leisteten ihm einen Widerstand, der ihn überraschte. Drei Schritte weit ließen sie sich schleppen. Dann hielten sie ihn an und Franzl flüsterte in einem beschwörenden Tone: ‚Überleg' dir das, Wunionkel! Sei nicht auch gegen diesen hart — — —.‘

‚Weißt, sonst macht er's vielleicht auch so wie der Vater,‘ ergänzte der Edi.

Sphändl erschrak. Die Mahnung der Kinder ließ es ihn erkennen, daß er nun wirklich auch gegen Markus sehr grausam war. Er handelte nun aber in dem Hasse, den er gegen den Baldringer empfand, gegen seine eigene Erkenntnis, indem er die Knaben weiterzerrte und ihnen drohte: ‚Nimmer anschauen tu' ich euch, wenn ihr nicht ruhig mitgeht.‘

Sie wußten es, daß er einer von denen war, die so viel als möglich ihr Wort halten, deshalb gingen sie mit ihm. Nun sagte er in einem be-

* reißen = ausnützen. — ** eintegeln = einschmeicheln.

ruhigenden Tone: ‚Der könnt' noch gar viel sehen, eh' er sich was antät, das weiß ich ganz gewiß. Die einmal so was Großes angefangen haben wie der, die müssen viel von ihrem Geist fallen, eh' sie das Leben wegwerfen. So weit ist er noch nicht.' Franzl hätte sich nun wenigstens noch umwenden und dem Markus heimlich eine tröstliche Miene zeigen mögen, aber er wagte das nicht, weil er wußte, daß einem so etwas vor dem scharfäugigen Wunionkl nicht leicht gelang.

Frau Kati war indessen bei dem Baldringer stehen geblieben. Jetzt drückte sie zuerst ihm die Hand und dann der Benna und sagte zu den beiden:

‚Verzichten's vorläufig auf die Buben. Sie können uns ja in anderer Weise genug Gutes tun.'

Dann folgte sie dem Gefährte, das nun der Wirt gegen die große Straße hin zu lenken begann.

Etliche Männer schlossen sich der Witwe an und die meisten der Anwesenden gingen nach der Donaunixe zurück. Die Laterne hatte der Wirt mitgenommen. Die zwei Baldringer blieben hier allein im Finstern. Markus kauerte vor der Hauswand auf einen niedrigen Bretterstoß hin.

Benna sah, daß hier aller Zuspruch vergeblich wäre. Nach einer Weile sagte sie aber doch:

‚Gott wird dich auf's neue zu deinem Werk' stärken, obwohl er dieses Unglück geschehen ließ.'

Markus entgegnete ihr darauf: ‚Du glaubst es selbst nicht, was du da sagst. Wenn Gott meinem Werk gnädig wär', hätt' er mich nicht dabei an dem Tod eines Menschen schuldig werden lassen. Und ich Narr hab' mich noch vor einer Weil' seiner Gnad' so voll gefühlt! Ich könnt' mir gar kein gewisseres Zeichen seiner Huld vorstellen als dieses Vertrauen, das ich vorhin zu ihm gehabt hab'! Weshalb läßt er denn das eine Einbildung sein, was mir als die sicherst' Verständigung mit ihm erschienen ist? Ich glaub', er hätt' mich gar nicht weiter von sich entfernen können, als er es tut, indem er mir zeigt, daß ich meinem Fühlen nicht trauen darf.'

Der Benna flößten diese Worte ein Entsetzen ein, das größer als dasjenige war, welches sie empfand, als man vorhin den Toten brachte.

‚Ich hab' dich für so glaubensstark gehalten und du warst's nicht, sonst könntest du nicht jetzt schon so erbärmlich zweifeln,' sagte sie. ‚Gott hat dieses Unglück geschehen lassen, um deinen Glauben zu prüfen.'

Markus schüttelte den Kopf. ‚Nein, nein,' sagte er, ‚das ist keine Prüfung, das ist ein Zuschandenwerden, von dem ich mich mein Lebtag nimmer erheben kann.'

‚Du wirst dich doch wieder erheben,' sagte Benna; ‚daß du lang' so unglücklich bleibst, wie du es jetzt bist, das will Gott nicht.'

‚Er will's doch,' behauptete Markus. ‚Einer, der so viel bei Gewissen ist wie ich, und den Gott so wie mich schuldig werden läßt, der wird sich auch durch kein Wunder jemals mehr so ungestraft fühlen können, wie ich das bis heut' getan hab'. Durch keine Sühne, die ich üben kann, werd' ich noch jemals so rein, daß ich in diesem Leben noch so froh werden könnt', wie ich es bis heut' war. Vor einer Weil' hab' ich noch daran gedacht, daß ich mir an den zwei Kindern ein wenig emporhelfen könnt'. Jetzt glaub' ich auch daran nicht mehr. Das wär' ein schlechter Kindererzieher, den Gott so wenig berat't wie mich. Und wie sollt' einer, der sich nach Gottes Willen so wenig trauen darf wie ich, erst ein solches Werk vollbringen wie das, an das ich mich da in meiner Selbstüberhebung gemacht hab'? Du mußt es einsehen, Benna, daß ich an das Gelingen dieses Werkes nicht mehr glauben kann. Daß ich nun gar nicht mehr weiß, was ich hier anfangen soll, das wirst du auch einsehen.'

‚Du bist zornig und erbittert gegen Gott!' rief Benna.

‚Nein, das bin ich nicht,' sagte Markus; ‚aber ich bin willensschwächer als mancher völlige Narr, weil ich nun Gott gar nicht begreifen kann.'

‚Dann sollt' dir der Glaube an seine Barmherzigkeit genügen,' meinte sie.

‚Ich zweifle daran, daß er mir barmherzig ist,' entgegnete Markus. ‚Das hab' ich doch schon mit anderen Worten gesagt.' Dann fügte er hinzu: ‚Dich trifft mein Unglück furchtbar schwer. Ich hätt' dir's vielleicht nicht so ganz eingestehen sollen.'

‚Freilich,' sagte Benna, ‚weil du in deinem Denken noch niemals so schwer gesündigt hast wie jetzt, d'rum möchtest du mich jetzt auch zum erstenmal belügen und beheucheln.' Dann befahl sie in einem halb strengen, halb zärtlichen Tone: ‚Jetzt geh' mit ins Haus. Ich hoff', daß uns Gott trotz allem auch in dieser Nacht schlafen lassen wird.'

Er folgte ihr schweigend.

Während sie durch den Hof gingen, sagte sie: ‚Die versprochenen Besuche machst du morgen.'

‚Ich weiß es nicht, ob ich sie machen werde,' entgegnete er. ‚Es ist, wie ich dir sagte: Ich weiß nicht mehr, was ich soll.'

‚Dann will ich dir's sagen,' sprach sie fest und dabei doch ein wenig scherzhaft.

In seinem Zimmer legte sich dann Markus nur auf sein Bett, weil er es wußte, daß der Benna diesmal ein Schlafen unmöglich wäre, so lange es ihr nicht gewiß sein würde, daß er schlief. Etliche Male horchte sie durch die Türspalte nach ihm hin, und weil er in solchen Augenblicken immer ganz stille lag, fand sie dann wirklich den Schlaf, den sie erhofft

hatte. Wenn den Markus sonst Sorgen oder Krankheiten wach hielten, hatte er immer beten können. Jetzt hielt er ein Beten für vergeblich, und er fürchtete auch, daß sich ihm eine jede Erhebung seines Geistes wieder als ein Selbstbetrug herausstellen könnte. Als das Richtigste erschien es ihm, sich in sein Bewußtsein der Gottverlassenheit zu finden, ohne über ihre Gründe, die ihm ja nun einmal unbegreiflich waren, nachzugrübeln, und deshalb glaubte er, sich nichts besseres als eine völlige Stumpfheit wünschen zu können.

Gegen das Werk, welches er so begeistert begann, empfand er nun einen Abscheu, weil er ja meinen mußte, daß er durch dasselbe für seine Lebenszeit unglücklich geworden war. In dem Sinne des seligen Strölkamp meinte er das Werk auf keinen Fall mehr vollenden zu können. Es war ihm ganz gewiß, daß sich Gott gegen diese Art der Teilung ein für allemal ungnädig gezeigt hatte. Er nahm sich vor, es so schnell als möglich denen recht zu machen, die ihm den Rat des Strölkamp so viel verachteten und verhöhnten. Daß er dann aber deswegen noch um etwas Beträchtliches glücklicher werden könnte, das hielt er für unmöglich. Als er ungefähr zwei Stunden lang auf seinem Bette war, trug ihm der Nachtwind ein mehrstimmiges Geschrei an das Ohr. Drüben in dem Arbeiterdörfchen, vor dem zweiten Häuschen der linken Gassenzeile gab es einen wilden Streit. In jenem Häuschen wohnten die Brüder Läusch mit einigen ihrer Angehörigen.

Dominik, der ältere der beiden, besaß ein Weib und fünf schon erwachsene Kinder, Matthias, der jüngere, war verwitwet und hatte eine Tochter. Dominik hatte seit seiner Jugend auf dem Schwemeißerhofe gearbeitet und war durch eine übergroße Strebsamkeit unter den Hofknechten der wohlhabendste Mann geworden. Als einen Nebenberuf betrieb er allabendlich sowie an allen Feiertagen die Schneiderei, und außerdem fand er Zeit zum Wilddiebern, Fischen, Holzstehlen und anderen lohnenden Geschäften. Seine Frau, die auch in der Gutswirtschaft arbeitete, wenn es dort viel zu schaffen gab, war in freien Stunden Gemüse- und Blumenhändlerin. Teils kaufte sie ihre Waren, teils bezog sie dieselben anderswie aus den großen und zumeist sehr schlecht umzäunten Gärtnereien der Gegend.

Für die Zukunft ihrer Kinder hatten die zwei anstelligen Leute mit sichtlichen Erfolgen gesorgt. Ihr erster Sohn war Advokat, ihr zweiter Kaufmann, und ihre Tochter hatten sie einem Kohlenhändler verheiratet. Den drittältesten Sohn, den Nazi, benützten sie daheim zu allen möglichen Dienstleistungen und schlugen ihn dabei mehr als mancher Sandfuhrmann seinen Gaul.

Eigentlich war der Nazi das wohlgeratenste und beste dieser Ge-

schwister und verkümmerte bei den Eltern, weil er ihnen am unentbehrlichsten war. Die beiden Alten hätten das Dienen auf dem Hofe sowie ihre anderen Geschäfte längst nicht mehr nötig gehabt, aber sie wollten von ihrer gewohnten Lebensweise nicht lassen.

Matthias Läusch war auch viele Jahre lang ein Knecht des Schwemeißers gewesen und hatte als solcher treuer gedient als sein Bruder Dominik. Zu Nebenbeschäftigungen wäre Matthias damals schon deshalb nicht fähig gewesen, weil er sich bei der schweren Feldarbeit nicht so listig zu schonen verstand wie sein auf sich selbst bedachter Bruder, und so war nicht zum geringsten Teile seine ehrliche Plage daran schuld, daß er es nicht auch zu Ersparnissen gebracht hatte. Als er dann einmal beim Kornabladen von einem Scheunengerüste fiel, konnte er keine Knechtsarbeiten mehr verrichten.

Der Schwemeißer entledigte sich des Siechen wie anderer, die in seinen Diensten arbeitsunfähig geworden waren, auf schmähliche Art. Seit einigen Jahren lebte Matthias von dem Verdienste seiner Tochter Mali. Anfangs war er darüber unglücklich gewesen, daß Mali ihre Einkünfte durch einen unehrsamen Verkehr bezog, den sie mit Männern pflegte, später ließ er sich aber deshalb williger von ihr aushalten, weil er den Schnaps zu seinem Seelentröster gemacht hatte. Jetzt war er ein in seinen Räuschen fast fühlloser und in seiner Nüchternheit verzweifelter Lump. Seine Tochter Mali war vor etlichen Monaten infolge ihres unordentlichen Lebenswandels erkrankt, und seither plagte die beiden die bitterste Armut.

Als sie eine Zeitlang unterstandslos gewesen waren, nahm sie Dominik in die Hinterkammer seines Häuschens auf, und seine Frau fristete sie mit kärglichen Lebensmitteln hin. Die beiden Eheleute taten das nur, weil sie mit Sicherheit darauf hofften, daß Matthias von jenem Teile der Schwemeißerschen Erbschaft, der ihm ja von rechtswegen gebührte, bezahlen werde. An manchen Tagen gab die Frau des Dominik dem Schwager und der Nichte so wenig, daß die beiden arg hungern mußten. An einem solchen Tage stahl der Matthias aus einer der Gärtnereien etliche Kohlhäupter, wurde dabei ertappt und hernach eingesperrt. Heute waren Dominik, seine Frau und Matthias bei dem Empfange des Baldringers gewesen. Auf ihrem Rückwege gerieten sie in Streit.

Dominik sagte zu seinem Bruder: ‚Jetzt kriegst du nichts von dem Baldringer. Er wird es ja ganz sicher erfahren, daß du ein Lump und ein erst kürzlich abgestrafter Dieb bist. Die Mali wird er auch ohne weiters als das erkennen, was sie ist. So hab' ich denn mein' Sach' an euch verloren. Daß ich nun noch etwas weiters für euch opfern und euch mein Kammerl noch länger überlassen soll, das werdet ihr bei einigem Verstand wohl nicht mehr verlangen können.'

Matthias gab wegen dieser Rede dem Bruder einige im Grunde nicht ungerechtfertigte Schimpfnamen. Dominik erwiderte kräftig genug, und die beiden wurden nur deshalb nicht handgemein, weil sie sich vor den Leuten schämten, die mit ihnen auf dem Wege waren. Bei der Brücke wandte sich Matthias von Dominik ab und ging nach der Donaunixe. Schwer bezecht kam er heim und tobte dann in der Hütte erst recht gegen Dominik weiter.

Dominik warf ihn zur Hüttentür hinaus. Mali nahm sich ihres Vaters in einer wildleidenschaftlichen Weise an und wurde dann auch von dem Läusch'schen Ehepaare gewaltsam vor die Türe gebracht.

Hierauf schlugen die beiden Hinausgeworfenen ihren Verwandten die sämtlichen Fenster ein. Als das Scherbengeklirre eben am lautesten war, erhob sich Markus leise von seinem Lager und schlich zum Hofe hinaus. Er ahnte es, daß da seinetwegen gestritten wurde und konnte deshalb gegen den Lärm nicht gleichgültig bleiben. In dem finsteren Garten Dominiks hörte er, ohne von jemanden gesehen zu werden, von dem Streite noch so viel, daß er über die Verhältnisse dieser entzweiten Verwandtschaft ziemlich genau ins Klare kam. Von den Leuten, welche außer ihm versteckte oder dem Auftritte ganz offen beiwohnende Zuhörer waren, trat niemand zwischen die Brüder. Als sich die zwei Parteien nichts mehr zu sagen wußten, was ihnen füreinander grob genug gewesen wäre, gingen sie zu Tätlichkeiten über. Der arme Matthias mußte die körperliche Überlegenheit seines Bruders gar schmerzvoll fühlen. Die Frau des Dominik machte sich über die Mali her, konnte aber das trotz seiner Krankheit noch ziemlich wehrhafte junge Weib nicht gleich so, wie sie wollte, überwältigen und rief deshalb ihren Sohn, den Nazi, zu Hilfe. Dieser junge Mensch hatte seiner Mutter sonst immer gehorcht, aber diesmal tat er es nicht. Sein Empfinden machte es ihm einfach unmöglich, die Kranke zu mißhandeln, wie es die Mutter haben wollte.

Hernach ließ jedoch der Dominik von seinem Bruder ab und züchtigte auch die Nichte. Matthias und Mali schleppten sich sonach von dem Platze ihrer Niederlage fort und hockten abseits von der Dorfgasse auf einem Feldraine nieder. Drinnen in der Hütte schlug dann das Ehepaar seinen Sohn, weil er diesmal so ungehorsam gewesen war. Markus hörte es, wie die Schläge auf das Gesicht und auf den Rücken des geduldigen, stillen Burschen fielen.

Dann näherte sich der Valdringer, um noch mehr zu hören, von den Rainstauden verborgen, dem Matthias und der Mali. Er konnte wirklich einige Reden dieser zwei unglücklichen Menschen erlauschen.

‚Da, auf freiem Feld' können wir nicht übernachten,' hörte er die

Mali sagen. ‚Ich hab' jetzt ein fürchterliches Fieber und bin so gering angezogen. Wir müssen einen Unterstand suchen.'

‚Ich weiß nicht, wohin wir uns wenden sollen,' seufzte der Matthias. ‚Wenn es doch Winter wär', damit es uns gleich totfrieren tät.' Dann schimpfte er über die Hofknechte: ‚Das ist eine Bagasch' übereinand'! Alle haben's das Geschrei gehört, alle wissen's, wie's um uns steht und keiner kommt und sagt: „Ich laß euch unterschlüpfen!" Und betteln tu' ich niemanden.'

Mali erhob sich jetzt. ‚Ich weiß schon, was wir machen,' sagte sie. ‚Zum Liebrich gehen wir, der muß uns helfen. Ich hab' mir's zwar nicht gedacht, daß ich dem nochmal kommen werd', aber jetzt tu' ich's doch.'

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsgebet

O naht euch mir, ihr holden Tage
Des Frühlings, der die Brust befreit,
Die ihr in goldner Segensschale
Den Balsam jedem Müden weiht!

O naht euch mir, ihr stillen Tröster,
Die ihr im Hauch der Winde weht!
O naht euch mir, ihr Lichterlöser,
Die ihr von Land zu Lande geht!

Mein Herz ist frei und dein verlangend.
O Geist der Milde, nahe dich!
Mein Herz ist frei und liebebangend.
O Geist des Friedens, segne mich!

Otto Agnes.

Die radikale Krise im Reich / Von Martin Spahn

Im Jahre 1890 brachten die Reichstagswahlen der sozialdemokratischen Partei einen Zuwachs ihrer Stimmen von 763 128 auf 1 427 298. Die Erregung darüber war nicht gering, und die Gegner der Bismarckischen Politik warfen alle Schuld auf den Kanzler. Daß er die sozialdemokratische Agitation durch das Sozialistengesetz gewaltsam unterband, habe solch arge Frucht getragen. Über zwanzig Jahre schon ist seither das Sozialistengesetz außer Kraft und Bismarck nicht mehr am Ruder. Trotzdem hat sich das sturzwellenartige Anschwellen der sozialdemokratischen Stimmenzahl schon zweimal und verstärkt wiederholt. Bei den Wahlen im Jahre 1903 vermehrte sie ihre Stimmen um 902 695 und am 12. Januar dieses Jahres um fast eine Million. Heute darf sich die Sozialdemokratie rühmen, daß sie rund 4¼ Millionen Anhänger habe. Dem Eindrucke dieser Zahl kann man sich schwerlich entziehen. Aber vielleicht noch mehr Aufmerksamkeit verdient, daß der größere Teil der liberalen Blätter diesen 4¼ Millionen Stimmen regelmäßig weitere drei Millionen zuzählt, die von liberalen Wählern abgegeben wurden. Jene Blätter reden, als hätten wir es im Deutschen Reiche zwar nicht für jede einzelne Abstimmung im Reichstag, aber für die Feststellung der politischen Machtfaktoren unseres Vaterlandes nunmehr mit einer einheitlichen Linken aus Sozialdemokraten und Liberalen zu tun. Sie begründen den Zusammenschluß damit, daß es für alle Bürger, die eine fortschrittliche Entwicklung wollen, die Aufgabe des Tages sei, die Konservativen und ihre Verbündeten niederzuzwingen, damit der Bann der Reaktion von unserem Vaterlande weiche.

Solchem Schlagwort gegenüber ist es angemessen, sich darauf zu besinnen, welcher politische Begriff ursprünglich in unserer Sprache den Gegensatz des Wortes ‚konservativ' bildete. Es war nicht, wie der heutige Sprachgebrauch uns zu meinen anleitet, der Begriff ‚liberal'. Vielmehr nahm in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und noch darüber hinaus der auf positive Ergebnisse der parlamentarischen Arbeit bedachte, gemäßigte Liberale, ganz ebenso wie der sich frei- oder alt- oder deutschkonservativ nennende Politiker, konservative Gesinnung für sich in Anspruch. Nur ein Beispiel sei aus Hunderten angeführt. Als man Bismarck 1877 nachsagte, daß er von den Liberalen abzurücken gedenke und eine konservative Reichstagsmehrheit zu bilden wünsche, versicherte die ‚Kölnische Zeitung', gegenwärtig eine Stimmführerin bei dem Abmarsch der Liberalen nach links: der Kanzler habe ‚eine konservativere und ergebenere Mehrheit' als die, welche ihm die Liberalen stellten, nie gesehen und gleiche bei seinem Suchen nach einer solchen ‚einigermaßen dem Manne, der den Hut sucht, den er auf dem Kopfe hat'. So wie das Wort ‚konservativ' sinngemäß früher und auch an der erwähnten Stelle der ‚Kölnischen Zeitung' angewandt wurde, war sein Gegensatz das Wort ‚radikal'; und nur vom Standpunkte radikaler Stimmung, nicht auch liberalen Denkens aus kann unsere Entwicklung im letzten Menschenalter als Reaktion empfunden werden.

Freilich scheinen auf den ersten Blick die Tatsachen der Parteigeschichte

dieser Behauptung zu widersprechen. Denn unmittelbar, ehe unsere innere Entwicklung in ihre während der vergangenen dreißig Jahre innegehaltene Richtung geführt wurde, erfolgte die Reorganisation der altkonservativen Partei Preußens in Form der deutschkonservativen Partei. Sie gab ohne Zweifel das Zeichen dazu, daß der parteipolitisch organisierte Konservatismus in all seinen Verzweigungen rühriger und zuversichtlicher als vorher hervortrat und der konservativ gerichtete gemäßigte Liberalismus sogar vorübergehend an Geltung und Anhang einbüßte. Von den rechtsstehenden Mittelparteien kam die Reichspartei zu wesentlich verstärktem Einflusse, das Zentrum erst zur Mitarbeit am Reiche. Durch das allmähliche Übergreifen der deutschkonservativen Agitation nach West- und Süddeutschland und durch die Einwurzelung einiger Ableger der deutschkonservativen Anschauungen in Gestalt der Christlich-sozialen, der wirtschaftlichen Vereinigung und anderer dergleichen Gebilde wuchs die Zahl der als parteipolitisch konservativ und daher als antiliberal zu bezeichnenden Reichstagsabgeordneten bis zu den Wahlen des Jahres 1907 immer mehr an. Sie vermochten endlich im letzten Reichstag eine Mehrheit mit dem Zentrum allein, selbst unter Absehen von der Reichspartei, zu stellen. Aber ihr wachsender zahlenmäßiger Anteil an den parlamentarischen Mehrheiten, mit denen die großen Gesetze der letzten dreißig Jahre im Reichstag vereinbart wurden, darf nicht zu der Vermutung bestimmen, daß auch ihr Wille ausschließlich für den Inhalt dieser Gesetze maßgebend geworden sei.

Gleich in den Jahren 1878/79 wurde der Regierung die Wendung zur Schutzzollpolitik von der Industrie und nicht vom Großgrundbesitz aufgedrängt; dieser hat die Wendung erst nachträglich in ihrem Werte für die Landwirtschaft gewürdigt und unterstützt. Gar die Ausweitung unserer bis dahin nur europäischen auswärtigen Politik zur Weltpolitik haben die Deutschkonservativen sehr zögernd gutgeheißen und gewiß nicht als Entgegenkommen empfunden. Wie dadurch der Einfluß der Handels- und Bankwelt verstärkt worden ist, hat die Marokkokrise dank den Verhandlungen im französischen Senat kürzlich klar erwiesen; es war deshalb kein Zufall, daß eben über ihr Deutschkonservative und Reichskanzler hart aneinander gerieten. Auch die Vollendung der nationalen Rechtseinheit durch das Bürgerliche Gesetzbuch ist schließlich ohne die Teilnahme der Deutschkonservativen erfolgt. Die deutlichste Sprache jedoch führen die Abstimmungen des jüngst vergangenen Reichstags. Er zählte eine stärkere Rechte als irgendeiner seiner Vorgänger. Trotzdem wurde den Deutschkonservativen die Fortbildung des Vereinsrechts und die Änderung des Börsengesetzes abgedrungen. An der Reichsversicherungsordnung und dem Gesetz über die Versicherung der Privatbeamten nahmen sie zum mindesten keinen hervorragenden Anteil, die elsaß-lothringische Verfassungsvorlage und das Gesetz, durch das die Verträge über die Grenzen der Schutzgebiete den Beschlüssen der Volksvertretung unterworfen wurden, kamen gegen sie zustande. Nur die Finanzreform weist die Spuren ihres Einflusses auf. Nicht, daß die Deutschkonservativen wiederholt ungeschickt geführt oder von der Regierung und den anderen Parteien absichtlich draußen gehalten worden wären! Für die Gesamtorientierung der deutschen Politik der letzten

dreißig Jahre sind sie immer mit in Betracht gezogen worden, und ihre Leitung hat dafür gesorgt, daß sie ein wesentliches Mitglied der Mehrheit bildeten, auf die die Regierung ihre allgemeine Politik stützte. Aber die Bedürfnisse der Entwicklung des Reichs machten es unmöglich, die Vorlagen in jedem Falle den Deutschkonservativen parteipolitisch mundgerecht zu machen. Diese Bedürfnisse deckten sich weit eher mit den Bestrebungen der rechtsstehenden Mittelparteien; außerdem mußte sich die Reichsregierung auch die Zustimmung der von links her gekommenen Mittelpartei, der Nationalliberalen, zu sichern suchen. Denn was war die vornehmste Aufgabe des Reichs in den letzten dreißig Jahren?

Die Jahre seit 1878 haben mehr, als es gewöhnlich ein Menschenalter tut, den Charakter einer Zeit des Übergangs im Leben unseres Volkes getragen. Es mußte verhindert werden, daß das mit Macht empordrängende neue Deutschland, das bürgerliche und industrielle Deutschland mit seinem Verlangen nach Einheit und nach Geltung über dem Meere, das alte bäuerliche und adelige Deutschland, das mit den Einzelstaaten verwachsen war und dessen politische Entwicklung auf dem Landheere beruhte, rücksichtslos überwucherte. Es mußte umgekehrt aber auch mit dem Falle gerechnet werden, daß die in den siebziger Jahren aufgekommene Reaktion der älteren Lebensmächte unserer Nation die Kräftigung und Durchbildung der erst erstehenden hinhielt und erschwerte. Spätere Geschlechter werden sicherlich der Gesetzgebung der Jahre 1879 bis 1911 die Anerkennung nicht vorenthalten, daß sie ihrer Aufgabe im großen und ganzen gerecht wurde. Ist es doch auf der einen Seite gelungen, mit Hilfe der Wirtschaftspolitik unsere Landwirtschaft der Nation als leistungsfähigen Stand zu erhalten, und anderseits mit Hilfe der Sozialpolitik der Nation in kurzer Zeit eine tüchtige, selbstbewußte Arbeiterschaft heranzuziehen. Eine deutsche Flotte ist geschaffen, aber daneben die Landmacht nicht dem Verfalle preisgegeben worden. Denselben Geist ausgleichender Abwägung atmete die Rechtsgesetzgebung. Vielleicht sogar allzu vorsichtig wurde die dualistische Eigenart unseres Verfassungslebens in Reich und Einzelstaaten gehegt. Gepflegt wurden die Elemente des alten Deutschland, die noch lebenskräftig und für das innere Gleichgewicht unseres nationalen Lebens dauernd wertvoll waren; sicher fehlte es jedoch auch nicht an Sorgfalt und Verständnis für die Triebe des neuen Deutschland. Daraus ergab sich von selbst, daß die zur Mitarbeit bereiten Liberalen ebenso willkommen waren wie die sich rechts haltenden Parteien und daß sogar ihrer Mitwirkung an den großen Gesetzen unter Umständen ein höherer Wert beigemessen wurde als der der Rechten in ihrer Gesamtheit. Bei der Finanzreform schalteten sie sich wegen der starken Linksströmung im Liberalismus freiwillig aus. Sonst haben im Unterschied von den Deutschkonservativen die Nationalliberalen allen großen Gesetzen des vergangenen Menschenalters zuzustimmen vermocht. Ja, auf dem Höhepunkte der inneren Entwicklung jener ganzen Zeit, bei der parlamentarischen Vorbereitung des Beschlusses über den Zolltarif, der in unserer öffentlichen Meinung für ein vorzüglich auf parteipolitische Wünsche der Konservativen zugeschnittenes wirtschaftspolitisches

Werk gilt, gab es 1902 gar einen Augenblick, wo von Kardorff, der ungestüme Vorkämpfer der Schutzzollpolitik damals wie fünfundzwanzig Jahre früher, vorschlug, gegenüber allzu zäh vertretenen Forderungen des Bundes der Landwirte eine Verständigung der Mittelparteien mit der Fortschrittspartei Eugen Richters statt mit den Konservativen zu suchen. So trägt die Gesetzgebung der Zeit von 1878 bis 1911 ganz und gar nicht das Gepräge einer einzelnen Partei, nicht der deutschkonservativen, auch nicht der liberalen, und ebenso nicht das einer Mehrheit von Parteien. Sie ist im wesentlichen rein praktisch aus den Bewegungen und Bedürfnissen des nationalen Lebens abgeleitet und nur unter dem von der Verfassung vorgeschriebenen Beistande des Reichstags in ihre gegenwärtige Form gebracht worden. Gemäß jenen Bedürfnissen und Bewegungen hat sie die Entwicklung mehr noch im Sinne der Liberalen als der Rechten beeinflußt und war insofern gewiß nicht antiliberal: Industrie, Handel und Geldwesen haben einen weit größeren Teil der neu erarbeiteten Teile des Nationalvermögens an sich gezogen als die Landwirtschaft; der Arbeiterstand, der Kapitalismus und die freien Berufe erfreuten sich eines stärkeren Aufschwungs als die anderen Glieder unseres gesellschaftlichen Organismus. Nicht mehr die Äcker und Wiesen, sondern das Industriegelände verleiht dem Antlitz der deutschen Mutter Erde heute die charakteristischen Züge. Der Grundcharakter unserer Politik jedoch seit dreißig Jahren war konservativ im ursprünglichen Sinne des Worts. Unsere Vorfahren würden sie vielleicht treffender noch konservatorisch genannt haben. Sie war um alle positiven Kräfte der Nation bemüht, in vieler Hinsicht fast nüchtern, durch und durch abhold aller radikalen Art.

Darum hat diese Politik aber auch den immer heftiger und leidenschaftlicher werdenden Widerspruch aller Radikalen im Lande erfahren. Begreiflich genug! Denn radikaler Sinn ist vor allem anderen praktischer, positiver Arbeit feind, die sich den Bedürfnissen und Bedingungen um sie her anpaßt und tut, was getan werden muß. In solcher Erkenntnis hat Adalbert Wahl in Tübingen vor einigen Monaten den geistreichen, vielleicht nicht ganz erweislichen Versuch gemacht, die schon hundertjährige radikale Strömung innerhalb des festländischen Liberalismus daraus zu erklären, daß eine Gruppe Liberaler unentwegt an den Theorien des Jahres 1789 festgehalten habe, während sich der echte Liberalismus immer wieder mit der Wirklichkeit auseinandersetze und ihr zu genügen strebe. Dergleichen Festklammern an theoretische Forderungen rührt aber nicht etwa daher, daß der Radikale besonders tief von den Ideen seiner Partei bemeistert worden ist oder ihre Ziele besonders entschlossen im Auge behält. Ganz im Gegenteil pflegt sein politisches Denken materialisiert und verflacht zu sein. Denn es fehlt ihm, aus welchen Gründen immer, an einem festen Boden unter den Füßen, an bestimmten, klaren Gesichtspunkten für seine Urteilsbildung und an dem Bewußtsein der Notwendigkeit dessen, was zum Besten der Gesamtheit nicht aufgeschoben werden kann. Ein materielles, flaches Denken aber erzeugt in der Regel sehr schnell jene, Radikalen so gewöhnliche Stimmung, sich gegen politische Aufgaben, sobald sie dringend werden, wesentlich negativ zu verhalten und

sich nicht Rechenschaft über das Mögliche zu geben, sondern mit dem, was andere zustande bringen, unzufrieden zu sein und sich der Nörgelsucht zu überlassen. Wohl immer erscheint damit verbunden eine leidenschaftlich antiklerikale Erregung. Wie der Radikale politisch weit öfter durch den bloßen Erweis andauernder Lebensfähigkeit der geschichtlichen Mächte in Staat und Gesellschaft aufgebracht wird, als daß er wahrnimmt, wodurch jene Mächte dem Fortschritte Hindernisse bereiten können, so ergeht es ihm auch gegenüber Kirche und Klerus. Als die ‚Frankfurter Zeitung' neulich der so ganz und gar nicht radikalen Geistesschärfe und ernsten Lebensarbeit Friedrichs des Großen schuldigermaßen huldigte, hat sie der Abstand zwischen der Geistesfreiheit des Königs und dem geistesarmen Antiklerikalismus der Radikalen zu der heute dringend notwendigen Unterscheidung bewogen: ‚Jeder große Junge, der auf die Pfaffen schimpft, hält sich für aufgeklärt und für einen Aufklärer. So einfach ist die Sache doch nicht. Ein Gegner der Kirche ist nicht schon deshalb, weil er ihr Gegner ist, ein freier Geist, er kann sogar dennoch sehr beschränkt sein.' Das Lieblingswerkzeug aber, mit dem sich derlei politisch wie religiös beschränkte Geister betätigen, ist der Stimmzettel bei geheimen Wahlen — für sie ein Werkzeug kleinlichen Unmutes, nicht eine Gelegenheit, ein Recht freier Bürger mit dem Gedanken an das Wohl des Ganzen auszuüben.

Radikale hat es in entwickelten Staatswesen zu allen Zeiten gegeben. Radikale Stimmungen gewannen in jedem Volke unter dem Drucke bestimmter Verhältnisse rasch an Ausdehnung. Bedenklich muß uns jedoch stimmen, daß sich die Zahl der Radikalen unter uns ausweislich der Reichstagswahlen der Jahre 1903 und 1912 außerordentlich rasch und anhaltend vermehrt. Denn jene 7¼ Millionen Stimmen, welche die liberale Presse als gegen die Reaktion am 12. Januar abgegeben berechnet, haben in der Tat etwas Gemeinsames. Sie stellen etwa die Summe derjenigen Wähler dar, die zurzeit als radikal gesinnt in unserm Vaterlande angesehen werden müssen. Zwar gehören in der Rechnung der liberalen Presse nationalliberaler Wähler zu den 7¼ Millionen, die ohne Zweifel nicht radikal gesinnt sind. Auch darf man nicht alle Wähler der Sozialdemokratie zu den Radikalen werfen. Aber dafür stecken in den Parteien, die zur Rechten gezählt werden, nicht ganz wenige radikale Stimmen. Das ist vorzüglich bei den Polen der Fall. Hüben und drüben alles recht bewertet, wird die Ziffer 7¼ Millionen nicht allzu hoch gegriffen sein.

Die tiefste Ursache der Verbreitung der radikalen Stimmung sind die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der letzten Jahrzehnte. Die Stimmung ist mittelbar zum guten Teil geradezu eine Folge davon, daß dank der Gesetzgebung unsere innere Entwicklung bisher glatt und ohne aufreibende Kämpfe vonstatten ging. In den siebziger und achtziger, selbst bis in die neunziger Jahre überwog in unseren Städten noch das behäbige, ansässige Bürgertum wie die schollenfeste, Ackerbau treibende Bevölkerung auf dem Lande. Seither aber haben sich in den Industriezentren die Arbeiterheere zu Hunderttausenden angesammelt. Die Unternehmer haben mit der Vergrößerung ihrer Betriebe viele Zehntausende Privatangestellter um sich geschart. Da sich

die kommunalen und staatlichen Aufgaben im Schritt mit der wirtschaftlichen Entwicklung vervielfältigten, vermehrte sich entsprechend auch die Zahl der Beamten. Die freien Berufe entfalteten ebenfalls eine ungemeine Anziehungskraft. Anwälte, Ärzte, Journalisten, Lehrer finden heute in früher nicht geahnter Fülle im wirtschaftlichen Leben unseres Volkes Unterkunft. Aber nicht nur eine Vermehrung der Köpfe und fleißigen Hände ist erfolgt. Noch bedeutsamer ist, daß die meisten dieser Elemente fortwährend in der Wanderung begriffen sind. Sie wurzeln nicht mehr lebenslang wie ihre Väter in einem heimatlichen Boden. Ihr wirtschaftliches Wohlergehen ist nicht mehr von den Tagen ihrer Mannbarkeit an bis zum Greisenalter mit ein und derselben Gemeinde verknüpft. Sie fühlen sich nicht mehr einem Stande innerlich zugehörig und verpflichtet. Sie können oft nicht einmal mehr ein geordnetes Familienleben führen. Wie die Juden vor dem Aufbruch aus Ägypten, haben sie gleichsam stets den Stab in der Hand und die Schuhe an den Füßen, auch wenn sie rasten. Unter ihnen schießt das Unkraut radikaler Stimmungen jäh auf. Wie sollte es anders sein? Wer nicht mehr von Familie, Gemeinde, Stand und Heimat innerlich getragen wird und Halt erfährt, wer unter dem Zwange wirtschaftlicher Verhältnisse dahintreibt, in dem werden die Überlieferungen der Väter leicht verblassen, ohne deren gemeinsame Hut kein Volk die grade Bahn seiner Entwicklung innezuhalten und stetig vorwärts zu kommen vermag. Immer wird ihn die Gefahr umlauern, daß er im Kampfe ums tägliche Brot hart wird und nur noch den materiellen Anliegen an den Staat Aufmerksamkeit widmet. Kehrt er müde von der Arbeit heim, die ihm nicht mehr Haus und Heimat und Ansehen schafft, sondern nur sein Dasein fristet, so wird er den auf ihn eindrängenden Schlagwörtern radikaler Agitatoren oft nur matten Widerstand entgegensetzen, sich von ihnen einnehmen und verflachen lassen. Er atmet den Geist der Unzufriedenheit und der Bitterkeit ein, nicht weil in der Gesetzgebung dieses oder jenes noch nicht erreicht wurde, sondern weil, was ihn bisher erhob und erleuchtete, in seinem Innern am Verkümmern ist.

Wilhelm Heinrich Riehl, der wahrhaftig ein Herz für das Volk hatte, urteilte vor sechzig Jahren, als die innere Wanderung noch in den Anfängen war, daß die ihr Verfallenen nie mehr seßhaft würden. Er sprach nie von den industriellen Arbeitern als dem vierten Stande; immer würden sie Proletarier bleiben und ihre Bewegung nie in dem festen, gehobenen Bau eines eigenen Standes ihren Abschluß finden. Inzwischen hat die Wanderung einen Umfang und eine Gewalt erreicht, von der sich jene Zeit nichts träumen ließ. Jährlich vermehrt sich unsere Bevölkerung um beinahe eine Million Menschen, und da die Abwanderung ins Ausland so gut wie aufgehört hat, so reißt der Strom, der unser Vaterland im Innern durchflutet, auch sie alle, wenige ausgenommen, sobald sie heranwachsen, mit sich fort. Die Unruhe und ihre seelische Begleiterscheinung, die radikale Stimmung, teilen sich aber selbst Unzähligen mit, die nicht vollständig entwurzelt sind, sondern deren wirtschaftliche und soziale Stellung durch die Schwierigkeiten, welche die Zustände der Gegenwart über sie heraufbeschwören, nur erschüttert ist. Im

Handwerk, in dem noch selbständigen kaufmännischen Mittelstande, unter den kleinen Bauern lassen sich solche Bedrohte in Scharen nachweisen, und sie sind vielleicht noch empfänglicher für radikale Einflüsterungen als viele, die sich in voller Bewegung befinden und ein zwar abhängiges und auch nicht gesichertes, jedoch gleichmäßigeres Auskommen haben. Schon das ausgehende Mittelalter und wieder das Revolutionsjahr 1848 hat darüber Erfahrungen geliefert. Heute muß diese Neigung zahlreicher beständig mit der Gefahr der Proletarisierung ringender Mittelständler um so mehr zu denken geben, als aus ihrer sozialen Schicht ein erheblicher Bruchteil der Privatangestellten, der mittleren und kleineren Beamten, auch wohl eine nicht unbeträchtliche Zahl von Angehörigen der freien Berufe hervorgeht. Viele von diesen tragen die geistige Disposition zu radikaler Gesinnung aus der Umgebung, aus der sie herkommen, schon in ihre neuen Verhältnisse mit hinein.

Sicherlich haben sich radikale Stimmungen bei uns auch noch niemals so fest in ganzen Volksschichten, dazu den an Kopfzahl reichsten, eingenistet wie in den letzten Jahren. Denn noch nie wurden sie von Parteien und in der Presse gleich sehr ausgenutzt.

Kaum noch zu überbieten ist darin die ohnedies bestorganisierte Partei, die Sozialdemokratie. Wohl keine Partei in Deutschland hat sich im Laufe der Jahre so völlig gewandelt wie sie. Gewiß war schon vom Ursprung an viel roher Fanatismus und radikaler Geist in ihr. Aber die abstoßenden Eigenschaften brauchten bloß dem wahren Wesen der Partei beigemischt zu sein. Utopistische Ziele schwebten ihr vor. Sie erfüllten sie mit revolutionärer Leidenschaft. Aber es waren doch Ziele, hoch genug gegriffen, um in denen, die ihnen zustrebten, idealistische Gefühle zu nähren. Selbst aus den heftigsten und ganz ungeschlachten Anklagereden der Sprecher der Partei wider die bestehende Ordnung löste sich doch zuweilen ein Schrei, der aus den Tiefen des darbenden, elenden Proletariats der Industriearbeiter drang und kein christliches Empfinden unbetroffen lassen konnte. Ja, die sozialdemokratische Partei schien zunächst in programmatischen Idealen so fest verankert wie irgend eine andere. Sie ruhte dank Karl Marx auf dem Fundament eines großen theoretischen Werkes, das ihr ein wirtschaftlich-soziales System und eine Weltanschauung als sichere Ausgangspunkte an die Hand gab. Ihr Anteil an dem ersten Emporarbeiten unseres Proletariats aus Not und Verkommenheit zu politischer Regsamkeit, gewerkschaftlicher Arbeit und Bildungsbedürfnis ist unleugbar erheblich gewesen, wenn er ihr auch nur mit Vorbehalten eingeräumt werden kann.

Durchaus folgerichtig schien sich daraufhin in der Partei allmählich jene geistige Disposition zu entwickeln, woraus der wissenschaftliche Revisionismus entstand. Mit achtungswürdigem Ernst und mit einer im Parteileben seltenen und ungern ertragenen Selbständigkeit des Urteils prüften die Revisionisten die Aufstellungen des Programms an der Hand der Forschung und der Erfahrung nach. Sie suchten nach einem Pfade, auf dem ihre Partei von den Versprechungen chiliastischen Gehalts, wie sie der Anhängerschaft von den Führern noch dargeboten wurden, auf den Boden der Wirklichkeit zur Arbeit für das Proletariat gelangen könnte. Ebenso folgerichtig schien der wissen-

schaftliche Revisionismus seine Ergänzung in einer an Zahl sich rasch mehrenden Oberschicht von Arbeitern zu finden, die den denkenden Kern der freien Gewerkschaften bildeten. Aber jetzt stockt diese Entwicklung schon seit Jahren. In die Partei strömen neben den industriellen Arbeitern immer mehr Unzufriedene aus dem Handwerk, dem selbständigen wie dem abhängigen Mittelstand in Stadt und Land, den Beamten und freien Berufen ein. Das Programm der Partei behandelt die meisten dieser Schichten als dem Untergang geweiht. Aber sie verlangen von der Partei auch nichts Positives. Sie gesellen sich ihr zu, weil die Taktik der Partei ihrer radikalen Stimmung schmeichelt. Die Sozialdemokratie maß allmählich den Stimmen der Unzufriedenen um so mehr Wert bei, je mehr sie sich Rechenschaft darüber geben mußte, daß sie sich nicht allein auf die Industriearbeiter stützen könnte. Denn nie werden sie die Mehrheit der Nation werden, und selbst unter ihnen sind der Ausbreitung der Partei durch die christlichen Gewerkschaften Grenzen gezogen worden. Mit den Wählern nichtproletarischer Herkunft wuchs aber zugleich der Einfluß solcher Männer in der Partei, die nicht aus dem Arbeiterstande stammten, auch in keine innere Beziehung zu ihm gekommen waren, sondern aus freien Berufen in die Partei übertraten. Bald scharten sie andere Elemente um sich, die zwar der Arbeiterschaft angehört hatten, aber dank ihrer parteipolitischen Tätigkeit als Redakteure, Händler oder Wirte aus Proletariern kleine Bourgeois geworden waren. So bildete sich fast unmerklich leise der Revisionismus der Praktiker im Parlament und in der Agitation heraus. Er ist das Zerrbild des wissenschaftlichen Revisionismus. Mit schier unglaublicher Oberflächlichkeit hat er sich einige von dessen Einsichten und Zugeständnissen angeeignet, um die sozialdemokratische Agitation noch mundgerechter für die nichtproletarischen Stände betreiben zu können; vor dem Arbeiter dagegen redet er nach wie vor revolutionär gleich der Sozialdemokratie der Anfänge. Dieser Revisionismus der Praktiker hat in der sozialdemokratischen Partei seit 1907 reißende Fortschritte gemacht. Sein typischer und an Erfolgen besonders reicher Vertreter ist der Rechtsanwalt Dr. Frank in Mannheim, der Führer der badischen Sozialdemokratie, wie der Typ der revolutionären Sozialdemokratie Liebknecht war. Bebel schwankt zwischen beiden Richtungen; vielleicht wirkt seine linksliberale Jugendzeit in ihm nach.

Der Revisionismus der Parlamentarier und Agitatoren radikalisiert die Sozialdemokratie. In der Schenke und auf dem Wege zur Fabrik, nicht auf dem Forum, muß man ihn aufsuchen. Man darf ihn nicht nach den gefeilten Erklärungen seiner Anführer, man muß ihn nach seinen Flugblättern und Versammlungstiraden beurteilen. Nicht eine rote Flut mehr droht sich von dort aus über unser Vaterland zu ergießen, wohl aber eine Welle schmutzig grauen, trüben Schlammes. So gemäßigt die Vertreter der radikalisierten Sozialdemokratie in den Kammern aufzutreten lieben, so aller Rücksicht bar verhetzen ihre Agitatoren draußen die Massen. Sie sind sich dabei instinktiv bewußt, daß die Voraussetzung ihres Handwerks die Unbildung ihrer Opfer ist. Durch Entstellung der Tatsachen, durch Ausstreuen von Schlagworten, die der schlichte Mann nicht versteht, täuschen und trüben sie draußen rastlos die

ohnehin noch nicht ausreichend entwickelte Urteilskraft des Volkes, damit es desto sicherer seine Widerstandskraft gegen die um sich greifende radikale Stimmung einbüße und ihr dauernd verfalle.

Eine im Parteileben vielleicht unerhörte Genugtuung über die Wandlung der Sozialdemokratie verraten in ihrer Mehrzahl die verbreitetsten Tagesblätter Deutschlands, obwohl sie weder sozialdemokratischer Richtung sind, noch auf einen sozialdemokratischen Leserkreis rechnen können. Eben der radikale Geist, der von der sozialdemokratischen Partei Besitz ergriffen hat, zieht diese Blätter an. Denn die Zeitungen neigen zu einem ähnlich wurzellosen Dasein, wie es die große Masse ihrer Leser zu führen gezwungen ist. Vielleicht tun sie es schon von Natur, wie es die Presse der romanischen und angelsächsischen Völker vermuten läßt, sicher auf dem Wege der kapitalistischen Entwicklung, den unsere Presse im letzten Menschenalter eingeschlagen hat. Die Blätter mit den größten Auflagen haben heute keinen örtlich bedingten und beschränkten Wirkungskreis mehr; viele verleugnen selbst, daß sie sich an eine bestimmte Partei anlehnen. Die bodenständige und parteipolitische Presse ist von ihnen immer weiter zurückgedrängt worden. So tragen sie Tag für Tag die Aussaat des Radikalismus in alles deutsche Land und erzeugen das, was wir ehrerbietig die öffentliche Meinung nennen und was doch nicht eine Meinung, sondern nur eine Stimmung ist. Durch sie hat die Ausbreitung der radikalen Stimmung im Volke erst ihren gegenwärtigen epidemischen Charakter angenommen. Die ‚Kölnische Volkszeitung‘ hat neulich gesagt, daß die Auslieferung Kölns an die Sozialdemokratie ein Sieg des ‚Berliner Tageblatts‘ gewesen sei. Dieser epigrammatisch schroffen Gegenüberstellung eignete ein bedeutungsvoller Sinn: Auf der einen Seite die Stadt, die uns gegen die Sozialdemokratie gefeit schien nicht nur als das deutsche Rom, sondern mehr noch, weil ererbter Bürgersinn in ihr lange trotz aller Neuerungen lebendiger denn in irgend einer anderen Großstadt des deutschen Vaterlands geblieben war, — auf der anderen Seite der Haupttyp moderner wurzelloser und radikaler Preßentwicklung.

Vornehmlich an liberale Wählerkreise kommen diese Blätter heran. Schon 1908 ist hier im ‚Hochland‘ ausführlich geschildert worden, wie die ursprünglichen programmatischen Ideen und Bestrebungen des Liberalismus zunächst im Bereich der nationalliberalen Partei, seit Richters Tode auch in dem der Fortschrittspartei ihre Kraft verloren und der Liberalismus opportunistisch wurde. Fürst Bülow baute darauf im Jahre 1907 seinen sicher auf Grund einer richtigen Beobachtung überlegten Plan, Liberale und Konservative zur parlamentarischen Arbeitsgemeinschaft zu erziehen. Aber damit trieb er nur die Entwicklung des Liberalismus zur Krise. Unter dem täglichen Drucke der gelesensten Blätter Deutschlands hatte sich radikaler Geist der liberalen Wählergruppen schon zu gründlich bemächtigt; auch die liberalen Fraktionen leisteten daraufhin nicht die von dem Fürsten erwartete praktische Arbeit. Der Liberalismus setzte im Jahre 1909 seine Segel um und steuerte linkswärts, der Sozialdemokratie entgegen. Auch seine Wählerscharen waren gleich denen der Sozialdemokratie nicht mehr sozial zusammengesetzt wie früher.

Karl Caspar/Pietà

(Kartonskizze)

Einst hatten seßhafte soziale Schichten, Bourgeoisie und Kleinbürgertum, den Kern der liberalen Anhängerschaft gestellt. Allmählich jedoch waren Angehörige wandernder Schichten, Privatangestellte, Beamte, Männer freier Berufe, in immer größerer Zahl dazu gekommen. In ihre Reihen glitt nun das Schwergewicht der liberalen Parteibildung hinunter. Die früher so schroffen sozialen Unterschiede zwischen den liberalen Parteien und der Sozialdemokratie verwischten sich. Hüben und drüben bekamen Persönlichkeiten die Leitung in die Hände, die sozial zusammengehören, politisch gleich radikal und kirchlich gleich antiklerikal gesinnt sind. Oft muß von ihnen zweifelhaft bleiben, ob nicht lediglich ein Zufall den einen in eine liberale, den andern in die sozialdemokratische Partei führte. Unterstützt von der wurzellosen Großstadt- und Generalanzeigerpresse, betreiben sie seit der Sprengung des Bülowblocks die Annäherung der links stehenden Parteien unter jener inhaltsarmen, aber agitatorisch um so verfänglicheren Losung der ‚Front nach rechts' und des ‚Kampfes wider die Reaktion'. Die wahre Voraussetzung und der wahre Geist ihres Strebens enthüllt sich dabei wohl am klarsten in der Tatsache, daß jüdische Mitbürger sowohl auf sozialdemokratischer wie liberaler Seite in unverhältnismäßig hoher Anzahl und mit kaum zu überbietendem Eifer mithelfen. Ist doch der Jude vor allen anderen Kulturmenschen ein zur Wanderung neigendes und besonders häufig in der Wanderung begriffenes Element. Ist er doch infolgedessen im politischen Leben auch ein mit Vorliebe sich links haltendes, sich radikal betätigendes Element. Den überwiegenden Vorteil von der Annäherung beider Parteien hat die Sozialdemokratie. Sie erweist sich bei der Annäherung natürlich als der stärkere Teil, da sie sich mit ganz anderer Entschiedenheit als der Liberalismus zum Träger der radikalen Entwicklung innerhalb unseres Volkes gemacht hat und viel besser als er zum Werkzeug der dauernden Radikalisierung der Nation geeignet ist. Die in den liberalen Wählerkreisen bevorzugte Presse und die jung- und linksliberalen Politiker spielen dadurch, daß sie die Annäherung befürworten, fortwährend der Sozialdemokratie Zehntausende neuer Stimmen zu. Teils kommen diese aus Schichten, die im liberalen Lager erst neu emporgekommen sind, mehr wohl noch von solchen Wählern, die sich durch das gegenwärtige wirtschaftliche Leben in ihrer sozialen Stellung aus Mangel an Fähigkeit zur Selbsthilfe gefährdet fühlen und auf die es die Sozialdemokratie zurzeit vor allem abgesehen hat.

Je weiter sich aber die radikale Stimmung ausbreitet, desto ferner rückt die Aussicht, sie wieder zu verscheuchen. Es ist damit wie mit einem Brande, der nicht mehr gelöscht werden kann, wenn sein Herd eine gewisse Ausdehnung überschritten hat. Käme es mit ihrer Verbreitung so weit, so könnte unsere Nation ein größeres Unglück kaum treffen. Die Tätigkeit des Staates würde, da Preßfreiheit und allgemeines, gleiches Wahlrecht in ihm herrschen, zwar nicht stillgelegt, aber gelähmt werden. Denn die dem Radikalismus im innersten eigentümliche Feindschaft wider den Staat (weil der Staat Macht und Autorität ist), ferner die radikale theoretisierende Art beim Herantreten an die öffentlichen Aufgaben, das gewöhnliche negative Verhalten der

Radikalen gegenüber allen ernstlichen Lösungsversuchen, soweit sie parteipolitische Selbstsucht nicht zur Mitwirkung reizt, müßten es den radikalen Politikern sehr erschweren, mitzuarbeiten; und würden sie sich bei der Gesetzgebung gleichsam über sich selbst erheben, so würden gewiß die Massen nur noch schwieriger werden. Frankreich ist uns dessen seit Jahren ein lehrreicher Zeuge, und England erbringt uns unter seinem radikalen Ministerium gegenwärtig nicht minder deutliche Beweise. Über den lebendigen Organismus unseres Volkes aber weht der Gifthauch des Radikalismus schon heute dahin wie ein austrocknender Wüstenwind. Was an Keimen und Sprossen einer neuen sozialen und staatlichen Ordnung in ihm aufwärts drängt, droht er zu verdorren. Unsere Zukunft als Volk wie als Staat hängt davon ab, daß die gegenwärtige radikale Stimmung mit den besonderen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen wieder vorübergeht, welche ihre Ausbreitung im Augenblick fördern, und daß sie nicht durch die Sozialdemokratie zu einem dauernden Geisteszustande unseres Volkes wird.

Hierauf hinzuarbeiten, der am 12. Januar unverkennbar gewordenen Gefahr vorzubeugen, erscheint als die Hauptaufgabe des nächsten Menschenalters unserer vaterländischen Politik. Jedes Menschenalter hat in ihr seine besondere Aufgabe. Das etwa von 1840 bis 1878 reichende hatte unsere staatliche Einheit zu begründen und der gewerblichen Entwicklung die Schleusen zu öffnen. Das folgende hatte den Übergang aus dem Deutschland früherer Tage in das Deutschland der Gegenwart zu vermitteln. Für unser Menschenalter gilt es, den Radikalismus nicht Herr über unser Volk werden zu lassen und überall zu helfen, wo die zukünftige innere Neugestaltung der Nation sich schon faßbar deutlich vorbereitet. Besonders die Welt unserer jüngeren Männer, die eben erst in den Besitz politischer Rechte und Pflichten treten, sei daran gemahnt. Denn auf ihnen lastet die Verantwortung dafür, was in den nächsten dreißig Jahren aus Reich und Nation wird.

Es gebricht in unserem Vaterlande weder an Möglichkeiten, nach Beendigung der jetzigen Wanderung künftig wieder zu einer beständigen Organisation unserer Volksgesamtheit zu gelangen, noch fehlt es an Spuren dafür, daß die Ansätze hierzu ihre Triebkraft bis jetzt noch behaupten. In dieser Hinsicht ist Fatalismus nicht am Platze. Wenn auch auf eine neue Art, kann es doch wieder zu einer Verwurzelung der jetzt im Strome der wirtschaftlichen Entwicklung treibenden Individuen kommen. Das fühlt, wer mit Angehörigen der christlichen Gewerkschaften zusammenzuarbeiten gewohnt ist, wer die besten unter den Arbeitern beobachtet, die auf sozialdemokratischer Seite und in den freien Gewerkschaften wirken, wer aufmerksam gewissen wirtschaftlichen und sozialen Vorgängen unter den Privatangestellten und den Beamten folgt. Gelänge es obendrein noch, die freien Berufe mit diesen Schichten in nähere Berührung zu bringen, so daß sie von jenen zu empfangen und eigenes jenen dafür wiederzugeben vermöchten und ihr Einschluß in die allgemeine soziale Wiederfestigung gesichert würde, so dürfte man vollends hoffnungsfroh in die Zukunft schauen. Darum kommt auch der sozialstudentischen Bewegung, wie sie von München-Gladbach aus mit köstlichem Elan in

Fluß gebracht worden ist, eine mehr als gewöhnliche Beachtung zu. Der Beifall, den sie in der heranwachsenden christlichen Studentenschaft findet, ihr Widerhall in der Arbeiterschaft sollte wahrhaft wie eine frohe Verheißung aufgenommen werden! Es will in unserem Vaterlande teils durch Anpassung, teils aus schöpferischem Trieb eine neue gesellschaftliche Ordnung entstehen, welche die Werte der untersinkenden Ordnung mit voller und wahrscheinlich verjüngter Kraft wiederum für die Volksgesamtheit nutzbar zu machen imstande wäre. Noch läßt sich schwerlich ahnen, in welchen äußeren Formen sich dereinst das Heimatgefühl der künftigen Geschlechter, ihr Mitempfinden mit den Schicksalen des Gemeinwesens, ihr Familiensinn, ihr ständisches Bewußtsein Ausdruck schaffen wird; aber kaum kann mehr zweifelhaft sein, daß alle diese sozialen Fähigkeiten, wenn vielleicht auch weniger örtlich gebunden, ihre die Einzelpersönlichkeit meisternde Kraft wieder zu erlangen vermögen. Dem deutschen Volke hat die Natur nun einmal ungemein viel gestaltende Lebenskraft mitgegeben. Hierzu muß unsere Zuversicht auf die sozialorganisatorische Stärke des christlichen Geistes kommen. Wie mächtig hat sich das Christentum auf den Trümmern der antiken Kultur erwiesen! Groß war auch sein Anteil an der Durchsetzung des Bürgertums als Stand auf der Höhe des Mittelalters und stark wiederum der Beistand, den es in den sozialen Krisen gegen Ende jenes Zeitalters den bedrohten und geängstigten kleinen Leuten brachte. Nach der radikalen Sturmflut des Jahres 1848 weckte die lebhafte Bewegung, die im 19. Jahrhundert in beiden christlichen Konfessionen das kirchliche Leben auffrischte, zugleich überall, wohin sie drang, edelste soziale Gesinnung. So dürfen wir auf die heilende und aufrichtende Gewalt des Christentums auch für die kommenden Zeiten der gesellschaftlichen Neuordnung unserer Nation harren.

Demgegenüber braucht die große Zahl der schon aus radikaler Stimmung abgegebenen Stimmen noch nicht zu entmutigen. Gewiß ist sie groß genug, um uns zu warnen. Aber anderseits müssen diese Stimmen nicht nur gezählt, sondern auch gewogen werden. Sie rühren zum erheblichsten Teile aus den Großstädten und aus mitteldeutschen Gebieten her. Dort, aber auch nur dort haben sie alle anderen Parteigebilde ganze Strecken weit überflutet. Eben diese Herkunft nimmt ihnen von ihrem Werte. Wilhelm Heinrich Riehl, dessen Meinungen schon einmal herangezogen wurden, hat in seinem durch genußreiche und vorwärtsführende Anregungen ausgezeichneten Hauptwerke ‚Land und Leute‘ sowohl der besonderen Art unserer Großstädte, wie der mitteldeutschen Gebiete treffende Bemerkungen gewidmet. Er geht von unserer langen nationalen Uneinigkeit aus. Sämtliche Einzelstaatsbildungen des 16. bis 18. Jahrhunderts seien unnatürlich gewesen, und daher hätte es auch ihren Hauptstädten in der Regel an den Voraussetzungen gefehlt, unter denen Städte von selbst wachsen. Diese Hauptstädte wären künstlich groß gezüchtet worden. Riehls Beobachtung macht in der Tat verständlicher, daß unverhältnismäßig viele unserer Großstädte nicht nur, wie es bei allen starken Menschenanhäufungen unvermeidlich ist, einen erheblichen Bruchteil radikaler Wähler aufweisen, sondern daß ihre Bevölkerung in ihrer großen Überzahl dem Radikalismus verfallen ist. Die künstlichste all unserer Großstadt-

züchtungen ist Berlin. Es war immer radikal. Andere unserer Großstädte sind wohl natürlich gewachsen; sie aber litten unter dem Nachteil, daß sie sich eben deshalb Jahrhunderte lang als freie Städte behaupten konnten. Ihre Einwohner blieben allzu lange ohne innere Beziehung zu den Geschicken und Aufgaben eines großen Staates. Derselbe Mangel schädigte ganz Mitteldeutschland. Von ihm erzählt Riehl mit treffendem Worte als von Land, das den Fluch der Kleinstaaterei mehr noch als das übrige Deutschland an sich erfahren und staatlich, sozial, wirtschaftlich bis nahe an die Auflösung individualisiert worden sei. Noch glänze es wohl unter allen deutschen Landen im Schmucke der meisten historischen Denkmäler, aber historisches Leben habe es am wenigsten von allen in sich. In der kurzen Zeit, da Mitteldeutschland durch die Einigung der ganzen Nation politisch wieder verbunden und einem großen Ganzen eingefügt, in die wirtschaftliche und soziale Bewegung der ganzen Nation hineingezogen worden ist, haben die Mängel der Vergangenheit noch nicht wieder gut gemacht werden können. Auch hier wie in den Großstädten hat der Radikalismus daher ein unvergleichlich empfängliches Feld vorgefunden. Dieses Feld darf nicht als Norm genommen werden, um die Aussichten des Radikalismus in Deutschland zu beurteilen. Da gelten die Gebiete immerhin noch mehr, in denen zwar vorwiegend in der Vergangenheit erstarkte Lebensmächte unserer Nation herrschen, diese sich aber auch beim letzten Ansturm dank ihrer angeborenen Kraft und auch dank ihrer Pflege im letzten Menschenalter wiederum als aufrecht und überaus fest erwiesen. Das sind die ostelbischen Provinzen Preußens mit ihrem Kleinadel und breiten Massen ihrer bäuerlichen Bevölkerung. Verwachsen mit der geschichtlichen Eigenart des preußischen Staatswesens, in ihrem Schicksal eng verknüpft mit dem ‚rocher de bronce', der Hohenzollernkrone, ragen sie in Ehrfurcht gebietender Stärke als Wellenbrecher gegen den Radikalismus in die neue Zeit hinein. Aber auch die altbayerischen und insgemein die bäuerlichen Gebiete des katholischen Süddeutschland haben sich nicht minder wiederum als Träger in der Vergangenheit angesammelter sozialer und politischer Kraft bewährt. Unwillkürlich kommt einem angesichts dessen in die Erinnerung, daß Friedrich Paulsen, der für Zeiten wie die unsere zu früh Dahingegangene, schon vor Jahrzehnten darauf hindeutete, wie sehr das reine, kräftige Bauernblut der geschlossen katholischen Gebiete Deutschlands der Nation noch einmal zu ihrer Auffrischung zugute kommen könnte. Vor allem aber muß sich unser Blick gegenüber den Erfolgen der Radikalen in den Großstädten und Mitteldeutschland auf das rheinisch-westfälische Industriegebiet wenden. Dort hat sich das neue industrielle Deutschland bisher am weitesten und gesundesten entfaltet. Freilich hat der Radikalismus auch dort Fortschritte gemacht, nicht zuletzt wegen der seltsamen Art, wie manche große Werke ihre Arbeiterschaft ergänzen. Aber bis zum vollen Erfolge hat es dort für ihn noch gute Wege. Ist er doch am 12. und 25. Januar gerade in den größten Wahlkreisen, außer in Dortmund, geschlagen worden, und an den errungenen Siegen war nicht die Stimmenzahl das wichtigste, sondern die Entschlossenheit der dem Mittel- und Arbeiterstand angehörenden Wähler.

Sind also die beiden uns voraufgegangenen Menschenalter deutscher Geschichte ihren großen Aufgaben gerecht geworden, so dürfen auch wir darauf vertrauen, daß bei gleicher Leistung das gleiche günstige Ergebnis unserem Geschlechte nicht versagt bleiben wird. Nur ist es nun Zeit, daß das Bewußtsein Platz greift: die Stunde hat geschlagen, ein neues Zeitalter ist gekommen, und demgemäß muß auch die Politik eine neue Richtung erhalten.

Keinem unbefangenen Beobachter konnte während der letzten Jahre entgehen, daß die politische Arbeitsleistung der antiradikalen Gruppen des Parlaments in den Kreisen ihrer eigenen Anhängerschaft nicht mehr wie früher zündete. Die Reichsfinanzreform wurde als eine politische Notwendigkeit hingenommen, aber es fehlte ihr an einem packenden Hauptgedanken, wie ihn dank der Erbschaftssteuer die Radikalen gegen die Reform auszuspielen vermochten. Nicht anders war es mit der Reichsversicherungsreform. Dabei konnten die nichtradikalen Gruppen ihre Zustimmung zu beiden Gesetzen (andere hätten ebenso gut als Beispiel gewählt werden können) sachlich vollkommen rechtfertigen, und auch ihr Einfluß auf die Fassung beider Entwürfe bewegte sich im allgemeinen auf derselben Bahn, auf der sie sich seit dreißig Jahren halten. Den Gesetzen des letzten Jahrfünfts war eben durchweg nur die Aufgabe gesetzt, Schlußsteine in das gesetzgeberische Bauwerk des vergangenen Menschenalters einzufügen, während die Gedanken, die dem Bau zugrunde lagen, ihre Wirkung auf das Volk schon eingebüßt hatten. Die konservativ gesinnten Politiker unseres Vaterlandes müssen deshalb zunächst wieder bessere Fühlung mit dem Volke gewinnen! Dazu gehört, daß sie Losungsworte für die konservative Politik des neu angebrochenen Menschenalters in die Massen werfen, durch die die Wähler wieder gepackt und begeistert werden. Wie groß war Bismarck darin, sowohl damals, als er sich der deutschen Einheitsidee bemächtigte, wie vielleicht mit noch blendenderer Wirkung, als er den Schutz der nationalen Arbeit und der schwächeren Klassen verkündete! Wie unentbehrlich ist dergleichen aber auch! Das Volk wird schwerlich je zu einem Urteil über die Güte oder die Notwendigkeit einer Gesetzgebung in ihren Einzelheiten gelangen. Was mit einem Gesetze vor allem bezweckt wird, muß in knappem Ausdruck so formuliert werden, daß es dem Volke einleuchtet und Hoffnungen in ihm erregt. Aber solche neuen Losungen können natürlich nur gefunden werden, wenn wirklich neue, dem anhebenden Menschenalter gemäße Gedanken zur Herrschaft in unserer Gesetzgebung gelangen. Diesen Gedanken gilt es unbefangen ins Antlitz zu schauen. Mögen sie in der Theorie angeblich staatssozialistischen oder christlich-sozialen, liberalen oder klerikalen Ursprungs sein, — das darf über ihren praktischen Wert nicht richten. Wir dürfen nur fragen, ob sie dem Bedürfnis entsprechen. War Bischof Ketteler, der mit Lassalle in Verbindung treten wollte, kein Zentrumsmann? Und was anders hat der Sozialpolitik des Zentrums die Wendung gegeben, durch die sie volkstümlich wurde, als die Ideengänge des jungen Hitze? Dennoch muteten sie manches angesehene Mitglied seiner Partei staatssozialistisch an. Ein derart unbefangenes Prüfen, danach aber auch ein mutiges Zugreifen, das nicht unbesonnen zu sein braucht, tut uns wieder not, wo wir abermals

an der Schwelle eines Menschenalters stehen. Denn mit den neuen Ideen muß auch ein frischer, starker Wille wie vor dreißig Jahren in unsere Regierung und Gesetzgebung kommen.

Die Radikalen wissen genau, daß von dorther ein Umschlag der Volksstimmung droht. Hat doch auch von 1878 bis 1884 die sozialdemokratische Wählerschaft sich nicht vermehrt und sogar wiederholt abgenommen. Dagegen wäre die Gefahr für die radikale Sache bald vorüber, wenn sich das Zentrum auf die Seite der agrarkonservativen Kreise drängen ließe und der Einfluß seiner aus industriellen Gebieten stammenden Führer versiegte. Deshalb richten die Radikalen gegenwärtig hierauf ihre besonderen Anstrengungen. Die deutsche Landwirtschaft ist zurzeit wieder in erträglicher Verfassung. Das Zentrum hat für sie seit vierzig Jahren durch Organisation der Bauern und in der Gesetzgebung mehr als der Bund der Landwirte und die Deutschkonservativen zusammen geleistet. Wenn an den Schutzzöllen nicht zu früh und leichtfertig gerüttelt wird, so ist die Landwirtschaft vorerst gesichert. Würden aber über der Verteidigung der Schutzzölle die neuerdings in Sicht gekommenen Aufgaben, von deren Behandlung das Wohl der erst werdenden Stände abhängt, im Hintergrunde bleiben, so leiteten die gemäßigt konservativen Politiker unseres Volkes damit nur Wasser auf die Mühlen der Radikalen. Eine ähnliche Genugtuung möchten diese verspüren, wenn die Zentrumspartei ihren Charakter als Mittelpartei demnächst zu geflissentlich betonte. Der mittelparteiliche Charakter ist dem Zentrum zwar im vergangenen Menschenalter trefflich zustatten gekommen, weil dessen Aufgaben für die Behandlung durch Mittelparteien vorzüglich geeignet waren. Er darf aber unter keinen Umständen in der nun angebrochenen Zeit, nachdem die Aufgaben erster Ordnung gewechselt haben, zum Hindernis energischer, kräftiger Initiative werden. Jetzt muß vor allem jenen konservativen Elementen beigestanden werden, aus denen allein die künftige gesellschaftliche Ordnung gebildet werden kann. Sie finden sich unter den Arbeitern, Privatangestellten und Beamten. Gingen sie unter dem Andrängen radikaler Sinnesart zugrunde, so würden wohl bald auch die Tage einer blühenden Landwirtschaft und der Gesundung des Handwerks gezählt sein. Anderseits lassen sich für die Aufgaben der Gegenwart sehr wohl Lösung denken, durch die auch den geschichtlichen Ständen ihr Recht gewahrt wird. Die Angehörigen der erst werdenden Stände sind in der Wahrnehmung ihrer Interessen nicht einseitig. Wie alles Jugendliche, sind sie idealistisch. Sie können noch ebenso gut durch eine von großzügigen Grundgedanken getragene Gesetzgebung und deren schlagende Zusammenfassung in einigen Losungsworten als durch ausschließlich auf ihren Vorteil zugeschnittene Maßregeln gepackt werden. Sie vertrauen dem, der ihnen Vertrauen entgegenbringt.

Freilich müßte dann entsprechend auch die gesamte Agitation der von konservativem Geiste geleiteten Parteien vertieft und reicher an aufklärendem Gehalte werden. Der ‚Volksverein für das katholische Deutschland‘ hat durch seine Übersichten und Stoffsammlungen schon vorgearbeitet, obwohl sie nicht hinreichend gleichmäßig die Urteilsbildung der Leser in der Richtung auf ein

festes positives Ziel beeinflussen. Im Wetteifer mit ihm betätigen sich die ‚Christlichen Gewerkschaften'. Aber von der Tätigkeit des Volksvereins und der Gewerkschaften abgesehen, ist die Agitation allzulange auch von den nichtradikalen Parteien mit ähnlich groben und leidenschaftlichen Mitteln wie von den Radikalen betrieben worden. Stellenweise geschieht es noch. Im Augenblick mag der Erfolg zuweilen nicht fehlen. Auf die Dauer werden die Geister um so sicherer empfänglich für radikale Sinnesart. Das Volk selber wehrt sich durchaus nicht gegen edlere politische Kost. Hat man einen schlichten Mann erst einmal wieder zum Nachdenken über öffentliche Angelegenheiten gebracht, so ist er ernster dabei als die meisten Gebildeten und Besitzenden. Das Paradoxon Lassalles enthält die volle Wahrheit, daß man mit der Bildung eines ‚commis voyageur' zur Not vor Studenten Vorträge halten könne; aber Arbeiter zu belehren und zu erleuchten, erheische die reifste und tiefste Bildung.

Die Natur der vornehmsten Aufgaben, die der politischen Behandlung harren, nur mit einigen Strichen anzudeuten, verbietet sich bei ihrem noch bestrittenen Charakter. Es wird in Zukunft an Gelegenheit, ein mehreres über sie zu sagen, nicht mangeln. Sicher gehört das Teuerungsproblem an erster Stelle zu ihnen. In der Reichsfinanzpolitik muß mit der geläufigen Unterscheidung zwischen direkten und indirekten Steuern gebrochen und in sie der Grundsatz der Wertzuwachs-, Umsatz- oder Verkehrsgewinnbesteuerung eingeführt werden. Das Verhältnis von Regierung und Parlament kann im Reiche nicht das bisherige bleiben. Es ist mit dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht unvereinbar, daß die konservativ gerichteten Parteien immer wieder eine Regierungspolitik vor dem Volk verantworten müssen, auf deren Vorbereitung und Durchführung sie ohne Einfluß sind. Auch fördert die dauernde Beschränkung der Parteipolitiker auf die parlamentarische Wirksamkeit den Dilettantismus in der Gesetzgebung; mit der Zeit könnte daraus eine ernstliche Schädigung der Nation erwachsen, denn selbst für den Oxenstiernaschen Hinweis darauf, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird, gibt es Grenzen seiner Geltung. Aufhören muß die Furcht vor der Masse, die das Beamtentum bis in seine leitenden Kreise empfindet. Diese Furcht kann jedoch nur gebrochen werden, wenn einerseits die Betätigung des Beamtentums inmitten der Bürger freier von Kastengeist und bürokratischer Enge wird, anderseits den Behörden die Befugnis eingeräumt wird, der staatlichen Autorität wieder nachdrücklicher Achtung zu verschaffen, als es der Liberalismus des vorigen Jahrhunderts mit seinen Vorstellungen von bürgerlicher Freiheit für vereinbar hielt. Aufs neue sollte auch die Wirkung von Religion und Sitte auf den Geist des Volkes verstärkt werden. Vielerorts handelt es sich darum, erst wieder die Anfänge religiös-sittlichen Empfindens in der radikalisierten Bevölkerung herzustellen. Ginge man an diese Aufgabe mit dem vollen Bewußtsein ihrer Zartheit heran, so ist dafür vielleicht auch mancher Mann zu gewinnen, der sich zurzeit noch durch Schuld von hüben und drüben dank der gewöhnlichen Art, solche Fragen aufzuwerfen, den Radikalen zuzählt.

Vor drei Menschenaltern standen die englischen Konservativen vor einer Lage, in vielem der verwandt, der sich die konservativ denkenden Politiker Deutschlands heute gegenübersehen. Sie hatten keinen über menschlichen Durchschnitt hoch erhabenen Staatsmann an ihrer Spitze, der sie das England ihrer Zeit völlig zu meistern befähigte. Aber genug weitsichtige und kräftige Politiker waren unter ihnen, so daß sie ihrem Volke über die Krise hinweghalfen und die fernere Entwicklung offenhalten konnten. Robert Peel hat es wohl verdient um sein Volk, daß man sein Denkmal dort errichtete, wo Londons Verkehr am stärksten flutet. Die nächsten Jahre müssen entscheiden, ob gegenwärtig unserm Vaterlande solche Führer beschert sind. Erfreut sich das deutsche Volk ihrer wie einst die englische Nation, wird in ihm die Unklarheit über die einzuschlagende innere Politik nicht mehr lange währen. Rasch werden seine Führer der Fahrt die rechte Richtung geben.

Feierabend

Der Tag hat sich zum Abend still verklärt.
Die Arbeit ruht, und lächelnd schweift mein Blick
Auf dieser Hände karges Werk zurück.
Was Bittres auch der heiße Tag gebracht,
Es scheint verklärt in blauer Sommernacht.
Der Tag der Pflicht. Der Abend doch ist mein,
‚Hier bin ich Mensch!‘ O Glück! ‚hier darf ichs sein!‘
Die Seele wird mir weit und frei und licht,
Das Abendrot erblüht mir zum Gedicht.
Und naht der Schlummer dann mit leisem Tritt,
Nimmt er ins goldne Wunderland mich mit.

J. Gramm.

Bedeutung des akademischen Frauenstudiums für die Gegenwart / Von Hedwig Dransfeld

II.

D r e i E i n w ü r f e pflegen die Gegner einer weitergehenden Frauenbetätigung, als der durch den häuslichen Beruf gebotenen, gegen das akademische Frauenstudium und seine Förderung vorzubringen. Der erste Einwurf (s. den ersten Teil dieser Abhandlung Januarheft S. 435), erklärt, daß vom Standpunkte der Wissenschaft aus eine Beteiligung der Frauen an der akademischen Arbeit nicht propagiert werden könne, da es dem weiblichen Intellekt niemals möglich sei, auf diesem Gebiete etwas Neu- und Eigenartiges, etwas Schöpferisches zu leisten. Wo aber der Mann von vornherein der wesentlich und allseitig überragende Arbeiter sei, da erscheine es als überflüssig, wenn nicht als schädlich, das Eingangstor einer Hochflut von minderen Kräften zu öffnen. Denn schließlich habe auch das männliche Geschlecht genügend Durchschnittsintelligenzen für wissenschaftliche Helferdienste zur Verfügung.

Die Priorität des Mannes wurde für die rein intellektualistischen Wissenschaften ohne weiteres zugegeben, jene Disziplinen, die in früheren Jahrhunderten vorwiegend gepflegt wurden und deren Resultate die kühlen, klaren, leicht auf eine Formel zu bringenden Erkenntniswerte sind. Nicht aber für die Kulturwissenschaften, wie sie heute als völlig neue Disziplinen erstanden oder alten Disziplinen einen neuen Geist einhauchten, neue Forschungsmethoden für sie festlegten. Ihre Resultate sind nicht nur vom Intellekte abhängig, sondern von den Imponderabilien der gesamten Persönlichkeit, von Weltanschauung und Lebensauffassung und nicht zuletzt vom Geschlechtscharakter. Und wenn wir, wie es heute wissenschaftlich allgemein geschieht, an allerfeinster Geschlechtsdifferenzierung festhalten, dann können wir es nicht einerlei nennen, ob in den Kulturwissenschaften die Anschauung und das Urteil des Mannes allein maßgebend sind. Jedes Geschlecht hat einen bestimmten Anteil an der Kulturgestaltung zu leisten, aber dieser Anteil kann ‚auch nur von ihm voll überschaut und bis in die letzten Verästelungen seines Woher und Wohin verfolgt werden'. Erforschung und Darstellung auf dem Gebiete der Kulturwissenschaften muß also zu einem Teil von der Frau übernommen werden, damit ein Bild zustande kommt, das in all seinen Linien der reichen Mannigfaltigkeit des gegenwärtigen Welt- und Menschheitsbildes entspricht.

Der zweite Einwurf, der von den Gegnern des akademischen Frauenstudiums gemacht wird, rechnet für die einzelne mit einer w e s e n t l i c h e n M i n d e r u n g d e r P e r s ö n l i c h k e i t s w e r t e, d e s s p e z i f i s c h e n W e i b t u m s, hervorgerufen durch Hingabe an wissenschaftliche Arbeit und gelehrte Berufe. Es ist im allgemeinen zweifellos richtig, wenn sie sagen: Die Frau ist für das lebendige Leben da, das sorgende, schaffende, Leben hervorbringende und Leben umhegende Dienen, nicht für verstaubte Bücherregale und foliantenbedeckte Schreibtische. Aber man muß auch hier wägen und sichten und vor allem das eine im Auge behalten, daß gelehrte Arbeit und echtes Weibtum sich im Kern nicht ausschließen. Mag auch die Akademikerin mehr Gefahren ausgesetzt sein,

etwas von dem Schmelz jener opferfrohen, in der Wärme eines Familienheimes sich oft so wundersam entfaltenden Fraulichkeit einzubüßen — nun, Gefahren sind eben nur Gefahren, d. h. wir können sie überwinden und dabei über unser ursprüngliches Selbst weit hinauswachsen. Und schließlich birgt auch das Familienheim Gefahren für die Entwicklung zum echten Weibe, wenn sie auch ziemlich in der entgegengesetzten Richtung liegen.

Aber die Gegner stellen hier etwas Mögliches als das unfehlbar Sichere dar, und sie malen grau in grau. Nicht einmal vor der Karikatur schrecken sie zurück. Da muß der männliche Gelehrte als abschreckendes Beispiel in allen möglichen Gestalten aufmarschieren: der zerstreute Professor mit dem ewig vergessenen Regenschirm und dem ewigen Knoten im Taschentuch; oder der trockene Pedant, dem das Leben mit seinen tausend zarten Verbindungsfäden von Mensch zu Mensch nur eine mehr oder weniger komplizierte Rechenaufgabe ist; oder der verknöcherte Spezialist, der über den engen Horizont seines Fachstudiums nicht hinausblickt; oder die weltfremde Berühmtheit, die hochmütig auf die nichtakademische Welt herunterschaut. Und das Geleitwort einer solchen Karikaturensammlung heißt: Wenn all diese Eigenschaften dem Manne schlecht stehen, dann stehen sie der Frau abscheulich. Eine zerstreute, pedantische, weltfremde, hochmütige Gelehrte ist hundertmal unangenehmer als ihr männlicher Kollege. Mehr als das: Eine Frau, die über dem Mikroskop brütet, etwa um den Atmungsprozeß des Borkenkäfers zu studieren und darüber ein tiefgelehrtes Buch zu schreiben, die aber dabei den Notschrei der lebendigen Menschheit überhört, die nicht Wissenschaft Wissenschaft sein läßt, um ein auf der Straße gestürztes weinendes Kind aufzuheben, einem Halbverhungerten eine Labung herzurichten, versündigt sich an ihrem eigenen Geschlechtscharakter, und das beleidigte Geschlecht wird sich rächen — an ihr und an der Gesellschaft überhaupt. Denn einen Mann, der sich aus der lebendigen Gemeinschaft ausscheidet, können wir zur Not entbehren, eine Frau niemals.

Es sei keinen Augenblick geleugnet, daß die Wissenschaft derartige weibliche Karikaturen heranbilden kann, genau ebenso, wie es bisher bei den Männern geschah. Aber wenn sich eine solche Gefahr für das männliche Gelehrtentum heute stetig verringert, so ist es zweifellos unlogisch, für die Frauen ein die Verhältnisse umkehrendes Wachstum der Gefahr zu befürchten. Um nochmals auf ein Hauptargument zurückzukommen: All die geschilderten unangenehmen Eigenschaften sind keine naturnotwendigen Begleiterscheinungen des wissenschaftlichen Arbeitens, sondern nur zufällige, die durch frühere patriarchalische Zeiten mit ihrer unbegrenzten Hochachtung vor dem reinen Buchwissen genährt und gefördert wurden. Jene sagenhaften Zerstreutheiten und Weltfremdheiten des deutschen Professors liefern heute eigentlich nur noch Stoff — und einen mit der Zeit langweilig werdenden Stoff — für unsere Witzblätter. Das moderne Leben erzieht. Wer in der Großstadt schon beim Einsteigen in die Elektrische einen kleinen Kampf ums Dasein zu bestehen hat, der ist ohne weiteres gezwungen, sich von dem professorlichen Biedermeiertum vergangener Jahrzehnte schleunigst loszulösen. Und auch der vielberufene Hochmut des Akademikers findet heute seinen Dämpfer in jener charakteristischen Blüte von Handel

und Industrie, die das öffentliche Leben in einer Weise beherrschen, wie es vor wenigen Jahren noch nicht geahnt wurde. Auch die Berühmtheiten einer Universität, früher vielfach in geweihten Zirkeln zurückgehalten, sind heute draußen im Leben ganz gewöhnliche Menschenkinder, die das allgemeine Hasten und Drängen mitmachen müssen.

Warum sollte nun die Akademikerin, der allgemeinen Entwicklung entgegen, die Bahn des modernen Lebens verlassen und sich in das spinnwebverhüllte Dunkel einer weltfremden Gelehrtenstube zurückziehen? Eine solche Befürchtung ist jener andern ähnlich, die sich die studierende Frau nur mit den Attributen männlichen Studententums denken kann — mit brennender Zigarre und Spazierknüppel und mit der Gewohnheit des regelmäßigen Früh- und Dämmerschoppens, — vielleicht weil in den Erstlingsjahren des akademischen Frauenstudiums hier und da einmal ein naives oder exzentrisches Studentinnengemüt Wissenschaft mit studentischer Forschheit verwechselte. Über die letztere Befürchtung sind wir ja heute Gott sei Dank hinweg, weil auch die erbittertsten Gegner zugeben müssen, daß es Ausschreitungen und Abschweifungen stets und überall gegeben hat, und daß es töricht wäre, die große Kerntruppe nach der Verirrung des einzelnen zu beurteilen. Nein, auch die Akademikerin soll mitten im Leben wurzeln bleiben, im Alltagsleben der Familie und der Häuslichkeit, und sie kann es viel mehr als der männliche Akademiker. Dazu aber ist bewußte Mitarbeit nötig. Wir müssen die Idee abweisen, als ob die studierende Frau, wenn sie die Universität bezieht, sich ebenso aus dem Familienverband herauslöse, wie der junge Mann. Vielmehr soll ihr das Dienen in der Familie, die stärkere Gebundenheit durch Pflichten der Pietät, im letzten Grunde eine Ehre bleiben, die sie um kleine wissenschaftliche Erfolge nicht aufgeben möchte. Und sie darf dieses Dienen nicht nur für die Ferienzeit aufsparen. Die Familie muß es wissen, daß die studierende Tochter des Hauses in ganz anderer Weise noch mit dem Daheim zusammenhängt, als der Sohn, den eben völlig verschiedene Lebensbedingungen in die Ferne weisen; sie muß es wissen, daß von jener ihre Sorgen mitgetragen, ihre Interessen mitverfochten werden, und daß sie unter Umständen auch ein Opfer, selbst ein schweres, an die Seele greifendes Opfer, von ihr verlangen kann.

Damit soll nicht gesagt sein, die Familie habe das Recht, den Studiengang der Tochter zu unterbrechen oder gar ohne weiteres abzuschneiden, wenn irgend eine Not, eine plötzlich entstandene Familienlücke ihre Anwesenheit daheim notwendig macht. Es wird ja heute auch kaum Eltern geben, die zu diesem äußersten Mittel greifen; denn die meisten erstreben mit dem akademischen Studium ihrer Töchter deren wirtschaftliche Sicherstellung für die Zukunft, ebenso wie es bei den Söhnen der Fall ist. Und jener Grundsatz, wie er vor zwei Jahrzehnten noch so ziemlich in jeder Familie der sozial höherstehenden Schichten zuhause war, schwindet ja zum Glück immer mehr: daß die Tochter, falls sie nicht heiratet, ihre Kräfte *ausschließlich* dem Vaterhause zu opfern habe, den alternden Eltern und den jüngeren Geschwistern, bis sie, in höherem Alter endlich selbständig geworden, der leeren Schale gleicht, deren fruchtbringender Kern längst verbraucht ist. Das Altjungferndasein früherer Tage,

mit seiner äußeren Hilflosigkeit und Wunderlichkeit und seiner oft so erschütternden innern Tragik! Heute verschließen wir uns nicht mehr der Tatsache, daß auch das Mädchen ganz bestimmte und unveräußerliche Persönlichkeitsrechte hat; heute empfinden wir es als eine schwere Ungerechtigkeit, wenn ihm ein eigenes Leben erst gestattet wird, nachdem die jüngsten Geschwister vollauf versorgt und die alten Eltern dahingegangen sind, d. h. also wenn es nicht mehr imstande ist, dieses eigene Leben kraftvoll zu gestalten und sich selbst und der Mitwelt jenen Tribut zu leisten, den wir folgerichtig von jedem Menschendasein erwarten müssen.

Aber zwischen einem völligen Aufgeben der Persönlichkeit an das elterliche Daheim und einem völlig Losgelöstsein von ihm gibt es so viele Zwischenstufen, daß auch der studierenden Tochter ein reichlicher Anteil an Mitsorge und Mitarbeit in der Familie aufgebürdet werden kann, ohne ihrer Vorbereitung auf einen Beruf empfindlich zu schaden. Hier wird besonders den Eltern eine Fülle von Verantwortung zugeschoben. Der schöne Goethesche Satz: Dienen lerne beizeiten das Weib . . . ist auch für die Studentin da und soll für sie bestehen bleiben, wobei allerdings sowohl für die studierende als auch für die nichtstudierende Tochter die Einschränkung gemacht werden muß, daß dieses Dienen in einem höheren Sinne zu nehmen ist, nicht als ein bedingungsloses Bedienen, ein unruhiges Hin- und Herrennen, wenn etwa die Herren Brüder die Ansicht vertreten, daß jeder häusliche Handgriff unter der männlichen Würde und deshalb einzig und allein Frauensache sei.

Die studierende Frau solange wie möglich an das elterliche Daheim zu ketten, ist gewiß ein wichtiges Erziehungsmittel zur echten Weiblichkeit, ein Abwehrmittel gegenüber irrigen und zerstörenden Tendenzen. Aber es genügt nicht; man muß auch sorgen, daß das junge Mädchen an der Universität und später im Berufe alle jene Eigenschaften entfalten kann und tatsächlich entfaltet, die es befähigen, den häuslichen Alltag zu meistern, ein Milieu zu schaffen, eine Atmosphäre der Ruhe und Wärme um sich her zu verbreiten. Es ist ein herrliches Talent, das den meisten Frauen in die Wiege gelegt wurde und sie vor dem Manne auszeichnet: ich möchte es das h e i m s c h a f f e n d e T a l e n t nennen. Wer hätte nicht schon die alte Wahrheit erfahren? — Junggesellenwohnungen sind fast alle gleich steif und ungemütlich, während fast alle Frauenwohnungen einen eigentümlichen Zauber der Behaglichkeit und ein individuelles Gepräge haben. Ruskin hat diesem Frauentalent, das beiden Geschlechtern die Last des Daseins zu erleichtern imstande ist, folgende dichterisch verklärte Worte gewidmet: ‚Wohin ein echtes Weib auch kommen mag, wird ein Heim sie immer umgeben. Es mögen nur die Sterne über ihrem Haupte scheinen und der Glühwurm im taufeuchten Gras das einzige Feuer zu ihren Füßen sein, dennoch ist Heim, wo sie sich auch befindet; und für eine edle Frau dehnt es sich weit um sie aus, schöner als wenn es mit Zedernholz getäfelt oder mit Scharlach ausgemalt wäre, und es läßt sein mildes Licht weit hinausleuchten für jene, die sonst heimatlos sein würden.‘

Dieses heimschaffende Talent muß unsern Studentinnen und berufstätigen Frauen um jeden Preis erhalten werden. Es sollte ihnen in Fleisch und Blut

übergehen, daß echte Frauenwürde für gewöhnlich nur in einem würdigen Heim gedeihen kann. Der Student, der seinem Freunde den selbstgekochten Kaffee in einem Bierglase vorsetzt, weil die letzte Tasse einen gefährlichen Sprung hat, kann zur Not noch eine humoristische Figur abgeben; bei der Frau wirkt das gleiche Vorkommnis peinlich und abstoßend. Es ist nun einmal so: zum äußeren Wesen der Weiblichkeit gehört eine gewisse Anmut und die Fähigkeit, den Sinn dafür auch im Milieu auszudrücken. Schlagen wir die alte Wahrheit nicht zu niedrig an: nicht nur geben wir unserer Umgebung das Gepräge, sondern auch die tägliche Umgebung ist in beständiger Wechselwirkung an der Arbeit, uns nach sich selber umzuformen und umzuschaffen. Wo saloppe Anspruchslosigkeit in notwendigen Dingen, wo Unordnung und vielleicht gar Unsauberkeit herrscht, da können unsere studierenden Frauen seelisch nicht zu jenen klaren, wegweisenden Persönlichkeiten heranwachsen, wie die Gesellschaft es im Interesse der guten Sache erwarten muß.

Damit soll für die Studentin nicht dem Luxus das Wort geredet werden, während dem Studenten mit spartanischer Einfachheit immer noch gedient sei. Ein anmutiges Heim ist weit entfernt vom Wohnungsluxus; und wieviel weiß die Frau nach dieser Richtung selbst aus Kleinigkeiten zu schaffen! Der alte Lebenspraktiker, der eines Abends nacheinander eine Studenten- und eine Studentinnen‚bude' besucht hatte, wußte sich nicht zu erklären, weshalb diese allein so ‚heimelig' gewesen war, obgleich doch beide den landläufigen Typ der möblierten Wohnung darstellten. Schließlich fand er heraus, daß im Zimmer der Studentin eigentlich nur drei Dinge anders gewesen waren: ein roter Seidenschleier um die Lampe, zwei Nelken in hübscher Vase auf dem Schreibtisch und in der Ecke ein einfacher Samowar nebst einem Körbchen mit Teegebäck. So können an sich bedeutungslose Dinge doch eine frappante Wirkung hervorbringen, wenn sie nur in den richtigen Rahmen gestellt werden.

Dieser Gedankengang schließt die Warnung an Eltern und Erzieher in sich, die studierenden Frauen an der Universität gar zu beschränkt zu halten. Der Hildegardisverein zur Unterstützung studierender katholischer Frauen folgt den gleichen Grundsätzen; wenigstens erklärte mir seine erste Vorsitzende auf meine Frage, warum er soviel höhere Unterstützungsraten zahle als der Albertus Magnus-Verein, daß die bedürftige Studentin doch nicht auf einer kahlen Dachstube hausen könne wie der in gleicher Lage sich befindende Kommilitone.

Nein, sie kann es wirklich nicht. Das sagen wir nicht aus Sentimentalität und nicht weil wir meinen, der Studentin müßten von vornherein damenhafte Ansprüche anerzogen werden; sondern weil wir fürchten, es könnten ihr in niederdrückender oder gar unwürdiger Umgebung jene weiblichen Persönlichkeitswerte verloren gehen, ohne die wir sie nicht ins Leben hinausschicken dürfen.

Für die Studentin bedeutet das Heim ja auch etwas ganz anderes als für den jungen Kommilitonen. Ohne Häuslichkeit, selbst wenn es sich nur um eine ‚möblierte Wohnung' der Großstadt handelt, ist echte Weiblichkeit nun einmal nicht leicht zu denken. Und die Studentin wird durch ihre Berufsarbeit ohnehin viel mehr nach draußen geführt, muß sich schon früh im öffentlichen

Leben ganz anders durchsetzen als die Haustochter. Aber dieses ‚Draußenleben‘ soll soviel wie möglich beschränkt bleiben. Es wäre ein Unglück für das akademische Frauenstudium, sowohl in seiner Bedeutung für die Einzelpersönlichkeit, als auch in seiner Auswirkung im kulturellen Gemeinschaftsleben überhaupt, wenn etwa das Restaurant im Leben der Studentinnen einen andern Platz erhielte, als jenen, der durch das Bedürfnis des Tages unbedingt geboten ist.

Am besten wäre es, wenn das Restaurant, das öffentliche Lokal überhaupt, auch für das Einnehmen der täglichen Mahlzeiten möglichst ausgeschaltet werden könnte. Das sei natürlich mit Vorbehalt ausgesprochen: nicht um irgendwelcher Engherzigkeit das Wort zu reden, sondern um die Gründung von Studentinnenheimen und Studentinnenklubs, die eine gewisse erweiterte Häuslichkeit pflegen, dringend zu befürworten. Hier bietet sich unsern großen Frauenvereinen eine schöne Gelegenheit zu weitgehendem sozialen Wirken. Ein junges Mädchen, das aus dem Familienverband äußerlich herausgelöst ist und nun mit all seinen geistigen und geselligen Bedürfnissen allein steht, kann und soll selbstverständlich nicht ausschließlich auf seine eigenen vier Wände angewiesen sein. Derartige Forderungen würden eine vernunftgemäße Pflege der Häuslichkeit nicht nur übertreiben, sondern sogar gefährlich beeinflussen. Junges Blut verlangt mit vollem Rechte nach Gemeinsamkeit, nach Mitteilung, nach Freundschaft, und besonders in einer Zeit, da der Geist in so betonter Weise die letzten Stadien seines geistigen Werdeprozesses durchläuft, wie es an unseren Universitäten zu geschehen pflegt. Um Wissen zu erwerben, dazu genügt die geheiligte Stille eines Studierzimmers; aber eine Weltanschauung gewinnt man nur im direkten Angesicht der Welt, auf dem geistigen Turnierplatz, wo die einzelnen Meinungen haarscharfe Frontstellung zueinander nehmen. Oder wie der Dichter es ausdrückt:

> Es bildet ein Talent sich in der Stille,
> Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

Auch zur Pflege einer edlen Geselligkeit müssen Heime und Klubs geschaffen werden, die sowohl zu ernstem als auch zu fröhlichem Beisammensein einladen. Am idealsten wäre es ja freilich, wenn unsere Studentinnen in befreundeten Familien der Universitätsstädte jene seelische Abspannung genießen dürften, die wohl jedermann namentlich in seinen jungen Jahren nötig hat, um in ernster geistiger Arbeit beharrlich weiterschreiten und die auf Verkehr und Gedankenaustausch beruhenden Persönlichkeitswerte allseitig entwickeln zu können. Aber der Familienanschluß in diesem Sinne ist für manche Studentinnen leider ebensowenig zu erreichen, wie für unsere studierenden jungen Männer, denen er fast noch mehr an innerer Anregung und äußerem sozialen Halt zu geben vermag. Derartige Vorschläge werden, speziell für die Studentenwelt, ja seit Jahren von Menschenfreunden diskutiert; aber die Erfüllung hängt zu sehr von lokalen und persönlichen Zufälligkeiten ab, als daß man ernsthaft mit ihr rechnen könnte. Es sollten also andere Gelegenheiten zu geselligen Zusammenkünften geschaffen werden, die man, da es sich vielfach um die Einrichtung eines völlig Neuen handelt, auf die ganz eigenartige Lebenslage und die besonderen Bedürfnisse der Studentinnen zuschneiden müßte.

Es drängt sich hier die Frage auf, ob eine gemeinsame Erholung mit den männlichen Kommilitonen von unserem Standpunkte aus überhaupt im Bereiche der Möglichkeit liegt. Im allgemeinen wird man diese Frage verneinen müssen. Es soll dabei gewiß nicht geleugnet werden, daß ein in edlen Grenzlinien sich vollziehender geselliger Verkehr mit Mitarbeitenden und Mitstrebenden hohe ethische Werte für das Verhältnis der Geschlechter schaffen kann, auch wenn die Gardedame ausgeschaltet bleibt. Selbst für die Haustochter verzichten ja besorgte und gewissenhafte Mütter auf dieses notwendige Requisit früherer Jahrzehnte; man denke nur an unsere auch in der kleinsten Stadt eingerichteten Tennisplätze. Man darf es freudig billigen, daß in unserer Zeit des gesteigerten Selbstgefühls, des verfeinerten Individualempfindens die Tendenz dahin geht, das junge Mädchen außerhalb des Hauses nicht mehr einer beständigen Aufsicht zu unterstellen; daß man den äußern Zwang der Sitte auch für das weibliche Geschlecht durch innere Tüchtigkeit und ernsthaftes Wollen zu ersetzen strebt. Aber diese Billigung darf nicht mit jener Ausschließlichkeit auftreten, die im geselligen Verkehr von Männern und Frauen jeden Unterschied beseitigen möchte; auch nicht für die Studentin und die berufstätige Frau. Denn sie bleiben doch Glieder des ‚zarten, leichtverletzlichen Geschlechtes', für das wir an engeren Schranken der Sitte — nicht der Sittlichkeit — festhalten müssen. Das ist keine doppelte Moral, sondern eine einfache Folgerung aus natürlichen Umständen. Schatzhüter — und die Frauen sind die Hüter der sittlichen Qualitäten eines Volkes — müssen sich auf eine höhere Stufe stellen als die Genossen, die nur die Zinsen des Schatzes verzehren. Eingedenk dessen, daß sie nicht nur sich selbst gefährden, sondern die ihnen anvertrauten unersetzbaren Kostbarkeiten, wenn sie von der Stufe einer gewissen Unnahbarkeit herabsteigen. Von diesem Standpunkte aus müssen wir unser engeres Gebundensein durch Schranken der landläufigen Sitte sogar für eine Ehre halten.

Für unsere Studentinnen kommen noch besondere Gefährdungen hinzu, die sich aus ihrer exponierten Lage, ihrer ganzen geistigen Verfassung und dem gegenwärtigen Stand der studentischen Geselligkeit ergeben. Wenn auch für ihren Verkehr mit dem Kommilitonen die Gardedame leichten Herzens geopfert sei, so doch nicht jene unbemerkt arbeitende Kontrolle einer erziehlichen Autorität, der heute alle andern jungen Mädchen der höheren Klassen noch unterstehen, selbst wenn man ihnen, innerhalb oder außerhalb eines Familienverbandes, weitgehende Freiheiten gestattet. Die Studentin aber wird in ganz anderer Weise selbständig, und sie verschwindet, besonders an größeren Universitäten, nur zu leicht in der Masse. Und wenn eine an Kontrolle gemahnende öffentliche Meinung einmal bis zu ihr vordringt, so setzen fast unbewußt alle möglichen Gegengründe bei ihr ein. Sie ist heute noch eine Ausnahme ihres Geschlechtes, um deretwillen manch eine ehrwürdige Tradition über Mädchentum und Frauenaufgaben zusammengerissen werden mußte. Grund genug für viele, nun auch gerechte Forderungen dieser Tradition als Ausflüsse eines rückständigen und feindlichen Banausentums abzuwehren.

Was aber in dieser ganzen Erörterung das Hauptargument ist: die

heutige Form der studentischen Geselligkeit — Ansätze zum Besseren seien übrigens gern anerkannt — schließt die Teilnahme von Frauen grundsätzlich aus. Wo der Höhepunkt des Beisammenseins die feuchtfröhliche Stimmung ist, wo das Trinklied jene Ausschreitungen dichterisch verklärt und verherrlicht, die wir im gewöhnlichen Leben als unschön und peinlich, ja als verabscheuenswert empfinden, da muß die Studentin Distanz wahren, selbst wenn sie sich persönlich von der durch die Tat bewiesenen Verehrung des Alkohols freihalten wollte. Bis zur Kameradschaft am Trinktisch darf und soll die Arbeitskameradschaft nun einmal nicht gehen. Daß nicht alle Kreise unserer studierenden Frauen bisher diesen selbstverständlichen Takt besessen haben, beweist leider die Teilnahme von Studentinnen an dem großen Kommers, der bei der Hundertjahrfeier der Berliner Universität im Jahre 1910 abgehalten wurde. Es war peinlich und beschämend für die Frauen überhaupt, daß damals Professor Delbrück in den Preußischen Jahrbüchern jene feiernden Studentinnen in der schärfsten Form, die aber auch von unserem Standpunkt aus unanfechtbar und angebracht war, in ihre Schranken zurückweisen durfte. Hoffentlich ist es für spätere Gelegenheiten eine Lehre gewesen, da auch ein großer Teil der Frauenbewegung, die sonst doch nicht gerade rückständig zu sein pflegt, sich diesem Protest anschloß.

Das Bewußtsein, daß das Fehlen jeglicher erziehlichen Kontrolle für noch Unfertige eine Gefahr bildet, führte, wenn vielleicht auch halb unbewußt und neben vielen anderen Erwägungen, unsere jungen Studenten zur Organisation. Gewiß hat der Zusammenschluß von Studenten eine ganze Menge von Zwecken, die oft recht oberflächlicher, zum Teil sogar zweifelhafter Natur sind. Aber der e i n e Zweck tritt selbst bei einem derart auf äußerem Dekor und gesellschaftlichem Kastengeist beruhenden Gebilde zutage, wie es etwa ein feudales Korps ist: die Studentenschaft will aus sich selbst heraus Disziplin halten, will die Gemeinschaft als erziehende Autorität einsetzen. Daß diese Erziehung sich vielfach nur mit Äußerlichkeiten befaßt, tut dem ursprünglichen Gedanken keinen Eintrag. Wir können deshalb annehmen, daß die studentischen Organisationen, die zudem noch keinerlei wirtschaftliche und berufliche Interessen zu verfechten brauchen, mit aus dem Trieb seelischer Selbsterhaltung geboren sind. Wenn aber junge Männer glauben, den geistig-sittlichen Rückhalt einer Organisation nicht entbehren zu können, so sind wir für unsere studierenden jungen Mädchen erst recht auf sie angewiesen. Sie führt das Werk fort, das Studentinnenheime und -Klubs angebahnt haben, um die Familie mit den feinen und unmerklich wirkenden Imponderabilien ihrer Erziehungskräfte zu ersetzen. Aber sie soll noch höher steigen, indem sie ihre Glieder nicht nur äußerlich als Kommilitonen, sondern auch innerlich als Gesinnungsgenossen zusammenfaßt, die zur Lösung eines Problems auf der gleichen Linie voranstreben, die Weltanschauungsfragen unter den gleichen sittlichen Voraussetzungen beantworten.

Die intellektuelle Schulung ist Aufgabe der Universität; die ethische Schulung aber kann leider nur in geringem Umfange von ihr besorgt werden, da ihr zudem der Begriff der Einheitlichkeit auf diesem Gebiete fast völlig verloren

Karl Caspar/Noli me tangere

gegangen ist. Die Universität als Erziehungsanstalt war nur möglich, als die gemeinsame Weltanschauung noch der geistig-sittliche Mutterboden unseres ganzen Volkes war. Heute streben die ethischen Grundforderungen, wie sie von einzelnen proklamiert und von vielen gelebt werden, auseinander und gegeneinander, ebenso wie die religiösen. Die Universitäten bilden auch für diesen Kampf die geistigen Turnierplätze. Und der Student wird den sittlichen Fonds, den er aus dem Elternhause mitgebracht hat, kaum aus diesen Strudeln retten, wenn er sich nicht die außerhalb der Universität wirkenden Erziehungskräfte zunutze macht, die zum Teil direkt gegen den Einfluß des Hörsaales arbeiten. Da nun die sittliche Weltanschauung für uns Katholiken ein integrierender Bestandteil unserer Religion ist, erklärt sich ohne weiteres die Entstehung und Berechtigung der konfessionellen Zusammenschlüsse unter den Studenten, wie sie innerhalb des Katholizismus besonders begünstigt werden.

Konfessionelle Organisationen sind auch für unsere Studentinnen notwendig, nicht um sie in gemeinsamen akademischen Fragen von ihren Kommilitoninnen abzusondern, sondern um ihrem Zusammenschluß den eigentlichen Wert zu geben: ein ethischer Faktor zu sein, der das vom Elternhause mitgebrachte sittlich-religiöse Gut bewahren und die dort grundgelegte Überzeugung wissenschaftlich vertiefen hilft, um dadurch die ganze Persönlichkeit zur Reife zu führen.

Es ist ja eine landläufige und leider auch berechtigte Annahme, daß die Universität häufig den Glauben gefährde. Und Gegner des akademischen Frauenstudiums klagen, daß gerade manche Studentinnen in Fragen der Religion ein hochmütig-abweisendes Wesen zur Schau tragen, jederzeit zur schroffen Aburteilung bereit sind und in grober Weise jene Pietät verletzen, die wir den Vertretern der religiösen Autorität und den Formen altüberlieferter Frömmigkeit schuldig sind, selbst wenn im einzelnen eine abweichende Meinung begreiflich und gestattet ist. Aber der Wissenshochmut und die Neigung, das Instrument der Kritik an jedem Objekt auf seine Schärfe hin zu prüfen, und im besondern Zweifelsucht gerade in Angelegenheiten der Religion ist weniger Eigentümlichkeit des Geschlechtes, als eines gewissen Alters, das sich wohl nur deshalb lärmend und großsprecherisch und unbescheiden gibt, weil es erst die Vorhallen der Wissenschaft erreicht hat. So mancher Abiturient liefert für diese Behauptung ein schlagendes Beispiel. Allerdings ist die Studentin auch hier wieder einer besondern Gefährdung ausgesetzt, eben wegen ihrer Ausnahmestellung. Sie hat im Alltagsleben so oft den oberflächlichen Satz gehört, die Frömmigkeit sei Frauensache; und in ihrem naiven Sinne glaubt sie der Welt nun den Beweis schuldig zu sein, daß das moderne Geschlecht auch anders könne, und daß die Attribute der Großmutter: Strickstrumpf und Gebetbuch, für die gescheite Enkelin zu den überwundenen Dingen gehören. Ein Zeugnis für irgend welche Höhe des Geistes ist ein solches Gebaren freilich nicht.

Welch eine sittlich klärende, zu wirklichen Geisteshöhen führende Tätigkeit kann hier die Organisation entfalten, wenn sie von kraftvollen, ihre Aufgabe erfassenden weiblichen Persönlichkeiten geleitet wird, die alle Mittel zu benützen wissen, um die Atmosphäre der wissenschaftlichen und natürlich mädchenhaften

Bescheidenheit zu verbreiten, das Glaubensleben wach zu halten und seelische Krisen schon in ihrer Entstehung wahrzunehmen und ihnen gerüstet zu begegnen!

Die Organisation kann auch die Vermittlung zwischen den Studentinnen und dem sozial-caritativen Leben der Gegenwart übernehmen. Dadurch wird schon früh ein Gegengewicht gegen das abstrakte Studium geschaffen und die Verbindung über die engeren akademischen Kreise hinaus mit allen sozialen Schichten aufrecht erhalten. Wohlgemerkt: mit allen Schichten. Im Verkehr mit der nichtakademischen sozialen Helferin bleibt die Studentin der Frau aus der eigenen Gesellschaftsklasse nahe; dadurch verringert sich die Gefahr der Einseitigkeit und der Unterschätzung jener Frauenberufe, die der alten Entwicklungsbahn folgen. Aber den eigentlich charakterbildenden Wert hat doch der Einblick in die Not und den Lebenskampf der unteren Schichten. Damit die berufstätige Frau mit warmem Herzen neben dem häuslichen auch das soziale Dienen zur Richtschnur ihres Handelns mache, damit sie außer der geistigen Tüchtigkeit auch die guten alten Weibestugenden des Mitleids und der Opferbereitschaft pflege, muß schon die Studentin in diesem Sinne die ersten sichern Schritte nach unten getan haben.

Aber es soll mit Maß und in sorgsamer Auswahl geschehen und vor allem nicht in ein Dilettieren in allen möglichen Vereinen und Zweigen der sozialcaritativen Hilfsaktion ausarten. Die soziale Begeisterung, namentlich wenn sie ein feuriges junges Mädchen ergriffen hat, kann eine recht unbesonnene Herrin sein. Sie treibt ihre Jüngerin durch eine Fülle von Kleinwerk, sodaß zuweilen über den sozialen Nebenzielen die Hauptsache vergessen wird. Diese Hauptsache besteht für die Studentin zunächst in der Aneignung wissenschaftlicher Berufstüchtigkeit; sodann aber auch in der vollen Klärung und Abrundung der allgemeinen Weltanschauung (nicht nur der sozialen), wie sie im Elternhaus ihren ersten Umriß erhielt, und in der sorgfältigen und bewußten Herausarbeitung der wesentlichen Persönlichkeitslinien. —

*

Wenn die Studentin in einer solchen geistig-seelischen Verfassung die Universität verläßt, d. h. wenn sie an ihrem spezifischen Weibtum nichts eingebüßt hat und zudem intellektuell über den Rahmen ihres Geschlechtes hinaus gewachsen ist, dann kann ihr E i n f l u ß a u f d i e K u l t u r e n t w i c k l u n g überhaupt nur ein segensvoller sein. Und damit wäre der dritte Einwurf gegen das akademische Frauenstudium zurückgewiesen. Allerdings ist die Rechnung auch hier nicht unbedingt glatt, und wieder muß in die Entwicklung mit starker Hand und in bewußter Stellungnahme eingegriffen werden, um Gefahren abzuwenden.

Eine dieser Gefahren wird gewöhnlich zu schwarz gemalt: die Akademikerin müsse den Typus unserer deutschen Hausfrau und Mutter wenigstens in den höheren Kreisen langsam ändern. Nicht mehr die wirtschaftlich tüchtige Frau, die, wie der Volksmund lobend zu sagen pflegt, das Herz auf dem rechten Fleck hat, werde künftig unser weibliches Ideal sein, sondern die gescheite Frau, die zum wenigsten die Maturitätsprüfung hinter sich gebracht hat. Hand in

Hand damit gehe die Unterschätzung der spezifisch weiblichen Arbeiten zugunsten außerhäuslicher Berufstätigkeit, die Unlust, in die Ehe zu treten, um nicht eine mühsam errungene Qualifikation brach zu legen, und endlich das Modestudium und die Schaffung eines akademischen Proletariats auch unter den Frauen.

All diese Befürchtungen setzen einen Zudrang zu den akademischen Berufen voraus, mit denen augenblicklich noch nicht gerechnet zu werden braucht. Freilich wachsen die Besuchsziffern der Universitäten, auch soweit sie sich mit den Studentinnen befassen, ziemlich rasch; aber noch geben sie zu eigentlichen Bedenken keinen Anlaß. Man darf bei Beurteilung der Sachlage auch nicht vergessen, daß bei Eröffnung der Universitäten ein fast leerer akademischer Arbeitsmarkt für Frauen zu füllen war, und daß die gleichzeitig einsetzende Mädchenschulreform in Preußen die Nachfrage nach akademisch gebildeten weiblichen Lehrkräften plötzlich in die Höhe schnellte. Und erst recht wir Katholiken dürfen zunächst den Dingen ihren Lauf lassen, denn der uns zukommende prozentuale Anteil am akademischen Frauenstudium ist noch längst nicht erreicht.

Aber eine gute Realpolitik weiß vorauszusehen und vorzubeugen. Und daß eine Überfüllung der akademischen weiblichen Berufe für später in Aussicht steht, wird kaum einer leugnen, der die geistige Bewegung unter den Frauen genau beobachtet. Sie geht im ganzen darauf hinaus, jedes junge Mädchen einem Berufe zuzuführen und es auf diese Weise zu befähigen, selbständig und aus eigener Kraft einen Platz in der sozialen Gemeinschaft zu erringen. Das ist ja auch ein Gebot bitterer Notwendigkeit. So manche Frauenexistenz mußte geistig zerschlagen und verarmt am Wege liegen bleiben, bis selbst die Konservativsten einsahen, daß die neue Zeit auch die Frauen unweigerlich unter neue Lebensbedingungen stellt.

Dieser Ernst der Zeit ist einem eigentlichen Modestudium auch nicht günstig. Die jungen Mädchen, die sich nur um der Ehre willen den akademischen Prüfungen unterziehen, werden derart in der Minderheit bleiben, daß sie die Gesamtlage nicht beeinflussen. Dafür ist das Experiment denn doch zu teuer, und es stellt auch an die Körper- und Geisteskräfte zu hohe Ansprüche.

Den Modestudentinnen gegenüber stehen jene Mädchen, die vom Studium einen ideellen Lebensinhalt und ein sicheres wirtschaftliches Auskommen erwarten. Der Wunsch, beides auf dem Wege akademischer Bildung zu erreichen, ist ja auch menschlich begreiflich; sie gehören meistens den höheren Gesellschaftsschichten an, und sie streben nach einer Berufsarbeit, die sie nicht unter ihre bisherige soziale Stellung herabsinken läßt.

Aber welch traurigen Verhältnissen werden sie entgegengehen, wenn die befürchtete Überfüllung der akademischen Berufe zur Tatsache geworden ist! Einen Vorgeschmack genießen die Kundigen heute durch das Bild der Hochflut im Lehrerinnenstande. In Preußen warten Tausende von Lehramtsbewerberinnen auf Anstellung, Hunderte melden sich auf ein einziges Ausschreiben, die Bedingungen werden tiefer und tiefer geschraubt. Ein Proletariat von Geistesarbeitern ist ja viel beklagenswerter als jedes andere, und gar erst ein Proletariat der akademisch Gebildeten, die eine lange Vorbereitungszeit, einen ungeheuren Aufwand an geistigen und materiellen Mitteln, viele Mühen und

Hoffnungen an der Grausamkeit der Verhältnisse zersplittern sehen! Nicht nur der materiellen Not, sondern auch der seelischen Verbitterung müssen sie anheimfallen. Denn mit den Prätensionen des akademischen Studiums ins Leben einzutreten, um dann die eigene Arbeitskraft unbegehrt zu sehen oder sie an ungeeigneter Stelle aufreiben zu müssen, das ist ein Schicksal, dem selbst der kräftigste Wille nur schwer standhält. Die entsprechenden Verhältnisse in Männerkreisen geben nach dieser Richtung hin wirksame Lehren.

Und doch wird ein aus Frauen bestehendes akademisches Proletariat noch viel schwerer leiden müssen. Denn dem Manne bieten sich schließlich noch Stellen, die dem erwählten Beruf in sozialwirtschaftlicher Beziehung nicht gar zu fern stehen. Aber derartige Angebote fallen bei Frauen meistens fort, und viele werden jenen armseligen Notanker so mancher verarmten Frau aus den besseren Ständen ergreifen müssen: die Beschäftigung in der Heimarbeit, ein Elend, das den einzigen Vorzug hat, sich vor neugierigen Blicken verbergen zu können.

Deshalb müssen die Organe, die irgend einen Einfluß auf den Zustrom unserer Mädchen zu den akademischen Berufen haben, rechtzeitig auf eine Auslese hinwirken. Auslese! Es ist vielleicht das wichtigste Wort, das in all diesen Erörterungen gesprochen wird. Und es richtet sich an die Eltern heranwachsender Töchter, an Lehrer und Erzieher, an die Presse und besonders auch an Standesvereine; sie alle sollten mithelfen, daß Aufklärung und Warnung die beteiligten Kreise lehren, nüchterne Dinge auch nüchtern zu betrachten und die Illusion gerade bei der Berufswahl der Mädchen unnachsichtlich auszuschalten.

Welchen Schülerinnen darf das Universitätsstudium also empfohlen werden? Zunächst den begabten, deren intellektuelle Fähigkeiten über den Durchschnitt gehen. Wenn der mittelmäßig talentierte Jüngling durch die akademischen Prüfungen gepreßt wird, so ist das nichts Ideales, aber immerhin etwas Verständliches: haben doch die männlichen Berufe auch Platz für ein weniger tüchtiges Mitglied. Aber der Verbrauch in den meisten akademischen Frauenberufen ist so gering, daß wir hier die geistig Unzureichende nicht nur als überflüssig, sondern als direkt gefährlich für die Entwicklung weiblichen Berufsstrebens bezeichnen müssen.

Man vertrete aber nun nicht den Grundsatz: Das Mädchen ist auffallend gescheit, also muß es studieren! Nichts Kurzsichtigeres und Folgenschwereres als derartige Meinungen, die zum Volksunglück würden, wenn sie allgemeine Geltung erhielten. Nein, wir brauchen die auffallend gescheiten Frauen ebenso notwendig für den Gattin- und Mutterberuf, wenn nicht noch notwendiger, als für die Kreise der Akademikerinnen, die naturgemäß zu einem viel geringeren Bruchteil zur Ehe schreiten, als berufslose Frauen.

Deshalb muß, um das Berufsstudium empfehlen zu können, nicht nur geistige Begabung vorhanden sein, sondern auch eine stark hervortretende Eignung für irgendeinen klar erfaßten akademischen Beruf; und Lust und Liebe zu seiner Ausübung; und Willensstetigkeit, um Hindernisse und Enttäuschungen zu überwinden; und ein Rückhalt an sittlicher Kraft — keine Flatterhaftigkeit,

Neigung zu Hysterie und Phantastik —, damit die Gewähr für eine gut angewandte innerliche und äußerliche Selbständigkeit besteht; und eine kräftige Gesundheit, um die Anstrengungen des Studiums ohne Einbuße an Körperkräften ertragen zu können; und endlich ein gewisser Fonds an materiellen Mitteln. Gerade diese letztere Vorbedingung sollte bei Mädchen nicht übersehen werden. Denn die materiellen Aufwendungen des Studiums sind einesteils so groß, und andernteils — es sei auf die entsprechenden Ausführungen zurückgewiesen — ist es so gewagt, die studierende Frau schweren Entbehrungen auszusetzen, daß unter diesen Umständen der Einsatz zu hoch, der Erfolg zu teuer erkauft scheint. Unterstützungen, selbst wenn sie freigebig dargeboten werden, haben ja nur den Charakter von Zuschüssen, die das pekuniäre Fundament nicht ersetzen können. Der mittellose Student vermag auch hier ganz andere Argumente für sich ins Feld zu führen: Der akademische Nachwuchs in den männlichen Berufen würde den Bedarf nicht decken, wenn er sich nur aus den leistungsfähigen Kreisen rekrutieren wollte. Für die Frauen hat dieses Argument wiederum keine Geltung. Deshalb darf dem völlig mittellosen Mädchen das Studium nur geraten werden, wenn seine Begabung eine hervorragende, eine seltene ist. Im andern Falle soll es einen Beruf wählen, zu dem man auf einem weniger kostspieligen Wege gelangt.

So viele brennende Fragen der Berufswahl können natürlich nicht von heute auf morgen beantwortet werden. Vielmehr gebrauchen sowohl die Schülerinnen als auch ihre Leiter und Berater Zeit zur Beobachtung, zum Überlegen, zur Erkundigung über alle in Betracht kommenden Verhältnisse. Und man wird desto sicherer zu einem guten Resultat kommen, je weiter der Zögling in seiner ganzen seelischen Reife vorgeschritten ist. Deshalb befürworteten in der Zeit der Beratung der preußischen Mädchenschulreform viele Männer und Frauen (unter den letzteren der Katholische Frauenbund und der Katholische Deutsche Lehrerinnenverein) die Hinausschiebung des Entschlusses, ob das Abiturientenexamen zu erstreben sei oder nicht, also der wenigstens vorläufigen Berufswahl bis zum sechzehnten Lebensjahre, was bekanntlich durch die schultechnische Einrichtung des sogenannten ‚Aufbaues‘ ermöglicht worden wäre (die Studienanstalt mit dem Abschluß der Maturitätsprüfung ist eine Fortsetzung der höheren Mädchenschule = ‚Aufbausystem‘, während sie im entgegengesetzten Falle in ihren unteren Klassen eine Paralleleinrichtung der höheren Mädchenschule ist = ‚Gabelungssystem‘). Die endgültige Reform hat den Vorteil der späteren Berufswahl aus Gründen eines exakteren Studienganges fallen lassen. In Preußen muß also das Mädchen, wenn es in einen akademischen Beruf eintreten möchte, mit 13 Jahren zum Gymnasium und mit 14 Jahren zu den realen Anstalten abschwenken. Ein solch früher Zeitpunkt der Berufswahl legt Eltern und Erziehern doppelt schwierige Pflichten auf.

Wenn es gelingt, im Zustrom zu den akademischen Berufen dauernd eine Auslese zu bewirken, dann braucht man nicht zu fürchten, daß in der Volksauffassung die Akademikerin der Hausfrau und Mutter den Ehrenplatz streitig macht, daß die gelehrte Arbeit zu einer grundsätzlichen Minderbewertung der hauswirtschaftlichen Tätigkeit führt. Hier kommt übrigens die Zeitrichtung

den in häuslichen Berufen stehenden Frauen entgegen. Wer es heute als etwas Geringes ansieht, die Maschinerie eines Haushaltes im Gange und die täglichen Aufwendungen mit den zur Verfügung stehenden Mitteln im Gleichgewicht zu halten, der setzt sich der Gefahr aus, vom gelehrten Nationalökonomen eines groben Irrtums bezichtigt zu werden. Die Wissenschaft bemüht sich ja seit langem um den Nachweis, daß die Hausfrau nicht nur Konsumentin, sondern auch Produzentin wirtschaftlicher Werte ist; und die wachsende hohe Schätzung der Familie als Keimzelle eines geordneten Staatswesens bringt es mit sich, daß das häusliche Wirken der Frau auch vom sozialpolitischen Standpunkte aus wiederum ins helle Licht gerückt wird.

Daß mit dieser aufwärtssteigenden Bewertung der Hausfrauenarbeit und der mütterlich-erziehlichen Tätigkeit eine wachsende Eheunlust des weiblichen Geschlechtes verbunden sein sollte, ist fast ein logischer Widersinn. Auch das Berufsstreben der Frauen, so bedeutenden Umfang es annimmt, kann hier nicht zum Zeugen aufgerufen werden. Denn es ist im wesentlichen nur die naturnotwendige Folge veränderter Zeitumstände, unter denen für das weibliche Geschlecht die Heiratskalamität mit eine Hauptrolle spielt; in den höheren Gesellschaftsklassen sinkt ja die Ehegelegenheit namentlich für die unbemittelten Frauen fort und fort. An sich kann man es nur lobenswert finden, wenn die Frau derartige Krisen mit Mut und Entschlossenheit zu meistern sucht, indem sie für ihre brachliegenden Kräfte andere Betätigungswege einschlägt. Von eigentlicher Eheunlust ist dabei wenig zu merken, auch nicht bei den akademisch gebildeten Frauen. Dafür liegt — von Ausnahmen immer abgesehen — der Trieb nach dem ‚gottgewollten Berufe' doch zu tief in dem durchschnittlichen Weibcharakter verankert. Der Erwerbsberuf wird meistens ohne Zögern geopfert, wenn das ganze Sein der Frau zu einem Ja drängt, sobald die große Lebensfrage des Weibes an sie herantritt. Allerdings etwas kritischer mögen die berufstätigen Frauen geworden sein, weil ihnen die Ehe ja nicht mehr das einzige Mittel zur Auswirkung eines vollen Frauenlebens ist. Aber ein inneres Hindernis, dem Manne der Wahl zu folgen, bildet die Berufsliebe und Berufstreue gewöhnlich nicht.

In dem schwerwiegenden Kapitel manch eines Frauenlebens, das ‚Beruf und Ehe' heißt, haben die akademischen Berufe übrigens mit die günstigsten Aussichten; denn sie brauchen meistens nicht sang- und klanglos begraben zu werden, wenn die neuen, auf anderer Grundlage fußenden Frauenpflichten beginnen. Die akademischen weiblichen Berufe sind ja vielfach noch ‚freie' Berufe. Wenn nun die Familie klein bleibt, oder wenn die Kinder der beständigen mütterlichen Aufsicht entwachsen sind, wenn zudem tüchtige Kräfte im Haushalte und genügende Mittel von der Herrin nur eine allgemeine Oberaufsicht verlangen, dann steht nichts im Wege, daß die Akademikerin auch in der Ehe ihrem alten Berufe nachgeht. Gewöhnlich kann sie diesen so einschränken, daß er nicht ein ganzes Tagewerk bedeutet, also zu andern Beschäftigungen Zeit läßt. Man denke an wissenschaftliche Forscherarbeit jeglichen Charakters oder an die praktische Betätigung etwa als Ärztin, als Fachlehrerin, als Mitarbeiterin in der städtischen und privaten sozial-caritativen Wohl-

fahrtspflege. Gerade vom akademischen Frauenstudium muß man in dieser Beziehung sagen, daß es nie ganz umsonst gewesen ist, daß seine Errungenschaften auch in der Ehe fast jederzeit Verwendung finden können.

Man braucht nicht anzustehen, eine solche Ehe ideal zu nennen, vorausgesetzt, daß auch die anderen Grundlagen gegenseitiger Beglückung vorhanden sind. In ihr ist Frauenkraft über die engen vier Wände hinausgewachsen und hat auch draußen erfaßt, was sie erfassen konnte. Im kleinen Kreise die volle segnende Wirksamkeit echten Weibtums auszuüben, aber sie zugleich in einer Berufstätigkeit auf viele fernstehende Mitbrüder und Mitschwestern auszudehnen, ohne die nächsten Pflichten irgendwie zu schädigen, das ist etwas so Klares und Edles, daß wir es in seinem vollen Umfange nur als Ausnahme können gelten lassen.

Es ist aber nicht die Akademikerin allein, die zu solchen Leistungen fähig ist. Schließlich weist heute jede Ehe, in der die Frau das Leben ihrer Zeit klugen Geistes und warmen Herzens mitlebt, ähnliche Tendenzen auf. Der Typ des deutschen Frauentums ist also bereits in einer langsamen, aber unaufhaltsamen Wandlung begriffen. Und wenn der Einfluß der Akademikerin hilft, einzelne Seltsamkeiten dieses Typs auszulöschen, aus vermeintlichen die wirklichen Ideale herauszuschälen, so brauchen wir uns nicht dagegen zu stemmen. Verbesserungsfähig ist ja schließlich alles.

Eine derartige Aufgabe kann freilich nicht auf einen Stand beschränkt bleiben. Und zudem ist es niemals ein ganzer Berufskreis, eine Masse, an der ein Volk geistig emporwächst. Der Stand der kulturellen Entwicklung wird immer nur durch einzelne Persönlichkeiten bezeichnet. Starke Geister und starke Seelen haben oft einem ganzen Zeitalter die Prägung gegeben, haben Kulturbewegungen geschaffen, in denen ihre Persönlichkeit schlechthin das Maß alles Menschentums war. Man braucht für unsere Zeit nur den Namen Goethe zu nennen, um ein packendes Beispiel für die Macht des Individualeinflusses vor Augen zu heben. Auch wir Frauen brauchen Persönlichkeiten, die das moderne Leben mit all seinen Abgründen und Oberflächlichkeiten, seinem Daseinskampf, seinen Zweifeln und Versuchungen und Bitterkeiten, uns vorbildlich vorleben. Diese Frauen können aus allen Ständen und Schichten stammen, denn der Geist weht, wo er will, und Höhe und Kraft der Persönlichkeit sind weder an soziale Stellung, noch an Wissen gebunden. Sie können mitten aus dem Volke und aus den höchsten Ständen hervorgehen, es können Mütter sein und solche Frauen, die als Berufstätige ihren einsamen Weg wandern, Arme und Reiche, Frauen mit einfältiger Seele und Frauen mit starkem Geist, der an allen Kulturquellen trinken durfte. Gerade die letzteren, die Akademikerinnen, dürfen in diesem Kreis nicht fehlen, denn sie haben mehr empfangen als andere und stehen deshalb in einer höheren Verantwortung: auch sie sind ‚der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig'.

Der Akademikerin gegenüber gab es in ihrer Ausbildungszeit keine Bevorzugung der Männer. Während andere Frauen schon in jungen Jahren unter den kleinen Mühsalen des Alltags fast zusammenbrachen, während sich auf ihren Schultern so manche Familienpflicht, so manche Bürde der Verantwortung

häufte, während sie schon um das tägliche Brot arbeiteten — an der Schreibmaschine, am Telephon, hinter dem Hauptbuche des Geschäftsmannes — hatte jene nichts zu tun, als ‚zu werden und zu wachsen' und ihre geistige Sehkraft auf große Entfernungen und leuchtende Objekte einzustellen. Ihr jetziger Beruf umfaßt keine geisttötende mechanische Beschäftigung, sondern eine lebenausfüllende Tätigkeit, die mit der gesamten Kulturbewegung in mehr oder weniger engem Zusammenhang steht. Sie ist heimatberechtigt in den Regionen der höheren Berufe und deshalb wirtschaftlich und sozial besser gestellt, als die meisten andern berufstätigen Frauen. Ohne ihr Zutun blieb sie vor dem furchtbaren Fluche bewahrt, der auf hundert anderen Erwerbsgebieten die Frauenarbeit begleitet und soviel Frauenelend verschuldet: dem Fluch der ‚billigen Hände.' Das ist die moderne Hörigkeit der Frau auf wirtschaftlichem Gebiete. Es ist eine beklagenswerte Tatsache, daß die fast erschreckende quantitative Zunahme der gewerblichen Frauenarbeit von keinem qualitativen Wachstum begleitet ist. Die Berufsausbildung so mancher zum Erwerb gezwungenen Frau auch aus den höheren Ständen bleibt ungenügend, und die Not zwingt sie, ihre Arbeit unter dem Preise zu verkaufen. Der Mann wird also unterboten, seine Existenz untergraben: von diesen schwachen, ungeübten, durch ihre Billigkeit so verhängnisvoll mächtigen Frauenhänden. Und die zweite ebenso bittere Folge dieser qualitativen Minderwertigkeit der Frauenarbeit ist der Zwang, auf den untersten Stellen ausharren zu müssen, im Daseinskampfe kein Vorwärts, kein Höherhinauf zu kennen.

Die Akademikerin repräsentiert dagegen die freie, stolze, gleichberechtigte Arbeiterin. Die seit Jahrhunderten bestehende Organisation der Universitäten wies sie auf den gleichen Ausbildungsweg, unterstellte sie den gleichen Prüfungsinstanzen, wie den Mann. Innerhalb der ihr geöffneten Berufe und auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung gilt nun für sie das freie Spiel der Kräfte. Sie steht nicht auf dem toten Punkte, für sie gibt es ein im ideellen Sinne unbegrenztes Weiter- und Höherkommen.

Was ist sie für solche Vorteile ihrem Geschlechte und der Welt überhaupt schuldig?

Zunächst eine Berufstätigkeit, die sich nicht in kalter, wohlberechneter Pflichterfüllung erschöpft; sodann ein Wirken von Persönlichkeit zu Persönlichkeit, ein gegenseitiges Geben und Nehmen, ein unamtliches Beeinflussen der Umgebung, damit sie zu ihrem Teile dazu beitrage, die Linie des Kulturstandes nach oben hin zu verschieben.

Noch nicht viele akademische Berufe weisen der Frau ohne weiteres ein Arbeitsfeld zu. Und auch aus diesen tönt die alte, harte Klage, daß sie den Männern Konkurrenz mache und sie aus altehrwürdig festen Positionen vertreibe. Das Stürmen der ‚männlichen Berufe' durch die Frauen könne wohl die Schwierigkeiten für einzelne beheben, müsse aber neue Schwierigkeiten für die Allgemeinheit heraufbeschwören. Auf diesen Einwand wäre zunächst zu antworten, daß irgendwelche Berufe das Attribut ‚männlich' noch nicht deshalb verdienen, weil sie bisher ausschließlich von Männern ausgeübt wurden; das hieße, ein Charaktermerkmal aus den Zufälligkeiten der Entwicklung herleiten.

Man könnte ferner antworten, daß die Konkurrenz der Frauen in den meisten akademischen Berufen wenigstens eine ehrliche Konkurrenz ist, gegen die sich folgerichtig niemand auflehnen kann; nur die Schmutzkonkurrenz, das Unterbieten durch das System der billigen Hände, trägt den Stempel wirtschaftlicher und sozialer Ungerechtigkeit. Aber dennoch soll nicht verkannt werden, daß mit jenem Einwand ein schwieriges Problem der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau angeschnitten ist. Wir kommen nicht daran vorbei, hier mit Sorgen der Entwicklung nachzusinnen. Denn es kann uns für das Wohl des Ganzen nicht einerlei sein, wenn die berufstätigen Frauen zum Bleigewicht werden, das dem Berufsstreben und Berufsschaffen der Männer Schranken setzt oder beides wohl gar nach unten zieht.

Es würde über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen, das ganze Problem und die Schwierigkeit und Möglichkeit seiner Lösung hier darzulegen. Das ist in unserem Falle aber auch kaum nötig, denn die Frauenkonkurrenz greift in die akademischen Berufe noch nicht umwälzend ein; und so wird es auch auf Jahre hinaus noch bleiben. Die Kaufmannschaft ist in dieser Beziehung ganz anders gefährdet.

Um einen Rundblick über die drei Hauptgruppen der Akademiker zu werfen: der Jurist ist noch staatlich ‚geschützt‘, die Rechtsgelehrte kann sich eigentlich nur in städtischen und privaten Diensten in der sozialen Wohlfahrtspflege betätigen, da das Gebiet der offiziellen Rechtfindung und Rechtsprechung ihr bekanntlich verschlossen ist. Die Lehrerin hatte an der höheren Mädchenschule von jeher Daseinsrechte, sodaß es sich also um eine Verdrängung des männlichen Oberlehrers nicht handeln kann. Übrigens ist seine Stellung in der Mädchenerziehung neuerdings sogar erweitert und befestigt worden, da Preußen in seiner Mädchenschulreform von 1908 unter den Lehrkräften der höheren Mädchenschule das vielzitierte ‚männliche Drittel‘ fordert. Und endlich stehen im Berufe des Arztes in Deutschland etwa 100 Frauen 30000 Männern gegenüber. Diese Zahlen werden sich voraussichtlich verschieben, aber eine eigentliche Konkurrenzgefahr ist auch hier auf Jahre hinaus noch nicht zu befürchten.

Und wenn sie tatsächlich einmal eintreten sollte, so müssen wir uns die einfache Frage stellen: Ist sie notwendig oder nicht? Handelt es sich bei ablehnender Haltung um Gefährdung von Kulturgütern, denen gegenüber wirtschaftliche Mißhelligkeiten unbedingt die geringere Rolle spielen?

Es gibt im Leben des einzelnen Bedürfnisse, die nicht mit wirtschaftlichen Maßstäben gemessen, nicht mit dem Schlagwort ‚Konkurrenznot‘ abgetan werden dürfen. Diese Bedürfnisse verfeinern sich mehr und mehr, und die Gesellschaft gesteht ihnen laut und leise ein unbedingtes Existenzrecht zu. Und es ist ein Bedürfnis, ein tiefgreifendes und unumgängliches, der Frau in Fällen körperlicher Krankheit oder in den das geheimste Schamgefühl oft noch viel intensiver berührenden Fällen familienrechtlicher Natur den Weg zur Geschlechtsgenossin offen zu halten. Der Mediziner, der Jurist, der die Frau im Prinzip und ausschließlich zu einem männlichen Helfer und Berater weist, und zwar aus ganz persönlichen Motiven: Wir wollen die Herren in unserem Berufe bleiben, wir wollen keine weiblichen Eindringlinge, würde

einen unrechtmäßigen Zwang ausüben und sich den Anforderungen einer steigenden Kultur nicht gewachsen zeigen.

Das juristische Studium gewährt den Frauen keine Berechtigungen und deshalb vorsichtigerweise auch keine Abschlußprüfungen. Die meisten Studentinnen pflegen das Ende des Studienganges also durch die Promotion zu markieren, für die sechs Semester obligatorisch sind. Obgleich die deutschen Bundesstaaten Frauen nicht einmal zur Anwaltschaft zulassen, so steht doch nichts im Wege, daß die akademisch gebildete Juristin bei einem Anwalt etwa als Bureauchef oder als wissenschaftliche Hilfsarbeiterin eintritt, oder daß sie selbständig eine juristische Beratungsstelle leitet, sei es unter eigener Firma oder in Kommunal- und Vereinsdiensten zu gemeinnützigen Zwecken. Auch steht zu hoffen, daß das Jugendgericht, das die Frauen bereits als Rechtsbeistand zuläßt, der Juristin mit der Zeit neue berufliche Betätigungsmöglichkeiten erschließt.

Das Studium für den höheren Lehrberuf (die Prüfung pro facultate docendi) untersteht in Preußen einer Ausnahmebestimmung für Frauen, da außer den Abiturientinnen der Studienanstalt, die in ihrem Ausbau den drei zur Maturität führenden höheren Knabenschulen entspricht, auch die Abiturientinnen des höheren Lehrerinnenseminars alle akademischen Rechte erlangen können. Doch dürfen sie nur in der philosophischen Fakultät immatrikuliert werden, und die Promotion ist ihnen bisher noch versagt geblieben.

Von der Professur an den deutschen Hochschulen sind die Frauen ausgeschlossen (eine Ausnahme machen nur kommunale Anstalten mit Hochschulcharakter, beispielsweise die Handelshochschule in Mannheim); zugelassen dagegen sind sie an manchen wissenschaftlichen Instituten der Universitäten (auch an einzelnen Museen und Sammlungen) als wissenschaftliche Hilfsarbeiterinnen, die in wenigen Fällen über die untersten Grade hinausrückten. Die Ursache hierfür liegt anerkanntermaßen nicht in den Leistungen, sondern in dem Grundsatze, die Frauen von leitenden Stellungen fernzuhalten. Die Position derartiger Hilfsarbeiterinnen bietet gewöhnlich ihrem ganzen Sinne nach keinen Lebensberuf; schon die geringe Besoldung stempelt sie zu einem Durchgangsstadium. Nur der höhere Bibliotheksdienst, in den die Akademikerin heute unter allerdings sehr erschwerten Umständen eintreten kann, gewährt diese Lebensstellung (der mittlere und niedere Bibliotheksdienst verlangen keine volle akademische Ausbildung).

Das ärztliche Studium ist, ebenso wie das zahnärztliche, für Männer und Frauen in gleicher Weise und ohne irgend welchen Vorbehalt durch Reichsgesetz festgelegt. Besonders günstige Aussichten eröffnen sich hier den Frauen in der Tätigkeit als Schulärztinnen, als Polizeiärztinnen für den öffentlichen Sittlichkeitsdienst und als Vertrauensärztinnen bei Kassen und Gesellschaften, die hauptsächlich weibliche Mitglieder umfassen. Die Zahnärztinnen haben bekanntlich durchweg großen Zulauf, da man ihnen im Volksmund die ‚leichte Hand‘ nachrühmt.

Auch den Berufen der Pharmazeutin und Chemikerin wenden sich manche Frauen zu, obgleich die Aussicht auf Selbständigkeit in diesen

Betätigungszweigen nicht eben groß ist. Aber in industriellen Betrieben und im kommunalen Dienst, etwa als vereidigte Nahrungsmittelchemiker, bieten sich doch manche gutdotierte und angenehme Lebensstellungen.

Die evangelische Theologie als Berufsstudium für Frauen sei nur der Vollständigkeit wegen erwähnt. Denn obgleich man auch in Deutschland um weitergehende Berechtigungen der Frauen auf kirchlichem Gebiete kämpft und beispielsweise für das kirchliche Frauenstimmrecht bereits einige Erfolge erzielte, so wird doch das mulier taceat in ecclesia im engeren Sinne auch für die evangelische Kirche zunächst noch die Regel bleiben.

Die technischen Hochschulen, die heute den weiblichen Studierenden ebenso wie die Universitäten geöffnet sind, weisen den Frauen auch zu jenen Berufen den Weg, denen man wohl in allererster Linie das Prädikat ‚männlich' beilegen möchte. Und doch ist nicht einzusehen, weshalb die Frau sich nicht im Wohnungsbau und vor allem in der Innenarchitektur betätigen sollte.

Die Schriftstellerei jeglichen Charakters, die Beteiligung an wissenschaftlichen Kursen und Vortragszyklen wird nach wie vor ein lohnendes Arbeitsfeld der akademisch gebildeten Frau bleiben.

Aber das Schwergewicht des akademischen Frauenstudiums und der sich anschließenden Lebensarbeit wird wahrscheinlich in den neuen Berufen liegen, die der Stand unserer Kulturwissenschaften ermöglicht und die Zeitumstände dringend fordern. Hier und da geht seit etwa einem Jahrzehnt eine Kommune, ein Verein daran, diese neuen Berufe zu schaffen und mit Frauen zu besetzen. Die Möglichkeit ist schier unbegrenzt, wie die Möglichkeit der sozial-caritativen Hülfsaktion schier unbegrenzt ist. Und das Erhebende dabei: auch die gelehrte Frau arbeitet hier in einer Weise, die ihre spezifisch weiblichen Eigenschaften in Anspruch nimmt. Sie übt so Familienpflichten, wenn auch in einem weit vergrößerten Familienverbande. Wenn Kommune und Staat nur Abbilder der Familie im großen sind, wenn die weise, gottgewollte Gesetzmäßigkeit des gegenseitigen Sichtragens, Sichstützens, Sichbeeinflussens unter den Familiengliedern das Prinzip des Fortschrittes auch in jenen großen Verbänden ist, dann begreift man schwer, wie sie die offizielle Mithilfe der Frauen bisher entbehren konnten.

Der Umschwung, der seitdem einsetzte, war von guten Folgen begleitet. Naturgemäß — möchte man sagen. Denn wenn die Frauen in den Kulturwissenschaften etwas Neues und Eigenes zu schaffen vermögen, dann werden sie auch imstande sein, das theoretisch Errungene in die Praxis zu übertragen, für den Lebensalltag nutzbar zu machen.

Freilich kommt bei dieser Betätigung nicht allein die Akademikerin in Frage. Aber man erwartet doch besonders viel von ihr, wenngleich man zugibt, daß Tausende von Frauen im sozialen Dienste auch ohne Universitätsstudium ihren Platz ausfüllen, selbst in exponierten und leitenden Stellungen.

Von den neuen sozialen Frauenberufen können hier nur einige wenige genannt werden: die Fabrikinspektion hat staatlichen, die Fabrikpflege privaten Charakter; Wohnungsinspektion und Wohnungspflege beschäftigen Frauen so-

wohl im Kommunal- als auch im Kreisdienst; die Polizeihilfe erstreckt sich auf Jugendliche und Frauen, auf letztere hauptsächlich, soweit die schweren Fragen der öffentlichen Sittlichkeit in Betracht kommen; die Berufsvormundschaft läßt zurzeit nur Männer zu, sie bietet aber in der Fürsorge für unsere Allerärmsten, die unehelichen Kinder, ein echt weibliches Betätigungsfeld; der öffentliche Arbeitsnachweis und der öffentliche Rechtsschutz verlangen die Mitarbeit der Frauen hauptsächlich für ihre weiblichen Klienten; manche Wohlfahrtsvereine, z. B. für Jugendfürsorge, Trinkerrettung, Säuglingsschutz, erstreben heute die Gründung von Zentralstellen, deren Vorsitz vielfach einer Akademikerin übertragen wird; weitestgehende Arbeitsmöglichkeit und sozialen Einfluß bieten die Sekretariate in Fachvereinen und Sozialverbänden.

Diese neuen Berufe weisen noch kein eigentliches Schema der Entwicklung auf. Bilden sie doch ein Neuland, und sie werden in der Vorbereitung und Berufspraxis wahrscheinlich noch manche Änderung erleiden, bevor sie sich den Bedürfnissen der Gegenwart in völliger Elastizität angeschmiegt haben. Die Vorbereitung verläuft im allgemeinen in folgenden Bahnen: die Abiturientin studiert Jura und Nationalökonomie mit dem Schwergewicht nach der einen oder anderen Seite, promoviert und versucht dann den Eintritt in die Berufstätigkeit. Dieser ist naturgemäß mit Schwierigkeiten verknüpft. Denn einmal ist die Einrichtung der neuen Berufe für sozial-caritative Hilfsarbeit von dem guten Willen und der Einsicht der beteiligten Instanzen abhängig. Und sodann schließt die akademische Bildung nicht die volle Befähigung zur Ausübung der neuen Frauenberufe ein. Sie ist in diesem Falle nicht einmal die Hauptsache; sondern Hauptsache ist die seelische Eignung, das soziale Verständnis, die sittliche Höhe, die Weite und Kraft der Erfahrungen.

Wenn die Akademikerin all diese Eigenschaften vereinigt, wird sie erst in vollem Umfange fähig sein, außer dem beruflichen auch jenes herrliche, durch ein Reglement nicht vorzuschreibende Wirken von Persönlichkeit zu Persönlichkeit zu entfalten, durch das sie der Menschheit ihr Pfund erst voll verrechnen kann. Es ist ein Wirken nach unten und oben.

Ein Wirken nach unten: Indem sie bereit ist, für jede soziale Not sich kraftvoll einzusetzen, nicht nur äußere Wunden zu verbinden, sondern rastlos nach dem innern Krankheitsstoff zu forschen, der das Gewebe des Volkskörpers zerfallen läßt. Kein akademischer Hochmut, keine Weltfremdheit, kein Kokettieren mit gelehrten Maximen; sondern das lebendige Wollen, ein Bindeglied zu sein zwischen hoch und niedrig und hier wie dort die Möglichkeit zu gegenseitigem Verstehen zu schaffen.

Ein Wirken nach oben: Indem sie erzieherisch mitarbeitet, den Frauencharakter der höheren Stände zu läutern und, soweit es nötig ist, gemäß den Forderungen der Neuzeit umzuprägen. Es gibt ja unter unsern in Haus und Familie wirkenden Frauen und Mädchen nicht nur Vollpersönlichkeiten, die in Reifepracht oder in Blütenschönheit inmitten ihrer Aufgaben stehen. Es gibt auch Lebedamen, die im materiellen Genuß, in den Eitelkeiten der Außenwelt, im Übermaß geselliger Pflichten ihr besseres Selbst verloren haben. Und es gibt kleinliche, engherzige, gemütsarme Frauen, die immer im Staube der

Alltagssorgen gehen: ‚Was werden wir essen? Und womit werden wir uns bekleiden?' Und es gibt blasierte, hochmütige Backfische, die mit dem Fabrikarbeiter oder dem Proletarierkind nur sprechen können, wenn sie das parfümierte Spitzentüchlein vors Gesicht halten. Und es gibt auch noch immer einen Gretchen-Typ von allerliebster Hilflosigkeit und sozialer Ahnungslosigkeit und demütiger Hochachtung vor den olympischen Eigenschaften des anderen Geschlechtes:

Du lieber Gott, was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!

Der erziehliche Einfluß auf diese weiblichen Abirrungen setzt fast automatisch ein, wenn die Frau, die auf eine geistig höhere Warte gestellt ist, mit allen in Fühlung bleibt und ihr Pflichtleben ohne Prätension lebt, aber doch mit dem schönen Selbstbewußtsein eines Menschen, der durch äußere und innere Arbeit selbständig wurde. Ihr festes Ziel gibt ihr einen größeren Ernst, eine ausgeprägtere Energie, die latente Seelenkräfte in ihrer engeren und weiteren Umgebung frei macht. Es ist ja im Gemeinschaftsleben eine schöne Wechselwirkung, daß alles, was den einzeln erhöht und weiterbringt, auch zur Erhöhung und Weiterentwicklung des Ganzen dient. — —

Wissenschaft ist ungemünztes Gold. Die Erkenntniswerte, die sie schafft, sind an sich tote Werte. Sie gleichen dem Tempelschatze in einem jener wundersamen Prachtbauten Indiens: man weiß, daß das Gold da ist, man sieht sein Gleißen, man erfreut sich an ihm, man kann es mehren ins Hundert- und Tausendfache. Aber sonst wirkt es nichts. Es stillt nicht einmal den Hunger eines weinenden Kindes, es pflanzt keinen Getreidehalm, es baut auch nicht die armseligste Hütte. Denn es ist ein Tempelschatz, der im Dunkeln ruht und den Weg ins Volk nicht antreten darf.

Unsere Wissenschaft aber soll kein Tempelschatz bleiben. Das ungemünzte Gold muß im Feuer seine Prägung erhalten und muß hinauswandern ins lebendige Leben, um dort zu wirken, was im einsamen Dunkel nicht gewirkt werden kann. Mit andern Worten: die Summe der toten Erkenntniswerte muß in lebendige Gesellschaftswerte umgesetzt werden; denn auch die abstrakteste Wahrheit ist nicht um sich selber willen da, sondern sie soll irgendwie und irgendwo dem Ganzen dienen.

Wenn es dem akademischen Frauenstudium gelingt, an diesem Umprägungsprozeß in größerem Umfang teilzunehmen und den Tempelschatz ins Volk hinauszutragen, dann wird es seine größte und segensvollste Mission erfüllt haben.

Die freischwimmenden Organismen des Wassers
Von Robert von Lendenfeld

Das Innere der Erde ist reich an Wasser, und dieses steigt infolge der Veränderungen, die dort stetig vor sich gehen, fortwährend zur Oberfläche empor, um hier in Gestalt von gewöhnlich warmen Quellen zutage zu treten. Dieses juvenile Wasser ist vollkommen frei von Lebewesen. Es verdunstet, fällt wieder zur Erde herab, und beginnt seinen Kreislauf, wobei es wiederholt den Boden durchsickert, in Quellenform zutage tritt, als Bach und Strom dahinströmt, in Teichen, in Seen und im Meere längere oder kürzere Zeit ruht. Dieses vadose Wasser ist wohl nie ganz frei von Lebewesen und enthält, wenn es an der Oberfläche strömt oder ruht, meistens sehr viele solche.

Zahllose Organismen sind für das Leben im Wasser eingerichtet. Weder Hitze noch Kälte, weder Mangel an gelösten Salzen noch Überschuß von solchen, weder die Anwesenheit von giftigen Stoffen, wie Schwefelwasserstoff, noch die Abwesenheit von freiem Sauerstoff, weder Licht noch Finsternis vermögen die Organismen vom Wasser fernzuhalten. In den Wässern warmer Quellen, deren Temperatur jene des Blutes der heißblütigsten Wirbeltiere weit übersteigt, wimmelt es von einzelligen Algen ebenso, wie in dem kalten, oberflächlichen Wasser des antarktischen Meeres, dessen Temperatur bedeutend unter 0 Grad liegt. Im reinsten Quellwasser führt die muntere Forelle ein fröhliches Dasein, in den konzentrierten Salzsolen der maritimen Salzwerke gedeihen neben niedern Pflanzenformen mehrere Krebstierarten. In der schwefelwasserstofffreien Tiefe des Schwarzen Meeres findet sich eine reiche Flora von Schwefelbakterien und es gibt noch viele andere Bakterien (die anäroben), die bei vollkommenem Sauerstoffabschluß gedeihen. Das lichterfüllte Wasser seichter Tümpel beherbergt Organismen ebenso, wie das in ewige Nacht gehüllte, im Boden und in Höhlen fließende und in den vom Tageslichte nie erreichten Tiefen der großen Seen und des Weltmeeres ruhende Wasser.

Die Wasserorganismen leben teils am Grunde, teils freischwimmend. Zu den ersten gehören die im Grunde wurzelnden Wasserpflanzen, die festsitzenden Spongien, Hydroiden, Korallen, Moostierchen, Röhrenwürmer und Ascidien, dann auch die Muscheltiere und Armfüßler, sowie eine Anzahl nicht fest verankerter Formen, die wie die Seeigel, Seesterne, Holothurien und viele Würmer stets am Grunde herumkriechen. Eine scharfe Grenze läßt sich zwischen diesen echten Grundorganismen des Wassers und den frei herumschwimmenden nicht ziehen, erstens weil viele von den ersteren in früher Jugend als Schwärmlarven ebenfalls frei schwimmen; zweitens weil es eine Reihe von Tieren gibt, die, wie die Schollen, Rochen, Krabben usw., zwar wohl im allgemeinen am Grunde leben, aber doch auch ab und zu einmal frei durchs Wasser schwimmen; und drittens weil manche von den gewöhnlich freischwimmenden Organismen sich doch auch ab und zu auf den Grund setzen.

Von den frei im Wasser lebenden Organismen sind einige kräftige Schwimmer, die, wie der Lachs, selbst starken Strömungen entgegen vorwärts zu kommen vermögen. Andere wieder sind schwache Schwimmer, und nicht imstande, auch

nur gegen mäßige Strömungen aufzukommen. Obwohl diese Extreme durch zahllose Übergänge verbunden sind, hat man die freien Wassertiere je nach dem Grade ihrer eigenen Schwimmfähigkeit und Unabhängigkeit von den Strömungen in zwei Gruppen, den aus kräftigen Schwimmern bestehenden Nekton und den aus den schwachen Schwimmern bestehenden Plankton eingeteilt.

Die größten freilebenden Wasserorganismen, die Wale, Fische, Tauchervögel usw. sind seit jeher bekannt. Auch von vielen der in die Augen fallenden, nicht so großen, den Quallen, Salpen, freien Weichtieren usw., haben schon die älteren Zoologen Kenntnis gehabt. Die kleineren und kleinsten aber sind erst in neuerer Zeit eingehend untersucht worden. Zur Erbeutung dieser kleinen Organismen bediente man sich zunächst der aus Müller-Gaze verfertigten, Schmetterlingsnetzen mit rückwärts angehängten Gläschen ähnlichen Planktonnetze. Läßt man ein solches Netz vom Boot aus in einen Teich hinab, fährt man dann, dieses Netz hinter sich herziehend, eine Strecke weit durchs Wasser und zieht dann das Netz herauf, so findet man in demselben, bezw. in dem angehängten Gläschen, eine geringere oder größere, oft eine sehr große Anzahl von kleinen Organismen, meist Krebschen. Es ist einleuchtend, daß mit einem solchen Planktonnetz nur Organismen gefangen werden können, die größer oder doch nicht wesentlich kleiner als die Maschen des Netzes sind. Um auch der kleinsten, durch die Maschen des Planktonnetzes hindurchgehenden Organismen habhaft zu werden, ist es notwendig, das Wasser durch Leder, Filtrierpapier oder ähnliche Stoffe zu filtrieren, oder es zu zentrifugieren. Das letztgenannte, zuerst von Lehmann angewendete Verfahren gibt die besten Resultate, weil dabei alle Organismen, wie klein sie auch sein mögen, am Ende der Zentrifugiertube angehäuft werden, worauf sie leicht aufgesammelt und untersucht werden können.

Um Aufschluß über die in verschiedenen Tiefen vorkommenden Formen zu erlangen, wendet man Schließnetze an. Läßt man ein Planktonnetz in eine größere Tiefe, sagen wir vier Kilometer, hinab, zieht man es dann wieder herauf, und schließt man, mit einer angemessenen Vorrichtung, den Eingang in dasselbe ab, wenn es bis zu drei Kilometer emporgestiegen ist, so ist der Inhalt desselben eine Probe der Organismen, die in Tiefen zwischen 3000 und 4000 Metern vorkommen.

Die zum Pflanzenreich gehörigen freien Wasserorganismen sind Bakterien und Algen. Das Vorkommen von Bakterien in den Wässern wird dadurch bewiesen, daß man eine größere oder kleinere Zahl von Bakterienkolonien erhält, wenn man Wasserproben mit steriler Gelatine vermischt und diese Mischung dann, in dünner Schicht ausgebreitet, erstarren läßt. Obwohl auf diese Weise schon sehr viel Untersuchungen über die Bakterien der Wässer angestellt worden sind, haben sie noch wenig Licht auf den Bakterienanteil des Planktons in den stehenden und fließenden Gewässern geworfen, weil sie fast immer nur zu hygienischen Zwecken an den Wässern der Wasserleitungen und Brunnen vorgenommen wurden. Erst wenn die oben erwähnte Zentrifugiermethode allgemein zur Anwendung gelangt, wird man genauere Aufschlüsse über die eigentlichen Plankton-Bakterien und ihre Bedeutung für die Biologie der Gewässer erlangen. Man kann es aber jetzt schon als höchst wahrscheinlich bezeichnen,

daß ihre Bedeutung eine viel größere ist, als bisher angenommen wurde. Was die Algen anbelangt, so sind im Meere die als Diatomeen bekannten, mit einer sozusagen zweiklappigen Kieselschale ausgestatteten, mikroskopisch kleinen Kieselpanzeralgen, welche zuzeiten die oberflächlichsten Wasserschichten des Meeres auf weite Strecken in dichten Massen erfüllen, die häufigsten. Im süßen Wasser herrschen die gleichfalls mikroskopisch kleinen Blaualgen (Schizophyten), zu deren marinen Vertretern die Oscillarien gehören, vor.

Im nordtropischen Atlantik (Sargassosee) werden auch Massen von großen Algen (Sargassum) freischwimmend angetroffen. Da diese jedoch nur am Grunde in der Nähe der Küste (der Westindischen Inseln) wachsen, und nur, wenn sie durch Stürme abgerissen und durch Strömungen fortgeführt werden, ins offene Meer gelangen und hier frei treibend eine Zeitlang fortleben, können sie nicht zu den eigentlichen freien Wasserorganismen gerechnet werden.

Während von den Pflanzen nur die niedrig organisierten Gruppen der Bakterien und Algen an der Zusammensetzung der freilebenden Organismenwelt des Wassers teilnehmen, stellt eine ganze Reihe von Tiergruppen derselben Kontingente.

Von den einzelligen Tieren (Protozoen) schwimmen sehr viele frei im Wasser umher. Gewisse mit Kalkschalen und radial ausstrahlenden, langen und dünnen Plasmaausläufern ausgestattete Formen, die Globigerinen, schweben in großen Massen frei im oberflächlichen Meerwasser. In größere Tiefen steigen die gleichfalls mit schlanken Radialfortsätzen ausgestatteten freischwebenden Radiolarien hinab, deren überaus mannigfache und zierliche Skelette aus Kieselsäure bestehen. Im Gegensatz zu diesen, besonderer Bewegungsorgane entbehrenden Formen, sind die skelettlosen Infusionstierchen mit kräftigen Schwimmwerkzeugen, entweder einer oder zwei schraubenförmig sich windenden Geißeln, oder zahlreichen, ruderartig wirkenden Härchen ausgestattet. Unter den Geißelinfusorien, welche ganz an der Grenze zwischen dem Tier- und Pflanzenreiche stehen, sind die sowohl im Meere, wie im süßen Wasser zeitweise in ungeheuren Massen auftretenden Peridineen die wichtigsten.

Wie unter den Protozoen sind auch unter den Nesseltieren freischwimmende Formen ungemein häufig. Die Bewegungsorgane dieser als Quallen bekannten Tiere, sind entweder rhythmisch sich zusammenziehende Schirme oder Glocken, oder aber meist zu Ruderplatten verschmolzene Wimpergruppen. Die Quallen werden hauptsächlich im Meere angetroffen. Einige kommen jedoch auch in süßen Gewässern, im Amazonenstrom, in chinesischen Flüssen und in afrikanischen Seen vor. Unstreitig sind diese durch ihren zarten Bau, ihre mannigfaltigen und schönen Formen und durch ihre prächtigen Farben gleich ausgezeichneten Organismen die schönsten Tiere des Meeres. Mit sanften Bewegungen dahinschwebend schmücken sie, prächtigen Blumen gleich, das klare, dunkle Wasser.

Auch unter den Würmern gibt es Formen, die, wie die mit Flossen ausgestatteten Pfeilwürmer (Sagitta) und manche von den, ähnlich wie Haar-Infusorien, mit schlagenden Wimpern ausgerüsteten Rädertieren, frei im Wasser herumschwimmen. Im süßen Wasser treten die Rädertierchen massenhafter als im Meere auf.

Karl Caspar/Melancholie.

Einen viel größeren Anteil als die Würmer nehmen die Gliederfüßer, besonders die krebsartigen, an der Zusammensetzung der freien Wasserfauna. Was man im Süßwasser mit dem gewöhnlichen Planktonnetze fängt, ist zum größten Teile aus kleinen Krebstieren, Daphnien, Cyclopiden, Leptodoren rc. zusammengesetzt. Hat man in einem Teiche einen Netzzug gemacht, so wimmeln diese meist 1 bis 10 Millimeter langen Krebstiere in dem Gläschen am Netz in dichten Massen durcheinander. Die größten und zugleich schönsten von ihnen sind die glashellen Leptodoren. Auch im Meere sind schwimmende Krebstiere sehr zahlreich, doch gehören die im Meere am massenhaftesten vorkommenden zumeist anderen Formengruppen als jene an, die im Süßwasser am häufigsten vorkommen. Im Meere werden auch größere, höher organisierte Krebse, sowohl nahe der Oberfläche als auch in größeren Tiefen, freischwimmend angetroffen. Einige von diesen, namentlich die Bewohner tiefer Wasserschichten, sind durch ungemein lange Fühler und Beine ausgezeichnet.

Schwimmkäfer und andere Insekten leben als Larven am Grunde, im ausgebildeten Zustande frei schwimmend im Wasser. Die Larven von manchen der im ausgebildeten Zustande am Lande lebenden Insekten werden, wie jene der Mücken, frei schwimmend im Wasser angetroffen.

Zwei Gruppen von Weichtieren, die Heteropoden und Pteropoden, sowie einzelne Vertreter andrer Gruppen leben allzeit, andre wenigstens in frühester Jugend freischwimmend im Meere. Ebenso werden unter den Manteltieren dauernd im Meere freischwimmende Formen, die Appendicularien und Salpen, angetroffen.

Von Wirbeltieren sind alle Gruppen unter den freischwimmenden Wassertieren vertreten. Im Wasser leben außer den Fischen auch Amphibien (Molche), Reptilien (Krokodile, Schildkröten), Vögel (Taucher, Pinguine) und Säugetiere (Sirenen, Wale).

Die meisten Arten von freien Wassertieren haben eine sehr weite Verbreitung. Bei den marinen kann uns das nicht wundernehmen, weil ja alle Teile des Meeres zusammenhängen, hier also dem Ausbreitungsstreben der einzelnen Arten nirgend unübersteigliche Schranken gesetzt sind.

Auffallend ist es aber, daß auch die meisten Arten von freien Süßwasserorganismen ungemein verbreitet sind. Diese in Teichen und Seen lebenden Pflanzen und Tiere, beziehungsweise ihre Sporen, Eier oder encystierten Ruhestadien werden von wandernden Wasser- und Sumpfvögeln, an deren Beinen und Federn sie haften bleiben, von Teich zu Teich, von Flußgebiet zu Flußgebiet und auch weiterhin, über das Meer, von Kontinent zu Kontinent getragen. Freilich werden sie an den neuen Standorten, in welche sie solcherart gelangen und wo sie dann fortleben, oft mehr oder weniger abgeändert, so daß lokale Varietäten entstehen; im großen und ganzen aber sind die freien, niederen Organismen der isolierten Binnenbecken auf der ganzen Erde sehr ähnlich, weit ähnlicher als die Land-Faunen und -Floren entfernter, isolierter Gebiete, und ebenso ähnlich, wenn nicht noch ähnlicher als die freien Organismen einander fernliegender Meeresteile.

Die Organismen des Planktons und des Nektons sind den Verhältnissen des freien Lebens im Wasser in ausgezeichneter Weise angepaßt.

Das Protoplasma, das Skelett und andere Bestandteile des Körpers der im Wasser freilebenden Pflanzen und Tiere sind spezifisch schwerer als Wasser, und die wichtigsten Anpassungserscheinungen, die wir bei diesen Organismen antreffen, haben den Zweck, sie trotz des 1 übersteigenden spezifischen Gewichtes jener Körperteile vor dem Untersinken zu bewahren und sie in den Stand zu setzen, sich in jenem Wasserniveau zu halten, in dem sie angemessene Existenzbedingungen antreffen und ein behagliches Leben führen können. Die diesem Zwecke dienenden Einrichtungen sind dreierlei Art: 1. Einrichtungen zur unmittelbaren Erhöhung der Schwebefähigkeit; 2. sensorische Einrichtungen zur Erkenntnis der Tiefenlage, und 3. Schwimmwerkzeuge.

Durch die Einrichtungen zur unmittelbaren Erhöhung der Schwebefähigkeit wird entweder das spezifische Gewicht der Organismen herabgesetzt und jenem des Wassers ähnlicher gemacht, oder die Fallgeschwindigkeit durch Erhöhung der Reibung zwischen dem Organismus und dem umgebenden Wasser verringert. Zur ersten Kategorie dieser Einrichtungen gehört der Wasserreichtum des ganzen Körpers, durch welchen sein spezifisches Gewicht jenem des Wassers ähnlich gemacht wird. Den höchsten Grad der Ausbildung erlangt diese Einrichtung bei den Quallen, von denen manche, wie der Venusgürtel, so wasserreich sind, daß sie zerfließen, wenn man versucht, sie mit der Hand aus dem Wasser zu nehmen. Andere Einrichtungen dieser Art sind die bei kleinen Algen und manchen Protozoen, wie den Radiolarien, sowie bei den Walen und anderen Wassersäugern vorkommenden Fettansammlungen. Bei den erstgenannten treten sie als Fetttröpfchen, bei den letztgenannten als dicke, unter der Haut liegende Speckschichten auf. Da diese Fette leichter als Wasser sind, wird durch ihre Anwesenheit das spezifische Gewicht des ganzen Körpers herabgesetzt und jenem des Wassers ähnlich gemacht, was das Schweben in gleicher Höhe natürlich ungemein erleichtert. Bei Knochenfischen spielt die mit Luft gefüllte Schwimmblase eine ähnliche Rolle wie bei den oben genannten Tieren das Fett. Zur zweiten Kategorie von diesen Einrichtungen gehört die bei kleinen Algen, Protozoen (Radiolarien, Globigerinen), Seeigellarven und gewissen Krebstieren zu beobachtende relative Vergrößerung der Körperoberfläche. Die erstgenannten bilden zahlreiche feine, fadenförmige Fortsätze, welche bei den genannten Protozoen in großer Zahl vom Körper radial ausstrahlen. Die Seeigellarven haben lange zylindrische Anhänge. Bei den Schwebe-Krebstieren sind die Fühler und einige der Beinpaare ungemein verlängert. Die Reibung zwischen dem Wasser und dem Körper steht im Verhältnis zur Ausdehnung der Oberfläche der letzteren und wird bei den mit solchen, die Oberfläche vergrößernden Anhängen versehenen Organismen weit größer als bei solchen sein, denen derartige Anhänge fehlen. Wie Federn, Distelsamen und Schneeflocken, welche eine im Verhältnis zu ihrem Volumen (Gewichte) sehr große Oberfläche haben, weit langsamer als ähnliche kompakte Körper, wie Hornstücke, Weizen- oder Hagel-Körner, durch die Luft herabfallen, werden auch die freien Wasser-Organismen mit relativ großer Oberfläche viel langsamer als andere, deren Oberfläche relativ kleiner ist, durchs Wasser herabsinken, und zwar wird hier, weil das Wasser viel dichter als die Luft ist, der Unterschied noch viel bedeutender sein.

Auch unter den Einrichtungen zur Erkenntnis der Tiefenlage lassen sich zwei Kategorien unterscheiden: solche, die auf der Wahrnehmung des mit zunehmender Tiefe abnehmenden Lichtes, und solche, die auf der Wahrnehmung des mit zunehmender Tiefe zunehmenden Druckes beruhen. Die allermeisten, wenn nicht alle Organismen, auch solche, die keine Augen haben, sind, wie durch neuere Versuche festgestellt worden ist, lichtempfindlich. Einigen, wie dem Maulwurf, ist jegliches Licht unangenehm; andere, wie die Nachtschmetterlinge, können nicht genug davon haben; für noch andere ist der Aufenthalt in einem Halb- oder Dämmerlichte von gewisser Stärke am angenehmsten. Die an das Leben in großen Tiefen, beziehungsweise im Grundwasser und in Höhlen angepaßten freien Wassertiere fliehen wie der Maulwurf das Licht und gelangen so in das ihnen angemessene Milieu. Was die lichtliebenden Organismen betrifft, so ist einleuchtend, daß sie im allgemeinen durch ihre Vorliebe für das Licht dazu veranlaßt werden müssen, die oberflächlichsten Wasserschichten aufzusuchen, weil diese die hellsten sind. Bei den die Wasserblüte hervorrufenden Algen ist die Lichtliebe so stark, daß sie sich nach oben nicht nur bis zum Wasserspiegel, sondern noch weiter, über denselben hinaus bewegen, derart, daß sie schließlich wie Enten auf der Wasseroberfläche schwimmen. Die freien Wasserorganismen endlich, die ein gemäßigtes Licht von bestimmter Stärke vorziehen, werden in dem von unten nach oben an Lichtreichtum zunehmenden Wasser solange auf- und niederschwimmen, bis sie das Niveau, in welchem die für sie optimale Lichtstärke herrscht, erreicht haben. In diesem Niveau werden sie dann zu bleiben trachten. Es ist oft beobachtet worden, daß freie Wasserorganismen mit den Tageszeiten auf- und niedersteigen: manche Formen, die man am hellen Tage in der Tiefe findet, kommen, wenn es abends zu dunkeln beginnt, in die oberflächlichen Wasserschichten herauf, um des Morgens dann wieder nach der Tiefe zurückzukehren. Ich zweifle nicht, daß diese vertikalen Wanderungen dadurch veranlaßt werden, daß diese Tiere sich stets bemühen, in jenem — mit den Tageszeiten auf- und absteigenden — Lichtniveau zu bleiben, das ihnen am besten zusagt.

Die neuesten Untersuchungen haben ergeben, daß bei den Knochenfischen ein einem Manometer vergleichbarer Druckmesser mit der Schwimmblase verbunden ist. Die mit leicht komprimierbarer Luft erfüllte Schwimmblase wird natürlich um so mehr zusammengedrückt, je größer der umgebende Druck ist. Da nun dieser Druck der Tiefe proportional ist, kann der Fisch mit Hilfe jener Manometereinrichtung jederzeit erkennen, in welcher Tiefe er sich befindet. Bemerkt er, daß er in eine Tiefe (eine Druckregion) geraten ist, die ihm nicht zusagt, so schwimmt er so lange nach oben, beziehungsweise nach unten, bis er die ihm zusagende Tiefe (den ihm zusagenden Druck) erreicht hat, wo er dann zu bleiben sucht. Bei einzelnen Fischen der Tiefsee sind noch andere Organe gefunden worden, die möglicherweise ebenfalls Drucksinnesorgane sind.

Es ist einleuchtend, daß die freien Wassertiere die ihnen zusagenden Licht- bezw. Druckniveaus nur dann erreichen und die immer vorhandenen, geringen Unterschiede zwischen ihrem eigenen spezifischen Gewicht und dem spezifischen Gewicht des Wassers nur dann daran hindern können, sie aus dem ihnen zu-

sagenden Niveau herauszubringen, wenn sie Organe besitzen, welche es ihnen ermöglichen, aktiv nach oben oder unten zu schwimmen. Diese Organe sind die Schwimmorgane, von denen unten die Rede sein wird. Hier erwähne ich sie nur deshalb, weil auch sie zum Schwebenbleiben der freien Wasserorganismen in den ihnen zusagenden Niveaus notwendig sind.

Wenn wir uns nun den Anpassungen der Körperform und der Bewegungsorgane an das freie Leben im Wasser zuwenden, so bemerken wir zunächst, daß bei den schwachen Schwimmern des Planktons, welche keiner raschen und energischen Bewegungen zu ihrem Lebensunterhalte bedürfen, der Körper in der Regel breit, hoch, nicht langgestreckt, assymetrisch (Protozoen, viele Algen), bilateral symmetrisch (Würmer, Gliederfüßer, Weichtiere, Salpen, Appendicularien, Wirbeltiere) oder radiär symmetrisch (Schirmquallen) ist; während die energischen Schwimmer des Nektons, für welche die Fähigkeit, rasch schwimmen zu können, eine Lebensbedingung ist, einen langgestreckten, stets bilateral symmetrischen Körper haben (Pfeilwürmer, Wirbeltiere).

Was die Bewegungsorgane anlangt, so ist zunächst zu bemerken, daß alle freien, mehrzelligen Wassertiere, gleichgültig, ob sie energische Schwimmer sind oder nicht, jene des Planktons also eben wie jene des Nektons, Schwimmwerkzeuge besitzen. Diese treten in Gestalt von schlagenden Wimpern (Schwärmlarven), Wimperplatten (Rippenquallen), glocken- und tellerförmigen, rhythmisch sich zusammenziehenden Schirmen (Quallen), Ruderfüßen (Gliedertiere, die meisten Wasser-Wirbeltiere), sonstigen beweglichen Anhängen (Weichtiere), medialen Flossensäumen (Appendicularien, niedere Fische) und zu Propellern umgebildeten Schwänzen (Krebse, Appendicularien, Fische, Wale) auf. Bei den frei im Wasser lebenden Protozoen sind solche Organe in Gestalt von beweglichen Geißeln oder Wimpern ebenfalls ausgebildet. Auch die einzelligen Algen dürften durchwegs Bewegungsorgane besitzen, doch sind sie bei vielen von ihnen, wie z. B. bei den Diatomeen, so klein, daß man sie als solche kaum zu erkennen vermag.

Besonderes Interesse nehmen die zu Schwimmwerkzeugen gewordenen Teile jener freien Wassertiere in Anspruch, die aus Landtieren hervorgegangen sind. Bei den Seehunden und Walrossen sind die Hinterbeine stark nach rückwärts gerückt und die Vorderbeine teilweise in Brustflossen umgewandelt. Bei den an das Wasserleben noch viel besser angepaßten Walen erscheinen die Vorderbeine als echte Ruderflossen, während die Hinterbeine verschwunden sind und der Schwanz einem horizontalen, homozerken Fischschwanz ähnlich geworden ist. Bei den Pinguinen sind gerade so wie bei den Seehunden das vordere Extremitätenpaar, in diesem Fälle die Flügel, in ein paar Ruderflossen umgebildet, und das hintere Extremitätenpaar, die Beine, ganz ans Hinterende des Körpers gerückt. Die leistungsfähigsten Schwimmwerkzeuge sind die in Propeller umgewandelten Schwänze und Schwanzflossen der Fische und Wale. Ihnen ist die Schiffsschraube nachgebildet.

Besondere Anpassungen an das freie Wasserleben sind auch an der Färbung wahrzunehmen. Die Fische der nur von den strahlenden Organen ihrer Bewohner erhellten Tiessee sind zumeist ganz schwarz, um weniger leicht bemerkt

zu werden. Die im Licht lebenden vertebraten Wassertiere sind meistens unten weiß und oben dunkel. Viele zeichnen sich auch durch einen gewissen Silberglanz aus. Durch jene Färbung und diesen Glanz werden sie weniger auffallend gemacht. Der Silberglanz wird bei vielen Fischen und bei Tauchervögeln beobachtet. Bei ersteren wird er durch eine in der Haut liegende Glanzschicht, bei letzteren durch die zwischen den Federn verbleibende Luft hervorgebracht. Dieser Glanz, welcher das Tageslicht auch nach unten reflektiert, trägt wesentlich dazu bei, die Tiere, die ihn besitzen, vor den Blicken der unter ihnen in größeren Tiefen befindlichen Organismen zu verbergen, weil das von ihnen reflektierte Licht dem von oben her durch die bewegte Wasseroberfläche hindurchscheinende Tageslicht ähnlich ist. Viele von den kleinen, freien Wassertieren, die kleinen Quallen, Pfeilwürmer, Krebstiere (Leptodoren), Insektenlarven (Corethra), Salpen und andre zeichnen sich durch eine außerordentliche Durchsichtigkeit aus, welche sie gewiß in ausgezeichneter Weise davor bewahrt, von ihren Feinden und ihrer Beute bemerkt zu werden.

Alle höheren Wassertiere haben besondere Atmungsorgane. Dieselben sind bei denjenigen, deren phylogenetische Ahnenreihe durchwegs aus Wassertieren bestand, Kiemen, bei denen, die von Landtieren abstammen und sich erst neuerdings ans Wasserleben gewöhnt haben, Lungen. Die durch Lungen atmenden Formen (Tauchervögel, Wale) müssen natürlich in nicht allzulangen Zeitzwischenräumen an die Oberfläche kommen, um zu atmen, sind aber so organisiert, daß sie es viel länger ohne zu atmen auszuhalten vermögen, als gewöhnliche Landtiere.

Die Organe zur Erbeutung der Nahrung sind bei den Infusorien die Wimpern und Geißeln, die Bakterien und andere im Wasser befindliche kleine eßbare Körper heranstrudeln. Die Quallen sind mit Fangfäden oder häutigen Anhängen in der Umgebung des Mundes, oder beiden, ausgestattet. Mit Hilfe dieser mit giftigen Nesselzellen ausgestatteten Organe erfassen, betäuben und töten sie die Beutetiere, um sie dann zum Mund zu führen. Die Würmer und Krebstiere haben Kieferzangen und zu Mundwerkzeugen umgebildete Extremitäten, die Fische und viele Wassersäuger echte Zähne zum Erfassen der Beute. Die Bartenwale fangen die kleinen Wassertiere, die ihre Nahrung bilden, mit Hilfe der wie die Blätter eines Buches hintereinander liegenden, vom Gaumen herabhängenden Fischbeinplatten. Diese sind am unteren, freien Rande ausgefranzt, so daß die kleinen Tiere, die, wenn der Bartenwal seinen Riesenrachen öffnet, mit dem hineinströmenden Wasser in denselben gelangen, gefangen und zurückgehalten werden, wenn er ihn schließt und das Wasser wieder herausströmt.

Alle die freien Wasserorganismen eines Gewässers sind voneinander abhängig; zusammen mit den am Grunde sitzenden bilden sie in jedem abgeschlossenen Wasserbecken eine Art Mikrokosmos.

Die im Lichte an oder nahe der Oberfläche lebenden Algen, sowie auch die chlorophyllhaltigen Geißel-Infusorien (Peridineen usw.) fangen das Sonnenlicht ab und verwerten die den Ätherwellen desselben innewohnende Kraft dazu, Kohlensäure und Wasser — das Wasser enthält immer mehr oder weniger Kohlensäure — zu zersetzen und ihre Elementarteile in einer organischen Ver-

bindung wieder zu vereinigen, aus welcher dann unter Hinzuziehung von Stickstoff und anderen in ihrem Bereich befindlichen Stoffen alle jene Substanzen gebildet werden, aus denen ihr Körper besteht.

Die zu dieser Arbeit verwendete Kraft der Lichtätherschwingungen wird dabei gewissermaßen aufgespeichert und sitzt dann als potentielle Energie in den organischen Stoffen ihrer Leiber. Die Protozoen und kleinen vielzelligen Tiere, die sich von diesen Algen nähren, nehmen jene potentielle Energie in sich auf und setzen sie in die Arbeit ihrer eigenen Lebenstätigkeit um — aber nicht ganz, ein Rest davon bleibt in den Bestandteilen ihrer eigenen Körper, ihrem Fleische und ihrem Fett noch übrig, und dieser ist es, welcher dann von den größeren, höher organisierten Wassertieren, die von jenen kleinen leben, zu *ihrer* Lebensarbeit verwendet wird. Sehen wir von der verhältnismäßig ganz geringen Menge von potentieller Energie ab, welche mit dem vom Lande ins Wasser hineingeschwemmten Nahrungsmaterial und den aus der Luft ins Wasser fallenden Insekten der Lebewelt des Wassers zugeführt wird, so können wir sagen, daß die ganze Lebenstätigkeit aller im Wasser lebenden Organismen nichts andres als die in Bewegung umgesetzte, zuerst durch die Algen, Chlorophyll-Geißel-Infusorien und höheren grünen Wasserpflanzen in Form von potentieller Energie aufgespeicherte Sonnenkraft ist.

Behaglich liege ich an einem warmen Sommernachmittag im Schatten der Uferweiden am Rande des Teiches. Über seinen sonnenbestrahlten Spiegel hin tanzen kleine Schwimmkäfer und Wasserspinnen. Hier und dort bezeichnen kleine Gruppen konzentrischer Kreiswellen die Stellen, wo Molche oder Schwimmkäfer auf einen Augenblick heraufgekommen sind, um zu atmen. Ein Bild des Friedens und der Ruhe. Aber das Bild ist trügerisch. Unter dem Teichspiegel herrschen energisches Leben und unaufhörlicher Kampf. Da wimmelt es von Millionen von Organismen. Von Feinden umringt suchen sie, hastig den Hunger stillend und schnell sich vermehrend, mit äußerster Kraft der in ihnen fortlebenden Keimzellenreihe das Dasein zu sichern — und fast immer vergebens!

Kleine Bausteine

Melchior de Vogüé und der französische Traditionalismus / Von Albert Counson

Der vor zwei Jahren gestorbene französische Schriftsteller Melchior de Vogüé gehört schon zu den ‚morts qui parlent' (um ein von ihm geprägtes Wort zu gebrauchen), d. h. zu den Toten, deren Ideen und Gefühle im psychischen Leben der andern Menschen weiter reden und wirken. Werden auch die meisten seiner übrigen Werke weniger gelesen, so bleibt ihm doch ein doppeltes Verdienst: erstens mit ‚Les morts qui parlent' hat er dem französischen Traditionalismus ein geflügeltes Wort, eine metaphorische Formel gegeben, und ‚es ist bekannt, bemerkte schon d'Alembert, welche Macht eine aufgenommene Redensart in Frankreich besitzt, um eine Meinung zu verbreiten'; zweitens: Vogüé war der Vorkämpfer des russischen Romans; in dieser Hinsicht ist seine Leistung in der vergleichenden Literatur gewissermaßen mit der von Voltaires ‚Lettres anglaises' (1734) und von Frau von Staëls ‚De l'Allemagne' (1810) zu vergleichen; wenn der Vergleich ungünstig für Vogüé ausfällt, so hängt es damit zusammen, daß die Franzosen weniger von der russischen als von der englischen und deutschen Literatur zu lernen hatten.

Zu seiner vielseitigen Wirkung kam Vogüé durch seine Geburt, durch seine diplomatische und politische Tätigkeit, durch seine Stellung in der Gesellschaft. Auch sein Werk kann als eine stetige Autobiographie betrachtet werden; jede Schrift beruht auf persönlicher Erfahrung, und das ganze Leben besteht aus ‚Lehr- und Wanderjahren'.

* * *

Melchior de Vogüé gehörte zu denjenigen Franzosen, ‚die sich die Mühe gaben, geboren zu werden', wie es von den Privilegierten des Ancien Régime hieß. Und solche Geburt ist von großer Bedeutung und Nützlichkeit in der französischen Literatur. In keinem Lande ist das Adelsvorurteil so stark wie in Frankreich; es beherrscht dort die ganze nationale Belletristik. Wenn das ‚Génie du Christianisme' mit dem Namen Durand oder Dupont unterschrieben gewesen wäre, so hätte es vielleicht (meinte Brunetière) für eine Kapuzinade gegolten. Noch heutzutage hätte die Dichterin Gräfin von Noailles viel weniger Verehrer und Leser, wenn sie einfach Madame Simon hieße. Melchior de Vogüé (geb. 1848 in Nizza) stammte aus einem Geschlechte, dessen Mitglieder schon im Mittelalter genannt werden, und dessen neuere Vertreter wie die Andarran (die Helden im Romane ‚Les morts qui parlent') ‚im Provinzboden wurzeln'.

Das Hauptwerk des Romanschriftstellers, ‚Les morts qui parlent' (1899), erzählt die symbolische Geschichte einiger Politiker der dritten Republik. Vogüé war Mitglied der Kammer gewesen, er beschreibt Zustände, die er beobachtet hatte. Seine Helden sind aber keine Porträts, sondern vielmehr Beispiele für

eine These, die er von einem sozialdemokratischen Professor formulieren läßt: nach einer lärmvollen Sitzung der Kammer unterhält sich der junge Deputierte Jacques Andarran mit seinem früheren Lehrer der Mathematik Ferroz, und fragt ihn, wie es kommt, daß Männer ohne Religion, wie die republikanischen Abgeordneten, sich so leidenschaftlich in Religionsfragen zeigen. Ferroz, selbst ein Atheist, antwortet: ‚Ach! mein Freund, Sie glauben hier die Gebärden zu sehen und die Worte zu hören von fünfhundertachtzig Zeitgenossen, die einfach selbstbewußt, selbstklug und verantwortlich seien von dem, was sie sagen und tun? Lassen Sie sich eines Besseren belehren! Sie sehen und hören einige Strohmänner, die einen Augenblick auf der Bühne der Welt vorkommen, impulsive Gebärden machen und andre Stimmen widerschallen. Sehen Sie doch hinter diesen eine zahllose Menge, die Tausende Toten, welche diese Gliedermänner vorwärtsdrängen, die Gebärden befehlen und die Worte diktieren. Wir glauben auf der trägen Asche der Toten zu schreiten: die Toten beherrschen uns, erdrücken uns in der Wirklichkeit; sie sind in unsern Knochen, in unserm Blute, in unserm Hirnmarke; und vor allem wenn die großen Ideen, die großen Leidenschaften ins Spiel kommen, lauschen Sie auf die Stimme: es sind die Toten, die sprechen!‘ — ‚Zum Teufel,‘ sagte Andarran lachend, ‚sie machten vor einem Augenblicke einen ordentlichen Radau.‘ — ‚Denselben, den sie in der Geschichte gemacht haben.‘ — ‚Jene wenigstens hatten damals eine aufrichtige, warme Überzeugung.‘ — ‚Gerade! Und sie lassen uns weiter ihre Überzeugung bekennen und proklamieren, uns, die keine mehr besitzen. Haben Sie den lustigen Lebemann Félines beobachtet? Er war wütend. Er hätte Boutevierge gern auf den Scheiterhaufen gebracht und verbrannt. In den ausgelebten Nerven von Félines wirkten und fochten lange Generationen von gläubigen adeligen Ahnen für ihren Gott. In dem Juristen Boutevierge waren es alle alten Anwälte, die von Philipp dem Schönen bis zum Nationalkonvent gegen die Kirche gekämpft haben. Was Bayonne betrifft, so braucht die Sache nicht betont zu werden, nicht wahr? Durch diesen Pariser, der seine Herkunft vergessen und leugnen möchte, sang die ewige Stimme von Israel die wilde Verwünschung gegen die Heiden, sie verfolgte die Revanche der tausendjährigen Schmach.‘

Elzéar Bayonne, die Hauptperson des Romans, ist der beredsame Führer der Sozialdemokratie in der französischen Kammer. Als Sohn eines jüdischen Dunghändlers geboren und zum Apostel der Gleichheit und der Revolution geworden, zeigt er in seinem Charakter eine Mischung von Idealismus und Schwäche. Er liebt eine russische Fürstin, die auch die Menschheit reformieren möchte, und die in Frankreich nach einem Mittel sucht, ‚ihre Träume durch alle Menschen träumen zu lassen‘. Elzéar fällt bei ihr in Ungnade, da er unaufrichtig gewesen ist. Er hat nichts gesagt, als die Russin behauptete, es könne nichts Gutes von Juden kommen; und er hat eine andere Liebesgeschichte mit einer seiner jüdischen Cousinen, einer Schauspielerin, angefangen. Ein anderer Verehrer der Fürstin, der Offizier Andarran (Bruder des Abgeordneten), führte die Aufsicht in der Kammer an dem Tage, wo Elzéar Bayonne von dem Präsidenten ausgewiesen wird. Da Bayonne versucht hat, dem Offizier eine Ohrfeige

zu geben, so wird er von Andarran im Duell getötet. Und die Fürstin Daria Véraguine fühlt in ihrem ewigweiblichen Herzen eine zärtliche Neigung für den kräftigen französischen Offizier.

Der Triumph des liebenden französischen Offiziers ist auch das Thema eines andern bedeutenden Romans Vogüés: ‚Le Maître de la mer‘ (1903). Der Herr des Meeres ist ein amerikanischer Milliardär, der in Frankreich geniale Bemerkungen über den Zustand der Gesellschaft macht. Er kommt zusammen mit einer italienischen Witwe und mit einem französischen Offizier, der in Afrika gekämpft und beinahe einen Krieg mit England provoziert hat. Dieser Held hat noch viel mehr Ähnlichkeit mit dem Hauptmann Marchand in Fachoda als Elzéar Bayonne mit Jaurès. Der Amerikaner ist ‚der Herr des Meeres‘, da er die größte überseeische Schiffahrtindustrie leitet, und zu dieser Herrschaft über das Meer und die Erde würde er das perfekte Glück hinzufügen, wenn nicht am Ende die schöne Italienerin dem französischen Helden den Vorzug gäbe.

* * *

Melchior de Vogüé selbst war glücklich. Er lebte als Diplomat in Rußland und heiratete Fräulein Alexandria Nicolaïevna Annenkoff (die Schwester des Generals A.), von der vier Söhne geboren wurden. Adliger, Soldat (1870—1871), Botschaftssekretär (1871—1882), Deputierter des Departements Ardèche (1893—1898), war Vogüé noch dazu Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaft in Petersburg. Da er russisch konnte, so beobachtete er ein geistiges Leben, das die Westeuropäer sehr fragmentarisch kannten. Aber er begnügte sich nicht damit, den Lesern der Revue des deux mondes Auskunft über Puschkin, Gogol, Turgenief, Dostojewsky, Tolstoi zu liefern. Er suchte nach den entscheidenden Ideen und Gefühlen, welche die Belletristik beleben und beherrschen, und er wollte die ‚Weltliteratur‘ fördern, welche Goethe und Frau v. Staël hundert Jahre früher angekündigt hatten. ‚Le Roman Russe‘ von Vogüé (1886; 9. Auflage 1910) enthielt ein Vorwort mit folgendem Geständnisse: ‚Durch den regeren und intensiven Verkehr, durch die zunehmende Solidarität, welche die Welt zusammenfaßt, bildet sich heutzutage ein europäisches Geistesleben, ein allen denkenden Gesellschaften gemeinsames kulturelles, geistiges und gefühlsmäßiges Vermögen; wie die einförmige Kleidung, so trifft man diesen „esprit européen“ ungefähr in gleichem Verhältnisse in London, in Petersburg, in Rom, in Berlin . . . Dieser Geist geht uns (Franzosen) verloren; die Philosophien und Literaturen unserer Mitbewerber erobern ihn langsam. Dieser Geist ist nicht mehr der unsrige; wir geben ihn nicht mehr, wir folgen ihm. Ich weiß wohl, daß unsere Romanfabrikation auf dem Markte noch großen Raum einnimmt; aber das ernste, wirkende Buch, das in der Familie gelesen wird und die Gemüter bildet, kommt nicht mehr von Paris. Ich stelle hier mit traurigem Herzen die Beobachtung fest, in der ich meinen langen Verkehr mit dem Auslande zusammenfasse: die Ideen, welche Europa umgestalten, fließen nicht mehr aus der französischen Seele. Ebenso wenig vom Glück begünstigt wie unsere Politik, verliert auch unsere Literatur die geistige Weltherrschaft.‘

Woran lag dieses Unglück? Heil und Hoffnung waren nach Vogüés Anschauung in einem literarischen Verkehr mit dem Auslande, speziell mit Rußland, zu suchen. Er meinte wie Puschkin, ‚die Übersetzer seien die Wechselpferde der Kultur'.

Aber woher kam diese Schwäche, diese Unsicherheit der französischen Seele? Tradition und Fortschritt waren zu sehr geschieden und zu feindlich gegeneinander gerichtet. Die konservativen Kräfte hatten sich nicht rasch genug nach den neuen demokratischen und wissenschaftlichen Richtungen orientiert und angepaßt. Sie hatten die Macht verkannt, die in ihnen für die unabsehbare Zukunft ruht. ‚Die Verteidiger der Orthodoxie haben das Vertragen und die Anpassung wenig erleichtert . . . Sie erschrecken, wenn das innere Leben des Prinzips zur Umstaltung der Welt nach einem Plane wirkt, den sie nicht verstehen. Sie sind in der Lage eines Mannes, der plötzlich sieht, daß der Eichenstamm, der Pfeiler seines Hauses, Knospen und Äste treibt und das Dach umstößt.'

Die modernen Franzosen, die Realisten der Literatur, begingen den Fehler, daß sie das Leben mit kühler Ironie und ohne Sympathie beobachten, und bewiesen damit ihre moralische und geistige Inferiorität, während die Engländer (George Eliot, Dickens) durch ihre tief christliche Erziehung zu der mitleidenden und liebenden Sympathie für die Menschheit gelangten. Die russischen Realisten haben dasselbe Verdienst wie die englischen. Daher ihre Weltbedeutung im Vergleich mit dem unmöglichen Erfolge eines Flaubert im Auslande.

Das Übel kommt von der Verkennung dieser einfachen Wahrheit: seit achtzehn Jahrhunderten wirkt das Evangelium wie ein Gärungsstoff in der Welt, und die letzte große Revolution ist durch den Geist des Evangeliums vorbereitet worden. Dieser Geist liegt in den Worten: Misereor super turbam. Die moderne Demokratie ist die Verwirklichung christlichen Mitleides.

Das demokratische Frankreich und die Kirche kamen nicht zur Verständigung und zur Versöhnung. Vogüé kam auch nicht zur endgültigen und systematischen Formulierung seiner Weltanschauung. In seinen vielen Reisebeschreibungen, worin er versucht, die orientalische Seele zu definieren, in seinen Artikeln über zeitgenössische Fragen, wie in seinen Romanen, hat er manche philosophische Betrachtungen geliefert. Einige Verehrer von ihm haben vergeblich auf das Werk gewartet, das zu einem neuen ‚Génie du Christianisme' geworden wäre. Vor einem Jahrhundert gab Chateaubriand eine für die damalige Stimmung berechnete Darstellung des Christentums; Vogüé wurde einmal als ein neuer Chateaubriand bezeichnet; er hatte teilweise die schwülstige Beredsamkeit von René, er hatte auch manche Ideen und besaß vielseitige Gelehrsamkeit; er starb vielleicht zu früh.

Zum Verständnis von Beethovens ‚Eroika‘

Von Eugen Schmitz

Beethovens dritte Sinfonie, die ‚Eroika‘, ist abgesehen von der seit Richard Wagner zu einem Objekt des Modekults gewordenen ‚Neunten‘ das wohl populärste größere Werk des Meisters überhaupt. In seltsamem Gegensatz zu dieser allgemeinen Bekanntschaft und Verbreitung steht die große Unklarheit in der ästhetischen und künstlerischen Auffassung gerade dieser Sinfonie seitens des Publikums und der Musiker. Die Hauptschuld daran trägt der mißverstandene Titel; allein auch eine Reihe teils ganz irriger, teils unvollständiger Daten aus der Entstehungsgeschichte des Werkes haben verwirrend gewirkt. Was der Durchschnittsmusiker und -musikfreund von der ‚Eroika‘ weiß, respektive in gangbaren Handbüchern, Musikführern und dergleichen nachschlagen kann, ist beiläufig das folgende: Beethoven habe die Sinfonie als Dokument seiner Verehrung für Napoleon I. geschaffen, die Widmung an diesen aber später durch die allgemeinere Bezeichnung ‚Sinfonia eroica‘ — ‚Heldensinfonie‘ — ‚Sinfonie zur Feier des Gedächtnisses eines großen Mannes‘ — ersetzt. Von diesem dürftigen Tatsachenkomplex, auf den die ältere Beethovenforschung lange beschränkt blieb, ist am verhängnisvollsten für die Auffassung des Werkes seine Verknüpfung mit der Persönlichkeit Napoleons geworden. Sie hat nämlich dazu verleitet, in der ‚Eroika‘ Bilder aus dem Militärleben zu suchen: Der erste Satz, so erklärte man etwa, schildere eine Schlacht, der zweite, der Trauermarsch, stelle die feierliche Bestattung der Gefallenen dar, der dritte, das Scherzo, sei eine fröhliche Szene aus dem Lagerleben, das Finale ein Bild froher Heimkehr. Wie geschraubt und gezwungen eine solche Deutung auch ausfiel, wie wenig sie namentlich auf den letzten Satz passen wollte: man hielt doch mit Begeisterung an ihr fest, und ganz eifrige Analytiker führten sie bis ins Detail weiter, etwa im ersten Satz, in der ‚Schlacht‘, genau untersuchend, wo die Artillerie, die Kavallerie und die Infanterie den Kampf aufnahmen. Über derartige hochkomische Entgleisungen musikalischer Hermeneutik sind wir ja heute wohl endgültig hinaus; wie tief eingewurzelt aber die Idee vom ‚militärischen‘ Charakter der ‚Eroika‘ ist, das zeigt die Besprechung des Werkes in Kretzschmars sonst so vorzüglichem ‚Führer durch den Konzertsaal‘, die wenigstens für die Deutung der Mittelsätze noch die Beiziehung ‚bestimmter Bilder aus dem Kriegerleben‘ für gestattet hält. Demgegenüber ist nun doch einmal mit aller Entschiedenheit darauf hinzuweisen, daß bereits vor fünfzig Jahren Rich. Wagner den einzig richtigen Weg zum Verständnis des Werkes gewiesen hat, indem er bei seiner Erläuterung der Sinfonie (Ges. Schriften V) von dem Grundsatz ausging, die Bezeichnung ‚heroisch‘ sei hier ‚im weitesten Sinne zu nehmen und keineswegs nur etwa als auf einen militärischen Helden bezüglich aufzufassen‘. Was Wagner mit dem Instinkt des genialen Künstlers richtig geahnt hat, das hat durch die neuere wissenschaftliche Forschung Bestätigung gefunden. Auf Grund ihrer Ergebnisse läßt sich eine befriedigende, die auf

alteingebürgerten Irrtümern beruhende Durchschnittsauffassung berichtigende Erklärung der ‚Eroika‘ unschwer gewinnen.

Als Ausgangspunkt ist eine knappe Zusammenfassung der wichtigsten Entstehungsdaten des Werkes nach den Ergebnissen streng historisch-kritischer Forschung zu wählen. Anfang 1798 richtete Bernadotte, der damals Gesandter der französischen Republik in Wien war, an den in Wiens vornehmen musikalischen Kreisen bereits hoch angesehenen Beethoven die Aufforderung, dem General Bonaparte ein größeres Instrumentalwerk zu komponieren und zu widmen. Beethoven, der als echtes Kind des Aufklärungszeitalters mit seinem Wahlspruch ‚in tyrannos‘ wohl schon frühe für Napoleon als den Freiheitshelden der französischen Revolution schwärmte, sagte mit Freuden zu. Doch gewann der Gedanke nur langsam greifbare Gestalt. Einige Skizzen aus dem Jahre 1801 bieten die erste praktische Spur von Beethovens Beschäftigung mit der geplanten Napoleon-Sinfonie; die Hauptarbeit an dem Werk fällt ins Jahr 1803, und im Mai 1804 war es vollendet. Auf die erste leergelassene Seite der sauber kopierten Partitur schrieb Beethoven eigenhändig ‚Buonaparte‘ und ‚Luigi van Beethoven‘; nur diese beiden Namen, sonst nichts. In dieser Form sollte nun das Werk durch Vermittlung der französischen Gesandtschaft nach Paris geschickt werden: — da traf in Wien die Kunde von Bonapartes Erhebung zum Kaiser ein. Sie mußte natürlich Beethovens Sympathie für seinen Helden mit einem Schlag ins Gegenteil verkehren. ‚Ist der auch nicht anders wie ein gewöhnlicher Mensch?‘ rief er auf die Nachricht hin aus. ‚Nun wird er auch alle Menschenrechte mit Füßen treten, . . . ein Tyrann werden!‘ Und damit schritt er, wie sein Schüler Ries erzählt, zum Tische, wo die Napoleon-Sinfonie lag, zerriß das Titelblatt und warf die Partitur unter einem Schwall von Verwünschungen gegen den neuen Tyrannen zu Boden, wo sie lange liegen bleiben mußte. Der Intervention von Freunden gelang es endlich, das Werk vom Banne, mit dem es sein erzürnter Schöpfer belegt hatte, zu lösen. Die Sinfonie kam im Palais des Fürsten Lobkowitz einigemal privatim zur Aufführung und wurde endlich 1806 als op. 55 veröffentlicht unter dem Titel: Sinfonia eroica, composta per festeggiare il sovenire di un grand' uomo.‘

Das ist in Kürze das Tatsächliche, was wir von der Entstehung der ‚Eroika‘ wissen. Was folgt nun daraus für die künstlerische Beurteilung des Werkes?

Wir sehen, die Sinfonie entsteht als eine künstlerische ‚Widmungsarbeit‘ in der Art, wie sie damals in der Blütezeit des musikalischen Mäcenatentums an der Tagesordnung standen. Dabei ist eine künstlerische Beziehung zur Persönlichkeit, an die sich die Widmung richtet, keineswegs von vorneherein anzunehmen; bei Beethoven besteht indessen eine solche doch in manchen Fällen — die Cis-moll-Sonate, die Fis-dur-Sonate, die Rasumowsky-Quartette sind Beispiele dafür — und zweifellos fehlt sie auch bei unserer Sinfonie nicht. Was war es aber nun, was Beethoven zu Napoleon hinzog, was er an ihm bewunderte? Keineswegs speziell das ‚Kriegerische‘, das ‚Militärische‘, sondern die geniale Gesamterscheinung. Er sah in dem Korsen den

Typus des 'großen Mannes', einen 'Helden des Lebens', der auf politischem Gebiet das Ideal (die Freiheit) erstrebt, ähnlich wie er, Beethoven selbst, auf künstlerischem. Darum die Nebeneinanderstellung der beiden Namen auf dem ursprünglichen Titelblatt. Was den Heroen, dem künstlerischen wie dem politischen, gemeinsam ist, das ist d a s h e l d e n h a f t e R i n g e n u n d K ä m p f e n u m d a s h o h e Z i e l. U n d d e m w i l l d i e S i n f o n i e e i n k ü n s t l e r i s c h e s D e n k m a l s e t z e n. 'Begreifen wir', sagt darum Richard Wagner mit Recht, 'unter „Held" überhaupt den ganzen vollen M e n s c h e n, dem alle rein menschlichen Empfindungen — der Liebe, des Schmerzes und der Kraft — nach höchster Fülle und Stärke eigen sind, so erfassen wir den richtigen Gegenstand, den der Künstler in den ergreifend sprechenden Tönen seines Werkes uns mitteilen läßt.' Damit ist nun ein eines Beethoven wahrhaft würdiger künstlerischer Vorwurf gegeben; wie kleinlich und erbärmlich muß demgegenüber die Idee einer musikalischen Abkonterfeiung militärischer Ereignisse wirken! —

Ganz klar und kaum der Erklärung bedürftig ist im Sinne unserer nunmehrigen Auffassung der erste Satz. Der Kampf, den er darstellt, ist nicht eine Schlacht zwischen Infanterie, Artillerie und Kavallerie, sondern ein seelisches Ringen. Es ist der Kampf, den der 'Held', der nach dem Großen strebende Mensch mit sich selbst und seiner Umgebung, mit seinen eigenen Leidenschaften, mit Haß und Verständnislosigkeit zu bestehen hat. Dabei umfaßt dieser Satz, um mit Richard Wagner zu reden, 'alle Empfindungen einer reichen menschlichen Natur im rastlosesten, jugendlich tätigsten Affekte: Wonne und Wehe, Lust und Leid, Anmut und Wehmut, Sinnen und Sehnen, Schmachten und Schwelgen, Kühnheit, Trotz und ein unbändiges Selbstgefühl'. Ausgangspunkt des Ganzen aber ist der Ausdruck überschießender Kraft, die sich in der Mitte des Satzes zu 'vernichtender Gewalt zusammenballt': — das ist der Titan, der mit den Göttern, d e r H e l d, d e r m i t s e i n e m S c h i c k s a l r i n g t. — Nicht ganz so einfach ist die Deutung der übrigen Sätze im Sinne der angenommenen einheitlichen Grundidee des ganzen Werkes; bei näherem Zusehen ergibt aber auch sie sich ganz zwanglos und klar.

Bezüglich des an zweiter Stelle stehenden Trauermarsches sind zunächst einige historische Erwägungen am Platze. Er ist — was meines Wissens noch nie entschieden genug betont wurde — der Form nach f r a n z ö s i s c h e n Ursprungs, sollte also wohl in dem für den französischen Konsul bestimmten Widmungswerk den nationalen Charakter ähnlich andeuten, wie etwa die Verflechtung russischer Melodien in den dem russischen Fürsten Rasumowsky gewidmeten Streichquartetten op. 59. Der Trauermarsch erscheint nämlich zunächst im ganzen genommen als eine sinfonische Nachbildung der in der französischen Oper seit Rameau beliebten 'Tombeau-Szenen', jener großen, feierlichen Trauer- und Begräbnismusiken, wie sie der Gegenwart z. B. noch aus dem Anfang von Glucks 'Orpheus' vertraut sind. Ein bedeutendes künstlerisches Dokument ähnlicher Art hatte ja Beethoven bereits mit dem bekannten Trauermarsch der As-dur-Klaviersonate op. 26 gegeben. Nach-

dem die neueste Forschung (Sandberger) aufgewiesen hat, in welch intime Berührung Beethoven während seiner Bonner Werdezeit zur französischen Musik gekommen ist, wie viele künstlerische Anregungen er beispielsweise der Spieloper des Gretryschen Kreises verdankt, erscheinen derartige französische Reminiszenzen auch in seinen Meisterwerken als etwas leicht Begreifliches. Übrigens ist der Trauermarsch der ‚Eroika' nicht nur als Gesamtform, sondern auch im Detail seines Aufbaus, namentlich mit dem markanten, wirkungsvollen Wechsel von Maior- (Dur) und Minor- (Moll) Teilen durchaus nach französischem Muster gearbeitet. Als französische Form im französischen Widmungswerk wäre der Trauermarsch nun wohl äußerlich erklärt, nicht aber innerlich, seinem Gehalt nach, als Glied im Gedankengang der ganzen Sinfonie. In dieser Hinsicht scheint nun zunächst Beethovens Bezeichnung der Sinfonie als ‚Gedächtniswerk' (‚. . . per festeggiare il sovenire di un grand' uomo') die Erklärung des Satzes als eine Trauermusik auf den Tod des Helden nahezulegen, und zweifellos ist von diesem Gesichtspunkte aus die ‚Eroika' zu ihrer heutigen Stellung als unentbehrliches Requisit jeder musikalischen Gedächtnisfeier gekommen. Allein diese Auffassung widerspricht, von inneren Gründen ganz abgesehen, der Entstehungsgeschichte der Sinfonie. Denn wie wir sahen, hat die Partitur die ‚Gedächtnisbemerkung' ja erst nachträglich erhalten; ursprünglich war sie doch als Huldigungswerk für den auf dem Gipfel seines Lebens und in der Blüte seiner Taten stehenden Napoleon bestimmt — was hätte da eine veritable ‚Begräbnismusik' für einen Sinn haben sollen?* Die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs ergibt sich unschwer, wenn man festhält, daß der zweite Satz der Sinfonie ebenso wie der erste und die folgenden durchaus in übertragenem Sinne zu verstehen ist. So wenig der erste Satz eine realistische Schlacht darstellen soll, so wenig ist der zweite trotz seiner äußeren Tombeau-Form eine wirkliche Begräbnis- oder Trauermusik. Vielmehr repräsentiert er dieselbe psychische Situation, die später Nietzsche in seiner Zarathustra-Dichtung als das ‚Grablied' des Helden bezeichnete. Vorüber sind die Kämpfe trotzigen Emporringens, der Held steht im Mittag seines Lebens, der Sieg ist sein, aber dieser Sieg ist bezahlt mit den wildesten Schmerzen der Leidenschaft, mit dem ewigen Tod so mancher schönen Hoffnung, dem unwiederbringlichen Verluste so manchen ideal beglückenden Sehnens und Strebens. So singt nun der Held in Resignation seinen Freuden und Leidenschaften das Grablied: ‚O ihr, meiner Jugend Gesichte und Erscheinungen! O ihr Blicke der Liebe alle, ihr göttlichen Augenblicke! Wie starbt ihr mir so schnell! Ich gedenke euer heute wie meiner Toten. Von euch her, meinen liebsten Toten, kommt mir ein süßer Geruch, ein herz- und tränenlösender. Wahrlich, er erschüttert und löst das Herz dem einsam Schiffenden. Immer noch bin ich der Reichste und Bestzubeneidende — ich, der Einsamste!' (Nietzsche.) Freilich —

* Auf die Nachricht von Napoleons Tod auf St. Helena hin, äußerte Beethoven sarkastisch, zu diesem Ausgange habe er schon vor siebzehn Jahren die Musik komponiert (eben den Trauermarsch der Eroika), ohne daß dies seine Absicht gewesen sei. — Natürlich ist diese Bemerkung des Meisters durchaus ironisch gemeint.

es ist immerhin der Held als Sieger des Lebens, der hier spricht, und so mischen sich denn in Resignation und Trauer auch Klänge stolzester, verklärter Kraft, erhabenen, geläuterten Heroismus kündend. ‚Ein Unverwundbares, Unbegrabbares ist an mir, ein Felsensprengendes: das heißt mein Wille. Schweigsam schreitet es und unverändert durch die Jahre. In dir lebt auch noch das Unerlöste meiner Jugend, und als Leben und Jugend sitzest du hoffend hier auf gelben Grabtrümmern. Ja, noch bist du mir aller Gräber Zertrümmerer: Heil dir, mein Wille! Und nur wo Gräber sind, gibt es Auferstehungen‘ (Nietzsche). Das etwa ist der ‚Sinn‘ der sich zu wuchtigster Pracht steigernden Dur-Zwischensätze unseres ‚Trauermarsches‘.

Und damit ist nun Kampf und Leid endgültig vorbei. Der Rest gehört der Lebensfreude, der Lebensbejahung. In dieser Beziehung ist wieder sehr leicht zu deuten und zu verstehen der dritte Satz als ein Dokument des Humors: Der Held blickt von hoher Warte überlegen herab auf das wirre, bunte Treiben der Welt, über das er sich emporgerungen. Im Trio rufen frische Hornklänge zu beseeligendem Genuß am Busen von Mutter Natur. Dieser Humor ist die Frucht des ‚Willens‘, der im zweiten Satz triumphiert und der nun als weitere Frucht die Kraft zur Arbeit, zum Schaffen zeitigt. Denn ‚des Helden Arbeit‘, ‚des Helden Werk‘ ist es, was nun noch der letzte Satz zu zeigen hat. Dieses Finale hat früheren Erklärungsversuchen ganz besondere Schwierigkeiten gemacht, denn es scheint — von Einzelmomenten abgesehen — seinem Stil und Charakter nach gar nicht recht zu einer ‚Heldensinfonie‘ passen zu wollen. Es stellt sich als Zyklus von Variationen über ein Baß- und ein kantables Sopranthema dar und ist im wesentlichen nichts als eine etwas erweiterte und gereifte Ausarbeitung der 1802 geschriebenen Klaviervariationen Es-dur op. 35 über ein Thema aus ‚Prometheus‘. Vom historischen Standpunkt aus wäre seine Stellung in der Sinfonie ja leicht mit dem Hinweis zu erklären, daß es bei den Meistern der Wiener Schule üblich war, in den Schlußsätzen der Sinfonien gewissermaßen zum Abschied noch einmal alle Kunst zusammenzunehmen und sein Können von der günstigen Seite zu zeigen; weshalb dann diese Schlußsätze sich sehr oft in kontrapunktisch reichem Gewande als Variationen, Kanons, Fugen und dergleichen geben. Man erinnere sich nur an Mozarts Jupitersinfonie mit der eminent künstlichen Quadrupelfuge am Schluß. Tatsächlich ist unter diesem Gesichtspunkt auch Beethovens ‚Eroika‘-Finale zu betrachten, nur daß hier noch ein bereits angedeutetes höheres geistiges Moment hereinspielt, das erst den inneren Zusammenhang mit den vorhergehenden Sätzen und der Gesamtidee des Werkes herstellt. Aus den Kämpfen des Lebens ist der Held als Sieger hervorgegangen, Resignation und Humor haben ihn über das Gewühl des Leidens und der Leidenschaften erhoben: nun gilt es, mit geläuterter Willenskraft sich auch weiter als Held zu bewähren durch Wirken und Schaffen. Auf das Titelblatt der Sinfonie hatte, wie wir uns erinnern, Beethoven lediglich seinen und Bonapartes Namen geschrieben. Das war eine Huldigung, aber eine von echt Beethovenschem Stolz eingegebene! Der Künstler wollte sich damit als ein Ebenbürtiger dem großen Feldherrn und

Staatsmann zur Seite stellen. Den Beweis dieser Ebenbürtigkeit, den Beweis, daß er in Wahrheit ein ‚Napoleon der Musik' sei, sollte nun eben speziell das Finale, das wir in diesem Sinne also etwa ‚des Helden Werk' betiteln können, erbringen. Darum hier die Wahl der kunstvollen, kontrapunktisch reich ausgestatteten Variationenform: sie sollte sich zu einer Apotheose des künstlerischen Könnens gestalten. Freilich, wie fast immer, wenn der Künstler bewußt sein ‚Können' zeigen will, sich eine Verschiebung des Schwerpunktes nach dem Formalen hin ergibt, so steht auch das Finale der ‚Eroika' zwar, was abgeklärte Reife der Form anlangt, obenan, an innerer Tiefe aber vermag es sich mit den übrigen Teilen der Sinfonie nicht zu messen. —

Somit hat sich uns nun aus der Verknüpfung historischer und ästhetischer Erwägungen zwanglos eine wohl unmittelbar eingängliche Deutung der ‚Eroika' ergeben. Keineswegs soll nun behauptet werden, daß dem Meister diese Deutung beim Schaffen bewußt vorgeschwebt hätte. Teilweise zwar wahrscheinlich wohl — denn Beethoven war entschieden die am meisten reflektierend veranlagte Künstlernatur unter den Klassikern — teilweise aber auch sicher nicht. Es gilt da eben Richard Wagners Wort, der Künstler selbst steht vor seinem Werk wie vor einem Rätsel; des Rätsels Lösung zu geben, aber ist Sache des verstehend Nachempfindenden.

Karl Caspar/Der barmherzige Samariter.

Kritik

Neue Romane / Von Max Behr

Das literarische Österreich nimmt in der neueren deutschen Prosadichtung eine sehr beachtenswerte Stellung ein, deren Wichtigkeit überdies, wenn verschiedene Anzeichen nicht trügen, noch im Anwachsen begriffen ist und deren Einfluß sich um so eher fühlbar macht, als alle irgendwie bedeutenden Erscheinungen österreichischer Herkunft fast durchwegs von reichsdeutschen Verlegern verbreitet werden. Auch wer sich nur gelegentlich mit Literatur befaßt, erinnert sich noch der Sensation, die vor einigen Jahren beispielsweise L. Staackmann in Leipzig, der Verleger Roseggers, mit dem Namen Rudolf Hans Bartsch erregte, dessen rascher Ruhm freilich, wie aus den ersten Romanen schon unschwer zu ersehen war, alsbald von der gefährlichen Sucht bedroht wurde, so recht befriedigend vielgewandt und imponierend fruchtbar zu sein und zu möglichst ernsthaften Texten eine möglichst einschmeichelnde Melodie zu liefern.

Es ist sehr schade, ja sehr traurig, daß die in allen seinen Büchern durchbrechenden Versuche, aus deutschem Ernst, deutscher Tiefe und österreichischer Leichtbeschwingtheit, Wiener Charme zusammen einen neuen unendlich keimreichen und keim- und triebkräftigen kulturellen und poetischen Sauerteig zu mischen, niemals zu rechter Konsistenz gedeihen, auch in seinem neuen, schon im Titel etwas koketten Roman ‚Das deutsche Lied' (brosch. M. 5.—, geb. M. 6.50) nicht, der von vielen wiederum weit über Gebühr gelobt wird. Gewiß, viele Seiten geben uns eine Ahnung, was Bartsch uns sein könnte, etwa die grandiose Phantasie vom steirischen Horn und vom Kaiser Ferdinand in seinem Sarg oder die berückende Schilderung des slowenischen Ostergottesdienstes in Cilli; viele Andeutungen verraten, wie sehr er die geheime Zeitsehnsucht nach dem von leiblicher und geistiger Freiheit und Gesundheit strotzenden Überwinder in Herz und Gliedern spürt, aber seine Synthese von Triebhaftigkeit und Beherrschtheit gelangt doch nicht viel über das hinaus, was er selbst einmal als ‚Innigkeit und Liederlichkeit durcheinander gerührt' bezeichnet, und er muß, um die Moral notdürftig zu retten, mit einer im Rahmen dieses Buches erzwungen wirkenden Entsagung schließen, die dem Ganzen ebensowenig Rückgrat gibt, wie der Los von Rom-Episode die vereinzelten klugen und reifen Worte.

Es ist sehr gut denkbar, daß gar mancher Leser unter den österreichischen Autoren des gleichen Verlags den alten Rosegger bevorzugt, der in seinem neuesten leider etwas steifgeratenen Buche ‚Die beiden Hänse' (brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—) der Aufklärungsschreierei zugunsten eines einfachen katholischen Priesters eine tüchtige Abfuhr zuteil werden läßt — oder den schlichten, aber zweifellos echten Conte Scapinelli, oder den tüchtigen Emil Ertl, dessen Erzählungskunst von Bestechung nicht viel weiß und der lieber einmal trocken bleibt und nüchtern wirkt, als daß er sich billiger Tünche bedient. Ertl liebt es, von einer ganz eng und fest begrenzten und bis ins Detail anschaulich hingezeichneten Dinglichkeit auszugehen und daran allmählich die etwas strengen, aber soliden Fäden seiner jeweiligen Fabel anzuknüpfen. Diese Art der Handlungsführung scheint sich in seinen Erzählungen und Novellen besser zu bewähren als in seinen größeren Romanen, denn diese nötigen zu allzu straffer Anspannung des realen Einschlags, und das Fabuliertalent Ertls ist nicht geschmeidig genug, über die so entstehende Dünne des faktischen Materials hinwegzutäuschen. So kann man gewiß nicht sagen, daß das Gewebe seines neuen Romans ‚Auf der Wegwacht'

(brosch. M. 5,—, geb. M. 6,—) überall gleichmäßig straff ausgefallen sei; er zeigt, als künstlerische Komposition betrachtet, lockere Stellen genug, und gar oft muß das Raisonnement die Blößen der Handlung verdecken. Ertl weiß viel Kluges und Klares zur österreichischen Frage zu sagen, denn ihr gilt auch dieses Buch, das, als letztes Glied einer Romantrilogie gedacht, die Darstellung der österreichischen Entwicklung seit der napoleonischen Zeit abschließt*, aber doch auch wieder weit mehr ist als ein Vorwand, nationale Kulturgedanken oder gar enge politische Tendenzen an den Mann zu bringen. Ertls Kunst kommt, wie alle echte Kunst, nicht vom Gedanklichen und Abstrakten her, auch nicht von einer durch Gedanken erregten Leidenschaft, vielmehr ist, was er predigt, selbst da, wo er für einen Gestalter zu deutlich ideell wird, wortgewordene Reife, aus der Anschauung geboren und nicht aus der Reflexion. Die Geschichte nimmt ihren Ausgang von dem Kontor einer Seidenfabrik, und das ganze Buch zehrt schließlich von den hier angeschlagenen Tönen: es ist ein Loblied auf die solide, tapfere Arbeit des Bürgertums, von der sich Ertl die Entwirrung der Österreich beunruhigenden Fragen und die Veredelung der nationalen Zwistigkeiten zu einem friedlichen Wettkampf der besonderen Volkskräfte erwartet. Das künstlerisch erfreulichste an diesem Roman ist jedenfalls die Art, wie die schönen Ideen und Ideale immer wieder aus der schlichtesten Realität Kraft und Leben gewinnen, wie das Vorbild der Seidenwebstühle ihnen Anschaulichkeit zuführt, so daß der ganz eigentümliche Reiz des Konkreten, der schon den ersten Seiten eigen ist, sich von Zeit zu Zeit herzhaft erneuert und diesem Roman sein Besonderes gibt. Denn belletristische Bücher, die in eine Lösung der österreichischen Frage ausklingen, werden nachgerade genug geschrieben, aber die künstlerisch und sachlich Dankbarsten sind doch diejenigen, die wie Ertls Werk sich auf ein Gebiet beschränken, in dem sie sich wirklich heimisch fühlen und das sie wirklich mit Sinn und Seele erobert haben. Die prächtige Frau, die im Mittelpunkt des Romans steht, die als Witwe in schweren Zeiten eine große Fabrik leitet und tüchtige Söhne und Töchter heranzieht, sie wirkt wie eine symbolische Verkörperung dieser Schaffensweise; sie weiß mit schönen Theorien und allgemeinen Gedanken nicht recht umzugehen, aber wo es eine Entscheidung gilt, sei es nun eine geschäftliche oder eine pädagogische, da greift sie mit fester und sicherer Hand nach dem Richtigen, und ihre guten Lehren leitet sie aus der Praxis her: am Webstuhl demonstriert sie den Unterschied der Nationalitäten.

Ertls Buch mit seiner mutigen Hoffnung auf den Erfolg steter und stiller Arbeit schlägt im ganzen einen recht ruhigen Ton an; sonst aber hat die geistige Opposition gegen Zustände, die man vielsagend als ‚echt österreichisch‘ zu bezeichnen pflegt, temperamentvolle Gemüter, besonders Frauen, zu sehr scharfer, fast revolutionärer Stellungnahme gedrängt. Man denke an den Namen Emil Marriot, die in ihrem ‚Heinz Henning‘ (Berlin, Grote, brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—) einen Schauspieler drei verschiedenen Frauentypen gegenüberstellt, oder gar an die Gräfin Salburg (vgl. neuerdings ‚Hofadel in Österreich‘ bei Karl Reißner in Dresden), die sich die Verspottung ihrer Standesgenossen zur schriftstellerischen Aufgabe macht, wie denn überhaupt gerade die weibliche Aristokratie Österreichs, soweit sie sich literarisch betätigt, von den Bahnen der Tradition fast durchwegs entschieden abweicht. Zahlreiche oppositionelle Züge finden sich selbst bei Maria Ebner-Eschenbach, hier freilich mehr in der Form gütig überlegenen Spottes, wie ihn auch ein vor einiger Zeit erschienenes sehr lesenswertes, künstlerisch und menschlich hochstehendes Novellen- und Skizzenbuch ‚Der neue Hauslehrer‘ von Gräfin Thun-Salm (Wien, Carl Fromme) in köstlicher Weise pflegt. Bei Enrica von Handel-Mazzetti geht die zweifellos vorhandene Neigung, zu opponieren, fast ganz auf in dem mächtigeren Drange zu reiner Gestaltung, bei Marie Eugenie delle Grazie,

* Vgl. ‚Die Leute vom blauen Guguckshaus‘ 1905 und ‚Freiheit, die ich meine‘ 1908.

die bekanntlich dem Revolutionshelden Robespierre ein umfangreiches Epos gewidmet hat, wetteifert das naturalistische Talent und Temperament, wie so oft, mit der tendenziösen Erbitterung und mit der aus Reflexion geborenen Ironie. Das wird nirgends deutlicher als in ihrem letzterschienenen, nicht unbedeutenden Roman ‚Vor dem Sturm'*, der in einer gräflichen Herrschaft kurz vor 1848 spielt. Der Kontrast zwischen plebejisch-unruhigem Emporwollen und feststehender, ausgearbeiteter adliger Kultur und Tradition, den Karl Borromäus Heinrich vor einiger Zeit in einem in der Grundauffassung sehr feinen und geistreichen novellistischen Buche ‚Menschen von Gottes Gnaden' (München, Langen) zu intimen Stimmungen zu verdichten strebte, dieser Kontrast steigert sich in dem Roman der delle Grazie zu einem gedanklich weit weniger tief begründeten, nach außen aber um so brutaler erscheinenden Kampfe. Die Darstellung ist nicht frei von übertreibenden Mätzchen; das Animalische in den zahlreichen erotischen Andeutungen des Buches ist in einer Weise unterstrichen, die an die ärgsten naturalistischen Kraftmeiereien erinnert. Dies gilt namentlich für die Beziehungen der jungen unverheirateten Gräfin Lolette zu ihren beiden Verwaltern, in deren zweitem, einem hergelaufenen Siebmacher, sie ihren ‚Herrn' und Gatten findet. Viel mehr echte Leidenschaft und Gestaltungskraft steckt in der nur lose angefügten Parallelhandlung, die mit viel Kunst und mit sehr viel Temperament erzählt, wie ein schönes Bauernmädchen von ihrem gräflichen Gebieter verführt und in den Tod getrieben wird. Sie gehört zu dem Packendsten, allerdings auch zu dem Brutalsten, was die naturalistische Kunst in Deutschland hervorgebracht hat.

---

* Leipzig, Breitkopf & Härtel, brosch. 4,50 M., geb. 5,50 M.

Hochland-Echo

Aberglaube und Großstadt

Unter den ganz neuartigen Aufgaben und Sorgen, die unlängst in dem Schlagwort ‚Großstadtseelsorge' treffend zusammengefaßt worden sind, pflegt der Kampf gegen die Massenerscheinung eines materialistischen Unglaubens als am meisten vordringlich und schwierig zu gelten. In der Tat wäre auf erhebliche Erfolge in diesem Kampfe mit geistigen Waffen kaum zu hoffen, wenn der Unglaube der Großstadtbevölkerung eine so gänzlich negative Geistesrichtung wäre, als das Wort ‚Unglaube' zunächst zu besagen scheint. Was sollte man schließlich noch an überzeugenden und überwindenden Beweisgründen ins Feld führen, wenn die letzte Gegenrede immer wieder lautete: ‚Ich kann nicht glauben und ich will nicht glauben.' Glücklicherweise aber kann es bei dieser wohlfeilen Redewendung nicht sein Bewenden haben, sondern gerade den ‚Freidenkern', die so sprechen, kann man aus eben diesen Worten beweisen, daß sie sich der allergrößten Selbsttäuschung hingeben, wenn sie glauben, nichts zu glauben; man kann ihnen dartun, daß gerade der Fanatismus, mit dem sie ihren ‚Unglauben' zu verfechten pflegen, eine viel weitergehende und darum irregehende Gläubigkeit voraussetzt als der vernünftige Glaube klarbewußten Christentums, daß auch heute noch des großen Seelenkenners Pascal Wort unvermindert zu Recht gilt:

‚Incrédules les plus crédules.'

Die Leichtgläubigkeit großstädtischen Freidenkertums pflegt besonders nach zwei Richtungen üppig ausgebildet zu sein. Erstlich wird von solchen Leuten alles kritiklos hingenommen, was im mißbrauchten Namen der Wissenschaft und speziell als angebliches Ergebnis der Naturwissenschaft sich ihnen darbietet. Je mehr dieses Großstadtpublikum einer wirklichen Vertrautheit und unmittelbaren Fühlung mit dem Naturleben entfremdet ist, desto bereitwilliger glaubt es, in einigen wenigen wohlschmeckend verdünnten Extrakten unzulänglicher Kathederweisheit bereits das Elixir der Allwissenheit, die Lösung sämtlicher Welträtsel zu besitzen, und jener Ehrfurcht vor den letzten Geheimnissen der Naturgesetzlichkeit entbehren zu können, die gerade ihre größten Erforscher stets beseelt hat.

Aber nicht von diesem ‚Aberglauben an die Wissenschaft', der schließlich notwendig wieder in sein Gegenteil, die vermeintliche ‚Bankrotterklärung der Wissenschaft' umschlägt, soll hier des näheren die Rede sein, sondern von einem ihm freilich meist eng verschwisterten Aberglauben im eigentlichsten Sinn, der gerade in den Großstädten immer üppiger ins Kraut schießt und um so mehr der aufklärenden Gegenarbeit bedarf, weil er seine Werbekraft mehr im Verborgenen, wohl gar unter dem koketten Anreiz des halbverhüllt Geheimnisvollen entfaltet. Eben deshalb pflegt man sich von der Ausdehnung,

welche dieser eigentliche Aberglaube in vielen Großstädten der kultiviertesten Länder Europas und Nordamerikas bereits erlangt hat, ganz unzulängliche Vorstellungen zu machen. Und nur hie und da bringt irgendein Sensationsprozeß, wie etwa die Entlarvung spiritistischer Medien (z. B. in den letzten Jahren der Frau Rothe oder des Ehepaars Abend in Berlin oder des Gründers der ‚Bombastuswerke‘, Bergmann in Dresden), oder der meist vergebliche Unterbindungsversuch irgendeines abergläubischen Kurpfuscherbetriebs, diese dunklen Gebiete etwas mehr ans Licht der Öffentlichkeit. Aber auch dann pflegt man für die Ausdehnung und Anhängerschaft derartigen Aberglaubens in den Großstädten nicht entfernt den richtigen Maßstab zu gewinnen, weil eben die meisten seiner Klienten naturgemäß sich zu ihm nur im Geheimen bekennen. Nur hie und da treten einmal bestimmtere Zahlenangaben auf; so soll z. B. der gläubige Spiritismus in Nordamerika drei Millionen Menschen für sich gewonnen haben, und auch in Europa ist er augenscheinlich wieder im starken Vorrücken begriffen.

Da man es nun bei dieser zweiten Hauptart großstädtischen Aberglaubens recht eigentlich mit einer Form der Gläubigkeit zu tun hat, die trotz ihrer Vorliebe für äußerlich wissenschaftliche Drapierung doch im tiefsten Grund auf einer Irreführung des unausrottbaren religiösen Seelenbedürfnisses beruht, muß bei der Abwehr mit der ernstwissenschaftlichen Aufklärungsarbeit unbedingt die eigentlich fürsorgende und vorbeugende Seelsorgarbeit Hand in Hand gehen. Und es ist daher aufs Dankbarste zu begrüßen und bereits auch durch entsprechenden Erfolg gelohnt worden, daß der katholische Moraltheologe Franz Walter zu der Kompendiensammlung ‚Seelsorgerpraxis‘ eine eigene, umfassende Zusammenstellung über ‚Aberglaube und Seelsorge, mit besonderer Berücksichtigung des Hypnotismus und Spiritismus‘ beigesteuert hat*, in der er das wissenschaftliche und praktische Material gleichermaßen allseitig berücksichtigt und zur Anwendung darbietet. In diesem auch für interessierte Laienkreise empfehlenswerten Kompendium ist jetzt ein eigenes Kapitel den besonderen Zusammenhängen gewidmet, die sich gerade zwischen ‚Aberglaube und Großstadt‘ in jüngster Zeit herausgebildet haben, während man doch früher die einfacher denkende und gemütreicher empfindende Seele des Bauernvolkes als eigentlichsten Tummelplatz des Aberglaubens anzusehen gewohnt war und die rationalistisch aufgeklärten Großstadtmenschen gegen dergleichen für gefeit hielt. Walter gibt zunächst einige tatsächliche Belege für das Vorhandensein dieser an sich so unerwarteten Erscheinung, und zwar in einem Umfang, der ‚zu ernsten Besorgnissen Anlaß gibt‘:

‚Der Aberglaube hat in der Stadt nur manchmal andre Formen als auf dem Lande: Hier gießen die Mädchen Blei, dort gehen sie zur Kartenschlägerin. Man darf nur einige Zeit der Presse, und zwar der Presse aller Parteirichtungen folgen, um daraus zu erfahren, welch eine unheimliche Dosis von widerlichstem, blödsinnigstem Aberglauben der Kultur und Intelligenz der Großstadt beigemischt ist; man darf weiter nur einige Zeit den Gerichtsverhandlungen seine Aufmerksamkeit schenken, um zu erkennen, wie häufig der Betrug sich dieses Mittels zur

* F. Schöningh, Paderborn. Geb. Mk. 2.60.

schamlosen Ausbeutung einfältiger Menschen bedient, ja wie bisweilen geradezu das Verbrechen sich mit dem Aberglauben zu schauerlichem Bunde eint. Es genügt, wenn ich an den typischen Fall erinnere, der sich vor einigen Jahren in München zutrug: Eine Frau wollte ihren Mann aus dem Wege räumen und erholte sich für ihr teuflisches Verbrechen bei einer Wahrsagerin Rat, die zum Schein auf die Absichten der Frau einging, um aus ihr Geld herauszupressen. — Man weiß ferner, daß Wahrsagerei und Kartenschlagen in den Großstädten ganz einträgliche Geschäftszweige bilden, die zwar nicht in der offiziellen Berufsstatistik geführt und auch nicht am Rentamt versteuert werden, die sich aber trotzdem eines reichen Erträgnisses und einer vornehmen und gebildeten Kundschaft rühmen können. Und um dies nebenher zu erwähnen, wie viel zertrümmertes Familienglück wird nicht dem Altar des Aberglaubens zum Opfer gebracht! Wie viel falscher Verdacht, wie viel unberechtigtes und verhängnisvolles Mißtrauen zwischen Ehegatten verdankt nicht den schmutzigen Stuben der Wahrsagerinnen sein Dasein! Wenn auch die mittelalterlichen Hexenbrände nicht mehr lodern, Hekatomben, zahllose Opfer an ehlichem, häuslichem Glück erfordert diese unheimliche Macht auch heute noch . . .

Es ist dann weiter zu erinnern an jene unheimliche Ausbreitung, welche der Spiritismus in unseren Tagen gewonnen hatte. Der Spiritismus, insbesondere soweit er sich in den Mantel einer Pseudowissenschaft hüllt, ist nicht der Aberglaube, der auf dem platten Lande, in den Bauernhäusern spukt, sondern das ist der Aberglaube, der in den vornehmen Zirkeln und eleganten Salons, innerhalb der besitzenden und intelligenten Klasse, seine pietätvolle Pflege findet, und der auch schon seine Fangarme sehr verhängnisvoll nach der akademischen Jugend ausgestreckt hat. . . . Der Spiritismus will Wissenschaft sein, er erkühnt sich, gleichsam die Potenz der Naturwissenschaft in höchster Steigerung zu sein, wie sein Apostel Du Prel uns verkündet, er will den Verkehr mit den Geistern gleichsam als etwas Naturwissenschaftliches, als ein großes Naturgesetz hinstellen, und seine Anhänger findet er fast ausnahmslos in den Schichten der Bildung und des Besitzes. . .

Es bedarf weiter nur einer kurzen Erinnerung daran, daß der monströse Schwindel des Gesundbetens gleichfalls in Amerika das Licht der Welt erblickte und in der Millionenstadt Berlin sein Unwesen derart trieb, daß vor etwa 10 Jahren ein Sturm der Entrüstung losbrach und der Kaiser einen Bericht über den Skandal einforderte. Dies waren wieder nur Leute, die zahlen konnten, die sich der Kur des Gesundbetens unterziehen konnten, die teuerer ist als der kostspieligste Kurort. Es wäre wohl auch volkswirtschaftlich ganz interessant, zu erfahren, welche Summen jährlich auf diese Weise ihre höchst unproduktive Verwendung finden.' —

Ehe man hoffen darf, dieser Fülle großstädtischen Aberglaubens abwehrend und vorbeugend Herr zu werden, ist es nötig, sich über die Wurzeln seiner Kraft ins Klare zu kommen. Demgemäß gestaltet sich zunächst Walters Hauptfrage und schließlich sein einzig erfolgverheißender Hilfsvorschlag:

‚Wie läßt es sich begreifen, daß unsere großstädtischen Metropolen einen so fetten Nährboden für den Aberglauben bieten können? Stehen wir hier vor etwas Unerklärlichem? Wie ist es möglich, daß ein Zeitalter des wirtschaftlichen und technischen Rationalismus einen Geschmack am Gespensterglauben oder am Verkehr mit den Geistern durch Tischklopfen und Medium finden sollte? Es ist wahr, das 19. Jahrhundert, das Jahrhundert, das die Großstädte aus dem Boden wachsen sah, ist das Zeitalter der Naturwissenschaften, der Maschinentechnik und auch damit

jener märchenhaften Fortschritte, jenes Glanzes und Reichtumes, die der moderne Kapitalismus in sich schließt. Aber die moderne Naturwissenschaft bedeutet auch eine Entseelung, ja eine ‚Entgottung' der Natur. Es sind nur mehr materielle Kräfte, Gesetze, mathematische Formeln, in welche das Leben der Natur aufgelöst wird. Von einem intelligenten Wirken, von einem persönlichen Gott, der die Natur schuf und sie an bestimmte Gesetze band, weiß sie nichts. Während vergangene naive Zeiten es sich nicht genügen ließen, die Natur als das Werk eines persönlichen Schöpfers und die Naturgesetze als Wirkungen seiner Allmacht zu denken, sondern auch noch die einzelnen Elemente beseelt oder von Geistern bevölkert dachten, ja selbst die Gestirne als Sitz bestimmter Geister sich vorstellten, hat die moderne Naturwissenschaft das ganze Walten und Weben der Natur in chemische und physikalische Prozesse aufgelöst. Da ist natürlich kein Platz mehr für Nixen und Kobolde, Heinzelmännchen und Zwerge, mit denen die Phantasie unserer Ahnen Wald und Quell, Berg und Hain ausgestattet hatte, ja noch mehr, der Weltenbaumeister selbst, der ewige Gott, mußte der neuen ‚naturwissenschaftlichen Weltanschauung' weichen, die Natur wurde ‚entgöttert' und im Sinne der ganzen Zeit als ein großartiger Mechanismus, als eine Maschine im großen Stil gedacht. . . .

Es fragt sich nur, ob damit sich der Mensch dauernd beruhigt. Und nach Ausweis aller Erfahrung lautet die Antwort: Nein! Mit dieser überaus nüchternen, mechanischen Weltbetrachtung wird das tiefste Verlangen des Menschengeistes keineswegs gestillt, er verlangt Aufschluß über Fragen, die ihm die Naturwissenschaft nicht löst; der kalte, nüchterne Rationalismus, der ihm einen Einblick in das Universum wie in einen ungeheuren Fabrikraum tun läßt, stößt ihn ab; was er ahnt und sucht, ist eine Welt des Jenseits, und nach dem Gesetz der psychischen Kontrastwirkungen wirft er sich, abgestoßen von einer so seelen-, gemütslosen Weltbetrachtung, dem Aberglauben, der das Verlangen nach dem Geheimnisvollen zu stillen vorgibt, in die Arme. Dieser psychologisch wohlbegreifliche Wechsel wird dann durch zwei schon erwähnte Umstände gefördert: einmal dadurch, daß der Durchschnitt der Großstädter dem Christentum zumeist entfremdet ist, und andererseits dadurch, daß der Aberglaube, insbesondere der Spiritismus, als Wissenschaft sich auszugeben weiß und hervorragende Männer der Forschung zu der Seinigen zählt, wodurch er eine werbende Kraft unter den gebildeten Kreisen entfaltet. Auch die Ansteckung spielt hier eine große Rolle.

Dann aber ist noch eines weiteren Umstandes zu gedenken. Die Hast des modernen Erwerbslebens hat die Nervosität zur Zeitkrankheit und die Ruhelosigkeit zur Signatur der Gegenwart gemacht. Unsere Nerven sind abgespannt, wir sind von Eindrücken übersättigt, wir sehnen uns fortwährend nach neuen Reizen, die unsere müden Nerven wieder etwas stimulieren sollen. Ein krankhaftes Bedürfnis nach Abwechslung hat uns befallen. Die Moden, Stilarten und literarischen Richtungen jagen und verdrängen einander, das Pikante, das Prikelnde, das Sensationelle, das, was uns in Wonne oder Furcht erschaudern läßt, weiß unseren müden Nerven allein noch Spannkraft zu geben. Und diesem Abwechslungsbedürfnis entnervter, abgehetzter Menschen weiß nun der Aberglaube außerordentlich zu schmeicheln; er weiß Reize auszulösen, Stimmungen hervorzurufen, die dem Geschmack unserer Hyperkultur zusagen. Und wie in der Kunst auf den Naturalismus eine Periode der Romantik mit innerer Notwendigkeit folgt, so flüchtet der Mensch der Großstadt aus der Öde, aus dem Mechanismus des Geschäftslebens, wo alles so furchtbar klar, so berechnet und ausgezirkelt ist, in das dämmernde, mystische Ge-

biet des Aberglaubens hinein. In das Milieu des vornehmen großstädtischen Lebens wird dadurch etwas wie ein magisches Fluidum hineingebracht, das reizend, prickelnd, faszinierend auf müde Nerven wirkt. Gerade weil wir in einer Periode nervöser Reizbarkeit leben, ist der Aberglaube zu einem Ingredienz einer raffinierten Kultur geworden. Er ist eine der Schattenseiten, wie sie dem Lichte unseres großstädtischen Lebens mit psychologischer Notwendigkeit folgen. . . .

Es fragt sich, wird unsere moderne Kultur imstande sein, die Giftstoffe auszuscheiden, wird sie darüber siegen? Daß keine Kultur aus sich heraus allein imstande ist, des Aberglaubens Herr zu werden, das zeigt uns die Geschichte. An die glanzvollen Kulturen des Altertums wie an die Hyperkultur der Neuzeit heftet sich der Aberglaube wie ein düsterer Schatten. Keine Naturwissenschaft, die nicht die letzten Rätsel des Menschenlebens in einer den Geist wahrhaft beruhigenden Weise zu lösen versteht, ist imstande, den Aberglauben völlig zu meistern. Es ist gerade, als ob die Natur, wenn ihr der Menschengeist ein Geheimnis abgerungen hat, sich dafür um so tiefer in dichte Schleier hüllen will.

Eine Macht nur ist's, die diese dunklen Mächte bannt, das Kreuz, das Siegeszeichen der Erlösung, das Symbol christlicher Wahrheit.'

Gerade in der siegreichen Überwindung des modernen Großstadtaberglaubens, wie einstens in der Ausschaltung aller Entartungsreligionen der ausgehenden Antike, wird der christliche Glaube von neuem seine Einzigartigkeit und Unersetzlichkeit erweisen. Denn er allein gibt zu diesem schweren, hemmnisreichen Kampfe die beharrende Kraft; wo er aber geschwunden ist, da bekundet sich schon durch die unsäglichen Verirrungen, denen der menschliche Geist alsbald verfällt, wie wenig gerade die höchste Kultur seines heilenden und helfenden Lichtes entbehren kann. E.

Der Staat und die Frauen

Von zwei verschiedenen Standpunkten aus ist in diesen Heften an die Betrachtung dieser Frage bis jetzt herangetreten worden. In einer Studie ‚Staat und Frau' (Maiheft 1911) sprach sich Elisabeth Gnauck-Kühne für die Erteilung des Stimmrechts an die Frauen vom natur- und verfassungsrechtlichen Gesichtspunkt aus und begründete die Forderung aus Gerechtigkeitserwägungen. In einem Aufsatz ‚Frauenstimmrecht', den sie als ‚Erwägungen' zu der vorgenannten Studie bezeichnete, vertrat sodann Bernarda von Nell die Auffassung, daß, da den Männern ein natürlicher höherer Wert als den Frauen zukomme, die gedachte Forderung sich nicht auf Grund der Gleichberechtigung durchsetzen lasse. Nichtsdestoweniger findet sie es billig, daß der Staat ‚auf dem Wege der Normierung des Wahlrechts auf eine an sich richtigere und dem Wohle des Ganzen dienlichere Stellung der Frauen im Gesamtorganismus' hinwirke. Zu diesem Zweck macht sie den Vorschlag, einer jeden verheirateten Frau eine Wahlstimme zu geben, die sie bei der Ehe ihrem Manne zubringe, über die jedoch dieser allein frei verfüge. Man

muß diese Ausführungen an Ort und Stelle nachlesen, um sie richtig zu verstehen und zu würdigen. Zu diesen gegensätzlichen Anschauungen nahm schließlich ein dritter kleinerer Artikel (Noch einige Gedanken zur Frage des Frauenstimmrechts von Marguerite Hellin, Dezemberheft 1911) nachprüfend Stellung, indem er, die entgegengesetzten Standpunkte als prinzipiell-theoretisch einerseits und als rein opportunistisch andererseits charakterisierend, sich in der Hauptsache für den ersteren und seine Konsequenzen erklärte.

In beiden Hauptartikeln ist die folgerichtige Durchführung der Prämissen (hier natürliche und sittliche Gleichberechtigung — dort natürliche Ungleichheit zwischen Mann und Weib) mit Scharfsinn vollzogen, aber nachdem die Verhältnisse im Deutschen Reich gegenwärtig so liegen, daß die Aussichten auf eine baldige Gewährung des Stimmrechts an die Frauen nur sehr gering sind, braucht meines Erachtens die prinzipielle Entscheidung — so grundlegend wichtig sie auch sein mag — doch nicht die Diskussion über den Einfluß der Frauen auf die Gesetzgebung und die damit zusammenhängenden praktischen Ausführungsbestimmungen vollständig zu beherrschen. Man kann beispielsweise durchaus der prinzipiellen Auffassung von E. Gnauck-Kühne zuneigen und deshalb doch den praktischen Vorschlägen, wie den Frauen im Staatsleben gebührender Einfluß zu gewähren sei, großes Interesse entgegenbringen und wirkliche Bedeutung beimessen. Dies ist dann auch durchaus das Verhältnis, in dem wir zu den geistvollen Ausführungen Bernarda von Nells stehen, die gerade nach ihrer praktischen Seite sich immerhin als eine Annäherung an jenen vielleicht künftigen Zustand betrachten lassen, der für E. Gnauck-Kühne ein Postulat der Gerechtigkeit ist.

In dieser Beziehung sind nun mehr noch als die Vorschläge in dem Artikel ‚Frauenstimmrecht' neue oder vielmehr spezielle Vorschläge beachtenswert, welche Bernarda von Nell soeben im Februarheft der ‚Preußischen Jahrbücher' unter dem Titel ‚P r e u ß e n u n d d i e p r e u ß i s c h e n F r a u e n' im Hinblick auf die bevorstehende Wahlreform in Preußen der öffentlichen Meinung unterbreitet. Sie meint, es sei an der Zeit, daß Preußen, ohne Leidenschaft zwar, aber mit eindringendem Ernst die Frage prüfe, welche Stellung die Frauen in seinem politischen Leben einnehmen sollen. Preußen vor allem, das in Deutschland die Führung gewonnen habe, nicht sowohl durch Kräfte rein politischer Art, sondern durch sein staatlich-kulturelles Wirken, das heiße durch Tradition, Festigkeit, Besonnenheit, möge ein orientierendes Beispiel geben, indem es bessere Lösungsmöglichkeiten auffinde und ins Werk setze, ‚als jene e i n e, scheinbar ausschließliche, in welche bisher — für oder gegen Stellung nehmend — allüberall die Geister sich verrannt haben!'

Bloße A b w e h r jenes speziellen Anspruchs der Frauenrechtlerinnen sei keine Stellungnahme, welche der Bedeutung der Gesamtfrage, ob und wie Frauen zu staatlichen Aufgaben herangezogen werden sollten, entspräche. An der Befähigung der Frauen für staatliche Aufgaben sei aber auch für den Gegner des politischen Wahlrechts der Frauen ein Zweifel nicht mehr berechtigt.

,Schon lange haben Frauen in der Öffentlichkeit den Beweis geliefert, daß sie für soziale Aufgaben Verständnis besitzen und klaren, praktischen Blick. Daß Frauen von Erziehung etwas verstehen, dürfen wir doch wohl hoffen; sonst wäre es um das ganze Menschengeschlecht gar übel bestellt! Von der Wirkung indirekter Steuern auf den Privathaushalt geben Frauen sich durchschnittlich besser Rechenschaft als Männer, weil ja Haushaltführen eine ihrer Hauptaufgaben ist; während andererseits Männer im allgemeinen sehr viel besser orientiert sind über deren Wirkung auf die Entwicklung der einzelnen Gewerbe, auf Import und Export. Viel genauer als Männer wissen Frauen, wo diejenige Grenze liegt, an welcher direkte Steuern aufhören, bloß ein Opfer an Lebensannehmlichkeit zu fordern, wo sie beginnen, die Befriedigung der notwendigsten Lebenserfordernisse selbst zu gefährden (es pflegt ja die Verwaltung kleiner Einkommen in Frauenhand zu liegen, während diejenige großer Einkommen in Männerhand ruht); Männer aber wiederum beurteilen zuverlässiger, unter welche Grenze die Steueranforderungen des Staates nicht herabgehen dürfen. Frauen sind im allgemeinen kompetenter zur Beurteilung der Frage, welches die untersten, an die Wohnung auch der Leute mit kleinsten Einnahmen noch notwendig, aus gesundheitlichen, sittlichen, erziehlichen Gründen, aus Gründen der Reinlichkeit und Ordnung zu stellenden Ansprüche sind; Männer kennen der Regel nach besser die Förderungsmittel und die Hinderungen, welche der Befriedigung dieser Ansprüche günstig sind, oder sich entgegenstellen.'

Wie aber ist es möglich, daß Frauen gehört werden können, ohne daß sie deshalb ein Recht auch zu beschließen gewinnen? fragt Bernarda von Nell und gibt folgende Antwort:

,Es würde sich darum handeln, daß sowohl die Ministerialinstanz, wie das Parlament und die Kommissionen in denjenigen Angelegenheiten, welche Familie, Kindererziehung, sowie die eigenen persönlichen Interessen der Frauenwelt nahe berühren, Frauenverbände zu Gutachten aufforderten. Nicht nur würden auf diese Weise, trotz Nichterteilung des Stimmrechts, Frauenkenntnisse und Frauenerfahrung für staatliche Zwecke nutzbar gemacht; es könnte sogar von dieser Form der weiblichen Betätigung in einem sehr wichtigen Punkte eine Wirkung ausgehen, welche derjenigen, die wir vom Frauenstimmrecht zu erwarten hätten, nahezu entgegengesetzt wäre.'

Parteipolitische Frauenvereinigungen müßten natürlich ausgeschlossen bleiben, denn es komme ja gerade darauf an, das sachliche Moment über das parteitaktische zu stellen und damit die Kluft zwischen den Parteien zu überbrücken.

,Im Gegensatz zu dem Ideal der Frauenrechtlerinnen ist mir stets als eine ganz besonders wertvolle Seite des Nichtbeteiligtseins der gesamten weiblichen Bevölkerung an den Wahlen gerade der Umstand erschienen, daß hierdurch auch einer immerhin ganz ansehnlichen Zahl politisch klar und reif denkender und an den staatlichen Zielen und Aufgaben interessierter Menschen das Recht und die Möglichkeit erhalten bleibt, sich einen Beurteilungsstandpunkt außerhalb des Strudels zu wahren. Beschritte nun die Wahlgesetzgebung den soeben von mir in Vorschlag gebrachten Weg, so würden wir noch wertvolleres als dies gewinnen: wir würden von Staats wegen angeforderte und abgegebene Meinungsäußerungen von solchen erhalten, die nicht durch ein Parteimandat gebunden sind.'

Das sei aber hauptsächlich bei denjenigen Frauenverbänden der Fall,

die sich sozialen Einzelaufgaben widmeten. Da aber auch hier je nach der Gegend eine gewisse politische Färbung nicht auszuschließen sei, so habe man dafür zu sorgen, daß die Wahl der Vereine nicht einseitig erfolgen könne, sondern daß möglichst viele und verschiedene gehört würden.

‚Ist dann aber erst einmal die Sache praktisch in Fluß gekommen, hat sich die Brauchbarkeit weiblicher Gutachten erwiesen, dann — scheint es mir — würde auch der Blick darauf zu richten sein, daß wir durch ganz Preußen hin bereits eine Organisation weiblicher Kräfte besitzen, die sehr wohl ausbaufähig in dem Sinne wäre, daß sie Trägerin dieser Aufgabe zu werden vermöchte. Ich meine die Schöpfung der Kaiserin Augusta, den in Kriegszeiten so trefflich bewährten, in der Friedenszeit mancherorts mit recht kräftiger Initiative neue Aufgaben ergreifenden, an anderen Orten wieder ziemlich ziel- und planlos dahinlebenden „Vaterländischen Frauenverein“. Auch das noch wäre ein großer Vorteil, daß ihm verwandte und verbundene Organisationen in den Bundesstaaten bestehen, die durch das ganze Reich hin zusammengefaßt sind als „Landesfrauenvereine vom Roten Kreuz“. Weil die sozialen Maßnahmen zum großen Teil Aufgaben der Reichsgesetzgebung sind, würden wir gerne hier die Hoffnung aufleuchten sehen, daß, jenem von Preußen zu gebenden Beispiele folgend, in nicht ferner Zukunft auch das Reich in solchen Angelegenheiten Frauen gutachtlich hören würde.‘

Die Verfasserin macht kein Hehl daraus, daß ihr Vorschlag geradezu darauf abzielt, der Stimmrechtsbewegung zugunsten der Frauen in Deutschland Einhalt zu tun. Deshalb dürfe mit der Heranziehung der Frauen zu staatlichen Aufgaben in einer ihrem Vorschlag entsprechenden Form nicht länger mehr gezögert werden. Denn wenn erst einmal die in lebhafter Entwicklung begriffenen Frauen-Agitationsvereinigungen der übrigen Parteien in ähnlichem Maße wie die der Sozialdemokratie zu stärkerer Entwicklung gelangt seien, so komme hier dieser Gegeneinfluß zu spät.

Nach unserer Überzeugung ist auch heute schon der Bewegung mit dem vorgeschlagenen Mittel nicht mehr zu begegnen. Aber es kann immerhin das Gute haben, sie vor einem sich überstürzenden Tempo zu bewahren. Die Anregung unserer geschätzten Mitarbeiterin ist daher selbst von den Anhängern des Frauenstimmrechts keineswegs gering anzuschlagen und wir können nur wünschen, daß sie bei der preußischen Regierung auf fruchtbaren Boden falle.

Für die prinzipielle Lösung der Frage, ob Wahlbeteiligung der Frauen zu fordern sei oder nicht, haben derartige praktische Lösungsversuche keine entscheidende Kraft. Eine Lösung ist für die meisten überhaupt nicht von einem durch intellektuelle Operationen gewonnenen Boden aus zu finden. Mögen bei einer endgültigen Stellungnahme noch soviele verstandesmäßige Erwägungen mitsprechen, den Ausschlag werden doch immer der angeborene Charakter und das Temperament geben. Wer einmal diese Erkenntnis gewonnen hat, wird im Streit der Meinungen nie seine Ruhe verlieren. England ist nicht mehr weit davon, das Experiment zu machen. Warten wir ruhig die Wirkungen ab, indem wir dem weiblichen Einfluß auf unsere Gesetzgebung zunächst soviel Raum gewähren, als unsere Verhältnisse gestatten. M.

Rundschau

Philosophie

Der Vorkämpfer des Neukantianismus in Deutschland, dessen geistige Wirksamkeit seinen kürzlichen Tod noch lange überdauern wird, Otto Liebmann, hat sicherlich eine andere Art der Kantnachfolge im Auge gehabt, als wir heute so vielfach in Blüte sehen. Der Mahnruf, den er bereits 1865 in seinem Werke über ‚Kant und die Epigonen' erhob: ‚Es muß auf Kant zurückgegangen werden', war nicht — wie bei vielen andern zeitgenössischen Kantprotestanten — gegen den religiösen, sondern gegen den philosophischen Dogmatismus vermeint, richtete sich gegen die hegelianische oder schopenhauersche oder materialistische ‚Orthodoxie' jener Zeiten, und wollte sie darum ganz gewiß nicht durch eine Kantorthodoxie oder gar Kantphilologie ersetzen. Jede Art unfruchtbaren Nachbetertums lag Liebmanns ebenso allseitig beweglichem als empfänglichem Geiste gänzlich fern. Und darum verwahrt er sich auch in seinem Hauptwerk ‚Zur Analysis der Wirklichkeit' (1875), das in zahlreiche Grundprobleme der Philosophie höchst verständnisfördernd einführt*, nachdrücklich dagegen, daß er sich der Autorität Kants irgendwie gefangen gebe. Er stellt sein Werk ausdrücklich ‚außerhalb der Kantischen Autoritätssphäre' (S. 232) und bestimmt ein andermal sein Verhältnis zur Kantschen Erkenntniskritik und ihrem ‚tiefen Wahrheitsgehalt' dahin: ‚Mag sein, daß Kant über das „Was" des Apriori zum guten Teil irrt, mit dem „Ob" und dem „Daß" des Apriori befindet er sich im Recht.' Liebmann kam es vor allem darauf an, in der Fülle menschlicher Erkenntnis deren Bedingtheiten durch die Organisation des menschlichen Geistes nachzuweisen, und er beruft sich dabei, im Sinne freier Übereinstimmung, gerne auch auf alle jene Denker früherer Zeiten, die zwar unter anderem Namen, wie ‚angeborene Ideen', ‚notwendige Wahrheiten', in der Sache doch das Gleiche schon erkannten. Platon und Aristoteles, Leibniz und Newton sind ihm Kants ‚große Lehrer und Vorbilder'. Und wenn er in diesen Harmonisierungen auch sicher zu weit geht, wenn er auch seinen Kant sicher zu sehr platonisiert, so ist dies Verfahren doch immer noch sympathischer und von positiveren Ergebnissen gelohnt als der Versuch manches anderen Neukantianers, in Platon nur noch einen verfrühten Kant zu sehen.

Positive Früchte erntet Liebmanns Geist namentlich da, wo er die Grundfragen der Einzelwissenschaften durchdenkt und dabei überall die Grenzlinien zwischen Wissen und Nichtwissen, die abgestuften Wahrscheinlichkeitsgrade der einzelnen Theorien und Hypothesen prüft, deren Geltungsmöglichkeiten er in seiner Schrift ‚Die Klimax der Theorien' (1884) noch einer besonderen wissenschaftstheoretischen Prüfung und Klassifikation unterzog. Gerade das reiche mathematische und naturwissenschaftliche Wissen Liebmanns macht ihn zu einem besonders schlagfertigen Gegner aller materialistischen Leichtfertigkeiten. In der ‚Analysis der Wirklichkeit' wie in den ergänzenden Bänden seiner ‚Gedanken und Tatsachen' (1882—1904) betont er mit besonderem Nachdruck die Unentbehrlichkeit und das Geltungsrecht der teleologischen Weltansicht, und seine Zugeständnisse an den Aristotelismus gehen im letztgenannten Werke (Bd. I, S. 17) so weit, daß er schreibt:

‚Die ganze moderne Naturauffassung ist ohne Rest, ohne gewaltsame Interpretation oder gekünstelte Umdeutung in den begrifflichen Rahmen der aristotelischen Metaphysik aufnehmbar.'

Viel weitere positive metaphysische An-

* 4. Aufl. Straßburg 1911, Trübner. Broschiert M. 12.—. Vgl. auch die Charakteristik im letzten Novemberheft dieser Zeitschrift S. 243.

nahmen darf man freilich bei Liebmann, trotz mancher Ansätze zu einer ‚kritischen Metaphysik', nicht erwarten. Daran hindert ihn immer wieder jener feine Skeptizismus, der zu den Wesensanlagen seines Geistes gehörend, auf Kants kritische Bedenken sich doch schließlich zurückzieht. Aber selbst der philosophische Skeptizismus gewinnt bei ihm eine Art positiver Güte, entbehrt jenes leisen Untertons von Frivolität, der ihm sonst so gerne gesellt wird. Nirgends mangelt Liebmanns Gedankengängen, auch wo sie auf tiefere Erkenntnis resignieren, die höchste intellektuelle Gewissenhaftigkeit, jener ‚philosophische Eros', der stets in seinem Gegenstande lebt und niemals nur sich selbst bespiegelt. Liebmann hat darum ein gutes Recht, bereits in seinem Erstlingswerk (Kapitel 5) und dann in seinen Hauptschriften die unklare Scheintiefe so vieler Kantepigonen, und besonders Schopenhauers, mit allem Nachdruck abzulehnen. In letzterem anerkennt er (Analysis, S. 248) nur ‚einen Schriftsteller erster und Philosophen zweiter Qualität'. Er hat sich selbst gewiß noch bescheidener eingeschätzt. Aber dies ohne Grund. Denn selbst wenn von Liebmanns Philosophemen nichts aufrecht bliebe, verdiente er es, schon allein wegen der seltenen Klarheit und Schönheit seiner Schreibweise, als Vorbild philosophischen Schrifttums fortzuleben. Dr. Max Ettlinger.

Naturwissenschaft

Fortschritte der Strahlentechnik.

Der ruhende menschliche Körper, den die Röntgenologen mit den X-Strahlen untersuchen, ist nicht ‚ruhig'. Zwar mag — wie bei manchem ärztlichen Tun auch sonsthin — eine äußere Ruhe dem Patienten aufgezwungen werden. Wer je eine Röntgenaufnahme, einen operativen Eingriff durchmachte, erinnert sich mit einigem Mißbehagen daran, daß seine Glieder mit allerlei Befestigungsmitteln an der willkürlichen und unwillkürlichen Bewegung gehindert wurden.

Trotzdem ist der Körper nicht ruhig und es hat sich herausgestellt, daß seine Unruhe sehr störend für das Ergebnis ist. Denn seit der Ära der X-Strahlen hat sich die Methodik der Untersuchung gewaltig erweitert. Nicht nur der äußere Mensch ist ihr Objekt — seine inneren Organe, sein Herz, seine Lunge, sein Magen, sein Darm sind der unmittelbaren Darstellung im Leben zugänglich geworden. Dabei aber stellte es sich heraus, daß die Bilder der inneren Organe nicht oder nur selten ganz deutlich erschienen, sie waren vielmehr verwischt, unscharf. Und das ist eigentlich selbstverständlich. Etwa fünfundsiebenzigmal in der Minute pulsiert das Herz, indem es sich zusammenzieht und erweitert; also in jeder Sekunde wogt es etwas mehr als einmal auf und ab. Diese Woge durchläuft mit dem Blutstrom den ganzen menschlichen Körper. An ihrem Auf und Nieder nehmen teil die elastischen Wände der Blutgefäße, wir nehmen den ‚Puls' wahr, aber der Stoß pflanzt sich auch fort durch alle jene Organe, die nicht sehr starr mit dem knöchernen Gerüste verbunden sind. Die Lunge insbesondere nimmt in ihrer Peripherie an dem Stoße teil. Diese aber ist ihrerseits in Bewegung, zwar nicht in einer so raschen und vom Willen so unabhängigen wie das Herz, aber in einer sehr kräftigen, die sich auch nur für kurze Zeit und unvollkommen einhalten läßt. Ähnlich wie mit der Atmung steht es mit der Verdauung. Der Magen zum Teil und der Darm machen eine rhythmische Bewegung, die ‚Peristaltik', durch die der Inhalt unter Ausnutzung seines Nährwertes vom Magenpförtner aus weitergeschoben und dem Ausgange zugeführt wird. Diese letzte Bewegung ist viel langsamer als die anderen — aber auch sie macht sich im Bilde geltend.

Nun sind es gerade die höchsten Aufgaben der Röntgenuntersuchung in der inneren Medizin, die sich die Erkennung der inneren Verhältnisse zum Gegenstande machen. Das Herz und die großen Adern, die Lunge mit ihren Zusammenhängen mit dem Bronchialbaume und die begleitenden Gefäßschatten, die einzelnen Phasen des Herzschlages, die Größe und Aktivität der Vorhöfe, tuberkulöse Herde in der Lunge oder andere Schädigungen, die das Lungenbild ver-

ändern, die einzelnen Stellungen des Darmes bei der Verdauung, Verengungen im Darmkanal — dies und viel anderes sind Probleme, die mit dem Röntgenverfahren um so besser gelöst werden können, je weniger die Bewegung der Organe das Bild beeinträchtigt.

Es gibt außer diesen Fragen noch eine Menge anderer, die erst gelöst werden können, wenn es gelingt, den Körper wirklich in vollkommener ‚Ruhe', d. h. unter Ausschaltung aller dieser Bewegungen aufzunehmen, so z. B. das einzelne Stadium des Schlingaktes, die Stellung der Organe beim Husten, Sprechen, Krampf. Dies alles zu untersuchen, bedeutet eine große Bereicherung des medizinischen Könnens und hängt davon ab, daß es glückt, die periodischen Organbewegungen auszuschalten.

Mit dem Gedanken, ob es wohl möglich sei, solche Untersuchungen zu machen, befaßte sich zuerst ein holländischer Forscher, namens Eijkman. Auf sehr geistreiche Weise brachte er es schon vor Jahren fertig, Phasenbilder des menschlichen Schlingaktes mit X-Strahlen zu machen und zu zeigen, daß er ganz anders verläuft, als man bis dahin geglaubt hatte. Vor wenigen Jahren kam aber die Technik erst so weit, daß man nun in vielen größeren Spitälern beginnt, die Röntgenaufnahmen mit einem Verfahren zu machen, bei dem die Bewegungen des Herzens, der Lunge und der Verdauung keine Rolle mehr spielen.

Der Weg, den die Technik zu diesem Zweck genommen hat, ist durch folgende Überlegung vorgezeichnet: Alle Bewegungen sind etwas Relatives, denn sie vollziehen sich in bezug auf ihre Umgebung und in einer gegebenen Zeit. Nehmen wir das Zeitmaß sehr groß, dann fallen zahlreiche Einzelbewegungen in dieses Zeitmaß und wir nennen die Bewegung rasch. Nehmen wir das Zeitmaß sehr klein, so ist die in ihm vollführte Bewegung verschwindend, weil sie zu langsam für dieses Zeitmaß ist. Es handelt sich also nur darum, die Röntgenaufnahme in einem genügend kurzen Zeitmaße zu machen, während dessen Herz, Atmung und Peristaltik praktisch stillstehen.

Die Lösung brachte das sogenannte Blitzverfahren oder Einzelschlagverfahren in der Röntgenaufnahme, die mit Apparaten der Veifa-Werke Frankfurt möglich geworden sind. Bis jetzt machte man eine Röntgenaufnahme in der Weise, daß einige Zeit hindurch die Strahlung durch den Körper hindurch zu photographischen Platten drang und so nach einigen Sekunden, früher sogar einigen Minuten, allmählich die Schwärzung der Platte herbeigeführt wurde, die das Bild ausmacht. Nunmehr wird ein einziger sehr wuchtiger elektrischer Schlag während der Dauer von etwa einer Hundertstelsekunde durch die Röntgenröhre hindurch geleitet und dadurch eine so außerordentlich kräftige X-Strahlung erzeugt, daß sie hinreicht, auf der Platte den gleichen Bildeindruck zu machen, der vorher durch andauernde Belichtung zustande kam. Natürlich kann dadurch der Patient ohne äußere Fixierungsmaßnahmen stehen oder liegen. Denn der Vorgang ist zu schnell, als daß eine Bewegung des Objektes dabei störend in Frage käme. Die technische Lösung des Problemes ist so einfach nicht zu erklären, wie die Aufgabenstellung. Im wesentlichen kommt sie darauf hinaus, einen sehr starken elektrischen Stromfluß mit großer Geschwindigkeit zu unterbrechen. In dem Moment der Unterbrechung nämlich entsteht in der eigenartigen, bei der Röntgenaufnahme verwendeten Apparatur ein neuer Stromstoß, der das Bild hervorbringt. Die Wucht dieses letzteren, bildgebenden Stromstoßes hängt gerade von der Geschwindigkeit der Unterbrechung des ersten ab. Die beiden, bis jetzt gefundenen Lösungen, die beide vom Verfasser stammen, benutzen bekannte Vorgänge. Die erste Lösung zerriß mit einem überaus rasch bewegten Stift den Stromweg; die zweite, bessere und allgemein angewendete, macht das mit Hilfe einer kleinen elektrischen Explosion, von der man natürlich bei dem Betriebe des Apparates nach außen hin nichts bemerkt.

Auf den Bildern erscheinen die Konturen nunmehr so scharf und deutlich, wie man sie früher nur bei den Röntgenaufnahmen

von Leichen gesehen hat. In der Lungenzeichnung, der Zeichnung der Blutgefäße, treten eine Menge feiner Details hervor, die man früher selten oder gar nie gesehen hat. Dabei fallen alle Belästigungen von dem Kranken fort. Er braucht nicht mehr minutenlang unter der Last von Sandsäcken oder andern Fixierungsmitteln in unbequemen, oft schmerzenden Stellungen zu verharren. Die Arbeitserleichterung für Arzt und Assistenz ist erheblich. Die Gefahr, die für den Patienten fast nie, für den Arzt dagegen stets besteht, durch allzu langes Verweilen in der Röntgenstrahlung seinen Organismus zu schädigen, ist bei der kurzen Lichtschlagdauer auf ein Minimum reduziert. Den Kindern, die ja schwer an das Ruhighalten während der Aufnahme sich bequemen wollen, steht es frei, zu zappeln. Die Aufnahme der Einzelphasen der Herzbewegung gelang, und bereits auf dem Naturforscherkongreß in Salzburg konnten Eijkman und der Verfasser das kinematographische Bild des lebenden Herzens auf der Leinwand zeigen.

So erobert die Physik von Jahr zu Jahr neue Gebiete für die Medizin, nicht bloß in der Erkenntnis der Krankheit, sondern auch in ihrer Bekämpfung. Ist doch die ganze Bewegung zur therapeutischen Benutzung physikalischer Faktoren erst in unseren Tagen wiedergeboren worden. Wir lassen wieder Licht und Luft an unseren Körper, wir baden und bewegen uns, wir schätzen die klimatischen Verhältnisse und die heilkräftigen Wässer. Die Radioaktivität der meisten unserer Heilquellen führte auf Gedankengänge, die neuerdings wieder fruchtbar zu werden scheinen. Denn auch die uns umgebende Luft ist mehr oder weniger radioaktiv und die Wirkung dieser Radioaktivität ist eine Zersetzung von Luftteilchen, eine Ionisation. Die Bedeutung der dabei gebildeten Ionen wurde bald von Physikern und vom Arzt konstatiert und es wurde gefunden, daß der Gehalt der Luft an Ionen starkem Wechsel unterliegt. Mit diesem Gehalte wechselt aber auch vielfach der Zustand von solchen Kranken, deren Befinden schon von jeher als von der Witterung abhängig bekannt war. Gichtiker, Rheumatiker reagieren auf den Ionengehalt der Luft. Da man diesen Ionengehalt durch künstliche Mittel in beschränktem Raum fast beliebig verändern kann, so ergeben sich auch hieraus wieder wertvolle Fingerzeige für die Therapie.

Friedrich Dessauer.

Literatur

Dickens als Erzieher. Ob Dickens heute, da der hundertste Geburtstag (7. Februar) Anlaß zu rückblickenden Betrachtungen bot, wohl besser verstanden wird als in den Tagen seiner großen Erfolge, seiner Riesenauflagen, und seiner schier unbegrenzten Popularität? Ich glaube, man darf mit einem vollen Ja antworten. Gewiß, wir genießen diesen Erzähler des bourgeoisen England nicht mehr in der gleichen spezifischen Weise wie seine Zeitgenossen; wir fühlen uns von der Sentimentalität so vieler Szenen, von den praktisch-sozialen Tendenzen, ja sogar von dem Humor mancher Gestalten seiner Romane weder im selben Umfang noch in derselben Besonderheit des Empfindens gepackt. Indem wir das Ganze seines Werkes überblicken und zugleich befreit sind von den praktischen Interessen, die sich im einzelnen für seine Zeit damit verbanden, entgeht uns nicht mehr, daß auch hier eine Welt des Stereotypen waltet, die zuweilen an das Gekünstelte grenzt, und daß der These ab und zu ein Akzent verliehen wird, der einer innerlichen Teilnahme an dem lebendigen Drum und Dran Abbruch droht. Das alles wissen und fühlen wir deutlich — und dennoch: Dickens besitzt auch für uns Heutige unvergängliche Werte, und es ist am Ende kein Zufall, am wenigsten gar Verlegermache, wenn sich der Geschmack breiter Leserkreise wieder mit größerer Liebe dem englischen Humoristen zuwendet. Denn Dickens wird in der Tat heute auch bei uns wieder gelesen, nachdem sein Kurs jahrzehntelang, wenigstens in gewissen literarisch-modischen Kreisen, tief gesunken war. Das hing wohl damit zusammen, daß man ihn nicht zu lesen verstand. Wie bei seinen englischen Zeitge-

nossen hatte man sich auch bei uns lange, allzulange an die romanhafte Geschichte bei ihm gehalten. Sie galt uns als die Hauptsache, um die gewisse seltsame Gestalten und ihre Schicksale episodenhaft herumgegliedert sind, gleichsam scherzhafte Intermezzos und Ruhepausen bildend für die große Handlung, in der sich das Geschick der eigentlichen ‚Helden' vollzog. Selbst Kritiker wie Taine haben dieser Auffassung Vorschub geleistet. Man nehme nur, so meint Taine, die grotesken Figuren, welche blos zum Ausfüllen und zur Aufheiterung des Lesers da sind, aus den Romanen von Dickens fort, und es bleibe fast nichts mehr als die herkömmlichen Erzählergestalten mit ihren obligaten Erlebnissen und Schicksalen. Wenn man an Dickens allerdings so herantritt, ist es nicht weiter verwunderlich, daß man ihn bald fast gänzlich der Jugend überließ. Manchen Leuten schien das um so berechtigter, als bei Dickens Tod sogar ein Bischof von Winchester an dem Werk des Dichters rühmte, es sei in moralischer Hinsicht so beschaffen, daß man es jedem Kinde in die Hände geben könne.

Nun ist es ja wahr, Dickens besitzt die sehr schätzbare Kunst, das Leben mit allem Realismus zu schildern und zugleich den harmlosen Leser an den Abgründen des Lasters vorbeizuleiten, ohne daß die Phantasie den Reiz verspürt, bis zu den Quellen hinabzusteigen. Aber ist Lebenserfahrung und Reife des Geistes zum Verständnis eines großen Dichters nur dort nötig, wo das dargestellte Leben sich durch Niedrigkeit und Schlamm hindurchwindet? Mag Dickens der Jugend auch ungefährlich sein, seinem restlosen Verständnis wird sie sich selbst auf der Stufe des reiferen Alters nur ganz ausnahmsweise gewachsen zeigen, und zwar gerade dort am wenigsten, wo er heute für unsere Tage seine wirkliche Bedeutung und man darf sagen für alle Zeiten seinen unvergänglichen Wert besitzt.

Das aber gilt nicht für den Erzähler spannender und gefühlvoller Geschichten, noch für den Schilderer einer eigenartigen sozialen Umwelt; es gilt auch nicht einmal für den Humoristen im gewöhnlichen Sinn des Wortes. Wie man Dickens, den ‚Humoristen der Weltliteratur', auch heute noch auffaßt, das haben so manche Säkularwürdigungen verwunderlich dargetan. Als ob er diesen Namen wirklich bloß deshalb verdiente, weil er wie nur wenige es versteht, den Leser bei trüben Situationen lächeln zu machen und bei heiteren plötzlich die ernste Miene hervorzukehren? Gerade wir Deutschen haben nur allzuoft eine ganz einseitige Auffassung von dem Humoristen. Es hängt dies wohl damit zusammen, daß wir, von dem einzigen Fritz Reuter abgesehen, in unserer Literatur fast nur die l y r i s c h e Spezies des Humoristen kennen, als dessen Haupttypus Jean Paul gelten mag. Nun findet sich dieser lyrische Einschlag zwar auch bei Dickens; aber seine Größe, seine Einzigartigkeit unter den Neuern als Humorist verdankt er nicht sowohl der Stärke dieses lyrischen Humorismus, als vielmehr der schöpferischen Kraft des echten Epikers, Gestalten hinzustellen, in denen des Dichters humoristische Grundstimmung in eine für alle Zeiten gültige und verständliche Form zusammengeronnen ist. Dickens gehört zu den ganz wenigen schöpferischen Humoristen, die wie Cervantes, Rabelais, Molière der Menschheit das Komische in unvergänglichen Gestalten vor Augen gestellt, gleichsam radioaktive komische Substanzen geschaffen haben, die, soviel Heiterkeit und Wärme von ihnen durch die Jahrhunderte auch ausgehen mag, doch in ihrem Wesen unverändert bleiben. Da wo sie unvergänglich ist, ragt seine Kunst ins Objektive. Wonach unsere Gegenwartsdichtung so heiß ringt, hier ist es dem Genius wieder einmal gelungen, wenn auch auf dem beschränkten Gebiete der komischen Muse, typisierend, allgemeingültig zu schaffen. Chesterton spricht geradezu von einer mythologischen Bildnerkraft dieses Erzählers. Gestalten wie das Ehepaar Micawber, Sam Weller, Pickwick, Wemmick u. v. a. sind unzerstörbar, unabhängig von der Zeit und dem Wandel der Sitten und Gebräuche. Sie verlieren so wenig ihre Bedeutung, ihren Sinn wie Gargantua, Panurg, Sancho Panza, Tartuffe oder Mephisto. Zu dieser künstlerischen Tat kommt ein Um-

stand hinzu, der es in besonderer Weise rechtfertigt, von Dickens als einem Erzieher gerade für unsere Zeit zu sprechen. Die Dickensschen Grotesken offenbaren mit den Worten des Narren, eine Lebensphilosophie von so welt- und leidüberwindendem Idealismus, wie sie kaum überzeugender von den großen philosophischen Denkern verkündet wurde. Wenn wir dem philosophischen Kopf die Erkenntnisse verdanken, daß alles wahre Glück des Menschen nicht im Besitz, sondern in der Hoffnung und im Gefühl seiner Kräfte besteht, daß nicht die Dinge den Menschen plagen, sondern seine Meinung von den Dingen, daß nicht die Armut das größte Leid bewirkt, sondern die Begierde, daß nicht die eingeschränkte Lage, sondern der eingeschränkte Blick die Menschen kleinlich macht, so gibt uns Dickens für diese und ähnliche Lehren ebensoviele Gestalten, deren Schicksale mit unbezwinglicher Komik in den verschiedensten Lagen dasselbe lehren, indem sie uns zugleich zu lachenden Philosophen machen. Das gute Lachen war aber von jeher eine bessere Schule der Tugend und des wirklichen, schöpferischen Lebensernstes, als das sich verbohrende Grübeln und finstere Denken. Alles wirkungskräftige Denken vollzieht sich überhaupt nur im Sonnenlicht der wahren Seelenheiterkeit.

Es ist merkwürdig, wie gerade in unsern Tagen das Verständnis für die eigenartige Bedeutung von Dickens' komischer Gestaltenwelt aufleuchtet. In England ist es Chesterton, der ihm durch zwei paradox-geistreiche Bücher ‚Charles Dickens' (London 1906) und ‚Appreciations and criticismes of the works of Charles Dickens' (London 1911) Bahn bricht. In Frankreich hat bereits Brunetière darauf verwiesen und gibt neuerdings Henri Bremond in der Studie ‚Le triomphe de Dickens' (Correspondant, 25. Jan. 1912) einen wertvollen Beitrag.

Die Interpretation Chestertons verdiente eine umfassendere Würdigung, als sie hier im Rahmen dieser kurzen Betrachtung möglich ist. Eine kleine Probe seiner Auffassung der Micawbergestalt mag an ihre Stelle treten: ‚Die Bedeutung dieser Gestalt', so lesen wir bei Chesterton, ‚ist die, daß ein Mensch, sofern er nur allezeit mit dem Reichwerden rechnet, immer fast reich sein kann. Für unsere angeblichen Soziologen eine sehr beachtenswerte Lehre! Man spricht von verfehlten Existenzen. Diejenige Micawbers ist nicht verfehlt, weil sie in einer fortwährenden Krisis begriffen ist. Nur diejenigen pflegen sich über ein verfehltes Leben zu beklagen, welche die Augen auf die Vergangenheit gerichtet, bloß die zahlreichen Mißerfolge ihrer Laufbahn zählen. Micawber schaut niemals hinter sich. Morgen wird ja erst der Gerichtsvollzieher kommen. Er ist niemals der Besiegte, weil der groteske Kampf ja immer wieder von vorne anfängt. Er kann an dem Leben nicht verzweifeln, weil er viel zu sehr damit beschäftigt ist, sein Leben zu leben.'

Und zu alledem, was Dickens uns durch solche Charakterfiguren bedeutet, kommt noch ein persönliches Moment, wodurch er für unsere Gegenwart geradezu eine Mustergestalt wird. Man weiß, wie hart und traurig dieses Dichters Jugend war, wie er nicht bloß körperlich den größten Entbehrungen unterworfen war, sondern auch seelische Pein und Hungersnot gelitten hat, ohne daß ihm irgend ein Menschenfreund auch nur die Hand gereicht hätte, er selber zu werden. Alles was er ward, ist er aus sich geworden und im Gegensatz zu der Welt um ihn herum. ‚Und dieser Knabe', so sagt Chesterton mit Recht, ‚der über seiner Arbeit (er war in einer Stiefelschmierfabrik tätig) seufzend zusammenbrach, der vier- und fünfmal in der Woche Hungerqualen litt, wurde jener Mann, dem zwei Generationen von wohlhabenden Kritikern den Vorwurf gemacht haben, das Leben zu rosig angesehen zu haben.' Bremond, der von Dickens als dem Mann ausgiebiger Tränen spricht, macht zugleich eine feine Bemerkung: ‚Je mehr uns seine Tränen leichtfließend und süßlich erscheinen, um so bewußter, ernster und männlicher erscheint auch sein Optimismus.... Es gibt Leute, die mit dem Lachen schnell bei der Hand sind, nur damit sie keine Zeit

zum Weinen übrig haben; es gibt andere, die lachen, weil sie nicht weinen können. Dickens gleicht weder diesen noch jenen, weder den Ausgelassenen noch den Herzlosen, weder einem Figaro noch einem Mephistopheles. Das allgemeine Leiden — sein eigenes, wie das der anderen — schmettert ihn nieder und bringt ihn zunächst außer sich. Aber dank seinem heiteren und gläubigen Genius lacht er viel häufiger, als er weint. Er lacht, nachdem er geweint hat, weil er glaubt, daß Gott gut, unsere Welt sehr wohnlich und der Mensch, nicht wegen seiner Lächerlichkeiten, sondern in seinen Lächerlichkeiten selber, die ergötzlichste Wundererscheinung ist.' Es ist also im Grunde der christliche Vorsehungsglaube, welcher dieses dichterisch-überlegene Verhältnis zur Welt möglich macht. Was in Dickens die Menschheit entzückt, ist die Poesie des gläubigen Gemütes. -th.

Theater

Berliner Theater. Wie sehr wir aus der psychologisierenden und sozialisierenden Methode der neueren Dichtung heraus das Bedürfnis nach einer frischen Gestaltung des Lebens haben, zumal nach einer Bearbeitung von Stoffen, die uns alle unmittelbar angehen und die doch dem Zeit-Tendenziösen entrückt sind, zeigte in einiger Hinsicht der Erfolg des Dramas ‚Offiziere' von Fritz v. Unruh, einem jungen Leutnant aus dem Freundeskreise des Prinzen August Wilhelm, in einer Aufführung der ‚Kammerspiele'. Der Umstand, daß jene Stoffe, an die ich denke, und ihre entsprechende Behandlung heute so gut wie aus der neueren Dichtung verschwunden sind, zu ihrer größten Verarmung, beweist, daß es den wenigsten ins Bewußtsein bringt, worauf es eigentlich in ihrem eigenen Leben ankommt, daß sie dessen Sinn gar nicht begreifen. Wie hypnotisiert von Schlagworten, bewegen sich alle mit parasitärer Unruhe an der Oberfläche in zwei, drei Richtungslinien, mit fast idiotischer Gleichförmigkeit immer wieder dieselben Vorwürfe behandelnd, ohne auch nur zur Erkenntnis, geschweige denn zum Genuß der großen Einfachheit und ihrer Ruhe zu gelangen, die die Grundzüge jedes Daseins ausmachen. So gehört weitaus das meiste, das von Gerhart Hauptmann bis Frank Wedekind entstand, in das Reich der Kolportage, denn seine Absicht ist die Sensation: Mögen diese Dichter auch empört über solche Unterstellung sein, sie sind von dem Oberflächenstrom ihrer schillernden Zeit so mitgerissen, daß sie sich gar nicht klar darüber werden, wie sehr ihre Tätigkeit der des jüdischen Zeitungsreporters ähnelt, der heute den Unrat der Gesellschaft ans Licht zerrt und morgen die Ware dieser Dichter anpreist. Es wäre die Aufgabe der Dichtung, die Probleme des Herzens und die Schicksale einer Seele unberührt vom Alltagslärm zu erfassen und darzustellen. Nur wer dies vermag, erkennt sie ungetrübt, wird des Lebens in seinen Tiefen teilhaftig und ist in der Lage, eine jener ebenso einfachen wie seltenen Verbindungen wie einen zufällig vorüberflatternden Schmetterling einzufangen, die vor innerer Wärme leuchten und glühen gleich den sich öffnenden und schließenden Flügeldecken des Falters, und die gleichsam ein neues Licht auf den ewig alten Weg des Lebens werfen. Den Wenigsten von uns aber dringen diese Töne des eigenen Innern überhaupt noch ans Ohr, wie betäubt vom Lärm der Gasse nehmen sie nichts anderes mehr wahr als diesen.

Es hieße nun eine falsche Vorstellung vom Wert obigen Stückes erwecken, zöge man die Folgerung aus meinen Worten, es sei das reine Gegenteil der jener abgelehnten Modernen, und die Erfüllung meiner Forderung. Obgleich selbst in gewissem Sinne Milieustück, liegt sein Wert und eine nachhaltige Wirkung darin, daß mit einer heute seltenen Frische und Herzlichkeit ein Lebensausschnitt angefaßt und in flotter Handlung entwickelt ward. Über die eigentliche Begabung des Dichters, ihre Kraft nach der Tiefe hin, läßt sich dabei anläßlich dieses Stückes noch nichts Sicheres feststellen. Es ist mehr nur ein Symptom, wirkt auf uns als Beispiel, und der Autor hätte seine Fähigkeiten an weiteren Arbeiten zu bestärken. Noch weiß man nicht, wie weit seine Beobachtungsgabe sich nur auf dieses Milieu,

dem er unmittelbar angehört, erstreckt, und ob er tiefer zu sehen vermag. Auch seine Schilderung hält sich an der Oberfläche, aber sie ist wesentlich verschieden von der der Milieutiftler: nirgends verleugnet sie die herzliche, warme, volle Lebensempfindung und gibt sich dementsprechend nicht beschreibend, sondern in flotter Darstellung mit unverkennbarem Bühnengeschick. Wenn der junge Dichter noch oberflächlich ist, so ist er es nicht wie jene Modernen, die in ihren Stoffen nur Oberfläche sind und bleiben und gar keine Tiefe in ihrer zeitlichen und sachlichen Materialität haben können; er ist oberflächlich, weil er sein Thema mit der Schlichtheit des Anfängers simpel anlegte; aber die Mittel seines Vorgehens, die herzliche Gefühlsfrische der Art, wie er den Stoff angreift, weisen auch den rechten Weg. Der erste Akt führt uns in ein Offizierskasino. Mit bemerkenswerter Lebendigkeit wird uns das harmlose, vielleicht zu harmlose kameradschaftliche Leben der verschiedenen jungen Offizierstypen veranschaulicht, unter denen einer vor Tatendrang unter der Eintönigkeit des Kasernenhofdienstes leidet. Da kommt der Aufruf nach Südwest. Der ganze Kreis meldet sich als Freiwillige, und während wir sie da unten wiederfinden, sehen wir unseren jungen verkappten Helden zur gleichen Tatenlosigkeit verurteilt durch seinen bureaukratischen Obersten, der mit dem Angriff zögert; bis ihm schließlich der Geduldsfaden reißt und er auf eigene Faust losschlägt. Der Sieg ist sein, er aber stirbt, von einer Hererokugel tötlich getroffen, in den Armen seiner Braut, die ihm als Krankenpflegerin ins Lager folgte. Das Konventionelle der Dichtung, das ich in Gegensatz stelle zur Oberflächenart des Sehens der Modernen, macht sich nicht zum geringsten geltend in der Schilderung der Frauen, dieser jungen Kasinobräute, die man nicht einmal auf den ersten Blick als adelige Fräulein erkannte, sondern eher für ‚kleine Mädel‘ hielt. Am wenigsten befriedigt der unvermittelte und zu bedeutungslose Schluß. Trotz allem aber schlug ein zündender Funke in unser Herz, weil das gesprochene Wort aus dem Herzen kam, einer das Leben, wenn auch in bescheidenen Grenzen, dort gefaßt hatte, wo es noch als Ganzes pulst und nicht seine trüben fluoreszierenden Rinnsale auf Flakons gezogen. Wir fühlten uns einen Augenblick glücklich, weil uns, wenn auch von fast kindlicher Hand und nur flüchtig, ein Blick in jenes Leben freigelegt wurde, das wert ist, gelebt zu werden, weil sein Inhalt verankert liegt in den beiden sittlich treibenden und erhaltenden Polen des Daseins: der Tat und der Pflicht. Was die Aufführung angeht, so läßt sich nicht einmal sagen, daß gut gespielt wurde. Die heiteren Szenen waren zu laut, die ernsten von falschem Pathos. Es ist bezeichnend, daß das Stück von einer gewissen ‚liberalen‘ Presse abgelehnt wurde. Soviel ‚Edelmut‘ gibt es doch nicht, behaupteten diese Herren, die für den jüdischen Reserveleutnant kämpfen.

Der rheinische Dichter **Schmidtbonn**, der vor Jahren einen schönen Theatererfolg mit seinem ‚Graf von Gleichen‘ erzielte, einem Stück, das sich bis heute auf der Bühne hielt, hat sich an einen großen Stoff gewagt, indem er die Geschicke der vor Troja kämpfenden Helden dramatisierte. In seinem ‚Graf von Gleichen‘ führte er uns eigentlich nur das alte Thema von dem Manne mit zwei Frauen vor, und verlieh ihm neuen Reiz, Kraft und sittlichen Ernst, indem er es in eine große Zeit, das Mittelalter, verlegte und das Schicksal der drei aus der Charakterstärke des einzelnen bedingt entwickelte, während der gleiche Stoff den neueren Boudoirfriseuren à la Schnitzler und Nansen nur Gelegenheit bietet, penetrant parfümiert und coiffiert die seichte Sittenlosigkeit zur Schau zu stellen. Dabei bewies er ein schönes Bühnentalent bezüglich der dramatischen Exposition, welche Fähigkeit ihn vorteilhaft von seinem romantisch-weichlicheren Landsmann, dem vielleicht mit anderen Vorzügen ausgestatteten Dichter Herbert Eulenberg unterscheidet. Schmidtbonn ist zweifelsohne das ausgesprochenere Bühnentalent, Eulenberg der romantische Träumer, reicher mit seinem versonnenen, weinseligen Blick für spezifische Züge der deutschen Seele ausgestattet. Im ‚**Zorn des Achilles**‘ nun

geht der Dichter im Grunde von einem ähnlichen Alltagsmotiv aus, wie in jenem vorerwähnten Stück; doch was ihm damals zum Vorteil gereichte, wird ihm hier zum Verhängnis. Der ‚Graf von Gleichen', wohl durch die Geschichte überliefert, ist dennoch für unser kulturhistorisches Bewußtsein keine Erscheinung wie Achill, und wenn Schmidtbonn an seinem Schicksal das Eheproblem zu dritt vertiefte und auffrischte, so konnte er, wie gesagt, diesem zu Kraft und Ernst verhelfen, indem er es in die Abendschatten einer glorreichen Vergangenheit hüllte, ohne seinem Helden als Heldenerscheinung Abbruch zu tun. Anders mit dem Griechen. Wenn auch unbewußt und ohne deren individual-psychologisierende Absicht, so bringt sein Vorgehen den Dichter doch in die Nähe jener psychiatrisch angehauchten Historiker und ihrer Tätigkeit, die es für ihre Aufgabe halten, uns die großen Männer der Vergangenheit in Unterhosen zu zeigen. Ich sage von ungefähr in ihre Nähe. Denn es ist ein ähnliches Unterfangen, uns einen Helden der Vergangenheit ausschließlich als schmollenden Liebhaber vorzuführen und das Schicksal seines Volkes in dieser Art zum Spielball seiner gekränkten Laune zu machen. Das heißt die Größe der Vergangenheit bedenklich dezimieren. Der dem Epos entnommene Stoff ist dadurch rein ins Persönlich-Anekdotenhafte herabgedrückt, erscheint von Akt zu Akt ärmer und ermüdete mit seinem unbefriedigenden Schluß ersichtlich. Dabei hub das Stück gut an und weist eine beträchtliche Zahl feiner Einzelzüge in der dramatischen Exposition der ersten Akte auf. Die Fehler der Arbeit scheinen mir hier weniger aus einer Absicht und aus einem ästhetischen Prinzip hervorzugehen als aus einer allgemeinen Unzulänglichkeit diesem eminenten Stoff gegenüber. Ein Mann von der intellektuellen Kapazität eines Hebbel hätte es für selbstverständlich genommen, die Darstellung eines solchen Helden nur an der Hand der Aufrollung der geistigen Größe und kulturellen wie sittlichen Besonderheit der Zeit für möglich zu halten. Es ist dummes Gerede, zu sagen, Schmidtbonn wollte der akademischen Überlieferung und Nüchternheit aus dem Wege gehen und habe die Typen darum modernisiert. Als ob der akademisch und nüchtern wirke, der eine Zeit in ihrem Kern erfaßt. Akademisch und nüchtern wirkt nur der leere Formepigone. Was aber das heutige Griechendrama von der antiken Schicksalstragödie unterscheiden muß, ist dies: Ich kann diese Zeit gar nicht betrachten, ohne daß sich, wie unbewußt, in meinem Gefühl der Empfindungsunterschied geltend macht, der sich zwischen jener Kultur und der zweitausendjährigen germanisch-christlichen auftut. Ich kann heute keine griechische Schicksalstragödie mehr schreiben, denn unsere Weltanschauung ist eine andere; will ich aber die Stoffe dieser unsterblichen Kultur dennoch neu beleben, so geht dies einzig an, indem ich sie zwar in ihrer ganzen Kraft, Eigenart und Größe hinstelle, auf ihre Gestalten aber einen leichten Reflex dessen werfe, was uns von ihnen trennt. Dadurch belebe ich sie neu und bringe sie uns auf gewandelte Art näher, ohne philologische Lehrhaftigkeit natürlich, rein durch dramatische Darstellung. Nicht aber gelingt mir dies, indem ich die griechischen Gestalten auf modernes Maß herabsetze. Shakespeares Dramenwelt schon ist durch jenen Weltanschauungsunterschied innerlich wie durch eine tiefe Kluft vom antiken Drama geschieden, und obgleich vom Christentum bei Shakespeare nie die Rede ist, ist es dennoch der durch das germanische Christentum herbeigeführte Weltanschauungswechsel, der seine Dramen von der antiken Tragödie trennt. Bei Ibsen ist dieser Weg der tragischen Individualisierung bei seiner letzten Möglichkeit und somit der Auflösung angelangt, und fast schon wieder in sein Gegenteil umgeschlagen, indem hin und wieder die individuelle Anlage als von außen wirkendes mystisches Fatum gedacht wird. Wenn wir aber, denen das Leben und somit der künstlerische Stoff unter der Hand zerbröckelte, uns dennoch wieder den großen Stoffen der Vergangenheit zuwenden wollen, so ist, handelt es sich um eine vorchristliche Kultur, die oben gezeichnete Methode vielleicht die

einzig mögliche. Aber sie verlangt einen ganzen Dichter und Denker, keinen moralisierenden Schulmeister. Hebbel ging ähnliche Wege, indem er sowohl seine heidnisch-germanischen als auch seine heidnisch-semitischen Tragödien auf die Grenzscheide zweier Zeitalter legte, und dadurch der vorhin von mir betonten Empfindung Spielraum ließ: er schildert die Gestalten in ihrer zeitlichen Eigenart wie menschlichen Allgemeingröße und läßt dann zum Schluß auf ihr Wesen, als auf eine überwundene Kulturstufe, den Schein des Christentums fallen, und bringt sie uns gerade durch diesen Kontrast in ihrer Menschlichkeit wie für uns unmenschlichen Größe nahe. —

Im Kgl. Schauspielhaus wohnten wir Hebbels großartiger Trilogie der ‚Nibelungen' bei. Obgleich das Spiel nicht auf der Höhe unserer Anforderungen stand, kamen wir dennoch zu einem starken Genuß. Die Spuren der Dichtung waren unverwischbar. Jedenfalls erreichte man im Spiel teilweise, vornehmlich aber hinsichtlich der Inszenierung, einen wirkungsvolleren Grad als jüngst bei Kleists ‚Penthesilea'. Hebbel führt uns die Helden unserer mythischen Vorzeit in ihrer zeitlichen Eigenart wie allgemeinen Menschlichkeit gleich lebendig und abwechslungsreich vor; er ist Dichter genug, darauf verzichten zu können, sie verkleinernd zu modernisieren, oder gar zu hysterisieren. Es bedürfte einer eingehenden Studie, wollten wir hier zu Wort bringen, was sich etwa gegen die dramatische Exposition der Stücke, zumal des dritten Teils, der an einigen Längen leidenden ‚Kriemhilds Rache' einwenden ließe. Es hat wohl seinen Grund darin, daß der Dichter nicht wie bei seinen großen orientalischen Dramen ‚Judith' und ‚Herodes' den Stoff frei gestaltete und die Fabel in der Einzelheit so erfand und modelte, wie er sie für die dramatische Entladung am konzentriertesten zur Geltung bringen konnte. Er hielt sich hier bezüglich der Konstruktion streng an den Gang des breit angelegten Epos. So wundert uns für die dramatische Form z. B. das stillschweigende Ausscheiden Brunhildens, deren Existenz doch Ursache für Tod und Rache des Helden und der Heldin bilden. Trotz allem: man kann gar nicht genug Hebbel spielen und sehen als Aufgabe für begabte Schauspieler wie zur Erhebung eines andächtigen Publikums.

Rudolf Klein.

Das weite Land. Arthur Schnitzlers* jüngste dramatische Dichtung, die am 14. Oktober im hiesigen Residenztheater und gleichzeitig auf etwa Dutzend anderen deutschen Bühnen ihre Uraufführung fand, ist bisher unter allen literarisch gebuchten Neuheiten das einzige Stück, das sich in dem Spielplan einsetzt, trotzdem es die feinsten Kenner Schnitzlers und alle ihm Wohlgesinnten, unverhohlen enttäuscht hat. Die Summe dieser Ernüchterung wäre etwa: Kein Anstieg, weder eine ideelle Erweiterung, noch eine Vertiefung.

Beim Untertitel stockt der Prüfer schon: Tragikomödie. Die Moderne hat ein Urbild dieser Spielart vorgeschaffen in der ‚Wildente'. Gröber, grotesker gibt sich Wedekinds ‚Hidalla'. Allerhand von Shaw fügte sich hier ein: ‚Frau Warens Gewerbe' zum Beispiel. Aber Schnitzlers Drama ist kein Wehschrei aus komischen Verrenkungen und lächerlichen Beschränktheiten heraus, ist keine Tragikomödie, sofern man unter solcher das Ineinanderwirken, das gegenseitige dramatische Durchdringen von erschütternden und erheiternden Elementen begreift. Bei ihm sind die verschiedenen Temperamente bloß äußerlich zueinander, nebeneinander gesellt. Seine Komposition ist etwa die Sudermanns im ‚Blumenboot', eine Technik der helleren Zwischenakte und der lustigen Seitenpersonen. Das heißt, Schnitzler suchte das, was er psychologisch formen und prägen wollte, nur an zweien herauszuentwickeln, jene Erkenntnis der Relativisten und Neuromantiker, daß die Seele ein weites Land ist, ein Irrsal, daß man nie weiß, was hinter den Worten der anderen sich deckt, welchen Motiven die fremden Taten entspringen, und jenes verwirrend Trübe, daß man kaum etwas vom eigenen Wesen be-

* Arthur Schnitzler, Das weite Land. Eine Tragikomödie in 5 Akten. (S. Fischer, Berlin.)

hält. Fritz Hofreiter liebt mit der und jener an seiner Gattin vorbei, bis auch sie sich verstrauchelt. Und den tragischen Angelpunkt bildet dieses, daß man sich nie loszuwinden vermag von denen, die uns mit Galle und Wermut füllen, daß Freundschaft und Liebe nie von dem abhängen, ‚was man für Erfahrungen macht. Sonst täten ja die Enttäuschungen nicht weh . . . wenn damit die inneren Beziehungen einfach aus wären. Aber daß man doch immer aneinander hängen bleibt . . . das‘! Mir scheint, als ob in diesen paar Sätzen die tiefste Erfahrung zitterte, Dichterisches, das über das viele Romanhafte des Stückes hinaushebt.

Solches Ringen zwischen Seelen baut sich im Gegensatz zum Aktionsdrama eine eigene Zwiesprache, einen Dialogue intérieur, der nicht vorwärts stößt und laut fordert, der nur sucht und ausbiegt, pocht und ängstigt. Zögernde Worte gehen darin, schämige, schleppende, verwischende und unzureichende im Vielsinn. Er enthüllt nicht, er verhüllt. Kaum daß er inhaltlich etwas ausbreitet. Er schlägt nur einen Gefühlston an. Nein, er schlägt ihn auch nicht an. Dieser Ton löst sich plötzlich aus dem Unbewußten, Unterbewußten. Dann wird der erregte Einfall in die Rede des anderen oder das rasche Abschneiden einer Wortfolge zum Verräter des zerfurchten Inneren. Der Ton wird zum Verräter, die Tonstärke, das Tempo, die Pause, der Rhythmus, nicht das begrifflich einzeichnende Wort an sich. Es mag dramaturgisch ein Mangel sein, aber der ist in der Eigenart der Dichtung begründet, daß in den fünf Akten nur ein einziges Wort von wirkender, aufreizender Schnellkraft losspringt, und das geschieht in der Peripetie und führt die Katastrophe herbei. Wenn Fritz Hofreiter dem Buhlen seiner Frau zuruft: ‚Sie sind feig,‘ so kommt das wie ein Tigersprung aus den Dschungeln.

Schnitzler ist versiert genug, um zu erkennen, daß ein Drama, lediglich auf solchen Dämmerdialog gefügt, den Hörer ermüdet, statt ihn fortwährend neu zu spannen, und er weiß auch, daß ein Handlungsablauf gewisser Richtlinien und Fingerzeige bedarf, wenn sein Ausgang nicht verblüffen, sondern offenbaren und bestätigen soll. Darum muß in das Dunkel zuweilen eine orientierende Helligkeit fahren. Da treten die Neben- und Parallelfiguren an. Es ist eigentlich auffallend, wie weit nun diese, auch wenn sie nicht ins Komische ausgeschweift sind, von dem Paar im Kreispunkt abstehen. Nicht als ob ihre sittliche, ihre Gefühls-, ihre Kultursphäre eine andere wäre. Durchaus nicht. Zum Teil empfinden und durchleben sie sogar dieselben Geschicke oder haben sie durchgelebt. Aber sie wenden sich anders wie das Paar, sie drücken sich anders aus. Sie wenden sich zu, nicht ab. Sie reden aus sich heraus. Ihre Sprache hat nichts zu verbergen. Sie überleuchten auch die Untergefühle der verdeckten Mittelpersonen. Sie verdeutlichen. Das ist der dramaturgische Zweck ihrer Worte und Schicksalslose. Ersteht doch selbst der Räsoneur des französischen Sittenstücks wieder. Allerdings, wer den Doktor Mauer schärfer besieht, der gewahrt bald, was diesen gegen die Klugsprecher Sardous und Dumas oder auch Sudermanns abtönt: er soll zunächst keinen moralischen Text, sondern eine psychologische Erläuterung unterlegen. So hat ja auch das Gleichnis von dem weiten Land und der Seele, das eine Parallelfigur im dritten Akt gesprächsweise hereinwirft, die Hauptcharaktere seelisch zu deuten.

Wie immer bei Schnitzler knüpft sich an das Kernproblem noch allerlei an gedanklichen Motiven und poetischen Stimmungen. Wieder der Ton vom Sterben. Nicht wie bei Halbe ein Fiedelstrich von weicher Melancholie, eine liedhafte Nachklage dem, was an Jugend und Lebensfeuern hinschwand, sondern eine Überspannung aller Saiten, der Tod als dramatischer Gegensatz und Steigerungsfaktor, als das Ausmaß aller menschlichen Dinge, als Heiligstes, als Sakrosanktum. Freilich Worte und Situationen von so einwühlender Ergriffenheit wie in den ‚lebendigen Stunden‘, von so grausem Dämmerschein wie in den ‚letzten Masken‘ fand der Dichter hier nicht mehr. Eine

andere Eigenart von ihm, den Schicksalsgedanken und die schwebende Vorsehung hereinzuziehen, zwingt diesmal seelisch so wenig, daß man nur die Absicht des Technikers dahinter verspürt. Auch von den anspielenden Neben- und Vorbedeutungen des Dialogs sind manche, weil zu aufdringlich unterstrichen, im Theatralischen geblieben.

Daß von den begleitenden Motiven einige an die Fragestellungen der nordischen Problematiker erinnern, sich mit ihnen decken oder schneiden, das liegt an demselben Kampfkreis, der eben hier wie dort den Ausgleich der Geschlechter umschließt. Wenn etwa Schnitzler mitunterfließen läßt, daß, sobald dem Manne Freiheiten im geschlechtlichen Ausleben zustünden, die gleichen auch dem Weibe zukämen, so hat nach Camilla Collets Weckruf bereits Björnstjerne Björnson diese Frage im ‚Handschuh‘ angeschnitten, nur mit dem Unterschiede, daß seine volltönende ethische Energie die beiden Geschlechter auf die gleichen Sittengebote und Eingrenzungen festlegen wollte. Und wenn Strindberg im ‚Vater‘ verkündet, daß nur die Frauen, nicht die Männer, Kinder ihr eigen nennen dürfen, so sagt Schnitzler, daß keine Mutter ihren Sprößling sich zu eigen bewahrt, weil die Kinder zu Jünglingen und Männern wachsen. Strindberg enthüllt dann, wie ein Weib den Mann zwar mütterlich lenkt, wie aber aus solch herrischer Mütterlichkeit nie die schmiegende, duftende Liebe der Geliebten zu erblühen vermag. Und hier rückt Schnitzler näher an ihn, denn Frau Genia hegt zunächst auch die Liebe einer Mutter, zwar nicht jene Liebe, die sich nur zügelnd und einredend bekundet, aber jene, deren Milde alles sänftigt, verzeiht und segnet. Und eben sie soll nicht verzeihen, sie soll leidenschaftlich absagen und verurteilen können. ‚Wenn Frauen nur Mütter sind, das ist wohl nicht das Richtige.‘ ‚Es gibt Dinge, die nicht verjähren.‘ Hätte Ibsens Frau Alving in das Haus des Kammerherrn die Frühlingssonne getragen und wäre Frau Genia der Untreue gegenüber in Glut und würdigem Zorne aufgelodert, wer weiß?

An Genia und Fritz Hofreiter sucht Schnitzler, was er psychologisch formen wollte, herauszuentwickeln. Da nun der Wurzelboden alles Geschehens das uneröffnete Wirrland der Seele ist, so gründet sich die Unsicherheit in den Linien schon auf das Problem. Die Unsicherheit liegt aber auch in der mangelhaften Durchgestaltung, im Können des Dichters. Soll das Abirren Genias, ihr entscheidender Umschlag glaubhaft und lebenswahr wirken, so darf ihn der Dichter nicht in die Zwischenakte versenken, so muß er ihn eingehender motivieren. Alfred Kerr hat einmal von Schnitzler gesagt, ihm fehle die Klarheit der lateinischen Rasse, und er meinte dabei die rationalistische Klarheit der gedanklichen Darstellung. Und die sittliche Klarheit christlich germanischer Denker? Vielleicht stellt sich die Unzulänglichkeit darin nirgends so glatt heraus, als wenn er den Wahrheitsbegriff umreißt. Darnach wäre die Wahrheit weiter nichts als Zugeständnis, offenes Bekenntnis. Wie tief, unerbittlich, ganz ist dagegen Ibsen, überall, wo er zur Verantwortung drängt, ein Christ, der jeglichen Antrieb und Gefühlsstrom, jegliche Tat aus dem einen Grund der inneren Treue und Wahrhaftigkeit schöpft. So hat Schnitzler wohl ins weite Land gezeigt, indem er seine Gestalten verheimlichen, schleichen, mißtrauen, lügen, sich verstellen und betrügen läßt, aber auf den willensstarken, zielsteten, zuversichtlichen Gewissensmenschen, in das weite, herrliche Land der Seele als den Sä- und Fruchtboden alles menschheitlich Edlen und Dauernden hat er bisher nicht gewiesen.

Am 8. Dezember ging über dieselbe Bühne die Uraufführung eines Dramas, das wiederum aus dem weiten Land aufsteigt. Nur wird das Land hier von einer anderen Entwicklungsstufe aus, durch ein anderes Temperament geschaut. Nicht der Skeptiker einer späten Kultur schlägt da geflissentlich, genießerisch dunkle Knoten in das seelische Gewebe mit einer vielspältigen Psychologie, die für das Drama noch gestern modern war, um heute schon von den strengeren Formern abgelehnt zu werden. Nein,

der Sprößling eines primitiven Volkes legt Urtriebe gegeneinander los.

Die Gliederung in Kosors*'Brand der Leidenschaften' entfaltet sich zunächst in der einfachsten dualistischen Form von einem Spieler und einem Gegenspieler, worauf im Innern des Spielers selbst der Hauptkampf zwischen Gut und Böse, Gott und Satan angebunden wird. Sonst gibt es keine Verschlungenheit, keine Wirrung. Ist doch das des Rätsels genug, daß ein Frommer sein Leben lang in Demut, Gottes- und Menschenfurcht um den Nächsten werben kann und dann zum Ende ihm die Gurgel eindrückt. So der Ausgang des Dramas. Aber dieser Ausgang ist kein Abschluß, denn der Bauer, der da seinen tückischen Hasser und Widersacher niederstampft, wird kein anderer werden, sondern weiterseufzen und keuchen, bis ihn der Wahnsinn oder der Tod hinwegwischt.

So dumpf belastend scheint das Gefühls- und Willensleben der Slaven noch immer zu verlaufen, denn, was uns hier einer aus den kleineren slavischen Völkerschaften, ein Slavonier, vorführt, das haben auch die jüngsten Russen so abgeschildert. Bezeichnend ist, wie ihnen allen, ob sie nun Gorki oder Brjussoff, Birinski oder Andrejanoff heißen, derselbe dramatische Rhythmus eignet, nicht bloß die äußere Technik des breiten Pinselzuges, sondern auch das Pathos zur Tat und Selbstermannung, das uns westliche Europäer so rhetorisch anklingt, dann auch der Linienriß der Aktionen und Gestalten, jene Stilisierung in einen leidenden Heroismus, dann jene fatalistische Spannung, mehr noch jenes jähe, zwecklose Aufflackern und Verflackern von Handlungen und Kräften. So sehr ihre Katastrophen vorbereitet und hineingezimmert sind, sie überraschen uns, und, wie oben angedeutet, sie befriedigen nicht, weil sie weder lösen noch ausklären, weil sie nicht zum Eckstein einer Entwicklung werden. (Siehe dagegen Hebbel!) Diese Menschen martern sich um der Marter willen. Wie ein Quell sind sie, der sich selber abgräbt. Wie ein Sternenstück, das in die Bögen der Nacht verschießt. Die Perversion ins Passive hat es Otto Julius Bierbaum einmal geheißen.

Konnte darum das Schauspiel nur drei Wiederholungen finden, darunter zwei vor beschämend leerem Haus? Oder darum, weil diese Walze für eine Zeit abgespielt ist? Weil eine naturalistisch auf die Szene gestrichelte Ethnographie so wenig mehr fesselt wie das Unterleben der geistig und seelisch Eingeschränkten, oder weil Tolstoi aus der gesellschaftlich gleichen Schicht schon Funken einer tieferen Sittlichkeit und Gewissenspein schlug und uns Dostojewsky bereits in die Mystik dieses großen, dichtenden Volksgeistes bannte, während die Qualen und apokalyptischen Schauer des Bauern hier zu wenig außerpersönliche, allpersönliche Bedeutsamkeit erlangen.

Immerhin kann man verstehen, daß die Intendanz das Drama billigte. Es ist Erdgeruch darinnen, Aufruhr und Rührung, endlich Poesie, Urzellenpoesie, die biblische Poesie der Erzväter. Da teilt sich das Wesen noch frisch, unmittelbar mit von Mensch zu Mensch, vom Herrn zu Knecht und Magd, und von Baum und Frucht, Bienenschwarm und Pflugschar, von den Stimmen der Wolfswildnis und des Abends wieder zu den Menschen. Und solches wird in der sprachlichen Verständigung, im Ausdruck wirksam, indem jede Bezeichnung, jedes Verlangen, ja jede Abstraktion sich ein anschauliches und darüber hinaus ein sentimentales Natur- und Lebensbild prägt.

Joseph Sprengler.

Kunst

Stilmaterialismus und Kunstgeschichte. Es ist erstaunlich, wie wenig die gegenwärtige Kunstgeschichtschreibung zur Erfassung des Wesens der Kunst beiträgt. Gewiß in keiner anderen wissenschaftlichen Disziplin steht die geschichtliche Behandlung den Problemen, um deren historische Lösungen sie sich dreht, innerlich so fremd gegenüber wie in dieser. Die Kunstgeschichte will nicht Ästhetik sein, sondern

* Josip Kosor, Brand der Leidenschaften. Schauspiel in 4 Akten. (Rubinverlag, München.)

bloße Geschichte. So kommt es, daß einerseits das Wesen der Kunst in der Ästhetik aus philosophischen Begriffen abgeleitet wird, die viel zu abstrakt und einfach bleiben, um an den lebendigen künstlerischen Organismus auch nur heranzureichen, daß andererseits die künstlerischen Formen, die das Geistesleben der Menschheit durch alle Zeiten begleitet und für die Gegenwart monumentalisiert haben, in einer Art von Kunstgeschichte kommentiert werden, die nichts weniger ist als ein in der Stilentwicklung psychologisch erfaßter geistiger Werdegang der Völker und Zeiten und zwischen deren möglichst lückenlosem Materialkomplex und einigen dilettantisch klingenden orientierenden und resumierenden Kunstgedanken eine geistige Lücke gähnt. Was in dieser Lücke fehlt, das ist eine metaphysische Kunstanschauung, die durch die Empirie der Geschichte organisch geoffenbart werden müßte. In dieser Lücke fehlt die Kunstidee, fehlt überhaupt der fruchtbare Kern der Kunstbetrachtung.

Im Anfang des dritten Bandes seiner ‚Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker'* fragt Karl Woermann: ‚Vollziehen die Stilwandlungen sich, wie man angenommen hat, durch eine selbsttätige organische Entwicklung der Motive als solcher? Beruhen sie auf der Ermüdung des Auges durch das Hervorgebrachte und seinem Verlangen nach Abwechslung? Sind sie nur der folgerichtige Ausdruck der Bewegung im übrigen Geistesleben der Völker? Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls können wir es nicht als Zufall ansehen'. . . Folgt der Hinweis auf einige allgemeine Beziehungen. Wie kann ein solch agnostisches Achselzucken fruchtbare Einsichten in tiefere Stilbeziehungen und künstlerische Wesenheiten vermitteln? Da ist es denn auch kein Wunder, daß eine Kunstgeschichte ideell resultatlos bleibt und daß Woermann den Ausblick auf die Kunst der Zukunft im wesentlichen in folgenden inhaltlosen Satz fassen konnte: ‚Die Verabschiedung der historischen Stile soll und muß in der Baukunst, in der Bildhauerei und in der Wandmalerei zum Stil, zum wirklichen echten, aus der Natur der Aufgabe und des Materials entspringenden Stil zurückführen.' Wann hat es dieses Begriffsding von Stil einmal gegeben? Früher so wenig als in der Gegenwart, wo man zwar aus den Bedingungen von Material, Zweck und Konstruktion besonders im Kunstgewerbe einen neuen Stil schaffen will, bei dem aber doch nicht diese Theorie, sondern die soziale Milieustimmung der ideelle Faktor ist, eine ebenfalls agnostische Enge, die darum bis jetzt auch kaum im Nächstliegenden, im Innenraum und Gerät stilbildend gewirkt hat. Auch das Schlagwort von der allheilenden ‚Rückkehr zur Natur' und von der Darstellung der Seele als eines ‚Stückes der Natur' ist ästhetisch prinzipienlos, so lange nicht auf ganz bestimmte, immanente Erkenntnisse über das Verhältnis von Seele und Natur ausgegangen wird, wobei die Seele als etwas stets der Natur entgegengesetztes fungiert. Eine solche Kunstbetrachtung bleibt aus Mangel an ideellen Richtlinien materialistisch oder formalistisch.

Es hängt mit dem ideellen Formcharakter der Architektur zusammen, daß ihre Geschichte viel bestimmtere ästhetische Gesichtspunkte verlangt und durch die Entwicklungsperioden bewahrheitet findet, als die Künste, in denen der Stoff eine größere Rolle spielt. K. O. Hartmann ist in seinem dreibändigen Werke ‚Die Baukunst in ihrer Entwicklung von der Urzeit bis zur Gegenwart, eine Einführung in Geschichte, Technik und Stil,* indes auch viel prinzipieller auf die ideellen Faktoren ausgegangen, was diesem sehr angenehm lesbaren Werke sofort einen sympathischen Charakter gibt. Stil ist ‚stets aus der Gleichartigkeit in den

* Leipzig. Bibliogr. Institut. 17 M. Diese Kunstgeschichte enthält im übrigen ein außerordentlich umfassendes, klar gegliedertes Material.

* Leipzig. Karl Scholtze (W. Junghans). 1. Bd. Die Baukunst des Altertums und des Islam mit 253 Abb. 2. Bd. Die Baukunst des Mittelalters und der Renaissance mit 377 Abb. 3. Bd. Die Baukunst des Barocks und der Neuzeit mit 318 Abb. Gebunden 26 und 29 M. Das Werk hat mit der historisch üblichen Betrachtungsweise auch manche Schlagworte übernommen, ist aber über seine Zwecke der eingehenden und weitgegriffenen Belehrung hinaus mannigfach anregend und zu fruchtbaren Gedankengängen auffordernd.

religiösen und sittlichen Anschauungen, in den künstlerischen Aufgaben und den hiefür gewählten Mitteln und Techniken hervorgegangen. Er schließt die Gesamtheit aller Gesetze, Regeln, Typen und Formgebungen in sich, in deren konsequenter Anwendung der betreffende Volksstamm den unmittelbarsten und vollkommensten Ausdruck seiner geistigen Ideen fand.'

Hartmann steht denn am Schluß auch dem modernen Stil viel reservierter gegenüber. ‚Selbst in den Kreisen der kühnsten Neuerer kommen bereits auch Unterströmungen zur Geltung, die getragen sind von der Überzeugung, daß in der bloßen Verneinung oder Umkehrung der seither im architektonischen Gestalten befolgten Grundsätze neue Richtlinien für eine vernunftgemäße Lösung der modernen Aufgaben nicht gefunden sind und daß auf diese Weise der Geist der Zeit auch keinen allgemein verständlichen Ausdruck erhält. Langsam bahnt sich nun eine Klärung der Ziele an. Von der Gewinnung eines modernen Stils in dem Sinne, wie wir bis jetzt den Begriff „Stil" aufgefaßt haben, sind wir aber noch weit entfernt. Eine Gemeinsamkeit der Formensprache, ein einheitliches Stilgefühl ist kaum festzustellen. Wir stehen eben erst am Anfange einer neuen Entwicklung und vermögen in der Summe der Erscheinungen nur bestimmte gleichartige Züge zu erkennen und zu verfolgen, die der noch größtenteils im ersten Stadium rein persönlichen Suchens und Gestaltens befindlichen modernen Architektur ein von der Überlieferung unabhängiges, eigenartiges Gepräge geben.'

Hartmann betont auch die sozialen Grundlagen der gegenwärtigen Kunst, vermißt aber ein wirkliches künstlerisches Programm. ‚Ein Ersatz hierfür ist mit den aus der Forderung der Zweckmäßigkeit, konstruktiven Wahrheit und Materialgerechtigkeit abzuleitenden Richtlinien nicht gegeben ... Keine Schönheitswerte ergeben sich nicht aus der ingenieur-technischen Befriedigung sachlicher Notwendigkeiten. Ebensowenig kann die Hervorkehrung der Konstruktion und des Materials in ästhetischem Sinne Selbstzweck ‚künstlerischen' Schaffens sein. Wir haben früher gesehen, wie bei den Ägyptern der gewaltige Drang nach monumentaler Gestaltung sich die für dessen Betätigung erforderliche Technik geschaffen hat, wie bei den Griechen das feinentwickelte Kunstgefühl sich die Konstruktion zur Verwirklichung seiner Formgedanken zu einer geradezu verklärten Gesetzmäßigkeit heranbildete, wie die Römer diese entsprechend ihrem größeren Kulturkreise und ihrem Machtbewußtsein für ihre Bedürfnisse erweiterten und ins Große übertrugen und wie das Mittelalter seinen auf Vergeistigung der Materie gerichteten Kunstwillen in einer bis zur letzten Konsequenz ausgearbeiteten Technik durchsetzte. Stets bot die Technik nur die Mittel und Verfahren zur stofflichen Hervorbringung der Kunstwerke, niemals aber einen bestimmenden Ausgangspunkt oder leitenden Faktor für die künstlerische Zeugungskraft. Diese Unterordnung der Technik unter den Kunstwillen sprach sich in den einzelnen Epochen um so schärfer aus, je höher die Reife ihrer Kultur gediehen war.'

Der moderne, aus Material, Zweck und Konstruktion gedachte Stilbegriff*, den Woermann unkritisch nimmt und dem Hartmann mehr aus historisch künstlerischen Erwägungen entgegentritt, ist ein eigentümlicher, auf den kopierenden Stilformalismus des 19. Jahrhunderts gefolgter Stilmaterialismus, der sich bei seinem Hauptvertreter Henry van de Velde mit einer fast mystisch klingenden Artistenfreude am Stoffe und seinen Entwicklungsmöglichkeiten verbindet. Der bedeutendste Aufsatz in seinen ‚Essays'** betitelt sich ‚Die Belebung des Stoffes als Prinzip der Schön-

* Vor ähnlichen begrifflichen Geschmacksgedanken geht Gustav E. Pazaurek in seinem eben erschienenen Buche ‚Guter und schlechter Geschmack im Kunstgewerbe' aus, das in drei Hauptabteilungen: Materialfragen, Zweckform und Technik, Kunstform und Schmuck mit 266 Abbildungen die Geschmacksturgedanken behandelt, für die er auch die Abteilung für Geschmacksverirrungen im Stuttgarter Landesgewerbemuseum angelegt hat und deren Verfahren und Inhalt wir im Februarheft S. 651 geschildert haben. Diese ganze Technik der Geschmacksförderung ist ohne tieferen Kunstwillen mehr belehrend als bildend. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 12 M.)

** Leipzig, Inselverlag. M. 3.50.

heit'. Van de Velde schlägt darin für die künftige Kunstgeschichtschreibung folgende ästhetische Prinzipien vor:

‚Die wesentlichste, unentbehrlichste Bedingung für Schönheit eines Kunstwerkes besteht in dem Leben, welches der Stoff, aus dem es geschaffen ist, bekundet.'

Und:

‚Die Entwicklung jedes Stoffes vollzieht sich in einer Folge von Erscheinungen, durch welche er den Ausdruck seiner vollkommensten Entmaterialisierung verfolgt.'

Man sieht, die künstlerische Tätigkeit wird ganz einseitig als ein Verhältnis zum Stoff, zur Materie aufgefaßt. Das viel tiefere künstlerische Verhältnis zur Idee, zu jener Art von Lebensnachbildung, ‚die unserer Eitelkeit schmeicheln kann, daß Menschen das Schöpfungsgeheimnis den Göttern rauben konnten', . . . steht ‚außerhalb der eigentlichen Schönheit eines Kunstwerkes'. Nur die aus der ‚Evolution des Stoffes' kommende Schönheit ‚steht über jeder Schätzung; jede andere ist bestreitbar und den Veränderungen von erregbaren und psychologischen Faktoren unterworfen, die wiederum durch Vorzüge, Schwächen und Eigentümlichkeiten der Rassen bedingt werden'. Es ist kein Zweifel, daß diese ‚materielle Auffassung der Kunstgeschichte', daß die Verfolgung des stofflich evolutionistischen Kunstprinzips wirkliche und begründete ästhetische Erkenntnisse zur Folge haben müßte und daß eine darauf eingestellte Kunstgeschichte ein ganz anderes Aussehen bekäme als die jetzt üblichen, da sie zugleich eine Geschichte der engeren Ästhetik wäre. Andererseits ist aber ebensowenig ein Zweifel, daß diese evolutionistische Kunstgeschichte mit ihrer monistischen Entmaterialisierungstendenz erst recht viele Schöpfungsgeheimnisse finden und damit sich selber die schwersten ästhetischen Rätsel aufgeben würde. Dann käme man wohl soweit, daß der materiellen Ästhetik der Wirkung die ideelle an der Erfahrung geschulte Ästhetik der Ursachen gegenübertreten müßte und dann wäre die Kunstgeschichte nicht mehr bloße Ästhetik im engeren Sinne, sondern ein und zwar ein wichtigster Teil der menschlichen Geistesgeschichte. Mit ihrem dualistischen Prinzip wäre sie dann nicht bloß Rassefragen, sondern direkt den religiösen Weltfragen unterstellt.

Bis dahin hat die Kunstgeschichtschreibung noch einen unübersehbar weiten Weg. Ob das ästhetisch-monistische oder das dualistische Prinzip zunächst in ihr vorherrschend wird, das hängt nicht zuletzt auch davon ab, ob in unserer nächstkünftigen Kunst ein impressionistisches Artistentum die Führung behält oder ob, wie wir hoffen, der religiöse Kern der Rasse in Bälde kräftige, die nivellierenden Oberschichten zersprengende Schoße zu treiben vermag. Denn die kunstgeschichtliche Auffassung wird, sie mag wollen oder nicht, durch die künstlerische Auffassung ihrer Zeit beeinflußt. Wird diese stark und zielfreudig, so muß auch die Kunstgeschichte ihren prinzipienflauen Charakter ändern.

Konrad Weiß.

Musik

Humperdincks ‚Königskinder'. Welch großer Popularität sich Engelbert Humperdinck, der Schöpfer von ‚Hänsel und Gretel', erfreut, wurde erst unlängst wieder durch die anläßlich einer gefährlichen Erkrankung des Meisters bezeugte allgemeine Teilnahme offenbar. In der Tat ist Humperdinck ja eine der wenigen wirklich charakteristischen Persönlichkeiten im Rahmen der an Individualitäten nicht überreichen modernen Operngeschichte. Anderseits gehört er aber auch zu den in der Kunstentwicklung häufig begegnenden Erscheinungen, deren Ruf sich auf e i n e n später nicht wieder erreichten glücklichen Wurf gründet. Von dem, was Humperdinck nach ‚Hänsel und Gretel' geschrieben hat, brachte so ziemlich alles künstlerische Enttäuschungen; nur bei der melodramatischen Musik zu Ernst Rosmers symbolischen Bühnenmärchen ‚Königskinder' ließ sich eine gewisse Steigerung geklärter Reife nicht verkennen, so daß die Idee, dieses Werk durch Umarbeitung zum durchkomponierten Musikdrama ‚vollwertig' gemacht zu sehen, immerhin einige künstlerische Hoffnung für sich beanspruchen konnte. Seit einiger Zeit kursieren nun die ‚Königs-

kinder' in solch' ‚erweiterter Ausgabe' auf der Opernbühne und haben kürzlich auch den Weg nach München gefunden, wo seinerzeit die melodramatische Fassung des Werkes die Uraufführung erlebt hatte, mithin besonders maßgebende Vergleichspunkte gegeben waren. Der gewonnene Eindruck läßt nun leider trotz starken äußeren Erfolges über einen gewissen Skeptizismus nicht hinauskommen.

Über Ernst Rosmers Dichtung ist heute Neues nicht zu sagen. Zugegeben, daß sie mit den Erscheinungen der Gänsemagd, des Königssohnes, der Hexe, des Spielmanns usw. poesievoll anheimelnde Märchentypen stellt, daß sie am Schluß des zweiten Aktes auf einen wirkungsvollen szenischen Höhepunkt führt und auch sonst manche fein empfundene dramatische Stimmung auslöst: — im ganzen genommen, vermag ihr mühsam reflektierter Symbolismus doch nicht wirklich zu erwärmen. Daran ändert die nunmehrige musikdramatische Behandlung nichts; im Gegenteil, was die Gesamtwirkung anlangt, erscheint sie weit schwächer als das frühere Melodram. Gewiß bedeutet die größere stilistische Einheitlichkeit der neuen Fassung einen Fortschritt, aber dieser Fortschritt ist doch durch manche künstlerische Nachteile erkauft. In der früheren melodramatischen Bearbeitung trat die Musik nur in besonders intensive Stimmung atmenden Hauptmomenten ein, erhob diese so schon durch den Kontrast mit der Umgebung zu vertieftem Eindruck und wirkte damit auf klare dramatische Gliederung hin. Die nunmehrige durchkomponierte Fassung verwischt diese Gliederung und schwächt dadurch die Einzeleindrücke ab. Schwächt sie weiter auch ab durch die starke Verbreiterung des Ganzen, die sie mit sich bringt, und die sich namentlich in dem handlungsarmen dritten Akt recht unangenehm fühlbar macht. Über diese in Sujet und Stil begründeten Klippen der Wirkung hätte nun wohl scharf ausgeprägte musikalische Erfindungskraft hinweghelfen können. Allein gerade hierin hat Humperdincks Partitur ihre sterblichste Stelle. Die musikalische Gedankenwelt des Musikdramas ist im wesentlichen die des früheren Melodrams. Obwohl damals bereits als nicht übermäßig bedeutend empfunden, reichte sie doch für die dortigen knappen Formen aus. In der nunmehrigen anspruchsvollen Verbreiterung aber genügt sie nicht mehr; auch nicht mit dem mageren Zuwachs, den sie hie und da gefunden, und der meisterhaften technischen Entwicklung, die ihr zuteil geworden. Und damit ist endlich ein positives Moment der Novität genannt: die abgeklärte Reife und Überlegenheit der Arbeit. In dieser Hinsicht ist und bleibt Humperdinck der in seiner Art unübertroffene Meister. Sein Orchester ist mit reichster Polyphonie durchsättigt, aber mit Polyphonie, die nicht nur auf dem Papier steht, sondern auch wirklich *klingt* und doch trotz aller farbigen Klangfreude nie die Singstimme deckt. Freilich auch die meisterhafteste Arbeit vermag in der Kunst kein wirklich warmes Mitempfinden auszulösen, sofern sie nicht starken inneren, seelischen Untergrund hat. Und daran fehlt es Humperdincks neuer Partitur. Am meisten in den größeren nachkomponierten Partien, wie z. B. dem Vorspiel zum ersten Akt, das aus den Leitmotiven des Königssohnes entwickelt ist: ein ungemein klangprächtiges Stück, aber ‚kühl bis ans Herz hinan'. Etwas tiefer greifen einige aus dem Melodram stammende Lyrismen des ersten Aktes, wie z. B. die innige Liebesmelodie:

Sehr zart.

pp

und ein ganz frischer Zug weht durch die an sich freilich auch nichts weniger als bedeutende Thematik des zweiten Akts, der mit den belebten Volksszenen und dem wirklich poesievoll erschauten, klanglich sehr fein aufgefaßten Einzug der gekrönten Gänsemagd entschieden den Höhepunkt des Ganzen darstellt. Im dritten dagegen versiegt der Born der Erfindung nach und nach fast ganz. Als Dokument neu erwachter schöpferischer Kraft können die ‚erweiterten' ‚Königskinder' mithin leider nicht gelten. Dr. Eugen Schmitz.

Der Kern jeder Sangesbildung.

In der rühmlich bekannten Zeitschrift ‚Die Stimme', Zentralblatt für Stimm- und Tonbildung, Gesangunterricht und Stimmhygiene (Berlin, Troschwitz) veröffentlichte im 5. Jahrg. Heft 4 unter obigem Titel Dr. Hugo Löbmann (Leipzig) einen Aufsatz, dessen Hauptergebnisse auch im weiteren Kreise bekannt werden sollten. Die Pflege der Gesangsmusik hat für unser Musikleben ja neuerdings wieder eine nicht geringe Bedeutung erlangt, und mehr und mehr hat sich dabei die Überzeugung Bahn gebrochen, daß auch beim Chorsingen, das wir hier in erster Linie im Auge haben, mit rein naturalistischer Behandlung der Stimme nicht auszukommen ist, daß auch hier zur Erzielung wirklich künstlerischer Erfolge eine wenigstens elementare stimmtechnische Schulung unerläßlich ist. Die hiefür maßgebenden Gesichtspunkte kurz und prägnant zusammengefaßt zu haben, ist das Verdienst des zitierten Artikels von Löbmann, aus dessen Gedankengang wir uns mit kritischer Sonde das Wichtigste zu eigen machen wollen. Als Grundübel der meisten Singerei in Chor und Schulklasse bezeichnet Löbmann ebenso drastisch wie richtig die ‚Schreierei', in der in vielen Schulen und Vereinen Unsägliches geleistet werde. ‚Diese Schreierei kommt zustande durch Anstrengung stark gespannter Stimmbänder bei großem Lungendruck. Durchdringender, gellender Ton in der Höhe, starke eiserne Tonsäule auf der Mittellage und rohes Dröhnen in der Tiefe — das sind die Folgen eines solchen falschen, festen Stimmansatzes . . . Der Ton wird hart, gellend, gläsern, steif.' Leider wird auf diese verderbte Art von Tongebung schon in den Anfängen der gesanglichen Betätigung, nämlich beim Gesangsunterricht in der Volksschule, geradezu systematisch hingearbeitet. Auch in dieser Hinsicht sind Löbmanns Schilderungen zwar etwas drastisch, aber durchaus wahr. ‚Was man auf den Schulhöfen und Schulgängen vielerorts zu hören bekommt,' sagt er, ‚das ist einfach zum Gotterbarmen. Meistens spektakelt der Lehrer mit seiner eigenen Stimme, daß die Laute nur so an die Wände klatschen. Wer kennt nicht das Plärrige, Pregelnde, Breite, Trockene des Schultones, soweit er vom Pulte ausgeht? Und der Umgangston der Kinder, die von einem solchen Lehrer unterrichtet werden, kann der auch nur um einen Grad besser sein? Man erlasse es uns, die Rückschlüsse mitzuteilen, die uns überfluten, wenn wir solchem Stimmgetöse uns ausgesetzt sehen. Und oft ist es ein solcher stimmvergewaltigender Herr, dem die musikalische Weiterbildung der Dorfjugend, der Kleinstadtgeister, anvertraut ist.' Beim Gesangsunterricht speziell ist es aber in erster Linie eine falsche Meinung von der dynamischen Leistungskraft der Knabenstimme, die unheilvoll wirkt. Man glaubt dem Knabensopran oder -alt dasselbe an Kraft der Tongebung usw. zumuten zu dürfen, wie etwa einer Frauenstimme, ohne zu bedenken, daß trotz ähnlichen Stimmumfangs und Klangcharakters doch die physiologischen Voraussetzungen beiderseits ganz andere sind, daß es sich das eine Mal um ein voll entwickeltes, das andere Mal aber um ein noch in der Entwicklung befindliches Organ handelt. Das gemeingebräuchliche Lautsingen der Knaben im Schulunterricht muß darum ganz notwendig auf jene Stimmverderbnis hinführen, die wir oben gekennzeichnet haben. Weiseste, sorgfältigste Schonung der Stimme im Entwicklungszeitalter ist darum das erste Erfordernis einer entsprechenden Reorganisation der allgemeinen Gesangspflege; ihr zur Seite muß dann von Anfang an eine zielbewußte Schulung des Tonansatzes gehen. Ein Sänger, der diese anfänglich versäumt hat, kann zwar durch Fleiß und Energie manches davon nachholen, wird aber naturgemäß viel schwerer zu ringen haben, alteingesessene Fehler und Unarten wieder los zu werden, als einer, der sie von Anfang an vermieden hat.

Der Ausgangspunkt einer richtigen, für den guten Chorsänger unerläßlichen Tonbildung ist eine entsprechende schöne Lautbildung. Thomaskantor Professor Schreck pflegt auf die Frage nach seiner Singlehrmethode zu sagen: man lehre die Schüler gut sprechen, dann hat man die Haupt-

sache zur Erzielung eines schönen Tones bereits getan. Den gleichen Weg weist auch Löbmann in seinem Artikel. ‚Es ist ein weitverbreiteter Irrtum,‘ sagt er, ‚zu meinen, das Kind, der Zögling lerne von selbst sprechen. Zwischen „Sprechen" als Naturanlage und zwischen ‚Sprechen‘ als Kunstübung besteht ein himmelweiter Unterschied. Die Hauptarbeit beim Sprechen haben zu leisten die Zungenspitze, der Unterkiefer und die Lippen. Die Zunge besitzt von Haus aus die größte Beweglichkeit. Gleichwohl ist ihre Sonderbildung für die Lautbildung durchaus notwendig. Wesentlich ungünstiger liegen die Verhältnisse bei den Lippen. Schon bei der genauen Bildung des „u" stößt der ernsthaft arbeitende Sprachlehrer auf große Hindernisse. Kaum daß die Lippenenden sich irgendwie aus der Gesichtsfläche herausheben. Ob der Schüler „u" oder „o" oder „a" spricht oder singt, das kann man in der Regel seinem Munde schwerlich ansehen, so teilnahmlos verhält er sich zur Sache. Da hilft nur eines: Vormachen und immer wieder vormachen.‘ Die deutlich ausgeprägte Bildung der Vokale hat also die Grundlage alles Stimmstudiums zu bilden. Als Ausgangspunkt zu wählen ist dabei das ‚u‘. Was Löbmann darüber sagt, wird in dieser Art so ziemlich von allen bedeutenden Gesangsmeistern gelehrt, bietet sich aber hier in besonders trefflich prägnanter Kürze. Die Bildung des u-(oder ü-)Lautes erfolge nach guter Einatmung unter leiser Stimmgebung, wobei sich die Lippen ‚rüsselartig‘ vorstrecken sollen. ‚Der Ton selbst sei dunkel, leise, kernlos . . . Diese Schalldämpfungsarbeit ist wesentlicher, als für den ersten Augenblick scheint. Die Stimme wird abgeschwächt und durch Bildung des u oder ü die Arbeit des Ansatzrohres mehr auf die vorderen Organe verlegt. Der Ton erhält bei aller Abdämpfung und Schwäche seinen Hauptvorzug, sein Volumen. Er wird bei gleichbleibender Atemstärke und Muskelspannung voller, wohliger. Außerdem werden die Muskeln der Zungenwurzel, die Stimmband- und die Kehlkopfmuskeln in die lockerste Bereitschaftsstellung gedrängt. Der Hals bleibt frei, die Muskelbänder liegen lose zur Arbeit bereit und stellen sich je nach Wunsch des Sängers rasch und leicht zur Tätigkeit ein und lassen auf Wunsch rasch nach. . . . Damit hat man die Hauptsache aller Tonbildung erfaßt und sicher in die rechte Bahn geleitet: Die Erzeugung des losen Tones. Nur von diesem aus ist eine Vermehrung des Tonvolumens möglich, die eine Folge der weichen und weiter auseinandergestellten Klangwände ist. Hat man das „u" klar und rein gebildet, so verlege man die Tonhöhe etwa um eine Quart nach oben . . . unter Ausschluß jeglicher, auch der kleinsten Unterbrechung im Tonflusse . . . Alles, was nur entfernt an einen Stoß der Stimme, an einen harten Ansatz erinnere, sei streng zu vermeiden. Also jeglicher Druck der Stimme sei zu unterlassen . . . Wer als Chorleiter den „weichen", oben geschilderten Ansatz erstrebt, wird gut tun, den Sänger anzuleiten, daß er sich im Ansatz des Wortes, das mit einem Vokal beginnt, z. B. Am Abend — Ein Engel usw., ein „h" hinzudenkt. Dadurch wird der Sänger bewußt und unbewußt sein Stimmorgan so einstellen, daß jedes Platzen und Stoßen der Stimme vermieden wird; es sei denn, daß die Dramatik des Vortrags die Knalleffekte des gestoßenen Einsatzes verlangt.‘ Daß natürlich dieses Ansatz-h unter keinen Umständen wirklich hörbar werden darf, versteht sich von selbst. Beim Weiterschreiten der Übungen wird ähnlich wie beim u auch bei den anderen Vokalen die naturgemäße, deutlich ausgeprägte Bildung geübt. Ehe man dann zur Bildung ganzer Worte übergeht, empfiehlt es sich, zunächst einzelne Silben namentlich mit sogen. ‚stimmhaften‘ Diphthongen (besonders m, n, r, s, ng) zu üben; diese letzteren besonders sind eine ausgezeichnete Mithilfe, den Ton nach vorn zu bringen, d. h. ihm entsprechende Resonanz in der Mundhöhle zu verleihen. Eine weitere wichtige Übung ist dann die allmähliche Verschmelzung der Vokale, d. h. das Übergehen von einem zum andern (z. B. das u langsam in ein o, dieses dann in ein a ‚hinüberziehen‘ u. dgl.), wobei die

Grenzen des Übergangs gar nicht bemerkt werden dürfen und möglichst mit Atem zu sparen ist. ‚Dadurch gewöhnt sich das durch Schreien und Dröhnen verwöhnte Ohr an den Wohlklang des weichen Stimmlautes und anderenteils bekommt der Singzögling das Muskelgefühl für die rechte Lage des Singapparats.‘ Dieser letztere Vorteil erscheint, wie Löbmann zu Recht bemerkt, besonders wichtig und segensreich für den Gesangsunterricht in der Volksschule.

Bedeutende Gesangsmeister wie Scheidemantel und Ernst Paul empfehlen die angedeuteten Sprech- und Singübungen anfänglich nur mit Flüsterstimme und zuerst nur auf e i n e m Tone auszuführen. Durch derartig ‚gezogenes‘ Sprechen werden, wie Löbmann bemerkt, ‚die einzelnen Laute gleichsam aus ihrer festen Verbindung gelöst und mit dem Lebensodem der Stimme zu größerer Plastik und Anschaulichkeit herausgebildet werden. Das Ohr nimmt bei vermehrter Zeitdauer des Lautes seine charakteristische Färbung und Form leichter und klarer wahr, und das auf diese Weise tonlich stärker beeinflußte Ohr wirkt auf die Vorstellungs- und Willenstätigkeit des lauschenden Singschülers stärker und nachhaltiger ein, als dies bei der flüchtigeren Umgangssprechart geschieht. Der Schüler erhält nach und nach eine Ahnung, daß er, auch wenn er schon „sprechen“ kann, noch so manches zu tun und zu lassen habe, ehe er sagen kann, daß er „reden“ gelernt habe.‘ —

Das letzte Ziel aber, das alle diese Vorübungen erstreben sollen, ist die Errungenschaft des ‚l o s e n‘ T o n s als Grundlage aller Tonbildung, des ‚losen‘ Tones, bei dem, wie wir oben bereits andeuteten, alle Organe in durchaus ungezwungener Weise funktionieren und weder die Atemwerkzeuge noch die Stimmbänder irgendwie forciert werden. Der Berliner Gesangslehrer Siga Carsò war wohl der erste, der die Forderung des ‚losen‘ Tones zum Ausgangspunkt des Gesangsunterrichts erhoben hat; heute stimmen diesbezüglich so ziemlich alle Stimmbildner mit ihm überein. Die streng systematische, kunstgemäße Erlernung dieser Tonbildung kann natürlich nur vom beruflichen Kunstsänger verlangt werden. Allein mit den Elementen der Lehre soll sich jeder vertraut machen, der irgendwie Gelegenheit zum Singen hat, sei es auch nur als anspruchsloses Mitglied eines Dilettantenchors. Die eminenten Vorteile, die auch nur beschränkte Übungen einschlägiger Art bereits bieten, wird jeder, der den Versuch macht, alsbald an sich selbst mit Freuden beobachten können. Dadurch wird das rohe, bildungsfeindliche ‚Schreien‘, zu dem ganz ungeschulte Stimmen sich fast regelmäßig verirren, alsbald verschwinden. Unter den vielen Momenten, bei denen eine Reform unseres Dilettantenchorwesens einzusetzen hat, ist die Frage der Stimmbildung eines der wichtigsten. Systematische Treffübungen sind bei den meisten Vereinen ja längst in Gebrauch; ihnen sollte allenthalben auch Unterweisung in den Elementen der Tonbildung angegliedert werden. —z.

:: Neues vom Büchermarkt ::

Drei Jahre in der Libyschen Wüste. Von J. C. E. F a l l s. Reisen, Entdeckungen und Ausgrabungen der Frankfurter Menasexpedition (Kaufmannsche Expedition). Mit einem Geleitswort von Monsignore Dr. Carl Maria Kaufmann und 192 Abbildungen, zumeist nach Originalaufnahmen sowie zwei Karten. Gr. 8° (XVIII und 344 S.) M. 8.50; geb. in Leinwand M. 10.—. Freiburg i. Br. 1911, Herder.

Die modernen Reisewerke sind vielfach von jenem sattsam bekannten Stil impressionistisch abgehackter Sätze und aufregender Wortneubildungen beeinflußt worden, der oft manchem ein ruhiges Vertiefen in einen interessanten Gegenstand unmöglich machen kann. Das vorliegende Buch von Falls baut vor dem Leser in einer Sprache von selten vornehmer Schlichtheit ein Denkmal moderner Forschungsarbeit auf, das unsere aufrichtigste Bewunderung erzwingt. Was die Frankfurter Menasexpedition gezeitigt hat, ist durch Msgr. Kaufmann selbst in rein wissenschaftlicher Form zum Teil schon veröffentlicht worden. Dem

Archäologen gibt das Buch von Falls hiezu einen liebenswürdigen Kommentar; den gebildeten Laien führt es dank der klaren Anordnung vortrefflich in die Tätigkeit der Expedition ein und vermittelt ihm deren wichtigste Ergebnisse im Rahmen der Schilderung der unsäglichen Beschwerden und Gefahren der verschiedenen Landdurchquerungen. Ganz zu respektieren vermag diese Seite des Werkes vielleicht nur der wissenschaftliche Orientreisende selbst, der auch das frische Bild von Land und Leuten mit besonderer Freude still zurückblickend an sich vorüberziehen lassen wird. Kapitel, wie: ‚Mit dem Vizekönig nach der Amonoase. Ein historischer Wüstenzug auf den Pfaden Alexander d. Gr.' gehören zum Packendsten, was uns die Orient-Literatur überhaupt geschenkt hat. Die gediegene Buchausstattung und die Beigabe von 192 Abbildungen zumeist nach Originalaufnahmen des Verfassers machen das Werk zu Geschenkzwecken ganz besonders geeignet; vor allem sei es auch Schulbibliotheken empfohlen. -m. b.-

Unsere Kunstbeilagen

Die Bilder von Karl Caspar sind in dem betreffenden Hauptartikel gewürdigt.

Offene Briefe

Herrn H. H. in K. Einverstanden daß es eine ‚Infamie' ist, wenn die ‚Petrus-Blätter' (Nr. 17, S. 203) schreiben: ‚Der abgefallene Priester Romolo Murri, der einst in ‚Hochlandkreisen' hochgefeierte italienische Sozialreformer, steht im Begriff, die Zivilehe mit einem norwegischen Fräulein Ganghilde Lund einzugehen.' Denn was hat die Zivilehe des heutigen Murri damit zu tun, daß ‚Hochland' in zwei Artikeln über katholische Strömungen in Italien (August 1906 und März 1909) auch über Murri sprach zu einer Zeit, wo seine heutige Entwicklung noch in keiner Weise abzusehen war? — Hochgefeiert? Niemals! Also eine Lüge, die man vielleicht damit weniger greifbar machen möchte, daß man statt vom ‚Hochland', von ‚Hochlandkreisen' spricht. Unehrlich, wie man's auch nehme, und ein wahres Ärgernis bei einem Organ, das die Dinge ‚im Lichte des römisch-katholischen Glaubens' zu sehen und zu beurteilen vorgibt. Sind die Petrus-Blätter so sicher, daß keiner von denen, mit denen sie sich heute, so oder so, befassen, auf schiefe Wege geraten könne? Oder was würden die Petrus-Blätter gesagt haben, wenn wir z. B. in einer Notiz über den Grafen Hoensbroech gehässig hätten beifügen wollen, der ‚von den Jesuiten erzogen und von der katholischen Presse hochgefeiert war'. Man würde uns mit Recht perfide Tendenz vorgeworfen haben. Was haben wir den ‚Petrus-Blättern' getan, um ein solch liebloses, unchristliches Verfahren auch nur scheinbar zu rechtfertigen? Oder glaubt man wirklich, daß es möglich sei, mit solchen Mitteln kirchlichen Sinn zu pflegen? . . .

Herrn Lehrer R. in O. Zweckmäßige Fingerzeige für die Anlage einer Familienchronik und für alle hiezu nötigen Ermittlungen finden Sie in dem soeben erschienenen, auch in anderer Hinsicht aufschlußreichen Werk: ‚Das goldene Buch der Familie', herausgegeben von der Heraldisch-genealogischen Gesellschaft, Düsseldorf-Gerresheim (geb. M. 10.—). Es enthält ein eigenes Kapitel über Pflege der Familiengeschichte. — Einen umfassenden, wissenschaftlichen Grundriß der Genealogie hat jüngst Dr. Ernst Devrient, erster Archivar der Leipziger Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, unter dem Titel ‚Familiengeschichte' zur Teubnerschen Sammlung ‚Aus Natur- und Geisteswelt' (geb. M. 1.25) beigesteuert.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.